Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Science

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1838.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1838.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

I.

Politique d'Aristote traduite en français d'après le texte, collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire. Paris, imprimé par autorisation du roi de l'imprimerie Royale MDCCCXXXVII. Tome I. CLXXXIX. u. 327 S. T. II. 559 S. gr. 8.

Erster Artikel.

Das Erscheinen dieser griechisch-französischen Ausgabe der Aristotelischen Politik, welche von einem für die Alterthumswissenschaft begeisterten Manne seit längerer Zeit vorbereitet, von französischen Journalen vorher verkündet, jetzt mit Approbation der K. Akademie in prächtiger Ausstattung an das Licht getreten ist, darf jedenfalls als ein erfreuliches Zeichen dafür gelten, dafs bei unsern unruhigen Nachbarn die dem gewinnsvollen Treiben des politischen Tagesmarktes fremden Studien der Alterthumswissenschaft, neben dem allmächtigen Utilitätsprincip, dem Götzen der Gegenwart, ihren stillen Platz zu behaupten streben. Um so mehr kann es unsre Theilnahme, wenn wir dabei, wie hier, das Bewufstsein über die hohe Aufgabe jener Wissenschaft: Vergangenheit und Gegenwart über die Kluft von Jahrtausenden mit einander zu vermitteln, und den geistigen Erwerb des Alterthums für die modernen Zustände und Interessen auszubeuten, bei den Pflegern der Alterthumswissenschaft in unserm Nachbarlande ausgesprochen und bethätigt sehen. Dazu gesellt sich ferner noch ein drittes Interesse. Wir haben hier nämlich ein Werk vor uns, dessen genauere Prüfung uns die Mittel an die Hand giebt, seinerseits den gegenwärtigen Standpunkt der Philologie in Frankreich mit dem in unserm deutschen Vaterlande zu vergleichen und beide an einander zu messen, und anderseits ein richtiges Urtheil uns darüber zu bilden, wie weit unsere Nachbarn jenseits des Rheins in der Arbeit gekommen sind, sich mit den Resultaten deutscher Philosophie und Wissenschaft in der Behandlung des Alterthums, und hier namentlich seines gröfsten Geistes vertraut zu machen.

Denn während laut den neusten Berichten deutscher Reisenden aus Paris, (man lese nur Mundt's Spaziergänge u. s. w. I. S. 369 u. S. 353—54) die jetzigen Heroen französischer Poesie und Schöngeisterei, ein Victor Hugo, Scribe u. a. m., in eben so hochmüthiger als kläglicher Unwissenheit über die bedeutendsten neueren poetischen Productionen Deutschlands leben, da doch die ehrlichen Deutschen gewissenhaft von jedem schlechten Roman, jeder Blut- und Schreckenstragödie, die in Frankreich wie Pilze hervorschiefsen, Notiz nehmen, und wohlorganisirte Uebersetzungsfabriken auch die wenigen des Französischen Unkundigen in dieser Hinsicht redlich versorgen, — zeigt sich uns dagegen in der Wissenschaft und *ihrer* Literatur eine erfreulichere Erscheinung; und hier wenigstens kann Hrn. Th. Mundt's Ausspruch nicht angewendet werden: „dafs es nichts Komischeres geben könne, als einen deutschen Diogenes, der in Paris die deutsche Litteratur mit der Laterne suche." In Hrn. St. Hilaire sehen wir einen Mann, der sich für einen Franzosen sehr gewissenhaft um die deutsche Litteratur seiner Wissenschaft bekümmert hat, der dabei der deutschen Sprache mächtig ist, und sich in dieser Hinsicht sogar erlauben darf, ein hartes Urtheil Schneider's über Garve's deutsche Uebersetzung der Politik mit Fug und Recht zu mildern (S. Préface S. CXXXII.) und zu berichtigen. Auch ist er überall bereit, diese seine Kenntnifs der deutschen Literatur an den Tag zu legen, und die Anführungen deutscher Werke, die noch nicht die Ehre einer französischen Uebersetzung erhalten haben, wie von Tennemann, Ottfried Müller, Niebuhr, Hegel, und die

Benutzung und Ausbeutung der Arbeiten des Unterzeichneten, der natürlich nicht ohne eine gewisse Vaterfreude auch seine Geisteskinder in so hoher Gesellschaft aufgenommen sieht, — können nur dazu dienen unser Urtheil in dieser Beziehung im Voraus günstig zu stimmen, und uns Freude über eine Erscheinung empfinden zu lassen, die ein so reges Streben bei unsern Nachbarn bezeugt, sich mit den Bestrebungen und Leistungen deutscher Wissenschaft in Rapport zu setzen. Denn wie lange ist es her, dafs das au-delà du Rhin den Franzosen auch in geistiger Hinsicht vollständig eine terra incognita war? — Wollen wir es uns nur ehrlich gestehn: Die Erweiterung des Gesichtskreises in Philosophie und Alterthums-Wissenschaft ist noch jung bei unsern Nachbarn, und von dieser Jugendlichkeit giebt denn auch Hrn. St. Hilaire's Werk, trotz jener schimmernden Seite, reichliches Zeugnifs. Oder sollte es wirklich *jetzt* noch Jemanden in Deutschland geben, der bei der Würdigung der griechischen und namentlich der Aristotelischen Philosophie und ihrer hohen Bedeutung sich ernsthaft damit abgeben möchte, nicht etwa Philosophen wie Tennemann, sondern einen Brucker neben Hegel anzuführen und zu widerlegen, wie das Hr. St. Hilaire (Préf. p. XII. u. a. a. St.) wirklich thut? Ich denke, dies Eine reicht vollkommen hin, um dasjenige näher zu bezeichnen, was wir zuvor mit jener Jugendlichkeit der französischen Bestrebungen auf diesem Felde geistiger Entwicklung andeuten wollten. Wo nicht, nun so lese man (Préface S. XXXIV ff.) was Hr. Victor Cousin, dieser Mann, der, um mit Hrn. St. Hilaire zu reden, „auf die Bewegung und den Umschwung der philosophischen Studien unserer Zeit den gröfsten und wohlthätigsten Einflufs geübt hat," und der, wie Deutsche sich ausdrücken, „sich mit deutscher Philosophie und besonders mit dem Hegelschen Systeme wie kein Franzose sonst vertraut gemacht hat," — was dieser Heros des philosophischen éclectisme impartial in Frankreich, in seinem Cours d'histoire de la philosophie als appréciation générale der Aristotelischen Philosophie und der Politik insbesondere seinen Landsleuten vorzudeklamiren sich erlaubt, um sich zu überzeugen, dafs Hr. Cousin den Aristoteles unmöglich auch nur gelesen haben kann, wie denn dies Hr. St. Hilaire, freilich auf die zarteste und schonendste Weise, dem einflufsreichen Hrn. Staatsrath auf beinahe zehn Seiten nachweiset (S. Préface p. XXXVII—XLV.). Ueberhaupt mufs [illegible] St. Hilaire nachgerühmt werden, dafs er mit grofser [illegible]lichkeit die Leistungen seiner Landsleute [illegible] sucht, wie das aufser dem eben angeführten [illegible] auch noch aus dem Umstande hervorgeht, [illegible] muthig genug ist, sogar Montesquieu's [illegible] trotz des vom Verf. gewählten hochfüth[illegible] „Proles sine matre creata" schlechtweg [illegible] Aristotelische Politik bedingt zu bezeich[illegible] er für die Considérations sur la Grandeur [illegible] la Décadence des Romains, Machiavel's Discorsi [illegible] deck di Livio als Basis anführt.

Doch es ist Zeit uns dem vorliegenden Werke selbst zuzuwenden. Hier nimmt zunächst [illegible] „Vorrede" unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, [illegible] unter diesem unscheinbaren Titel dennoch [illegible] und Umfang (sie umfafst nahezu an 200 [illegible]) ein eignes Buch angesehen werden darf. [illegible] That sind Prolegomena von dieser Reichh[illegible] nach diesem Plane noch zu keinem Aristotelischen Werke (wenn man etwa Schneiders Ausgabe [illegible] geschichte ausnehmen will) geschrieben [illegible] die Vorrede folgt der griechische Text mit [illegible] stehender französischer Uebersetzung; [illegible] zunächst der kritische Apparat, und unter di[illegible] Noten in französischer Sprache, zumeist histo[illegible] halts, und soweit sie das Alterthum betreffen, [illegible] theils aus den deutschen Vorgängern G[illegible] und Schneider entnommen. Eigenthümlich sind [illegible] etwa nur die Blicke auf politische Zustände [illegible] und neusten Zeit, und die Anführungen neuer politischer Werke. Den Schlufs des Ganzen [illegible] verschiedene Indices als 1) der vom Verf. [illegible] Schriftsteller S. 481—483, 2) ein Verzeichnifs der Handschriften, Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare u. s. w. der Aristotel. Gesammtwerke, der Politik S. 484—489, 3) ein griechischer Index der bedeutendsten Worte (S. 490—501) und 4) [illegible] générale des matières (S. 502—559.).

Der erste Abschnitt der Prolegomena [illegible] die Aufgabe: der Politik des Aristoteles [illegible] im Systeme des Philosophen anzuweisen [illegible] das Hauptprincip derselben hervorzuheben. Allein wie der Verf. dazu gelangt, dieselbe zu lösen, verfällt er [illegible] auf allerlei historische Seitenwege, die [illegible] zu seinem eigentlichen Thema gelangen [illegible]

einigen Andeutungen über den Entwicklungsverlauf der griechischen Philosophie von Sokrates bis auf Aristoteles, über die Weltherrschaft, welche das System des letzteren sich durch anderthalb Jahrtausend gewonnen und nach Anführung der Urtheile von Brucker, Tennemann („un homme dont personne ne recusera le temoignage" S. XI, während Hegel Werke XIII, S. 132 das schwere Wort ausspricht: „dafs man nur durch die Annahme des *Gegentheils* von dem, was Tennemann für Aristotelisch angebe, eine richtigere Ansicht von Aristotelischer Philosophie bekomme), Hegel und Ritter über die grofse Bedeutung des Aristoteles, giebt der Verf. eine skizzenhafte Analyse der Politik desselben, von welcher er sich jedoch bald ab- und der historischen Untersuchung über die Studien des Aristoteles auf dem Gebiete der Politik zuwendet. Nach einigen biographischen Andeutungen (S. XVI—XVIII) wird der konfuse Katalog politischer Schriften des Aristoteles bei Diogenes Laertius mitgetheilt und besprochen (S. XVIII — XXV), allein keinerlei neue Resultate gewonnen. Denn dafs der eine oder der andere jener, von dem unkritischsten alter Kompilatoren angeführten Büchertitel sich vielleicht auf diesen oder jenen Theil des vorhandenen Werks zurückführen lasse, und dafs von andern gar nicht einmal nur mit Sicherheit anzugeben sei, ob ihr Inhalt wirklich ein politischer war, wufsten wir schon lange (Man vgl. Buhle's Commentatio de Aristotelis libris deperditis in den Commentatt. societ. Gott. XV p. 57—134, welche Hr. St. Hilaire nicht gelesen zu haben scheint). Hier fehlt es überhaupt dem Vf. an gründlichen tiefeindringenden selbständigen Vorstudien, wie das namentlich sein viel zu mildes Urtheil über die elende Neumann'sche Sammlung der Aristotelischen Politien-Fragmente (S. XXIII not.), und vor allem die dürftige Notiz über die *Νόμιμα βαρβαρικά* (S. XXII) beweisen, über welche er ohnehin Alles, was darüber gewufst werden kann, aus Carl Stahr's Abhandlung „über die Sammlung der Aristotelischen Fragmente und über die barbarischen Satzungen des Aristoteles" (in den Jahrbb. für Philologie und Pädagogik IV. Supplementband Heft I. p. 237—250) hätte entnehmen können.

Erscheinen nun dem Vef. die eignen Vorarbeiten des Aristoteles zu seiner Politik mit Recht als hochbedeutend, so spricht er sich dagegen (S. XXV-XXVIII) vielleicht etwas zu geringschätzig über die Vorgänger und Nachfolger des Philosophen auf diesem Gebiete aus, über deren Leistungen wenigstens hinsichtlich des Materials, welches sie boten, bei dem gänzlichen Verluste aller hierher gehörigen Werke, unser Urtheil jedenfalls höchst unsicher ist. Mehr kann man den darauf folgenden Andeutungen über den Titel *περὶ πολιτείας* der Werke griechischer Philosophen und der S. XXIX – XXXI ausgeführten Ansicht beistimmen: „qu'en général l'idéal n'entre pour beaucoup dans la science politique des philosophes grecs." wobei denn der Thatsache, „dafs seit Platon und Aristoteles die wesentliche Verbindung und gegenseitige Durchdringung der Ethik und Politik in der Theorie wenigstens nicht wieder aufgehoben worden sei", die andere aus der neusten Zeit an die Seite gesetzt wird „dafs der Convent, als er das Institut de France gründete, und das Studium der Politik in demselben einführen wollte, sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, eine Classe des sciences *morales* et politiques zu schaffen, reconnaissant ainsi (setzt Hr. St. Hil. hinzu) la liaison intime des unes et des autres. Demnächst bekämpft St. Hil. die grundfalsche Behauptung Montesquieu's, dafs die Aristotelische Politik einer rein polemischen Tendenz gegen Plato ihre Abfassung verdanke, sowie jene platte dem boshaften Timäus von Tauromenium nachgeredete Anschuldigung, dafs Hauptsätze der Aristotelischen Politik durch sein höfisches Verhältnifs zu Alexander dem Grofsen bedingt seien. (S. XXXI — XXXIV) Dies Alles, sowie die darauffolgende Zurückweisung des zuvor angeführten Cousinschen Geredes, der die auf uns gekommene Aristotel. Politik 1) für höchst lückenhaft hält, 2) für das leitende Princip des Aristoteles den blofsen blanken „*Nutzen*" (l'utilité) und 3) den Philosophen selbst für einen Vertheidiger der Sklaverei, und (hört! hört!) der Tyrannei ausgiebt — dies Alles, sag' ich, sind Dinge welche zeigen, mit welchem Gesindel von abgestandenen Vorurtheilen sich in Frankreich noch im Jahre 1837 ein Herausgeber des Aristoteles herumzuschlagen für nöthig halten mufs.

Erst nach diesen weitläuftigen Vorbemerkungen wendet sich der Verf. wieder seinem oben angegebenen Thema zu, und wie er früher (S. XIV) die Politik des Aristoteles als die vorzugsweise „architektonische" Wissenschaft d. h. als die Wissenschaft der Realisation des praktischen Geistes begriffen hatte, stellt

er jetzt (S. XLV ff.) das Grundprincip derselben als das „republikanische im Sinne des Alterthums" heraus, bezeichnet den Aristoteles als den Vater auch der Politik als Wissenschaft, und den Werth und die Bedeutung der Aristotelischen Politik als ewig und in die Zustände des modernen Staats-Lebens übergreifend (S. XLVI—XLIX).

Hier beginnt der zweite Abschnitt der Prolegomena: „Transmission de la Politique depuis Aristote jusque à nous." (S. L—CXLI) Hr. v. Saint Hilaire hat in diesem Theile seiner Arbeit einer Aufgabe zu entsprechen versucht, die Ref. schon längst auf alle oder doch mindestens auf die Hauptwerke des Alterthums immer mehr und mehr ausgedehnt wünschte, und zu deren Lösung für die Aristotelischen Werke er denn auch durch mehrere seiner Arbeiten sein Scherflein beigetragen hat. Und in der That ist es kein unverdienstliches und undankbares Geschäft, die mannigfachen Schicksale immer klarer heraustreten zu lassen, welche die uns geretteten Werke der Denker und Dichter des Alterthums auf ihrer langen Reise zu uns erfahren haben. Denn abgesehen von dem Interesse des Gegenstandes an sich und der daraus für die historische und sprachliche Kritik der Alterthumswissenschaft selbst zu gewinnenden Resultate, mufs es einleuchtend sein, dafs Forschungen dieser Art, in dem Grade als sie sich von den gebahnten Heerstrafsen, und den breitgetretnen Wegen gewöhnlicher Sammler und Kompilatoren zu entfernen haben, auch zu wahrhaften Bereicherungen der Kunde aller der Zeiten und Literaturen werden müssen, in deren dunkelste und verborgenste Regionen sie eindringen müssen. Es ist hier wie überall, dafs eine Thätigkeit, eine Forschung, eine Wissenschaft der andern in die Hände arbeitet, und dafs ein selbst für den Hauptzweck schlechthin negatives Resultat wieder zu einem positiven umschlägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Sebaldi Ian. Ever. Rau, Iur. Rom. et hod. Dr., Variarum lectionum liber ad Ciceronis orationes pertinens. Lugduni Batavorum, Luchtmans, 1834. 210 S. gr. 8.

Je kümmerlicher jetzt die philologische Litteratur in Holland gedeiht, die bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Stolz der Nation ausmachte, desto erfreulicher sind uns einzelne Beweise, dafs die Neigung für die klassische Litteratur unter den Jüngeren noch nicht erloschen ist. Als einen solchen sehen wir die vorliegende Schrift des Hrn. *Rau* an, die sich mit der diplomatischen Kritik von Ciceros Reden und besonders mit den Commentaren des wahren und des falschen Asconius über dieselben beschäftigt. Hr. Rau ist ein Schüler des sorgfältigen Philologen Bake, dem er sein Buch aus ländlicher Zurückgezogenheit dedicirt hat, bereits Verfasser einer juridischen Dissertation über Ciceros Rede pro Quinctio. In gegenwärtiger Schrift achten wir, aufrichtig gestanden, mehr das Bestreben und die Form der Darstellung, woran immer noch der Nachkomme der Ruhnken und Wyttenbach erkannt werden mag, als die Bedeutsamkeit der Leistung. Hr. Rau beklagt, dafs ihm der interessantere Theil seiner Untersuchungen über Asconius durch Madvigs eben so geistreiche als gelehrte Schrift über denselben Autor vorweg genommen ist: er giebt über die Frage der Aechtheit und Unächtheit nur noch einige Nachträge und bemüht sich sodann vermittelst der Lesarten der Editio princeps und einer Leydener Handschrift eine beträchtliche Anzahl einzelner Stellen, meist nicht erheblicher Art, zu berichtigen. Die drei ersten Capitel der Schrift beschäftigen sich mit der Emendation des Ciceronischen Textes in mehreren Reden, p. Sextio, p. Cluentio, p. Balbo, in Pisonem und einigen andern, nach Art Muretischer Variae Lectiones. Hr. Rau hat selbst keine Codices benutzt: er versucht seine Kritik an dem, was Andere d. h. namentlich Orelli, hin und wieder nicht beachtet haben. Wir tadeln dies nicht, denn des unbenutzten und unbeachteten Materials ist in unserer Wissenschaft noch sehr viel vorhanden; aber Hrn Rau's Verfahren ist doch zu isolirt und zufällig. Wir hätten gewünscht, dafs er die Autorität der Codices und alten Ausgaben von jeglicher Rede, auch nur nach den bisherigen Sammlungen, einer neuen Prüfung unterworfen, ihren Werth festgestellt und von dieser allgemeinen Untersuchung aus die letzte Recension an den betreffenden Stellen berichtigt hätte. So würde sich das Ganze besser gestaltet haben und etwas wesentlich Nothwendiges geleistet worden sein. Bei den meisten dieser einzelnen Verbesserungsversuche bleiben uns erhebliche Bedenken zurück, und es will uns oft scheinen, als habe Hr Rau durch seine Kritik der Kritik, was schon richtig war, wieder übel gemacht So halten wir p. Mur. 11, 23 Niebuhrs Conjectur *verba quaedam* statt *notas quasdam* nach den Lesarten der Handschriften für richtig, Hrn. Rau's *nova carmina clam* kritisch für unbegründet; und p. Rabirio 8, 21 Murets *puer blandus* statt *perblandus* für sehr ansprechend, was aber Hr. Rau daraus macht, *orator blandus* für ganz abgehend: denn *puer* kann wohl in *per* verdorben sein, aber nicht *orator*. Ganz verunglückt erscheinen uns pag. 78 flgg. die Versuche den Cicero in der Rede in Pis. 27 witziger zu machen als er ist. Aber sehr gefällt uns, dafs p. Flacco 32 in. für das bisher noch allen unverständliche *Flaccum in curia decrevissent veridicat* aus alten Lesarten gemacht wird *Flaccum injuria decrevisse dicis*. Zum Schlufs nur noch den Wunsch, dafs Hr. Rau, wenn er diese Zeilen liest, in unserm Tadel nicht einen Mangel an Anerkennung seiner schätzbaren Studien finden möge. Ἀλλὰ χρόνῳ ζητοῦντες ἐφευρήσομεν ἄμεινον. Z.

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Politique d'Aristote traduite en français d'après le texte collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire.

(Fortsetzung.)

Hrn. St. Hilaire darf das Verdienst nicht abgesprochen werden, die Arbeiten seiner Vorgänger (und Ref. ist gezwungen dies namentlich auf seine eignen Leistungen zu beziehen), gewissenhaft benutzt, und insbesondere durch seine Kompilation die Resultate ihrer Untersuchungen aus den Winkeln ihrer, immer nur wenigen Lesern zugänglichen, Monographien hervorgezogen, und einem gröfseren Publikum zugänglich gemacht zu haben, und die offne Art und Weise, wie er dabei verfährt, die Anerkennung, mit der er jene auf dem Wege mühsamer Forschung und historischer Kombination gewonnenen Resultate als „demontrés d'une manière irrécusable" (S. LVIII) herausstellt, möchten wir manchen Kritikern unter unseren Landsleuten als Muster empfehlen, selbst auf die Gefahr hin, in diesem Falle als Panegyriker eigner Eitelkeit verschrien zu werden. Allein selbstständig weitergeführt hat der Verf. die Untersuchung selbst allerdings um keinen Schritt. Vielmehr ist er nur da ausführlich (für deutsche Leser selbst bis zu unnöthiger Breite ausführlich) wo ihm, wie für die Periode von Aristoteles bis auf Andronikus, und für die gesammte römische Litteratur einerseits, und für das Mittelalter andrerseits in den Arbeiten des Unterzeichneten (*Aristotelia* zweiter Theil und: Aristoteles bei den Römern. Leipzig, Lehnhold 1834) und in dem Meisterwerke *Jourdain's* (Geschichte der Aristotel. Schriften im Mittelalter deutsch mit Zusätzen von Stahr. Halle, Waisenhb. 1831) die Akten vollständig vorlagen. Und doch konnte es ihm nicht entgangen sein, dafs Ref. in der Fortsetzung seiner Untersuchungen in dem Schriftchen: Aristoteles bei den Römern, nur einer Nebenader des reichen Schachtes nachzugehen versucht hatte, der sich in der *griechischen* Literatur von Strabon und Plutarch abwärts bis auf die Byzantiner herab zur Durchforschung darbietet. Hier den eingeschlagenen Weg nicht weiter verfolgt zu finden, that dem Unterzeichneten um so mehr leid, als ihm selbst die Hoffnung zur Vollendung jener Arbeit durch seine jetzigen Lebensverhältnisse in eine sehr unbestimmte Ferne gerückt ist.

Hr. St. Hilaire beginnt seine historische Exposition mit Bestimmung der Zeit, in welcher Aristoteles die Politik geschrieben. Diese Zeit fällt zwischen 330—323 v. Chr. Geb., jedenfalls in die letzte Zeit des Aufenthaltes des Philosophen zu Athen. (S. L—LII) Auch dies Resultat ist kein neues, (S. Aristotelia. II, p. 114) und ebensowenig verdient dies Prädikat die von St. Hilaire (S. LII—LIV) verdientermafsen bei Seite geschobene Ansicht Hrn. Michelets, der, wie Samuel Petitus seeligen Andenkens von der Topik und der Analytike und neuerdings Pansch in seiner kleinen gehaltreichen Schrift von der Ethik, so auch (in seinem Examen de la Metaphysique Paris. 1836 p. 209) von der Politik behauptet, dafs sie, dies meisterhaft geschlossene, in sich aus- und abgerundete Werk, etwa gar von fremden Händen aus einzelnen von Hause aus nicht zu einer solchen Vereinigung bestimmten Abhandlungen wie eine Korallenschnur aneinander gereihet sei. Hier hat man alle Ursache das Glaubensbekenntnifs des Herausgebers zu unterschreiben: (S. LIII . .) Je crois que la Politique, disposée dans l'ordre nouveau que je propose, forme un ensemble fort complet, malgré quelques digressions, conçu et exécuté par Aristote lui-même et dont on aura sans doute plus tard détaché des fragmens spéciaux, que Diogène (oder sein Vorfahr) aura pris pour des ouvrages séparés, d'après des indications peu exactes; rien n'indique en effet que le compilateur eût entre les mains les livres

dont il énumère les noms. *Je pense donc, qu'on ne saurait attribuer à Aristote sur la foi de Diogène, un système de composition qui semble si peu d'accord avec la rigueur systematique de son genie.* —

Eben so trefflich charakterisirt der französ. Herausgeber den Stil der Politik, den er durch extrêmement, concis, serré, nerveux, logique und gleichsam die gesammte Methode des Denkers verbildlichend bezeichnet, und demnächst das wesentlich Bedeutende der Darstellung in den schönen Worten hervorhebt: c'est le fond même de la pensée, c'est cette deduction si puissante, si ferme, si rigoureuse qui pose d'abord le principe, parcoure et discute toutes les objections, les écarte, et se résume avec une clarté qui n'a d'égale que la vigueur même et la précision du raisonnement. Der Stil des Aristoteles ist die Prosa an sich, die Sprache des bewufsten Gedankens. Wer kein Griechisch versteht, oder nicht soviel als nöthig um über griechischen Stil urtheilen zu können, mag in Lessing oder in gewissen Stellen der Hegelschen Vorlesungen „einen Hauch jenes Geistes" sich anwehen lassen. Ganz unnützerweise, und man weifs kaum wie er darauf kommt, ist aber der Verf., eh' wir uns versehen, von diesem interessanten Thema wieder abgesprungen und schlägt sich auf den folgenden Seiten (LV—LVII) mit Baco dem Verächter des Alterthums und seinem Nachbeter, dem guten Brucker herum, weil der erstere einmal, vermuthlich mehr um einen witzigen Einfall anzubringen, vom Aristoteles behauptet: er sei mit seinen philosophischen Vorgängern umgesprungen wie ein türkischer Sultan und gemeint: regnare se tuto haud posse nisi fratres suos omnes contrucidasset. Der Eifer und Unwille, womit bei dieser Gelegenheit Hr. St. Hilaire dem alten Bacon von Verulam zu Leibe steigt, sind höchst ehrenwerth, aber doch wieder nur ein Zeichen von der Jugend dieser Studien in Frankreich. Denn in welchem guten deutschen Kompendium der Philosophie der Geschichte stände es jetzt nicht schon zu lesen, dafs umgekehrt grade fast alle älteren Philosophen, den einzigen Platon ausgenommen, der wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit des Meisters der Denker vielmehr ihre *Erhaltung* verdanken.

Jetzt erst kommt Hr. St. Hilaire auf die Geschichte der Aristotel. Werke selbst, aber auch hier holt er etwas gar weit aus. Er macht es nämlich ganz wie der Unterzeichnete in seiner hierhergehörigen Monographie über die Schicksale der Aristot. Schriften von Aristoteles bis auf Andronikos von Rhodos, giebt die betreffenden Stellen des Strabon, Plutarch, Athenaios und Suidas nicht nur im Urtext, sondern auch in einer wörtlichen französ. Uebersetzung, mit einem Worte acta agit. Denn hier wo der Verf. nicht ein einziges von den Untersuchungen des Ref. abweichendes oder unabhängiges Resultat gewonnen hat, war es genug die gewonnenen Resultate, nebst den Hauptpunkten des Untersuchungsganges kurz und bündig anzugeben. Doch auch hier dürfen wir wieder nicht vergessen, dafs der Verf. zunächst für seine Landsleute, und nicht für Deutschland schrieb. Wir begnügen uns daher mit der Berichtigung einiger dem Hrn. Verf. eigenthümlicher Bemerkungen. Hr. Michelet (a. a. O. p. 9) hat behauptet, oder vielmehr die Ansicht des Unterzeichneten wiederholt, dafs in der berühmten und berüchtigten Stelle bei Strabon unter den Exemplaren, nach welchen Apellikon, *ζητῶν ἐπανόρθωσιν τῶν διαβρωμάτων*, neue Abschriften veranstalten liefs (*εἰς ἀντίγραφα καινὰ μετήνεγκε*), die *Urhandschriften* (autographes) des Aristoteles, d. h. jedenfalls, *die* Exemplare seiner Werke, welche Aristoteles selbst in seiner Bibliothek besafs, zu verstehen seien. Und diese Vermuthung läfst sich und ist auch bis zur Evidenz erwiesen. Ja, nur unter ihrer Annahme sind gewisse Resultate der Untersuchungen des Unterzeichneten völlig sicher, die Hr. St. Hilaire doch selbst als faits irréconsables anerkennt. Aber was sagt er hier? zwar giebt er die Möglichkeit der Vermuthung zu, fügt aber doch nach: „man könne indefs fast meinen, dafs Strabon implicite das Gegentheil sage. Denn Strabo sagt: „Apellikon liefs neue Abschriften (*ἀντίγραφα καινά*) machen." Il n'avait donc pas (führt Hr. v. St. Hil. fort) les *autographes*; car alors Strabon se serait borné à dire *ἀντίγραφα*." Wir glauben schwerlich, dafs er in Deutschland jemanden überreden wird, dafs diese Interpretation die richtige sei. Der Zusatz *καινά* steht den alten wurmstichigen und mottenzerfressenen Exemplaren gegenüber, und ist ein Zusatz der Concinnität, die hier durchaus nothwendig ist. Ueberhaupt aber ist die Behandlung der verschiedenen Berichte des Alterthums über die Schicksale der Aristotelischen Schriften nach dem Tode des Aristoteles dem Verf. nicht gelungen. Man sieht es seiner Darstellung überall an, dafs sie nicht aus eigner gründlicher und allseitiger

Erwägung und Vergleichung der betreffenden Zeugnisse hervorgegangen ist. Wie hätte er auch sonst übersehen können, dafs Strabons (des Hauptzeugen) Bericht nothwendig die Urhandschriften, d. h. die Exemplare der Aristotelischen Werke, wie sie aus Aristoteles Verlassenschaft an Theophrast und von diesem an Nelens von Skepsis übergingen, betreffen mufs, *da ja die Fabel von der zweihundertjährigen Verborgenheit aller, oder doch aller wichtigen Aristotel. Werke grade an das Schicksal eben dieser Exemplare geknüpft wird.* Was aber St. Hilaire S. LXIX im Betreff der Aufbewahrung der Urhandschriften (die allerdings in unserem Falle nicht „Autographa" wie sich der Verf. immer ausdrückt, zu sein brauchen) von der Schwierigkeit hinsichtlich des Schreibmaterials sagt, ist nur richtig, wenn man es gradezu umkehrt, und dient dann eben dazu, unsere Ansicht nur noch mehr zu bestätigen. Wenn endlich St. Hil. als Beweis dafür, dafs in der von Sulla nach Rom gebrachten Bibliothek Apellikons nicht mehr jene ältesten Handschriften sich vorgefunden, den Umstand anführt, dafs ja doch Andronikos von Rhodos an der Aechtheit des dritten Theils der Kategorien (der ὑποθεσία) und der Schrift περὶ Ἑρμηνείας gezweifelt habe, was er doch gar nicht gekonnt hätte, wenn jene Handschriften vorhanden gewesen, so beweiset das wiederum nichts, wenn wir uns nur daran erinnern, in welchem desolaten Zustande sich nach allen alten Zeugen jene, von Apellikon ihrer Seltenheit wegen aus Liebhaberei aufgekauften Exemplare der Aristotel. Schriften befanden. Oder vielmehr es beweiset etwas, woran weder Hr. St. Hilaire, noch der Referent, als er die Aristotelia schrieb, gedacht hat; nämlich den auch sonst ziemlich evident erwiesenen Satz: dafs die logischen Schriften (oder doch wenigstens die genannten Theile derselben) nicht erst aus dem Keller von Skepsis ans Tageslicht gezogen wurden, sondern schon viel früher bekannt waren.

Von der Untersuchung über die Schicksale der *sämmtlichen* Aristotelischen Werke, wendet sich jetzt (S. LXX) der Verf. der Politik selbst zu. Aristoteles selbst hat sie nicht bekannt gemacht, sondern wahrscheinlich bis ans Ende seines Lebens mit Zusätzen vermehrt; wenn aber Hr. St. Hilaire sagt, dafs sich vor Cicero kein Zeugnifs des Alterthums über die Bekanntheit des Werks finde, so ist dies wieder nicht richtig. Vielmehr darf es als unumstöfslich sicher angesehn werden, dafs die Aristotelische Politik den Philosophen des dritten und zweiten Jahrhunderts bekannt war. Hier die Beweise: 1) das Schicksal der Politik ist von dem der Ethik an Nikomachus nicht zu trennen, da beide eigentlich ein Werk bilden, die Ethik aber war unzweifelhaft in jener Zeit bekannt (Aristotelia Th. II, S. 109—114). 2) Timaios kannte und benutzte die politischen Werke des Aristoteles. Von den Politien ist dies erwiesen (Aristotelia Th. II, S. 102—104), von der Politik höchst wahrscheinlich. Denn das boshafte Geklätsch des Timaios (Polyb. XII, 24, 2.): τὸν δ' Ἀριστοτέλην, ὀψαρτύοντα πλειονάκις ἐν τοῖς συγγράμμασιν, ὀψοφάγον εἶναι καὶ λιχνόν, pafst unter allen Werken des Aristoteles, die wir haben, nur auf einige Stellen der Politik, in denen wirklich das tertium comparationis Gastmäler und Speisen sind, z. B. Politic. III., cp. 6. §. 4. III., cp. 6. §. 7. u. §. 10. III, cp. 10, §. 5. Grund genug für einen solchen Lump, wie Timaios, den Zahn seiner Bosheit daran zu wetzen. 3) Endlich haben wir ein *direktes* vollständiges und unverwerfliches Zeugnifs, dafs *Metrodor* von Lampsakos, Epikur's Schüler, die Aristotelische Politik gekannt und gelesen, in einer Stelle des *Philodemus* Oecon. p. 58 ed. Göttl., in welcher nichts zwingt, die Worte: ὅπερ Ἀριστοτέλης ἔπαθεν κατὰ τὸν ἐν τῷ περὶ πολιτικῆς λόγον mit Göttling (Adnotat. p. 206) auf die Ethik zu beziehen.

„Cicero selbst (fährt St. Hilaire fort) erwähnt die Politik des Aristoteles nirgends." Auch dies ist unrichtig, wenn der Verf. darunter nicht etwa ein ausdrückliches Citat wie: ut Aristoteles in — — versteht. Und auch so noch ist diese Behauptung nicht gegründet. Man lese nur (Aristotelia II, S. 157) die Stelle Cic. de divinat. II, 1., §. 3. atque his libris annumerandi sunt sex *libri de Republica* — magnus locus philosophiaeque proprius a Platone, *Aristotele*, Theophrasto — tractatur uberrime, und vergleiche de Divinat. I, cp. 49. mit Arist. Politic. I, cp. II. und des Holländers van Swinderen sonst werthlose dissertatio de Aristotelis Politicorum libris. Groningae 1824. p. 11 not. 13. In Epist. ad Quint. fratr. III, 5. wird sogar Aristoteles de republica et de praestante viro gradezu namhaft gemacht. Hierauf wird die Geschichte der Politik in den ersten 8 Jahrhunderten nach Cicero auf kaum anderthalb Seiten abgemacht. Man sieht, hier

fehlten dem Verf. die Vorarbeiten. Bis auf den Armenier David weifs er eigentlich nur den Kaiser Julian als Kenner der Aristot. Politik anzuführen, und doch findet sich ein so gut wie direktes Citat der Politik schon bei *Plutarch* vit. Lycurgi cp. 14. (angeführt von Schneider ad Aristotel. Polit. II, cp. 6. §. 5. T. II, p. 122.). Aber wie schon gesagt, dieses ganze Feld hat Hr. St. Hilaire unberührt gelassen. Und doch mag eine genaue Durchforschung der Quellen, welche hier um so vieles reichlicher als für die Zeit fliefsen, der die Untersuchungen des Unterzeichneten gelten, noch manches Interessante an's Licht bringen.

Zu Ende des fünften Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung begegnen wir einer direkten Anführung der Politik in des zuvor genannten David's Prolegomenen über die Kategorien. Hr. St. Hilaire citirt die Handschrift der K. Bibliothek No. 1939. fol. 116. Kap. XI., woselbst von David das zweite Buch angeführt werde. Dies ist richtig. Die Stelle lautet in der Scholiensammlung von Brandis (aus Cod. Vatican. 1018. und 1023) p. 25, 6, 2. *πολιτικὰ δὲ, ὡς τὸ Πολιτικὸν σύνταγμα, ἐν ᾧ διδάσκει, πῶς δεῖ πολιτεύεσθαι, κἂν τῷ δευτέρῳ λόγῳ τοῦ Πολιτικοῦ ἀντιλέγει τῇ Πολιτείᾳ Πλάτωνος*... Unrichtig dagegen scheint was Hr. St. Hilaire sagt, dafs David weit häufiger die Politik mit *τὰ Πολιτικά* anführe. In den bei Brandis mitgetheilten Prolegomenen wenigstens thut er dies nirgends. Ja aufser der angeführten gedenkt er nur noch an einer Stelle der Politik, nämlich p. 16, 6. 16. *ἰστέον, ὅτι ἐν μὲν τῷ τῶν Πολιτικῶν συγγράμματι ἕτα σκόπον ἔχει καὶ ὁ Ἀριστοτέλης καὶ ὁ Πλάτων. ἀμφότεροι γὰρ λέγουσι πῶς δεῖ διοικεῖσθαι πόλιν.* Und unmittelbar folgen die nicht ganz leicht verständlichen Worte: *ἐν δὲ τῷ περὶ πολιτείας διαφορόν ἐστι καὶ ὁ σκόπος καὶ ἡ ἐπιγραφή, ὅτι ὁ μὲν Πλάτων ἑνικῶς ἐπέγραψε Πολιτείαν, ὁ δὲ Ἀριστοτέλης πληθυντικῶς Πολιτείας.* Ebenfalls ist es unrichtig, wenn gesagt wird, dafs *Ammonius* und *Simplikios* die Politik *τὰ πολιτικά* nennen. Grade die Aristotel. II, p. 254—259 angeführten Stellen, auf welche St. Hilaire sich beruft, hätten ihn lehren können, dafs beide *οἱ πολιτικοὶ ἐπιγεγραμμένοι λόγοι* citiren und *τὰ πολιτικά* nur überhaupt die *Klasse* der Schriften angiebt. Im achten Jahrhundert kannte Beda, wie St. Hilaire vermuthet, die Aristotel. Politik. Ob die dafür angeführte Stelle der Axiomata philosophica (T. II, p. 126. d. Ausg. v. 1612) dafür spreche, kann ich nicht beurtheilen, da mir jenes Werk nicht zur Hand ist. Das Citat bei Eustathius (ad Iliad. I, V. 406. p. 104 Lips.) ist unsicher und jedenfalls unbedeutend. Der Scholien zum Aristophanes wird mit ein Paar Worten gedacht (p. LXXV—LXXVI), und als etwas Neues ausgesprochen, dafs das Alter dieser wichtigen Ueberreste alter Interpretation *weder* von Küster *noch* von Brunck gehörig geschieden sei. Weiter reicht also St. Hilaire's Kenntnifs der kritischen Leistungen für diese Scholien nicht, und doch hätte er schon in den Aristotel. Th. 2. S. 74—80 und I, p. 210 einiges Genauere über diesen Gegenstand, und über die in jenen Scholien enthaltenen Anführungen Aristotel. Werke finden können.

Von den griechischen Handschriften der Politik auf der grofsen Bibliothek zu Paris gehört die älteste (selon toute apparence) in das XIIIte Jahrhundert; keine aller in Europa vorhandenen aber geht über das XIte Jahrh. hinaus (S. LXXVI.).

Griechische Scholien zur Politik existiren bekanntlich nicht, auch giebt es im Alterthume selbst kein Zeichen dafür; und die Aussagen Neuerer z. B. des Benediktinermönchs Zane (Göttling praef. p. XXXI), der in einem Kloster der Insel Cypern einen sehr gelehrten Kommentar zur Politik gesehn haben will, und des Arztes Riolarius, der wie St. Hilaire berichtet in seinem Kataloge p. 65 (London 1655. 4.) von einem solchen redet, sind unsicher.

Die Araber scheinen sich gleichfalls mit der Politik nicht befafst zu haben. Averroës wenigstens sagt ausdrücklich (p. 336 edit. lat. 1562. 4. Junt.), dafs er sich dieselbe nicht habe verschaffen können. Doch citirt D'Herbelot (Bibl. or. p. 969. 971) zwei arabische Uebersetzungen der Politik, aber ohne ihr Zeitalter anzugeben. Ueberhaupt scheint den Arabern, die sich sonst so leidenschaftlich mit dem „Vezier des grofsen Alexander" (s. Schmoelders Documenta philosoph. Arab. p. 74) beschäftigten, das Politische fremd geblieben zu sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Politique d'Aristote traduite en français d'après le texte collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire.

(Schluss).

Das wichtigste historische Dokument für die Aristotel. Politik im XIIIten Jahrhundert ist die bekannte, wörtlich strenge nach einer trefflichen griechischen Handschrift verfaßte, später wie es aus unzähligen von mir notirten Proben der Uebereinstimmung sicher scheint, von Demetrius Chalcondyles bei seiner Revision der Politik sorgsam benutzte, dann von Vettori hochgepriesene lateinische Uebersetzung des Brabantiners und Predigermönchs Wilhelm von Moerbeka, dessen Autorschaft jetzt durch eine handschriftliche Notiz unbezweifelt erwiesen ist (St. Hil. S. LXXIX..). Schon Schneider hatte es vermuthet, doch Jourdain unentschieden gelassen (Jourdain a. a. O. S. 69—73. S. 190 d. deutsch. Uebers.). Also um oder bald nach 1271 besaß man im Abendlande das Original der Aristotelischen Politik, und Albertus Magnus und St. Thomas von Aquino hatten bei ihren Analysen der Politik jene wortgetreue latein. Uebersetzung vor Augen. Hr. St. Hilaire würdigt und charakterisirt hierauf (S. LXXXI—LXXXVIII) die Leistungen beider grossen Männer für die Aristotel. Werke und für die Politik insbesondere, wobei er zumeist Jourdain folgt. Im Ganzen interessirte sich die Scholastische Gelehrsamkeit des Mittelalters weniger als für die übrigen Werke des Aristoteles für die Politik, doch weiset der Verf. aus dem XIII. und Anfange des XIVten Jahrhunderts einige sichere Spuren davon nach, daß man in dem politisch zugenannten Italien damals die Aristotel. Politik nicht unbeachtet liess (S. LXXXVIII—LXXXIX.). Um die Mitte des XIVten Jahrh. schrieb in Frankreich Johann Buridan († nach 1358) vom Bethune, Decanus Schüler, seine Untersuchungen und Erläuterungen über Aristoteles Ethik und Politik (die letzteren erschienen Paris 1560 fol.), und untersuchte die wichtigsten politischen Fragen über Sklaverei, Adel, Erblichkeit der Fürstenmacht, Souverainetät des Herrschers und des Gesetzes u. s. w. eben so freimüthig als scharfsinnig. Oft schweift er selbst aus dem politischen in das damals viel gefährlichere Gebiet der Theologie über, und handelt unter dem Deckmantel des Aristoteles über den freien Willen, den Nutzen des Gebets u. dgl. m. Dies giebt weitere Perspective für den Einfluss und die Bedeutung der Aristotelischen Studien jener Zeiten. Buridan verwahrt sich schon nicht mehr, wie noch Albertus (im Epilog zu seiner Exposition der Aristotel. Politik s. Jourdain S. 327 d. deutsch. Uebers.) gegen den etwanigen Vorwurf der Uebereinstimmung mit seinem Autor. Vielmehr sagt von ihm und seinen Zeitgenossen St. Hilaire: on fait sous le bouclier d'Aristote de la philosophie, de la politique, de la theologie independantes. Allein auch in das Leben selbst gingen die Resultate dieser Bestrebungen über und K. Karl V. liess durch Nikolaus Oresme, seinen Kaplan, um 1370 eine französische Uebersetzung der Ethik, Politik und Oekonomik verfassen, afin que il (wie Oresme in der Einleitung sagt) et ses conseillers et autres les puissent mieux entendre. Diese älteste französische Uebersetzung ist jedoch nicht nach dem griechischen Texte, sondern nach der alten lateinischen Uebersetzung gemacht, in sehr kurze Kapitel getheilt, mit Noten und einem Index der bedeutendsten Worte (*de forts mots*) versehen, und noch in der Urhandschrift vorhanden.

Sechszig Jahre später 1435 schrieb Leonard Bruni der Aretiner seine lateinische Uebersetzung der Politik für K. Alfons den Grossmüthigen von Arragonien, den Verehrer des Aristoteles, die, obgleich unstreitig nach schlechteren griechischen Handschriften gearbeitet als jene frühere älteste, doch lange Zeit hindurch (bis auf Lambin) die herrschende blieb.

Bis hierher sind wir dem Verf. so ziemlich Schritt vor Schritt nachgefolgt, doch jetzt, wo er zu den griechischen Ausgaben übergeht, können wir uns kürzer fassen. Von Seite XCIII—CI werden die Gesammtausgaben der Aristotelischen Werke von Aldus bis auf Bekker; von S. CI—CXVIII die Specialausgaben der Politik (es sind deren gegen dreifsig) aufgeführt, und beurtheilt; (die Ausgabe des Unterzeichneten konnte sich der Verf. bisher nicht verschaffen). Neu war uns hier die Nachricht, dafs die Universität zu Oxford eine Gesammtausgabe der Werke des Aristoteles vorbereite. Durch die Schätze der K. Bibliothek unterstützt ward es dem Verf. möglich, diesem bibliographischen Theile seiner Einleitung eine seltene Vollständigkeit zu geben, wie denn von S. CXVIII — S. CXLI nicht weniger als zwölf lateinische, *sechs* französische, *fünf* italiänische, vier englische, zwei spanische, zwei deutsche und eine polnische Uebersetzung, und gegen 20 Commentare, Analysen u. dergl. m. theils näher besprochen, theils blos namhaft gemacht werden.

Wir kommen jetzt an den bei weitem wichtigsten Theil der ganzen Einleitung, in welchem Hr. St. Hilaire seine Ansicht über die Unrichtigkeit der bisherigen Ordnung der einzelnen Bücher des Aristotelischen Werks zu begründen, und seine eigne auch in die neue Ausgabe aufgenommene Folge derselben als die allein richtige ausführlich zu erweisen versucht hat. Diese Untersuchung ist jedenfalls von hohem Interesse, und es wird deshalb nicht unpassend sein, den Freunden der Alterthumswissenschaft hier die Akten selbst zur Entscheidung in möglichster Bündigkeit vorzulegen. Der Gang der Untersuchung (S. LXLI—CLXXII) bei St. Hilaire ist dieser. Zuerst giebt er (S. CXLII—CXLIV) eine kurze und bündige Uebersicht des Inhalts der Bücher nach ihrer bisherigen, *durch alle Handschriften gegebnen* Aufeinanderfolge. Aus dieser Analyse zieht er zwei Folgerungen, 1) die bisherige Ordnung der Bücher ist unlogisch und unwissenschaftlich, 2) die im dritten Buche abgebrochene Untersuchung wird im VII. und VIII. weitergeführt, und die im IV. begonnene im VI. beendet.

Diese Ansicht ist nicht neu, mindestens nicht in Betreff des VIIten und VIIIten Buchs. Die erste Andeutung davon, dafs der Inhalt des VII. sich an das III. Buch anschliefse, fand Hr. St. Hilaire schon in einer Note des ältesten französischen Uebersetzers der Politik Nicolaus Oresme (1371), von welchem ganz unabhängig der Florentiner Bernardo Segni sie 1559 in seiner dem Cosmus v. Medici gewidmeten italiänischen Uebersetzung wiederholte. Achtzehn Jahre später ging Scaino da Salo noch einen Schritt weiter, und bewies in einer eignen Abhandlung: In octo Aristotelis libros qui extant de Republica quaestiones. Romae 1577., dafs das VII. und VIII. Buch ihren Platz hinter dem dritten finden müfsten, wie er denn auch in seiner 1578 herausgegebenen italiänischen Paraphrase des Aristotelischen Werks diese neue Anordnung wirklich aufnahm, worin ihm später nur Gillies in seiner englischen Uebersetzung (London 1779. 4.) nachfolgte. In Deutschland jedoch blieb jener Versuch Scaino's so gut wie ganz unbekannt, und Conring, der erst 1637. und dann ausführlich 1656 dieselbe Ansicht geltend zu machen suchte, that dies unabhängig von seinem Vorgänger, dessen Arbeit er nur aus einer hingeworfenen Note von Heinsius kannte. Diese unabhängige Uebereinstimmung von vier Gelehrten ist jedenfalls höchst merkwürdig. In Deutschland kümmerte man sich indefs um diese Untersuchungen wenig. Hier hielt man sich an die einmal durch die unantastbare Autorität der Handschriften überlieferte Ordnung, erklärte und emendirte den Text nach Einzelnheiten, wie es Victorius Lambin und Sylburg u. a. gethan, und nur Göttling liefs, freilich ohne genauer auf das Detail der Untersuchung einzugehen, sein gewichtiges Wort gegen jene Hypothese verlauten (Praefat. p. XXII.). Es mufs daher jedenfalls rühmend anerkannt werden, dafs Hr. St. Hilaire es unternommen hat, durch genaueres Eingehen in alle bei dieser Untersuchung zu berücksichtigenden Momente die Sache zur Entscheidung zu bringen, selbst wenn man sich mit dem Resultate seiner Untersuchung nicht einverstanden erklären sollte.

Zunächst ist unbestreitbar, dafs der Schlufsatz des dritten Buchs, während er weder grammatisch noch logisch befriedigend erklärt werden kann, und selbst handschriftliche Autorität hier anzeigt, dafs nicht Alles in Richtigkeit, sondern Irgend eine Störung vorgegangen sei (s. die Note des Unterzeichneten zu Polit. III, cp. 12, §. 2, p. 88), sich ausschliefslich in dem Anfangssatze des VII. Buchs wiederholt. Man vergleiche III. [illegible] VII. [illegible]

προσήκουσαν ζήτησιν, ἀνάγκη διορίσασθαι πρῶτον τίς αἱρετώτατος βίος. Die Untersuchung aber τίς αἱρετώτατος βίος wird nothwendig durch den am Schlufs des dritten Buchs (III, 12, §. 1.) gemachten Zusatz πρὸς τὴν αἱρετωτάτην ζωήν. und die Untersuchung περὶ παιδείας im VII. und VIII. Buche ist ebenfalls angedeutet durch die Schlufsworte des III. Buchs (III, 12, §. 2.) ἐπεὶ δ' ἔστιν καὶ παιδεία καὶ ἕξις ταὐτὰ σχεδὸν τὰ ποιοῦντα σπουδαῖον ἄνδρα καὶ τὰ ποιοῦντα πολιτικὸν καὶ βασιλικόν. Diese beiden Bemerkungen hat nun zwar Hr. St. Hilaire sich entgehn lassen, dafür weiset er aber den sonstigen gedankenmäfsig nothwendigen Zusammenhang, den noch dazu jene materielle Uebereinstimmung der Worte schlagend unterstützt, auf eine für den Unterzeichneten wenigstens überzeugende Weise nach (S. CXLIX—CLIII.). Und wenn, wie kaum bestritten werden kann, die Eintheilung des ganzen Werks in Bücher erst von späterer Hand etwa aus der Zeit des Apellikon oder des Andronikos von Rhodos herrührt, (S. St. Hilaire prol. p. CLXVII.) wenn es ferner ausgemacht ist, dafs es bei der neuen Revision, Redaktion und Anordnung der Werke des Aristoteles zu Athen wie zu Rom ziemlich unordentlich herging (s. Strabon XIII, p. 906—907 Amst. Vol. V. p. 384—387 Siebenk. Aristotelia II, p. 18—21. p. 119 ff.), so läfst es sich leicht genug erklären, wie jener Satzfetzen bei der Trennung des ganzen Werks in Bücher am Ende des dritten hängen geblieben, und erst zum Anfange des siebenten Buchs vollständig gegeben ist.

Demnächst führt der Verf. fünf Stellen des bisherigen vierten Buches an, in welchen Aristoteles auf Gegenstände als bereits besprochen verweiset, die in der That im VII. Buche abgehandelt sind. Diese Stellen sind IV, cp. 2, §. 1.; cp. 3, §. 2.; (vgl. VII, cp. 7, §. 2.) cp. 3, §. 10.; cp. 9, §. 13.; cp. 10, §. 11. Dagegen die Stelle des VII. Buchs (cp. 8, §. 1.) in welcher Göttling (Praefat. p. 22.) umgekehrt eine Verweisung auf das vierte Buch (cp. 12. §. 11.) zu erkennen sich genöthigt hielt, wird von St. Hilaire auf III, cp. 1, §. 8. (vgl. III, 1, §. 2.) bezogen. Und in der That wird man angeben müssen, dafs dieser Einwand, mit dem Göttling die Sache vollständig abgethan zu haben glaubt, nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Nach allen diesen Bemerkungen aber hält sich der Vf. für berechtigt, das VIII. unmittelbar nach dem dritten Buche folgen zu lassen.

Der zweite Theil der Untersuchung beschäftigt sich mit dem Beweise für die Placirung des VI. Buchs unmittelbar hinter dem IV., wohin es seinem Inhalte nach gehöre (CLVII.). Und hier mufs es nun in der That mehr als auffällig erscheinen, dafs wiederum zwischen den Schlufsworten des VI. und den Anfangsworten des V. Buchs genau dasselbe Verhältnifs fast vollkommener Identität herrscht, wie dies oben zwischen den Schlufs- und Anfangsworten des III. und VII. Buches sich herausstellte, nur mit dem einzigen Unterschiede (der jedoch von keiner Bedeutung ist), dafs der Schlufssatz des VI. nicht wie der des III. unvollständig ist. Man vergleiche: Buch VI. ext. περὶ μὲν οὖν τῶν ἄλλων ὧν προειλόμεθα σχεδὸν εἴρηται περὶ πάντων. Dagegen B. V. init. περὶ μὲν οὖν τῶν ἀρχῶν ὡς τύπῳ σχεδὸν εἴρηται περὶ πασῶν; dazu kommt, dafs das μέν zum Schlusse des VI. Buchs in dem Anfange des bisherigen VII. Buchs kein ihm entsprechendes δέ hat (denn diese Partikel mit Göttling aus Parisin. 2. und 5. aufzunehmen, und dadurch schon das Urtheil: ita optime hic liber cum sexto cohaereat S. Göttl. Adnotat. p. 425 zu begründen, scheint bedenklich). Somit ist also die Ordnung, in welcher die einzelnen Bücher auf einander folgen, diese: I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. Und diese Ordnung ist endlich auch durch Aristoteles selbst in einer Stelle des IV. (nach St. Hilaire des VI.) Buches ausdrücklich angedeutet, in welcher es cp. 2, §. 5. heifst: μετὰ δὲ ταῦτα τίνα τρόπον δεῖ καθιστάναι τὸν βουλόμενον ταύτας τὰς πολιτείας, λέγω δὲ δημοκρατίας τε καθ' ἕκαστον εἶδος καὶ πάλιν ὀλιγαρχίας, (die Beantwortung dieser Frage bildet den Inhalt des VI. Buchs). Τέλος δέ, πάντων τούτων ὅταν ποιησώμεθα συντόμως τὴν ἐνδεχομένην μνείαν, πειρατέον ἐπελθεῖν τίνες φθοραὶ καὶ τίνες σωτηρίαι τῶν πολιτειῶν, καὶ κοινῇ καὶ χωρὶς ἑκάστης, καὶ διὰ τίνας αἰτίας ταύτας μάλιστα γίγνεσθαι πέφυκε. Hier ist das fünfte Buch ausdrücklich von dem Philosophen selbst als Schlufs des Ganzen bezeichnet, und gegen dieses Argument, welches mit allen übrigen im vollen Einklange steht, werden die Verfechter der alten Ordnung schwerlich etwas aufbringen können. Nur eine Schwierigkeit steht freilich der Stellung des VI. Buches unmittelbar nach dem IV. entgegen. Es sind dies mehrere Stellen des VI. Buchs, welche ausdrückliche Verweisungen auf das V. enthalten. (Vgl. VI, cp. 1. §. 1. 2. 4. 5. 9. cp. 2, §. 1. 4. 9. cp. 3, §. 1. cp. 5, §. 1. und hier weifs in der That Hr. St. Hilaire keine an-

dere Auskunft, als dieselben sämmtlich für spätere Zusätze aus einer Zeit zu erklären, in welcher die bisherige Anordnung der acht Bücher schon bestand. Wesentlich sind jene Citate in der That nicht, und übrigens ist es genugsam bekannt, dafs solche Verweisungen in den Aristotelischen Werken oft gar nicht von Aristoteles herrühren können. Man sehe Trendelenburg Prooem. ad Arist. de Anima p. 114 ff. H. Ritter, Gesch. d. Philosophie III, S. 29.

Hier schliesse ich den ersten Theil dieser Anzeige. In einem zweiten Artikel soll über das kritische Verhältnifs dieser neuen Textesrecension zu den neusten deutschen Ausgaben der Politik berichtet und erwiesen werden, dafs der französische Herausgeber bei glänzender Unterstützung an äufseren Hülfsmitteln dennoch die Kritik dieses Werkes nicht gefördert hat, und dafs namentlich der kritische Apparat, auf dessen Vollständigkeit er sich das Meiste zu Gute thut, leider so unvollständig und ungenau ist, dafs man sich auch nicht in einem §. eines Kapitels auf denselben verlassen kann.

Adolf Stahr, in Oldenburg.

III.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Kopenhagen, im Secretariat der Gesellschaft; Hamburg, bei Perthes, Besser und Mauke; St. Petersburg, bei Gräff. 1837. 108 S. 8.

Es gab eine Zeit, wo Alterthümelei auf deutschem Boden ein Gegenstand des Gespöttes war, wo man über die Sammler und „ihre Töpfe" mitleidig die Achseln zuckte. Freilich verdiente eine plumpe „Schatzgräberei" oft auch nicht mehr: man kaufte und brachte sonst auf alle mögliche Weise zusammen, was zu erlangen war, und fühlte sich in dem Besitze glücklich, unbekümmert um das *Woher* und *Wohin*. Daher mag es klein auch nicht sehr auffallen, dafs in Leo's Abhandlung über *die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft* im ersten Hefte der deutschen Vierteljahrsschrift, 1838, S. 116—136, von den eigentlich sogenannten Alterthümern Deutschlands, d. h. den aufgefundenen Bildwerken, — gar nicht die Rede ist. Es ist wahr, es fällt schwer, aus den unzähligen, oft unzuverlässigen und verworrenen, und noch öfter nichtssagenden Aufgrabungsberichten der jüngst verflossenen Jahrzehende und gar der des vorigen Jahrhunderts irgend etwas Zusammenhangendes und Erquickliches zu gestalten; es widert den Forscher die Curiositäten-Krämerei an, welche ein wohl erhaltenes Bildwerk aus irgend einem unbestimmten Zeitraume der deutschen Vorzeit als den gröfsten Schatz anpreiset, während zertretene Scherben der Wissenschaft einen wahrhaft ersprieslichen Nutzen hätten gewähren können: aber eben so gewifs ist es, dafs in diesem Augenblicke sich eine *deutsche Alterthumswissenschaft zu entwickeln beginnt*, welche, wie jede Wissenschaft, den höhern Aufschwung des Geistes nicht minder zu unterstützen verheifst, als die Schriftwerke in Sage, Geschichte, Sprache, Glauben, Recht Germaniens die Bestrebungen der Einsichtsvollern bisher gefördert haben. Und warum sollte dies auch nicht der Fall sein? Die Schriftwerke sind mehr oder weniger der Verstellung durch die Zeit unterworfen und geben nur mittelbare Hindeutungen durch die Vermittelung der wandelbaren Sprache: in den Alterthümern aber, namentlich wenn sie im innern Zusammenhange dargestellt werden, erschliefst sich auf Einen Blick das gesammte Leben der Vorzeit, über welches jede Schrift schweigt, und welches man oft durch trügerische Schlüsse zu construiren sucht. Nicht wenig hat dem Aufblühen der deutschen Alterthumswissenschaft das Verfahren der grammatisch-kritischen Schule der einseitigen griechisch-römischen Philologie geschadet, welche selbst die griechischen und römischen Alterthümer zu Mitteln für untergeordnete grammatische Zwecke benutzte, während die Alterthumswissenschaft, die wahre Philologie, der höchste Zweck für alle vereinzelten grammatisch-kritischen Forschungen hätte sein sollen. Haben wir doch durch die zahllosen Bearbeitungen des römischen Alterthums auch nicht so viel gewonnen, dafs wir eine klare und sichere Darlegung des Entwickelungsganges der römischen Kunst und Technik bei den Forschungen über deutsche Alterthümer zu Rathe ziehen können! Auch hier wird es, wie wir es bei der Grammatik, Lexicographie und Noten-Kritik erlebt haben, dahin kommen, dafs die deutsche Alterthumswissenschaft die classische Alterthumswissenschaft hinten kurzen überflügelt, wenn es auch nicht wundern darf, dafs jene in gewissen Kreisen nach Jahrzehnt verlacht werden wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde.

(Schlufs.)

Den Uebergang von der frühern Behandlung der deutschen Alterthumskunde zur neuern Behandlung, und gewissermafsen eine Recapitulation der ältern Bestrebungen, bildet *Klemm's Handbuch der germanischen Alterthumskunde*, welches in diesen Blättern, 1837, Nr. 49—51. vom Ref. besprochen ist. Bei aller Achtung für den Fleifs des Verfs. mufste Ref. damals bedauern, dafs eine *Scheidung der in Deutschland gefundenen heimischen Alterthümer* und also der verschiedenen *Perioden der deutschen Vorzeit* gänzlich von ihm vernachläfsigt sei. Diese *Scheidung* ist aber die einzige, unerläfsliche Bedingung für die Begründung einer deutschen Alterthum*swissenschaft*. Es scheint, als wenn von den *Ostseeländern* aus, im weitesten Umfange dieses Wortes, die *heimische Alterthumskunde* eine *neue Gestaltung* erhalten soll. Schon längst waren die Forscher aller Ostseeländer, welche lange Zeit hindurch unabhängig von einander arbeiteten, im Allgemeinen zu einer festen Ueberzeugung über Werth und Bedeutung der heimischen Alterthümer gelangt und fühlten sich bei allmähliger brieflicher Annäherung nicht wenig überrascht, dafs sie, ohne gegenseitigen Austausch, zu denselben Resultaten gelangt waren, wie es Bournouf und Lassen in ihren Forschungen über die Keilschrift ergangen ist. Allmählig wagten sie sich mit einzelnen, oft mifsverstandenen und mifsgedeuteten Ansichten hervor, bis endlich die Zeit gekommen ist, dafs die Resultate ihrer Forschungen ausführlich und würdig dargelegt werden; es ist dies die spät gereifte Frucht einer Zeit, in welcher die alten deutschen Schriftwerke wieder zum Leben gebracht wurden, und welche so viele Wunder gethan hat; ein nicht geringes Verdienst hieran haben die vielen, ebenfalls aus jener Zeit hervorgegangenen historischen *Vereine*, welche die Mittel zur würdigen Bekanntmachung hergeben und deren Directionen dem Streben nach Alterthümelei und Curiositätenkram steuern können.

Seit der erwähnten Anzeige von *Klemm's Handbuch* (1836) erschien im J. 1837 das *Friderico-Franciscum* oder *Grofsherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Vorzeit Meklenburgs* von Schröter und dem Ref., durch die Liberalität des hochseligen Grofsherzogs Friederich Franz von Meklenburg-Schwerin und der Verlags-Buchhandlung von Breitkopf und Härtel zu Leipzig auf eine würdige Weise ausgestattet, und des Ref. *Erläuterung* zu diesen Abbildungen und *dessen Andeutungen* über die altgermanischen und slavischen Grabalterthümer Meklenburgs, in welchen Schriften Ref. auf kritischem Wege und in Grundlage sicherer Aufgrabungen eine *Scheidung* der Alterthümer meklenburgischer Vorzeit in alt- oder vorgermanische, historisch-germanische und slavische zu begründen und einen Abrifs des Culturzustandes einer jeden Periode zu entwerfen suchte. Neuere, umfängliche und für rein wissenschaftliche Zwecke unternommene Aufgrabungen, welche in den *Jahresberichten des Vereins für meklenburgische Geschichte* (vorzüglich von 1837) beschrieben sind und ferner fortgesetzt werden, haben diese Darstellungen aufs Neue im ganzen Umfange bestätigt und noch mehr begründet.

So eben erscheint nun, als eine Frucht gründlicher Bestrebungen, der vorliegende *Leitfaden* zur nordischen Alterthumskunde, vorzüglich durch die Bemühungen des Canzleiraths Thomsen zu Kopenhagen aus der *königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde* hervorgegangen. Dieser Leitfaden umfafst zwar Andeutungen über alle Gegenstände der dänischen

Vorzeit, behandelt aber vorzüglich im gröfsern Theile des Buches die vorchristlichen Grabalterthümer Dänemarks und Nordlands überhaupt. Diese *dänischen Forschungen*, welche mit den *meklenburgischen* fast zu gleicher Zeit gedruckt sein müssen, *stimmen* nun mit diesen *auf eine überraschende Weise überein.* Zwar ist die jüngste vorchristliche Bevölkerung Meklenburgs eine slavische, während die ganze dänische Sage und Geschichte nur von einer germanischen Bevölkerung weifs; aber dennoch stimmen die, in Skandinavien ermittelten Perioden der Urgeschichte in ihrer Cultur durchaus mit den in Norddeutschland unverkennbar sich aufdrängenden Perioden völlig überein. Freilich können wir nicht durch Urkunden beweisen, dafs die Menschen, die dieses oder jenes Geräth gebraucht haben, Germanen oder Slaven gewesen sind; aber wir können beweisen, dafs dieses oder jenes Geräth einer gewissen Culturstufe und einer gewissen Zeit und einem gewissen gröfsern Ganzen angehört, welches das Leben eines ganzen Volkes auf den ersten Blick charakterisirt und welches im Stande ist, über kurz oder lang, mit Unterstützung der Schriftwerke, das historische Volk, dem es angehörte, zu bestimmen. Ob dieses Volk nun germanischen oder slavischen Stammes war, wird, bei der viel nähern Verwandtschaft, in welcher die Völker in uralter Zeit sprachlich standen, augenblicklich wenig zur endlichen Lösung beitragen und nur unnöthigen Streit vor Schlichtung der Hauptstreitfrage veranlassen. Einstweilen können wir uns sicher bei dem beruhigen, was die bekannten schriftlichen Quellen sagen, welche jetzt mit den Alterthümern und den gleichzeitigen oder kurz voraufgegangenen Culturzuständen fernerer Völker auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen.

Refer. hatte die Perioden der norddeutschen Vorzeit geschieden: in die Zeiten der

1) *vorgermanischen* (Hünen-) Gräber oder Betten, mit aufgeschütteten langen Hügeln und grofsen Steinbauten, mit Werkzeugen und Schmuck aus *Stein* und *Bernstein*;

2) *germanischen* Kegelhügel, mit aufgeschütteten runden Hügeln ohne Steinbauten, mit Werkzeugen und Schmuck aus *Bronze* und *Gold*;

3) *slavischen* Begräbnifsplätze, mit Eingrabung der Urnen in den natürlichen Erdboden, mit Werkzeugen und Schmuck aus *Eisen* und *Silber* (auch *Glas*).

Mit diesen aus meklenburgischen Gräbern gewonnenen Erfahrungen stimmt nun der vorliegende Leitfaden völlig überein, nur dafs nördlich über Wagrien und Femern hinaus das *Begraben* der (slavischen) Todtenurnen mit den *verbrannten* Gebeinen nicht vorkommt, sondern die Beisetzung in Grabhügel bis zur Einführung des christlichen Ritus, wenn auch unter anders gestalteten Umständen, fortdauert.

Die Resultate der bisherigen nordischen Forschungen sind in den beiden Abschnitten des Leitfadens über: *Grabhügel und Grabstellen*, S. 27—31, und die *verschiedenen Perioden, in welche die heidnischen Alterthümer gesetzt werden* können, S. 57—64, zusammengefafst. Zwar bemerkt der Verf.: „unsere „Sammlungen sind indessen noch zu neu, und unsere „Erfahrungen zu wenige, als dafs man in den meisten „Fällen mit Sicherheit Schlüsse daraus ziehen könnte. „Was wir daher hier aufstellen wollen, darf man nur „als Muthmafsungen ansehen." Dennoch ist die Gesellschaft unwillkührlich zu sichern Resultaten gediehen, welche auch überall in dem ganzen Buche mit Ueberzeugung ausgesprochen werden.

Der Leitfaden scheidet folgende Perioden in den vorchristlichen Gräbern Scandinaviens:

1) Das *Stein-Zeitalter* oder die Periode, als Waffen und Geräthschaften aus Stein, Holz, Knochen und dergleichen waren, und in welchem man Metalle entweder sehr wenig oder gar nicht gekannt hat. Hiebei nimmt die Gesellschaft mit Ref. an, dafs die steinernen Werkzeuge nicht zu heiligen Handlungen, sondern zu gewöhnlichem Gebrauche bestimmt gewesen seien. In dieser Periode sind die „*grofsen Stein-Grabkammern*" gebauet (S. 58) oder „die *länglichen Grabhügel*", niedriger als die runden Hügel, am häufigsten mit einer Reihe Steinen umkränzt, und dienen gewöhnlich dazu, zwei oder drei Steinkisten zu decken. In ihnen hat man sehr oft die Leichen unverbrannt gefunden, neben diesen oft rohe Urnen, sehr selten etwas von Metall, in jedem Fall nur etwas Weniges von Bronze oder Gold, niemals etwas von Silber oder Eisen, sondern fast allein *steinerne* Sachen und einzelne Zierrathen aus *Bernstein*. (Die einzelnen Fälle, dafs *Eisen* in solchen alten Steinbauten in Meklenburg beobachtet ist, schreiben sich ohne Zweifel aus jüngern Beisetzungen her).

2) Das *Bronze-Zeitalter*, in welchem die Waffen

und schneidenden Geräthschaften von Kupfer oder *Bronze* waren, und man entweder gar nicht oder nur sehr wenig mit Eisen und Silber bekannt gewesen ist. In dieses Zeitalter gehören die *runden Grabbehälter*, mit Steinkisten und mit Haufen zusammengeworfener Steine und die kleinen Grabhügel (Erdkegel und Steinkegel). Dies war der eigentliche *Verbrennungs*-Zeitraum, und die grofsen Grabkammern waren nicht länger nöthig. Die verbrannten Gebeine wurden in Urnen aufbewahrt. Oben in den Urnen dieser Zeit findet man sehr oft eine Nadel, eine Pincette und ein kleines Messer von *Bronze*, und in diese Zeit gehören gleichfalls die häufig vorkommenden sogenannten *Celten* und *Paalstäbe* von *Bronze*. Auch werden Sachen von *Gold* und *Elektrum*, aber niemals von Silber gefunden. Es ist nicht bekannt, dafs man auf irgend einem Stücke, welches zum Bronze-Zeitalter gehört, Schrift gefunden hat. — Die Gesellschaft macht hiebei die interessante Beobachtung, dafs man sich sehr irren würde, wenn man annehmen wollte, die Bronzesachen seien Nachahmung von Sachen der Römer oder sie seien durch Handel aus dem Süden nach dem Norden gebracht; es scheine vielmehr, dafs die Cultur der Bronzezeit in einer frühern Periode über einen grofsen Theil von Europa verbreitet gewesen sei und diese Cultur aus einer unbekannten, gemeinschaftlichen alten Quelle stamme.

3) Das *Eisen-Zeitalter*, die dritte und letzte Periode der heidnischen Zeit (mit der slavischen Zeit im nordöstlichen Deutschland übereinstimmend), in welcher man das *Eisen* zu den Gegenständen gebrauchte, wozu es vorzüglich passend ist, zu allen schneidenden Waffen und Geräthschaften. Hingegen wurde *Bronze* in diesem spätern Zeitraume eben so wohl, als früher, aber freilich in veränderter Gestalt, zum Schmuck, zu Griffen, zu einzelnen Arten Hausgeräthe und dergleichen gebraucht. Es ist wahrscheinlich, dafs durch Verbreitung jüngerer römischer Cultur das Eisen in den Norden gekommen ist, und die Alterthümer scheinen zu zeigen, dafs ein Uebergangs-Zeitraum da gewesen sei, in welchem das Eisen kostbarer war, als das Kupfer. Aus dieser Uebergangsperiode findet sich schon *Runenschrift*. — In diesem dritten Zeitraume, welcher bis zur Einführung des Christenthums hinuntergeht, hat man *Silber* gehabt, auch *Gefäfse von Glas*. Die Grabkammern hatten eine andere Einrichtung bekommen und *Holzbauten* finden sich oft *in den Grabhügeln* dieses Zeitalters.

Zum Schlusse werden noch die *Zierrathen* der verschiedenen Perioden einer Betrachtung unterworfen, welche mit Abbildungen begleitet ist. Auf den Sachen des *Steinzeitalters* finden sich höchst unbedeutende Zierrathen. In der *Bronzezeit* finden wir dagegen die *Zierrathen vollkommen entwickelt*, und es werden mit begleitenden Abbildungen im Leitfaden aufgeführt: die *Wellenzierrathen*, *Ringzierrathen* und *Spiralzierrathen*, wie sie auch im ganzen nordöstlichen Deutschland gefunden werden. In dem *Eisenzeitalter* waren besonders die *Schlangenzierrathen* und *Drachenzierrathen* gewöhnlich, und viele *Runensteine* sind mit denselben geziert.

Hiebei müssen wir nur bedauern, dafs die *Urnen* für die allgemeine Betrachtung so gut, wie gar keine Würdigung gefunden haben. Nicht allein die *Formen* der Urnen unterscheiden sich in den verschiedenen Perioden bedeutend, sondern auch die *Zierrathen der Urnen* sind in jedem Zeitraume höchst charakteristisch und geben sehr viel Licht über die Geschmacksbildung der verschiedenen Zeiten. Nach dem ernsten Styl der Urnen-Verzierungen in den ältesten Hünengräbern darf man die Verfertiger derselben wahrlich nicht für „Wilde" halten.

Dies ist das *Gerüst der nordischen Alterthumskunde*, die unerläfsliche Grundlage alles Weiterforschens. Die Ausführung der Culturgemälde bleibt spätern Zeiten vorbehalten; dabei wird vorzüglich auf Formen und Verzierungen, als die sichersten Urkunden für die Entwickelung des Schönheitssinns, auf die Bereitung der Gegenstände, als Zeugen der technischen Ausbildung, auf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände selbst, als die einzigen Schlüssel für Eröffnung der Erkenntnifs des häuslichen und öffentlichen Lebens, zu achten sein. Dies alles liegt jetzt schon klar vor; es fehlt nur eine beschreibende Feder.

Zwischen diese beiden Abschnitte über die *Gräber* und die *Perioden* der heidnischen Vorzeit ist nun eine *classificirte Beschreibung* der verschiedenen Arten von *Alterthümern* eingeschaltet (S. 35—57), welche, bei der Einfachheit der nordischen Alterthumskunde, die Gegenstände nach dem *Material* und den *Classen*, wie sie der Zeit nach auf einanderfolgen, aufführt. Hier fehlt freilich die scharf ausgeprägte

Periode des *slavischen, eisernen Zeitalters* des nordöstlichen Deutschlands, da im Norden der Uebergang vom Bronzezeitalter zum christlichen Mittelalter ein sehr rascher und überhaupt nur ein Uebergang ist. Vorauf geht noch (S. 31—35) eine Abhandlung über *Steinsetzungen*, d. h. solche, welche nicht Grabstätten bezeichnen, wie *Dingplätze, Kampfplätze, Opferplätze, Schiffssetzungen, Bautesteine*, u. s. w. Auch die nordischen Forscher warnen vor übereilter Anerkennung von zufällig aufgethürmten Geschieben und zerstörten Gräbern für Opferplätze. — In der Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Gattungen von Alterthümern (S. 35—57), welche von vielen, in den Text gedruckten Abbildungen in Holz- oder Messingschnitten begleitet werden, nehmen die *Steinsachen* den ersten Platz ein; hier vermissen wir die so nöthigen Nachrichten über sichere Auffindungen von gebohrten Streitäxten in Gräbern. Dann folgen die *Urnen*; ob diese aus freier Hand gebildet seien, wie behauptet wird, ist noch sehr die Frage. Hierauf werden *gottesdienstliche Geräthe, Waffen* und *Pferdezeug, Schmucksachen, Hausgeräthe* und dgl. durchgegangen. Auffallend ist es, die besprochene meisselartige Stofs- und Wurfwaffe, die *framea*, unter den Namen Celt und Paalstav, als Stemm- und Brecheisen aufgeführt zu finden; der Grund, dafs noch heute auf Island ähnliche Geräthe als Hacken und Brechstangen benutzt werden, ist kein Grund für diese Annahme, da ja auch die Stemmeisen in allen Tischlerwerkstätten eine ähnliche (!) Gestalt, d. h. eine breite Schärfe haben. Nun werden die *Frameen* aber nur in gröfsern Gräbern gefunden, welche durch viele andere Kennzeichen, namentlich durch andere Arten von Waffen, unbestreitbar darthun, dafs in ihnen bedeutende Krieger oder andere ausgezeichnete Männer begraben worden seien. Nach der Annahme des zur Frage stehenden Werkzeuges müfsten Tischler und Steinhauer in der altgermanischen Zeit den ersten Rang im Staate eingenommen haben!

Doch dergleichen Ausstellungen beeinträchtigen das ganze System nicht bedeutend, wenn sich auch nicht leugnen läfst, dafs grade die Lösung bekannter Streitfragen die Einsicht in das Alterthum bedeutend aufklären würde.

Bisher ist nur der Theil des Leitfadens betrachtet, welcher die *vorchristlichen Grabalterthümer* behandelt; der Leitfaden umfafst aber die *ganze nordische Alterthumskunde*. — Das Buch beginnt mit einer Abhandlung über „Umfang und Wichtigkeit der altnordischen *Literatur*", S. 1—24. Hier wird über den Werth und die Bedeutung der nordischen *Sagen*, die *schriftlichen Geschichtsdenkmäler* und *Gesetze* gesprochen, an denen das Nordland so reich ist. — Hierauf folgen die schon besprochenen Uebersichten über die *Grabdenkmäler* der nordischen Vorzeit, S. 25—64. An diese schliefsen sich sehr kurze Classifikationen von gottesdienstlichen und weltlichen Alterthümern aus der *christlichen Zeit*, (S. 64—68) unter denen sich besonders die Beschreibungen und Abbildungen alter *Schachsteine* auszeichnen. Angehängt sind *Anhangsabtheilungen:* 1) Ueber *Gebäude*; 2) über *Schrift* und Inschriften, von den *Runen* bis zur *Mönchsschrift* des 15. Jahrhunderts, mit Abbildungen; 3) über *Münzen:* römische Denare, Bezanten (Gold-Solidi), einheimische Goldbracteaten, cufische Münzen, angelsächsische Pfennige, heimische Münzen, u. s. w. Den Beschlufs bilden (S. 89—93) *allgemeine Bemerkungen über Fund und Aufbewahrung von Alterthümern.*

Die beigegebene litterarische Uebersicht des *Arbeitsplans und der Arbeiten der Gesellschaft* ist eine höchst erfreuliche. Bekannt ist die grofse schriftstellerische Thätigkeit der Gesellschaft in *Herausgabe der alten Sagen* und Geschichtsquellen; von höchstem, allgemeinem Interesse ist die vorbereitete Herausgabe von *Grönlands historischen Denkmälern* (Grönlands historiske mindesmaerker), von der *Urkundensammlung aus altnordischen historischen Quellenschriften zur Geschichte des transatlantischen Welttheils im* 10. 11. 12. 13. *und* 14. *Jahrhundert* (antiquitates americanae) und von den *isländischen Quellenschriften zur Geschichte des nördlichen Europas und Amerikas vom* 9. *bis an das* 14. *Jahrhundert* (Islendinga sögur); dazu wird die Gesellschaft ihre dänische *Jahreszeitschrift* in einer *neuen Folge* unter dem Namen *Annalen* fortsetzen (von welcher so eben schon der erste Band erschienen ist), und von derselben alle *zwei Jahre* die allgemein interessirenden Abhandlungen in *deutscher* oder *französischer Sprache* unter dem Titel *Mémoires* oder *Denkschriften* in einem Bande erscheinen lassen.

Ref. hat durch diese Anzeige einen Beitrag zur neuen Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaft geben wollen. Der königl. Gesellschaft zu Kopenhagen aber möge es gefallen, bald ein umfangreicheres, kritisches Werk über die nordischen Alterthümer mit ausreichenden Abbildungen und umständlichen Fundberichten herauszugeben, damit manche Parthie der deutschen Alterthumswissenschaft durch sie die Aufklärung erhalte, welche ihr nur aus dem Norden kommen kann. Bei ihren reichen Mitteln kann ihr das nicht schwer fallen.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

IV.

Vita Caroli Davidis Jlgenii. Scripsit Friedericus Carolus Kraft. οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας, οὐδὲ ἴδωμαι. Cum effigie Jlgenii praefixa. Altenburgi, 1837. *Sumtus fecit et venumdat H. A. Pierer.* 8. *VI et* 346 *p.*

Eine günstige Aufnahme ist dieser Denkschrift schon dadurch gesichert, dafs sie von Anfang bis zu Ende der Ausdruck inniger Dankbarkeit und Ergebenheit gegen einen ehrwürdigen Verstorbenen ist und nicht darauf Anspruch macht etwas Anderes zu sein. Und wenn man auch nicht selten versucht ist den Verf. etwas weniger redselig zu wünschen, so wird man schnell durch den Gedanken versöhnt, dafs diefs die Redseligkeit der Liebe ist. Diese Liebe erstreckt sich auf Alles, was auch nur in entfernterer Beziehung zu dem gefeierten Manne gestanden hat und was im Texte keinen Platz findet, das findet wenigstens eine Stelle in den Noten. Bedenkt man nun noch, dafs die Schrift vorzugsweise für Schüler Ilgens und insbesondre für ehemalige Zöglinge der *Landesschule Pforte* bestimmt ist, so läfst man sich gern Alles gefallen, ja es gefällt wirklich.

Einen bleibenden und hohen Werth aber hat das Büchlein durch seinen *Gegenstand*, das Leben eines höchst ausgezeichneten und merkwürdigen Mannes, der nicht nur durch die Stelle, die er unter den Gelehrten und unter den Schulmännern einnimmt, sondern durch seine *gesammte Persönlichkeit* unvergessen zu sein verdient und Allen, die ihn je gekannt, gewifs unvergefslich ist. Mit vollem Rechte hat er auch darauf Anspruch neben andern hervorragenden Zeitgenossen in diesen Blättern eine ehrenvolle Erwähnung, eine gebührende Würdigung zu finden. Wir wollen versuchen sein Charakterbild zu zeichnen, wie es nach vieljähriger persönlicher Bekanntschaft vor unseren Augen steht und wie es uns bei der Durchlesung der Denkschrift seines Schülers, Hausgenossen und Freundes Kraft in voller Frische vor die Seele getreten ist. Auch hier wird Liebe, Verehrung und Dankbarkeit die Feder führen: doch nur die Treue und Reinheit der Zeichnung soll, so wünschen wir, die Gesinnung des Zeichners bewähren und der Werth des Mannes soll für sich selbst sprechen: er wird es gewifs, auch wenn die Gränzen, die seiner reichen und grofsen Individualität gesetzt waren, nicht verschwiegen werden.

Aus den untern Regionen der Gesellschaft tauchen bisweilen in angestammter Körperstärke urkräftige Naturen auf, die mit bedeutenden Geistesanlagen, mit unermüdlicher Arbeitsamkeit, mit vulkanischem Feuer eines tiefen und heftigen Gemüths sich emporheben, im Kampfe mit Hindernissen und Entbehrungen nur desto gewaltiger werden, durch Verdienste sich eine bedeutende Stellung erringen und wie Gewitterregen mit Donner und Blitz die matten Fluren erquicken, über welche sie dahin wallen. Und wenn sie donnernd und segnend der Kräfte, die in ihnen lagen, sich entladen haben, ziehen sie sanft und ruhig bei untergehender Sonne ab: aber mit Rührung und Bewunderung schauen ihnen alle nach, die ihre gewaltige Wirkung sahen und erfuhren. Eine solche kräftige *colossale Erscheinung* war Karl David Ilgen.

Er war den 26sten Februar 1763 in Thüringen zwischen der Saale und Unstrut im Dorfe Sehna geboren, wo sein Vater, Sohn eines Schenkwirths in dem herrschaftlich Seebachischen Dorfe Marienthal, ein tüchtiger, aber sehr ernster und strenger Mann, in höchst beschränkten Umständen als sogenannter Präceptor einer Elementarschule vorstand, die ohne eigenes Local Jahr aus Jahr ein von einem Bauernhause in das andere wanderte. Die Mutter war mild, aber zitterte mit dem Sohne vor dem Vater. In dem Knaben zeigte

sich früh ein lebhafter unternehmender Sinn: kaum drei Jahre alt stieg er auf einer Leiter bis auf den Gipfel eines Strohdachs, setzte sich oben, wie auf einem Schaukelpferde, zurecht und schlug mit der nicht vergessnen Peitsche auf das Dach los. Im Jahre 1767 ward der Vater in das benachbarte Dorf Burgholzhausen versetzt, wodurch jedoch aufser einer mäfsigen Vermehrung des kärglichen Einkommens zunächst keine wesentliche Veränderung der Verhältnisse eintrat. Vom fünften Jahre an erhielt der Knabe Unterricht und verrieth bald seine guten Fähigkeiten, die der Vater, der auch ziemlich viel Musik und etwas Latein verstand, eifrigst zu wecken und auszubilden suchte: zugleich war er darauf bedacht, seinen Sohn von dem Umgange mit den rohen Knaben des Dorfes zurückzuhalten. Um diefs, auch wenn er selbst abwesend war, zu bewirken, wählte er das seltsame Mittel, dafs er dem Sohne in diesem Falle zu musikalischen Uebungen oder zum Auswendiglernen übermäfsig viel aufgab und bei seiner Rückkehr nach dem Maafse, in welchem er hinter der Aufgabe zurückgeblieben war, ihn mit körperlichen Züchtigungen heimsuchte. Dennoch konnte der muntre Knabe dem Verlangen mit Seinesgleichen sich herumzutummeln oft nicht widerstehn und unterwarf sich dann mit Resignation der schweren Hand des Vaters. Uebrigens entwickelte sich unter der strengen Zucht schnell sein glückliches Gedächtnifs und sein Talent für die Musik und er mochte noch nicht das eilfte Jahr zurückgelegt haben, als er schon unter des Vaters Aufsicht in der Landkirche die Orgel spielen konnte. Des Vaters ganzes Bestreben ging dahin, einst einen tüchtigen Landschullehrer aus ihm zu machen: der Ortspfarrer Martini nahm sich gleichfalls des vorzüglichen Knaben an und nach zurückgelegtem zwölften Jahre im Herbste 1775 wurde er dem Pfarrer Meifsner zu Tromsdorf übergeben, um seine Vorbereitung für jenen Zweck zu befördern. Noch vorher, im Sommer desselben Jahres, erfuhr er eine merkwürdige Lebensrettung, die einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, dafs er noch als Greis sie öfters mit Thränen in den Augen erzählte und bei seinem Abschiede von Pforte dieselbe auch seinen Schülern zum Preise der göttlichen Vorsehung, die über ihm gewaltet, mittheilte. Sie verdient auch hier eine Stelle zur Zeichnung seines Charakters. Auf einem Wollwagen fährt er mit seinen Aeltern und Andern zur Stadt Naumburg: auf dem Kösener Berge ist er des Fahrens müde, steigt, ohne dafs angehalten wird, von Oben herab auf die Deichsel, um auf derselben fortzugehn und eines von den Zugpferden zu besteigen. Er schwankt, er fällt und kommt mit dem Unterleibe queer über das Wagengleis zu liegen: die Räder gehen über ihn hinweg: er wird für todt aufgehoben und auf den Wagen gelegt. Auf der Saalbrücke in Kösen schlägt er zuerst die Augen wieder auf, liegt aber regungslos bis Naumburg. Dort hört er in der Domkirche die Orgel: da erhebt er sich plötzlich und geht in die Kirche, zu der ihn die heiligen Klänge ziehn. Die Aeltern sind freudig erschrocken, führen ihn bald darauf zu einem Wundarzte und lassen ihn untersuchen: siehe da, er ist unverletzt.

Bei dem Pfarrer Meifsner fanden seine ausgezeichneten Gaben reichliche Nahrung: dem siebzigjährigen Greise war ein junger rüstiger Sohn adjungirt, der sich höchlich freute seine Kenntnisse in ein so empfängliches Gefäfs auszuschütten. Aufser Musik, Geschichte, Geographie wird nicht nur Latein und Griechisch, sondern auch das Hebräische mit Eifer getrieben und endlich wird Jlgens Vater bewogen, zu Ostern 1777 den vierzehnjährigen Knaben zu weiterer Ausbildung dem Stadt-Gymnasium in Naumburg, das später in eine Bürgerschule verwandelt worden ist, zu übergeben. Schon dem Grabe nahe hat er mit Thränen der Freude im Auge dieser Einwilligung seines Vaters erwähnt und erzählt, wie dieser zu ihm gesagt: „Nun, Er soll studieren: doch geben kann ich nichts dazu; Er mufs sehen, wie Er durchkommt: aber dawider will ich nichts haben." Mit der richtigen Ahndung, dafs er jetzt im Begriff ist die Laufbahn zu betreten, für die ihn eine höhere Hand bestimmt hat, wandert er nach Naumburg. Als er aber von dem Rector nach der Prüfung seinen Platz in Tertia angewiesen erhielt, da war sein bisheriger Lehrer gleich ihm entrüstet, weil beide wufsten, dafs er für eine höhere Classe reif sei. Schnell wird der Entschlufs gefafst ihn am nächsten Tage ohne Weiteres bei dem Rector des mit der Stadtschule wetteifernden Domgymnasiums derselben Stadt anzumelden, wo er auch aufgenommen und nach Secunda gesetzt wird. Schon in Tromsdorf hatte er fast nur von kalter Küche, von den Victualien nämlich gelebt, die er für jede Woche des Sonntags von seiner Mutter erhielt und in einem Tragkorb oder Queersack

selbst zum befreundeten Pfarrhaus trug. So lebte er auch mehrere Jahre in Naumburg, bis er einige Freitische erhielt. Seine Wohnung war bei einem Todtengräber, an dessen Witzen und Gespenstergeschichten er sich in seinen Erholungsstunden des Abends nicht selten belustigte. Was er späterhin als Currendeschüler und zuletzt als Präfect des Chors sich verdiente, das wurde sorgfältig gespart und auf Bücher gewandt, wie er denn schon in Naumburg von seinen Ersparnissen eine arabische Bibel und eine Polyglotte in Auctionen erwarb.

Fünf Jahre blieb er in Naumburg und trieb mit rastlosem Fleifse das Lateinische und Griechische unter dem trefflichen Rector Lobeck, dem Vater des berühmten Sohnes, so eifrig, dafs er in der letzten Zeit weit über alle seine Mitschüler hervorragte, die sich durch oft sehr grobe Neckereien, welche er nicht ungestraft liefs, für sein Uebergewicht zu rächen suchten. Aehnliches hatte er noch dann und wann selbst auf der Universität zu erleiden. Im Hebräischen erlangte er solche Kenntnisse, dafs ihm beim Abgange sein Lehrer bezeugte, Jlgen wisse darin schon mehr als er selbst. Mit Hülfe seiner Polyglotte hatte er auch schon einen Anfang im Syrischen, Chaldäischen und Arabischen gemacht.

Wir haben bei Jlgens Jugendgeschichte länger verweilt, weil grade in der Jugend die Natur-Anlagen noch ganz unvermischt hervortreten, welche die nothwendige Basis und Begränzung des künftigen Characters sind, und weil die Ereignisse und Verhältnisse der früheren Lebensjahre, wie gering sie an sich selbst scheinen mögen, durch die tiefen Eindrücke, die sie auf das Gemüth machen, dem ganzen folgenden Leben gleichsam seine Grundfärbung geben.

Mit sieben Thalern aus der Hand des Vaters und mit einigen eigenen Sparpfennigen ging Jlgen 1783 zu Ostern nach Leipzig, um Theologie und Philologie zu studieren. In der Theologie war Morus, in der Philologie Reiz, in den orientalischen Sprachen Dathe, bei dem er Famulus wurde, sein vorzüglichster Lehrer. Im Jahre 1784 stiftete Beck seine philologische Gesellschaft, die später als öffentliche Anstalt zum philologischen Seminar erhoben worden ist und damals vorzüglich die Kräfte ausgezeichneter Jünglinge weckte. In diese Gesellschaft trat Jlgen im Anfange des Jahres 1785 ein und wurde bald ihre Zierde: einem Mitgliede derselben widmete er als Glückwünschungsschreiben seine erste Schrift: Poëseos Leonidae Tarentini Specimen (Lips. 1785.). Seinen Ruf als Orientalist begründete er 1788 durch sein Werk über das Buch Hiob (Jobi antiquissimi carminis Hebraici natura atque virtutes), das er unter langwierigen schmerzhaften Leiden an einem Fufsübel geschrieben. Seinen Lebensunterhalt mufste er sich zum Theil sauer genug durch Privatunterricht erwerben: aber unter seinen Schülern war auch Gottfried Hermann, den er oft mit gerechtem Stolze seinen *Πρωτότοκος* nannte.

Im October 1789 wurde er als Rector des Stadtgymnasiums nach Naumburg berufen, wo er sich am 22sten Januar 1793 mit seiner noch lebenden Gattin verheirathete, die damals das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet hatte. Diese Ehe wurde nach und nach mit sieben Kindern gesegnet, von denen jedoch fünf in zartester Jugend starben. Aber den gröfsten Schmerz seines ganzen Lebens sollte Jlgen in seinem 45sten Jahre durch den plötzlichen Tod einer zwölfjährigen Tochter erfahren, die mit einer Verwandten an einem dunkeln windigen Decemberabend bei der Rückkehr vom Besuch einer befreundeten Familie in dem Arme der Saale, der durch Pforte geleitet ist, ihren Tod fand. Der Wind hatte die Leuchte verlöscht und so hatten die beiden jungen Mädchen in der Dunkelheit wahrscheinlich die Brücke verfehlt. Eine fürchterliche Nacht, in der die Verunglückten beim Rauschen des Windes und der Gewässer gesucht und endlich die Leichname gefunden wurden! Jlgen selbst suchte mit Jammergeschrei sein Kind und gerieth dabei in das Wasser, aus dem er nur wieder heraufstieg, um sein ganzes übriges Leben hindurch eine Wunde im Herzen zu tragen, die nie ganz geheilt ist. Sein grofses und starkes Gemüth war auch im *Schmerze* und in der *Ergebung* männlich grofs und *colossal*. Ein einziger Sohn ist ihm lange zum Troste und zur Freude geblieben: doch wurde er in späteren Jahren ihm durch Kränklichkeit ein Gegenstand grofser Sorge und ist ihm bald im Tode gefolgt.

Nach Ostern 1794 wurde Jlgen an Eichhorns Stelle als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena versetzt, wo er gegen Ende des Jahres 1799 ordentlicher Professor der Theologie wurde. Jena war damals in seiner höchsten Blüthe: Griesbach glänzte als biblischer Kritiker, Schütz als Philolog: Paulus machte

schon Aufsehn: Fichte und Niethammer, Schelling und Hegel gingen über das Non plus ultra der kantischen Philosophie kühn hinaus: Hufeland und Starke hatten als practische und theoretische Aerzte einen wohlverdienten Ruhm: Schiller wirkte mächtig über ganz Deutschland und Goethe liefs von Weimar her sein Licht herüber leuchten. Mit allen diesen Männern stand Jlgen in näherer oder entfernterer Berührung und jüngere Männer, deren Name bald grofs werden sollte, die beiden Humboldt, die beiden Schlegel, Süvern, traten in Verbindung mit ihm. Jlgen fühlte den Impuls seiner Umgebungen und verarbeitete die empfangenen Eindrücke unter aufserordentlichen Anstrengungen so, wie es seinen Gaben gemäfs war. Ohne schöpferisch zu sein, war er scharfsinnig und gelehrt. Er studierte und las Geschichte der Philosophie und drang, so weit es seine Zeit und seine Gabe erlaubte, in Fichtes Philosophie ein. In der biblischen Kritik folgte er auf seine Weise dem von Eichhorn und Gabler eingeschlagenen Wege. Die *Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt* (1798) machten Aufsehn: die *Geschichte Tobi nach drei verschiedenen Originalen* (1800) ärntete verdiente Anerkennung. Fast zu gleicher Zeit erschienen seine Hymni homerici (1796), seine gesammelten Opuscula varia philologica (1797), seine *Σχόλια* (1798), fast zu viel auch für den tief gelehrten Mann von eisernem Fleifse, wenn man besonders bedenkt, dafs er sich auch der heitern Geselligkeit keineswegs entzog und dafs er nebenbei Omne scibile in sich aufnahm. In der Geschichte der Literatur hatte er die ausgebreitetsten Kenntnisse: er sammelte viel und, was er sammelte, das wufste er auch: als Beispiel erwähne ich nur die Geschichte der lateinischen und griechischen Lexicographie, womit er sich viel beschäftigt hat. So hat er auch noch in Jena vieles für eine damals dort projectirte, aber später wieder aufgegebene neue Ausgabe von Bayle's Dictionnaire zusammengehäuft, was sich noch unter seinen Papieren findet. Die Genealogie der alten und neuen thüringischen und meifsnischen Geschlechter, ja unendlich vieler Zeitgenossen, die ihn interessirten, war ihm bis in die kleinsten Details bekannt und er interessirte sich so dafür, dafs er selbst scherzend erzählt hat, wie er einst als Rector einem Schüler wider seinen Vorsatz das Gesuch zum Ausgehn genehmigend unterzeichnete, während dieser ihm genealogische Aufschlüsse über die Marschallsche Familie gab. Es war nicht leicht ein Gewerbe, dessen Handgriffe, Regeln und zunftmäfsige Gebräuche er nicht gekannt hätte: besonders das Buchbinder-Handwerk verstand er vom Grunde aus. Eben so hatte er gründliche und ausgebreitete Kenntnisse in der Topographie und vermehrte diese immerfort aus Liebe zur Sache, ohne zu fragen, ob er davon Gebrauch machen könnte oder nicht. Ganz besonders fleifsige vieljährige Forschungen hatte er der Topographie und Geschichte der Landesschule Pforte zugewendet, wovon leider viele Resultate mit ihm gestorben sind: doch soll sich noch aufser einzelnen brauchbaren Notizen ein bereits ausgearbeitetes Fragment über diesen Gegenstand in seinem Nachlafs befinden, welches gewifs von hohem Werthe ist. Alterthümer jeder Art erregten seine ganze Aufmerksamkeit und er ward im Jahre 1819 Mitgründer des Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung vaterländischer Alterthümer. Die Geschichte der Münzen, die Veränderungen des Münzfufses und Geldwerthes in alter und neuer Zeit kannte er sehr genau und seit dem Jahre 1816 hat er sich selbst eine nicht unbedeutende Sammlung von den gangbaren Münzen der neueren Zeit angelegt: die verwandte Wissenschaft der Heraldik zog ihn natürlich ebenfalls an und in der Geschichte der Wappen war er sehr bewandert. Dabei flofs er über von einer Fülle von Anekdoten, dergleichen nicht leicht ein Anderer so zahlreich und so genau und umständlich zu erzählen wufste. Noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit Anlegung einer Holzsammlung, wie er denn von jeher an schönen Bäumen seine besondre Freude gehabt und nicht leicht ein in seiner Art ausgezeichneter Baum in seiner Umgebung ihm unbekannt vor. Von den neueren Sprachen hatte er wenigstens einige Kenntnifs des Französischen, Italienischen und Englischen. Diese kurzen Notizen mögen hinreichen, um einen Begriff von seinem wirklich *colossalen Wissen* zu geben, der Frucht seiner unersättlichen Wifsbegierde und seines eisernen Fleifses.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Vita Caroli Davidis Jlgenii. Scripsit Fridericus Carolus Kraft.

(Fortsetzung.)

Wäre Jlgen in seinem vierzigsten Jahre gestorben, so wäre dennoch sein Name immer würdig gewesen mit Auszeichnung genannt zu werden: er hat wirklich seine schriftstellerische Laufbahn damals beschlossen, wenn man ein Programm, das er 1820 schreiben mufste, abrechnet. Wäre er akademischer Lehrer geblieben, so würde er noch mehr Gelehrsamkeit gehäuft, mehr Bücher geschrieben, aber nimmermehr die Krone erlangt haben, die ihn jetzt ziert. Er mufste *Rector in Pforte* werden, um die ganze innere Macht seiner Persönlichkeit zu entwickeln und ins volle Licht zu stellen: es ist schwer zu entscheiden, ob mehr diefs Rectorat ihn, oder mehr er diefs Rectorat grofs gemacht hat; aber gewifs ist beides wahr. Reinhard hat ihn „*den Rector ohne Gleichen*" genannt: er verdankte allerdings, was er wurde, zum Theil seiner Stellung, aber nie wäre ohne ihn diese Stellung so bedeutend geworden, als sie durch ihn geworden ist. Und nicht den *von ihm* ausgegangenen Einrichtungen, nicht seiner Lehrgabe und seinem Unterrichte ist es vorzüglich zuzuschreiben, dafs Pforte unter ihm einen Ruhm gewann, wie es ihn vorher nie gehabt, sondern am meisten dem *Gewicht seiner Persönlichkeit.*

Am 31sten Mai 1802 wurde Jlgen als Rector in Pforte eingeführt, nachdem kurz vorher die Jenaische Universität den Scheidenden zum Doctor der Theologie gemacht. Er fand die Schule in einer bedeutenden *Krisis.* Am 10ten October 1801 war sein Vorgänger Heimbach, ein trefflicher gelehrter Mann, aber nur kein Rector, gestorben: das Vicariat hatte während der Vacanz in schwachen Händen gelegen: die Disciplin war verfallen. Es waren nur sieben ordentliche Lehrer: um den untern Classen, in die jeder Ankommende, hinreichend vorbereitet oder nicht, aufgenommen wurde, nachzuhelfen und die Disciplin zu heben, hatte man eben angefangen das unglückliche Institut der sogenannten Collaboratoren einzuführen, deren sechs sein sollten, die kärglich salarirt je Einer zwischen zwei Schülerstuben wohnen, mit den Schülern schlafen, mit den Schülern essen mufsten, und die nur in den untern Classen unterrichten durften. Ohne Autorität, waren sie durch ihre Stellung genöthigt Zeugen jeder kleinen Störung, jeder Ungezogenheit zu sein, sie zu rügen und anzuzeigen: sie wurden als Spione angesehn und gehafst. Eben war der Erste dieser Leidensmänner eingezogen, von denen nur Einige durch ihre liebenswürdige oder tüchtige Persönlichkeit sich aufrecht zu erhalten gewufst haben. Dazu war auch im Aeufsern der Schule Alles im neuen Werden begriffen, indem ein grofser Bau begonnen war, um die Zellen in gröfsere Zimmer umzuschaffen, statt zweier Schlafsäle deren sechs anzulegen, Auditorien und Speisesaal zu verändern. In dieser Verwirrung fand Jlgen die Landesschule Pforte und das Imposante seiner Person, das Gewaltige seines Charakters gehörte dazu, um Ordnung und Zucht herzustellen; aber es reichte auch hin. Von Anfang an wurde er von den Schülern, wenn sie unter sich von ihm sprachen, nicht anders als der *Alte* genannt. Er war der Poseidon, der mit seinem Quos ego, mit seiner Donnerstimme und seiner nachhaltigen Kraft die Stille, die Ordnung, die Zucht herstellte. Zugleich erschien er den Schülern als der Repräsentant einer tiefen unergründlichen Gelehrsamkeit und flöfste dadurch Ehrerbietung ein, wenn er in anderer Beziehung Furcht erweckte. Diese Furcht und diese Ehrerbietung gaben der Schule wieder innere Haltung und machten Raum für einen fruchtbaren Fleifs, der nun auch durch andre würdige Lehrer neue Nahrung empfing, besonders durch Lange, der am vierzehnten Mai 1804 eintrat, der, wie bekannt, eine ganz einzige

Gabe hatte den Geist der Jugend zu wecken und zu leiten, weil er ihr ins Herz sah und sie so richtig beobachtete, dafs die Schüler von den Urtheilen, mit welchen er jeden Einzelnen treu nach der Wahrheit charakterisirte, oft ganz betroffen waren. Thiersch und Dissen waren die Erstlinge, die aus Jlgens und Langens Schule hervorgingen.

Die *erste* Periode des Jlgenschen Rectorats geht von 1802 bis zu Ende 1808: es war die Zeit der Restauration der Schule. Im Jahre 1808 aber begann mit einer sogenannten *neuen Einrichtung* eine unselige Zeit des inneren Kampfes zwischen den Lehrern und dem Rector, der auch auf die Schüler, wenigstens die tiefer blickenden, nachtheilig zurückwirkte, ohne jedoch den im Allgemeinen waltenden Segen zu zerstören: denn gerade in dieser Zeit sind viele nachher bedeutende Gelehrte und Beamte aus Pforte hervorgegangen. Jene innere Spaltung entstand aus folgender Ursache. Das grofse und gerechte Vertrauen, das Jlgen bei den Sächsischen Behörden genofs, war Veranlassung, dafs er im Sommer 1808 nach Dresden berufen wurde, um mit ihm mancherlei Veränderungen in der Einrichtung der Anstalt zu besprechen, die mit dem Ende dieses Jahres eingeführt wurden, ohne dafs die übrigen Lehrer auch nur darüber gehört worden wären. In der neuen Einrichtung selbst war dem Rector ein Uebergewicht gegeben, welches die andern Lehrer, die sich ihrer Würde, ihrer Kraft und ihres Strebens bewufst waren, verletzte. Sie beklagten sich bei dem adlichen Schulinspector, Hrn. v. Ferber, der ihre Eingaben unterstützte und an die Oberbehörde beförderte. Die Sache wurde endlich beigelegt, es wurde Einiges wieder abgeändert: aber die gegenseitige Verstimmung der verschiedenen Partheien liefs sich nicht so leicht ausgleichen. Es kamen dann die Ereignisse von 1813 dazwischen, wo Pforte bei dem Rückzuge der Franzosen über die Höhe von Kösen vor den Alliirten zwar geschützt, doch durch häufiges Vorbeiziehn von Truppen gestört und zu vielen Lieferungen genöthigt wurde, die das Bedürfnifs der Heere herbei führte. Mit dem Ende des Jahres 1815 schliefst diese, die *zweite* Periode ab und nun beginnt eine neue Zeit unter dem Preufsischen Scepter.

Die *dritte* Periode geht von 1816 bis zum Ende des Jahres 1824. Sie beginnt mit einem öffentlichen Zeichen der Anerkennung von Jlgens Verdiensten: er wird Consistorialrath. Zugleich tritt Schritt vor Schritt in den äufseren Verhältnissen eine grofse Umwandlung ein: das Justizamt der Schule wird aufgelöst, der Amtmann pensionirt, das übrige Personale anderweitig angestellt. Die Schul-Oekonomie soll verpachtet werden und der bisherige Verwalter derselben wird veranlafst seine Wohnung aufserhalb der Anstalt in der benachbarten Stadt zu nehmen. Die so gewonnenen Räume werden dem Lehrerpersonale zugewiesen, in welchem bald bedeutende Veränderungen eintreten. Wichtiger aber ist es für das Rectorat, dafs es jetzt allein als die unbestritten höchste Macht in dem kleinen Schulstaat dasteht und keine von ihm unabhängigen Beamten weiter in den Ringmauern der Anstalt sich befinden: auch die Polizei wird in des Rectors Hand gelegt. Die sechs Collaboratoren werden abgeschafft; der Raum, den sie, zwischen Schülerzimmern eingeklemmt, inne hatten, wird den Schülern zuertheilt, deren Zahl durch Gründung von zwanzig neuen Stellen nun, mit Ausschlufs der Pensionairs, bis zu 180 anwachsen kann. Mit dem Jahre 1820 werden vier junge kräftige Männer als Adjuncten angestellt, die hinreichende Wohnlichkeit finden, gut salarirt werden und fast in allen Beziehungen, den Titel ausgenommen, sich den älteren Lehrern, den acht Professoren, gleichgestellt sehen. Die Mathematik, die griechische Sprache, die deutsche Litteratur gewinnen durch neu eingetretene vorzügliche Lehrer ein neues Leben. Die Handhabung der allgemeinen Disciplin wird für jede Woche in die Hand eines einzigen Lehrers gelegt, der ein Zimmer auf dem Corridor des Alumnats beziehen mufs. Die Zucht wird freier, als sie bei der ängstlichen Aufsicht der Collaboratoren sein konnte, und zugleich fester und kräftiger. Die zwölf obersten Schüler, denen nun allein die specielle Verantwortlichkeit für die Ordnung auf jedem Zimmer obliegt, gewinnen mehr Eifer für dieses ehrenvolle Amt und haben darin eine schöne Gelegenheit ihren Character zu bilden. Jeder einzelne Schüler aber mufs an einen bestimmten Lehrer als seinen Tutor gewiesen werden und dieses Verhältnifs wird so geordnet, dafs nicht nur der Aufwand der Schüler eine genauere Controlle findet, sondern auch ein besonderes Vertrauen den Pflegebefohlenen mit seinem Tutor verknüpfet. Wohl war dieses Verhältnifs auch früher vorhanden, aber nicht allgemein und nicht so einflufsreich. Für den Unterricht war es sehr wichtig, dafs alle Com-

bination verschiedener Classen, in welchen Fächern sie irgend noch bestand, aufgehoben wurde. Endlich wurde auch der Religionsunterricht nach einem durchgehenden Plane geordnet und den beiden Lehrern, die zugleich Prediger sind, anvertraut, da er vorher nur mit Ausnahme von Prima eine Zeitlang von den verschiednen Classen-Ordinarien besorgt worden war, wodurch bei dem Mangel eines festen durchgehenden Lehrplanes zwar manches einzelne Gute erreicht werden konnte, aber Einheit und Zusammenhang fehlen mufste. Diese Veränderungen, wenn auch nicht von Jlgen ausgegangen, waren doch alle von der Art, dafs sie seine Billigung verdienten und wenigstens in kurzer Zeit gewinnen mufsten, um so mehr, da zugleich durch weises Einwirken von der höchsten Stelle aus allen kleinlichen Leidenschaften, denen Jlgens Gemüth seiner Natur nach fremd war, Stillschweigen geboten wurde und ein rüstiger ganz auf die Sache gerichteter Sinn durchaus in dem erfrischten Lehrercollegium herrschte. Auch gewann die Schule bald an Celebrität und Preufsen wufste ihren Werth zu schützen: die Zahl der Schüler, die zum Theil auch aus entfernten Provinzen der Monarchie herbeigeführt wurden, stieg fast über die Gebühr.

Mit dem Jahre 1825 beginnt die *vierte* und *letzte* Periode von Jlgens Rectorat: sie beschliefst mit seinem Abgange den 9ten April 1831. Allerdings wurde ihm in dieser Zeit nach den grofsen Anstrengungen seines Lebens die Abnahme seiner Kräfte fühlbar: zwar genafs seine kräftige Natur von einem langwierigen Schleimfieber, aber sein Augenlicht fing an sich bedenklich zu verdunkeln und es konnte bisweilen scheinen, als sei ihm Herz und Muth gebrochen. Er liefs ohne Widerwillen manches Geschäft in jüngere Hände übergehen. Dennoch arbeitete und wirkte er auch in dieser Zeit noch sehr viel und erzog sich die würdigsten und dankbarsten Schüler, die wohl erkannten, wie viel sie ihm schuldig waren. In diese Zeit fällt auch ein voluminöser Aufsatz *über die Disciplin der Pforte*, den er auf Veranlassung der Behörden schrieb und worin er die Resultate seiner Einsichten und Erfahrungen niederlegte. Im Januar 1826 erhielt er den rothen Adlerorden dritter Classe: am 31sten Mai 1827 wurde sein fünf und zwanzigjähriges Amtsjubiläum, das er gern hätte still vorüber gehen lassen, dennoch auf eine seinem Sinne angemessene Weise gefeiert. Man hatte sich gewöhnt, Pforte ohne Jlgen sich kaum denken zu können: sein Abschied nach neun und zwanzigjähriger glorreicher Amtsführung erfüllte Lehrer und Schüler mit tiefer Rührung: denn er war nicht nur ein *guter*, er war ein *grofser Rector* gewesen und hatte die befruchtende Wirkung ausgeübt, die nur das Ehrfurcht gebietende Uebergewicht einer *grofsen Persönlichkeit* hervorbringen kann.

Mit welcher — man möchte sagen — tragischen Würde er die Leiden seiner letzten Jahre, endlich auch völlige Blindheit erduldet hat, ist in Berlin bekannt, wo er in Verbindung mit vielen ausgezeichneten und hochgestellten Männern und unter der ehrerbietigen Pflege einiger jüngeren Verehrer und Freunde seine Auflösung erwartete. Er starb in Folge eines Schlagflusses am 17ten September 1834 in den Armen seiner Gattin und seines Sohnes.

Jlgens Grundsätze bei der Erziehung der Jugend und bei der Leitung der Schule beruhten auf einer wohlbegründeten pädagogischen Einsicht, und Manches, was nur als Eigenheit des seltenen Mannes erschien, war reiflich überdacht und aus einem angebornen Sinne für das Solide, Tüchtige und Würdige hervorgegangen: hierin konnte jeder Pädagog viel von ihm lernen. Aber seine Art und Weise war unnachahmlich: sie stand nur ihm an und Niemand als Jlgen hätte, wie Jlgen, das Schulscepter führen dürfen. Er durfte es besonders auch deshalb, weil unter seinem aufbrausenden Zorne, unter seiner, zarten Ohren allerdings nicht selten anstöfsigen, Derbheit doch eine grofse Ruhe und Mäfsigung, eine langmüthige Geduld und eine leicht erregte innige Zartheit tiefen Gefühls verborgen war. Wenn die Donnerstimme seines Amtseifers das ganze Schulhaus erschüttert hatte, ging er, des Erfolgs gewifs, mit erleichtertem Herzen von dannen, genofs heiter seine Mahlzeit und überliefs sich harmlos den Studien oder dem freundschaftlichen Gespräche.

(Der Beschlufs folgt).

V.

Aphorismen zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Von Dr. F. Unger. Wien, 1838. 20 *S.* 8.

Der Verf. stellt in einer Reihe assertorischer Sätze seine Ansichten über Pflanzenorganisation zusammen, doch wie es scheint nicht auf eigene nähere Untersuchungen gestützt. Auf

diese Sätze gründet derselbe dann eine eigene Pflanzeneintheilung, die schematisch auf einer Tafel am Ende der Schrift zur Uebersicht gebracht ist. Die Eintheilung stützt sich auf des Verfs. Ansichten von der Vegetations-Art und der anatomischen Struktur der Pflanzen, wobei auch der Habitus im Allgemeinen und die historische Entwicklung in Betracht kommen. Der Vf. nimmt eine dreifache Art der Vegetation an: Gipfelansatz (vegetatio terminalis) bei Farren, Cykadeen; umsprossendes Wachsthum (vegetatio peripherica) bei Monocotyledonen; endumsprossendes Wachsthum (vegetatio peripherico-terminalis) bei Dicotyledonen. Bei den gefäfslosen Pflanzen kommt noch eine vierte Art des Wachsthums: das ringsumsprossende (vegetatio indeterminata) hinzu. In diesen vier Gesammtformen nimmt nun der Verf. noch zwei Hauptunterschiede an, in welche sich dieselben theilen, nämlich die Axenlosen Pflanzen (Thallophyta) und die Axenpflanzen (Cormophyta) wodurch sich die zwei ersten Hauptabtheilungen bilden. Auf diese Art entstehen:

I. Axenlose Pflanzen (Thallophyta) welche alle eine veg. indeterminata haben und Pantachobrya genannt werden. Dazu gehören des Vfs. drei ersten Klassen: Algae, Fungi, Lichenes.

II. Die Axenpflanzen (Cormophyta). Sie theilen sich nach den angegebenen drei Wachsthumsformen in A. *Acrobrya* mit Vegetatio terminalis. Hieher gehören Class. IV—IX. des Vfs.: Die Moose, Rhizantheae, Filices, Lycopodiaceae, Cycadeae, Hydropeltideae, welche nach der Anwesenheit und Abwesenheit von Gefäfsen und nach der Stellung der Gefäfsbündel unterschieden werden. B. *Amphibrya* mit Vegetatio peripherica, wohin die Monocotyledonen als eine Klasse gerechnet werden. Endlich C. *Acramphibrya* mit Vegetatio peripherico terminalis, zu welchen als drei besondere Klassen: die Coniferae, Piperineae und die übrigen Dicotyledonen gezählt werden.

So sehr auch das Bestreben überhaupt zu loben ist, die in neuerer Zeit erlangten Aufschlüsse über die Organisation der Pflanzen bei ihrer systematischen Eintheilung in Anwendung zu bringen, so scheint doch gegenwärtiger Versuch der Natur wenig entsprechend, und auf mancherlei Mifsverständnissen zu beruhen. Zunächst ist die Form des axenlosen und Axen-Wachsthums etwas ganz Untergeordnetes und Unbestimmtes und unter des Verfs. axenlosen Pflanzen kommen die Conferven, viele Pilze, selbst Lichenen mit einem wirklichen Axenwachsthum vor, so wie umgekehrt die zu den Axenpflanzen gerechneten Lebermoose, wie auch mehrere homorganische blühende Pflanzen (z. B. Lemna) ein ganz blattförmiges axenloses Wachsthum haben. Ebenso künstlich ist die Vereinigung der unter die Abtheilung der Acrobrya gebrachten Klassen. Fürs erste bilden die Moose als homorganische Pflanzen eine von den Farren und Cykadeen ganz verschiedene niedere Organisationsstufe; aber auch abgesehen hiervon ist es durchaus nicht richtig, dafs bei den Farren, Cykadeen u. s. w. ein blofses Endwachsthum ohne Vervielfältigung der Gefäfsbündel Statt finden sollte, die sich vielmehr hier eben so wie bei den sämmtlichen Monocotyledonen zeigt, weil beide einen synorganischen Bau haben. Das peripherische Wachsthum des Verfs., welches von ihm nur den Monocotyledonen zugeschrieben wird, beruht also keinesweges allein auf neuer Erzeugung und Vervielfältigung der Gefäfsbündel gegen den Umfang, sondern hauptsächlich auf Knoten und Gliederbildung, welche beide aber in der vegetatio terminalis des Verfs. eben so gut vorkommen. Nicht allein also, dafs unter des Verfs. Acrobrya ganz verschieden organisirte Pflanzen zusammengestellt sind; sondern die Amphibrya sind auch keinesweges durch natürliche Unterschiede, die im Wachsthum lägen, von ihnen so verschieden als der Verf. glaubt. Was endlich die *Acramphibrya* betrifft, so ist die Ansicht keinesweges richtig, dafs hier im Wachsthum die Gefäfsbündel sich nach aufsen blofs vervielfältigten und nach oben fortsetzten, wie in den früheren Classen. Das Wachsthum in die Dicke geschieht nämlich hier auf zweierlei Art. Während der Endgliederbildung verdickt sich der Stamm durch strahlenförmige Ausbreitung der Gefäfsbündel mit Hülfe der Markstrahlen gegen den Umfang, und es ist nicht eine Theilung, die mit dem Längenwachsthum der synorganischen Pflanzen zu vergleichen wäre, sondern eine ganz eigenthümliche Anordnung und Verbindung der Gefäfsbündel mit dem Zellensystem, was dieses Wachsthum (der wahren dichorganischen Dicotyledonen) charakterisirt. Die zweite Art des Wachsthums in die Dicke ist das schichtenweise, jährliche Wachsthum von Holz und Rinde. Um dieses richtig zu erkennen, reicht keinesweges der Vergleich mit des Verfs. peripherischem Wachsthum der Monocotyledonen hin, im Gegentheil gehört zum näheren Verständnifs desselben eine tiefere Einsicht in die Natur von Holz- und Rindenbildung und deren wahres Verhältnifs zur Struktur der Gefäfsbündel synorganischer Pflanzen. Nur bei wahrer Holz und Rindenbildung ist nämlich dieses schichtenweise Wachsthum möglich. Der Verf. irrt also auch ganz und gar, wenn er die halb synorganisch halb dichorganisch gebauten Piperineen mit den übrigen dichorganischen Dikotyledonen in seiner Abtheilung der Acramphibrya zusammenstellt, denn die Piperineen haben in ihrem Wachsthum und ihrer Organisation die gröfste Aehnlichkeit mit den vom Verf. zu seinen Acrobrya gezählten Cykadeen, den Nymphäen, Amaranthaceen u. s. w. Im Ganzen vermifst man auch bei der hier gegebnen Pflanzeneintheilung ein durchgreifendes Princip. Die Zusammenstellung ist mehr nach äufserer Anschauung und ohne innere Durchbildung gemacht, so dafs weder ein gegenseitiger Zusammenhang der aufgestellten Klassen untereinander noch sonst irgend ein Gesetz der natürlichen Verwandtschaft darin klar wird. Inzwischen bleibt das Bedürfnifs zu einer naturgemäfseren Eintheilung des natürlichen Systems, als diejenige nach den Cotyledonen ist, welches der Vf., wie schon mehrere andere Botaniker, die ähnlichen Versuche machten, empfunden hat, wahr und in den Fortschritten der neueren Pflanzenphysiologie begründet; allein so sehr man auch des Verfs. zeitgemäfse Bemühungen in den vorliegenden Gegenstand einzugehen, anerkennen kann, so ist doch nicht zu sagen, dafs sich derselbe auf diesem Gebiet mit ähnlichem Glück wie in seinen pflanzengeographischen Arbeiten versucht hätte.

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Vita Caroli Davidis Jlgenii. Scripsit Friedericus Carolus Kraft.

(Schluſs.)

Mit groſser Schonung und Vorsicht hütete er sich, wenigstens in den letzten Jahren stets, irgend einem Collegen durch directen Tadel oder amtliche Autoritätsmiene wehe zu thun. Beim Genusse des heiligen Abendmahls lag tiefe Andacht in seinem Antlitz und glänzten oft Thränen in seinem Auge. Mit den einzelnen Schülern konnte er so väterlich sprechen, daſs er ihr ganzes Herz um so mehr gewann, je mehr sie in Ehrfurcht den Abstand fühlten, in dem sie von ihm standen. Sie hegten überhaupt das Vertrauen zu ihm, daſs er sie lieb hatte, besonders weil sie sahen, daſs nach den schärfsten Verweisen er schnell wieder versöhnt war und Alles vergessen zu haben schien. Es ist durchaus ein Spiegel von Jlgens Herzen, was ein ihm befreundeter Prediger bei Kraft (Vita Jlgenii p. 263) erzählt, daſs er oft, wenn Prediger ihn in Naumburg und Pforte besuchten, zu diesen sprach: „Saget „mir nur, wie ihr am Krankenbette der Armen und „Niedrigen im Volke erscheinen und Worte des Trostes „mittheilen könnt! Mein Herz würde zerspringen und „die Thränen würden mir die Sprache nehmen. Ich „hätte nicht zu einem Prediger getaugt.".

Jlgen war *Restaurator* der Pforte: ihre *Regeneration* zu bewirken war er nicht berufen: dazu fehlte ihm die Beweglichkeit und Erfindsamkeit des Geistes und jene Gabe der Divination, durch welche der schöpferische Sinn Dinge, die noch nicht sind, schon als vollendet sieht und die Art, wie sie künftig in das Ganze eingreifen werden, im Voraus anschaut. Seine Vorsicht und Erfahrung machte ihn gegen alles Neue bedenklich: doch nahm er fremde Anregung dazu, wenn sie ihm von geachteten Männern kam, zuletzt nicht ungern in sich auf und, wo er sich auch anfangs nur der Nothwendigkeit unterwarf, da söhnte er sich doch bald mit der Neuerung aus, wenn sie sich in der Erfahrung als wohlthätig bewährte. Als schaffender und organisirender Geist stand ihm Lange zur Seite und die höchste Behörde wuſste sehr gut zu würdigen, was sie an *Beiden* hatte. Man hat ganz wahr gesagt: Lange wäre ohne Jlgen nicht geworden, was er war: aber eben so richtig ist es, daſs Jlgen ohne Lange nimmer der Pforte hätte werden können, was er ihr geworden ist. Beide Männer gehörten zusammen und Dank der Vorsehung, die sie zu einer Zeit in Pforte vereinigte, wo diese Schule solcher Stützen besonders bedurfte. Beide sind schon seit einer Reihe von Jahren von diesem irdischen Schauplatze abgetreten: aber die Gegenwart ärntet noch die Früchte ihrer vieljährigen vereinten Thätigkeit. Die Schule ist auf den alten festen und sichern Grundlagen zu einem neu ausgebildeten Organismus gelangt, der jetzt als vollendet angesehn werden kann und eben deshalb nun je mehr und mehr übersichtlich in das Bewuſstsein selbst der *Schüler* eintritt. Nichts aber kann wohl für die Ausbildung künftiger Bürger des Staates, ja des Reiches Gottes, förderlicher seyn, als wenn die Jünglinge beim ersten Erwachen des Geistes sich als Glieder eines Schulstaates erkennen, in welchem sie die weise gliedliche Ineinanderfügung des Ganzen einzusehn und zu verstehen vermögen. Dieſs gerade ist das Geheimniſs und die Stärke der Landesschule Pforte. Jede Willkühr sieht sich hier zurückgewiesen, wo eine vernünftige aus dem Zwecke des Unterrichts und der Erziehung hervorgegangene und auf das Wohl des Ganzen wie des Einzelnen berechnete Nothwendigkeit, wo Gesetz und Pflicht das ganze Leben ordnet. Wie wohlthätig dieser weise eingerichtete und kräftig aufrecht erhaltene Schul-Organismus auch auf die wissenschaftliche Bildung der Zöglinge einwirkt, wenn zugleich tüchtige und eifrige Lehrer die Geister zu wecken

verstehn, diefs hat gerade in der neuesten Zeit nach manchen Fluctuationen, die im Leben der Schulen nicht aufsen bleiben können, sich recht erfreulich gezeigt und die Früchte davon werden nach einigen Jahren auch dem gröfsern Publicum gewifs bemerkbar werden. Gerade in dem letztverwichenen Winter ist selbstthätiger Fleifs und productives Streben besonders in der ersten Classe mit neuer Frische hervorgetreten und die Wirkung dieser Regsamkeit hat sich durch viele gute, ja durch einige ausgezeichnete Leistungen sowohl in den alten Sprachen als auch im Deutschen und in der Mathematik bewährt. So sind die zwanzigjährigen Bemühungen der Männer, die über das Preufsische Schulwesen wachen, auch an *Pforte* mit gutem Erfolge gekrönt worden und diese ehrwürdige Stiftung ist durch die organische Entwickelung der in ihr liegenden Lebens-Elemente zeitgemäfs wiedergeboren, ohne etwas an ihrer kräftigen Individualität verloren zu haben.

Allerdings ist die Vita Jlgenii, von der wir ausgegangen sind, noch nicht eine solche Lebensgeschichte Jlgens, wie wir sie für diesen Mann wünschen würden: dazu müfste Vieles hervorgezogen werden, was jetzt noch in den Archiven verschiedner Behörden ruht, ja dazu dürfte überhaupt die Zeit noch nicht gekommen sein. Was man aber weil in dieser Denkschrift erwarten konnte, das war eine gröfsere Schärfe und Bestimmtheit in der Charakteristik der Personen und Zeiten, insbesondre Jlgens selbst. Zwar hat es der Verf. nicht an vielen interessanten Zügen fehlen lassen, von denen auch der kleinste uns nicht überflüfsig ist, wie die in zierlichem Latein geschilderte ansehnliche Schnupftabaksdose mit dem Bildnisse Friedrichs des Grofsen: aber was die Schilderung der eigenthümlichen Gestalt seines Geistes betrifft, dazu sind die Farben wohl gegeben, aber die Umrisse sind zu schlaff und unbestimmt. Seine Gaben sind aufgezählt, seine Tugenden einzeln durchgegangen: fast ängstlich sagt die Liebe, dafs kein Flecken den theuern Mann zu entstellen scheine. Wir sehen, es ist ein sehr vortrefflicher Mann, der uns hier dargestellt wird, aber die treffende Portrait-Aehnlichkeit fehlt: man erkennt nicht den *leibhaftigen* Jlgen wieder. Die Schrift ist mehr ein Panegyricus Jlgens und seiner Freunde als eine Vita Jlgenii im reineren Sinne des Worts. Dennoch wird sie Niemand ohne grofse Theilnahme lesen, Niemand ohne Rührung über die Pietät des Verfs. aus den Händen legen, und wenn man bedenkt, wie viel Mühe besonders in solcher Entfernung die Sammlung so vieler einzelnen Notizen kosten mufste, so kann man nicht umhin den Fleifs und die Sorgfalt anzuerkennen, die unter vielen Geschäften auf diefs Opfer der Dankbarkeit gewendet worden ist. Der Verleger, Hr. Major Pierer in Altenburg, auch ein Schüler Jlgens, verdient ebenfalls alle Anerkennung für die schöne Ausstattung der Schrift, welcher er selbst am Schlusse ein Verzeichnifs Aller, die während des Jlgenschen Rectorats in Pforte auf der Schule gewesen sind, deren Zahl sich auf 1316 beläuft, beigefügt hat. Ein sehr wohlgetroffnes lithographisches Brustbild Jlgens mit einem Facsimile seiner Handschrift gereicht dem Buche noch zur besonderen Zierde. Unter den Beilagen, die vom Verf. herrühren und manches Schätzenswerthe enthalten, ist auch die des Verewigten würdige Rede, die sein vieljähriger Freund Dr. Marheineke an seinem Sarge gesprochen, eingeleitet durch das prophetische Wort: „*Ich habe dich je und je geliebet: darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.*"

H. E. Schmieder, in Pforta.

VI.

Kunstwerke und Künstler in England von Dr. G. F. Waagen, Director der Gemäldegallerie des kön. Museums zu Berlin. Zweiter Theil. Berlin, 1838. X u. 620 S. 8.

Dem ersten schon vom Ref. angezeigten Theil dieses sehr unterrichtenden und reichhaltigen Werkes ist der zweite bald gefolgt. Er ist hauptsächlich den Beschreibungen der Kunstwerke in den Landsitzen gewidmet, enthält jedoch auch noch eine reiche Nachlese der Londner Kunstsammlungen. Bei seinen Wanderungen nach den Landsitzen folgte der Hr. Verf. fast demselben Wege, den Ref. betreten, daher finden sich durch diesen Band die meisten von demselben in seiner „Kunstreise durch England" gegebenen Berichte wiederholt, jedoch oft bereichert, zuweilen berichtigt. Aber auch über manche von Ref. nicht beschriebene Kunstsammlungen wird Kunde ertheilt, unter welchen folgende in London von besonderer Wichtigkeit sind: die der niederländischen Bilder Georg des IV. und die

des Lord Aschburton (Alex. Baring), sodann die der italienischen Gemälde des Sir Abr. Hume und die des Hrn. Solly. Aus den Angaben über die des Letztern wird erklärlich, warum in dem Theil der Solly'schen Sammlung im Berliner Museum sich bei dem Reichthum guter Bilder des 15ten Jahrhunderts nur so wenige und meist unbedeutende aus der glänzendsten Epoche (dem Anfang des 16ten Jahrhunderts) befinden; diese hat Hr. Solly als ein aufgeklärter Kenner und Kunstfreund für sich behalten. Unter denselben treffen wir ein von Rafael untermaltes und von anderer Hand vollendetes grofses Gemälde, Hauptbilder von Bagnacavallo, Gir. da Cotignola, Innocenzo da Jmola, Mazzolino, Gir. da Treviso, Moretto, Giorgione, Paris Bordone, Lor. Lotto, Bern. Luino und Gaudenzio Ferrari. Ferner enthalten wir neue Nachrichten über einzelne vorzügliche Bilder, im Besitz der Lords Grey, Normanton, Yarborough, Northwick und Hatherton, der Herren Hy. Bevan, Sanderson, Huysch, Knolls, Wynne Ellis, Arlis und Peacock. — Unter den Nachrichten über die Landsitze giebt der Hr. Verf. neue über Corsbanhouse, den Thurn des Hrn. Beckford, Leightcourt, Warwickcastle, Oakhill, Castle Howard, Alton-Tower, Burleighhouse, Woburn Abbey und Lutonhouse. Bei den weitern Angaben über die von ihm nicht gesehenen, aber wegen ihrer Kunstschätze des Besuchs würdigen Landsitze, finden sich keine andern, als die schon von Ref. in seiner „Kunstreise" gegebenen.

Ueber antike Bildwerke enthält gegenwärtiger Band ausführliche Notizen über die in Lansdownehouse, Wiltonhouse, Howard-Castle, Chatsworth, Holkham, Cambridge und Woburn Abbey. In dieser Beziehung zu besuchen bleiben noch Petworth, Ince, Marburg Hall, Badmintonhouse, Appuldurcombehouse, Knowle, Sion House, Clumber Park, Newby Hall, Wentworthhouse und die Antikensammlung des Grafen Guilford, welcher die von Dodwell in Korinth gefundene Brunneneinfassung besitzt. In Deepdene, dem Landsitz des Hrn. Th. Hope in der Grafschaft Surray, befinden sich gleichfalls mehrere interessante Sculpturen, besonders von Thorwaldsen.

Wie in dem ersten Theil, sind auch in dem zweiten die Nachrichten über Miniaturen höchst dankenswerth, da sie über die frühmittelalterliche Kunst der Malerei fast allein nur noch Aufschlufs geben. Da von dem Hrn. Verf. noch wichtige Notizen über diesen Gegenstand in seinem Bericht über die Pariser Bibliothek zu erwarten sind, so verspart Ref. die Anzeige des Resultats dieser Forschungen auf eine spätere Gelegenheit, dankt aber hier im Voraus für die schon von dem Hrn. Verf. bereits gegebene Bereicherung in diesem bis jetzt fast unbeachtet gebliebenen Bereich der Kunstgeschichte.

Dafs der Hr. Verf. die ihm sich dargebotenen Gelegenheiten die ausgezeichneten Handzeichnungen grofser Meister im Besitze des Grafen von Pembroke und des Hrn. Esdaile einzusehen unbenutzt gelassen, ist um so mehr zu bedauern, als Ref. sich deshalb fruchtlos bemühte und es andern leicht eben so ergehen dürfte; dagegen war derselbe so glücklich, die des Königs Georg III., des Herzogs von Devonshire zu Chatsworth und die zu Oxford studiren und beschreiben zu können, welche andernseits der Hr. Verf. zu sehen ist verhindert worden. Die reichhaltigste, aus der Verlassenschaft des Sir Th. Lawrence stammende Sammlung von Zeichnungen, welche England besessen und die einzig in seiner Art war, ist nun zerstreut, da sie acht Jahre hindurch vergeblich der Regierung für ein öffentliches Institut in London ist angeboten worden. Die herrlichen Zeichnungen von Albrecht Dürer und Rembrandt, von Rubens und van Dyck erstanden Privaten (die von beiden letztern Sir Robert Peel), die Italienischen von unübertroffenem Reichthum an Originalentwürfen von Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael, bilden nun eine neue und eigenthümliche Zierde der gewählten Kunstsammlung des Prinzen von Oranien. Die Zeichnungen aus der Schule der Carracci hat schon 1836 der Lord Francis Egerton gekauft.

Nachdem hier der Hauptinhalt des zweiten Bandes angegeben worden, bleibt noch zu gedenken, wie in demselben gelegentlich durch eingestreute Beschreibungen von Musik- und andern Festen des Adels, und überhaupt durch das Leben der höhern Stände und interessanter Persönlichkeiten den Mittheilungen Abwechslung und Interesse verliehen ist, und wir hiedurch mit der Art und Weise des gebildeten Englands bekannt werden. Ob aber die oft wiederkehrenden Beschreibungen der Frühstücke und der Mittagessen, ob die häufige Erwähnung der Empfehlungsbriefe und von wem und an wen sie der Hr. Verf. zu erhalten das Glück hatte, für den Leser eben so anziehend sind, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Von gröfserem Interesse sind die gelegentlich angestellten, allgemeinen Betrachtungen, wie z. B. die über die Vorzüge der italienischen Kunstblüthe zu Rafaels Zeit und über den bald darauf erfolgten Verfall. Sehr richtig sagt der Hr. Verf. von der erstern, dafs keine andere einen Vergleich mit ihr aushalte, und erklärt dieses aus der den damaligen Künstlern noch inwohnenden Begeisterung für den geistigen Gehalt ihrer Aufgabe, dem Sinn für symmetrische Anordnung, dem Gefühl für treue Ausbildung des Einzelnen, verbunden mit der erworbenen freien Herrschaft über die Mittel der Darstellung, einer Zeichnung von naturgemäfser Fülle der Formen und der Kenntnifs der Luftperspective. Die Meister der spätern Epoche hätten gegen jene noch völlig naive Darstellungsweise die Darlegung der Meisterschaft häufig zur Hauptsache gemacht, das Mittel für den Zweck gehalten. Auch ist dem Hrn. Vf. vollkommen beizupflichten, wenn er den Grund hievon in der durch das Mittel der Buchdruckerkunst allgemein schnell verbreiteten Umänderung des Geistes sucht; ob aber zuzugeben ist, dafs die ausgebreitetere Mittheilung durch gedruckte Bücher, wodurch mehr auf den Verstand als vermittelst des Bildes durch Anschauung gewirkt worden, die Veränderung der Sinnesweise und den Verfall in den bildenden Künsten erzeugt habe, scheint um so zweifelhafter, als einestheils zu Anfang des 16ten Jahrhunderts die Volksbücher stets mit Abbildungen in Holzschnitten verziert waren und den Sinn für bildliche Darstellungen unterhielten, anderntheils aber grade in unsern Tagen, aus der Zeit, wo in Deutschland die bildende Kunst am wenigsten geübt wurde und in den tiefsten Verfall gerathen war, sich dieselbe in Folge einer allgemeinen neuen geistigen Belebung schnell zu hoher und eigenthümlicher Blüthe erhoben hat. Die Ursache des Sinkens und Fallens der bildenden Kunst mufs daher in der Natur und der Entwicklung des in einer Nation lebendigen Geistes gesucht werden, keineswegs aber in einem äufsern Umstande, wie die Buchdruckerkunst, die weit mehr ein Product, als die Ursache der Geistesrichtung gewesen. Dagegen kann nicht angeführt werden, dafs bei den alten Griechen, deren bildende Kunst selbst bei gesunkener Productionskraft nicht in der Weise wie die moderner christlicher Zeiten in's Formlose versunken ist; denn dieses liegt doch wohl nicht darin, dafs sie die Buchdruckerkunst nicht gekannt und bei ihnen Bücher weniger verbreitet waren, sondern eben in der Natur oder der Bildung ihres Geistes, der auf das Plastische gerichtet weniger den Veränderungen unterworfen war, während die christliche bildende Kunst mehr dem psychischen Leben zugewendet, auch von dessen Richtung mehr abhängig blieb. Dafs hiebei die Reformation, als Folge des der Reflection zugewendeten geistigen Lebens einigen Einflufs selbst in katholisch gebliebenen Ländern geübt, darf wohl nach obiger Annahme nicht geleugnet werden, noch weniger aber, dafs der Protestantismus, als etwas Negatives, bei den Völkern, wo er herrschend wurde, eine der bildenden Kunst sehr ungünstige Geistesrichtung erzeugen mufste und es überhaupt keine protestantische (eine negative) Kunst geben könne; indessen will Ref. dem Hrn. Verf. gerne zugeben, dafs die edlere Richtung der Protestanten unserer Tage, die mehr den Charakter der Ergründung der Wahrheit, als den einer Opposition heftiger Partheiung trägt, auch die höhern Anforderungen an die bildende Kunst zu erfüllen vermag und nach dem Grade erfüllen wird, als sie sich aus der Grundlage ewiger Wahrheiten entwickelnd auch in die Tiefe der Anschauung zu versenken im Stande ist.

Sehr anziehend ist auch der Bericht über das von dem Hrn. Verf. gegebene Gutachten, die Mittel betreffend, durch welche die bildende Kunst in England zu heben sei, wozu er von einer Parliamentscommission aufgefordert worden. Die darin ausgesprochenen Ansichten sind nicht nur sehr belehrend, sondern es stellt sich aus dem Verlauf der Berathung auch die alte Tendenz der Engländer sehr charakteristisch heraus, dafs sie hauptsächlich nur bedacht sind wie die bildenden Künste zum Flor und Nutzen ihrer Fabriken anzuwenden seien. Da nun in England alles, sowohl Jung als Alt, der Mode (fashion) unbedingt huldigt, und diese bei kurzer Dauer stets zu den Gegensätzen überspringt, so dürfte daselbst eine allgemeine, folgerechte Entwicklung des Schönheitssinnes schwerlich jemals zu hoffen sein, obgleich der Hr. Verf. hiefür bessere Hoffnungen ausspricht.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Kunstwerke und Künstler in England von Dr. G. F. Waagen.

(Schluſs.)

Bessern Erfolg lassen die wahrhaft erfreulichen und ehrenwerthen Bestrebungen mehrerer englischen Architekten um ihre und ihrer Zöglinge Bildung erwarten. Bekanntlich geschieht hiefür von Seiten der Regierung so gut wie nichts, daher die ausgezeichnetesten Architekten in London einen Verein gebildet, um sich gegenseitig ihre Erfahrungen mitzutheilen, Modelle und Abbildungen architektonischer Werke der verschiedensten Zeiten und Völker zur Belehrung vorzuzeigen, und überhaupt alles zur Sprache zu bringen, was ihrem Zwecke förderlich sein kann. Patriotische Geschenke von Privaten zur Unterstützung der Anstalt sind ihnen schon in reichlichem Maſse zugeflossen, allein darin, daſs zu völliger Befestigung der Anstalt auch von Seiten der Regierung ihr ein Local und Gehalte für das Lehramt zugewiesen werden möchten, theilt Ref. völlig die Wünsche des Hrn. Verfs.

Nach dieser kurzen Uebersicht des an neuen Nachrichten über Kunstwerke und Künstler in England reichhaltigen Buches, die hier mehr im Einzelnen zu erwähnen zu weit führen würde, mögen hier noch einige Angaben folgen, die zur Vervollständigung und Berichtigung des Werkes dienlich sein dürften.

Daſs das Altarblatt von Rafael in Blenheim, wie p. 46 angegeben wird, kurz vor der in Fresco gemalten Lunette in S. Severo zu Perugia ausgeführt sein dürfte, damit stimmt Ref. überein; wenn aber gemeint sein sollte, daſs die Tafel mit Christus am Kreuz und vier Heiligen beim Cardinal Fesch kurz vor jenem Altarblatt entstanden sei, so ist dies ein dem Hrn. von Rumohr nachgeschriebener Irrthum, da dasselbe zu Rafaels frühesten Werken vom Jahr 1500 gehört.

Wahrscheinlich ist die p. 48 beschriebene Skizze von Rubens zu einem Altarblatt, auf dem auch der Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin dargestellt sind, ein erster Entwurf zu dem herrlichen Gemälde jetzt in der Gallerie des Belvedere in Wien, im neuen Catalog von A. Krafft p. 150 mit No. 1. bezeichnet.

Bin ich recht unterrichtet, so stammt das p. 65 beschriebene Bildniſs des Grafen Arundel von Ant. van Dyck aus der Gallerie Orléans.

p. 211 sollte Lady, statt Madame Sykes stehen. Es ist dies ein Versehen, welches mit manchen andern aus des Ref. Buch in das des Hrn. Verf. übertragen worden ist. Die meisten finden sich schon in der Uebersetzung ins Englische von ihm berichtigt, wogegen sich aber manche andere eingeschlichen haben!

Da das p. 246 beschriebene Madonnenbild angeblich von Giulio Romano aus der Sammlung des Senators Cambiasi zu Genua stammt, in welcher Stadt sich Perino del Vaga längere Zeit aufgehalten, so wird die Vermuthung, als sei es ein Werk dieses Schülers des Rafael, bestärkt.

Das Original des p. 268 beschriebenen Bildes, einer Ansicht des Escurial angeblich von Rubens, ist dasjenige welches er in Auftrag für den König von England malen lieſs und worüber sich noch ein eigenhändiger Brief des Meisters vorfindet, den er an Sir Balthasar Gerbier, Maler des Herzogs von Buckingham, gerichtet. Hr. Dawson Turner in Yarmouth hat davon ein Facsimile bekannt gemacht in seinem 1832 erschienenen „Catalogue of the works of art in the possession of Sir P. P. Rubens, at the time of his decease." Er lautet wie folgt:

Monsieur,

Voicy la peinture de S. Laurens en Escurial achevée selon la capacité du Maistre toutes fois avecq mon advis, Plaise à Dieu que l'extravagance du sujet puisse donner quelque recréation à Sa Majesté, la Montagne s'appelle la Sierra de S. Juan en Malagon,

elle est fort haulte et erte, et fort difficile à monter et descendre, de sorte que nous avions les nuées desous notre venue bien bas, demeurant en hault le ciel fort clair et serain, il i at en la summité un grande croix de bois, laquelle se decouvre aysement de Madrit, et il y a de costé une petite Eglise dediée a S. Jean qui ne se pouvoit representer dedans le tableau, car nous l'avions derrière le dos, ou que demeure un eremite que voycy avecq son corico, Il n'est pas besoin de dire que en bas est le superbe batiment de St. Laurens en Escurial avecq le village et ses allées d'arbres, avec la Frisneda et ses deux estangs et le chemin vers Madrid qu'apparoit en hault proche de Loupont, la montagne coverte de ce nuage se dit la Sierra tocada pour ce quelle a quasi toujours comme un voyle alentour de sa teste. Il y a quelque tour et mayson a coté, ne me souvenant pas de leurs nom particulièrement, mais je scay que le Roy i alloit par occasion de la chasse, la Montagne tout contre à main gauche est la Sierra y puerto de butrago. Voila tout ce que je puis dire sur ce sujet demeurant a jamais

Monsieur,

Votre serviteur très humble
Pietro Paulo Rubens

J'ai oublié de dire qu'au sommet nous rencontrasmes forze venayson comme est representé en la peinture.

Von dem p. 285 beschriebenen berühmten Gemälde der Familie Pembroke von Ant. van Dyck befindet sich die leicht, aber sehr geistreich in Oel gemalte Originalskizze in der Sammlung des Grafen Lochis zu Bergamo.

Das p. 297 erwähnte Bild einer h. Cäcilia und zweier Engel von Reynolds sind die Porträte der Mrs. Scheridan und zwei ihrer Nichten; das Bild des nackten Kindes ist das des Samuel Johnson.

In Wardour Castle, dem p. 320 erwähnten Landsitz des Lords Arundel of Wardour, ist das Hauptgemälde der Bildersammlung ein Spagnoletto, eine Originalwiederholung des vorzüglichen Werkes des Meisters in S. Martino auf S. Elmo zu Neapel. Wir sehen hier Maria, Johannes, Magdalena und Joseph in Trauer bei dem Leichnam Christi; oben schweben zwei Engelknaben. Es ist von einem überaus klaren, kräftigen Ton, und edler wie gewöhnlich. Gemälde von Rubens, wie öfters angegeben worden, befinden sich nicht in Wardour Castle.

Zu den p. 496 gegebenen interessanten Notizen über Hrn. Coke, dem Patriarchen des 19ten Jahrhunderts in Norfolkshire, der öde Gegenden zu fruchtbaren Gefilden umgewandelt, der unter dem Schatten selbst gepflanzter Wälder wandelt, der Recht und Ordnung im Lande handhabt, wo die Gesetze unzureichend sind, könnte Ref. noch manche hinzufügen; hier stehe nur die Berichtigung, dafs er in erster Ehe nicht kinderlos, sondern Vater von mehreren Töchtern war, auf die aber seine Besitzungen nicht übergehen können, sondern einem seiner Neffen würden zugefallen sein, wenn dieser seines Oheims Rath gefolgt wäre, die treffliche Lady Anna zur Gemahlin zu nehmen; da er aber nicht darauf einging und sich mit einer andern Dame vermählte, so fand Hr. Coke seine Begünstigte so liebenswürdig, dafs er, schon 68 Jahre alt, sich entschlofs sie selbst zur Gattin zu nehmen, und nun die Freude hat, drei Söhne in voller Kraft und Schönheit heranwachsen zu sehen, womit dem Neffen jede Hoffnung auf das bereits sicher geglaubte Erbtheil entschwand.

Von der p. 514 erwähnten Originalhandschrift des Leonardo da Vinci über die Natur des Wassers, besonders in Beziehung auf das Bewässerungssystem durch den Naviglio und die Adda in der Lombardei, giebt es mehrere Abschriften: eine derselben kam aus der Verlassenschaft des Malers Gius. Bossi in Mailand an den Grofsherzog von Weimar; eine andere befindet sich in der Bibliothek Barberini in Rom unter No. 2229 und wurde in der in Bologna erscheinenden „Raccolta d'autori italiani che trattano del moto dell' acque" unter dem Titel „Del moto e misura dell' acqua di Lionardo da Vinci. Bologna a spese di Franc. Cardinali" 1828 in 4. mit 51 Kupfertafeln herausgegeben. Das Werk ist in neun Bücher eingetheilt, die folgende Ueberschriften führen: I. Della sfera dell' acqua. II. Del moto dell' acqua. III. Dell' onda dell' acqua. IV. Dei retrosi dell' acqua. V. Dell' acqua cadente. VI. Delle rotture fatte dell' acqua. VII. Delle cose portate dall' acqua. VIII. Dell' oncia dell' acqua, e delle canne. IX. De' molini, ed altri ordigni d'acqua. Weiter in den Inhalt einzugehen würde hier zu weit führen.

Wenn der Hr. Verf. das p. 524 erwähnte Originalbild einer h. Familie von Leonardo da Vinci, welche Forster neuerlich in Kupfer gestochen, zu sehen

das Glück gehabt hätte, würde er es sicher nicht dem Luini zugeschrieben haben, denn nicht nur zeigt das lebendige Gefühl in der Composition des grofsen Florentiners Eigenthümlichkeit, sondern die Zeichnung und Modellirung im Originalgemälde ist von solcher Schärfe und Gründlichkeit, wie sie bei Luini nirgends vorkommen. Auch das Colorit und der Farbenauftrag ist sehr verschieden von denen des letztgenannten Meisters, was allerdings bei der Copie in Cambridge nicht wahrzunehmen ist. Vielleicht ist es das einzige echte Originalölgemälde des Leonardo in England, denn dafs das Bild des Christus unter den Schriftgelehrten in der Nationalgallerie von Luini sei, davon überzeugte sich Ref. durch genaueres Studium der Werke dieses Meisters in Mailand und hat es auch schon in der englischen Uebersetzung seines Buches ausgesprochen.

Zu den interessanten Gemälden, welche sich in der Sammlung zu Petworth, dem p. 588 beschriebenen Landsitz des Grafen Egremont befinden, sind auch 10 kleine Bilder von Adam Elsheimer zu rechnen.

Mit Verlangen dem dritten Bande des Werkes des Hrn. Verfs., welcher über die Kunstwerke in Paris berichten soll, entgegensehend, kann Ref. hier nur das schon früher Ausgesprochene wiederholen: dafs vorliegendes Werk zu den gründlichsten und an Kunstnachrichten reichhaltigsten gehört, welche in neuerer Zeit erschienen sind.

J. D. Passavant.

VII.

Das Christenthum in Frankreich innerhalb und aufserhalb der Kirche. Von Dr. Hermann Reuchlin. Hamburg, 1837, bei Friedrich Perthes. gr. 8. S. 464. Mit statist. Tafeln.

Der Verf. theilt uns sinn- und geistreich beobachtete Thatsachen mit, und erwirbt sich kein geringes Verdienst, uns, wie in einem übersichtlichen wohl ausgeführten Bilde, Frankreich's christlich-kirchliches Leben vor Augen zu führen. Er hütet sich sorgfältig, an das im gebildeten Sinne Beobachtete, oder durch Erkundigung ihm Gewordene, überklug seine eigenen trüben Reflexionen etiquettmäfsig anzukleben, denn er ist geleitet von der Zuversicht des Historikers, dafs bei allen noch so betrübenden Wirren das christliche Leben, als ein lebendiges durch Nichts zu vertilgendes Element, sich selbst nicht abhanden kommen kann; ja es blickt überall hindurch, dafs er religiös vertraut: es werde aus dem leider chaotischen mit sich selbst in Zwiespalt liegenden jetzigen Zustande sich immer mehr ein wohlthuender und eine dem innigsten Sehnen und Drängen dieser Nation entsprechende Gestaltung der Kirche wieder bilden. Dafs auch seine Einsicht so weit reicht, zu wissen, als könne nur aus dem Conflict unterschiedener Elemente, und namentlich durch den deutschen und englischen Einflufs, eine lebendige Einheit sich organisiren, und als sei nicht schon das abstracte Einerlei das höchste Ziel alles Lebens: das ist es, was ihn zum würdigen Descriptor des Christenthums in Frankreich befähigt. Derselbe darf dabei auf die Anerkennung und den Dank Aller sich für die heiligsten Angelegenheiten interessirenden Deutschen und Franzosen rechnen. Freilich könnte das wohl auf den ersten Blick gegen ihn einnehmen, dafs er seine Beobachtungen mehr in der Hauptstadt des Landes, als in den Provinzen angestellt hat. Zu seinen Gunsten aber kann dagegen bemerkt werden: in der Residenz culminirt alles Tüchtige und Schlechte zugleich; hier ist die vergröfsernde Linse, durch welche das Gemälde in seinen feinsten Umrissen, aber auch in starken Perspektiven geschaut werden kann.

Der Verf. sondert den Inhalt seiner Schrift in zwei Haupttheile: 1) das Christenthum in Frankreich *aufserhalb* der Kirche und 2) wie ihm dasselbe *innerhalb* derselben erschienen ist.

Die Reichhaltigkeit der besprochenen Gegenstände und die ruhige Gründlichkeit des Verfs. läfst es uns übersehen, dafs die Rubricirung noch wohl mehr nach formell logischen Principien hätte angeordnet werden können.

1) Der Verf. eröffnet seine Darstellung mit der niederschlagenden Bemerkung des Senior Redelob in Strafsburg in folgenden Worten: „Glich unser Vaterland vor der Revolution einer verschuldeten, aber heitern Junggesellenwirthschaft; wollte man sofort ein ungeheures Sparta daraus machen, welches bald zu einer Kaserne perfectionirt wurde; so hätte es die Restauration gerne zu einem grofsen Kloster umgestaltet; und *nun* leben wir in einer grofsen Fabrik, oder auch in einer Epicerie (Specereihandlung)." Der

Verf. macht diefs Urtheil zu dem seinigen, und sagt, es habe seine Richtigkeit damit, denn die Losung Frankreichs sei gegenwärtig: *tout pour le commerce et pour l'industrie.* Aus dem Buche selbst aber geht hervor, dafs sich auch, neben Handel und Gewerbe, viele tüchtige geistige Erscheinungen in dem jetzigen Frankreich regen. Jedenfalls liegt in jenem Urtheil eine Uebertreibung, die dadurch so leicht aufkommen kann, dafs Frankreich wirklich auf die Industrie durch die *Noth* und das *Bedürfniss zwingend* hingewiesen wird. Die sinnliche Existenz eines Volks ist die Voraussetzung aller andern Bestrebungen. Es ist daher gegen die Wichtigkeit, womit dieser Gegenstand behandelt wird, nichts zu sagen; nur darf er nicht das ganze Interesse ausfüllen. Die Noth aber mag, wie es uns scheint, vorläufig eine solche einseitige energische Richtung herbeiführen. Das kirchliche christliche Leben wird dabei immer in voller Lebendigkeit bestehen können, ist nur erst dem dringendsten Bedürfnisse begegnet. Ja es läfst sich gerade hoffen, dafs in dieser Bedrängnifs sich auch fromme Elemente entwickeln werden. Wir sehen diefs in einigen höchst industriellen Provinzen des Preufs. Staats, namentlich im Wupperthal, wo ein, wenn auch hie und da getrübtes, doch recht lebendiges kirchlich-christliches Leben sich entwickelt hat. Daher, wie jüngst einer sagte, über Frankreich, dem grofsen Handlungshause, zu schreiben: *der Geiz ist die Wurzel alles Uebels*, scheint uns aus einem Verkennen der diesem Lande eigenthümlichen Aufgabe hervorzugehen. Die löblichen Vereine, welche sich bilden, um auch sittlich auf die arbeitende Klasse der Nation zu wirken, und deren Wirksamkeit der Verf. einen eigenen Abschnitt gewidmet hat, geben uns eine Gewähr, wie den Uebeln einer so ausgedehnten Industrie begegnet werden soll. Verletzend dagegen im höchsten Grade ist es, wenn wir von einer *Wohlthätigkeit* lesen, *welche auf Hab- und Genufssucht speculirt.* Jedenfalls sind diefs betrübende Verirrungen. Es haben sich aber auch, wie wir erfahren, kräftige geistreiche Stimmen gegen solch' ein Unwesen erhoben. Zu wünschen wäre freilich, dafs bei solchen trüben Erscheinungen in Frankreich der Staat sich jedesmal in's Mittel legte, und durch sein Verbot erklärte, wie er, als solcher, sich mit solchen unsittlichen Speculationen nicht beflecken wolle. Was der Verf. über das mifsgeleitete *Ehrgefühl* der Nation sagt, ist wohl nur zu wahr. Ehe aber andre vornehmlich religiöse Elemente sich entwickeln, wird diefs Surrogat des Ehrgeizes nicht ganz verachtet werden müssen. Gerade aus diesen Motiven erklären wir uns in Frankreich die Erscheinung, dafs so wenig Sünden gegen das Eigenthum begangen werden, und sich überhaupt eine gewisse Characterbildung bei allem dort zerflossenen Wesen erhält. — In dem Abschnitt „*Napoléon*" wurde uns der Eindruck, dafs dieser Name schon zu einer ideellen Vorstellung unter dem Volke geworden, und er, wie früher den kriegerischen Ruhm, so jetzt die materiellen Interessen des Volkes repräsentire. Seine Verehrung soll an Abgötterei gränzen. — Dafs die *Kunst* sich in der neuern Zeit dahin verirre, nur das Verbrechen, den Mord und die Henkersarbeit darzustellen, wie wir in diesem Abschnitte lesen, ist ebenfalls wenig erfreulich; es darf aber auch nicht übersehen werden, dafs sich hie und da ein besserer Geschmack zu regen begonnen hat. Werden ja doch auch biblische Sujets von wahren Künstlerhänden auf die Leinewand gebracht, giebt es doch auch Lamartines unter den Dichtern! Dafs die Kunst gerade jetzt den *Kampf* zu ihren Darstellungen wählt, zeigt, wie die Nation in einem so grofsen innern Kampfe verwickelt ist, aus dem sie immer noch siegreich hervorgehen kann. Abgerechnet, dafs der Verf. ein zu grofses Gewicht auf den literarischen Pöbel, wie auf einen Lacenaire u. s. w., legt, ist der Abschnitt über die jetzige Literatur äufserst belehrend. Wir begegnen dort einem De la Mennais, einem Marc-Girardin, einem Lerminier, Bautin und andern, und werden dadurch reichlich beruhigt über den geistigen Wahnsinn eines Lacenaire. Erscheinungen wie diese letztere finden sich auch anderswo, nur mit dem Unterschiede, dafs in Frankreich die Tagesblätter mehr Wesens daraus machen. Solche Kartouche der Literatur sollten nur nicht mitzählen. — In dem Abschnitte, überschrieben „*Luther in Memoirs und in der Theater-Literatur*" sehen wir leider bestätigt, dafs es den Franzosen, in ihrer romanischen Sprödigkeit, so sehr schwer wird, auf fremde Eigenthümlichkeiten einzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Dr. Hermann Reuchlin.

(Fortsetzung.)

Luther nehmlich erscheint ihnen als der *Vater aller Skepsis* und *des Rationalismus*. Sie nennen ihn einen reformateur fougueux, einen theologischen Raufbold und Hitzkopf. Es läßt sich hoffen, daß die neu veranstaltete Uebersetzung der Marheineckeschen Reformationsgeschichte in's Französische das Falsche dieser Vorstellung mit zu verdrängen helfen werde. Vom *franz. Theater* scheint der Verf. die Ansicht gewonnen zu haben, daß sein Einfluß ein fast nur entsittlichender sei. Auch hier würden Gräuel auf Gräuel gehäuft. Wie viel auch hier der Staat in seiner sittlichen Repräsentation thun kann, den verdorbenen Geschmack zu regeln und die dramatische Literatur aus dem tiefen schmutzigen Geleise zu ziehen, besonders durch Organisirung tüchtiger Censurbehörden, das erkennet der Verf. an. Lesenswerth ist auch das tüchtige S. 56 mitgetheilte Urtheil des St. M. Girardin über das neue sogenannte romantische Theater.

In dem Abschnitt: *Flugschriften, Journale über Religion*, hören wir strafende Stimmen über den desolaten Zustand der Religion und des Cultus. Die Restauration habe nicht berücksichtigt, daß man in Frankreich allgemein die Ehr- und Herrschsucht der Priester als ein unbestrittenes Axiom betrachtete, daß man hier überzeugt sei, wie die Verbindung des Throns und des Altars eine gedoppelte Knechtschaft erzeuge (!). Zu dieser Zeit sei Bigotterie die einzige Empfehlung bei Hofe gewesen, und die Gottseligkeit so recht wie ein Gewerbe getrieben worden. Daß damals Benjamin Constant mit Achtung und Feuer von der Religion gesprochen, das sei das Einzige gewesen, was ihm vorgeben worden. Was, nach des Verfs. Mittheilungen, Boutteville über die Nothwendigkeit eines neuen Kultus in Frankreich geschrieben, und was instar omnium angeführt wird, möchte doch wohl nicht der Gesammt-Ausdruck der Nation sein. Denn Frankreich ein völlig depravirtes und für die Knechtschaft gemachtes Volk zu nennen, ist jedenfalls eine Uebertreibung. Daß der Gedanke an Gott dieß Volk nicht mehr ergreife; daß es gar keinen Glauben habe; daß ihm die Religion eine völlig gleichgültige, nur historische Thatsache sei, ist die Ansicht Boutteville's. Das Buch unsers Verfs. giebt uns doch nicht einen so traurigen Total-Eindruck. Die sonstigen Mittheilungen aus Journalen, welche dem Protestantismus das organisirende Princip absprechen, verdienen eher eine Beachtung. Wir erfahren auch noch, wie in Frankreich die ethische Seite der Religion als die allgemein gültige und verpflichtende hervorgehoben wird. Und das ist auch kein Wunder, da die ethische Verpflichtung dem Menschen eher einleuchtet, als gewisse Dogmen, die er als den Ausdruck seines Glaubens und Verstehens anerkennen soll. Daher die oft wiederkehrenden Ausdrücke: *morale*, *moralité publique*; *religion sociale*, *charité* (practische Liebe)! — Dem Protestantismus wird auch noch vorgeworfen, daß es nicht bei ihm darauf ankomme, *was*, sondern nur *daß* man glaube. Unter Philosophie verstehe der große Haufe nur den Materialismus; Protestantismus sei gleichbedeutend mit Rationalismus und Skepsis. Die mystischen Richtungen werden mit Jésuitisme, und die heiligen Handlungen mit Cérémonies bezeichnet. — *Sonntagsfeier*, *Festtage*. Die Sonn- und Festtage sollen, nach des Verfs. Versicherung, sehr schlecht in Ehren gehalten werden, ein Uebelstand, welcher ganz besonders den Engländern auffalle. Es will uns aber scheinen, als habe der Verf. hier nur von Paris sich in seinem Urtheil bestimmen lassen. Daß die christlichen Feste in Frankreich nicht auch, wie in andern Ländern, zu-

gleich Familien-Feste sind, glauben wir wohl. Es hat diefs Volk nicht die gemüthlichen Elemente und den häuslichen Sinn der germanischen Volksstämme; es fehlt ihm der mystische Reiz der Festfreude, wie solche besonders bei den Kindern in der Weihnachtszeit unter uns lebendig wird. Was wir über den Zustand der *Ehe* in Frankreich erfahren, ist, wenn das Bild nicht blofs von den gröfsern Städten hergenommen, sondern auf die ganze Nation passte, äufserst betrübend. In Paris werden im Verhältnifs zur Bevölkerung nur wenig Ehen geschlossen. Wo eine Ehe eingegangen wird, soll diefs nach Weise der morgenländischen Völker, mehr durch eine Art Kauf, als durch Neigung geschehen (?). Von den ältesten Zeiten her wäre die Ehe dort nicht von unserm germanisch-christlichen Standpuncte angesehen worden. Es sei aber sonderbar, bemerkt der Verf., dafs bei aller ehelichen Untreue, doch wieder das Interesse der Gatten für einander ein lebendiges und wirkliches, und durchaus nicht affectirt sei. Bei jedem andern Volke würde das Familien-Glück bei solchem Unfuge mehr leiden. Der weibliche Theil habe ein Gefühl der Unterdrückung. In der Mädchenerziehung beobachte man eine gewisse klösterliche Zucht. Die jungen Damen würden sehr eingezogen gehalten, und spielten in der Gesellschaft eine stumme Rolle. Wenn es nun doch in diesem Abschnitte heifst: Es giebt noch so sehr viele glückliche Familienkreise in Frankreich; Frauen begleiten ihre Männer auf das Blutgerüste u. s. w., so fühlen wir bei der Darstellung dieses Gegenstandes, dafs der Verf. hier besonders mit zu unbestimmten Zügen sein Bild gezeichnet hat. Ihm hat wohl die Special-Kenntnifs des ehelichen Lebens in den Provinzen und des platten Landes gefehlt. Beachtenswerth und nach manchen Seiten hin beruhigend ist das besonnene Wort St. M. Girardin's: Es giebt wohl gegenwärtig nicht mehr Laster als früher, aber mehr *Scandal*; das Laster verbirgt sich nimmer, es macht sich mit mehr Frechheit geltend, es stellt, ruhig den Angriff erwartend, seine Lehre, sein System zur Vertheidigung auf; es will sich, so gut wie irgend ein anderes, als ein wesentliches Element der menschlichen Gesellschaft geltend machen, und das Bürgerrecht in Anspruch nehmen. Die Lüge Voltaire's, dafs sein Verhältnifs zu seiner Gönnerin ein reines sei, ist noch ein Muster der Ehrbarkeit für unsre Zeit; er erkannte das Princip der Sittlichkeit wenigstens äufserlich an, während jetzt der Ehebruch als Ergänzung der Ehe sich geltend zu machen sucht. Dieser strafenden Aeufserung aus einer Vorlesung des ehrenwerthen Mannes pflichtete das ganze Auditorium mit tobenden Beifallsbezeugungen bei. — *Findelkinder.* Für diese Institute sind in den letzten Jahren jährlich 10,248,000 Frk. gezahlt. Wir lesen in diesem Abschnitte manche tüchtige Aeufserungen über diese leider zu Nutz der Libertinage errichteten Anstalten. Solche Anstalten können nur im Gedränge der dringendsten Noth entstehen; in jedem wohlgeordneten Staate, als der Repräsentation der sittlichen Wirklichkeit, dagegen sollte man diesen obligaten Humanismus hinwegthun. Das wird denn auch allmählich wohl in Frankreich geschehen. — *Selbstmorde.* Nach den statistischen Angaben finden verhältnifsmäfsig nur wenige Selbstmorde Statt. Höchst betrübend, ja ekelhaft, sind dagegen einige mitgetheilte Beispiele, welche in Folge von glänzenden Diners und Orgien sich gezeigt haben. Von völliger Verschrobenheit zeugen diejenigen Fälle, wo sie als eine vermeintliche *Sühne* auftreten. — *Schule, Volksunterricht, Erziehung.* Aus diesen Abschnitten sehen wir, dafs dieser Gegenstand im Fortschreiten begriffen ist. Da jedoch öffentliche Blätter, und auch jüngst noch die Schrift des Herrn Schulinspectors Lorain, uns ein höchst betrübendes Bild von dem Schul- und Erziehungswesen in Frankreich aufstellen: so hätten wir wohl noch eine bestimmtere Mittheilung in der vorliegenden Darstellung gewünscht. Erfreulich ist es, dafs viele Schenkungen an die Schulen gemacht werden, dagegen weniger an die Kirchen. Die frühere geistlich royalistische Parthei hintertrieb die Einrichtung der Schulen. Dankenswerth sind die in dieser Beziehung mitgetheilten statistischen Tabellen. Auch in Frankreich ist, wie in Deutschland, von einer Emancipation der Schule von der Kirche die Rede. Freilich wo die Kirche in dieser wichtigen Rücksicht schläft, da müssen der Staat und die bürgerliche Gesellschaft wachen. Das ist der richtige Sinn der Emancipation, nicht aber der, dafs die Einheit der Kirche und Schule aufgelös't werden soll. Cousin hat auch, neben so vielen andern Verdiensten, geltend gemacht, dafs der Religions-Unterricht die Basis alles Schulunterrichts sein solle. Zu verkennen ist übrigens nicht, dafs auch die katholische Kirche durch ihre Congregationen einen grofsen und

gewiſs segensreichen Einfluſs auf den öffentlichen Unterricht ausübt. Daſs mehr noch die Dressur der Jugend im Auge gehabt wird, daſs durch Prämien, Medaillen und Kränze eine widerliche Eitelkeit bei den Schülern genähret wird, ferner daſs man sogar die Jugend will *faire mousser*: das ist, wofern dieser Sinn allgemein wäre, eine traurige Verirrung. Den unachtsamen Schülern wird vorgeworfen, daſs sie keine *amour propre* haben. Die Franzosen nennen unsre Erziehungsweise eine Korporal-Pädagogik, sie werfen uns den Stock und kleinliche Pedanterie, wie bekannt, vor. Der deutsche Einfluſs macht sich aber mächtig geltend.

2) Das Christenthum in Frankreich *innerhalb* der Kirche.

Die ersten gewiſs lesenswerthen Abschnitte: Gründung der Kirche, Gallicanismus, Jansenistische Streitigkeiten, Concordat von 1801 und 1802, Erzbisthümer, Bisthümer, Hofclerus, übergehen wir, da das darin Gesagte wenig Neues enthält. Erfreulich ist es, daſs das Sinecuren-Wesen aufgehört hat, so wie auch der Müſsiggang und die abgeschmackte Stutzerhaftigkeit der Abbés.

Seminare. Wie bekannt, wird der angehende Clerus in Seminarien erzogen, für welche Anstalten die jetzige Regierung eine Million Frk. zugeschossen hat. Die in denselben herrschende klösterliche Abgezogenheit, und die Einseitigkeit im theol. Unterricht entfremdet die künftigen Cleriker der bessern Bildung der Zeit; und thäte es in einem Lande Noth, seinen Kirchendienern eine Universitäts-Bildung nach der in Deutschland bestehenden Weise zu geben; so wäre es in Frankreich. Auf dem jetzigen Wege werden doch nur mechanische Praktiker für den Meſsdienst gebildet. In der mangelhaften Bildung der Geistlichen sehen wir eine Haupt-Ursache der Miſsachtung dieses Standes und des damit zusammenhängenden Verfalls der Kirche. Auch mögen die Nachwehen noch wohl sehr fühlbar sein aus der Zeit des Kaiserreichs, wo man nicht eilig genug die kaum fertigen Seminaristen aus ihrer theol. Laufbahn herauszog, um sie als Geistliche, woran ein so groſser Mangel war, anzustellen. Tausende von unbesetzten Stellen warteten ihrer. Der Verf. sagt: die Schattenseite der während der Napoleonischen Regierung aus den Seminarien hervorgegangenen Priester ist *Unwissenheit*, die der unter der Restauration gebildeten *Unduldsamkeit*. Neu sind in diesem Abschnitte noch die dem Verf. gewordenen Mittheilungen über die sogenannten kleinen Seminare. — *Cölibat.* Der Verf. verkennt keineswegs die groben Nachtheile und das Unnatürliche des Cölibats; kann aber doch auch nicht verschweigen, wie die unverehlichten Priester durch diese ihre solitaire Lage groſse Beweise von aufopfernder Uneigennützigkeit geben. Es scheint überhaupt das ganze Christenthum in Frankreich sich auf die *charité*, auf die barmherzige Liebe, zu beschränken, und so kann es von dieser Seite noch auf Anerkennung rechnen. — *Retraite.* Unter dieser Rubrik erfahren wir von einem Institut, welches früher wohl wenig in unserm Vaterlande bekannt gewesen ist. Jedes Jahr nehmlich versammelt sich die Geistlichkeit einer bischöfl. Diöcese, gleich einem stehenden Heere, im Herbste bei ihrem Bischofe. Zweck dieser Versammlung ist Erhaltung des kirchlichen Gemeingeistes, Ascese und auch theologische Besprechungen. Diese Einrichtung verdient alle Anerkennung. — *Seelsorge.* In der speciellen Seelsorge, besonders im Krankenbesuch, sind die franz. Geistlichen sehr gewissenhaft. Die erste Communion wird für die jungen Christen recht erbaulich eingerichtet; jedoch scheinen sich auch, wie noch an vielen Stellen in unserm Vaterlande, schlechte sentimentale Bearbeitungen der jungen Seelen geltend zu machen. Die Ausschlieſsung der Ungläubigen und im sittlichen Scandal Dahinsterbenden von dem kirchlichen Begräbnisse, giebt zu mancherlei Reibungen Veranlassung. — *Kirchliche Feste, Kirchen* und *Kirchenmusik.* Der lokalen Feste giebt es noch viele, auch steht die Glockentaufe noch in groſsen Ehren. — Die Kirchen sind meist aus früherer Zeit. Die Umgänge um den Chor gehören zu den eigenthümlichen Schönheiten der gothischen Kirchen Frankreichs. In den Dörfern ist Geläute und Kirche oft kaum hör- und findbar; den meisten Kirchengebäuden fehlt dort alles Erhebende. Die Kirchenmusik ist, wie auch an andern Orten, verweltlicht. — *Predigt.* Die Kanzelberedsamkeit soll zum Schauspiel geworden sein. Es verläugne sich in ihr, sagt der Verf., jene evangelische Wehmuth; an ihre Stelle sind gekommen einnehmende Gebehrden, künstliche Hebung und Senkung der Stimme u. s. w. Der Deutsche vermisse an den franz. Predigten das *Lehrhafte, Nährende.* Jedoch kann der Verf. nicht ver-

schweigen, dafs eine gewisse Unbefangenheit, Feuer und Kühnheit die franz. Prediger auszeichne. Es wäre zu wünschen, dafs auch den Deutschen diefs *unmittelbare Element* nicht so fremd wäre, wie es leider ist. — Uebrigens hätten wir diesen so wichtigen Abschnitt wohl noch etwas ausführlicher gewünscht. — *Kirchliche Literatur.* Die Bibel ist noch sehr wenig verbreitet. Die Franzosen sagen, sie lösen die Bibel comme toute sorte de livres. Dagegen sind die Psalmen Davids sehr verbreitet. Ebenfalls Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi. Wir sehen auch hierin, dafs die Religion für das jetzige Frankreich einen mehr spiritualistischen Charakter haben mufs, denn das an historische Thatsachen geknüpfte Dogma wird von ihnen mifsverstanden. Hat ja doch Voltaire zu sehr den historischen Boden unterminirt. Auch die Erbauungsbücher über das sacré coeur de Jésus sind sehr beliebt, und zeigt uns dieser Umstand wieder, wie das noch im Sinnlichen gefangene Gefühl durchaus abstracter Art ist. Von den gegenwärtigen Unternehmungen nennt der Verf.: La raison du Christianisme, wovon schon 7 Bände erschienen seien. Es ist eine Zusammenstellung von Aussprüchen und Geständnissen zum Zeugnifs für das Christenthum. Auch besorgt man eine neue Ausgabe des Chrysostomus mit Uebersetzung. Bemerkenswerth möchte auch das begonnene Werk unter dem Titel sein: Cours complets d'écriture sainte et de théologie, formés uniquement de commentaires et de traités éstimés et désignés par des évêques et des théologiens. Es sollen daran 26 Geistliche arbeiten; das Werk ist auf 20 Bände angelegt. Wohl kein lebendiges Schaffen, meint der Verf., sondern nur ein grofses Verproviantirungs-Geschäft. Wir übergehen die kirchlichen Journale, da sie auch in Deutschland meist bekannt sind, bemerken aber noch, dafs anjetzt zwei Drittel der in Frankreich erscheinenden Bücher ernsten religiösen Inhalts sein sollen.

Der folgende Abschnitt: *Verhältnifs der jetzigen Regierung zur kath. Kirche*, ist zu unbestimmt in seinen Lineamenten gehalten, um uns ein deutliches Bild zu geben. Blickt man auf diefs Verhältnifs unter Napoléon, dann auf dasselbe zur Zeit der Restauration; so läfst sich schon der Schlufs ziehen, dafs anjetzt ein grofses Mifstrauen zwischen der Kirche und dem Staate sich festgesetzt hat. Von Seiten des Staats aber ist es nicht die Befürchtung, als könne die Kirche seiner Macht Abbruch thun, es ist nicht Eifersucht; sondern diefs, dafs die Kirche dem Staate nicht Achtung genug einflöfst in ihrer verknöcherten geistlichen Form. Dafs der Indifferentismus und der Mangel an christlicher Gesinnung bei den Leitern des Staats mit Theil an dieser Geringschätzung hat, das wollen wir nicht läugnen. Würde aber die Kirche mit aller Würde des Geistes und der Kraft auftreten; würde sie sichtbarer in das Leben der Staats-Unterthanen eingreifen und die Herzen beherrschen; sicherlich möchte dann schon, wenigstens aus weiser Politik, der Staat sich mehr um die jetzt von ihm verlassene bekümmern! Was der Verf. uns bei dieser Gelegenheit von Streitigkeiten zwischen Präfecten und der Geistlichkeit wegen aufgehobener Wallfahrten zu den aufgerichteten Kreuzen und wegen Niederreissung der letztern erzählt, kann wohl einen Fingerzeig geben von der Aufsätzigkeit der Obrigkeit gegen das Antiquirte im Katholicismus, weniger aber davon, dafs diese Aufsätzigkeit wirklich gegen das Christenthum gerichtet sei. Kaum glaublich aber hat uns die Nachricht scheinen wollen, dafs der jetzige König vor dem Attentat Fieschi's den Festen der Kirche nicht beigewohnt habe. Als nun der König 1835 zum erstenmale wieder als solcher in festlichem Zuge zur Kirche ging, da übersetzte ein grofser Theil der Journale die Rede des Erzbischofs an den König in die Worte jenes Bischofs an den ersten Franken-König: *Bete an, was du verbrannt hast*; *verbrenne, was du angebetet hast.* Es soll nun der persönliche Wille des Königs sein, sich mit dem Clerus näher zu stellen. Das Näherstellen thut es nicht, sondern vor allen Dingen wäre nöthig, dafs der französische Staat, und zwar wissenschaftlich, eine Einsicht in das Wesen des Christenthums und eines dem jetzigen Standpunkt der Bildung angemessenen Cultus erhielte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Dr. Hermann Reuchlin.

(Schluſs.)

Der Staat muſs auch in dieser Beziehung der wissende sein. So kann er, ohne selbst Kirche sein zu wollen, doch einen belebenden und reinigenden Einfluſs auf das religiöse Leben seines Volkes ausüben. Wenn die Reformatio nicht intra ecclesiam geschieht, muſs sie extra illam hervortreten. Der Staat muſs sich vor allen Dingen zu irgend einer confessionellen Gestaltung des Christenthums entscheiden; er kann dieſs, und dennoch die gebildetste Toleranz gegen Alle in sich berechtigten Weisen des Cultus üben. — Wie gesagt, der Verf. hätte, da er in den letzten Jahren sich in Frankreich aufgehalten hat, über diesen wichtigen Gegenstand eine gründlichere Auseinandersetzung gewähren können. *Finanzen der Kirche.* Vor der ersten Revolution soll die Kirche 300,000,000 Fr. Revenuen besessen haben. Seit 1801 wurde die Geistlichkeit auf fixe Besoldung gesetzt, die, wie wir auch sonst wissen, dürftig genug ausgefallen ist. Noch dürftiger sind die Pensionen für emeritirte Cleriker. Die Stolgebühren, oder Accidenzien, bestehen noch; sind aber so wenig geregelt, daſs, wie wir durch den Verf. erfahren, die Pfarrer bei den Trauungen mit sich accordiren lassen. Erfahren wir oben, daſs manche Schenkung zu Gunsten der Schulen gemacht wird; so fehlt es doch nicht ganz an Stiftungen zu Gunsten religiöser Anstalten. Diese Gaben der Wohlthätigkeit sollen jährlich eine erstaunliche Uebereinstimmung in den Zahlen gewähren. Uebrigens nehmen die Zahlen der Stiftungen von Jahr zu Jahr zu. Es ist dem Scharfblick der französischen Statistiker nicht entgangen, daſs von 16 Personen, welche Stiftungen zu Gunsten der Armen machen, Eine ihren Namen verschweigt; aber von 49, welche den Clerus beschenken, auch nur Eine. — Zum Aufbau und zur Reparation der Kirchen und der Pfarrgebäude concurriren die Gemeinden und die sogenannte Kirchenfabrik, auch giebt der Staat Unterstützung dazu. *Congregationen.* Nicht bloſs der Clerus im engern Sinne, sondern auch die temporär sich bildenden Congregationen von Männern und Frauen, repräsentiren die Kirche. In Ermangelung eines kräftigen Gemeindelebens leisten, wie wir dieſs in Frankreich sehen, die Congregationen Bedeutendes. Der organische und organisirende Trieb der französischen Nation und seine praktische Tendenz zeigen sich auch hier im glänzendsten Lichte. Die meisten dieser frommen Vereine werden von Frauen gebildet. Ihre Gelübde haben einen weniger strengen Charakter. Sie gelten auf 5 Jahre. (Voeu simple, im Gegensatz von voeu solennel). Die Congregation tritt als ein gerüstetes Heer auf. Da die Mitglieder wegen Krankenpflege, geistlicher Tröstung u. s. w. keine Stunde in der Nacht vor Ausgängen sicher sind, so bedienen sie sich einer eigenen sie schützenden uniformen Tracht. Die soeurs de la charité, welche meist im Stillen wirken, sollen sich durch ihre thätige christliche Liebe unendliches Verdienst um die leidende Menschheit erwerben. Sie meinen ja auch, daſs die durch die Verbrechen der Revolutionen auf der Nation haftende Schuld eine groſse Sühne nöthig mache. Wir bemerken noch, daſs der Verf. diesen Abschnitt mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit auf 30 Seiten behandelt hat. *Kirchliche Emeuten.* Sie entstehen häufig bei der Besetzung der Pfarrstellen. Jeder Bürger will, wie bei öffentlichen Angelegenheiten, so auch bei der Wahl der Pfarrer, ein Wort mitreden. Wenn nun auch jedem Gliede der Gemeinde dieſs nicht verstattet werden kann, so würde es doch unendlich viel zur Befestigung des Vertrauens zwischen der Gemeinde

und dem Pfarrer beitragen, wenn eine Repräsentation jeder Gemeinde hier ein Wort mit zu reden hätte. Dieser Abschnitt enthält sonst wenig Interessantes.

Von hier kommt der Verf. auf die ausgezeichnete Persönlichkeit des auch sonst schon bekannten Strafsburger Professors der Theologie Abbé Bautin. Er nennt ihn eine höchst achtungswürdige Erscheinung innerhalb der katholischen Kirche. Es hat, sagt er, dieser Mann voll Scharfsinns und tiefen Gefühls die ganze Entwicklung der deutschen Philosophie seit Kant mit durchgearbeitet und durchgelebt, bis er durch die Schellingsche Philosophie zu einer Versöhnung des Wissens und Glaubens, der Philosophie und der katholischen Kirche (!) geführt wurde. Aus der Darstellung des Verfs. wird uns der Eindruck, dafs sich Bautin nicht blofs auf das Ethische des Christenthums wirft, sondern auch das Dogma mit ganzer Liebe umfafst. Die früheren Apologeten, wie de Maistre und de La Mennais, hatten nicht so sehr das Dogma in seiner innern geistigen Bedeutung, als die Nothwendigkeit einer unbedingten Auctorität cultivirt. Bautin macht höchst gemüthliche, ja auch begriffsmäfsige Anläufe zum Verstehen des Dogmas. Die meisten sich dem Gedanken zuwendenden französischen Theologen kommen nicht über die Verschiedenheit der Vernunft und der Offenbarung hinaus. Bautin sucht diese Kluft zu überwinden; er ahnet die Totalität der speculativen Idee. Es bleibt aber bei ihm Vieles noch im Trüben. Wie wir vernehmen, ist er auch bei seinem Bischofe in den Geruch der Ketzerei gekommen und der Verf. theilt uns die ihm vorgelegten Fragen mit. Diese Fragen geben Zeugnifs, dafs der Prälat die eigentliche Aufgabe der Theologie gar nicht ahnet. — Von da aus wendet sich unser Verf. zu dem unmittelbar nach der Juli Revolution errichteten Hauptorgan einer Zeitschrift *Avenir*, welches sich zum Zweck gesetzt hatte, die katholische Kirche mit dem modernen Liberalismus, oder vielmehr Republicanismus, zu verschmelzen. Es führte eine äufserst titanische Sprache und wollte Himmel und Erde in *einer* Tendenz zusammenfassen. Männer wie Lacordaire, de Lamennais, Montalembert standen an der Spitze desselben. Die Erscheinung gehört jetzt schon zur Vergangenheit. Wir wurden durch die Mittheilungen unwillkürlich an Görres erinnert. Zeigt sich in dieser Erscheinung noch Geist und Kraft, so erregt dagegen die Stiftung der *katholisch-französischen Kirche* durch Chatel offenbaren Widerwillen. Wie wir auch sonst schon erfahren haben, ist dieser abgeschmackte Cultus dem Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit gewidmet. Ein obligater Humanismus, ein Gewebe von Neologie, Liberalismus, Vaterlandsliebe, und wer weifs, was sonst, tritt uns hier vor Augen. Die Sache scheint aber schon für ihr Ende reif zu sein. Sie ist nicht werth, darüber ein Mehreres zu sagen.

Nachdem der Verf. auch noch über einige schwärmerische Secten, namentlich über die von den Begarden und Beguinen abstammen sollenden *Kinder Gottes* Belehrendes mitgetheilt hat, wendet er sich zur *Protestantischen Kirche* Frankreichs. Da, wo er über das Verhältnifs zwischen der katholischen und protestantischen Kirche redet, erfahren wir, dafs es statistisch nach nicht feststeht, wie grofs überhaupt die ganze Protestantische Bevölkerung sei. Die Angabe der sämmtlichen Protestanten schwankt zwischen 1 und 4 Millionen. Der Verf. meint, eine solche Bevölkerung unter 30 Millionen Katholiken hätte so recht den Beruf, ein tieferes Eindringen in das Wesen des Katholicismus und das Verständnifs der katholischen Kirche zu fördern. Diefs sei aber nicht der Fall; vielmehr habe man in Deutschland eine allgemeinere und tiefere gegenseitige Verständigung. Die Franzosen sind in Bezug auf die Kenntnifs des Protestantismus nicht über Bossuet hinausgekommen. Der Grund davon liegt nicht allein, nach dem Verf., an der Verfolgungssucht des Katholicismus, als speciell in Frankreich an der Schwerfälligkeit, womit diese Nation auf fremde Zustände eingeht. Wird dazu noch vom katholischen Clerus der Protestantismus als verderbliche Ketzerei verdächtigt; hat der Cultus der Protestanten so wenig in die Augen Fallendes; so erklärt sich auch daraus die Theilnahmlosigkeit und Unkenntnifs. — Dafs aber auch die Protestanten dort nicht tiefer in das Wesen des Katholicismus eindringen, zeigt, dafs die wissenschaftliche Bildung des evangelischen Clerus noch viel zu wünschen übrig läfst. — Noch in neuern Zeiten hat es nicht an gegenseitigen Reibungen und unduldsamen Auftritten gefehlt. Ursach sind auch dort neben Anderem die gemischten Ehen gewesen. — Uebertritte von einer Kirche zur andern kommen nicht selten vor. Die Katholiken werfen den Protestanten vor, dafs sie es in diesem Punkte den Convertiten gar leicht machten. Die reformirte und lutherische Kirche dagegen stehen im besten Einverständnisse; Geistliche der einen Confession predigen in der Kirche der andern zur Aushülfe. Wir erfahren auch, dafs schon Union-Vorschläge gemacht worden seien; der Verf. bemerkt aber, dafs das Ober-Consistorium zu Strafsburg weise genug gewesen wäre, dieselben freundlich abzulehnen. Der Geist dieser Kirche sei nicht ein und derselbe. Die reformirte Kirche ist der französische Nationalgeist, von der Reformation durchdrungen; das Lutherthum der vom evangelischen Princip verklärte Geist deutscher Nation. Mit der Einbufse der Eigenthümlichkeit,

meint der Verf., würden sie beide an Kraft verlieren. Die lutherische Kirche des Elsasses, ohne das eigentliche Centrum in Strafsburg, würde wohl ihre Natur und Nationalität nicht behaupten können. —

Lutherische Kirche. Dieselbe ist durchaus an die deutsche Bevölkerung gebunden. Das Lutherthum ist den Franzosen viel zu ruhig und zu häuslich. Da die französische Nation, so äufsert sich der Verf., nichts begieriger suche, als eine völlige Trennung der Kirche und des Staats, so schrecke das fürstliche Episcopat der lutherischen Kirche besonders ab. — Das Ober-Consistorium für die lutherische Kirche hat seinen Sitz in Strafsburg. Wir versagen es uns ungern, das Statistische über diefs Arrondissement und die Einrichtung selbst mitzutheilen. Wir bemerken noch, dafs jede einzelne Pfarrkirche einen eigenen Presbyterial-Rath hat, welcher aus einem Geistlichen und den Aeltesten besteht. Da das Nähere nachgelesen werden mufs, bemerken wir nur, das das Rechtsverfahren, wenn es sich um die Absetzung eines Geistlichen handelt, eine Anwendung der Geschwornen-Gerichte auf die Kirche ist. Gewifs sehr zweckmäfsig, sagen wir mit dem Verf. Uebrigens wird uns aus der ganzen Verfassung der lutherischen Kirche der Eindruck, dafs die regierende Tendenz mehr eine *negative* ist, als das Bestreben, dem kirchlichen Gemeingeist kräftige Organe zum Frommen der Kirche selbst zu geben. Zu viel wird gewifs nicht regiert. Es soll nicht einmal eine allgemeine Kirchen-Agende angeordnet sein. Die Mannheimsche von 1815, die von Hildebrand und die Würtembergische, sollen am Meisten im Gebrauch sein. Auch in Rücksicht der Katechismen herrsche dieselbe Freiheit. Man gehe jedoch anjetzt mit der Abfassung eines allgemeinen Landes-Catechismus um. Gerade bei der sporadischen Zerstreuung der lutherischen Gemeinden, wäre ein solches gemeinsames Band wie Agende und Catechismus von der höchsten Wichtigkeit. Interessant sind nun auch noch die Mittheilungen über Gymnasien, über die Strafsburger Universität, so wie auch über die Besoldung der Geistlichen.

Reformirte Kirche. Der Vf. eröffnet diesen Abschnitt mit Hervorhebung der Gröfse des Gedankens Calvin's, nehmlich seines unbedingten Glaubens an Gottes Willen und Rathschlufs. Die durch ihn gestiftete Kirche habe recht eigentlich kämpfend und siegend den Erdkreis umzogen; wogegen die lutherische Kirche fein häuslich geblieben, sich aber um so fester gegründet hätte. Sie habe das gewaltige Problem angestrebt, die Kirche von dem Staate gewaltsam zu trennen. Es ist nicht zu verkennen, dafs in dem ursprünglichen Calvinismus ein fanatisches Element ist, welches ihm einen Schein von Kraft und Lebendigkeit giebt. Kennt man den französischen Nationalcharakter, so darf es nicht auffallen, dafs sich gerade hier eine so grofse Geneigtheit für die calvinische Richtung zeigte. Auch das fatalistische Element, wie kann diefs nicht für den Augenblick, besonders in der Stunde des Kampfes, zum Muth entflammen! Dadurch erhält auch die ganze Kirchenverfassung die Strenge und das Herbe des Kriegsstandes. Wie der Mensch, Gottes Rathschlufs und unabänderlichem Willen gegenüber, dort nichts gilt, so ist es auch mit aller Lust der Welt. *Sieg. Vincent*, in seinen Vues sur le protestantisme en France, 1829, drückt sich, wie uns der Verf. mittheilt, so aus: „der äufserste Grad der Demuth, wodurch der Mensch sich selbst aufgegeben und verläugnet hat, wurde der Grund des unerträglichsten Hochmuths, vermöge dessen er sich unterwindet, sich selbst zu einem Theile der Gottheit zu machen. So vertritt der Stolz die sinnliche Lust; er wird selbst zur Lust, vielleicht betäubender, als jede andere." — Hochmuth, Herbheit, kräftige Einseitigkeit war daher der Character dieser Kirche bei ihrer Verbreitung in Frankreich. Die kriegerische militärische Verfassung dieser Kirche führte eine gewisse Nüchternheit mit sich. Diese mufste scheitern an der damaligen Bekanntschaft mit den Genüssen und Künsten. So traf die Aufhebung des Edikts von Nantes die reformirte Kirche schon in einer Art von Auflösung. Der Verf. sagt: die jetzige katholische Kirche in Frankreich hat, bei durchaus verschiedener Lage, einige Aehnlichkeit mit der damaligen Verfassung der reformirten; die Bewohner des platten Landes und die Geistlichen bildeten die Kirche. — — Der reformirte Glaube verlangt, dafs man ihm *ganz und gar* sich ergebe, oder gar nicht; Halbheit, Vermittelung, Versöhnung ist nicht seine Sache. Daher stehen nun auch in unserm Jahrhundert die Gegensätze des Eifers und der Schlaffheit, des Glaubens und der Lauheit, hier schroffer gegen einander, als sonst in irgend einer Gemeinde. Die jetzige reformirte Kirche Frankreichs gleicht, nach dem Verf., jenen Trümmern mächtiger alter Gebirge, welche durch die Gewalt zerstörender Kräfte gebrochen, über eine weite Oberfläche zerstreut liegen, und unter der ganz verschiedenen Einwirkung der Zeit und Umstände, oft unkenntlich gemacht, nur, bei näherer Betrachtung, als aus einandergerissene Glieder einer Familie erkannt werden. Was nun der Verf. genauer über die jetzige Verfassung der reformirten Kirche sagt, verdient, da es mit Geist und Gründlichkeit geschehen, näher im Buche selbst nachgelesen zu werden. Wir können ihm aber nicht ganz in seiner Ansicht über das der Kirche, als solcher, allein zustehende Recht, sich selbst zu leiten und zu regieren, beistimmen. Der Staat, selbst der lutherische, mafst sich ja nicht an, die Kirche zu regieren, sondern bewirkt nur, dafs sie, unter seiner Oberaufsicht, durch ihre dazu fähigen Glieder das Kirchenregiment ausübe. Je mehr die Kirche selbst Kräfte und Leben entwickelt, desto mehr wird sie in ihrem selbstständigen Character sich zu behaupten wissen. Wie viel Theil hatte doch der Staat, als solcher, an der Reformation! —

Evangelische Gesellschaft. Der Associationsgeist der neuern Zeit hat auch auf dem kirchlichen Gebiete lobenswerthe Vereine in's Leben gerufen. Seinem Einflusse verdankt die evangelische Gesellschaft in Frankreich seine Entstehung.

Von dem in so viele confessionelle Partheien

zerrissenen England ist dieser associirende Geist ausgegangen. Es soll durch ihn ein neues Band um die ganze Christenheit geschlungen werden. Wer denkt hierbei nicht an das, was die *Missions-* und *Bibelgesellschaften* schon geleistet haben! Leider nur wird die schöne Aufgabe im Ganzen noch so wenig geistig gelöset; das merkantilische Princip ist besonders bei den Engländern da in noch zu vorherrschend. Die evangelische Gesellschaft in Frankreich hat sich nicht blos zur Aufgabe gesetzt, die Bibel zu verbreiten und nur Beiträge zu den Missionen zu geben, sondern sie will Frankreich selbst evangelisiren. Dazu benutzt sie vornehmlich die Verbreitung der heiligen Schrift und die Errichtung von Capellen, worin das reine evangelische Christenthum gepredigt werden soll. Hiermit nun stehen noch in Verbindung die Errichtung von Schulen für hülflose Kinder. Die Evangelisirung Frankreichs geht von zwei Puncten aus, von Paris und Genf. Nicht blofs Prediger des Evangeliums werden als Missionäre ausgesandt, sondern auch eine grofse Zahl von sogenannten Colporteurs, die eine feste Station, wo es angemessen gefunden wird, einnehmen. Prediger und die organisirenden Colporteurs sollen in einander greifen, um auch Schulen zur Verbreitung der evangelischen Lehre zu bilden. Da diese Institute noch jung sind, und wir noch so wenig über den Geist, in welchem, und über das Geschick, mit welchem sie wirken, wissen; auch die Erfolge noch nicht nach dem, was uns in Zeitschriften berichtet wird, richtig beurtheilt werden können; so läfst sich auch kein sicheres Bild gewinnen. Besonders erfreulich sind gewifs die Bemühungen zur Verbreitung der heiligen Schrift. Noch erfreulicher aber würde es sein, wenn der Staat und die Kirche, im innigen Bunde, das Schulwesen noch besser organisirten. Denn so erst wird die Verbreitung der heiligen Schrift unter das Volk Gewinn versprechen können. Was der Verf. über die evangelische Gesellschaft in Frankreich, über ihr Verhältnifs zur katholischen Kirche und dem Staate sagt, verdient im Buche selbst nachgelesen zu werden.

Schlufswort. Dasselbe hat einen über die vielen im Buche gehörten Mifsklänge versöhnenden Charakter. Wir glauben auf den Dank der Leser rechnen zu dürfen, wenn wir das letzte Wort mittheilen: „Zum Anbau der theologischen Wissenschaften aber dürfte auf keinen Fall die Kirche in Frankreich so bald die nöthige Ruhe erlangen; das Werk der Urbarmachung, die sociale, organisirende, die thätige, heilende Arbeit ist zunächst ihre Aufgabe. Darum scheint es, es seien sie und die ruhige, in der Erkenntnifs weiter gediehene deutsche Kirche besonders an einander gewiesen, damit sie einander ergänzen, damit jede durch die Stärke, ja durch die Schwachheit der andern, stark werde. England hat bisher auf beide einen nicht unbedeutenden Einflufs geübt; aber England selbst in seiner geistigen Abgeschlossenheit wird nimmermehr von einer andern Kirche eine bedeutende Rückwirkung erfahren. Aber ohne Rückwirkung giebt es kein gesegnetes Empfangen. Hört man hie und da, besonders in den leider nicht selten wiederkehrenden Epochen grofser Spannung und Entmuthigung, bessere, an dem jetzigen Geschlecht verzweifelnde Franzosen sagen: es wäre vielleicht ein Glück für sie, einige Zeit von besseren, besonders deutschen Völkern beherrscht zu werden. Damit wohl hat es keine Noth; aber es giebt vielleicht eine, beide Theile mehr ehrende Art der Eroberung und des Einwirkens. Es liegt aber ein so reicher, wenn auch jetzt vielleicht gröfstentheils verborgener Schatz von eben so zarter, als kräftiger, einer Verklärung durch das Christenthum fähiger Humanität in der französischen Nation, dafs sie zum Empfangen wie zur Mittheilung eigenthümlicher Geistesgaben eben so viel Reichthum, als Bedürftigkeit, und Empfänglichkeit verbürgt. Dieser verborgene Schatz, er ist zu seiner Zeit von der katholischen Kirche verwaltet und belebt worden, und hat reiche Früchte thätiger, aufopfernder Bruderliebe getragen und trägt dergleichen noch, welche durch eine gewisse zarte gefällige Aufsenseite und Art zu wirken, etwas besonders Einnehmendes haben. Sollte der Protestantismus, die einfache Unterweisung und Erweisung des Evangeliums (und wir fügen hinzu: sein wissenschaftliches Palladium) in freiem Zusammenwirken der Kräfte nicht auch neue Bahnen zu eröffnen, neue gediegene und schöne Gestaltungen des Lebens, das eigenthümliche im Volke gebundene gute Prinzip befreiend und belebend zu schaffen vermögen! Die subjective Richtung hat sich in Frankreich am gränzenlosesten entwickelt; sollte nicht der Protestantismus, er die göttliche Gestaltung dieses modernen Elements, gerade zur Rettung dieses darin beinahe untergehenden Volks Grofses zu thun berufen sein, sich selbst vielleicht dadurch neu beleben!? Es ist dem bis jetzt noch bei weitem nationalern Katholicismus und dem Protestantismus ein grofses Feld für den ehrenvollsten Wettkampf eröffnet und die schönste Gelegenheit einander zu unterstützen und in der Einheit des Werks sich zu versöhnen. Die Völker Europa's harren beinahe bange der Lösung des Schauspieles, des auch für sie so wichtigen Kampfs wider die auflösenden Elemente. Aber wer es auch sei, nur der wird gekrönt werden, welcher sich am stärksten und weisesten erweisen wird, durch geordnetes und organisirendes Wirken der geistigen, wie der leiblichen Noth der Individuen zu steuern, und im grofsen Ganzen organische Mittelpuncte für eine neue eben so freie und fröhliche, als feste und glaubige Gestaltung des Lebens zu schaffen. Wo aber finden sich die Keime zur Entwicklung solcher Kraft und Thätigkeit im reichsten Maafse vor?"

Klöpper.

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

VIII.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von J. P. Deinhardt, Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Wittenberg. Hamburg, 1837. *bei Fr. Perthes. XXIV. und* 303 S. 8.

Bei dem vielfachen Streit, der über die gegenwärtige Verfassung unserer Gymnasien erhoben worden ist und noch geführt wird, giebt sich diese Schrift als einen Versuch zu erkennen, über die hervorgetretenen Gegensätze ein gründliches Bewufstsein hervorzubringen und ihre Lösung auf wissenschaftlichem Wege zu erreichen. So ist sie kein Beitrag zu der bisherigen Besprechung der bekannten Anklagen, indem sie weder dem Bedrohten zu Hülfe eilt, noch die Seite der Unzufriedenen verstärkt: die durchgehende wissenschaftliche Unbefangenheit sichert ihr eine höhere Stelle, und macht ihr Urtheil nicht selten geeignet, bei dieser Angelegenheit abschliefsend zu sein. Dem gebräuchlichen Verfahren, nach welchem bei pädagogischen Streitfragen auf subjektive, durch Erfahrung bestätigte Meinungen ein vorzügliches Gewicht gelegt zu werden pflegt, wird hier das Bestreben entgegengesetzt, den Zweck der Gymnasien und die bestehende Organisation derselben zu begreifen, und demgemäfs die Wahl der Unterrichtsmittel und ihre methodische Anordnung und Behandlung als eine nothwendige Folge des nachgewiesenen Princips zu erkennen. Alle Fragen nach der Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit eines Unterrichtsgegenstandes, oder nach der erforderlichen Behandlungsweise desselben zur Erreichung des Gymnasialzwecks können lediglich aus der Erkenntnifs dieses Princips beantwortet werden: es ist also unstatthaft von einer abstumpfenden, verwirrenden Vielheit zu reden, falls nicht nachgewiesen wird, dafs es dieser Vielheit an der Einheit eines durchdringenden Lebensprincips, als einer in dem Organismus thätigen Seele, mangelt, durch welche die einzelnen Theile nur als aufgehobene Momente des lebendigen Ganzen ihre Berechtigung hätten. Als die wesentlichsten Gegensätze aber, welche sich bei dieser Streitfrage geltend gemacht haben, und deren Vermittlung zum Ziel genommen werden mufste, ergeben sich: Wissenschaft und Leben, Philologie und Mathematik, Alterthum und Christenthum.

Was nun die Lösung dieser Aufgabe betrifft, so mag es sogleich rühmend anerkannt werden, dafs der Verf. ihr vollkommen gewachsen erscheint: sein Werk zeichnet sich in gleichem Mafse aus durch Klarheit der Erkenntnifs und durch Sicherheit und Freiheit der Darstellung; er verbindet bei seinen Untersuchungen eine sichere philosophische Haltung mit dem geübten Blick des erfahrnen Schulmannes. — Von den drei Theilen des Buches, deren Hauptmomente nun angedeutet werden sollen, behandelt der erste die Bestimmung der Gymnasien, der zweite die Unterrichtsmittel, und der dritte die Methode des Unterrichts.

Das letzte Ziel, dem die Erziehung in einem Volke zustrebt, wird aus seiner Stelle in der Kette der weltgeschichtlichen Entwicklung erkannt; und wie den Griechen diefs Princip die Freiheit, und näher die Schönheit war, zu der sie die beiden Seiten des natürlichen menschlichen Seins gleichmäfsig erziehen wollten, so ist uns durch das Christenthum und den vermittelst desselben gebildeten Volkscharakter das Princip der Gemeinschaft des Menschen mit Gott, der Ueberwindung des Natürlichen durch den Geist Gottes, und damit der Wahrheit gegeben, deren Frucht die Freiheit ist. Diefs Eine und Allgemeine erhält aber durch die Gliederung des Staats in seine einzelnen Erscheinungsformen eine grofse Mannichfaltigkeit, welche die Schulen ihrerseits sowohl in ihren wesentlichen, als in den

Gradunterschieden darstellen. Die Gymnasien sind, nach dem Ausdruck des Verfs., zum Unterschiede von den Volks- und Berufsschulen dazu bestimmt, „den theoretischen Ständen," die in der Tendenz nach der Theorie und Wissenschaft einen gemeinsamen Grundcharakter haben, die gleichmäfsig nothwendige Schulbildung zu geben, deren Ziel die Erweckung des wissenschaftlichen Sinnes ist. Die allgemeine Substanz aller Wissenschaften soll also in dem Schüler eine Kraft werden, die ihn zum Studium jeder besondern Wissenschaft, zu der ihn später sein specieller Beruf hintreibt, befähigt. Dazu ist nächst der Bildung des logischen Denkens die angemessene Darstellung des Gedachten durch die Rede Hauptzweck. Das Letzte aber, worauf alle wissenschaftliche Bemühung ausgeht, ist die Wahrheit: diese ist in ihrer unendlichen Fülle und Klarheit bei den Alten nicht zu finden, sondern erst in Christo der Welt geoffenbart; und so mufs der Geist des christlichen Glaubens alle Einrichtungen des Gymnasiums durchdringen, zugleich als das wirksamste Mittel, den Geist der Wissenschaft und Erkenntnifs in demselben zu begründen. Die Nothwendigkeit dieses Verhältnisses wird von dem Verf. nicht sowohl für sich erschöpfend nachgewiesen, als die Ueberzeugung davon die ganze Schrift durchdringt, und sich mittheilt: das Christenthum ist ihm nicht eine Formel, die er etwa geschickt zu gebrauchen wüfste, sondern überall tritt uns die lebendige Erkenntnifs seines Reichthums entgegen. Der gröfseste und eigenthümliche Vorzug des Buchs besteht in der Vereinigung von wissenschaftlicher Schärfe und christlicher Glaubenswärme.

Der Stoff, durch welchen die Verwirklichung des angegebenen Princips zu Stande kommt, liegt in den Unterrichtsmitteln, deren Gliederung und Entwicklung von Stufe zu Stufe den Organismus des Gymnasiums ausmacht. Sie bestehen einerseits mit Beziehung auf den ursprünglichen rein wissenschaftlichen Zweck in den ideellen Unterrichtsmitteln, die wiederum theils logischer, theils rhetorischer, theils religiöser Natur sind: nämlich Mathematik, Sprache als Grammatik und Literatur, und Religion. Die Nothwendigkeit dieser Disciplinen ergiebt sich eben so wohl aus der Bestimmung des Gymnasiums, als sie sich aus der Betrachtung der objektiven Welt deduciren läfst, die sich der menschlichen Erkenntnifs in den drei Gebieten der Naturnothwendigkeit, der menschlichen Freiheit und dem Reiche Gottes, als der absoluten Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit eröffnet. Dabei ist dem Vf. die grofse Bedeutung des Sprachstudiums für die allseitige Erweiterung des geistigen Gesichtskreises sehr wohl klar geworden; aber in seiner Rechtfertigung des Studiums der alten Classiker, als eines der hauptsächlichsten und nothwendigsten Unterrichtsmittels, gehören die historischen Argumente zu den schwächsten. So heifst es: „hätten denn in Griechenland diese Christengemeinden sich bilden können, wenn die Entwicklung des griechischen Geistes und sein Wesen nicht eine Vorbereitung des christlichen Geistes und Wesens wären?" Der Verf. bedurfte solcher Begründung nicht, da er des aus dem Wesen der Sache hergeleiteten Beweises vollkommen mächtig ist; ja die Entwicklung des Verhältnisses, in welchem das Alterthum zu der christlichen Wissenschaft steht, gehört zu den gelungensten des Werkes. Aller Unterricht hat den Fortschritt vom Aeufsern zum Innern, vom Objectiven zum Subjectiven: so beginnt auch, gemäfs der Stellung, welche die europäischen Völker in der Weltentwicklung einnehmen, unser wissenschaftlicher Unterricht mit der Erkenntnifs der gegenständlichen Idee der Wahrheit in den Werken der Alten; nur soll der Schüler nicht im Alterthum festgehalten, sondern hindurch geführt werden zu der viel tieferen und wahreren Erkenntnifs der christlichen Welt. Aber durch die Ueberwindung jener Gegenständlichkeit erhält diese Innerlichkeit erst Kraft und Leben. Und wenn es so für die Jugend eine Hauptaufgabe bleibt, dafs sie sich den Inhalt der alten Sprachen aneigne, so soll doch dieser Stoff nicht zur todten Gelehrsamkeit und damit zum Hindernifs der Wahrheit herabsinken, was nicht geschehen wird, wenn einerseits die systematische wissenschaftliche Form, die in der Mathematik ausgeprägt ist, zur Seite geht, und wenn beide durch den Geist der Wahrheit, welchen der christliche Glaube giebt, lebendig vereinigt sind. Dem Unterricht in der Philosophie giebt der Verf. in seinem Lectionsplan keine Stelle: Gewöhnung an systematischen Zusammenhang sei Ziel des Gymnasiums, die Logik als Wissenschaft also noch nicht aufzunehmen: Surrogate dafür bilden die Mathematik und die Grammatik, indem jene die Erkenntnifs systematischer Einheit giebt und diese die Kraft der Kategorieen zum Bewufstsein bringt, die das innerste Wesen jedes Gedankeninhalts

ausmachen; aber diese Kategorieen können noch nicht unmittelbar für sich von dem Schüler verstanden werden, sondern nur an dem Stoff der Sprache; es komme auch nicht darauf an, dafs der Schüler wisse, was Begriff, Urtheil und Schlufs sei, aber die Natur des Begreifens, der Geist des Urtheils und die Nothwendigkeit des Schlusses müsse durch viele Uebung in ihm erweckt werden. Diese Beschränkung stimmt mit der entschieden wissenschaftlichen Einrichtung, die der Verf. dem Unterricht in den obern Classen giebt, nicht überein; die Aufgabe derselben, zur Universität hinüberzuführen, setzt die Fähigkeit, jene Uebung in eine selbstbewufste, sehende Thätigkeit zu verwandeln, voraus, wozu wiederum eine Kenntnifs von dem Verhältnifs der Seelenkräfte untereinander und von den Gesetzen ihrer Wirksamkeit unerläfslich ist; aber weder Mathematik noch Grammatik können diefs in ihren Grenzen leisten, wie vortreffliche logische Vorübungen auch die in der Sprache ausgeprägten Kategorieen in dem grammatischen Unterrichte gewähren.

Zweitens aber wird in den Realien die Beziehung der wissenschaftlichen Gymnasialbildung mit den unterschiedenen Lebenssphären vermittelt, indem nämlich das Studium der Mathematik aufser seiner rein wissenschaftlichen Bedeutung in das Naturleben hinüberführt, und das Studium der Sprache und ihrer Produkte in das geschichtliche Leben der Menschheit. Hiebei mufste der Ausdruck Realien in ungewöhnlich erweitertem Sinne genommen werden: auch die Kirchengeschichte fällt ihnen zu, als entsprechende Verwirklichung der Religion. Diefs gehört indessen bei dem Verf. nur dem Schematismus der Objecte an; denn das Ziel dieser realen Seite der Religion, p. 135, dafs der Schüler sich als ein Glied der Kirche fühle und an ihrem innern und äufsern Leben herzlichen Antheil nehme, läfst sich durch die Kirchengeschichte nicht erreichen, sondern durch die Lehre, durch welche die Geschichte erst wird, wie auch der methodische Theil anerkennt. Auch in diesen Realien soll sich der wissenschaftliche Charakter des Gymnasiums wiederfinden: sie dienen als Beispiele zur Veranschaulichung der Lehre. So findet also auch der naturwissenschaftliche Unterricht hier seine nothwendige Stelle und ist nicht Vermehrung einer zufälligen Vielheit von Gegenständen; von der Seite der praktischen Nützlichkeit gehört er nicht in das Gymnasium, sondern die Idee des natürlichen Lebens soll durch ihn dem Schüler zum Bewufstsein gebracht werden, er soll in den Erscheinungen die sie haltende Gesetzmäfsigkeit sehen lernen. Auf den Widerspruch, welchen dieser Unterricht gleichwohl neuerdings erfahren hat, geht der Verf. näher in dem Anhange ein, indem er die Principlosigkeit eines solchen Urtheils an einem bestimmten Beispiel mit scharfer Kritik nachweist.

In Bezug ferner auf das simultane Bestehen der Unterrichtsmittel ist die Stellung des Gymnasiums zwischen Eelementarschule und Universität zu berücksichtigen. Es ergiebt sich daraus die für die methodische Behandlung wesentliche Theilung des Gymnasiums in zwei Hauptstufen, auf denen der Uebergang von der Aeufserlichkeit der Anschauung bis zur Innerlichkeit des reinen Denkens successiv vermittelt wird. In den unteren Classen ist naturgemäfs das Anschauungselement noch das überwiegende, sie haben hauptsächlich einen empirischen Charakter: der Unterricht geht auf Stoff und Inhalt; die drei obern einen rationalen: der Unterricht geht auf Geist und Zusammenhang, in ihnen herrscht das Gedankenelement vor, um zu dem rein wissenschaftlichen Denken, als der Methode der Universität, den Uebergang zu bahnen. Bei der Entwicklung dieser verschiedenen Formen, in denen das Subject sich des Objects bemächtigt und seiner gewifs wird, zeigt der Verf. eine gründliche philosophische Einsicht in die psychologischen Bedingungen der Methode. Dieser methodische Theil übertrifft das Vorhergehende durch sorgfältige Ausführung, so dafs man sich auch kaum durch die bei der gewählten Eintheilung des Buchs nicht seltenen Wiederholungen, besonders gewonnener Resultate, stören läfst, noch auch durch manche wie zu Excursen beispielsweise sehr ausgedehnte nähere Betrachtung von Dingen, deren Kenntnifs vorausgesetzt werden konnte. Diese müssen zum Theil als Proben von der erforderlichen Einrichtung des Unterrichts willkommen sein, und sind alle Zeugnifs von der grofsen Gewandtheit des Verfs., den Gedankeninhalt in seiner concreten Anwendung zu expliciren.

Den Gymnasien wird nach ihrer oben bezeichneten Mittelstellung diejenige Methode zugewiesen, in welcher von der Vorstellung zum Gedanken fortge-

schritten wird; bei der Anschauung war der Geist einseitig in der Gegenständlichkeit der Sache, auf der Stufe der Vorstellung beginnt seine eigene Productivität, er giebt dem Gegenstande eine subjective Existenz: es wird als historisch-philosophische Methode bezeichnet, insofern an der Bearbeitung eines historisch gegebenen Stoffes der wissenschaftliche Geist sich bildet. Die weitere Darstellung führt diefs an den einzelnen Unterrichtsmitteln und ihrer methodischen Vertheilung aus, mit besonderer Rücksicht auf die freie Beschäftigung der Schüler. Hiebei begegnet man genauen Kenntnissen und der freiesten Bewegung auf allen Gebieten der Schulwissenschaften; doch darf vorzüglich die Eintheilung des mathematischen Unterrichtsstoffes, die Behandlung des Religionsunterrichts, auch der deutschen Aufsätze, hervorgehoben werden. Dagegen macht sich in der specielleren Betrachtung des Unterrichts in den alten Sprachen eine gewisse Abhängigkeit der Einsicht und Befangenheit des Urtheils bemerklich, während die allgemeineren Grundsätze auch darüber vollkommne Billigung verdienen: auf diese Nachweisung des allgemeinen Princips konnte es überhaupt nur abgesehen sein, sonst hätte man Ursach, bei dieser Ausführung mancherlei Einzelnes als übersehen zu bezeichnen. — Im Religionsunterricht wird die Scheidung der beiden Stufen durch die Katechismuslehre für die untern Classen, und den rationalen Unterricht andrerseits bezeichnet. Für diesen bildet der historische, in der Bibel oder in dem Bekenntnifs der Kirche gegebene Inhalt den Ausgangspunkt, und dieser Inhalt wird für das Denken vermittelt, ohne dafs darum, bei der noch immer rein subjectiven Tendenz gerade dieses Unterrichts, schon die wissenschaftliche Erkenntnifs der Principien, also Dogmatik, Aufgabe sein könnte. Es ist bekannt, dafs von allen Unterrichtsgegenständen keiner so selten zweckmäfsig behandelt wird, als dieser. Der Verf. weist „diesen faulen Fleck" vieler Gymnasien, der namentlich in der gänzlichen Verkehrung des Inhalts der christlichen Lehre liegt, ohne Schonung auf; aber sein Verdammungsurtheil über das Niemeyersche Lehrbuch, das noch immer in sehr vielen Gymnasien zu Grunde gelegt wird, erscheint vollkommen gerecht, wenn man diesen dürren Rationalismus und die mechanische Behandlungsweise mit der wissenschaftlichen Bestimmung eines Gymnasiums und dem Bedürfnifs des Jünglingsalters zusammenhält, für welches das Buch bestimmt ist. Mit Recht werden dagegen die Lehrbücher von Marheineke und Schmieder empfohlen; und wenn der Verf. an Marheineke's Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens noch die gelehrte Steifheit der Form und dogmatische Kälte auszusetzen findet, der man es ansehe, dafs es von Einem verfafst ist, der eine speculative Dogmatik geschrieben hat, so verschwindet doch dieser, immerhin nicht ungegründete Vorwurf vor den übrigen grofsen Vorzügen des Werks, die es von allen vorhandenen gerade für die bezeichnete wissenschaftliche Stellung des Religionsunterrichts in den obersten Classen bei weitem zu dem zweckmäfsigsten machen. Wie es überhaupt für denkende Christen geschrieben ist, so giebt es namentlich dem Schüler Gelegenheit die christlichen Grundwahrheiten aus ihrer einfachen historischen Grundlage vermittelst des Denkens sich zu einem wirklichen Besitz zu machen und ihren vernünftigen Zusammenhang einzusehen. — In der sonst sehr einsichtsvollen Vertheilung dieses Stoffes wird der zweiten von den drei Stufen des rationalen Unterrichts die geschichtliche Entwicklung der christlichen Lehre durch die abweichenden Formen dogmatischer Verschiedenheiten bestimmt, und erst der obersten Stufe eine zusammenhängende Glaubenslehre. Allein die Ordnung wird wohl umgekehrt und Beides der letzten Stufe verbleiben müssen: Belehrung über Confessionsunterschiede wird man zweckmäfsig nur auf dem Grunde der schon sicher angeeigneten Glaubenslehre vornehmen können. Gleichwohl ist ein kirchenhistorischer Inhalt für jene Stufe ganz geeignet, nur mehr die äufseren Schicksale der Kirche betreffend und vorzugsweise angeknüpft an die biblischen Nachrichten vom apostolischen Zeitalter. Auch das Evang. Johannis gehört kaum dahin; denn Voraussetzungen, wie sie der Verf. bisweilen zuversichtlich ausspricht „und wer wollte es nicht an der Hand eines einsichtsvollen Lehrers verstehen?" greifen doch leicht zu weit; passender wäre eine Anleitung zur Kenntnifs der ganzen heil. Schrift, nur nicht in der Weise der beliebten gelehrten Einleitungen.

Bei dem besonderen Zweck, welchen der Verf. verfolgt, war es natürlich, dafs einige mehr zur Seite liegende Beziehungen keine erschöpfende Erörterung gefunden haben; diefs gilt z. B. von den mangelhaften Andeutungen über Schuldisciplin. Mufs aber eben dahin selbst der Begriff der Bildung gerechnet werden, so genügt es, wie zum Ersatz auf die durchdringende Einheit des ganzen Werkes hinzuweisen, in welcher dergleichen Fragen die befriedigendste Lösung finden. — Der sprachliche Ausdruck ist dem Inhalt angemessen, bis auf wenige Stellen, gewandt, ungesucht und klar.

Einem solchen Werk ist die gebührende Anerkennung durch seine wissenschaftliche Bedeutung gesichert; und bietet auch die Ausführung noch hin und wieder Stoff zur Controverse, so hat doch der Grund, auf welchem es steht, die Festigkeit, dafs er auch durch die Gewalt wechselnder Zeitansichten nicht wird wankend gemacht werden können: indessen hat es auch diese Anzeige nicht unterlassen wollen, die an vielfacher Belehrung reiche, treffliche Schrift vornehmlich jüngeren Schulmännern zum Studium angelegentlich zu empfehlen.

L. Wiese.

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

IX.

Karsten Niebuhr's Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Der dritte Theil, herausgegeben von Gloyer und Olshausen. Hamburg, 1837. 4.

Das ungünstige Gestirn, welches so lange über Niebuhr's Schriften gewaltet hat, ist endlich verschwunden, und die Wissenschaft mufs die Erscheinung des Schlufstheiles von seinem berühmten Reisewerke freudig begrüfsen, selbst wenn auch, wie man es nicht anders erwarten kann, derselbe jetzt nicht mehr die Bedeutung haben möchte als wenn er gleich nach seinen Vorgängern erschienen wäre. Auch kömmt es hier mehr darauf an das Andenken an den Entdecker Arabiens in wissenschaftlicher Beziehung zu erneuern, als auf die Bereicherung der Wissenschaft durch diese Schrift hinzuweisen, da dieselbe Gebiete berührt, welche uns durch so manche klassische Arbeiten in der jüngsten Zeit schon genauer bekannt geworden sind. Dennoch finden wir auch hier noch manche schätzbare Angaben, welche es um so mehr bedauern lassen, dafs dem berühmten Reisenden auf seiner Heimkehr durch Vorder-Asien zu wenig Zeit vergönnt war, um auch in diesen Gebieten seinen Namen in die Reihe der grofsen Entdecker stellen zu können. Die Natur hatte Karsten Niebuhr in leiblicher und geistiger Beziehung befähigt und berufen als Reisender in den damals für die Europäer gefährlichsten Gegenden des asiatischen Orientes der Wissenschaft zu dienen, so wenig auch in der ersten Zeit seines Lebens die Aussicht dazu vorhanden zu sein schien. Wunderbare Fügungen brachten ihn in die Laufbahn, welche er mit dem vollsten Eifer seines energischen Geistes betrat, und in welcher er mehr leistete, als die kühnsten Erwartungen konnten hoffen lassen. Doch wurden leider seine Leistungen nur zu wenig anerkannt, und grade diejenigen, welche die nächste Verpflichtung dazu hatten, liefsen es sich angelegen sein, seine grofsen Verdienste zu schmälern und herabzusetzen. Erst eine spätere Generation ist gerechter gewesen gegen ihren grofsen deutschen Landsmann, der unter den deutschen Reisenden und Entdeckern in fernen Regionen einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt, die Nachwelt weifs es zu würdigen, was Niebuhr für die Kunde des Orientes gethan hat, und im Auslande, vornehmlich in England und Frankreich, wurden schon früher die verkannten Verdienste dieses Mannes ehrenvoll hervorgehoben. Das französische Nationalinstitut zu Paris ernannte ihn zum Mitgliede, und setzte ihm nach seinem Tode ein gebührendes Denkmal durch die Notice historique sur la vie et les ouvrages de M. Niebuhr in den Mémoires de l'Académie. Paris 1824. 4. Vol. VII p. 160—175, worauf dann auch einige Zeit nachher von Niebuhrs Sohne, dem berühmten Philologen, die kleine Biographie von Karsten Niebuhr in seinen kleinen historischen Schriften, Bonn 1828, veröffentlicht wurde. Wenn daher noch vor wenig Jahren die Pariser Akademie ihr Bedauern aussprach, dafs Niebuhrs Reisewerk bis jetzt noch nicht vollständig herausgegeben worden sei, so haben sich die beiden Freunde des Verewigten, durch welche nun der Schlufstheil der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, gegründete Ansprüche auf den Dank der ganzen gebildeten Welt erworben, dafs sie diese Huldigung den Manen unsers trefflichen Landsmannes dargebracht haben.

Es war bekanntlich die dänische Regierung, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als alle Staaten Europas in der Beförderung der Wissenschaften einander zu übertreffen suchten, und man mit starken Schritten dem Ziel der Vervollkommnung der allgemeinen Bildung entgegen zu gehen glaubte, eine

grofse wissenschaftliche Unternehmung nach dem Orient einleitete, zu welcher auch Niebuhr, damals in Göttingen anwesend, von dem Orientalisten David Michaelis als Theilnehmer empfohlen wurde. Auch gelang es ihm durch sein Benehmen sich die besondere Geneigtheit des Ministers Bernstorf, welcher unter der Regierung des Königs Friedrich V. diese Sache in Ausführung brachte, zu erwerben. So ging die Expedition nach Arabien vor sich, zu welcher man sich nach Aegypten einschiffte und über das rothe Meer das Gestade von Jemen im südlichen Arabien erreichte. An sechs Jahre dauerte diese Unternehmung. Im Jan. 1761 verliefs Niebuhr Kopenhagen und kehrte erst im Novbr. 1767 dahin wieder zurück, aber er hatte seine Reise auch bis nach Indien, bis Bombay auf Malabar, ausgedehnt, und kehrte durch Persien nach Vorder-Asien zurück, wo er die wichtigsten Entdeckungen machte. Ganz allein betrat er wieder die Heimath, alle seine Gefährten und darunter auch der Schwede Forskall, der tüchtigste Mann neben ihm auf dieser Reise, hatten den Beschwerden und Mühseligkeiten unterliegen müssen. Ihn selbst rettete seine gute Natur und seine Lebensart. So wenig es ihm gelingen wollte sich bei der Vorbereitung zu seiner Reise mit der arabischen Sprache wegen des schlechten Unterrichtes darin vertraut zu machen, so schnell und gut bemächtigte er sich doch derselben bei seinem Aufenthalte in Arabien, und so sehr hatte er sich an das einfache orientalische Leben in jenen Jahren gewöhnt, dafs er noch im späten Alter sich oft nach diesem Mutterlande der Menschheit zurücksehnte. Die dort empfangenen Eindrücke blieben ihm stets unvergefslich. Wie wenig ihn die erlittenen Mühseligkeiten und Gefahren schreckten, beurkundet seine Absicht gleich nach vollendeter Reise eine neue Wanderung in das Innere von Africa zu unternehmen, wohin bis auf diese Stunde die Aufmerksamkeit Europas seit jener Zeit vornehmlich gerichtet war. Familienverhältnisse hielten ihn indessen von seinem Vorhaben ab. In Kopenhagen fand aber Niebuhr nach seiner Heimkehr keineswegs die erwünschte Aufnahme, der damalige Minister Struensee nach dem Sturze Bernstorfs zeigte nicht das Interesse für ihn als wie jener Beförderer der Wissenschaft, und Niebuhr entschlofs sich daher zur Herausgabe seiner Forschungen auf eigene Kosten. So erschien zunächst als allgemeines Resultat derselben die Beschreibung von Arabien im Jahre 1772, und dann die beiden ersten Theile des Reiseberichtes 1774 und 1778. Aber wenn schon die laue Aufnahme dieser redlichen Bemühungen in Deutschland ihn mifsmuthig machen mufste, je weniger er selbst von seinen Leistungen hielt, während so manche andere elende Reisewerke durch marktschreierische Verkündigungen und Anpreisungen leider nur zu häufig ein unverdientes Ansehen erlangen, so mufste ihn noch mehr kränken, dafs des verstorbenen Michaelis Freunde und Anhänger ihn überall bekämpften und in den Augen der gebildeten Welt herabzusetzen suchten. So unterblieb die Herausgabe des dritten Theiles des Reiseberichtes, so sehr auch Engländer und Franzosen die Herausgabe desselben wünschten und selbst zu unterstützen geneigt waren. Glücklicher Weise ist diese Ehre den Deutschen selbst verblieben. Dazu kam auch noch das Unglück, dafs sämmtliche Kupferplatten zu diesem Werke sowohl von den erschienenen als auch von dem letzten noch nicht herausgegebenen Theile im Jahre 1795 zu Kopenhagen ein Raub der Flammen wurden, wodurch Niebuhr von dem Gedanken abgeschreckt wurde den Schlufs seines Reiseberichtes zu veröffentlichen. Seit dem Jahre 1776 lebte er zurückgezogen und nur mit einem kleinen Verwaltungsposten beschäftigt zu Meldorf im Lande der Dithmarschen, wo er in dem hohen Alter von 82 Jahren 1815 starb.

Dieser dritte Theil führt uns Niebuhrs Reisen durch die vorderasiatischen Gebiete von Sorestan und Klein-Asien vor, als er schon auf dem Wege in die Heimath war. Nun haben wir allerdings durch die syrischen Landschaften seit jener Zeit so viele andere treffliche Reiseberichte erhalten, dafs Niebuhrs Werk hier nur von geringer Bedeutung sein kann, obschon es keineswegs ganz überflüssig ist; dagegen ist Klein-Asien bis auf diesen Augenblick trotz dem, was darin gereist und was darüber geschrieben worden ist, noch immer eine terra incognita zu nennen, wie sich jedem leicht ergeben wird, der es einmal versucht die Angaben der Alten und Neuern mit einander zu vergleichen, oder über die Natur der einzelnen Theile dieses Gebietes sich eine genügende Anschauung zu verschaffen. Hier ist nun auch das wenige, was Niebuhr auf seiner schnellen Durchreise giebt, sehr willkommen, und er selbst hat, soviel er vermochte, auf die

Berichtigung unserer geographischen Kenntnisse von diesem Brückenlande Asiens zu Europa Rücksicht genommen. In der Stadt Haleb betrat Niebuhr zuerst den syrischen Boden, nachdem er von Persien und vom persischen Golfe am Tigris aufwärts durch das obere Mesopotamien auf der grofsen Heerstrafse über Mosul zurückgekehrt war. Die grofse und reiche Handelsstadt Haleb am Eingange der syrischen Wüste und an dem Kreuzwege der Karavanenstrafsen von Vorder-Asien gelegen, wo der Osten mit dem Westen und der Süden mit dem Norden sich verbinden, wird uns zunächst geschildert, und Niebuhr konnte sich hier schon seiner Heimath näher fühlen, da er daselbst eine nicht unbedeutende europäische Bevölkerung vorzüglich von Franzosen, die sich der Handelsinteressen wegen dort aufhielten, vorfand. Er kehrte von hier jedoch nicht auf dem nächsten Wege nach Europa zurück, sondern unternahm noch mehrere Exkursionen durch das Innere der syrischen Gebiete. Die Angabe des berühmten englischen Reisenden Pococke von dem Vorhandensein phönicischer Inschriften und Denkmale auf der Insel Cypern bewog ihn zunächst dahin sich zu wenden. Ueber Antakia am untern Orontes, welche Stadt nach seiner Aussage nur wenig von ihrem alten Glanze im Alterthum und Mittelalter sich erhalten hatte, aber noch immer durch ihre paradiesische Umgebung ausgezeichnet ist, durchsetzte er die Engpässe von Beilan, und erreichte den nur an anderthalb Meilen davon entfernten Hafenort Skanderun (Alexandrette). Von dort schiffte er sich nach Larneka auf Cypern ein, in dessen Nähe das alte Cittium lag, von welchem man bei dem Dorfe Schlti noch manche Ueberreste findet. Die Angabe Pococke's schien aber Niebuhr bei seinen Nachforschungen auf der Verwechselung altarmenischer Inschriften, wie er sie an Ort und Stelle vorfand, mit phönicischen zu beruhen.

Ohne hier lange zu verweilen, benutzte er bald die sich ihm darbietende Gelegenheit, um nach Jaffa, dem südlichen grofsen Seehafen von Palästina zu gelangen, von wo aus über den kleinen Ort Ramla die allgemeine Heerstrafse aller abendländischen Pilger nach dem breiten Bergrücken hinaufführt, auf welchem die alte heilige Stadt Jerusalem gelegen ist. Die Mittheilungen Niebuhrs über die Topographie dieser Stadt gehören mit zu den schätzbarsten Beiträgen zur Kenntnifs derselben, da bis dahin noch immer so viele Unsicherheit in dieser Beziehung herrschte und auch jetzt diese Sache vornehmlich wegen der Hügel, auf denen die alte Stadt stand, noch nicht ganz ins Reine gebracht sein möchte. Die mancherlei Bemerkungen über das dort herrschende Leben und Treiben zu jener Zeit werden auch jetzt noch nicht ohne Interesse und Belehrung sein. Uebrigens sah Niebuhr nur noch die nächste Umgebung der Stadt, er setzte seine Forschungen auf diesem Gebiete nicht fort, sondern begab sich wieder nach Jaffa zurück, um an der syrischen Küste nordwärts entlang zu schiffen. Freilich mochte eine solche Fahrt im Alterthum, als die kleinen phönicischen Seestaaten noch blüheten, wohl von mehr Interesse als jetzt gewesen sein, wo man nichts als Verödung und Verwilderung des Landes sieht. Sidon, die uralte Metropole dieser Staaten, ist jetzt unter dem Namen Seide nur ein unbedeutender Ort, sein Hafen ist, wie die der übrigen phönicischen Städte, versandet, und der alte Handelsverkehr längst verschwunden. Dort landete Niebuhr, um eine zweite Exkursion durch diese Gebiete zu machen. Denn er überstieg von Seide aus ostwärts die südlichen Berggehänge des Libanon durch das berühmte cölesyrische Thal Bekaa, wo er auf die Ruinen des schon aus Salomons Zeit bekannten Baalbek aufmerksam macht, und gelangte nach dem paradiesischen Thale el Ghuta am Ostabhange des Libanon, wo am Rande der grofsen Wüste die königliche Stadt Damask gelegen ist. Es schliefsen sich an diese Ausflucht mehrere Mittheilungen über die verschiedenartige Bevölkerung des Libanon wie über die Drusen und Maroniten, von welchen die erstern wegen ihrer religiösen Verhältnisse schon früher Niebuhrs Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Nachdem er auf demselben Wege wieder nach Seide zurückgekommen und die Fahrt an der Küste weiter verfolgt hatte, stieg er endlich bei Ladakia, welches schon seit dem Alterthum als Laodicea als der bedeutendste syrische Seehafen bekannt ist, an's Land, und kehrte auf der grofsen Handelsstrafse zwischen hier und Haleb über Schugr am mittlern Orontes, in dessen Nähe er die Ruinen von dem alten Beröa besuchte, nach dem Ausgangspunkte seiner syrischen Reisen zurück.

Der Aufenthalt in Syrien hatte den ganzen Sommer und Herbst des Jahres 1766 gekostet, aber noch im November benutzte Niebuhr die Gelegenheit mit einer nach Natolien abgehenden Karavane seine Heimkehr zu beschleunigen. Er durchsetzte nun die cilicische Küstenebene, in deren Mitte das bekannte Adana liegt, und stieg durch die taurischen Pässe Ciliciens nordwärts zu den Hochebenen von Natolien hinauf. Diese Naturgrenze der vorder- und hinterasiatischen Gebiete innerhalb West-Asiens ist auch stets eine Grenze der Sprachen und Völker gewesen. Bis hierher reicht die Herrschaft der arabischen Sprache und die Ausbreitung arabischer Stämme, darum reicht auch bis hierher jetzt des ägyptischen Vicekönigs Mehemed Aly Herrschaft; von Adana an, am Südfufse der cilicischen Pässe, beginnt die Herrschaft der türkischen Sprache und das Weideland der Turkomanen-Stämme. Leider war es wegen der Eilfertigkeit der Reise nicht möglich, über die verschiedenen Pforten in jenem Gebiete oder über die syrischen, amanischen und cilicischen Pässe, welche trotz ihrer Wichtigkeit in der Kriegs- und Handelsgeschichte immer noch zu wenig genügend bekannt sind, etwas genaueres mitzutheilen, da Niebuhrs richtiger Blick in der Auffassung der Naturverhältnisse gewifs viel geleistet haben würde. Die Reise auf den Hochebenen von Klein-Asien im Rücken des Taurus von Konja (Jconium) über Akschehr und Karahissar nach Kutaja (Cotyaeum) auf der grofsen Strafse nach Brusa im December 1766 machte ihn wieder mit einem wahrhaft nordischen Winter bekannt, wie ihn auch manche andere Reisende kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben. Von der ansehnlichen Stadt Kutaja stieg Niebuhr über die Berghöhen des bithynischen Olympus nach Brusa, der alten Residenz der Osmannen Sultane hinab, und schiffte sich von dieser in einer so reichen und herrlichen Gegend gelegenen Stadt nach einem Aufenthalte von einigen Wochen nach Constantinopel ein, so dafs er Mitte Februar 1767 wieder den Boden Europas betrat. Für die genauere Kunde der noch so unbekannten Gebiete des centralen Klein-Asiens finden sich hier schätzbare Beiträge in der Angabe der Heerstrafsen, welche dieses Land in verschiedenen Richtungen durchsetzen, und auch auf die alte Geographie hat Niebuhr nicht versäumt dabei Rücksicht zu nehmen.

Das ganze Frühjahr verweilte der Reisende in Constantinopel, von wo erst im Juni die Heimkehr angetreten wurde, auf welcher wir ihn in dem letzten Kapitel dieses Theiles über den Balkan durch die Gebiete der Bulgaren, Wlachen und Moldauer nach Polen und Deutschland begleiten. Auch hier giebt Niebuhr trotz seines schnellen Durchfluges noch interessante und lehrreiche Nachrichten über jene bis jetzt noch immer zu wenig bekannte merkwürdige Bevölkerung an der untern Donau nach ihren Sitten, Gebräuchen und Sprachen. Ueber Jassy und Lemberg erreichte er Warschau, wo er bei dem Könige Stanislaw Poniatowsky eine sehr wohlwollende und ehrenvolle Aufnahme fand, betrat sodann in Breslau den deutschen Boden, und seine Ankunft in Kopenhagen, grade ein Jahr später, nachdem er von Haleb abgegangen war, setzte seinen langen, mühsamen Wanderungen ein Ziel. — Der rühmlichst bekannte Verleger Perthes hat dieses Denkmal Niebuhrs in einer würdigen Gestalt erscheinen lassen, und es ist zugleich mit einem kleinen Brustbilde desselben aus seinen spätern Lebensjahren geziert. Verschiedene Anhänge geographischer und historischer Art und zahlreiche Ortsbestimmungen nach Niebuhrs astronomischen Beobachtungen im Orient vermehren den Werth dieser Schrift, und beigefügt sind ihr mehrere Reisecharten und Grundrisse der vornehmsten morgenländischen Städte, wie sie sich unter den Zeichnungen des verewigten Mannes vorfanden.

Ferdinand Müller.

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

X.

Vorlesungen über Religionsphilosophie, gehalten von Dr. Joh. Gust. Friedr. Billroth, aufserordentl. Prof. der Phil. an der Universität Halle. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. Johann Eduard Erdmann, aufserord. Prof. der Philos. an der Universität Halle. Leipzig, 1837. *bei Vogel. XIV.* 144 *S.* 8.

Die Vorlesungen, welche der „der Wissenschaft zu früh entrissene" Prof. Billroth zu Halle über Religionsphilosophie gehalten hat, liegen uns in der anzuzeigenden Schrift durch die Bemühungen des Amtsnachfolgers des Verewigten in einer Gestalt vor, wodurch sie auch den Kreisen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Verf. standen, zugänglich geworden sind; und die Freudigkeit und Selbstentsagung, mit welcher sich der verehrte Hr. Herausgeber, von den Freunden des Verewigten dazu aufgefordert, dieser Arbeit unterzogen hat, verdient eben so sehr die vollste und dankbarste Anerkennung, als die Sorgfalt und Treue, mit welcher er nur das dem Verf. Angehörige edirt hat, worüber die in der Vorrede enthaltenen diplomatisch genauen Nachweisungen die nöthige Auskunft geben, sowohl was die Principien betrifft, nach denen die Herausgabe veranstaltet wurde, als die Form, in welcher diese Vorlesungen auftreten.

Wenden wir uns nun zu dem edirten Werke selbst, so kann Ref. seine allgemeine Ansicht über dasselbe nicht besser als mit den Worten aussprechen, in denen der Herausgeber die Beschaffenheit desselben schildert, um zu zeigen, wie ihm dadurch noch lieber habe werden können, was schon „aus rein persönlichen Gründen" ihm ein „angenehmes Geschäft" gewesen. „Auch hier trat mir, sagt derselbe S. IV seq., in den deutlichsten Zügen das entgegen, was seine litterarischen Leistungen zeigen, was gemeinsame Freunde noch während seines Lebens und nach seinem Tode mir erzählt hatten, was endlich die Liebe, die er sich allgemein erworben hat, bestätigte, dafs Wärme und Lauterkeit der religiösen Gesinnung dem wissenschaftlichen Ernst und der dialektischen Schärfe sich paarten; auch hier trat jene, leider in unsern Tagen so seltene, Offenheit und Aufrichtigkeit hervor, die nicht was sie meint, allegorisirend oder spielend, hinter allgemein beliebte Ausdrücke und Formeln versteckt, sondern es weniger scheut, was Alle glauben zu bestreiten, oder auch hinsichtlich der philosophischen Begründung offen auf eine Lücke im eigenen System hinzuweisen, als mit Hülfe eines unbestimmten Ausdrucks sich mit Allen einverstanden zu stellen, oder vermittelst einer philosophischen Formel jene Lücke zu verbergen; eine Ehrlichkeit, welche Alle, die ihn kannten, an dem Seligen rühmen. Werke aber, in welchen sie herrscht, solcher bedarf, wenn jede, so vor allen unsere Zeit, die eben so sehr an Bestimmtheit der Ansicht als des Ausdrucks Mangel leidet, und die beide, wenigstens oft, eingebüfst hat, weil man einen religiösen oder philosophischen Ketzernamen fürchtet." Das Amt des Herausgebers war es nun freilich nicht, da, wo *seine* Ansicht von der in dem edirten Buche ausgesprochenen etwa abweichen mochte, sofort die seinige daneben zu setzen oder den Versuch einer Widerlegung oder Ausgleichung zu machen; allein, indem er über diese Unart das richtige Urtheil ausspricht, dafs sie nichts anderes heifst, als den Namen eines Anderen gebrauchen, um Nachrichten über sich selbst in die Welt zu bringen, kann er doch nicht umhin, den Wink zu geben, dafs „es ein übereiltes Urtheil ist, von vorn herein, weil Jemand das Werk eines Andern herausgiebt, bei beiden Gleichheit der Ansicht vorauszusetzen." Ist es aber das Geschäft einer beurtheilenden Anzeige, auf die Gleichheit oder Differenz der Ansichten an den betreffenden Punkten näher einzugehen, so ist jedem

Rec. nur dasselbe Bewufstsein der Ehrlichkeit und dasselbe Streben nach Bestimmtheit zu wünschen, welches an dem verewigten Verf. dieser Vorlesungen so eben mit Lob und Dank hervorgehoben ist.

Von dem gröfsten Einflufs auf den Gang der Untersuchung ist es offenbar, wie der *Begriff* der Religionsphilosophie gefafst wird. Der Verf. giebt zwei Momente desselben an, nämlich 1) das concret-historische, 2) das philosophische, welche sich so durchdringen sollen, dafs die Verwirklichung des philosophischen Begriffes in der concret-historischen Erscheinung nachgewiesen werde, und dafs das Positive in der Religion nicht als eine äufsere Auctorität und Satzung, die den Geist gefangen nehme, zu fassen sei, nicht als eine willkührliche *Zuthat* zu dem Wesentlichen, sondern als der organische Leib, in dem die Idee zeitlich und räumlich zur Erscheinung gekommen und dem Glauben und der Anschauung gegeben sei. Dadurch steht der Verf. auf einem ganz andern Boden, als derjenige ist, auf welchem sich alle herumtummeln, welche zwischen der göttlichen und menschlichen Vernunft so unterscheiden, dafs alles, was durch die erstere, als Offenbarung, gesetzt ist und das Positive in der Religion ausmacht, von der letztern nur *anzuerkennen*, aber nicht zu *erkennen* sei und defshalb für die Religionsphilosophie nur die Beschäftigung mit den Lehren übrig behalten, welche als durch die Vernunft erkennbar mit dem concreten Inhalt der positiven Religionen nichts zu thun haben, d. h. das ganz Allgemeine und Abstrakte sind; welches als ein System dessen, was die Vernunft aus sich produciren kann, die Voraussetzung aller Religion bildet und als das Wesentliche, worauf es vor Allem ankomme, als die reine Idee der Religion, übrig bleibt, wenn das concret-Positive und Historische als locale und temporelle Einkleidung abgezogen und bei Seite gelegt wird, kurz der armselige Inhalt dessen, was seit Wolf natürliche Theologie oder Vernunft-Religion genannt worden ist. Wie sehr aber auch in derselben der concrete Inhalt sich einerseits verflüchtigen, andererseits als ein so grobes Residuum niederschlagen mochte, dafs z. B. Gott und die Seele unter der Bestimmung eines *Dinges* betrachtet werden konnten, so blieb ihr doch immer noch ein berechtigter Anspruch auf Berücksichtigung — welche sie auch als geschichtlicher Uebergang und Vorbereitung zur Bildung einer bessern Religionsphilosophie behalten wird —, so lange sie nichts anderes sein wollte, als eine vernünftige Betrachtung der Religionswahrheiten oder als eine systematische Entwickelung und Darstellung der logischen und metaphysischen Kategorieen, welche die Grundlage und den Inhalt alles dessen, was überhaupt Religion ist, ausmachen. Sobald sie dagegen mit dem Anspruche auftrat, selber *Religion* zu sein und zwar als Religion der *Vernunft* diejenige Form derselben, zu welcher als der vollkommenen und reinen sich das religiöse Selbstbewufstsein überhaupt erheben müsse, konnte es nicht fehlen, dafs eine Wissenschaft in Mifskredit gerieth, welche sich mit ihrem Objecte identificirte und verwechselte, statt als *begriffliche* Entfaltung desselben ein eben so bestimmtes Bewufstsein ihres Unterschiedes *von* als ihrer Einheit *mit* demselben zu haben, und es entstand eine sehr entschiedene Opposition sowohl im Interesse der Philosophie als der Religion gegen ein solches Amalgamiren beider zu einer *philosophischen Religion*, welche nichts besseres ist als ein hölzernes Eisen. In dieser Opposition ist man nun nicht selten bis zu dem andern Extreme fortgegangen, die Religion und Theologie aller Berührung von Seiten der Philosophie entziehen zu wollen, entweder als ein adyton, von dessen Zugang die Philosophie als etwas Profanes ausgeschlossen bleiben müsse, oder als ein Gebiet *faktischer* Zustände, Verhältnisse und Bezüge, welches nur a posteriori aufgefunden, beschrieben u. s. w. aber nicht a priori construirt werden könne, ja womit die Vernunft *nicht als Vernunft*, sondern als unmittelbare Gewifsheit, als Anschauen, Wahrnehmen, Beobachten und höchstens als formeller Verstand zur Registrirung und Rubricirung des Vorgefundenen zu thun habe. Wie man sich aber auch stellen mochte, ob man die Philosophie kurzweg zum Tempel hinauswarf, oder ob man sie in den Vorhof der Heiden mit dem Auftrage schickte, den Herantretenden zu beweisen, dafs und warum sie zu nichts anderem tauge als dazu, den Beweis ihrer Untauglichkeit und der Nothwendigkeit ihrer Verabschiedung zu führen, oder ob man sie als Magd im Dienst des Heiligen verwenden mochte, um ihrer anstelligen Sagacität sich zu erfreuen, ohne den Vorhang des Allerheiligsten vor ihr zu lüften: — niemals konnte doch die Bezugnahme auf dieselbe völlig aufhören, niemals das Verhältnifs zu ihr gänzlich abgebrochen werden, und der Kampf der Anerkennung, der zwischen beiden

entbrannte, konnte nur dazu führen, beiden die Nothwendigkeit ihrer gegenseitigen Beziehung zum Bewufstsein zu bringen und zugleich ihr unfreies Verhältnifs zu einander, das zum Theil in ein feindseliges umgeschlagen war, in das der Freiheit und Versöhnung zu verklären. Wie dieses durch die Entwickelung der neuern Philosophie herbeigeführt wurde, ist bekannt. Hier nur daran zu erinnern, dafs, seitdem die Philosophie sich als diejenige Wissenschaft erfafst hat, in welcher die Vernunft ihrer selbst als alles Seins bewufst ist, keine Religionsphilosophie ihre Aufgabe lösen kann, die sich in dem Dualismus von Sein und Denken, von a posteriori und a priori, von Positivem und Vernünftigem bewegt, ja dafs eine solche ihre Aufgabe noch nicht einmal erkannt hat. Ueber diesen Dualismus ist der Verf. vorliegender Religionsphilosophie, der schon auf anderen Gebieten gezeigt hat, dafs er im Stande ist, in dem Gegebenen ein Bild der Vernunft zu erkennen, auch auf diesem Felde hinaus, wie schon aus der vorhin gegebenen Darstellung seiner Auffassung der beiden Momente der Religionsphilosophie erhellt; allein wenn er die Aufgabe derselben nun so bestimmt (S. 7): „der concret-historische, im positiven Christenthum gegebene, Stoff solle, ohne in seinem Wesen alterirt zu werden, durch das Denken für den Geist gerechtfertigt werden," so hat er ihr damit eine Fassung gegeben, welche Ref. nicht für die richtige halten kann und deren nachtheilige Einwirkung auf den Gang der ganzen Entwickelung derselbe jetzt nachweisen will, wobei sich von selbst eine Uebersicht über das von dem Hrn. Verf. Geleistete bilden wird.

Zunächst fällt auf, dafs der Hr. Vf. das concret-historische Moment der Religionsphilosophie sogleich auf das „im positiven Christenthum Gegebene" beschränkt. Er nennt defshalb auch (S. 11) die Religionsphilosophie *Philosophie des Christenthums* und giebt als Grund dafür an, dafs die christliche Religion die *wahre* ist; weil aber das Christenthum in einem *innern* Verhältnisse zu den andern positiven Religionen stehe, so werde die Philosophie des Christenthums auch die Ideen, die den übrigen hauptsächlichsten Religionsformen zu Grunde liegen, zu entwickeln haben, ohne defshalb jedoch eine, wenn auch noch so philosophisch gehaltne, Geschichte der Religionen zu werden, so dafs sie die zeitliche Aufeinanderfolge und Entwickelung der Religionen zum Prinzip hätte und nach diesem Prinzip den Inhalt derselben berichtete. „Als philosophische Wissenschaft," führt derselbe fort, „mufs sie vielmehr System sein, d. h. am Faden der organischen Entwickelung der Begriffsmomente ihr Prinzip haben, wodurch sie denn schon von selbst den wichtigsten geschichtlichen Erscheinungen innerhalb des Systemes selbst den Platz anweisen wird." Nimmt man hierzu die Bemerkung des Hrn. Verfs., dafs die in der Einleitung ausgesprochene Behauptung, dafs die christliche Religion die wahre sei, dort nur für eine anticipirte Versicherung gelten könne, deren Richtigkeit erst der Verlauf der Darstellung zeigen müsse, so sieht man, dafs der Hr. Verf. auf eine nicht ganz klare Weise verbunden hat, was zwei besondere Disciplinen gesondert darzustellen haben, und dafs er theilweise die eine mit der andern verwechselt hat, nämlich die Religionsphilosophie und die spekulative Dogmatik. Beide nämlich bewegen sich auf dem Boden der spekulativen Theologie und haben in der Idee der Religion, näher Gottes, eine Gemeinsamkeit des Inhalts, wie in der begrifflichen Entwickelung dieses Inhaltes eine Gemeinsamkeit der Form; allein beide unterscheiden sich wesentlich dadurch, dafs die spekulative Dogmatik ihren Inhalt in jedem seiner Theile aufnimmt, wie sie ihn als den durch Bibel und Kirche *gegebenen* vorfindet und dann denselben zu *begreifen*, d. h. die Form des Gegebenseins an ihm aufzuheben und die Vernunft und Nothwendigkeit desselben durch seine Genesis aus dem Geiste hervorzuheben sucht, während die Religionsphilosophie umgekehrt mit dem *Begriffe* der Religion beginnt und denselben in seiner Entwickelung begleitet nicht blofs bis dahin, wo er überhaupt eine *Existenz* gewinnt, sondern, wo diese Existenz dem Begriff adäquat geworden ist und somit die *Idee* sich *verwirklicht* hat. Indem nun den verschiedenen Entwickelungsstufen des Religionsbegriffes eben so viele Existenzen der Religion entsprechen müssen, so ist die Religionsphilosophie zugleich eine Kritik nicht blofs der *Offenbarung*, sondern *aller vorhandenen Religionen* und geht durch die Darstellung derselben hindurch zu der der wahren Religion. Von einer Geschichte derselben unterscheidet sie sich dadurch, wodurch sich überhaupt die Philosophie von der Geschichte unterscheidet, dafs sie nämlich nicht die *zeitliche* Aufeinanderfolge und Entwickelung zu ihrem Prinzipe und darum auch nicht die Berichterstattung über

die zeitliche und räumliche Expansion und Modification der einzelnen Religionen und ihrer mannigfaltigen Formen oder über die Umstände, unter denen, die Personen, durch welche u. s. w. solches vorgegangen, zu ihrem Inhalte hat, sondern die *Idee* der Religion in ihrer *begrifflichen* Entwickelung. Man kann also nicht sagen, dafs nur die „hauptsächlichsten Religionsformen" oder die „wichtigsten geschichtlichen Erscheinungen" in dem Systeme der Religionsphilosophie an ihrem geeigneten Platze zur Sprache kommen; (eine solche Beschränkung und Auswahl könnte nur in der Willkühr des Concipienten oder in äufserlichen Umständen ihren Grund haben); das System verlangt vielmehr, dafs solches mit *jeder* Religionsform geschieht, in der ein *Moment* des Religionsbegriffes zur *Erscheinung* kommt, deren Auswahl aus der Menge derjenigen Formen, welche nur Modificationen in der Erscheinung *desselben* Momentes sind, als durch den Gang der Entwickelung bedingt, berechtigt ist. Die spekulative Dogmatik dagegen, welche ihren Ausgang von dem im positiven Christenthum Gegebenen nimmt, hat eben damit die nichtchristlichen Religionen hinter sich und eine Berücksichtigung derselben innerhalb ihrer ist durch nichts gerechtfertigt und kann höchstens beiläufig, vergleichungsweise, zu Lehrzwecken der Verdeutlichung u. s. w. statt finden.

Der Einflufs, den diese Verwechselung der Religionsphilosophie mit der spekulativen Dogmatik, auf die Darstellung der vorliegenden Schrift gehabt hat, zeigt sich zunächst in der *Einleitung* in dieselbe, welche eine Einleitung in die *letztere*, aber nicht in die erstere ist. Indem nämlich die spekulative Dogmatik ihren Ausgang von dem im positiven Christenthum Gegebenen nimmt, um in diesem die Erscheinung des Begriffes der wahren Religion nachzuweisen, ist sie eine wesentlich *theologische* Disciplin und hat nicht blofs die exegetische und historische, sondern auch einen Theil der systematischen Theologie, deren Glied sie ist, zu ihrer Voraussetzung. Sie hat sich also dadurch einzuleiten, dafs sie ihre nothwendige Stelle in der Entwickelung der *Theologie* nachweiset; das religiöse, näher das theologische *Bewufstsein* ist es, durch dessen Darstellung sowohl seinem innern Entwickelungsgange als seinen äufsern Erscheinungsformen nach sie sich selbst als Wissenschaft überhaupt und nach ihrer derzeitigen Gestalt insbesondere herbeiführt. Die Religionsphilosophie dagegen, welche von dem Begriffe der Religion ausgeht, nicht wie er historisch gegeben, sondern wie er Resultat philosophischer Betrachtung ist, hat die Entwickelung der *Philosophie* bis dahin, wo der *Begriff der Religion* sich im Fortgange des Systemes erzeugt, zu ihrer Voraussetzung, und leitet sich defshalb durch den Nachweis dieser ihrer Stellung im Ganzen des Systemes als besondere *philosophische* Disciplin ein, wobei sich namentlich ihr Unterschied sowohl von dem ganzen Systeme der Philosophie, insofern dieses Religionsphilosophie genannt werden kann, als auch von den andern Wissenschaften, die sich mit demselben Gegenstand, der Religion, beschäftigen, herausstellen mufs. Durch dieses letztere hat sie freilich auch in ihrer Einleitung wie in ihrem Inhalte ein gemeinschaftliches Gebiet mit der spekulativen Dogmatik und es kann defshalb eine gemeinschaftliche Einleitung in beide geben, weil sie beide in den Begriff der *Religionswissenschaft* fallen; allein bei einer gesonderten Darstellung beider Disciplinen mufs die Verschiedenheit des Ausgangspunktes auch für jede eine besondere Einleitung nach sich ziehen und selbst dem Gemeinsamen eine eigenthümliche Beziehung geben. Wenn nun der Herr Verf. in der Einleitung eine Uebersicht darüber giebt, wie die unmittelbare Einheit der Philosophie und Theologie bei den Kirchenvätern und Scholastikern in die Trennung und den Gegensatz beider auseinandergegangen sei, wie vergeblich man sich bemüht habe, beide auseinanderzuhalten und das Denken dem Glauben entgegenzusetzen und wie namentlich zuletzt der Kampf des Rationalismus und Supranaturalismus mit den vielfachen verunglückten Versuchen, beide durch Abstumpfung der Schärfe ihrer Gegensätze zu vermitteln, auf jene höhere Einheit führe, in welcher die Prinzipien beider Parteien *zugleich* consequent durchgeführt werden und sich gegenseitig *durchdringen*: so ergiebt sich eben daraus, was Ref. vorhin behauptete, dafs der Herr Verf. die Religionsphilosophie nicht von der spekulativen Dogmatik unterschieden und mehr die letztere als die erstere im Auge gehabt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Vorlesungen über Religionsphilosophie, gehalten von Dr. Joh. Gust. Friedr. Billroth.

(Fortsetzung.)

Diese Vermischung oder nicht geschehene Scheidung beider Disciplinen, wie vielleicht bezeichnender gesagt wird als ihre Verwechselung, zeigt sich nun noch auffallender und in ihrem Einflufse verderblicher bei der Darstellung der Sache selbst. Der Verf. nämlich sagt zwar (S. 14) sehr richtig: „da die Idee der sich verwirklichende Begriff ist, so mufs zuerst der Begriff der Religion im Allgemeinen oder die Religion an sich betrachtet werden, sodann das Moment ihres zeitlichen Werdens in der Geschichte für sich, aus beiden ergiebt sich dann endlich die Idee in ihrer Vollendung oder in ihrer absoluten Wirklichkeit"; allein wenn er nun im ersten Theile (S. 14—99) nur mehr Einleitungsweise als das wesentlichste Moment im Begriffe der Religion den Begriff des *Verhältnisses* zwischen dem Menschen und Gott, worin die beiden Momente der Beziehung und des Unterschiedes enthalten sind, feststellt und dann ebenso kurz und gleichsam vorläufig die *Formen* berührt, in denen die Verbindung des Menschen mit Gott auftritt, und als welche Gefühl, Vorstellung und Anschauung angegeben werden, darauf aber in der gröfsten Ausführlichkeit die *metaphysische Idee* Gottes, wie sie sich durch den pantheistischen, deistischen und theistischen oder christlichen Begriff der Gottheit hindurch entwickelt, behandelt und zugleich auf einer jeden dieser Stufen des Gottesbegriffs den ihr entsprechenden Beweis für das Dasein Gottes schildert, sowie das daraus resultirende Verhältnifs Gottes zur Welt und namentlich zum Menschen, also die Begriffe Dreieinigkeit, Schöpfung, Freiheit, Gut und Böse, Unsterblichkeit und dergleichen entwickelt; wenn er dann im 2ten Theile (S. 99—130) die Religion in ihrem *zeitlichen Werden* als Heidenthum, Judenthum und Christenthum nur in *Andeutungen* charakterisirt, unter denen sich überdies keine Berücksichtigung des anderweitig schon so scharf ausgesprochenen Unterschiedes zwischen der griechischen und römischen Religion findet; wenn er endlich im 3ten Theile (S. 130—144) die Wirklichkeit der Religion oder die *Kirche* darstellt und zwar so, dafs er mit der Schilderung des *königlichen* Amtes Christi beginnt, dessen prophetisches und priesterliches Amt den Schlufs des vorigen Theiles bildete, dann auf den Tod und die Auferstehung desselben kommt als diejenigen Facta, durch welche die geistige Gegenwart Christi in der Gemeinde bedingt ist, wobei zugleich die Wunder desselben zur Sprache kommen, dafs er ferner die *Mittel* darstellt, durch welche die Kirche ihren Zweck, die Versöhnung und Einigung des Menschen mit Gott, zu Stande bringt und dann mit der Entwickelung der *Zukunft* der Kirche oder der Lehre von den letzten Dingen schliefst: — so thut es dem Ref. um die trefflichen, oft meisterhaft gezeichneten Einzelnheiten leid, dafs sie sich zum Theil an Stellen verloren haben, wohin sie gar nicht gehören, und defshalb die Wirkung nicht hervorbringen, zu der sie an ihrem rechten Platze befähigt sein würden. Es ist kein Theil, der nicht etwas in sich fafste, das nothwendig in einen andern gehört, und dem defshalb nicht etwas fehlen sollte, das jetzt entweder in einen andern gerathen oder gänzlich aufser Acht gelassen ist. Wenn nämlich die Religionsphilosophie in ihrem ersten Theile den Begriff der Religion im *Allgemeinen* zu entwickeln hat, so hat sie offenbar in ihm nichts anderes zu thun, als die Momente, welche im Begriffe, nicht dieser oder jener, sondern der Religion überhaupt liegen, herauszusetzen, und sie kann nicht verlegen sein, woher sie diesen Begriff nehmen soll; sie empfängt ihn als *Resultat* der ihr vorangegangenen Disciplinen desselben Systemes der Philosophie,

dessen Glied sie ist, und welches wiederum selbst ein Produkt der Gesammtentwickelung des sich selbst begreifenden Geistes ist, weſshalb die christliche Philosophie wesentlich von jeder andern verschieden ist; sie empfängt ihn so, daſs sie darin mit Gott, mit dessen Explikation sich die ganze Philosophie beschäftigt, so zu thun hat, wie er in Wahrheit ist, nämlich als Geist d. h. wie er für ein Bewuſstsein ist, das selbst geistig ist, in welchem er sich realisirt und welches in ihm seines Wesens bewuſst ist. Diese *allgemeine Natur Gottes*, nicht die besondere Vorstellung und Gestalt desselben, bildet mithin die erste Abtheilung des ersten Theiles und die ganze Religionsphilosophie ist nichts anderes als die Explikation dieses Gottesbegriffes, der sich selbst in seine Unterschiede dirimirt und diese Unterschiede in sich zurücknimmt. Diese Bewegung wird nun zunächst betrachtet, wie sie die *eigene Natur Gottes des Geistes* ist, nämlich 1) seine innere, ewige Selbstunterscheidung und Selbstvermittelung, 2) seine Selbstentäuſserung und Manifestation ad extra; 3) seine Rückkehr aus dieser Selbstentäuſserung in sich selbst durch seine Vermittelung mit dem Andern als mit sich selbst. Es sind das die Begriffsbestimmungen, welche den Inhalt der concreten Vorstellungen Dreieinigkeit, Schöpfung, Offenbarung, Erlösung u. s. w. ausmachen, welche als solche erst bei den bestimmten Religionen betrachtet werden können, wo es ihnen wesentlich ist, hervorzutreten. Die 2te Abtheilung des ersten Theiles bildet dann, da Gott nur Geist ist, wenn er für den Geist ist, was sich in der ersten Abtheilung ergeben hat, die Entwickelung des *Bewuſstseins, für welches Gott ist*, also die Darstellung des Bodens oder der subjectiven Seite der Religion, deren Quelle und Stifter Gott als der Geist ist. Die Beziehung Gottes und des Menschen als Unterschiedener macht hier den Inhalt aus, und es sind die verschiedenen Formen darzustellen, in denen dieselbe stattfindet, nämlich 1) das unmittelbare Dasein derselben als religiöses Gefühl, welches durch die Empfindung 2) in die Differenz des Bewuſstseins und seines Inhaltes auseinandertritt und die religiöse Vorstellung erzeugt, welche durch die relig. Anschauung, in welcher beide Momente, Gefühl und Vorstellung, an sich enthalten sind und worin deſshalb die Aufhebung dieser Differenz beginnt, 3) in das Denken der Religion übergeht, welches sich namentlich mit den Beweisen für das Dasein Gottes beschäftigt und auf dem Sprunge steht, das Gebiet der eigenthümlich-religiösen Bestimmtheit des Bewuſstseins zu verlassen und in das des rein-philosophischen Verhaltens einzutreten. Indem nun so Gott Gegenstand und Inhalt des Bewuſstseins geworden ist, nämlich Gott in seiner durch Aufhebung der Differenz vermittelten Einheit mit dem Menschen d. h. die Idee Gottes in der Bestimmtheit der Religion, so sind beide vorhin gesondert betrachteten Seiten des Verhältnisses auch für die Betrachtung zusammengetreten und es bleibt nun dieses Verhältniſs selbst in seiner lebendigen Selbstvermittelung oder die *Wirklichkeit der Religion* in der 3ten Abtheilung des 1sten Theiles zu entwickeln und zwar 1) als subjectives Dasein, Religiosität, subjectiver Glaube, Andacht; 2) als objective Totalität, wo der Begriff der Gemeinde den Mittelpunkt bildet; 3) als unendliche Vermittelung Gottes des absoluten Geistes durch den Geist der Gemeinde mit dem subjectiven Geiste, im Kultus. Dadurch ist der Begriff der Religion in die Besonderung eingetreten und der zweite Theil der Religionsphilosophie herbeigeführt, welcher diesen Begriff in seinen bestimmten Formen, d. h. die Religion in ihrer durch den Begriff gesetzten *Bestimmtheit*, wodurch sie eine besondere gegen andere besondere d. h. eine *endliche* wird, zu entwickeln hat. Hieraus ergiebt sich sofort, daſs diejenige Religion, in welcher der Begriff derselben sich selbst erreicht hat und deſshalb die absolute Religion oder die des Geistes genannt werden muſs, nicht, wie der Herr Verf. gethan hat, in diesem 2ten Theile dargestellt werden kann, sondern den wesentlichen Inhalt des dritten Theiles bilden muſs, dessen Aufgabe eben darin besteht, den Begriff, der sich aus seiner Bestimmtheit, worin er sich ungleich war, herstellt, also den „unendlichen Begriff, die absolute Idee, die wahrhafte Religion" d. h. die Religion, deren *Bestimmung adäquat ist dem Begriffe*, zu entwickeln und der deſshalb mit dem gröſsten Theile des Inhaltes der spekulativen Dogmatik coincidirt. Indem dadurch die Religion, welche der Herr Verf. in der 3ten Abtheilung des 2ten Theils als diejenige charakterisirt, in welcher die früheren aufgehoben sind, nämlich das Christenthum, ganz in den dritten Theil hinüberrückt, der sich dadurch vollendet, daſs der christliche Gottesbegriff nach seinen drei Momenten explicirt wird, weil der Kreislauf der Entwicke-

lung dann vollendet ist, wenn Gott *gewufst* wird, als das was er ist d. h. als Geist d. h. wie er *sich selbst offenbar* ist, oder wenn der *Begriff* der Religion ihren *Inhalt* ausmacht, — drängt sich um so unabweislicher die Frage nach der Gliederung des 2ten Theiles oder nach der Stellung der bestimmten, endlichen Religionen auf. Zu demjenigen, was hauptsächlich verwirrend auf die Behandlung dieser Frage eingewirkt hat, rechnet Ref. 1) die Hypothese einer *Urreligion* d. h. die Präsumtion, dafs die Kenntnifs des wahren Gottes von Anfang des Menschengeschlechtes an sei in demselben vorhanden gewesen; eine Hypothese, deren Anhänger von dieser gemeinschaftlichen Basis aus nach 2 verschiedenen Seiten hin auseinander gegangen sind; einmal zu der Meinung, dafs alle späteren Religionen nur Trümmer, Nachbilder oder gar Depravationen dieser Urreligion seien, welche als die ursprüngliche auch die beste geblieben sei und noch jetzt, wenn nicht in ihrer völligen Reinheit bei einem noch zu entdeckenden Volke, doch wenigstens am unverfälschtesten bei den ältesten Nationen z. B. den Chinesen gefunden werden könne; andererseits zu der Meinung, dafs diese Urreligion schon in uralter Zeit für die Gesammtheit verloren gegangen, und durch besondere göttliche Veranstaltung nur als Erbtheil erst einzelner Personen, dann geheiligter Familien, dann eines auserwählten Volkes, aber auch für dieses nur in auserwählten Gliedern, traditionell und mysteriös erhalten und fortgepflanzt, endlich aber im Christenthum wieder mit der Bestimmung der Universalität zum Vorschein gekommen sei. Das Richtige, welches dieser letztern Vorstellung vorschwebt, ist die Wahrheit, dafs der Begriff der wahren Religion, nach dessen Realisation sich die ganze bisherige Weltentwickelung gedrängt hat, im Christenthum zur Existenz gekommen ist, während er in allen frühern Religionen das Geheime, das Ansich ausmachte; aber diese Wahrheit wird gänzlich verstellt durch die Wendung, als sei die wahre Religion von Anbegin als solche vorhanden gewesen für das Bewufstsein der Auserwählten, die für die Andern daraus hätten ein Geheimnifs machen müssen, und als sei dieselbe nichts sich entwickelndes, sondern etwas fertiges, bei dessen Tradition es sich nur um die Rein- und Ganz-Erhaltung handle, wodurch wiederum die Geheimhaltung und Beobachtung der gröfsten Vorsicht in der Mittheilung zur Vermeidung der Profanisation bedingt wird; während bei der ersteren Art der Auffassung der Urreligion am auffallendsten die Verwechselung der Priorität des Begriffs mit der der zeitlichen Erscheinung sich bemerklich macht neben der durchschimmernden richtigen Ansicht, dafs die wahre Religion irgendwo existiren mufs und dafs die übrigen auch an ihr Theil haben, wenn auch nur als besondere Momente und als undeutliche oder befleckte Abbilder. Dies führt 2) auf eine andere Voraussetzung, welche nicht minder störend auf die richtige Würdigung der in Rede stehenden Frage eingewirkt hat. Indem man nämlich die Fiction einer Religion Adams und seiner antediluvianischen Nachfolger fallen liefs und sich an die geschichtlichen Dokumente der vorhandenen Religionen hielt, glaubte man wahrzunehmen, dafs die ältesten Religionen grade die unvollkommensten seien und dafs die zuletzt erschienene eigenthümliche Religion sich auch als die vollkommenste erwiesen habe, da spätere Versuche, neue Formen aufzustellen, wie z. B. im Muhammedanismus oder in der Religion des Parakleten, entweder nur Synkretismus oder Mifsverstand und Verdrehung seien. Nach diesen Wahrnehmungen bildete man dann die Ansicht aus, dafs die vollkommnere Religion an die niedrigere in *zeitlicher Folge* sich angereiht habe und zog daraus den Schlufs, dafs die Religionsphilosophie diese zeitliche Folge zum Prinzip ihrer Eintheilung nehmen müsse. Allein in dieser Ansicht sind sowohl die Prämissen, als der aus ihnen gezogene Schlufs falsch. Denn was das Erstere betrifft, so beruhet die Behauptung der zeitlichen Succession der Religionen nach ihrem Werthe nur *zum Theil* auf geschichtlicher Wahrnehmung, weil sich grade die Anfänge der meisten und ältesten Religionen in ein der Beobachtung unzugängliches Dunkel, in eine Zeit verlieren, die vor dem geschichtlichen Bewufstsein der Völker liegt, so dafs also schon die Voraussetzung gemacht werden mufs, es werde damals eben so zugegangen sein, als in der geschichtlichen Zeit. Aber auch für diese letztere ist die angegebene Wahrnehmung nur *halb wahr*; denn die beglaubigte Religionsgeschichte zeigt ebenso sehr, dafs niedrigere Formen geschichtlich später hervorgetreten sind, als höhere, z. B. der Parsismus später als die ägyptische Religion oder, was noch schlagender ist, als der Hebraismus, — als dafs sie das Umgekehrte, den geschichtlichen Hervorgang nie-

derer vor den höheren Formen darzustellen hat. Jedoch auch im Falle der Richtigkeit der oben geschilderten Annahme würde die Religionsphilosophie ihren Unterschied von der Religionsgeschichte darin festhalten, dafs sie nicht die zeitliche Succession, sondern die *Direction des Begriffes* in sich selbst, dessen für sich gesetzte Momente sie darzustellen und als eben so viele Stufen nach ihrer Existenz in den besonderen, geschichtlichen Religionen nachzuweisen hat, zum Prinzipe ihrer Eintheilung macht. — In dem Vorhergehenden ist nun, um die dort gemachte Voraussetzung auf ihrem eigenen Boden widerlegen zu können, noch so gesprochen worden, als verstehe es sich von selbst, dafs die in der Darstellung auf eine frühere folgende Religion auch die höhere sein müsse und dafs schon durch diese Stellung ein Urtheil über ihren Werth gegeben werde, und es sei in dieser Hinsicht dasselbe, ob man den Hervorgang aus dem Schofse der Zeit oder aus dem des Begriffes zum Princip der Darstellung mache; aber grade dieses mufs Ref. 3) theils als eine unberechtigte Voraussetzung, theils als ein Mifsverständnifs des wahren Verhältnisses bezeichnen. Denn wenn das die Endlichkeit der besonderen Religionen ausmacht, dafs in ihnen nur *ein* Moment des Begriffes *gesetzt* ist, während zugleich *alle* übrigen Momente desselben *an sich* darin enthalten sind, also bei jeder alles unter der Bestimmtheit dieses einen Momentes gefafst wird, so sind sie eben damit alle durch den Begriff eben so sehr gesetzt als aufgehoben und eine *absolute* Berechtigung hat nur diejenige, in welcher die Totalität dieser Momente gesetzt ist und darum jedes einzelne als Moment der Totalität und nicht mehr als diese selbst.

(Der Beschlufs folgt).

XI.

Neues System der Heilmittel, ein vollständiges Hand- und Lehrbuch der Pharmakodynamik und des gesammten pharmaceutischen Apparats mit gleichmäfsiger Berücksichtigung des naturhistorischen, pharmaceutischen u. pharmakodynamischen Theils, so wie der Arzneiverordnungslehre, zum Gebrauch für praktische Aerzte und als Leitfaden für akademische Vorlesungen, herausgegeben von Dr. J. Hoppe, bevorwortet von Dr. E. D. A. Bartels. 2 Bde. nebst 8 tabellarischen Uebersichten. 1837.

Zwei Punkte sind es, die der Verf. bei der Bearbeitung seines Systems der Heilmittel besonders hervorgehoben hat, um einem praktischen Bedürfnifs dadurch zu genügen. Der eine betrifft eine reiche Auswahl von Mitteln, wodurch der angehende Arzt eine gröfsere Uebersicht von den wirksamen Potenzen zumal einheimischer Naturprodukte erhält und darauf hingewiesen wird, nicht bei einer beschränkten Zahl von Arzneien stehen zu bleiben. Der zweite Punkt betrifft die Verschmelzung des gesammten Heilmittelapparats, der Droguenkunde, des Apparats der Diätetik und der Arzneiverordnungslehre und in der Art, wie dieser Punkt vom Verf. aufgefafst ist, findet man die Heilmittellehre so bearbeitet, wie die chirurgische Heilmittellehre durch einige Handbücher der Akiurgie und Operationslehre seit einigen Jahren behandelt wird, und in dieser Beziehung hat der Vf. ein Hand- und Lehrbuch der Mat. medica geliefert, das die verschiedenartigen Ansprüche zu erfüllen bemüht ist, die der angehende Arzt von naturhistorischer, pharmaceutischer und medicinischer Seite an dasselbe machen kann. —

In 2 Bänden handelt der Verf. 783 Mittel ab, die er in einer logisch natürlichen Uebersicht geordnet hat. Als Beispiel der Eintheilung wählen wir die Narcotica heraus. Diese bilden die 3te Unterabtheilung der zweiten Hauptabtheilung (remedia in nervos directe agentia) und zerfallen in zwei Klassen: 1) mit excitirender und 2) mit sedirender Nebenwirkung. Erstre Klasse zerfällt in 4 Ordnungen: 1) Narcotica excitantia balsamica: (Opium, Crocus), 2) Narcotica excitantia acria (Belladonna, Stramonium, Ledum, Aconitum, Pulsatilla, Tabacum etc.) 3) Narcotica excitantia acri-resinoso-balsamica (Taxus baccata, secale cornut). 4) Narcotica excitantia amara (Nux vomica), 5) Narcotica excitantia pura (Agaricus, Cannabis). Die 2te Klasse zerfällt in 3 Ordnungen: 1) Narcotica sedantia pura (Hyoscyamus, Lactuca etc.) 2) Narcotica sedantia amara (Blausäurehaltige Mittel), 3) Narcotica sedantia acria (Conium, Cicuta, Solanum, Chaerophyllum, Digitalis, Chelidonium). — Uebersichtlich wie die Narcotica, sind alle Mittel abgehandelt, die im Allgemeinen in 17 Gruppen enthalten sind. Die einzelnen Mittel füllen nach dem Grade ihrer Wichtigkeit einen gröfsern oder geringern Raum und die Hauptmittel, wie z. B. Wasser, Kälte, Wärme, Rheum, Kampher, Opium, China u. s. w. sind zweckmäfsig mit besondrer Hervorhebung des Charakteristischen abgehandelt. Der botanische, zoologische und chemische Antheil des Werks ist ebenso übersichtlich und die Arzneiverordnungslehre ist mit Ausführlichkeit gegeben. Die acht Tabellen des Werks sind für den Gebrauch beim Selbstunterricht ganz zweckmäfsig, besonders die drei naturhistorischen Tabellen, welche die im Werke abgehandelten Pflanzen, Thiere und chemischen Producte darstellen. Die erste Tabelle giebt eine Uebersicht von den 783 Mitteln nach dem System des Verfs. und jedes Mittel ist von einer kurzen Charakterisirung der Eigenschaften und Wirkungen begleitet. — Das Werk zeigt manches Eigenthümliche und in der compendiarischen Kürze grofsen Fleifs. X.

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Vorlesungen über Religionsphilosophie, gehalten von Dr. J. Gust. Friedr. Billroth.

(Schlufs.)

Bei den übrigen kann defshalb nur von einem *relativen* Werthe und resp. Vorzuge die Rede sein d. h. die eine wird diesen, die andere jenen Vorzug haben, und damit auch jede ihren eigenthümlichen Mangel. Dieser Mangel tritt dann im Laufe der Entwickelung für das Bewufstsein hervor, und darin beruht die Krisis eines jeden Standpunktes und der Uebergang desselben in einen andern, der dann zunächst allerdings als ein höherer erscheint, ohne dafs dies in Wahrheit immer der Fall wäre. Denn wenn man den Begriff der Religion auf abstrakte Weise so bestimmt, dafs er die Einheit des Unendlichen und Endlichen für ein Bewufstsein sei, welches darin sein wahrhaftes Wesen findet und somit seine Befriedigung und Seligkeit, so dirimirt sich derselbe in seinem Fürsich-Werden so, dafs er sich zunächst als diese Einheit unter der Bestimmtheit der Endlichkeit, dann als dieselbe unter der Bestimmtheit der Unendlichkeit setzt. Dadurch entstehen zwei verschiedene Sphären, von denen die erstere sich in die letztere als die höhere aufhebt, weil die Unendlichkeit in Wahrheit das Uebergreifende ist, obgleich dann auch wieder beide als für sich noch unwahre in eine höhere nicht blofs, sondern in die absolute, über diese Einseitigkeiten wahrhaft erhabene aufgehoben werden. Jede dieser Sphären aber als eine Einheit unterschiedener Bestimmungen verwirklicht sich dadurch, dafs sie ihre inneren Unterschiede aus sich heraussetzt, d. h. die verschiedenen Weisen, in denen das Endliche und Unendliche unter der Bestimmtheit der Sphäre entweder der Endlichkeit oder Unendlichkeit eins sein kann, als eben so viele Momente der Besonderung dieser Sphäre in eben so vielen Religionen oder Religionsstufen zur Darstellung bringt. Da nun bei dem Uebergange dieser Momente in einander die Sphäre oder die Grundbestimmung dieselbe bleibt, so gehet auch die eine in die andere nicht als in die *abstrakt*-andere, was ein Verhältnifs der Gleichgültigkeit und Zufälligkeit wäre, auch nicht als in die *absolut*-andere, was nur durch einen Sprung geschehen könnte, sondern als in die *ihr andere* über. Damit ist das Verhältnifs der Coordination der verschiedenen Momente derselben Sphäre das vorherrschende; das der Subordination das secundäre. Vorhanden ist das letztere allerdings auch; denn, wie von den beiden Sphären, welche die Hauptmomente desselben Begriffes bilden, die eine die wesentliche Bestimmtheit oder Natur desselben reiner als die andere darstellt und darum in einer gröfseren inneren Verwandtschaft zu derjenigen Sphäre steht, welche man als die absolute bezeichnet hat, so kann und wird auch ein Moment der besonderen Sphäre die Natur desselben am reinsten ausdrücken und defshalb gegen die anderen als das relativ höhere gestellt werden; ob es aber in der geschichtlichen und religionsphilosophischen Entwickelung an der ersten oder letzten oder an welcher Stelle sonst hervortritt, hängt von der eigenthümlichen Bestimmtheit einer jeden Sphäre ab und ist dort zu rechtfertigen, während die Stellung als solche durchaus keine Präsumtion für oder wider den relativen Werth begründen kann.

Aus dieser Darstellung wird hoffentlich so viel hervorgehen, dafs man gegen die Hegelsche Zusammenstellung der jüdischen mit der griechischen und römischen Religion *defshalb* kein Geschrei erheben darf, weil die letzteren eine *natürliche Grundlage* hätten und die Vermittelung des Bewufstseins und seines absoluten Gegenstandes wesentlich in ihnen durch die *Natur* vermittelt würde; denn auch in ihnen hat die Natur wesentlich nicht mehr dieselbe Bedeutung, welche sie in den von Hegel sogenannten Naturreligionen

hat, sie ist vielmehr, wenn auch zunächst der Ausgang von ihr genommen wurde, doch so sehr zur Grundlage herabgesetzt, dafs sich eine ganz andere Welt, die Welt der geistigen Subjektivität und Individualität auf ihr erhoben hat, und nicht blofs dasselbe ist in der Religion des A. T. geschehen, sondern auch in dieser bleibt noch ein natürliches Element nothwendig zur *Vermittelung*, nämlich die Individualität dieses besonderen Volkes als Abrahams Samen. Eben so wenig darf man als Grund dagegen geltend machen wollen, dafs das *christliche Gefühl* darauf dringe, das Heidenthum als ein Ganzes zu betrachten; denn in Christo gilt weder Jude noch Grieche, weder Vorhaut noch Beschneidung etwas. Macht man dagegen wieder bemerklich, dafs doch das Judenthum in einem *innigeren Zusammenhange* mit dem Christenthume stehe und als dessen *Vorbereitung* betrachtet werden müsse, so darf man doch nicht vergessen, dafs das Christenthum kein blofs potentiirtes oder verklärtes Judenthum ist, sondern dafs es das letztere eben so gut als das Heidenthum zu einem Momente herabsetzt, und dafs dieses wieder, und zwar namentlich als Griechen- und Römerthum, eben sowohl als das Judenthum dazu gedient hat, die Erfüllung der Zeit herbeizuführen und den Boden für das Christenthum zu bereiten, womit nach dem Obigen ein eigenthümliches Verhältnifs desselben zu jeder der früheren Religionen gar nicht ausgeschlossen ist, und die Vorbereitung der einen auf dasselbe gar wohl eine negative, die der andern eine positive sein kann. Sagt man endlich dagegen, es gehe aus der Hegelschen Darstellung nicht hervor, warum Christus nicht auch in Rom oder Griechenland habe auftreten können, es sei der Zusammenhang zwischen A. und N. T. *zerrissen* und aus dem Begriffe der Religion des A. T. als der Religion der Erhabenheit könne die *positive* Beziehung auf die des N. T. nimmermehr entwickelt werden, ja die Stellung, welche der jüdischen Religion *vor* der griechischen und römischen gegeben sei, deute sogar darauf hin, dafs ihr ein *geringerer Werth* als diesen solle beigelegt werden, so ist schon oben gezeigt, dafs dieses Letztere eine unbegründete Annahme ist; was aber das Erstere betrifft, so ist es allerdings als ein Mangel der Hegelschen Darstellung anzuerkennen, dafs die Entwickelung des angegebenen Begriffes der jüdischen Religion durch deren wesentliche Momente dort nicht gegeben ist; dafs man aber von dieser Basis aus durch eine ausgeführte Entwickelung nicht bis zu der doppelten Spitze, in welche diese Religion ausläuft, zu dem Skepticismus im Koheleth, und zu der messianischen Persönlichkeit in den Propheten, gelangen könne, ist eine unerwiesene Behauptung, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit erst durch eine wirkliche, vollständig durchgeführte Entwickelung dieser Religion selbst und zwar so, dafs die Momente des Begriffes mit dem geschichtlichen Verlaufe zusammenfallen, dargethan werden kann. Und erst, wenn solches mit jeder der vorhandenen Religionen geschehen ist, wird sich ein begründetes Urtheil darüber fällen lassen, ob man das Heidenthum als ein Ganzes unter der Bestimmtheit der Naturreligion betrachten und etwa so gliedern dürfe, wie es z. B. von Rosenkranz mehrfältig angedeutet ist, dafs man die ethnischen Religionen, in denen Gott als Natur bestimmt ist, in die Naturreligion im engern Sinne, in die symbolische und in die plastische Religion unterscheidet, deren jede dann wieder in mehreren Formen existirt, die durch den Begriff gesetzt und darum auch für denselben erkennbar sind, und der ihnen dann die eigentlich monotheistische Religion, in welcher Gott als das Jenseits der Natur, als Geist im abstrakten Sinne des Worts bestimmt sei, entgegenstellt und durch die Stufen der vormosaischen, mosaischen und muhammedanischen Religion mit sich selbst sich vermitteln läfst, oder ob man einzelne, z. B. die griechische und römische, als wesentlich erhoben über die Sphäre der übrigen ethnischen Religionen ansehen und mit der jüdischen zusammenstellen dürfe, weil sie mit ihr dieselbe Grundbestimmung, z. B. die der geistigen Individualität, gemein haben. Von dieser *Grundbestimmung* hängt die Entscheidung durchaus ab, und die Schwierigkeit besteht nur darin, dieselbe zu finden als eine solche, die 1) durch den Begriff der Religion überhaupt gesetzt ist, 2) die wirkliche und durchgreifende Bestimmung einer besonderen Sphäre ausmacht, 3) die Begriffsbestimmungen der einzelnen zu dieser Sphäre gerechneten Religionen frei aus sich als ihre eigenen Momente entläfst. Daraus ergiebt sich schliefslich noch, dafs diese Grundbestimmung weder eine *psychologische* sein kann, wie etwa Ruff und theilweise auch Baur das Heidenthum als Stufe des Gefühls, das Judenthum als die des Verstandes, das Christenthum als die der Vernunft charak-

teriseren; noch eine *arithmetische*, dafs man etwa wie Schleiermacher in Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus nach der unbestimmten Anzahl, der bestimmten Vielheit und endlich der Einheit dessen, was die Bestimmung des Göttlichen hat, unterscheiden könnte, bei welcher abstrakten Bezeichnung dann auch nicht blofs Judenthum und Muhammedanismus, sondern auch das Christenthum unter die Rubrik des Monotheismus fallen; noch eine *metaphysische*, wonach den Kategorien der Logik eben so viele Stufen der Religionen entsprechen müfsten und wohin auch der Versuch von Billroth in den vorliegenden Vorlesungen gehört, gemäfs der von ihm gegebenen Entwickelung des Gottesbegriffes das Heiden- Juden- und Christenthum als Pantheismus, Deismus und Theismus zu begreifen, wobei jedoch anzuführen ist, dafs er selbst das Bewufstsein hat, es könne das Wesen dieser Religionen nicht aus blofs metaphysischen Grundlagen begriffen werden; sondern dafs diese Grundbestimmung eben eine *religionsphilosophische* sein mufs, d. h. eine solche, welche durch die *begriffliche* Entwickelung der *Idee Gottes* in der Bestimmtheit der *Religion* gesetzt ist.

Nachdem Ref. in dem bisherigen nachgewiesen hat, dafs und warum die Beschränkung, welche der Hr. Vf. dem historischen Momente der Religionsphilosophie gegeben hat, nicht dieser Wissenschaft angemessen ist und welchen Einflufs sie auf die Behandlung derselben gehabt hat, könnte es scheinen, als müfste er nun dasselbe thun in Beziehung auf das *philosophische* Moment derselben. Allein dieser Arbeit kann sich derselbe für um so eher entheben achten, als aus der obigen ausführlichen Darstellung von selbst erhellt, dafs es der Religionsphilosophie nicht angemessen sein kann, einen historischen Stoff mit der Bestimmung vorauszusetzen, dafs er, „ohne in seinem Wesen alterirt zu werden, durch das Denken für den Geist gerechtfertigt werde;" dafs aber diese Fassung nothwendig wird, wenn man die Religionsphilosophie mit der spekulativen Dogmatik vermischt und verwechselt. Indem aber der Hr. Vf. doch eine Religionsphilosophie geben will, mufs er eben sowohl von der Freiheit und Wahrheit des *Begriffes* als von der Nothwendigkeit und Wahrheit des *historisch Gegebenen* ausgehen, und somit entweder, da er von beiden als unterschiedenen doch nicht *zugleich* ausgehen kann, mit beiden alteriren; oder dasjenige, was Resultat sein sollte, schon als Ausgangspunkt voraussetzen. Hieraus erklärt es sich zur Genüge, dafs der Hr. Verf., der sehr gut weifs, dafs die Religionsphilosophie sich hüten mufs „einerseits, wieder dem Dogmatismus zu verfallen, und die historisch gegebnen Dogmen aufstellend und äufserlich in ein System bringend, dieselben für schon begriffen zu nehmen; andererseits — — das Charakteristische und Wesentliche der Dogmen dadurch zu verflüchtigen, dafs sie dieselben durch blofs logische und metaphysische Deutung in ihrer ganzen Tiefe erschöpft zu haben glaubt," doch selbst zuweilen, statt zu dem Begriffe und seiner Exposition hindurchzudringen und sich der Macht desselben rückhaltslos zu vertrauen, bei der biblischen und kirchlichen Fassung der Dogmen nicht blofs stehen bleibt, sondern mit ihnen als mit Waffen des Begriffes religionsphilosophisch selbst gegen den wirklichen Begriff agirt; oder dafs er auch selbst in eine blofse Abstraktion verfällt und, indem er ein Moment des Begriffes für sich festhält, nicht blofs gegen das andere Moment, sondern gegen die Totalität des Begriffes als gegen die Abstraction eines einzelnen Momentes polemisirt. Beides zeigt sich besonders deutlich bei der sonst so gründlichen und interessanten Entwickelung der metaphysischen Idee Gottes, da, wo er das Verhältnifs Gottes zur Welt zu begreifen sucht und die Hegelsche Philosophie als einen geistigen Pantheismus schildert, der zwar über den Spinozistischen erhaben sei, aber doch zum christlichen Theismus hinübergeführt zu werden bedürfe, ja eigentlich dazu schon auf dem Sprunge stehe. „Denn, sagt derselbe (S. 56), wenn auch zunächst dieser Gottesbegriff deshalb noch pantheistisch ist, weil er, obgleich er den bewufsten Unterschied Gottes, als des allgemeinen Geistes, von der Welt, als seiner Vermittelung im endlichen Geiste, in der Einzelnheit, behauptet, doch die Wirklichkeit des ersteren von dem Dasein des letzteren *bedingen* läfst und also die christliche Lehre von der durch den freien Willen eines, auch ohne die Welt in sich vollendeten und persönlichen, Gottes gewirkten *Schöpfung* der Sache nach aufgeben mufs, so treibt doch gerade diejenige wahre Teleologie, als deren Resultat wir diesen höhern geistigen Pantheismus erkannt haben, über ihn zum christlichen Theismus hinaus. Denn wenn eben jene Teleologie es sich zur Aufgabe macht, nachzuweisen, dafs die Natur und Geschichte die räumliche und zeitliche Verwirklichung eines vernünftigen Zweckes,

also eines von Raum und Zeit unabhängigen Gedankens ist, so ist es eine Abstraktion, diesen Gedanken ohne und aufserhalb eines *Denkenden*, also eines selbstbewufsten Subjectes, welches ihn denkt, als die reine logische Idee, oder den nur erst an sich seienden Geist zu fassen." Der Herr Verf. hat in seiner Polemik gegen den hier angefochtenen Gottesbegriff ganz Recht; nur hat er nicht bewiesen, dafs derselbe derjenige sei, welchen die Hegelsche Philosophie habe. Denn was er zu dem Ende in der Anmerkung beibringt, zeigt grade, dafs in der Hegelschen Auffassung sich die Immanenz und Transcendenz Gottes durchdringen, während der Verf. bald die eine, bald die andere hervorhebt und sich zwischen den damit zusammenhangenden Abstraktionen umherwirft, die er auf die richtige Darstellung überträgt, um dann in ihnen sich selbst, ohne es zu wissen, zu bekämpfen. Der einzelnen Mifsverständnisse sind übrigens so viele und so wichtige, dafs eine Berichtigung derselben nicht mit wenigen Worten geschehen kann. Auch glaubt Ref. sich derselben hier um so eher enthalten zu müssen, als dieselben im Wesentlichen mit demjenigen übereinstimmen, was der jüngere Fichte und Weifse über diesen Punkt ausgesprochen haben und was in diesen Blättern schon mehrfältige Erwiederungen erfahren hat. Viel lieber spricht derselbe zum Schlusse, nachdem er freimüthig die Differenz seiner Ansicht von der in dem beurtheilten Buche entwickelten dargelegt hat, seine volle Anerkennung der vielen lehrreichen und anziehenden, auf wenige Blätter zusammengedrängten Einzelnheiten aus, die ein ehrenwerthes Denkmal der redlichen Wahrheitsliebe und des ernsten Strebens des Verewigten sind, die Speculation mit der Wirklichkeit zu versöhnen.

Moll.

XII.

Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke, übersetzt von Dr. Wilhelm Bötticher, Prof. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. 4 *Bde.* 8. *Berlin* 1831—1834.

Kein Römischer Autor ist im 19. Jahrhundert von den Deutschen so eifrig bearbeitet und übersetzt worden, als Tacitus. Die politischen Verhältnisse in Deutschland während der Napoleonischen Gewaltherrschaft hatten eine ergreifende Aehnlichkeit mit den Zeiten, welche Tacitus beschreibt: der Kampf der freien Gesinnung gegen den Druck der Gewalt und die Verführung der Schmeichelei, der den wesentlichen Inhalt von Tacitus' Geschichte ausmacht, erneuerte sich an vielen Orten; und während Tacitus in den Französischen Unterrichtsanstalten verboten war, wurde er in den Deutschen desto eifriger gelesen. Bei dieser Art des Interesses, welches Tacitus erregt, hat man eine vorzügliche Sorgfalt auf die Erforschung seiner Individualität gewandt, seine Darstellung ist besonders Gegenstand des Studiums geworden, und die Frucht dieses Studiums sind die zahlreichen Uebersetzungen, deren von keinem Autor so viele und im Allgemeinen so verdienstliche rasch hinter einander gefolgt sind, von *Woltmann*, *Schlüter*, *v. Strombeck*, *Rickleft*, *v. Haacke*, *Gutmann* und von dem Gelehrten, über dessen Arbeit wir zu berichten haben. Die Uebersetzung des Tacitus ist eine gelehrte und zugleich künstlerische Aufgabe von ganz besonderer Schwierigkeit, so dafs es wohl zu erklären ist, wie bei dem regen Interesse, welches der Inhalt einflöfste, der Versuch des Einen immer wieder das Verlangen und die Hoffnung des Andern, seinen Vorgänger zu übertreffen, erregte. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, dafs Tacitus' Sprache mit eigenthümlicher Kunst aus alten und neuen Elementen zusammengesetzt ist. Tacitus hat die gebnete Bahn der Latinität absichtlich verlassen, und sich einen kecken Wortstil angeeignet, der seiner spitzen und schneidenden Auffassung menschlicher Charaktere und zugleich seiner Neigung Oerter und Zustände poëtisch zu schildern entspricht. Dazu kommt die prägnante Kürze, die der Lateinischen Sprache überhaupt eigenthümlich, von Tacitus noch bedeutend erhöht ist. Der Uebersetzer mufs sehr gut Latein verstehen, um die eigenthümliche Färbung und die Abweichung von dem regelmäfsigen Ausdruck richtig aufzufassen; er mufs noch mehr Deutsch verstehen, um zu wissen, wie weit er sie wieder geben kann. Die Deutsche Sprache hat noch nicht diese Periode des Stils durchgemacht, die in Tacitus' Zeit *die neue Beredsamkeit* heifst, und die dem Tacitus keineswegs *allein* eigen ist, wenn sie uns auch bei ihm am meisten anspricht.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke, übersetzt von Dr. Wilhelm Bötticher.

(Schluſs.)

So kämpft der Uebersetzer fortwährend zwischen künstlerischer Nachbildung und dem Wunsch verständlich zu sein: er kann der Deutschen Sprache nicht so viel bieten, als Tacitus der Lateinischen bieten durfte: einiges, was in der Formation der Lateinischen Sprache liegt, ist durchaus nicht wörtlich wiederzugeben; es wäre thöricht dabei der Deutschen Sprache Gewalt anzuthun, weil der Lateinische Leser nichts Auffallendes dabei findet; anderes muſs ausgedrückt werden, aber der *Grad* der Annäherung wird von Verschiedenen verschiedentlich aufgefaſst. Endlich hat, abgesehen von dieser stilistischen Schwierigkeit der Verdeutschung, das richtige Verständniſs des Tacitus noch seine besonderen Schwierigkeiten, an denen wohl auch der Uebersetzer manchmahl scheitern kann.

Soll Ref. nach diesen Bedingungen, die aus der Natur der Sache entspringen, die Leistungen der bisherigen Uebersetzer und nahmentlich die Arbeit des Hern. Bötticher beurtheilen, so erklärt er zunächst in Hinsicht auf das richtige *Verständniſs* Hrn. Bötticher's Uebersetzung für die vorzüglichste. Sie faſst am genausten der Sinn des Autors auf und stellt ihn mit allen Nebenbezügen gewandt dar. Sprachkenntniſs, Benutzung der Hülfsmittel und Sorgfalt vereinigen sich hiebei zu einem erfreulichen Ganzen. Ref. hat bei der Vergleichung mit andern Uebersetzungen, nahmentlich und zuletzt mit der von Schlüter und v. Strombeck, in letzteren nicht selten Auslassungen von Wörtern und Sätzen, Verwechselungen und Miſsverständnisse gefunden, von denen sich Hr. Bötticher frei gehalten hat. Seine Gewandtheit im Ausdruck der Nebenbezüge ist in der That aller Anerkennung werth und bleibt sich in dem ganzen Werke gleich. Eine gebildete Phraseologie steht ihm zu Gebote, und er bewegt sich leicht in ihrer Anwendung. Es würde zu weit führen Beispiele von der Sinntreue und der Beweglichkeit im Ausdruck, wodurch sich unser Uebersetzer auszeichnet, zu geben. Dies kann nicht geschehen, ohne zugleich die Miſsgriffe anderer Uebersetzer durchzunehmen, und es handelt sich hier nicht von einzelnen Stellen, sondern von der Beurtheilung und dem Eindruck des Ganzen. Nur an Einem kleinen Beispiele, wie es sich eben darbietet, will Ref. zeigen, was er mit Genauigkeit und Gewandtheit im Einzelnen meint. Ann. 1, 78 erzählt Tacitus: das Volk verlangte die Abschaffung einer Abgabe, Tiberius dagegen erklärte, „Militare aerarium eo subsidio niti, simul imparem oneri remp. nisi vicesimo anno veterani dimitterentur. Ita proximae seditionis male consulta, quibus sedecim stipendiorum finem expresserant, abolita in posterum". Schlüter läſst *simul* aus und übersetzt:" diesen Zuschuſs habe die Kriegskasse nöthig *und* der Staat könne die Last nicht tragen" u. s. f. v. Strombeck: „die Kriegsschatzkammer stütze sich auf diese Abgabe, *auch* sei das gemeine Wesen der Last nicht gewachsen." Durch Schlüters Auslassung wird die Stelle unverständlich, denn Tacitus faſst zwei verschiedene Bestimmungen des Edikts zusammen; Strombeck's *auch* ist nicht genug. Hr. Bötticher übersetzt richtig und erklärt das Verhältniſs beider Punkte durch einen kleinen Zusatz: „Tiberius machte bekannt, die Kriegskasse stütze sich auf dieses Einkommen, und zugleich, *auch so* nicht sei der Staat der Last gewachsen, wenn die Veteranen nicht erst im 20. Dienstjahre entlassen würden". Zunächst wird das lateinische *male consulta* cet. von Schlüter übersetzt: „das miſslich gegebene Versprechen — ward hiemit aufgehoben", wo *miſslich* im höchsten Grade miſslich ist; Strombeck „die böse Wirkung," was das Lateinische nicht besagt; Hr. Böt-

ticher richtig und ansprechend „die nachtheiligen Maafsregeln."

Einem Freund der Römischen Geschichte, der des Lateinischen nicht mächtig ist, dürfte demnach die Böttichersche Uebersetzung am meisten zu empfehlen sein. Aber wenn Ref. die höchste Forderung in Anwendung bringt, dafs eine Uebersetzung des Tacitus die erneute Alterthümlichkeit, die schroffe Eleganz, die kühne oft poëtische Composition, überhaupt also die stilistische Eigenthümlichkeit des Originals wiedergeben soll, so genügt Hrn. Böttichers Arbeit noch nicht. Seine Uebersetzung fliefst viel zu leicht, sie wagt nicht genug, hat zu viel Respect vor dem abgetretenen Sprachgebrauch. In dieser Hinsicht trifft Strombeck den Ton besser, und selbst Woltmann, trotz dem dafs er die Eigenthümlichkeit des Latein. mit der Eigenthümlichkeit des Tacitus verwechselt und oft ungehöriger Weise holpert, giebt von der einen Seite Tacitus getreuer wieder. Hr. Bötticher rechnet es sich, Vorrede S. VIII, zum Verdienst an, dafs er sich mehr als einer seiner Vorgänger an die Wortstellung des Lateinischen Textes gehalten habe. Wir glauben, dafs er darin mehr gesucht hat, als er sollte, und dafs Tacitus in der Wortstellung weniger neu ist als in Phraseologie und kühner Syntax. Man wird zwar die auffallend häufige Nachstellung der Präpositionen anführen, z. B. *Rhenum apud*, *littora Calabriae contra*; aber gerade diese ist unmöglich wiederzugeben. Dagegen ist die Voranstellung des Verbi im historischen Satz Lateinisch eben so gewöhnlich, als im Deutschen auffallend, und wenn Hr. Bötticher sehr häufig übersetzt, wie z. B. Ann. I, 67. „Verhandelt ward nun über diesen Aufstand vor den Vätern des Senats" und „Einspruch that der Volkstribun Haterius," so ist dies ein falsches Pathos, wovon im Lateinischen „Actum de ea seditione apud Patres; intercessit Haterius Trib. pl." keine Spur ist. Anderer Seits finden wir, dafs Hr. Bötticher bezweckte Compositionen in triviale Redensarten auflöst. Wir bleiben absichtlich bei derselben Stelle stehen: Tacitus sagt I, 76, die Tiber trat aus, *relabentum secuta est aedificiorum strages:* Hr. Bötticher übersetzt „in Folge ihres Zurücktretens sanken Gebäude danieder". Nein, nicht *in Folge!* Sondern dem Strome, wie er in sein Bett zurücktrat, *folgte* der Einsturz der Häuser. Ist das nicht richtiger und poëtischer? Darauf sagt Tacitus: Drusus freute sich zu sehr am Blut der Fechter, *quod vulgus formidolosum et pater arguisse dicebatur*, mit kurzer und harter, aber keineswegs unpassender Construction: „was das Volk als fürchterlich und (auch) der Vater getadelt haben soll." Hr. Bötticher versteht richtig, aber löst den Satz trivial auf: „was bei dem Volke *Furcht erweckte*, und der Vater auch getadelt haben soll." Unmittelbar darauf *Cur abstinuerit spectaculo ipse, varie trahebant: alii taedio coetus, quidam tristitia ingenii et metu comparationis, quin Augustus comiter interfuisset.* Die Construction springt ab: „Warum er selbst sich vom Schauspiel entfernt gehalten bezogen sie verschiedentlich: einige aus Abneigung vor einer versammelten Menge, andere aus Unfreundlichkeit des Sinnes". Man versteht schon, sie meinten es sei geschehen *aus* Abneigung u. s. f. Hr. Bötticher verwischt die Eigenthümlichkeit, indem er lesbarer und fügsamer übersetzt: „Warum *dieser* (so mit grammatischer Beziehung auf den zuletzt Genannten, als ob man nicht verstände, dafs *er selbst* die Hauptperson, der Kaiser, ist) selbst nicht Theil genommen an dem Schauspiel, *deutete* man auf verschiedene Weise, Einige *aus* seinem Widerwillen vor Zusammenkünften, Andere *aus* u. s. f. Wenn Tacitus so hätte verbinden wollen, so hätte er die Sätze ebenfalls an einander fügen können.

Dies sind Einzelheiten; aber nicht gesuchte, sondern in Menge sich darbietende, und aus diesen Einzelheiten entsteht der Ton des Ganzen. Ref. bekennt gern, dafs über den Grad der Annäherung an das Original an den tausend einzelnen Stellen sehr verschiedene Meinungen Statt finden können: es kommt uns gar nicht darauf an, eine als die allein richtige zu behaupten: wir wollen nur die Art und Weise einer litterarischen Arbeit charakterisiren, und unser Urtheil erhärten, dafs die stilistische Kunst des Tacitus aus dieser Uebersetzung nicht genügend erkannt wird. Hr. Bötticher hat durch richtige Auffassung des Sinns und fliefsende Uebertragung so viel geleistet, dafs wir seine Uebersetzung allen denjenigen, die eine Hülfe für das Verständnifs suchen, oder dem gebildeten Mann, der, ohne das Original zu studiren, sich den Inhalt des Tacitus aneignen will, sehr empfehlen: aber freilich, wenn damit alles erreicht wäre, was der Kenner an Tacitus sucht und findet, so wäre es eine leichte Sache mit der Philologie. Die vollständige Einsicht in Spra-

che, Kunst und Inhalt eines Autors ist eine unendliche Aufgabe, und danach müssen wir dann auch das allgemein ausgesprochene Lob der Sinntreue noch etwas modifiziren. Auch bei dieser Uebersetzung giebt es in dieser Hinsicht noch manches zu berichtigen. Wir wählen beispielsweise die ersten Capitel der Annalen. Im ersten Capitel, wo Tacitus die verschiedenen Regierungsformen des römischen Staats kurz angiebt, wird *urbem Romam a principio reges habuere* übersetzt: „die Stadt Rom beherrschten *gleich ursprünglich* Könige." Dies giebt den Nebenbegriff, dafs die königliche Regierung auch in der Folge Statt gefunden hat, oder dafs die Kaiserregierung wieder zur Form des Königthums zurückgekehrt sei, was keine Römische Vorstellung ist. Tacitus' Ausdruck *a principio* heifst nichts anderes, als in der Zeit die der Gründung zunächst folgte, und dies wird Deutsch nur durch *zuvörderst* ausgedrückt werden können. Nachher ist auch der Gebrauch des Imperfects *dictaturae ad tempus sumebantur* unter den übrigen Perfectis nicht beachtet. Der Autor wollte dadurch ausdrücken, dafs wiederholentlich zwischen das Consulat Dictaturen eintraten. Die Dictatur steht unter den Regierungsformen nicht auf gleicher Linie mit dem Consulat. Es mufste übersetzt werden „*daneben* fanden auf kurze Zeit Dictaturen Statt." So ist auch ein anderer Gebrauch der Imperfects nicht ausgedrükt, wonach dies Tempus bei Handlungen, die nicht zum Ziel kommen, gesetzt wird, denn Cap. 8 ist *addebat Messalla* nicht schlechtweg „Messala fügte hinzu" zu übersetzen, sondern etwa „er brachte den Zusatz vor" d. h. er wollte einen Zusatz machen, er wurde aber nicht angenommen, wie 2, 34 *simul curiam relinquebat* heifst: er stand auf und schickte sich an die Curie zu verlassen. Cap. 2 ist *annona* nicht durch Getreidespenden, sondern, wie sonst, durch Wohlfeilheit der Lebensmittel zu übersetzen; ebendas. wird *leges vi, ambitu, postremo pecunia turbabantur* künstlich aber nicht richtig übersetzt „*jedenfalls* durch Bestechung." *Postremo* ist immer *zuletzt*, von Zeit und Rang, und es ist Tacitus' Gesinnung und der Wahrheit entsprechend, gemeine Bestechung als das letzte und schlechteste Stadium der Gerichtsverderbung zu bezeichnen. Cap. 3 ist *geminatis consulatibus* übersetzt: „durch zwei Mitconsulate." Warum *Mitconsulate*, und nicht vielmehr sprachgemäfs zwei Consulate hinter einander? In *geminatis* liegt die unmittelbare Folge. Cap. 4 ist *quamquam premantur* übersetzt: „wiewohl er sie zu unterdrücken sich bemühte." Nicht richtig, denn wenn Tiberius selbst die Ausbrüche seiner Leidenschaft zu unterdrücken sich bemühte, so konnte ihm das nur zum Lobe gereichen: es heifst aber: *man* bemühte sich sie nicht ruchbar werden zu lassen. Cap. 5 wird *suspectabant* übersetzt „sie argwohnten *stark*" wodurch etwas in das Wort hineingelegt wird, was nicht darin liegt. So auch wenn Cap. 7 *juravere in verba Tiberii* übersetzt wird, sie legten den Eid in Tiberius' *Hände* ab — während sich darthun läfst, dafs sie 30 Meilen aus einander waren. Cap. 14 ist *candidatos praeturae nominavit duodecim* gewifs nicht *er ernannte*, wobei ja alle Wahl fortgefallen wäre, sondern er gab 12 an als die Zahl der zu wählenden Prätoren. Wir brechen hier ab, denn diese Ausstellungen in Bezug auf richtige Erklärung können unser allgemeines Urtheil nicht ändern, sie sollen nur darthun, dafs es an Stoff für nachträgliche Berichtigung nicht fehlt.

C. G. Zumpt.

XIII.

C. Sprengel, die Bodenkunde oder die Lehre vom Boden, nebst einer vollständigen Anleitung zur chemischen Analyse der Ackererden und den Resultaten von 170 chemisch untersuchten Bodenarten aus Deutschland, Belgien, England, Frankreich, der Schweiz, Ungarn, Rufsland, Schweden, Ostindien, Westindien und Nordamerika. Ein Handbuch für Landwirthe, Forstmänner, Gärtner, Boniteure und Theilungscommissäre. Leipzig, 1837. 576 S. 8.

Die Zahl der bisjetzt erschienenen Schriften über Bodenkunde ist, im Vergleiche zum Literatur-Reichthume anderer ähnlicher Fächer, gering zu nennen. Ueberdiefs sind die meisten dieser Schriften, da ihre Verfasser bald nur Theoretiker, bald nur Praktiker waren, von einem sehr verschiedenen Standpunkte aus verfafst, und wir finden in keiner — das läfst sich wohl, ohne grofsen Berühmtheiten zu nahe zu treten, dreist behaupten — so viele Theorie und Praxis vereinigt als in dem eben erschienenen Sprengel'schen

Werke. Wer könnte sich auch mit einem Manne in diesen Beziehungen messen wollen, der Jahre lang selbst Landwirth war und seit fast 30 Jahren bemüht gewesen ist, bald als Privatmann, bald als öffentlicher Lehrer die Chemie auf den Ackerbau anzuwenden? Betrachten wir jedoch zuerst seine Leistungen im Allgemeinen, ehe wir zur Darlegung der einzelnen Abschnitte seines Werkes gehen.

Die Anforderungen, welche die Praxis an ein solches Werk macht, sind allerdings viel schwerer zu befriedigen, als die von der Theorie gemachten, denn wir haben es hier mit der gröfsten Mannigfaltigkeit von Gewächsen zu thun, nicht blofs mit Wiesen- Feld- und Gartenkräutern und Gräsern, sondern auch mit den Waldbäumen! Die ersteren wurzeln nur flach und werden meist nur in geringer Ausdehnung angebaut, wogegen die letztern tief in den Boden eindringen und meist ungeheure, zusammenhängende Flächen bedecken. Während man also bei jenen den Boden nach dem was er tragen soll, einrichten kann, mufs man sich bei diesen stets mit den Gewächsen nach dem Boden bequemen, oder man mufs es verstehen oft eine Holzart, der eigentlich ein gegebener Boden nicht zusagt, demselben so anzupassen, dafs durch einen veränderten Betrieb (verlängerten oder verkürzten Umtrieb, Abwechselung zwischen Hoch-, Mittel- und Niederwald-Betrieb u. s. f.) doch noch eine gewisse Holzmasse erzielt wird. Wir müssen die Buche z. B., wenn wir des besten Brennholzes nicht gänzlich entbehren wollen, oft auf einem vorherrschend sandigen, wenig lehmige Theile enthaltenden Boden unsrer Mark erziehen, man mufs hin und wieder die Fichte noch auf sehr kalkreichem Boden, trotz ihrer Abneigung gegen denselben, erziehen, um wenigstens brauchbare junge und mittelwüchsige Bestände zu erhalten u. s. f.

Die Bodenkunde wird also für den Forstmann noch andre Rücksichten erfordern als für den Landwirth und Gärtner und diese sind es eben, auf welche ich zuerst kommen wollte und die ich in dem Werke vermisse. Ueberhaupt ist in demselben von Waldbäumen nur höchst selten die Rede, auch befindet sich unter den Analysen keine einzige, welche mit einem Waldboden angestellt worden wäre.

Dennoch wird das Werk auch für den Forstmann einen grofsen Werth haben, da auch er so viel Belehrung darin findet, dafs er sich wissenschaftliche Gründe für sein, durch die Erfahrung ermitteltes Verfahren angeben kann. Er wird sehr viele der hier vorgetragenen Sätze auf den Waldbau anwenden und durch diese Anwendung seinen Scharfsinn üben können. Auch er wird, wie der Ackerwirth, dadurch immer mehr in der Vermuthung bestärkt werden: dafs wir von der Chemie die wichtigsten Aufschlüsse für die Bodenkunde zu erwarten haben, indem uns dereinst *der genau ermittelte* Gehalt eines Bodens am sichersten auf die vortheilhafteste Auswahl der darauf zu cultivirenden Gewächse führen dürfte. Ich spreche dies mit um so gröfserer Ueberzeugung aus, als ich schon längst den Verf. aus seiner Chemie (Göttingen 1831. in 2 Bänden) kenne und deren Ansichten im bodenkundlichen Theile meiner mineralogischen und botanischen Vorlesungen zum Grunde legte. Diese eben erwähnte Chemie von Sprengel bildet eigentlich einen integrirenden Theil seiner Bodenkunde, wie er auch in der Vorrede zu derselben angiebt. Es wäre jedoch zu viel verlangt, dafs sich ein Jeder das theure Buch noch aufser der Bodenkunde anschaffen sollte. In der letztern kommt das wichtigste, auf den Boden sich beziehende Chemische, wenn auch meist gedrängter und kürzer, wieder vor und ist so klar und mit so geringem, terminologischem Aufwande vorgetragen, dafs ein Jeder es verstehen wird, wenn er nur die Elementar-Kenntnisse in der Chemie, die er z. B. aus dem bekannten kleinen Grundrifs von Wöhler sich erwerben könnte, besitzt. Was ich an dem Buche endlich noch im Allgemeinen zu loben habe, ist die hübsche Schreibart. Alles liest man mit Vergnügen und nirgends wird man durch zu lange, verwickelte Perioden, die in manchen chemischen Handbüchern so lästig werden, aufgehalten. Das stete Nachdenken über die geistreichen Combinationen des Verfs., die Anerkennung, welche man der passenden Anwendung der Theorien und den Beispielen, welche zur Stütze derselben herbeigeholt sind, zollen mufs, erhalten den Leser fortwährend in angenehmer Spannung, und wer mit mäfsigen chemischen Kenntnissen die Lectüre begonnen hat, wird sie als ein Geübter beenden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

C. Sprengel, die Bodenkunde oder die Lehre vom Boden, nebst einer vollständigen Anleitung zur chemischen Analyse der Ackererden, und den Resultaten von 170 chemisch untersuchten Bodenarten aus Deutschland, Belgien, England, Frankreich, der Schweiz, Ungarn, Rufsland, Schweden, Ostindien, Westindien und Nordamerika. Ein Handbuch für Landwirthe, Forstmänner, Gärtner, Boniteure und Theilungscommissäre.

(Schlufs.)

Die ganze Arbeit zerfällt eigentlich in 3 Theile: 1) einen vorbereitenden, geognostischen, 2) die eigentliche Lehre vom Boden und dessen practischer Untersuchung und 3) den Anhang, welcher die fertigen Analysen enthält.

Der geognostische, etwa ein Fünftheil des Ganzen bildende Theil, beschäftigt sich fast ausschliefslich mit Petrographie. Aus der Orographie oder der Lehre von den Lagerungs- und Altersverschiedenheiten der Gebirge finden wir nur sehr wenig, obgleich dieser Theil der Geognosie manches eben so Wichtige für die Bodenkunde dargeboten hätte. Aufser dem aufgeschwemmten Gebirge hätten wir doch wenigstens noch eine gedrängte Darstellung der Flötzgebirge zu finden gewünscht. Ein Jeder, der von den, ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmten Keuper- und Lias-Feldern einer Gegend, von dem bunten Sandstein, der bald so äufserst productiv, bald so steril ist u. dgl. liest, wird sich natürlich am Ersten in einem Buche über Bodenkunde, noch dazu, wenn dies eine geognostische Vorbereitung enthält, Rathes erholen wollen. Es wäre dem Verf. als einem vielgereisten ein Leichtes gewesen uns die wichtigsten Formationen aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu schildern als aus dem von den Geognosten aufgestellten. Was die Anordnung der Gesteine, die der Verf. gewählt hat, betrifft, so sind wir mit deren Zweckmäfsigkeit einverstanden. Er theilt sie (nach Hausmann und Walchner) in krystallinische und nicht krystallinische und bringt die einzelnen Gesteine dann unter Reihen, welche nach den characterisirenden Gemengtheilen genannt werden, z. B. Quarzgesteine, Feldspathgesteine u. s. f. Das unentbehrlichste Oryktognostische ist recht passend immer in besondern Anmerkungen beigefügt. Die Bemerkungen über den Einflufs der Gesteine auf die Vegetation enthalten manches Neue, jedoch fanden wir hier und da etwas gegen die zu allgemein gefafsten Resultate einzuwenden. So z. B. wird der Granit „sehr fruchtbar" genannt. Dennoch zeigt er in vielen (wohl in den meisten) Fällen sich als ein hartes, schwer verwitterndes, flachgründiges, zu Versumpfungen geneigtes Gestein. Eben so wenig können wir den Verwitterungsgrad der Gesteine und die aus demselben hervorgehende Bodenkraft so allgemein geben, wie es S. 118 und S. 124 geschehen ist. Die Porphyre und Basalte können wohl nur selten mit dem Quarz in eine Klasse gestellt werden. Eben so gut könnte man dann die Grauwacke in dieselbe Klasse stellen, denn sie ist eben so oft ganz unzerstörbar; eben so oft giebt sie aber auch den trefflichsten Boden. Es kommt dies gar sehr auf die Mengungsverhältnisse, die Lagerung und überhaupt mehreres, vielleicht noch nicht gehörig Gewürdigte an, das grade in die chemische Bodenkunde hingehört hätte.

Der zweite, fast die Hälfte des ganzen Buches einnehmende Theil ist nun der Untersuchung der verschiednen Bodenarten gewidmet. In einer Einleitung „über die Ackererden im Allgemeinen und die Art ihrer Entstehung" werden die Worterklärungen gegeben, und die auf die Gesteine einwirkenden und sie in Boden verwandelnden Kräfte des Wassers, der Luft u.

s. f. geschildert. Der Verf. lehrt nun, wie man den Boden in Rücksicht auf Lage, Feuchtigkeitsgrad, Temperatur, Bearbeitbarkeit, Fruchtbarkeit und Mischung, so wie auf sein Verhalten gegen Düngung, gegen Culturgewächse, auch auf die herrschende Flor u. dergl. verschieden benennen könne. Auf der letzten Seite des Werkes kommt er noch einmal darauf zurück: dafs diese Benennungen nicht nur vollkommen ausreichend, sondern auch meist sehr richtig bezeichnend seien. Allerdings ist dies nicht in Abrede zu stellen und man wird ganz besonders durch des Verfs. hübsche, übersichtliche Behandlung des Gegenstandes befriedigt. Indessen müssen die, nach der Fruchtfolge zu wählenden neuen Benennungen der Ackererden, die ein berühmter Landwirth kürzlich in Dresden bei der Versammlung vorschlug, auch mit Dank angenommen werden, da der Gesichtskreis, auch in Beziehung auf den verschiednen Bodenwerth, dadurch immer mehr erweitert wird.

Jetzt folgt die Eintheilung der Bodenarten in 12 Klassen: 1) Grand-, Kies-, Grus- oder Geröllebodem, 2) Sand-, 3) Lehm-, 4) Thon-, 5) Kalk-, 6) Mergel-, 7) Humus-, 8) Torf-, 9) Marsch-, 10) Talk-, 11) Gyps- und 12) Eisenboden. Die weitere Eintheilung der meisten Klassen geschieht nach den, dem Hauptgemengtheil beigemengten andern Substanzen, so dafs sich der Hauptgemengtheil der einen Klasse als Nebengemengtheil in einer andern wiederholt und wir z. B. einen lehmigen Sandboden, lehmigen Kalkboden, lehmigen Mergelboden, ferner einen sandigen Lehmboden, sandigen Mergelboden u. s. f. erhalten. Die Bodenarten sind durchweg gut characterisirt. Die dabei mit benutzte Flor ist zum Theil nach eignen Beobachtungen verzeichnet, enthält jedoch manche, wahrscheinlich aus ältern Werken übergegangne, nicht sehr gut gewählte Beispiele. Ganz besonders ausführlich ist die Reihefolge der auf den verschiednen Bodenarten aufzubauenden Gewächse angegeben, über die wir uns eines Urtheils, aus Mangel an eignen Erfahrungen, enthalten müssen.

Hieran schliefsen sich mehrere kleinere Kapitel, welche von dem Uebergange zwischen den verschiednen Bodenarten, vom Untergrunde, vom verschiednen Werthe des Bodens nach Lage, Erhebung, Klima und Umgebung handeln. Ferner: wie man den Bodenwerth nach den äufsern in die Sinne fallenden Kennzeichen des Bodens — also nach ganz empirischen Kennzeichen — beurtheilt.

Den Schlufs des zweiten Theiles macht die practische Untersuchung des Bodens. Es wird in demselben eine Anleitung zur Ermittelung der physischen und dann der chemischen Eigenschaften desselben gegeben. Von den dazu erforderlichen Geräthschaften und Reagentien wird in besondern Kapiteln geredet, wie denn überhaupt Alles hier so verständlich und durch wenige Apparate, welche man auf der beigefügten Tafel abgebildet findet, erläutert vorgetragen wird, dafs selbst der Ungeübteste bequem folgen und bald eine Analyse selbst zu Stande bringen wird.

Im Anfange sind die Resultate chemischer Untersuchungen von vielen Bodenarten beigefügt, welche aus den verschiedensten Gegenden zusammengebracht wurden. Was diese Analysen noch schätzenswerther macht, ist, dafs bei den allermeisten auch die Gewächse angegeben sind, welche auf ihnen gediehen. Wären nur noch einige der wichtigsten Gewächse selbst analysirt worden! Der Mangel an genauen Pflanzen-Analysen im Vergleiche mit den dazu gehörigen Boden-Analysen, gehört überhaupt noch zu den fühlbarsten Lücken der Bodenkunde und der Pflanzen-Physiologie. Wie vielen Nutzen haben uns schon die, noch dazu sehr unvollkommnen Untersuchungen von Saussure gewährt, die er mit einer und derselben Holzart von sehr verschiednem Boden anstellte! Man versäume übrigens ja nicht die Sprengel'schen Analysen genau durchzugehen, denn sie geben viele sehr auffallende Resultate, auf die auch der Verf. gröfstentheils in beigefügten Anmerkungen aufmerksam macht. Meistens ersieht man nach der Theorie des Verfs. schon aus der Aufzählung und der Quantität der Bestandtheile der verschiedenen Bodenarten: warum das eine oder andre Gewächs auf einem gewissen Boden gedeihen mufste und warum es nicht auf einem andern üppig vegetiren konnte, mit welchen Substanzen dieser also hätte gedüngt werden müssen. Wir erhalten hier auch manche sehr interessante Aufschlüsse über den wahrscheinlichen Grund der wichtigsten Krankheiten, z. B. des Befallens, der Culturpflanzen. Es scheint, als wenn die Genauigkeit der Sprengel'schen Analysen nichts zu wünschen übrig liefse, indem dieselbe bis zu einem Grade getrieben ist, welchen selbst ein Berzelius und Schübler nicht erreichten oder nicht zu erreichen für

nothwendig erachteten. Von der Nothwendigkeit dieser äufserstenGenauigkeit überzeugt man sich aber vollkommen und der Vf. schliefst mit den gewifs sehr zu beachtenden Worten: „ein Boden, welcher sehr „fruchtbar sein soll, mufs, aufser Thon, Kalkerde und „Humus, die man früher nur als nothwendig betrach„tete, auch immer eine beträchtliche Menge Eisen, „Mangan, Talkerde, Kali, Natron, Chlor, Phosphor„säure, Schwefelsäure und stickstoffhaltige Körper „enthalten."

Ratzeburg.

XIV.

1) *Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Zweite unveränderte Ausgabe. Leipzig*, 1836. *Weidmannsche Buchhandlung.* 190 S.

2) *Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen*, 1837. *Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.* 266 S.

In der christlichen Weltgeschichte ist die *deutsche Treue* eben so ein Organ welthistorischer Fügungen geworden, wie die römische, verständig ordnende Thatkraft, wie der griechische Schönheitssinn, und wie die religiöse Genialität der alten Israeliten natürliche Grundlagen für das grofse Walten Gottes in der Weltgeschichte geworden sind. Freilich sind die menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Weltgeschichte nur Organe der geistigen Mächte, weil sie nämlich *zur Natur* des menschlichen Lebens gehören. Werden sie dem Geiste Gottes dienstbar gemacht durch den rechten Gebrauch der sittlichen Freiheit, so erscheinen sie als Charismen, als Gnadengaben, Segenskräfte für die irdische Welt. Und diefs ist das Christliche, nämlich das Gottmenschliche; es hat in Christo sein Prinzip und seine Vollendung, sein Alpha und Omega. Werden sie aber durch den Mifsbrauch der sittlichen Freiheit in die Finsternifs verkehrt, so erscheinen sie uns als Kräfte der Macht des Bösen, die in sich selber nichtig ist. Das aber ist eben auch das Tragische, menschlich Rührende in aller Verkehrtheit des menschlichen Lebens, dafs so schöne Gaben und natürliche Organe, bestimmt für den Dienst des Göttlichen, in ihr mifsleitet und verkehrt sind. Darum aber, weil nach allen Seiten in dem sittlichen Gebiet des Menschenlebens auf die natürlichen Grundlagen gerechnet ist, müssen diese letzteren sehr in Anschlag gebracht werden. So ist es denn insbesondre auch mit der deutschen Treue. Sie ist einerseits in schmerzensreicher Vertiefung durch göttliche Traurigkeit die menschliche Basis für die Reformation der christlichen Kirche geworden. Sie hat sich andrerseits in äufserlicher Behaglichkeit zum Organe gemacht für die gegenreformatorische Richtung. Das ewige Denkmal dieser verhängnifsvollen Spaltung ist der dreifsigjährige Krieg. Auf der einen Seite wie auf der andern steht in jenem Kampfe deutscher Sinn, hier als *Pietis*, als treue Hingebung an *das Ewige*, dort als *Pietät*, als treue Anhänglichkeit für *das Alte*. Die Eine streitet für das ideale Recht, das im historischen Recht den eigentlichen, ewig verjüngenden und stets reformirenden Rechtskern bildet, die andre streitet für das historische Recht, dessen allmälige Verstockungen gegen die zu Tage geförderte, bessere Ueberzeugung den Conflikt hervorrufen. Es ist im Ganzen ein Gegensatz von Licht und Finsternifs, obwohl er im Einzelnen vielfältig temperirt und gemischt erscheinen mag.

Der deutsche Norden zeigt uns die deutsche Treue in ihrer Arbeit, in dem Schmerz des inneren Kampfes, darum in jener Vertiefung, die zu den Quellen des christlichen Lebens führt, zum Worte Gottes, zur Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, zur unbedingten Unterwerfung unter den Stuhl Christi, und zur völligen Befreiung von allem menschlichen Gewissenszwange kraft dieser Unterwerfung. In dem deutschen Süden dagegen hat die deutsche Treue vorherrschend in äufserlichem Behagen festgehalten an der Frömmigkeit nach der historischen Tradition. Und sie ist dort in diesem Charakter immer noch so vorwiegend und so bedeutend, dafs man sie als den eigentlichen menschlichen Stütz- und Schwerpunkt des römischen Katholizismus betrachten kann. Von dort aus bildet die Kraft der höheren deutschen und christlichen Lebensgemeinschaft in der wissenschaftlichen Intelligenz, in höherem Staatsleben, so wie in sittlicher Waffenmacht einen starken Widerhalt gegen die religiösen und religiös politischen Anarchismen, die sich immer mächtiger innerhalb des römisch-katholischen Kirchen- und Welt-Wesens erzeugen. Wir reden hier insbesondre von dem Charakter des katholischen Kirchen-

thums in den östreichischen Landen. Ein östreichischer Kritiker der neuesten Zeit urtheilt von dem Charakter seiner Landsleute, es fehle ihm der Schmerz. Wir wissen nicht genau, welchen Schmerz er gemeint hat, ob die Zerrissenheit Byrons, oder die Busse Luthers. Das Merkmal scheint uns aber charakteristisch zu sein. In welchem Masse nun die Fettigkeit der südlichen Gaue, oder ein sanguinischer Grundton in der Volksthümlichkeit der Süddeutschen daran betheiligt sein mag, dafs die schöne Treue dort nicht zu sich selber gekommen ist, nicht in ihren innersten Grund eingekehrt durch göttliche Traurigkeit, oder in welchem Maasse historische Verschuldungen die Anerkennung des Ewigen als des Uralten verzögert haben, mögen wir hier nicht untersuchen. Der Schmerzensmangel ist eingestanden. Aber in derselben Zeit, wo der Kritiker anfängt, ihn zu beklagen, sind auch schon Dichter da, bei denen der Schmerz sich einstellt. Was aber in der ächten Poesie zur Blüthe kommt, das hat als Lebenssaft und Lebenstrieb der Gemüther weit und breit sich bemächtigt. Und so ist es aus vielen Anzeichen ausgemacht, dafs in den östreichischen Landen eine neue Zeit sich in den Gemüthern der Gebildeten vorbereitet. Wohl steht mit dieser grofsen Regung der an sich höchst bedenkliche Umstand im Zusammenhang, dafs die Schriften Voltaires über Wien hinaus am ganzen Donaustrom hinunter, bis weiter hinaus nach Constantinopel eine Lieblingslektüre vieler Grofsen und Gebildeten geworden sind, wie die Reisenden berichten. Wo man den Segen der Entwickelung verwirkt hat, wird die bess're Zukunft durch geistige Gerichte herbeigeführt. Beides aber, sowohl der Trieb des Segens, als das Kommen des Gerichtes kündigt sich durch vorhergehende Zeichen an.

Zu solchen Zukunftszeichen rechnen wir die beiden oben genannten Schriften, und unter diesem Gesichtspunkte sind sie hier zusammengestellt. In beiden Schriften offenbart sich ein Schmerz, der sich als Lebenstrieb äufsert, um tieferer Treue willen, um der innern Beziehungen willen, welche stets auch die nächsten sind, mit dem Vorhandnen, äufserlichen Alten zu brechen. Die erstgenannte Schrift beharrt dabei freilich auf eine beklagenswerthe Weise in der negativen Richtung, die letztgenannte aber hat einen erfreulichen positiven Grundton. Die erstere steht in innerem Zusammenhang mit dem trivialen Liberalismus dieser Zeit, die letztre mit der Reformation, und mit dem Bekenntnifs der evangelischen Kirche.

Es liegt in der Natur der Sache, dafs wir die genannten Werke vorherrschend von der Seite ihres Lebensernstes, als Produkte der Gesinnung betrachten. Denn überall wo ein solcher Gesinnungstrieb im Werke selber dominirt und sich die poetische Form zum dienenden Organe gemacht hat, da würde die Kritik ein fades und albernes Gesicht machen, wenn sie lediglich bei dem künstlerischen Interesse verweilen, oder auch nur dasselbe vorwalten lassen wollte; gerade so, wie es als widrig schiefe Auffassung eines Tieftrauernden erscheinen würde, wenn man lediglich sein Kostüm und seine betrübte Haltung beachtete. Aber auch die Erscheinung eines künstlerischen Werkes an sich gehört zu seinem Wesen, und die poetische Form kann nur in poetischem Sinne recht gewürdigt werden.

Das Werk von Anastasius Grün ist mit dem mysteriösen und ominösen Namen „Schutt" betitelt. Der Sinn des Titels erklärt sich aus dem ganzen Werke. Der Dichter sieht mit begeistertem Blicke das in Schutt zerfallen, was die Geister der Bewegung in unsrer Zeit als das Alte, Abgelebte betrachten. Aus der Beschreibung der einzelnen Theile seines Werkes ergibt sich das Nähere. Das erste Gedicht heifst: *der Thurm am Strande.* Der Dichter liegt „im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer an Jstriens vom Lenz umblühten Strande." Die herrlichste Naturscene verkündigt ihm den Geist der Liebe. Aber ein widerwärtiger Gegenstand stört ihn:

„Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied aus alten, bösen Tagen."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

1) *Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Zweite unveränderte Ausgabe.*

2) *Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau.*

(Fortsetzung.)

In diesen Thurm versetzt seine Phantasie einen Sonetten-Dichter Venedigs, den die despotische Regierung wegen einiger Vergehen, wie sie dem modernen Freiheitssinne wohl zur Last fallen, hineingeworfen hat. Wir hören die Klagen des Dichters in sinnvollen Kontrasten des schönen, freien, fried- und liebreichen Naturlebens mit seinem Leckerleben. Despotismus, Censur und Aehnliches kommt zur Sprache. Zuletzt wird unser Verf. aufgeweckt aus seinen philanthropischen Träumen und Klagen durch die Aufklärung, welche ihm ein Greis gibt, der Thurm sei kein Kerker gewesen, sondern ein Leuchtthurm. Also ist es ihm hier wohl begegnet, dafs er sich selber unbewufst ironisirt hat, als habe er mit seinen Wehklagen über die Gewaltthätigkeiten des Absolutismus nur Gespenster gesehen. Nichts desto weniger mufs der Thurm in seiner verfallnen Gestalt den Schutt der bürgerlichen Zwingherrschaften darstellen, denn die Phantasie des Dichters hat ihn dazu geweiht. Das zweite Gedicht: „*die Fensterscheibe*," macht uns mit kirchlichem Schutte vertraut. Es ist die Fensterscheibe eines Klosters, die der Abt für das Scherflein eines Bettlers gekauft hat, und die in dem verfallenden Kloster am längsten der Vergänglichkeit Trotz bietet, woran der Dichter seine Betrachtungen anknüpft. Das Kloster verfällt und stürzt zuletzt über den ausgestorbenen Mönchen zusammen. Hier mischt sich allerlei Neckisches und Schalkisches mit der ernsten und entschiedenen Polemik. Wir könnten den Dichter mit grofser Ruhe weissagen lassen von dem Verfall des Klosterlebens; allein schon hier wird das Christenthum selber mit in den Verfall gezogen, indem es mit dem katholischen Kirchenthum als eins gedacht wird. Die Geschichte der Offenbarung selber wird dargestellt als ein Puppenspiel, welches die Priesterschaft vor dem gaffenden Volke aufgeführt habe, bis es zuletzt enttäuscht worden (S. 73):

„Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's längst des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn' und Bänken.

Die Hand liefs Christum aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!
Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten
Ach wurde so zur Himmelfahrt von Würsten!

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Aepfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspielers tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände."

So läfst der Dichter einen alten Klosterabt zu einem Priesterjüngling reden. Der Klosterabt bezeichnet also mit frevelhafter Ungläubigkeit die Mysterien der christlichen Religion als Fiktionen des Priestertrugs. Die Stelle gibt keine Gewifsheit darüber, ob der Dichter mit dem Abte diese Voraussetzung theilt. — In dem dritten Gedichte: *Cincinnatus* betitelt, hat es der Dichter zu thun mit dem Schutt des alten Europa, im Gegensatz zu dem jugendlichen Leben Amerikas. Ein amerikanischer Seefahrer, der im Begriff ist, aus dem Golf von Neapel heimzukehren, wendet seine Betrachtung abwechselnd der alten und der neuen Welt zu, wodurch manche sehr interessante Kontraste entstehen. Das Abgelebte in Europa erscheint ihm hier, nach einer nicht glücklichen Wahl, besonders repräsentirt durch den Schutt Pompeji's. — Das letzte Gedicht „fünf Ostern" scheint den Gegensatz zwischen dem alten Christenthum und einer neuen künftigen Weltreligion andeutend darstellen zu wollen. Das Ge-

dicht knüpft sich an eine morgenländische Sage, nach welcher Christus jährlich zu Ostern um die Morgenstunde vom Oelberge auf Jerusalem und das heilige Land herabschaut. Der Dichter läfst nun den Herrn in verschiednen Epochen diese Osterschau halten, und schildert dabei den Zustand der Stadt und des Landes. Das vierte Ostern fällt wohl in die jüngste Vergangenheit. Der Dichter gedenkt des Zwiespalts und der erbitterten Fehden zwischen den verschiednen Mönchsorden zu Jerusalem:

„Zersplittert in des Wahnes Sekten fachten
Statt Friedenslampen Hassesgluth sie an;
Nie fochten Kreuz und Mond so blut'ge Schlachten
Als hier der braun' und graue Kuttenmann.

Altar und Kanzel werden Schanz und Vesten,
Feldlager ist der Dom, drin Kampf erglüht,
Roms Mönch im Norden steht, der Kopt im Westen,
Der Griech' im Ost, Armenier im Süd.

Des Paschen drohend Antlitz mufs es wahren,
Dafs nicht ihr Blut besudle den Altar;
Gebietend hält der Stock des Janitscharen
In Eintracht hier der Friedenslehrer Schaar."

Mit dem fünften Ostern ist die neue Zeit da. Nun ist die Zeit der Wonne, „ins Menschenherz weht der Athem der Gottheit", „ein Rosenhaag blüht auf Golgatha", „alles Land weitum ist ein sonniger Garten"; „es ragt kein Halbmond mehr, kein Kreuz mehr da."

„Die Flur durchjauchzt, des Segens freud'ger Deuter,
Ein Volk, vom Glück geküfst, an Tugend reich;
Gleich den Gestirnen ernst zugleich und heiter,
Wie Rosen schön, wie Cedern stark zugleich.

Auf Golgatha, in eines Gärtchens Mitte,
Da wohnt ein Pärlein, Glück und Lieb im Blick;
Weit schaut in's Land, gleich ihrem Aug' die Hütte,
Es labt ja Glück sich gern an fremdem Glück."

In diesem glückseligen Zustande begiebt sich's einst, dafs ein Schwerdt ausgegraben wird. Niemand kennt es, selbst der älteste Greis in der Nachbarschaft kennt es nicht. Ein andermal wird ein steinernes Kreuz aufgeackert; auch diese Reliquie kennt niemand, selbst der uralte, weise Greis nicht. Doch setzt der Dichter beschwichtigend und begütigend hinzu:

„Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust in ew'gem Reiz,
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen;
Denn was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!"

Nun stellen sie das Kreuz auf im Garten, „ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum", dort wird es von Blumen aller Art umblüht. „Zuletzt sieht man vor Rosen das Kreuz nicht mehr." Im Epilog widmet der Dichter die Reben seiner Dichtung seinen Freunden, indem er ihr Aufblühn aus dem geschilderten Schutte vergleicht mit dem Spriefsen der Lacrimae Christi-Reben aus „vesuvschem Schuttgerölle" und Liebfrauenmilch-Reben aus dem Schutt eines verbrannten Klosterbaus zu Worms. Endlich sinkt er mit seinen seligen Freunden „in die Rosen, süfse Hoffnungen im Herzen."

Sehen wir nun zuerst auf den Charakter der idealen Zukunft der Menschheit, wie sie der Dichter schildert, fragen wir, wie sich ihm die Weltverklärung darstelle, so ist es zuerst höchst bemerkbar, dafs er die Bürger jenes Himmelreichs als grofse Ignoranten schildert. Sie kennen das Schwerdt und sogar das Kreuz nicht mehr. Damit will freilich der Dichter zunächst das friedensreiche, leidlose Leben jener Zeit schildern, aber diese Merkmale sind doch verfehlt. Mit einer solchen seligen, idyllischen Hirten-Ignoranz wird gewifs die Geschichte der Menschheit nicht abschliefsen. Nachdem die Menschheit an dem Baume der Erkenntnifs des Guten und Bösen sich verschuldet hat, kann sie nicht in die holde Idylle des ersten Nichtwissens zurück, sondern durch die Erkenntnifs des Heils mufs sie entsündigt werden, und endlich zu einer Vollendung kommen, worin ihr die Erinnerung der ganzen Weltgeschichte verbleibt, als Thema für ein ewiges Loben und Danken. Die Reminiszenz des weltgeschichtlichen Kampfes, worin der Weibessaame der Schlange den Kopf zertreten hat, ist ein grofses Element in der Seligkeit der Vollendeten nach der rechten, christlichen Apokalyptik, darum wird „*das Lamm, das erwürget ward*" auch in der Vollendung noch gepriesen. Man entsinnt sich also wohl des Kreuzes bei der Feier des Sieges. Wie könnte man auch anders! Was wäre eine Siegesfeier, bei welcher die Erinnerung an den Kampf fehlte! So ist also der Schlufs der Weltgeschichte durchaus episch, und wird gefeiert mit heiligen Siegesliedern von den heiligen Kämpfen mit den dunkeln Gräueln in den alten Tagen — keinesweges aber ist es eine Idylle des unentwickelten, naiven Unschuldlebens. Eine solche Idylle, an das Ende der Welt verlegt, macht sich

überaus fade und langweilig, abgesehen von der Verkennung des Christlichen, welche darin liegt. Im Beginne der Weltgeschichte aber ist sie an ihrem Orte, weil sie die poetisch schöne Erscheinung des unmittelbaren, unschuldigen Lebens der Menschheit ist. Sollte nach der Zeichnung unsres Dichters die Menschheit wieder in das erste Paradies zurückkommen, so wäre zu besorgen, dafs die ganze Weltgeschichte noch einmal, und immer wieder in ewigem Kreislauf beginnen würde. Freilich einige geschichtliche Momente hat er in seine Zeichnung der goldnen Zeit aufgenommen. Es gibt nämlich Städte in diesem Paradiese und „an Tugend reich" sind seine Bewohner. Aber das sind gar zu ärmliche Prädikate für eine ethisch vollendete Welt. Auch erscheint es uns gegen das epische Dekorum, dafs der Verf. ein Pärchen in einem Hüttchen auf Golgatha wohnen läfst. Dafs er die Mönche von Golgatha vertreiben will, ist ein löbliches Unternehmen, aber einem liebenden Pärchen wird diese Mission schwerlich gelingen. Auch wird sich ein solches, wenn es ein frommes Pärchen ist, lieber schicklicher anbauen. — Der Verf. ist aber defswegen nur zu dieser dürftigen idyllischen Naturseligkeit am Weltende gekommen, weil er nicht vom Standpunkte des geistigen und christlichen Lebens, sondern vom Standpunkte des natürlichen und verweltlichten Menschenlebens aus das alte und abgelebte Wesen des despotischen Absolutismus, und des mönchischen Kirchenwesens bekämpft, und weil er von einem so gearteten Kampfe die wahre Befreiung erwartet. Darum verletzen auch seine Angriffe auf das Alte den inneren Kern des Ewigen, des Christlichen selbst, mit welchem dasselbe historisch zusammenhängt, und verbunden erscheint. Nur von dem Standpunkte des christlichen Geisteslebens aus kann aller Despotismus als Hierarchie, und alle Hierarchie als Despotismus bekämpft und vernichtet werden, ohne dafs etwas Heiliges und Wesentliches verletzt würde, oder dafs der Kampf selber den Charakter des Umsturzes und der Unordnung annähme. Indem der Dichter diese Polemik von dem Standpunkte des natürlichen Weltlebens aus führt, steht er nach dem Bekenntnifs in Verbindung mit den modernsten Neologen und Propheten des Materialismus. Ein edler Sinn aber bewahrt ihn in hohem Maafse vor den Gemeinheiten und dem Sansculottismus der genannten Schule. Er ist ein Sänger der Freiheit, obwol es ihm an den nöthigen Dogmen fehlt, welche ihn lehren müfsten, was mit der Freiheit anzufangen sei. Er gehört nach der Sympathie jener Richtung an, welche unbewufst zum Gericht über verstockte Systeme des Irrthums und der Ungerechtigkeit in unsre Zeit von Gott gesandt ist, und deren Siege eben an der Zeit sind, die aber dann in der späteren Zukunft wegen eigner Blindheit und Verkehrtheit dem Gerichte verfallen wird. Aber seine Persönlichkeit erhebt ihn weit über die gemeinen Geister der Bewegung. Er befleckt seine Negation nicht durch gräuelhafte Dogmen der Fleischesvergötterung, obwol durch freigeistische Aeufserungen. Ja insofern ist in seiner Negation sogar etwas Positives, als er das Göttliche in dem Geiste der Natur mit innigem Gefühle geltend zu machen weifs gegen die Verkehrtheiten des kirchlichen und bürgerlichen Lebens. In der Aufstellung solcher Contraste, wo der Mensch in seiner Verirrung gestraft wird von dem Geiste der Natur, ist er oft sehr bedeutend. Z. B. S. 59

„Ich ging ins Refektorium der Brüder
Und setzte mich zum Mahl mit ihnen nieder;
Auf schwarzer Tafel oben stand mit Kreide:
„Silentium" der Todesspruch der Freude.

Doch des Verbotes scheint gar wenig fragend
Die Nachtigall in nahen Büschen schlagend,
Das Taubenpaar, vorm Fenster liebegirrend,
Der Väter frommes Sinnen fast verwirrend."

Der Verf. stürmt sehr glücklich als Dichter mit den Lichtern und Verheifsungen der schönen Natur gegen die Satzungen an. Kraftlos ist diese Waffe gewifs nicht; das göttliche Licht und Wort in dem Leben der Natur straft die Traditionen des harten, stolzen und düstern Menschensinnes. Allein diese Waffe ist dennoch nicht siegreich. Denn der ethische Geist ist auch in seinen Verirrungen, Uebertreibungen und Satzungen dem schönen Naturgefühl überlegen. Eine rostige Klosterscheere bleibt scharf genug, die schönste und frischeste Locke einer Jungfrau zu zerschneiden. In den herrlichsten Gottesfluren der Erde weifs sich der Despotismus unter der Maske der bürgerlichen Ordnung, die Inquisition unter der Maske der Frömmigkeit Jahrhunderte lang zu behaupten. Wenn aber dennoch die naturalistische Neologie in unsrer Zeit ein unverkennbares Uebergewicht hat über

die Systeme der bürgerlichen und kirchlichen Gewaltthätigkeit, so kommt es daher, weil sie das Prinzip der Gewissensfreiheit mit im Schilde führt. Dieses Prinzip aber ist ein Dogma des christlichen Geistes, und hängt innig zusammen mit dem Grundwesen der Pistis, welches die innerste Treue ist gegen die Gotteasstimme und Regel im Innersten des Herzens und der Weltgeschichte, und eben so wol mit dem Grundgebot: Du sollst Gott lieben über alles. Die Unterwerfung des Gewissens und der inneren Ueberzeugung selbst gegen Ueberzeugung und Gewissen unter eine sündliche, beschränkte und geistig verfallene, mannigfach irrende Macht wird der reifende ethische Geist immer mehr als etwas Schlechtes bezeichnen; und an diesem Axiom wird das Pabstthum brechen müssen. Allein der bloſs negative Standpunkt, der von andern christlichen Dogmen nichts wissen mag, kann auch das Dogma von der Gewissensfreiheit nicht behaupten, sondern er erzeugt gar bald eine neue Hierarchie, einen neuen Absolutismus; ja er kann sich in gewissen Constellationen recht wohl mit den alten Systemen dieses Namens versöhnen, so wie andrerseits das Kloster mit dem Rosenhaag, der mönchische Sinn mit dem liebegirrenden Naturleben, die Hierarchie mit der heiligen Ignoranz in dem Zukunftsbilde unseres Dichters, und der Despotismus mit der Liebfrauenmilch sich wohl befreunden kann. Nur der Geist des Evangeliums kann die Befreiung vollenden, und alle christlichen Dogmen werden sich spiegeln in der vollendeten Welt. Diese Basis also wäre der Muse des Verfs. zu wünschen. Sie würde dadurch auch jenen Ideenreichthum gewinnen, dessen Mangel sich in seinen Dichtungen so fühlbar macht. Diese Dichtungen sind in künstlerischer Beziehung ohne Zweifel ausgezeichnet. Die Sprache des Verfs. hat eine sehr anziehende Frische, Glanz und Anmuth, Gefühl und Leben, den Witz eines heitern, die Schärfe eines ernsten Geistes. Die Compositionen sind durchdacht, einfach, klar gehalten und glücklich durchgeführt. Allein gerade in diesem Reichthum der Form fällt die Armuth der Ideen um so mehr in's Auge. Wäre eine reiche ideale Grundlage vorhanden, so würde sich die Gedankenfülle selber eine Form bilden. Da es aber in dieser Beziehung fehlt, so bildet sich die poetische Form des Verfs. nach ihrem Grundton ziemlich äuſserlich durch glänzende Antithesen und prächtige Gleichniſsreden. Man muſs gestehn, daſs der Dichter hierin überaus geistreich und gewandt ist. Z. B. S. 106 heiſst es:

„Ihr Haupt lag in des greisen Vaters Schooſs,
Deſs Silberhaar auf ihre Locken floſs,
Wie nieder zu des schönen Saatfelds Gold
Ein Wasserfall die weiſse Schaumfluth rollt.

Wie ihre Augen, Sonnen im Azur,
Geglänzt ob ihrer Wangen Rosenflur!
Des Alten Blick ein hütend Wächterpaar,
Daſs ja kein Leid den Rosen widerfahr'!

Als Adler wiegten meine Augen schnell
Sich über Saatgold, Rosenflur und Quell,
Doch flogen stets sie wieder ohne Ruh
Nach Adlerbrauch den beiden Sonnen zu!"

Diese Art der Gleichniſsreden kann man wohl als den Grundton in der Form unsres Dichters bezeichnen. Die Pracht und überraschende Virtuosität, womit er diese Form handhabt, bewahrt ihn gleichwohl nicht, in ein monotones und oft übertriebenes Vergleichen zu verfallen. Die gründlichste Abhülfe dafür wäre darin gefunden, wenn sein negatives Freiheitssehnen sich in den positiven Freiheitsgrund, in das evangelische Gedankenmeer, welches mit der wahrhaftigen Weltbefreiung und Weltverklärung eins ist, vertiefen wollte.

2) Wir können uns in dem Berichte über den „Savonarola" von Lenau etwas kürzer fassen, weil wir es hier mit der poetischen Darstellung eines bekannten historischen Charakters und Lebens in seinen Hauptmomenten zu thun haben. Dieses gediegene Produkt dürfen wir wohl als ein positives Zukunftszeichen für die geistigen Lebensgebiete, in denen es gewachsen ist, bezeichnen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

1) *Schutt. Dichtungen von Anastasius Grün. Zweite unveränderte Ausgabe.*

2) *Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau.*

(Schluſs).

Es ist zwar eine Eigenheit der modernen Poesie, um des schönen poetischen Spiels willen, um den Reiz der mannigfachsten Erscheinungen zu genieſsen, in die bedenklichsten Metamorphosen der Gefühlsweise oder sogar des Gesinnungslebens einzugehen; namentlich auch um einen solchen Preis die Confession, selbst die Religion zu wechseln. Aber Lenau's Savonarola scheint uns aus diesem vornehmen Indifferentismus nicht hervorgegangen zu sein. Abgesehen davon, daſs gerade Savonarola sich schroffer als manche andre geschichtliche Erscheinung einer solchen Aufopferung für den Zweck des poetischen Scheins widersetzen würde durch den prohibirenden, gewaltigen Ernst seines Charakters, so scheint auch in dem Werke selber die Gemeinschaft des Dichters mit seinem Helden sich deutlich genug zu offenbaren. Mit Liebe und begeisterter Verehrung ist Savonarola geschildert. In der Bearbeitung seiner Predigten, deren einige vorkommen, erkennt man deutlich, wie der Dichter Manches nach dem Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit modifizirt hat. Das Verhältniſs des Dichters zu seinem Helden spricht sich besonders bestimmt in dem Gedichte S. 32 aus, überschrieben: „Weihnacht."

„Wenn Vögel ihren Sang beginnen,
Wenn schöner Frühlingsmorgen tagt,
Erglühn zuerst des Berges Zinnen,
Der hoch, der Himmelnächste, ragt;

Von seinen Zinnen fliefst allmälig
Der Morgenstrahl zur Schlucht herein,
Bis endlich aufglänzt licht und selig
Das ganze Thal im Sonnenschein.

So ist vom Antlitz dieses Frommen,
Als er zum Volk begeistert spricht,
Der helle Strahl herabgekommen,
Und glüht auf jedem Angesicht.

O daſs der Strahl, der Gottesklare,
Erlischt und flieht, der Zeiten Raub,
Girolamo! Dreihundert Jahre
Sind nachgeflogen deinem Staub.

Komm, segne mich mit deiner Nähe,
Und segne meines Liedes Klang,
Daſs ich dein groſses Herz verstehe,
Und nicht verletze im Gesang!

Laſs weihend in die Seele fallen
Von jenem Strahl mir einen Schein,
Und laſs ein leises Wiederhallen
Mein Lied von deinem Worte sein."

In 25 Gesängen schildert der Dichter das Leben und Wirken Savonarola's von seiner Entweichung aus dem älterlichen Hause im Knabenalter, um in's Kloster zu gehen, bis zu seinem Feuertode. In den einzelnen Gedichten glänzen ungemein herrliche Stellen, und manche Gedichte ragen durch ausgezeichnete Schönheit über die anderen hervor. Trefflich gezeichnet ist die Gewohnheit des Knaben Girolamo, im Walde zu beten, das Ereigniſs, welches ihn bestimmt hat, in's Kloster zu gehen, nämlich daſs er unversehrt geblieben ist in seinem Gebet unter einem Baume, welchen der Blitz im Sturme zerschmettert, ferner die bange Ahnung seiner Mutter, daſs er den Märtyrertod erleiden werde, so wie seine Befreundung mit Domeniko, dem jungen Klostergenossen. In der tiefsten Betrachtung, die aus einem begeisterten Gespräche der frommen Jünglinge über die Prager Hieronymus und Huſs hervorgegangen, wurzelt ihre innige und unvergängliche Freundschaft. Schön gezeichnet ist hier die Betrachtung:

„Geschlossen ist das Aug', verhangen
Das Ohr, wie tief in Schlafesruh;
Nun ist die Seele fortgegangen,
Sie schloſs des Hauses Pforten zu.

Im tiefen Walde der Betrachtung
Die ferne Seele nun verweilt,
In jener heiligen Umnachtung,
Wo jede Sehnsucht wird geheilt.

Laſst euch den heil'gen Wald umranken!
O schweiget, schweiget, daſs kein Wort
Die flücht'gen Rehe, die Gedanken
Vom Quelle Gottes scheuche fort! — —

Savonarola wird Prior im Markuskloster zu Florenz. Das Volk strömt aus der Nähe und Ferne herbei, seine erschütternden Predigten zu hören. Er eifert gegen die Verderbnisse in der Kirche, gegen die Laster im Volke, gegen das moderne, weltvergötternde Heidenthum am Hofe der Medizi. Der Augustiner-Mönch Mariano tritt in dem Glanze damaliger Weltbildung mit einer Controvers-Predigt gegen ihn auf; aber die Predigt, mit welcher Savonarola seinen Angriff beantwortet, wird zu einem vollständigen Triumph. In dieser Predigt vernehmen wir Worte, wie die folgenden, welche der Dichter für unsre Zeit bestimmt hat:

„Die Menschenhülle Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöhn:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und kohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt."

Nach dem Tode Lorenzos, an dessen Sterbebette Savonarola mit groſser Liebe und heldenmüthiger Geistesfreiheit erscheint, und nach der Vertreibung seiner Söhne, womit der Rückzug des Königs Karl von Frankreich, welcher Florenz eingenommen hatte, zusammenhängt, wird der Staat in eine Republik umgewandelt, und Savonarola's Wirksamkeit ist nun darauf gerichtet, das Ideal einer christlichen Theokratie in's Leben zu rufen. So entsteht ein prophetisches Spiegelbild des Genfer Kirchenwesens unter Calvin. Der Dichter führt uns nun an den päbstlichen Hof, und schildert das Gräuelleben des Pabstes Alexander und seiner Söhne, wie seiner schönen Tochter Lucrezia:

„So reizend, daſs für sie entbrannte
Das Brüderpaar in Liebesglut;
Daſs sie der Pabst sein Liebchen nannte,
Und schnöd genoſs sein eignes Blut.

Zugleich gibt der Dichter manche Andeutung über das Verderben der damaligen Geistlichkeit, und die tiefe Zerrüttung in der Kirche. Gott sendet die Pest in's Land. Unter den Schrecknissen der Pest lernen die Künstler Buonarotti und da Vinci die weltüberwindende Macht des Glaubens an den Gekreuzigten kennen, während sie inne werden, daſs der Kultus der schönen Griechenbilder in einer solchen Weltnoth nicht trösten kann. Savonarola erweist sich in dieser groſsen Drangsal als ein Engel des Trostes und der Hülfe für die Nothleidenden. Doch vergiſst er die Reformation der Kirche nicht, sondern dringt in gewaltigen Briefen an die mächtigsten Fürsten Europas auf ein allgemeines Concilium. Dadurch wird aber auch die Zeit seines Märtyrerthums beschleunigt. Kirchenbann, Verhaftung und fürchterliche Tortur folgen nacheinander. In dieser Zeit seiner Peinigung tröstet den leidenden Reformator ein wunderlieblicher Traum, ein Gesicht der Zukunft (S. 231). Domeniko stirbt mit seinem groſsen Freunde auf dem Scheiterhaufen. Savonarola steht in Flammen. Nun bewahrt uns der Dichter sein Bildniſs:

„Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Den Schmerzenszug an deinem Munde,
Den auch dein Lächeln nie vertrieb,
Den deine heil'ge Lebenswunde
Um die beredten Lippen schrieb;

Die Heldenstirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit
Auf deinem Antlitz ist dahin!

Das gottestrunkene Entzücken,
Das dieses Antlitz oft verklärt;
Die Sehnsucht, alle zu beglücken,
Die seine Blüthe still verheert."

Der Dichter hat eine ergreifende Episode mit dem Hauptthema des Gedichtes verflochten, die Geschichte des Juden Tubal, der durch die Ermordung seiner drei Knaben, deren Blut Pabst Innocenz der achte geraubt hat, um sich durch die Transfusion dieses Blutes in seine Adern heilen zu lassen, zum wahnsinnigen wüthenden Christenfeinde geworden ist. Tubal sieht Savonarolas triumphirende Liebe und Freudigkeit, da er zum Scheiterhaufen geführt wird, und sein im Hasse erstarrtes Herz wird durch den Geist der Versöhnung wieder aufgeschlossen, zur Liebe erweckt, und zum christlichen Glauben bekehrt. Ein bekannter Kritiker hat diese Episode sentimental finden wollen, und starkes Mifsfallen über dieselbe geäufsert. Sein Urtheil scheint uns zusammenzuhangen mit einer speziellen Gereiztheit gegen das Judenthum, jedenfalls aber ist es unbegründet und ungerecht. Es ist eine Episode von tiefer Wahrheit und ergreifender Kraft. Die siegreiche Liebe eines Martyrs, die ihren Todfeinden gegenüber feiernde, segnende Liebe bleibt, erschüttert, erweicht und bekehrt einen Christenfeind, und das soll sentimental sein!

Auch in diesem Werke zeigt sich eine negative Richtung, aber es ist die des ächten Protestantismus; eine Negation, welche auf dem positiven christlichen Glaubens- und Lebensgrunde beruht. Und wenn auch hier das evangelische Grunddogma von der Rechtfertigung in Christo nicht stark und mit Klarheit entwickelt hervortritt, so beruht doch der ganze Gegensatz gegen die Satzungen und Verderbnisse in der Kirche auf fühlbarem Glaubensernst, auf der Verinnerlichung des Christensinnes durch den Geist des Gebetes, auf der alleinigen Erlösung durch Christum, auf der Forderung, dafs der Sinn und Wandel der Christen in Zucht und Sitte gereinigt und geheiligt werde, besonders aber auf der Hoffnung einer künftigen Erneuerung der Kirche und christlichen Weltverklärung, für welche auch Savonarola ein Vorzeichen und Vorarbeiter gewesen ist. — Die Diktion des Dichters ist nicht überall korrekt, dagegen zeichnet sie sich aus durch eine edle Simplicität, auf deren reinem Grunde die Blumen reicher poetischer Schönheiten sehr hell hervortreten. Dabei hat die Poesie Lenau's eine ideale Tendenz, durch welche sie sich über den Charakter der Zeitpoesie erhebt; wenigstens scheint uns diefs von seinen spätern Produkten zu gelten. Die idealen Grundtöne aber, Momente des Ewigen sind es, welche den Dichtungen bleibenden Werth geben, den Werth, zu bleiben.

Lange, in Duisburg.

XV.

1) *Rede am Geburtsfeste Seiner Majestät des Königs von Würtemberg den 27. September 1837. im Königlichen Gymnasium zu Stuttgart gehalten von F. W. Klumpp, Professor. Stuttgart, bei Beck u. Fränkel.* 24 S. 8.

2) *Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. Basel,* 1838. *bei Spittler. IV. u.* 208 *S.* 8.

3) *Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel u. s. w." von Carl Hirzel, Rector der lateinischen Schule zu Nürtingen. Stuttgart,* 1838. *bei Imle u. Liesching. VIII. u.* 158 *S.* 8.

Die unter Nr. 1. und 2. bezeichneten litterarischen Erscheinungen haben bei dem pädagogischen Publikum Würtembergs wohl keine geringere Sensation gemacht, als vor einiger Zeit in Norddeutschland die in Lorinser's bekannter Schrift von einer ganz andern Seite her erhobenen Angriffe gegen das herrschende Unterrichtssystem, und sowohl die umfassende Wichtigkeit der hier behandelten Fragen, als die Art ihrer Beantwortung ist sehr geeignet, ein tieferes Interesse in Anspruch zu nehmen. Allgemeinere Beachtung sicherte diesen Schriften übrigens schon die Persönlichkeit ihrer Verfasser, welche beide als geachtete Lehrer über den Gegenstand, um den es sich

hier handelt, mitzusprechen berechtigt sind; und wenn es von Herrn Professor Klumpp schon nach früheren Aeufserungen scheinen konnte, als werden von ihm die humanistischen Studien den Realien gegenüber nicht in ihrem ganzen Werthe anerkannt, so hatte sich dagegen Herr Doctor Eyth theils durch eine gefällige Uebertragung der Odyssee in gereimte Jamben, theils, und wohl noch mehr, durch eine kleine Sammlung griechischer Gedichte *) als einen Verehrer und Kenner des klassischen Alterthums bewährt, von dem das ausdrückliche Bekenntnifs der Reue über so manche den Klassikern zu lieb „für die Ewigkeit verlorenen Augenblicke" (S. 103 seiner Schrift) nöthig war, um das, was wir jetzt von ihm hören, in seinem Munde zu erklären.

Die genannten Schriften stimmen nicht nur in ihrem Thema, sondern auch in der Ausführung desselben auf eine wohl mehr als zufällige Weise überein; die Eyth'sche, der Abfassungszeit nach die frühere, unterscheidet sich von der des Herrn Professor Klumpp aufser der gröfseren Ausführlichkeit theils durch ihre bestimmtere Beziehung auf die niedern Gelehrtenschulen, während jene sich im Allgemeinen die Aufgabe stellt, zu untersuchen: „wie sich die klassischen Studien vom Standpunkt des Evangeliums aus gestalten werden," theils durch manche Einzelnheiten des Inhalts, theils auch durch einen minder ruhigen Ton, eine gewisse Gereiztheit in Sprache und Darstellung, die auch beim Bewufstsein der redlichsten Absicht dem, welcher für die Sache des Christenthums kämpfen will, übel ansteht. Der gemeinsame Zweck der beiden Schriften ist, den Klassikern die Stelle, welche sie gegenwärtig in den Gelehrtenschulen einnehmen, streitig zu machen, und auf eine Wiedergeburt des ganzen Unterrichtssystems in christlichem Geiste zu dringen. „Das Leben der Alten", so spricht sich Herr Professor Klumpp S. 8. aus, „ist mehr nach Aufsen gewendet, ein Sinnenleben, und darum eine Verkennung der tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens; es ist eine Apotheose des eigenen Ich, und aus beiden Gründen eine Entfremdung von Gott; das Christenthum führt von dem tiefen Gefühle der Sündhaftigkeit und darum der Erlösungsbedürftigkeit zum Erlöser und durch ihn zu einem von Aufsen abgewendeten demüthigen Glaubensleben in Gott, in welchem das eigene Ich aufgeht, aber nur um aus dieser Fülle des Lebens ein erhöhtes Geistesleben zu gewinnen." Es fehlte den Alten, ihm zufolge, an der wahren Selbsterkenntnifs und Innerlichkeit, ihr letztes Ziel war politische Thätigkeit und sinnliche Verschönerung des Lebens, ihre Triebfeder, auch bei den scheinbar grofsartigsten Thaten, Ruhmsucht, und ein bald zu einseitiger Vaterlandsliebe, bald zu stolzer philosophischer Selbstvergötterung erweiterter Egoismus. Dasselbe Urtheil wird von Herrn Doctor Eyth durch eine Vergleichung der klassischen Poësie, Geschichte und Philosophie mit der biblischen näher ausgeführt und begründet. Was für's Erste die Poësie betrifft, so darf nach seiner Ansicht, um deren Werth zu beurtheilen, nicht auf ihre Form, sondern nur auf den Inhalt, d. h. die ihr zu Grunde liegende Idee gesehen werden. Alle Poësie nun hat zum Inhalt *entweder*, die Schönheit der Welt im Ganzen und im Einzelnen zu preisen, *oder*, die Hinfälligkeit dieser Schönheit auszusprechen, *oder drittens*, den hiedurch im Gemüth gesetzten Zwiespalt zu lösen. In den beiden erstern Beziehungen nun hat die klassische Poësie, wie die moderne weltliche, allerdings Treffliches, obwohl die biblische noch weit Trefflicheres, geleistet, für die Lösung des Zwiespaltes dagegen kennt sie kein anderes Mittel, als Geniefsen und Vergessen; ihr fehlt eine didaktische Poësie, wie die der heiligen Schrift, und eine Prophetie, welche das Dunkel der Geschichte durch Offenbarung aufhellt. — Um nichts günstiger stellt sich Herrn Eyth zufolge das Verhältnifs der profanen zur biblischen Geschichte.

*) Hilarolypos, eine Sammlung kleinerer griechischer Gedichte von Eduard Eyth. Tübingen, 1831. Referent erlaubt sich auf dieses höchst anmuthige Werkchen, welches in weitern Kreisen, wie es scheint, nur wenig bekannt wurde, hier aufmerksam zu machen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1838.

1) *Rede am Geburtsfeste Seiner Majestät des Königs von Würtemberg d. 27. Septbr. 1837. im Königl. Gymnasium zu Stuttgart gehalten von F. W. Klumpp.*

2) *Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth.*

3) *Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel u. s. w." von Carl Hirzel.*

(Schluſs.)

Jene, obwohl in der herrlichsten Sprache dargestellt, ist „eine Gott verlassene nach Form und Stoff;" Krieg und Gewalt ist fast ihr einziger Inhalt; Ehrgeiz und Ruhmsucht sind die Triebfedern der handelnden Personen; auch das scheinbar Groſse, auch die Aufopferung für's Vaterland hat solche unreine Motive; wenn dem aber auch nicht so wäre „was ist's am Ende für ein Ruhm im Lichte der Wahrheit, wenn ein Mann der Sünde seines Vaterlandes sich zum Dienste giebt?" Die Darstellung dieser Geschichte bei den Alten aber ermangelt aller leitenden religiösen Idee, und ist überdieſs mit einer Partheilichkeit behaftet, aus der sich nur der Eine und der Andere zu trauriger Kälte erheben hat. Die heilige Geschichte dagegen, wenn auch ihr Stoff groſsentheils um nichts erfreulicher ist, als der der Profangeschichte, steht doch weit über ihr theils durch ihre religiöse Geschichtsbehandlung, theils durch jene „erhabenen Charaktere, oft wie Silberfäden eingewebt von der Hand des Schöpfers in die schwarzen Gewande der Jahrhunderte." — „Auch die Philosophie der Klassiker" endlich, mag sie nun in dem Gewande der Mythologie und Dichtung, oder in ihrem eigentlichen vor uns treten, „ist wenigstens dem jugendlichen Alter, wie sich dieses in den Schulen zusammenfindet, nur in wenigen Stücken tauglich;" denn ihre eigentlich philosophischen Schriften sind diesem Alter theils noch unzugänglich, theils enthalten sie mehr schöne Worte als Wahrheit; die Philosophie in dichterischer Form, wie die eines Lucian, ist frivol; die Mythologie, welche für uns nur als Philosophie noch Bedeutung hat, giebt doch höchstens zerrissene und verfälschte Wahrheit, und diese unsicher und in einem Gewande, welches mehr, als man glauben sollte, geeignet ist, Gefühl und Phantasie der Knaben zu verderben, und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in ihnen zu schwächen.

Nach einer solchen Ansicht über den Gehalt des klassischen Alterthums kann natürlich nicht mehr davon die Rede sein, seinen Schriften für den Jugendunterricht dieselbe Bedeutung, wie bisher zu belassen, die Jugend so „mit Blut und Galle zu nähren." Doch wollen sowohl Klumpp (S. 17) als Eyth Aneignung der von ihnen hochgepriesenen klassischen Form, wobei übrigens der letztere beifügt (S. 185): „daſs diese Form dem Knabenalter eben so wenig im Kleinen, als im Groſsen, klar zu werden pflegt," also für dieses, wie es scheint, doch ziemlich nutzlos ist. Um dagegen das Gefährliche im Inhalt der klassischen Litteratur zu neutralisiren, verlangt der Herr Verfasser von Nr. 1. (S. 18) theils daſs dem Bibelstudium in den Schulen mehr Zeit und Interesse gewidmet, theils „daſs an allen klassischen Stoff mit unabweislicher Strenge der Maaſsstab des Evangeliums angelegt, und so die Bibel als Correktiv der klassischen Studien betrachtet werde." Eyth, welcher die erstere Forderung gleichfalls aufstellt, geht doch hinsichtlich der zweiten weiter; er will aus den niedern Gelehrtenschulen, mit welchen er sich beschäftigt, die Klassiker und die aus ihnen gezogenen Lehrbücher ganz verbannen, und dagegen andere einführen, welche, in klassischer Form, aber in christlichem Geiste geschrieben, und der Fassungskraft des Knabenalters mehr,

als die Klassiker, angemessen, dem Schüler zugleich die Kenntnisse mittheilen sollen, welche ihm für die Wahl seines künftigen Berufs von Nutzen sind *). Dafs die Ausführung dieses Vorschlags ihre Schwierigkeiten habe, wird von seinem Urheber selbst nicht geläugnet, wiewohl er glaubt, diese Schwierigkeiten lassen sich überwinden; für alle Fälle aber hilft er sich durch das sinnreiche Dilemma: „Entweder hat man jetzt, da man von Jugend auf klassisch und nur klassisch trieb, gelernt, die alten Sprachen so leidlich nachzuahmen, oder nicht! Im ersten Falle kann man, was ich will und meine; im andern Falle erkennt man doch, dafs nichts verloren wird (S. 193)." Und sind auch, nach seinem eigenen Geständnifs „dem Genius einer Sprache nur die Dinge, die nach Geist und Stoff dem Volke gehören, das die Sprache spricht, vollkommen angemessen" — „soll eine Unebenheit nun einmal werden, welches ist doch die geringere: christliche Bücher in einer heidnischen Sprache, oder heidnische Menschen in einen christlichen Zeit?" (S. 195).

Sowohl diese Vorschläge nun, als die Voraussetzungen, auf welchen sie beruhen, zu prüfen, ist der Zweck von Nr. 3. Der Herr Verfasser hat dabei zwar zunächst das Einzelne der Eyth'schen Schrift und die Verhältnisse der niedern Gelehrtenschule in Würtemberg im Auge, aber er verliert sich so wenig in diese Einzelnheiten, er sagt aus Gelegenheit derselben auch in allgemeinerer Beziehung so viel Treffendes, dafs seine Arbeit dadurch, ganz abgesehen von ihrem zunächst liegenden praktischen Zweck, einen nicht geringen selbständigen Werth erhält. Zuerst wird der Grundirrthum der Eyth'schen Schrift darin nachgewiesen, dafs dieselbe den Zweck der Gelehrtenschule einseitig unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Erziehung auffafst, während sich doch diese von der Volksschule und von der höhern Bürgerschule eben dadurch unterscheidet, dafs sie weder Erziehung noch Mittheilung materieller Kenntnisse, sondern formale Bildung zum Hauptzweck hat, auf die Erziehung aber nur mittelbar, eben durch den Unterricht, einwirken soll. Dafs jedoch der Hr. Vf. Unterricht und Erziehung nicht ungebührlich von einander lösreissen, noch auch die Realien vernachläfsigt wissen will, beweist, aufser seinen Aeufserungen hierüber, auch der von ihm mitgetheilte, von dem der meisten ähnlichen Anstalten in Würtemberg wohl nur wenig abweichende, Lehrplan seiner Schule. Wie sehr in dieser Beziehung Eyth's Behauptungen übertrieben sind, wenn er sagt, dafs die klassischen Schriftsteller in diesen Schulen fast ausschliefslich den Unterrichtsstoff abgeben, wird durch Thatsachen und Zahlen dargethan. Ausführlicher, wie es der Gegenstand erforderte, ist die Prüfung der Vorwürfe, welche Hr. Dr. Eyth dem Inhalte der klassischen Schriften im Gebiete der Poësie, Geschichte und Philosophie macht. Der Hr. Vf. zeigt hier treffend, wie sein Gegner schon dadurch, dafs er die Poësie nach ihrem Inhalt, statt nach ihrer Form beurtheilen will, den Streitpunkt verrückt hat, und wie in dieser Erörterung selbst die klassische Poësie, deren herrlichste Früchte auf eine kaum entschuldbare Weise ignorirt werden, eben so einseitig beschuldigt, als die alttestamentliche, indem schon die ausgebildete christliche Anschauung in ihr liegen soll, überschätzt wird. Mit besonderer Sorgfalt werden die Forderungen, welche Eyth an den Geschichtsunterricht der niedern Gelehrtenschulen macht, und seine Vorwürfe gegen Form und Stoff der alten Geschichte geprüft und zurückgewiesen. Aus dem vielen Guten, welches dieser Abschnitt liefert, verweisen wir hier beispielshalber auf die trefflichen Bemerkungen des Vfs. über die Bedeutung der Kriege in der Geschichte, und den Werth der Kriegsgeschichten für die Jugend, (S. 55—62) sowie auf die unmittelbar darauf folgende Zurückweisung der kammerdienerischen Geschichtsbetrachtung, welche jede Gröfse mit dem anatomischen Messer des psychologischen Pragmatismus zerstückelt, freilich erst nachdem dieselbe wenigstens im Geist des Betrachters den ihrigen aufgegeben hat. Anderes aus diesem Abschnitt, sowie aus dem über die Philosophie der Alten anzuführen, gestattet der Raum nicht; aus dem letztern soll nur noch auf die gelungene Auffassung und Apologie Lucian's (S. 99—116) aufmerksam gemacht werden. — Hiemit ist schon ausgesprochen, dafs der Hr. Verf. die Eyth'schen Vorschläge zu einer

*) Ref. kann sich nicht enthalten an einen diesem Vorschlag ähnlichen Versuch aus dem vierten christlichen Jahrhundert zu erinnern. Als Julian der Abtrünnige den Christen die Klassiker verbot, weil sie für diese zu gut seien, unternahmen es christliche Gelehrte, christliche Bücher in klassischer Form zu schreiben. Dasselbe verlangt jetzt ein Apostate des Klassicismus, aber aus dem entgegengesetzten Grund, weil die Klassiker seiner Meinung nach für die Christen zu schlecht sind.

Wiederkehrt der lateinischen Schulen nicht billigt. Zwar hält auch er manche Verbesserungen für nöthig (worüber er sich S. 121—124 ausspricht), keineswegs aber eine solche totale Umgestaltung des ganzen Unterrichtswesens, wie sie Eyth will. Schon was den ersten jener Verbesserungsvorschläge betrifft, dafs dem Religionsunterricht und Bibellesen mehr Zeit gewidmet werden solle, so wird von Hirzel mit Recht davor gewarnt, die Religion durch Uebermaafs im Religionsunterricht in die Reihe der alltäglichen Lehrgegenstände herabzuziehen; noch mehr aber erscheint ihm der zweite Vorschlag als verfehlt, in der Form der Klassiker den Schülern eine Zeichnung der modernen Welt in die Hand zu geben. Die Ausführbarkeit desselben giebt er zwar, vielleicht etwas zu leicht, zu, aber er findet theils eine Ueberhäufung mit materiellen Kenntnissen, wie sie Eyth verlangt, für das Knabenalter unzweckmäfsig, und sogar in wissenschaftlicher, wie in sittlicher Hinsicht höchst gefährlich, (S. 128—144. dabei S. 129 ff. über das Fellenberg'sche Institut in Hofwyl und S. 132—141 über die Bedeutung der sogenannten Realschulen sehr beachtenswerthe Bemerkungen) theils auch die Mittheilung dieser Kenntnisser in klassischer Form unpassend, da es seiner Ansicht nach schon für die formale Geistesbildung von hohem Werth ist, dafs der Schüler mit der neuen Sprache zugleich in eine neue Welt versetzt wird, noch mehr aber in materieller Beziehung die lateinische und griechische Sprache nur dann als Grundlage für einen wissenschaftlichen Beruf dienen können, wenn mit ihnen die Kenntnifs der alten Welt verbunden ist. Zum Schlusse rügt der Hr. Vf. mit angemessener Schärfe die Form von Schulreden, in welcher Hr. Dr. Eyth seine Ansichten ausgesprochen hat, wie er auch den leidenschaftlichen und anspruchsvollen Ton der Eyth'schen Schrift da und dort gebührend zurückweist.

Herrn Rektor Hirzel's gründliche, in geistreicher und anziehender Darstellung und entschiedener, aber durchaus würdiger Sprache gegebene Bemerkungen machen es überflüssig, die Eyth'sche Schrift im Einzelnen näher zu beleuchten, und es bleibt Referenten nur noch übrig, über den Grund, aus welchem jene Angriffe gegen die Klassiker hervorgehen, einiges Allgemeinere zu bemerken. Dieser Grund liegt in einer unrichtigen Ansicht, theils von den Klassikern, theils von Bibel und Christenthum, theils von dem Wesen und Zweck gelehrter Bildung. Wenn es freilich wahr wäre, dafs der Geist des klassischen Alterthums der des Egoismus und des Abfalls von Gott ist, so wäre jene Verbannung seiner Schriften aus dem Kreise der Schulen so wenig zu tadeln, dafs vielmehr diejenigen, welche doch wenigstens die klassische Form beibehalten wissen wollen, der Vorwurf einer gefährlichen Halbheit und Inconsequenz trifft. Denn (wie auch Hirzel S. 84 ff. bemerkt) der Geist, welcher die klassische Form geschaffen hat, kann doch kein anderer sein, als derselbe, aus dem auch der Inhalt geflossen ist; ist daher dieser so durchaus verwerflich, so mufs auch jene schlecht sein; sie kann vielleicht glänzen und reizen, aber nur um so gefährlicher ist sie dann für Religiosität und Sittlichkeit. Nicht darum also kann es sich dann handeln, wie die klassische Form mit christlichem Geiste zu erfüllen sei, sondern nur darum, wie man den „nach Form und Stoff Gottverlassenen" Klassicismus am Schnellsten und Sichersten mit Stumpf und Stil ausrotten möge, und auch Herr Doctor Eyth hat es nur als eine Nachwirkung seines natürlichen Menschen, oder als eine Versuchung des Bösen, der verschmitzt ist, und sich gerne in einen Engel des Lichts verkleidet, zu betrachten, wenn ihm die alten Sprachen eine solche Freude machen, dafs er sich nach S. 102 manche Stunde laut aus einem Griechen oder Römer vorliest, „fast einzig, um sich an dem Wohlklange ihrer Sprachen zu ergötzen." In der That aber beruht jene Ansicht vom Gehalte des klassischen Alterthums, wie sie sich nur durch die einseitigste Darstellung desselben zu halten weifs, so auch durchaus auf einer schlechten Abstraktion, welche in der Betrachtung der alten Welt nur das negative Moment ihres Unterschieds von der christlichen festhält, gegen das wichtigere positive dagegen, die Heiden und Christen gemeinschaftliche Vernünftigkeit, das in beiden gesetzte Ebenbild Gottes, die Augen zuschliefst; die Klassiker werden hier nur in ihrer Eigenschaft als Heiden betrachtet, nicht in ihrer Wahrheit, als die Propheten des Heidenthums. Eben so aber ist auch die Bibel, welche den Klassikern in einer Weise entgegengesetzt wird, bei der beide einander ausschliefsen, nur ihrer einen Seite nach, der idealen nämlich, aufgefafst, die andere Seite aber, dafs sie den idealen Gehalt in einer bestimmten und menschlich beschränkten Form giebt, über welche eben

dieser ihr Geist und Gehalt zu weiteren Gestaltungen hinaustreibt, wird nicht beachtet. Soll diejenige Form, in welcher das Christenthum zuerst aufgetreten ist, und die uns in der heiligen Schrift entgegentritt, zugleich auch seine letzte und vollendete Gestalt sein, so kann allerdings nicht mehr von einem Lesen der Klassiker neben der Bibel, dann aber auch überhaupt nicht vom Lesen anderer Bücher aufser in derselben die Rede sein. „Entweder sagen diese Schriften dasselbe, was der Prophet sagt, dann sind sie unnütz, oder sie sagen etwas Anderes, dann sind sie schädlich." Gegen dieses Dilemma ist von dem ausschliefsenden Standpunkte dieses Christenthums aus schwerlich etwas einzuwenden. Am wenigsten das, dafs der göttliche Inhalt der heiligen Schrift doch noch des Eingehens in eine klassische, oder überhaupt in eine weltliche Form bedürfe; denn diese Ansicht geht ja eben davon aus, dafs die Schrift *in dieser ihrer Unmittelbarkeit*, mit allen ihren zeitlichen, nationellen und individuellen Eigenthümlichkeiten, die *vollendete* Offenbarung, d. h. die absolute Wahrheit nicht nur ihrem Princip und Gehalt nach, sondern auch in der absoluten, adäquaten Form sei, und wenn sie nicht davon ausginge, könnte sie nicht diesen unüberwindlichen Unterschied zwischen der Schrift und allen menschlichen Büchern statuiren, welche letztere doch auch Wahrheit, also, da die Wahrheit nur Eine ist, auch die absolute Wahrheit, nur in inadäquater Form, enthalten.

Aber auch ohne diese schroffe Entgegensetzung der Klassiker und der Bibel, scheint es, sei doch die praktische Frage, ob die Klassiker in den Schulen gelesen werden sollen, verneinend zu entscheiden. Denn auch der eifrigste Verehrer des Alterthums wird, wenn er anders noch auf christlichem Boden steht, nicht läugnen, dafs jenes seinem ganzen Princip nach eine niedrigere Stufe des geistigen Lebens, als das Christenthum, einnimmt. Warum soll man nun einer christlichen Jugend das Vollkommene vorenthalten, und sie unter Mühe und Gefahr mit dem Unvollkommenen abspeisen? Diejenigen, welche so fragen, verkennen das Wesen der gelehrten, wissenschaftlichen Bildung, und verwechseln dieselbe mit der sittlichen Erziehung. In der Erziehung allerdings kommt die Wahrheit als eine unmittelbare, in Sitte und Glauben an den Menschen, ist aber ebendarum nur eine halbbewufste, in der Wissenschaft dagegen ist sie eine vermittelte, mit Bewufstsein durch lange Mühe errungene. Jede Vermittlung aber mufs von dem Unvollkommenen ausgehen; zuerst der natürliche Mensch, und dann der geistige. Daher ist das Wissen von der reinen Menschlichkeit als solcher, oder der Humanismus, die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung, und erst auf diese kann das Wissen von der Menschheit in ihrer Vergöttlichung, die Theologie und die christliche Philosophie, nachhaltig gebaut werden. Als Glaube freilich mufs das Christenthum lange vorher, noch vor dem Beginn der klassischen Studien vorhanden sein, und dafs es bei dem Knaben so sei, dafür haben Eltern und Lehrer zu sorgen; aber das eigentliche Bibelstudium kann so wenig das Erste sein, als die Offenbarung selbst in der Menschengeschichte das Erste gewesen ist. Dieses Wesen des Geistes, Selbstvermittlung zu sein, verkennt die materialistische Denkungsart in Sachen der Wissenschaft und der Religion, welche mit den Resultaten anfangen, und den zu hoffenden Gewinn immer nur gleich recht sichtbar und handgreiflich ohne den Umweg langer Arbeit und Anstrengung vor Augen haben möchte, eine Denkungsart, die sich dann sehr leicht, wie in der Eythschen Schrift zu Tage liegt, auch mit dem gröbern Materialismus des Brodstudiums oder doch des Studirens blofs um praktischer Zwecke willen, verbindet. Eben einem solchen vorzubeugen aber sind die klassischen Studien das geeignetste Mittel, und wenn man uns auffordert, sie aus den Schulen zu entfernen, weil die Jugend für's praktische Leben doch gar zu wenig daraus lerne, so ist zu antworten, dafs wir sie vielmehr eben aus diesem Grunde in den Schulen treiben, damit sich nämlich die Jugend an der Betrachtung einer Welt, welche nicht mehr die unsrige ist, gewöhne, den geistigen Gehalt um seiner selbst willen zu lieben, und so eine Brücke habe, welche sie von der modernen Alltäglichkeit, die den Alten zu schlecht war, zu der christlichen Wissenschaft, die sie nicht erreichten, überführt.

Dr. E. Zeller.

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

XVI.

Neues System der Pflanzenphysiologie von F. J. F. Meyen, Dr. u. aufserordentlicher Prof. 2. Band mit 2 Kupfertafeln. Berlin, 1838. 562 S. 8.

Ueber den ersten Band dieser Schrift ist durch einen jüngeren Mitarbeiter in den Jahrbüchern bereits berichtet worden. Der Unterzeichnete hat die gegenwärtige Anzeige übernommen, um einige Irrthümer zu berichtigen, welche nur von Jemand der den Inhalt der erst binnen kurzen erscheinenden französischen Preisschrift desselben über die Cirkulation der Pflanzen kennt, gehörig gewürdigt werden können, deren Verbreitung aber zu grofsen Mifsverständnissen Anlafs geben könnte. Der Hr. Verf. handelt in obiger Schrift nämlich die Lehre von dem Ernährungs- und Bildungsprocefs der Pflanzen ab, dessen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Cirkulationsprocefs bildet, um den sich eine richtige Einsicht jener Funktionen dreht, so dafs wenn letzterer aufser dem organischen Zusammenhang aufgefafst ist, auch die mit ihm zusammenhängenden Funktionen nicht naturgemäfs verstanden werden können. Der Verf. bringt seinen Inhalt in drei Haupt-Abtheilungen. In der ersten wird von der Nahrung, ihrer Aufnahme und Fortbewegung, so wie von der Ausdünstung in den Pflanzen gehandelt. Im zweiten Buch ist unter der Ueberschrift: „Assimilations- und Bildungsprocefs", von der Respiration, der Wärme und Lichtentwickelung, von besonderen Bewegungen (Rotationsbewegung) im Inneren der Zellen, und von den assimilirten Nahrungsstoffen in den Zellen (Zucker, Stärke, Eiweifs) die Rede. Das dritte Buch: „Sekretionserscheinungen" handelt von der Cirkulation (der Cyklose in den heterorganischen Pflanzen) und den verschiedenen Sekretionen. Es ist nicht ohne grofsen Eifer das physiologische Material aus älteren und neueren Beobachtungen gesammelt und oft durch eigene Beobachtungen bestätigt oder in einzelnen Fällen berichtigt, wenn gleich die Grundsätze, welche den Hrn. Verf. bei der Zusammenstellung oft fremdartiger Dinge z. E. der Rotationsbewegung in den homorganischen Pflanzen mit den Zellenfunktionen der Gefäfspflanzen geleitet haben, daneben nicht klar werden. Wir sind indessen weit entfernt den Mangel eines aus der Pflanzenorganisation entlehnten Princips, welches einen natürlichen Zusammenhang der dargestellten Erscheinungen erkennen liefse, hier im Mindesten in Anschlag zu bringen, da auch ohne dieses bei durchdringender Behandlung des Materials im Einzelnen dankenswerthes geleistet werden kann; geben im Gegentheil dem Hrn. Verf. das Zeugnifs, dafs derselbe die neueren Fortschritte der Wissenschaft theilnehmend verfolgt und dieselben emsig durch eigene Beobachtungen zu erweitern bestrebt gewesen ist. Indessen ist es dem Hrn. Verf. gerade in den Hauptsachen, wo er Neues hinzuzufügen gedachte, nicht geglückt, den wahren Zusammenhang der Erscheinungen so zu durchschauen, dafs seine Beobachtungen denselben ein neues Licht gäben, im Gegentheil ist es bei dem Vf. hier so ziemlich Regel, dafs das schon Bekannte durch sein Zuthun immer dunkler und verwickelter wird, so dafs Einem dasjenige, was man schon zu besitzen glaubte, allmählig noch wieder schwindet; und am Ende anstatt Aufklärung nur Erstaunen und Wunder zum Vorschein kommen. Dieses tritt nun am Merkwürdigsten in der Darstellung der Lehre von der Cirkulation und deren verschiedenen Formen in den höheren und niederen Pflanzenabtheilungen heraus, die zu einem wahren Labyrinth werden würde, wenn man auf den hier eingeschlagenen Wege fortschritte. Es ist den Sachkundi-

gen nicht unbekannt, dafs man in neuerer Zeit zwei Zirkulationsformen im Pflanzenreich unterscheiden lernte; die eine in den aus einem ganz gleichartigen Schlauchgewebe bestehenden niederen, homorganischen Pflanzen, welche wir wegen der drehenden kreisförmig in sich zurückkehrenden Bewegung des Saftes mit dem Namen der *Rotation* belegt haben; die andere bei den mit einem doppelten Gefäfs- und einem Zellensystem versehenen höheren Gewächsen, welche wir durch den Namen: *Cyklose* bezeichnen. Nun hatten einige Botaniker (Amici in Italien und R. Brown und Slack in England), die mit den neueren Beobachtungen der Deutschen noch weniger vertraut waren, inzwischen in den durchsichtigen, nur aus Zellgewebe gebildeten Haaren der höheren mit Gefäfsen begabten (heterorganischen) Pflanzen eine Säftebewegung beschrieben, die die genannten Beobachter, ohne Rücksicht auf die Cyklose, mit der Rotation in den homorganischen Pflanzen zusammenstellten, indem sie stillschweigend voraussetzten, dafs es nur eine Art der Säftebewegung im Pflanzenreich gebe, oder doch keine hinreichend genaue Kenntnifs der Cyklose hatten, um einen näheren Vergleich zwischen beiden Bewegungen anzustellen. Indessen hatte besonders Slack, der die genannte Beobachtung von R. Brown in den Haaren mehrerer heterorganischen Pflanzen wiederholte, durchaus naturgetreue Abbildungen derselben von einer Tradescantia und einem Penstemon gegeben, die für den Eingeweihten keinen Zweifel darüber lassen konnten, dafs diese Bewegung keine Rotation, sondern eine wahre Cyklose sei, wie sie auch in anderen Theilen heterorganischer Pflanzen in Deutschland und Frankreich bereits bekannt war. Insbesondere hatte Slack sehr richtig gezeigt, dafs die Haare der Tradescantia keine einfachen Zellenreihen seien, wie man früher wohl vorausgesetzt hatte, sondern, dafs die Haare vielmehr eine zusammengesetzte Bildung haben und aus einer epidermatischen Haut, welche noch eine innere Zellenmembran umschliefst, bestehen. Slack beschrieb nun die Cirkulation als zwischen beiden Häuten, also aufserhalb der Wand der inneren Zelle vorgehend, und zwar in netzförmig anastomosirenden Strömen, die freilich auf- und absteigen, aber in so vielfachen Verzweigungen und Verbindungen und in so durchkreuzenden Richtungen, dafs in der That bei Denjenigen, welche die wahre Natur der Rotation und deren Unterschied von der Cyklose kennen, sich auf den ersten Blick die Ueberzeugung aufdringen mufste, dafs diese Erscheinung mit der Rotation nicht die mindeste Aehnlichkeit hat, im Gegentheil ganz mit der Cyklose übereinstimmt, da die Ströme in gefäfsartigen Kanälen eingeschlossen sind, während sie sich bei der Rotation frei im Inneren der Schlauchhöle drehen. Hr. M. hat nun die Beobachtung dieser Cirkulation in den Haaren auch an anderen als den genannten Pflanzen wiederholt und beschrieben, ist jedoch merkwürdiger Weise durchaus bei der falschen Analogie mit der Rotation stehen geblieben, was in der That von Jemand dem die Erscheinungen der Cyklose genau bekannt sind, kaum sollte erwartet werden können. Ja der Verf. dem der Widerspruch, dafs eine Rotation doch unmöglich zwischen zwei Zellenwänden vor sich gehen könnte, nicht entgehen konnte, geht so weit, die unbestreitbar richtigen Beobachtungen des berühmten, und in diesem Fall ganz unpartheiisch genauen englischen Beobachters, dafs nämlich die Haare der Tradescantien aus doppelten Zellenwänden zusammengesetzt seien, geradezu zu läugnen, blofs weil in diesem Fall der Vergleich mit der Rotation natürlich nicht gepafst hätte, deren ganze von uns ausführlich gegebene Entwickelungsgeschichte übrigens auch sonst so himmelweit von den Bewegungen in den Haaren der heterorganischen Pflanzen abweicht, dafs ich nicht wüfste, wie sich der Vergleich beider sollte rechtfertigen lassen, auch wenn die Ströme sich nur innerhalb einer einfachen Zellenwand bewegten. Die vom Verf. gegebenen Abbildungen der Stromnetze sind auch bei weitem weniger naturgetreu als die von Slack gegebenen. Der Verf. kömmt nun durch seine alles vergleichende aber nicht unterscheidende Methode zu dem wunderbaren Resultat, dafs in den heterorganischen Pflanzen zwei verschiedene Cirkulationen vorhanden sein müssen, die eine in den Zellen und Haaren, welche derselbe als Rotation neben der Rotation der homorganischen Pflanzen abhandelt; die zweite eine Cyklose, die als eine partikuläre ganz verschiedene Erscheinung und abgesondert von der ersteren betrachtet ist. Diese unnatürliche Darstellung könnte nun zu unsäglichen Irrnissen Anlafs geben, wenn man nicht bald eine Aufklärung darüber erhielte. Denn natürlich müfste

man weiter fragen, in welchem Zusammenhang denn zweierlei Cirkulationen in einer und derselben Pflanze stehen, welche Bedeutung sie haben sollten; was aber der Hr. Verf. gar nicht berührt. Diese Irrthümer sind nur dadurch erklärlich, dafs dem Hrn. Verf. die Entwickelungsgeschichte des Lebensgefäfssystems gänzlich unbekannt geblieben ist, und dafs derselbe namentlich die unendlich zarten und feinen Gefäfsnetze der jugendlichen vasa laticis, in Form der vasa laticis contracta, welche wir in unserer französischen Preisschrift durch so viele Abbildungen in fast allen heterorganischen Familien erläutert haben, gar nicht zu kennen scheint. Insbesondere sind es die Pflanzen, deren Lebenssaft nicht milchig ist, wo die vasa laticis contracta äufserst zart erscheinen, und deren Darstellung die französische Akademie in der Preisfrage ausdrücklich wünschte, um die Allgemeinheit des Lebensgefäfssystems erwiesen zu sehen. Der Hr. Vf. läugnet die Existenz der vasa laticis contracta in seiner Schrift aber kurzweg, weil er nie habe so etwas finden können. Wunderlich genug aber hat er sie überall in den feinen Stromnetzen worin der Saft um die Zellen cirkulirt, vor Augen gehabt, ohne sie zu erkennen. Diese Gefäfse durchziehen und umgeben die verschiedenen Organe, besonders die Zellen um die Sekretionsorgane wie ein feines Spinngewebenetz und sind bei manchen Pflanzen z. E. bei den Caladium und Arum-Arten selbst nach der Maceration noch darzustellen und in meinem Memoir abgebildet. Die Kenntnifs dieser Gefäfsnetze hätte dem Hrn. Verf. alle die Wunderdinge, welche er über die Stromnetze der Zellen erzählt, leicht aufgeklärt. Leider weifs ich nicht, ob nicht gerade mehrere dieser Figuren in der französischen Ausgabe meines Memoirs unter anderen weggelassen sind, sie werden aber in der unter der Presse befindlichen deutschen Ausgabe mitgegeben werden. Der Vf. aber läugnet nicht blofs die jungen vasa laticis contracta, sondern auch die Anastomosen der Lebensgefäfse überhaupt und beruft sich dabei zugleich auf eine von Hrn. G. M. R. Link in den Grundlehren der Kräuterkunde gegebene Abbildung, welchem der Verf. dabei die Entdeckung der Verästelungen der vasa laticis der Euphorbien zuschreibt; eine Ehre, die Hr. G. M. R. Link wohl ablehnen möchte. Ich glaube nämlich hierbei zur Aufklärung eines doppelten Mifsverständnisses die Erklärung machen zu dürfen, dafs ich Hrn. G. M. R. Link auf die schöne Gefäfsbildung in den fleischigen Euphorbien zuerst aufmerksam gemacht, demselben die Präparationsart und auch zugleich ein vollständiges Präparat zur Anfertigung einer Zeichnung mitgetheilt habe, und dafs es nur durch einen mir unbekannten Zufall geschehen sein kann, dafs Hr. G. M. R. Link bei Publikation der Abbildung dieser Gefäfse, deren Zeichnung ich übrigens lange vorher meinem französischen Memoir einverleibt hatte, meinen Namen nicht genannt hat. Sonderbar genug hat aber der Zeichner der vom Hrn. G. M. R. Link gegebenen Abbildung die Verzweigungen zwar dargestellt, aber nicht die Anastomosen, obgleich sie in keinem gut bereiteten Präparat zu verkennen sind, und so ist denn nach dieser Abbildung, nachdem man mir das geringe Verdienst die Verästelungen gefunden zu haben abgesprochen, gar noch gegen mich die Existenz der Anastomosen geläugnet werden, blofs weil der Zeichner die von mir präparirten Anastomosen nicht abgebildet hat. In der That aber sind Anastomosen und Verzweigungen da und zwar so gut im Zustande der Expansion als der jugendlichen Contraktion und nur die gänzliche Unbekanntschaft mit diesen Organisationsverhältnissen konnte dem Hrn. Verf. so weit abführen, dafs er das vollkommenste Bild einer wahren Cyklose in den contrahirten zarten Lebensgefäfsen der heterorganischen Pflanzen verläugnet hat, um es zu einer Rotation zu machen. Die Haare sehr vieler Pflanzen, mit Milchsaft sowohl als farblosem Lebenssaft, sind ähnlich wie auch die Zellen mit unendlich feinen Netzen von Lebensgefäfsen umschlungen und durchzogen, und wem noch der mindeste Zweifel übrig bleibt, dafs die genannten Strömungen in diesen Theilen wirklich zur Cyklose gehören, der kann sich von der Wahrheit augenblicklich an dem Haar der ersten besten milchenden Pflanze z. E. von den Blumen einer Campanula Art überzeugen. Aus den Haaren der Campanula rapunculoides oder Trachelium sieht man den Milchsaft beim durchschneiden wie aus allen anderen Theilen ausfliefsen. Beobachtet man dieses Haar durchs Mikroskop, so sieht man diesen Milchsaft darin ähnlich wie in allen anderen Pflanzentheilen cirkuliren, nur mit dem Unterschiede, dafs die Stromkanäle unendlich fein in den Haaren erscheinen.

Aber keinesweges sind die Strömungen in den Zellen abgeschlossen, sondern durch die Anastomosen sind Verbindungen der Netze in allen Theilen, so dafs auch die Ströme in den Haaren mit dem Stromnetze des Inneren der Pflanze zusammenhängen. Schon in meiner ersten Schrift über den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut im Jahre 1824, habe ich diese Stromnetze und ihre auf- und absteigenden und in einander rückkehrenden Richtungen abgebildet und beschrieben, und diese Beschreibung pafst so gut auf die Stromnetze in den Haaren der Campanula Arten und der übrigen Pflanzen als auf die Cyklose in allen sonstigen Theilen der heterorganischen Pflanzen. Durch diese vorläufigen Bemerkungen glaube ich der Verbreitung der besprochenen Irrthümer und Mifsverständnisse am besten vorbeugen zu können, indem Jeder, welcher dem Gegenstande einiges Interesse widmet, sich durch die einfache Beobachtung des Haars einer Glockenblume das klarste Bild desselben verschaffen kann. Man wird also durch eine richtige Erkenntnifs jener Erscheinungen finden, dafs die Gesetzlosigkeit, welche daraus folgen würde, dafs bei mehreren heterorganischen Pflanzen sich eine Säfterotation wie bei den homorganischen Pflanzen finden sollte, durchaus nur scheinbar ist, und vielmehr derselbe zusammengesetzte Verlauf des Lebensprocesses durch die verschiedenen organischen Systeme sich auch bei allen denjenigen heterorganischen Pflanzen findet, bei denen der Verfasser die Cyklose mit der Rotation verwechselt hat. Noch irrthümlicher wäre die aus jener Mifsdeutung der Erscheinungen hergeleitete Vorstellung, dafs die Cyklose mit dem ihr angehörigen Gefäfssystem nur eine vereinzelte, nicht allen heterorganischen Pflanzen zukommende Erscheinung sei, woraus sich die Ansicht bilden könnte, dafs das System der Lebensgefäfse entweder überhaupt nicht allgemein sei, oder doch denjenigen Pflanzen nicht zukomme, in deren Haarzellen die feinen Ströme der Säftecyklose bemerkt sind, welche der Verfasser fälschlich für eine Rotation gehalten. Der Herr Verfasser scheint diese Ansicht zu haben, weil es ihm nie gelungen ist, die Lage und den Bau der Lebensgefäfse auf den Querdurchschnitten zu erkennen, daher denn die wahre Organisation der Gefäfsbündel in dieser Beziehung von ihm überall unrichtig oder mangelhaft dargestellt ist. Indessen ergiebt sich aus obigem, dafs gerade umgekehrt die vorhin genannten Erscheinungen den schönsten Beweis für die wirkliche Existenz der Cyklose und des Lebensgefäfssystems in allen heterorganischen Pflanzen, wie verschieden auch die Säftefärbung sein mag, bilden. Im Uebrigen zeigt sich auch, aufser dem unmittelbaren Zusammenhang der Säftebewegung in den Haaren mit der Cyklose im Inneren bei den mit Milchsaft versehenen Pflanzen, der Unterschied dieser Bewegung in den Haaren von der Rotation bei homorganischen Pflanzen noch augenblicklich in der durch unsere Versuche bekannten Einsaugung gefärbter Flüssigkeiten durch den rotirenden Saft homorganischer Pflanzen, während die Lebenssaftgefäfse überall entweder gar keine gefärbte Flüssigkeiten aufnehmen oder solche doch erst verändert, von dem Spiralgefäfssystem aus empfangen. Die Natur zeigt also wie im Thierreich, so auch im Pflanzenreich eine durchgreifende Gesetzmäfsigkeit in der Bildung ihrer organischen Systeme und man wird die Grofsartigkeit der dadurch begründeten Unterschiede immer mehr erkennen, je näher man den Zusammenhang des Lebensgefäfssystems nach allen Seiten würdigen lernt, ja selbst Diejenigen, welche sich die Allgemeinheit dieses Systems zu widerlegen bemühen, werden unwillkührlich und unvermerkt die Gründe, wodurch sie es zu widerlegen glauben in schlagende Beweise für die Wahrheit derselben sich umkehren sehen.

Dr. C. H. Schultz.

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

XVII.

Altsächsische und angelsächsische Sprachproben. Herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniſs der angelsächsischen Wörter versehen von Heinrich Leo. Halle, 1838. *bei Eduard Anton. XIV. und* 274 S. 8.

Es ist längst von allen Freunden der deutschen Sprachkunde schmerzhaft empfunden, daſs von allen germanischen Sprachen eine der wichtigsten, die angelsächsische, im Verhältnisse zu dem Werthe ihrer Denkmäler die am meisten vernachläſsigte war. Die Engländer selbst blieben bei aller ihrer schwärmerischen Verehrung für Bau- und ähnliche Denkmäler ihrer Vergangenheit der eigentlichen Muttersprache aus Anhänglichkeit für das Studium der griechischen und lateinischen Sprache stets fremd, mehr noch vielleicht durch den Zauber, mit welchem die Abstammung des englischen Adels von den Normannen in den Augen der Nation das romanische Element ihrer Bildung so sehr umstrickt hat, daſs altbritische und angelsächsische Studien nie ein allgemeines Interesse, und selten die Begünstigung vornehmer Gönner gefunden haben.

Die Gelehrten jenes Volkes, achtungswerth wie viele, verehrungswürdig wie manche derselben uns erscheinen, beachteten nicht, daſs von allen germanischen Völkern nur das ihrige seine ältesten Rechtsquellen, durch deren Verständniſs allein die Entstehung des neueren Rechtswirrwarrs erklärlich wird, in der Muttersprache besitzt; daſs ein Schatz von Urkunden und anderen wichtigen Geschichtsquellen in derselben erhalten ist, welcher mehrere Jahrhunderte älter ist, ehe ein anderes Volk des neueren Europas nur eine in seiner Landessprache aufzuweisen hat; daſs England ein halbes Jahrtausend einer selbstständigen germanischen Bildung sich erfreuet hat, zu welcher die übrigen germanischen Völker zum Theil nur durch dasselbe und in ähnlicher Höhe erst viel langsamer gediehen; daſs ihre Dichter, selbst noch des siebzehnten Jahrhundertes, der Erläuterung aus der angelsächsischen Sprache bedürfen. Miltons Vorliebe für germanische Wortbildungen ist von den neueren Dichtern bemerkt und nachgeahmt, in viel reicherer Fülle durchdringen sie die Sprache des Ausbilders des alten Volksdrama, Shakespears, in merkwürdigem Gegensatze zu den Gelehrten und Hofdichtern seiner Zeit, so daſs die wichtigsten Erläuterungen seiner Sprache von germanischen Sprachkennern geliefert oder noch zu erwarten sind. Die germanischen Sprachforscher des Festlandes wurden aber durch die groſse Kostspieligkeit der englischen Ausgaben angelsächsischer Werke, noch mehr durch die Mangelhaftigkeit der Abdrücke von einer Benutzung derselben abgehalten.

Nachdem jedoch seit der Ausgabe der angelsächsischen Gesetze durch David Wilkins (1721) und Smith Ausgabe der angelsächsischen Uebersetzung von Bedas Geschichtswerke (1722), auſser dem sehr schwachen Wörterbuche des Edmund Lye und Barringtons Ausgabe der Uebersetzung des Orosius für die angelsächsische Sprache und Literatur in England auch durchaus nicht das Geringste geschehen war, so waren es drei Dänen, welche zuerst deren Studium wieder weckten und wesentlich förderten: Thorkelin, durch die erste Ausgabe des Beowulf, zu Kopenhagen im Jahre 1815 gedruckt *), Rask, dem wir (1817) die erste bes-

*) Ich glaube es dem Andenken eines Mannes, welcher mannichfache Verdienste um die Geschichte des Nordens gehabt hat, schuldig zu sein, hier zu bemerken, daſs aus dem nach Rask's Tode in meinen Besitz gelangten und von mir der Bibliothek der Record-Commission überlassenem Exemplare jener Ausgabe, welches Rask mit Thorkelins eigener Abschrift der angelsächsischen Handschrift verglichen hatte, hervorgeht, daſs jene Abschrift sehr viel correcter war, als der häufig zum Unverstande entstellte Abdruck.

sere Grammatik jener Sprache verdanken, und Grundtvig, dem Uebersetzer des Beowulfliedes, dessen trefflicher Plan einer Bibliotheca Anglosaxonica leider nicht zur Ausführung gediehen ist.

Seit dieser Zeit hat auch in England sich den angelsächsischen Sprachstudien wieder einige Theilnahme zugewandt, wozu vorzüglich Turner's angelsächsische Geschichte manche Anregung gegeben hatte. Cardale's Ausgabe der angelsächsischen Uebersetzung des Boethius de consolatione philosophiae, des Samuel Fox Ausgabe des Menologium oder poetischen Kalenders, und der metrischen Abschnitte des Boethius, Jngrams angelsächsische Chronik lassen vieles zu wünschen übrig. Der Brüder Conybeare Sammlung angelsächsischer Gedichte mit sehr fleifsigen Erläuterungen (1826) läfst aufrichtig bedauern, dafs Einsicht und Tüchtigkeit nicht von besseren grammatischen Kenntnissen unterstützt waren.

Wesentlichen Fortschritt verdankt die angelsächsische Sprachkunde erst den Hrn. Benjamin Thorpe, welcher Rask's angelsächsische Grammatik in das Englische übersetzte, und Hrn. J. M. Kemble, welcher stolz darauf ist, sich einen Schüler unseres Jacob Grimm nennen zu dürfen. Hr. Thorpe hat seit 1832 correcte Ausgaben des Caedmon *), der Pariser Handschrift der angelsächsischen Psalmen, der Novelle vom Apollonius von Tyrus und einer manche bisher ungedruckte Stücke enthaltenden Chrestomathie, betitelt Analecta Anglosaxoniae, geliefert und ist gegenwärtig im Begriff seine für die Record-Commission gearbeitete neue Ausgabe der angelsächsischen Gesetze dem Publicum zu übergeben. Auch hat er nach der Abschrift, welche ein bereits verstorbener junger Deutscher von einem angelsächsischen Manuscripte zu Vercelli für die Record-Commission genommen hat, einen Abdruck der darin enthaltenen poetischen Stücke (s. meine Geschichte Grofsbritanniens Th. II. S. 406) besorgt, von welchem jedoch keines der etwa 20 Exemplare in die Hände des Publicums hat gelangen dürfen. Kemble hat nur den Beowulf und später eine Uebersetzung desselben herausgegeben; hat aber dadurch Gründlichkeit und Scharfsinn so sehr bewährt, dafs von ihm wie von Thorpe die Sprachkunde Englands noch viel wird erwarten dürfen, wenn der eine nicht in seiner Gesundheit der Liebe zur Wissenschaft bereits ein zu grofses Opfer gebracht hat, der andere nicht durch die Politik, deren Studium durch ihre Erfolge und gewöhnlichen Belohnungen schon so viele der besten Köpfe Englands der Wissenschaft und Kunst entrissen hat, den Forschungen entzogen wird, welche nicht nur dem ganzen germanischen Europa wichtig sind, sondern als die Grundlage der Kenntnifs der englischen Sprache auf beiden Hemisphären, auch dort, wo sie sich dem englischen Scepter bereits entzogen hat und wohin englische Waffen nie gedrungen sind, unvergänglich leben werden.

Wenn wir nun auch nicht einen zweiten hundertjährigen Schlummer angelsächsischer Studien in England besorgen, da schon die Verehrung alter Volkslieder und Richter, so wie das gegenwärtig lebhaftere Interesse an den Dialecten Englands und des südlichen Schottlandes die Aufmerksamkeit auf jene reger erhalten, so ist es dennoch sehr erfreulich, wenn dasjenige Land, welches durch geographische Lage und manche geschichtliche Verhältnisse zum Hauptsitze der Sprachwissenschaft seit Jahrhunderten bestimmt war und vermuthlich noch lange bleiben wird, gleichfalls beginnt eifriger mit angelsächsischer Sprache und Literatur sich zu beschäftigen. Jacob Grimms grofse Verdienste um die angelsächsische Sprache liegen in seiner Grammatik und den Werken seiner Jünger dar; Graff und Mone (dieser in seinen Quellen und Forschungen) haben einigen Handschriften in dieser Sprache, Reinhold Schmid den alten Gesetzen gebührende Aufmerksamkeit erwiesen. Eine ebenso überraschende als willkommene Erscheinung war es uns aber das oben angezeigte erste deutsche Handbuch der angelsächsischen Sprache unserer Jugend durch einen Mann dargebracht zu sehen, dessen vielseitige historische Leistungen ihm eine Anerkennung verschafft haben, welche keines Beiwerkes aus fremdartigen Studien bedarf, und der nur durch die grofse Bedeutung jener Sprache und Literatur für eine gründliche Kenntnifs der germanischen Vorzeit zu dieser Arbeit geführt sein kann.

Nach einer altsächsischen Sprachprobe in einem Bruchstücke aus dem Héljard nach Schmellers Ausgabe, ohne Erläuterungen, sind zwölf Auszüge aus angelsächsischen prosaischen Werken und Gedichten sehr zweckmäfsig zusammengestellt. Nur vier der-

*) S. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833. August.

ben sind aus Thorpe's Analecten entlehnt. Die übrigen sind aus Beda, Orosius, dem Apollonius von Tyrus, den Psalmen, Beowulf, Ina's Gesetze, und Caedmon, dem noch der ganze Travellers song mit Erläuterungen beigegeben ist. Es fehlt nicht an kritischen Bemerkungen, welche beweisen, wie sehr der Herausgeber seine Aufgabe erkannt hat.

Zu dem Lesebuche aber, wenn es in Deutschland seinen Zweck erreichen sollte, gehörte ein Wörterbuch, da die vorhandenen, namentlich das von Lye, selbst in England zu den kostbaren Seltenheiten gehört. Der Herausgeber hat sich also der Arbeit unterzogen ein Glossar zu liefern, wie es aus eigenen Niederzeichnungen bei seinen angelsächsischen Studien entstanden ist und daher manches liefert, was das Lesebuch nicht forderte, dagegen manches nicht enthält, was der Lernende ungerne vermissen wird. Sein Ziel bei dieser Arbeit hat Hr. Leo sich noch höher gestellt, aber auch sehr erschwert dadurch, dafs er die herkömmliche alphabetische Anordnung verlassen und die Wortfamilien nach einem angelsächsischen Lautsysteme angeordnet hat. Diese Anordnung mufs einerseits dem Anfänger die Erlernung der Sprache, andererseits aber auch die erste Ausarbeitung eines solchen Vocabularium sehr erschweren. Wenn nun aber auch einige Philologen ohne Zweifel und andere vielleicht eine solche Arbeit sorgfältiger und gründlicher vollendet hätten, so darf dieses doch dem tüchtigen Manne nicht zum Vorwurfe gereichen, der in Erkenntnifs des Zeitgemäfsen, und nach vielfacher Täuschung in gerechten Ansprüchen an die Männer vom Fache, dem eigenen schönsten Berufe sich entzieht, während jene reichliche Mufse und besser verwendbare Kräfte mit der Herausgabe vieler durch Stoff wie Sprache untergeordneten altdeutschen Gedichte vergeuden.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit in Leo's Buche nimmt das angelsächsische Lied, welches die Engländer the Travellers song, jener richtiger, des Sängers Reisen betitelt, in Anspruch. Leo erwähnt, dafs es seine Absicht gewesen sei, dasselbe einzeln herauszugeben und wir möchten bedauern, dafs er dieses nicht gethan, da es nicht als Sprachprobe, sondern wegen seiner Beziehungen zur alten Sage und Geschichte aufgenommen ist und obgleich mit unverkennbarer Vorliebe bearbeitet, dennoch mit den erforderlichen Erläuterungen uns viel zu karg ausgestattet scheint. Dieses Lied stellt viele Namen von Ländern und Fürsten zusammen, welche ein Sänger gesehen haben will, von denen jedoch die meisten nur der germanischen und nordischen Sagenwelt angehören. Das hohe Alter dieses Liedes macht es zur ältesten Urkunde für viele unserer Sagen, deren vorhandene Bearbeitungen zuweilen fünf Jahrhunderte jünger sind; viele Länder- und Personen-Namen werden darin erwähnt, zu denen sich gar keine spätere Erläuterung geben läfst. So merkwürdig wie es in diesem Liede erscheint, dafs der Verfasser Sagenkreise kannte, welche die Bekanntschaft mit den entferntesten germanischen Stämmen voraussetzt, so ist es dagegen nicht minder auffallend, dafs von dieser umfassenden Sagenkunde in England nach der normannischen Eroberung sich fast gar keine Spur mehr findet, ein Umstand, welcher wohl nicht nur den Kriegswaffen, sondern noch mehr der schon vor der Eroberung eingetretenen am angelsächsischen Hofe eingerissenen französischen Verbildung zuzuschreiben ist.

Conybeare hat sich bereits sehr bemüht, dieses von ihm zuerst herausgegebene merkwürdige Lied zu erläutern, doch fehlte es ihm zu sehr an vielseitiger Kenntnifs der germanischen Sagenwelt und Geschichte, um auch nur vor den willkührlichsten Hypothesen gesichert zu sein. Einen viel gröfsern Fortschritt in der Erläuterung dieses Gedichtes verdanken wir Wilhelm Grimm, welcher die Aufmerksamkeit der Deutschen auf dasselbe zuerst lenkte, da er in seiner „deutschen Heldensage" die in jenem vorhandenen Beziehungen zu derselben nachwies. Hr. J. M. Kemble hat seitdem nicht nur einen neuen Abdruck des Gedichtes gegeben in seiner Ausgabe des angelsächsischen Beowulf, sondern auch durch letztere es möglich gemacht, diejenigen Namen aus des Sängers Reisen abzusondern, welche der Beowulfs Sage angehören. Nur durch Sonderung der verschiedenen Sagen werden sichere Resultate für das Alter derselben zu gewinnen und das Verhältnifs zur Sage und Geschichte näher zu bestimmen sein. Der Herausgeber deutet vier verschiedene Heldenkreise an, zwei ostdeutsche und zwei norddeutsche, welche sich in unserm Gedichte begegnen: den des Ostgothen König Hermanrich, den des Longobardischen Alboin, den der Kutrun

und den des Beowulf. Ueber den ersten und letzten ist das Wesentlichste in den Noten und nachträglichen Bemerkungen nachgewiesen.

Die Alboinssage ist uns sehr merkwürdig, da ausser in unserm Liede, keine Spur derselben vorhanden scheint, obgleich schon Paulus Diaconus berichtete, dafs Alboins Freigebigkeit, Ruhm und Kriegsglück nicht nur bei Baiern und Sachsen, sondern auch bei anderen Stämmen derselben Zunge, worunter er also auch Angelsachsen verstanden haben wird, in ihren Liedern gefeiert sei. Alboins Vater Audoin (Eadwine) wird genannt; doch glauben wir auch in Aegelmund und Glithe (Lethu) den ersten und dritten König der Longobarden zu erkennen. Auch Eathilde, eine Tochter Audoins wird erwähnt, wie es scheint als Fürstin der Myrgingen, Gemahlin oder Mutter des Königes derselben Eadgils. Eben so unbekannt als jene ist uns auch Sceafa, König der Longobarden, da wir diesen Namen bisher nur aus den angelsächsischen Sagen kannten.

Rücksichtlich des Kreises der Kutrun hebt Leo nur die Namen Hagen, Hethin (Henden) und Wade hervor. Doch ist zu bemerken, dafs letzterer König der Haelsingen (im östlichen Schweden) genannt wird; der erste als der der Holmreichen, der zweite derjenige der Glommen. Letztern dürften wir wohl an den grofsen Flufs Norwegens, den Glommen versetzen, wodurch auch des Saxo Grammaticus Angabe über Hethin, dafs er rex aliquantae Norvagiensium gentis gewesen, näher bestimmt wird. Den Hagena (Högni) nennt Saxo einen regulus Jutorum: die Holmriken der Angelsachsen werden aber in der Heimskringla wiederholt Holmrygir, im nördlichen Norwegen in Rogaland am Bukkefjörd, genannt. Vielleicht gehören hierher noch die Haedhnen, welche Leo durch: „Heiden" übersetzt, aber uns die Hiathningen, Heodeningen der Kutrunsage scheinen; den Sitz der Haethnen finden wir in Heidhmork am Miörsee und erkennen in denselben die χαιδεινοὶ, welche Ptolemäus im westlichen Skandinavien kannte. Weniger möchte ich aber bezweifeln, dafs die Beibehaltung jener nordischen Ländernamen in dem angelsächsischen Liede uns in die wahre Heimath jener Sage führt, deren deutsche Bearbeitung später den Schauplatz in das nördliche Deutschland und Dänemark rückte.

Nach Skandinavien möchten noch zu setzen sein: die Geflegen, deren Name in Gefle, nördlich von Upsala erhalten ist; so wie das Land der Hundingen, welches in mehreren nordischen Sagen neben dem bekannteren Biarmien genannt wird. Im nordwestlichen Schweden scheinen wir auch die Hronen des Angelsachsen suchen zu müssen, nämlich die schon im Jornandes angeführten Raneriki. Diesem Lande gehören auch die schon dem Procopius bekannten Skritfinnen an, so wie die Finnen, deren Fürst Cälic genannt wird. So räthselhaft wie letzterer Name, aber wohl wichtiger, scheint der eines Stammes der Lüonen, welcher in deutschen Sagen unbekannt ist. Höchst wahrscheinlich ist es mir, dafs der Altvater der nordischen Geographie uns auch hier die richtige Deutung liefert, welcher das Volk der Λευῶνοι als Bewohner des mittlern Skandinaviens genannt hat. Dürfen wir so diese beiden bisher einzeln stehenden Namen zusammenbringen, so hätten wir auch die Deutung für die Lio-thiod, das Volk der Lio in Skandinavien, dessen Jornandes neben den Bergio, deren Namen die einst berühmte Handelsstadt Birca aufbewahrt hat, und den Hallio (Halland) gedenkt. Zu Schweden rechnen wir auch die Burgenden, bei denen der Sänger nicht an die südlichen Burgunden, sondern an die Borgenden, welche auch König Aelfreds Berichterstatter auf Bornholm fand, dachte, wenn gleich deren König Guthere (Gundahari, Günther) der der Geschichte entlehnte Fürst der Heldensage ist.

Demselben Lande gehören in unserm Gedichte auch vielleicht die Wrosnen und ihr Fürst Olen an, wenn wir in demselben die älteste Namhaftmachung der Russen erkennen dürfen, welche wir bekanntlich bisher nicht vor dem Anfange des neunten Jahrhundertes unter den Namen Rhos, eines schwedischen Stammes, gekannt haben.

In Norwegen sind vermuthlich auch die Throwenden zu finden, da Thrôwendum nur für Throndum des Verses wegen gesagt ist. Die Throndi, Thrandi, Drontheimer sind in Sage und Geschichte oft erwähnt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Altsächsische und angelsächsische Sprachproben. Herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniſs der angelsächsischen Wörter versehen von Heinrich Leo.

(Schluſs.)

Groſsentheils gehörten diesem Volke vermuthlich auch die Wikingen an, in dem ehemaligen Lande Wiken, von Christiania bis zu der Götha Elf; so wie die Wikingen, welche sich in der scandinavischen Wingulmark finden lassen, falls man sie nicht, was jedoch nicht sprachrichtig scheint, in Fühnen suchen will.

Daſs in den Wenlen sich die skandinavischen Wipuli wieder finden, ist gleichfalls und besonders als ein Beweis für unseres Liedes hohes Alter hervorzuheben.

Die Stämme, welche in den jetzigen dänischen Landen wohnten, gehören der Beowulfssage gröſstentheils an. Doch nennt unser Sänger noch die Ymbrer, in denen die Bewohner der Insel Fehmern nicht zu verkennen sind. Die *Suäfen* und Angeln werden hier als Nachbarn genannt und als eine gemeinschaftliche Grenze derselben, die in vielen Sagen gepriesene, von Offa, König der Angeln errichtete Mark bei Fifeldor. Wir begegnen hier einer dritten Erläuterung dieses Gedichtes, welche kein jüngeres Denkmal alter Völkerkunde als Ptolomäus uns darbieten kann, welcher die *Σουήβοι οἱ Ἀγγειλοι* an der Elbe nennt. Ptolomäus scheint sie an das südliche Elbufer zu setzen. Nach seiner Zeit finden wir sie bekanntlich in Schleswig und neben der Mark Offas, welche später unter dem Namen Danewirk hergestellt ist, noch einen bedeutenden Ort Schwabstedt. So manche unläugbare Hinweisungen auf das hohe Alter des angelsächsischen Gedichtes dürfen uns kühner machen und in dessen Siegen die Sigulones der cimbrischen Halbinsel nach den Nachrichten des Ptolomäus; in dessen Rondingen und Swerthingen die Rendigni und Suardones des Tacitus, welche dieser mit den Angliern und Warnen in den Ostseeländern aufzählt, suchen lassen. Die Siegener werden auch in dem Bruchstücke des angelsächsischen Gedichtes über die Schlacht bei Finnesburg neben anderen dänischen Namen genannt; dort heiſst ihr Held Sigeferth; hier ihr Fürst Sanferth.

Auch von den längst verschollenen Sagen der Thüringer finden sich einige Spuren bei unserem Angelsachsen. Das in vielfacher Hinsicht sehr beachtungswerthe Chronicon Quedlinburgense (bei Leibnitz Script. rer. Brunsvic.) enthält einige andere. Daſs der Frankenfürst Theodorich hier genannt wird, muſs daran erinnern, daſs der Poeta Saxo Lieder vom fränkischen Theodorich anführt. In den Herefarena, welche Leo lediglich für ein Kriegsvolk nimmt, sollte die älteste Spur der Hervorarsaga nicht übersehen werden.

Kemble hält einige Verse des angelsächsischen Liedes durch spätere Hand eines Christen interpolirt; Leo findet noch mehrere derselben. Sehr richtig ist zu diesen die Erwähnung Alexander des Groſsen nicht gesetzt, an dessen Züge durch Asien die Stammsage der Sachsen sich knüpfet. Uns scheint jedoch kein Grund vorhanden irgend einen Vers des Gedichtes für neuer zu halten, als die Abfassung des Ganzen, welche nicht lange nach dem lombardischen Alboin statt gefunden haben muſs. Die Namen orientalischer Völker, welche darin genannt werden, waren damals, wo die herrschende Wanderlust einige Erd- und Völkerkunde verbreiten muſste, auch den Barbaren nicht fremd. Die Namen der Picten und Skoten dürfen keinen Verdacht erregen, da wir sie aus den bewährtesten Quellen schon um die Mitte des vierten Jahrhundertes kennen, die ersteren schon damals, die letzteren vor Alboins Zeiten an der Nordsee wohnend und sie beschiffend. Einige Wiederholungen bleiben im Ge-

dichte, auch wenn die von Leo eingeklammerten Verse wegfallen; mit diesen würden aber auch die Skridfinnen, Leonen, Haethnen, Hälethen, Hundingen, Mofdingen, Amothingen, Ostthüringen und Isthen (Esthen) aus dem Liede entfernt. Vielleicht ist hier für Haelethum zu lesen Haerethum; deren Land Haeredhaland in Norwegen den Angelsachsen wohl bekannt war. Doch möchten wir noch eine andere ungezwungnere Erklärung darbieten; dafs nämlich die Hälethen Einwohner der Shetlandsinseln sind, welche bekanntlich im Norden den Namen Hialtland führten. In den Othingen finden wir vielleicht die Amothingen, wie Jornandes einen der wildesten skandinavischen Stämme benennet, wieder. Den Mofdingen wissen wir keinen bestimmten Sitz anzuweisen. Doch können wir nicht unterlassen auf die schon von Conybeare angeführte Inschrift: matribus Mopatensibus hinzuweisen, welche bei Nymwegen gefunden ist, so wie auf den Ortsnamen Moffot, welcher im südlichen Schottland sich findet, einem Lande, in welchem die uralten germanischen Ansiedlungen bisher wenig beachtet sind.

Zu den Namen, welche wir noch gar nicht zu deuten wissen, gehören die Fromtingen. Der Name der Sarcingen ist jedoch der der Saracenen, welche schon der h. Hieronymus nennt, die Bewohner des aus dem Snorro, hochdeutschen Glossen, dem Itinerarium des Abtes Nicolaus u. a. bekannten Serklandes. Die Seringen könnten die den Alten besonders wegen ihres Seidenbaues bekannten Seres am caspischen Meere sein. Zur Erklärung der Aenenen ist schon einiges gesagt, doch bleibt noch zu erinnern, dafs Enea in der Edda ein östlicher Theil Europa's ist. In den Baningen möchten wir die Bewohner des Bernsteinlandes der Nachrichten des Plinius Bannomanna erkennen.

Die Wären, deren König Hunhaet war (nach der älteren Lesart), scheinen die Einwohner des Wirlandes zu sein, welches schon die Edda Sämunds kennt, als einen District von Austurvegr; also an der Meeresküste des nördlichen Rufslands belegen. Leo schlägt vor Hun Haetwerum zu lesen, was dem Alliterationsgesetze besser entspricht. Die Haetweren, welche Grundtvig schon im Beowulf entdeckte, können allerdings für die Attoarier der Gesta regum Francorum (Chattuarii, Attuarii) gehalten werden, welche der dänische König Chochilagus, — den Outzen sehr glücklich mit dem Könige Higelac im Beowulfliede zusammenstellte, — zu des fränkischen Theodorik Zeit mit einer Flotte heimsuchte, und bei denen derselbe seinen Tod fand.

Der Name der Myrgingen, den der Dichter sechsmal erwähnt, und welchem Stamme er selbst angehörte, ist uns sehr dunkel, wenn wir gleich so wenig wie Leo versäumt haben, an die Momrungani zu denken, deren Land, wie der Geograph von Ravenna sagt, das an Dänemark stofsende Elbland war. Es ist nicht der am wenigsten räthselhafte Umstand, dafs im Gedichte Beowulf die beiden hier als die durch König Offa zurück gehaltenen Nachbarvölker der Angeln genannten Stämme der Myrgingen und der Sväfen gar nicht vorkommen, was also auf eine unserm Dichter bekannte, noch älterere Sage hinzuweisen scheint.

Mögen diese Ergänzungen zur Erläuterung des angelsächsischen Reiseliedes auch nicht immer das Richtige treffen und jedenfalls noch einige Lücken lassen, so zeigen sie dennoch, dafs noch manche Erklärung zu finden ist; dafs die darin genannten Völker jedoch fast lediglich, mit Ausnahme der wenigen leicht erkennbaren aufsereuropäischen, fast alle in den Ostsee- und Nordsee Ländern zu suchen sind, eine Bemerkung, welche für die Geschichte unserer Heldensage von der gröfsten Wichtigkeit werden mufs. Dafs sich keine slavische Stämme unter ihnen finden, ist als Beweis des Zeitalters wichtig, was wir um so weniger übersehen dürfen, da die gelehrten Aufsteller der Preisaufgabe zur Secularfeier der Göttinger Universität es gethan haben.

Ueber die Fürsten und Heldennamen unseres Gedichtes viel zu sagen, ist uns hier nicht vergönnt. Nachdem Wilhelm Grimm die richtige Ansicht vieler derselben bereits angegeben hat, so scheint uns das Weitere erst nach Feststellung der geographischen Namen wichtig zu werden. Bemerkenswerth ist es, dafs aufser den Namen des Beowulf-Epos, Theodorichs und Alboins, kein Name der Könige mit denen der aus der Geschichte oder Sage bekannten Völker übereinstimmt. Es wäre jedoch irrig, hierin die Willkür unseres Dichters sehen zu wollen: vielmehr läfst uns dasjenige, was uns nicht ganz unbekannt ist, folgern, dafs der Dichter viele gothische und andere germanische Sagen kannte, welche Jornandes, Paulus Diaconus und Karl der Grofse noch vernommen haben,

aber nach des Letzteren Tagen von romanischer Bildung erdrückt sind und selbst in dem alter Sitte und Sage treueren Norden sich nicht erhalten haben. Wir bemerken nur noch zu dem von Leo Angeführten, dafs Heathoric, der Haidreck von Hunaland im Oddrunsliede in der Edda sein kann; Raedhern, der Rother der bekannten Sage, welche wir in später umgearbeiteter Gestalt besitzen; Hungar der schwedische König Ingwar, Eysteins Sohn, dessen die Ynglinga Saga ausführlich gedenkt. Rumstaen scheint zu sein jener Rimstein der Wilkina Saga Cap. 126 und 127, wo von seiner Widerspenstigkeit gegen Ermanrik erzählt wird. Auch wird er im Biterölf genannt: Gislhere ist ein in unserem Liede von W. Grimm übergangener Name der Heldensage, Withergield dagegen dem Beowulfsliede angehörig.

Wir verzichten ungerne auf die ausführlichere Erläuterung unseres Liedes. Doch können wir es nicht verlassen, ohne dessen unmittelbaren Ursprung in den angelsächsischen Königreichen Ostanglien oder Mercien anzudeuten. Der historisch beglaubigte Stammvater der ostanglischen Könige (ums Jahr 575) war Offa, Mercien besafs später einen wohlbekannten König desselben Namens. Letzterer errichtete zwischen Mercien und Wales einen Grenzwall, unter dem Namen Offas Deich bekannt; aber auch das Land der Offingen besafs einen Grenzwall, welcher den Namen des Recken-Deiches führte, gegen Mercien. Wenn also unser Dichter von seinem anglischen Offa ähnliches berichtet, während Beowulf und andere Sagen dieses anglischen Grenzwalles mit dem Fifeldorn (vor dessen Verwechslung mit dem nach unserm fränkischen Annalisten erst im Jahr 808 errichteten Walle mit denen Wigles (Wiglavs?) there wohl zu warnen ist) nicht gedenken, so scheint uns der Dichter Mythen und Geschichte identificiren oder für diese ein Vorbild finden, dem Herrscher seines Landes vermuthlich eine Schmeichelei darbringen zu wollen. Eine ähnliche Beziehung suche ich in dem Namen der Ealhilde, König Alboins Schwester, da Heirathen zwischen Longobarden und Angelsachsen zuweilen geschlossen sind. Ob und wie weit der Dichter die Mercier oder Myrcier mit den Myrgingen zusammenstellen wollte, ist noch nicht zu erkennen.

J. M. Lappenberg.

XVIII.

Della scienza militare considerata ne suoi rapporti colle altre scienze e col sistema sociale. Di Luigi Blanch. Napoli, 1834. 243 S. *in* 8.

Vielfach gab sich im vorigen Jahrhundert wie auf allen Gebieten menschlichen Wissens, so auch auf dem der Kriegswissenschaft das Bestreben nach Aufstellung von Systemen und Theorien kund, welche sich von allem Empirischen unabhängig erhalten sollten.

In Menge entstand auf diesem Wege leerer Schematismus, der die Maske des Lebendigen annahm.

In den eigentlichen Erfahrungswissenschaften wurde dieser Mifsgriff am frühesten sichtbar; und daher wendete man sich, nachdem in Verfolg der grofsen, von Frankreich ausgegangenen Umwälzung, die Haltungslosigkeit jener oft phantasiereichen, aber lebensleeren Theorien fühlbar geworden, wiederum mit gröfserem Eifer der Durchforschung der gemachten Erfahrungen zu, um auf breiterer und gesicherterer Grundlage neue Lehrgebäude aufzuführen.

Man erkannte namentlich, dafs trotz mannigfacher Umgestaltung einzelner Theile der Kriegskunst, gewisse Hauptgrundsätze bei deren Ausübung zu allen Zeiten ihre Gültigkeit bewahrten. Zur Auffindung dieser Grundwahrheiten rüsteten sich nun manche Kräfte, schärften sich nicht wenige Blicke durch eifriges Studium der Vergangenheit und durch Vergleich derselben mit der Gegenwart. Es wurde bemerkt, dafs die Kriegskunst in proteischer Mannigfaltigkeit täglich Neues gebiert und verlangt, während die Kriegswissenschaft dennoch den Grundtypus der Erscheinungen festhalten darf und soll. Die Umwandlungen mancher Einzelnheiten gehen ungemein schnell von statten; während die grofsen Axiome in der Kriegführung unerschütterlich feststehen. Daher gestand man sich 1815 mit nicht geringem Erstaunen, dafs die damals kürzlich erworbenen Erfahrungen die Methode des siebenjährigen Krieges bereits antiquirt erscheinen liefsen, obschon nicht zu läugnen, dafs Alexander M., Constantinus M., Karl der Grofse, selbst der unglückliche Heinrich IV. von Deutschland und andere hervorragende Heerführer aller Zeiten bei Ausführung ihrer

grofsen Kriegsoperationen solchen Grundsätzen folgten, welche den Sieg bedingen.

Solche Betrachtungen haben während der letzten Jahrzehnte verschiedene, mehr oder weniger gediegene Schriften, deren Aufgabe und Inhalt sich als Geschichte des Kriegswesens, oder einzelner Abschnitte oder Zweige derselben ankündigten, ins Leben gerufen. Die Urheber dieser Werke richteten ihr Augenmerk fast ausschliefslich auf Zusammenstellung von Thatsachen, auf Ausbeutung der umfang- und gehaltreichen Schachte, welche in der Literatur abgelaufener Zeiten zu finden sind. Die Absicht ist ohne allen Zweifel zu loben, wofern nur die Arbeit bei gehöriger Vorbildung, namentlich in sprachlicher Beziehung, mit wissenschaftlichem Ernste und praktischem Scharfblicke ausgeführt wird. Die Feststellung der Thatsachen ist unläugbar nothwendig; jedoch wenn von dieser historischen Richtung gereifte Früchte erwartet werden, wenn dergleichen Arbeiten anders, denn als antiquarische Rumpelkammern erscheinen sollen, und nicht als blofse Vorarbeiten: so darf der Fleifs von Kritik nicht entblöfst sein.

Das anzustrebende Ziel besteht in nichts Geringerem, als in Ermittelung der stets gültigen Gesetze, welche zum Siege führen. Alle Theile der politischen und Kriegsgeschichte müssten zur Errichtung eines solchen wissenschaftlichen Gebäudes ihre Beiträge liefern. Die jemalige Form des Kriegswesens, allgemein aufgefafst, ist das Produkt aus dem sittlich-intellectuellen Zustande des bestimmten, betreffenden Volkes, so wie aus der physischen Beschaffenheit derjenigen Länder, auf welche jene Form berechnet wurde.

Keine Macht auf Erden, keine Regierung irgend eines Volkes ist stark genug, um die nachtheiligen Folgen abwenden zu können, welche aus einer Versündigung gegen diesen Grundsatz entspringt. Anachronismen in dieser Beziehung rächen sich furchtbar. Die Bearbeitung der hier besprochenen Disciplin unter dem bezeichneten Gesichtspunkte hat der Verfasser der angezeigten Schrift, ein neapolitanischer Officier, im Auge. Es hat seine Aufgabe auf eine erfreuliche, wenn auch nicht vollkommene Weise gelöst; und jedenfalls dürfen wir die Arbeit als eine eigenthümliche bezeichnen.

Der Werth des schwierigen Unternehmens legt uns die Verpflichtung auf, diejenigen Theile, über welche wir mit dem Verf. nicht einverstanden, näher zu besprechen.

Zuerst fühlen wir uns gedrungen, uns über des Verfs. Ansichten auszusprechen, welche er an verschiedenen Stellen seines Werkes über die Ausbildung der Strategie darlegt. Er scheint nämlich der Meinung zu sein, die Entwürfe so wie die Ausführung der grofsen Operationen, welchen Theil der Kriegsthätigkeit man gegenwärtig bekanntlich unter dem Ausdrucke „Strategie" zusammen zu fassen gewohnt ist, verdankten ihr Entstehen in verschiedenen Zeiten mehr dem Zufalle, als einer in den Zeit- und Staatsverhältnissen begründeten Nothwendigkeit, aus welcher letzteren alle strategischen Formen und Erscheinungen doch in der That hergeleitet werden müssen. Denn für die höhere Ausbildung der Strategie, namentlich für eine sichere, umfassende und dauernde Handhabung und Bewegungsfähigkeit der Heere sind folgende Verhältnisse unerläfslich: 1) Gehörige Disciplinirung, zweckmäfsige taktisch-organisatorische Gliederung und Ausbildung, so wie die damit zusammenhängende, genügende Marschfähigkeit der Truppen. 2) Stärke der Regierung und ein daraus hervorgehendes Armeekommando, dem weder Energie noch Einheit abgeht. 3) Hinlängliche Fortschritte des Ackerbaues und der Viehzucht in denjenigen Ländern, welche als Kriegsschauplatz dienen, damit der in denselben vorhandene Ueberschufs an producirten Lebensmitteln die Existenz der Heere auch ohne fortgesetzte Magazinal-Verpflegung zuläfst. 4) Eine mindestens so weit reichende topographische Kenntnifs des Kriegsschauplatzes, dafs dieselbe einem Operationsplan als Grundlage dienen kann.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Della scienza militare considerata ne suoi rapporti colle altre scienze e col sistema sociale. Di Luigi Blanch.

(Schlufs.)

Es bleibt unbestritten, dafs auch bei Erfüllung dieser Bedingungen der belebende Hauch dennoch vom Geiste des Feldherrn zu erwarten steht. Aber dieser, eben so wenig, wie irgend ein anderer Künstler, vermag als solcher ohne handgerechte Werkzeuge und ohne vorhergegangene Erwerbung der nothwendigen technischen Kenntnisse schöpferisch zu wirken. Das Ergebnifs aller Zeiten, welche zur Erfüllung der oben ausgesprochenen Grundbedingungen nicht vollständig gereift waren, ist in der That eine mangelhafte Entwickelung der strategischen Seite in der Kriegführung gewesen. Der spröde Stoff gab der Meisterhand nur theilweise nach, ging aber nicht als vollendetes Ganzes aus derselben hervor. Somit zeigen sich die strategischen Leistungen bei den Hellenen vor der macedonischen Periode wenig beachtenswerth. Erst Philipp und Alexander M. begründeten einigermafsen, durch Erweiterung der monarchischen Gewalt, auch Einheit im Heeresbefehl. Zugleich war kein hellenischer Feldherr so bemühet, sich eine genaue geographische Kenntnifs des Kriegsschauplatzes zu erwerben, als der zuletzt genannte König. Es ist bekannt, dafs er selbst die während der Feldzüge sich darbietende Gelegenheit zur Entwerfung militairisch-geographischer Arbeiten fortwährend benutzen liefs. In Alexanders Armee waren Männer eigens für diesen Zweck, wie in unserer Zeit die Ingenieur-Geographen, angestellt. Plinius hist. natur. VI, 17. macht unter diesen Diognetus und Baeton namhaft. Dieser Letztere scheint der wichtigere gewesen zu sein. Auch Athenaeus Deipnosoph. ed. Dindorf. Vol. II. p. 979 gedenkt seiner, und fügt aufserdem den Namen eines Amyntas hinzu. Er sagt von diesen Leuten, sie hätten die Tagebücher über die Märsche, σταθμοὶ τῆς πορείας, geführt.

Beiläufig darf hier wohl bemerkt werden, dafs Strabo lib. II. zufolge, die auf diese Weise gesammelten statistisch-topographischen Materialien nach Alexanders Tode ihren Weg aus dem Staatsarchive ins gröfsere Publikum fanden, und dafs diese Arbeiten lange Zeit die Grundlage der geographischen Kenntnifs der trans-euphratischen Länder innerhalb des hellenischen Völker-Complexus bildeten.

Mit dieser eingeschobenen Bemerkung sollte nur angedeutet werden, in wiefern die Macedonier unter Alexander strategisch vorgebildet waren. So zogen die hellenischen Stammgenossen zum Euphrat und darüber hinaus, obschon Alexander in den Agricultur-, so wie in den bei den Griechen herrschenden Disciplinar-Verhältnissen keine Stütze für seine Maafsnahme fand. — In der römischen Kriegsverfassung war der Keim zu einer höheren Entwickelung fast aller Seiten der Kriegführung gegeben. Auch für eine genügende Grundlage der Strategie wäre gesorgt gewesen, wenn nicht die republikanische Staatsverfassung das Obercommando der Armee zu oft aus einer Hand in die andere übertragen hätte. Die jährliche Ablösung der Consuln, und hieneben die gewöhnlich nur mehrmonatliche Dauer der sehr kurzen Sommerfeldzüge liefs keinen Operationsplan reifen, sich ausbilden, so lange Rom sich durch republikanische Formen regierte. Erst als der Republikanismus — anfänglich nur dem Wesen, dann auch der namentlichen Bezeichnung nach — der Monarchie hatte weichen müssen, zeigte sich, obschon die römische Kriegskunst damals allmälig ihrer Auflösung bereits entgegen ging, dennoch eine andere, blühendere Entwickelung der Strategie, wenigstens in den Fällen, in welchen die Heere von kräftigeren Köpfen geleitet wurden. Wäh-

rend des Mittelalters waren die politischen, die Disciplinar-, so wie die Agricultur-Verhältnisse der Strategie zu ungünstig, als dafs diese, selbst in Händen bewährter Heerführer, nicht hätte verkümmern sollen. Diese Hemmnisse wirkten nicht minder in die neuere Zeit hinein; nur mit der Steigerung des Landbaues und der Erweiterung der monarchischen Gewalt in den wichtigsten europäischen Staaten, seit dem 17ten Jahrhunderte, sehen wir wiederholt gelungene Versuche auf dem bezeichneten Gebiete, und mit diesem gleichzeitig das Entstehen eines strategischen Systems, welches auf durchgreifende Weise zuerst der jüngere Puysegur darzustellen versuchte. Keine andere Zeit hat jedoch der Strategie einen so günstig vorbereiteten Boden dargeboten, als die der ersten französischen Revolution. Sobald es der Schreckensregierung gelungen, die aufgelöste Disciplin in der französischen Armee wieder herzustellen, sah sich Carnot in den Stand gesetzt, mit seinem umfassenden Geiste die grofsartigsten Combinationen einzuleiten und ausführen zu lassen. Aus dieser Schule ging der junge Feldherr Bonaparte hervor; er schritt auf der ihm bezeichneten Bahn mit Riesenschritten vor. Der Kaiser Napoleon hat eigentlich keine neuen Erfindungen in der Kriegskunst gemacht; er handhabte nur die ihm von der Revolution überlieferten Mittel und Lehren, so auch das damals neu ausgebildete strategische System. Der Strategie verdankte er seine wichtigsten Siege; die von ihm gemachten strategischen Fehler führten seinen Sturz herbei. Die hier nur kurz angedeutete Ansicht über die Entwickelung und über den organischen Zusammenhang der strategischen Erscheinungen unter sich, so wie mit anderen Theilen der Kriegskunst und des Völkerlebens, glauben wir den Aussprüchen des Verfassers entgegenstellen zu müssen, deren rhapsodischer Charakter in diesem Werke um so weniger genügen kann, da Blanch sonst überall auf den inneren, unsichtbaren Zusammenhang der sichtbaren Erscheinungen mit Ernst und Eifer hinweist.

Doch wenden wir uns nun zur speciellen Beleuchtung einiger anderen Puncte, welche der Besprechung werth und bedürftig sind.

In der 1sten und 9ten Abhandlung werden die Berührungen des Kriegswesens mit den anderen Künsten und Wissenschaften, so wie mit dem gesammten gesellschaftlichen Zustande untersucht. Nun liegt zwar dieser Zusammenhang deutlich am Tage. Denn als Grundlage der Kriegswissenschaft tritt die Mathematik mit ihren Anwendungen auf Natur- und Erdkunde klar hervor; während die nachhaltige Brauchbarkeit des Heeres zunächst von der Zuverlässigkeit der Einzelnen, von deren sittlichen Beschaffenheit, mithin von der religiösen und intellectuellen Bildung des Volkes im Allgemeinen abhängt. Anstatt diese Hauptbasen der kriegerischen Bildung scharf und erläuternd hervorzuheben, zerfallen die vom Verfasser vorgenommenen Betrachtungen in viele untergeordnete Gesichtspunkte, bei deren Erörterung es an Wiederholungen und wohlklingenden, wortreichen Phrasen durchaus nicht fehlt. Ueberhaupt kann die gesammte Fassung des Werkes diesem Vorwurfe an verschiedenen Stellen nicht entzogen werden.

Im 2ten Abschnitt, der vom Unterschiede der Kriegswissenschaft der Alten und der Neuen handelt, wird p. 17 und 18 behauptet, die Kriegskunst habe bei den Neueren einen wissenschaftlicheren Charakter, als im classischen Alterthum angenommen. Diese Ansicht scheint nicht vollständig begründet. Denn die Hellenen waren, sobald sie überhaupt ein wissenschaftliches Bewufstsein erworben, darauf bedacht, ebenso die Systematik der Kriegs- wie jeder anderen Wissenschaft zu gestalten. Daher die häufige Erscheinung von Lehrern, welche nach selbst- oder von Anderen abgefafsten Compendien in vielen hellenischen Städten die Kriegskunst gegen Bezahlung theoretisch vortrugen. Dagegen wurde von den Römern die praktische Seite des Heeresorganismus mit einer wahrhaft merkwürdigen Energie und Consequenz ausgebildet. Diese Seite des römischen Staatslebens gehört zu dessen hervorstechendsten, und ist selbst für unsre Zeit nicht minder lehrreich, als die Kenntnifs der römischen Rechtsbildung, indem beide Richtungen in Rom mit einer sonst nicht wiedergefundenen logischen Schärfe durchgeführt wurden. Dagegen ist der Kriegswissenschaft während der letzten Jahrhunderte durch die wunderbare Erweiterung der Naturkunde nach allen Seiten hin eine viel breitere Basis zu Theil geworden. Diese unter uns hervorgetretene Entwickelung und nothwendig gewordene Verschlingung so vieler wissenschaftlicher Disciplinen, welche sich das classische Alterthum weder auf diesem Gebiete noch überhaupt wo aneignete, mag den Verfasser zu dem ungenauen Aus-

spruche verleitet haben, jener Zeit sei die wissenschaftliche Behandlung des in Rede stehenden Gegenstandes überall fremd geblieben.

P. 20 wird gesagt, im classischen Alterthume sei der Einfluſs der Geschützmaschinen auf das Schicksal der Schlachten ohne Einfluſs gewesen. Dieser Behauptung ist nur theilweise beizustimmen; denn während des römischen Kaiserreichs waren die, auch für den Krieg im Felde bestimmten Geschützmaschinen mit den übrigen Truppengattungen so innig verbunden, diese Maschinen waren während der letzten Jahrhunderte dieses Staates in so groſser Anzahl in den römischen Heeren vorhanden: daſs sie in dieser Zeit allerdings eine bedeutende und einflussreiche taktische Gröſse bildeten. Ein anderer, an derselben Stelle hinzugefügter Ausspruch des Verfs., nämlich der: die Heere des classischen Alterthums seien nur in der Defensive überlegen gewesen, muſs einer noch gröſseren Beschränkung unterliegen, als die so eben besprochene Bemerkung. Es ist zwar gegründet, daſs die Hellenen bis zur macedonischen Zeit im Allgemeinen nur die defensive Form in der Kriegskunst übten; und ferner war diese Richtung so tief in das gesammte Kriegswesen der hellenischen Stammgenossen eingedrungen, daſs selbst der an Energie reiche Alexander M. weit entfernt blieb, sich von den Fesseln einer derartigen Organisation zu befreien. Gerade entgegengesetzt verhielt es sich jedoch bei den Römern. Taktik, Festungskrieg und Strategie, jede Form des Krieges handhabten sie in offensivem Geiste; und eben so war bei ihnen der ganze Heeresorganismus hierauf berechnet. Ueberhaupt verfällt Blanch da, wo er vom Kriegswesen der Alten spricht, mit andern Bearbeitern desselben Gegenstandes, nur zu häufig in den Irrthum, hellenisches und römisches Kriegswesen mit einander zu verwechseln, während beide doch in der That wenig mehr mit einander gemein hatten, als die Unkenntniſs der Pulver-Schieſsgewehre. Dieſs Verhältniſs springt, selbst bei einem nur oberflächlichen Studium der Quellen, so bestimmt in die Augen, daſs man sich beim Lesen des vorliegenden Werkes zu der Vermuthung gedrungen fühlt, dessen Verf. habe über die Kriegskunst des classischen Alterthums keine eignen Quellenstudien vorgenommen; wogegen ihm dieſs Verdienst in Bezug auf andere Zeiträume unbedingt zugestanden werden muſs.

Der 3te Abschnitt handelt von der Kriegskunst während des Mittelalters.

P. 29 spricht Blanch von der gänzlichen Abwesenheit des Fuſsvolkes während des Mittelalters. Diese Angabe ist auffallend ungenau, denn es finden sich in allen Jahrhunderten während des Mittelalters Fuſsvölker, wenn schon nicht in der verhältniſsmäſsigen Anzahl, wie in den modernen Armeen. Dieser scheinbare Mangel wurde übrigens dadurch ausgeglichen, daſs die berittenen Truppen, selbst in ihrer schweren Rüstung, bei vielen Gelegenheiten, im Festungskriege wie in der Feldschlacht, abzusitzen bereit waren, und zu Fuſs zu fechten die Gewohnheit, wie den Willen hatten.

P. 31 wird gesagt, die Aushebungen von Mannschaften innerhalb des lombardischen Städtebundes durch die Behörden desselben, haben dem verjüngten Europa das erste Beispiel einer allgemeinen Verpflichtung des Volkes zur Vertheidigung des Staates gegeben. Bei dieser Aeuſserung scheint dem Verf. die Gesetzgebung der Franken unter den Karolingern über die Verpflichtung zum Waffendienst fremd geblieben zu sein; anderer, minder wichtiger Beispiele nicht zu gedenken.

P. 34 wird behauptet, die Condottieri-Haufen, diese Miethlingsbanden, das Schrecken des damaligen Europa, seien erst im Laufe des 14ten Jahrhunderts entstanden. Hatte Blanch bei dieser Aeuſserung nur den Namen, und eine gewisse formelle Ausbildung dieser Gemeinschaften im Sinne: so kann seiner Aeuſserung beigestimmt werden. Blanch scheint aber nicht zu erwägen, daſs die germanischen Völker überhaupt sich von je an der Miethstruppen bedienten, und daſs das Lehnswesen aus dem Miethsdienste hervorgegangen, seit die Kriegsherrn anfingen, erobertes Land als Beuteantheile zu vertheilen. Offenbar sind hier vom Verf. Namen und Sachen durch einander gemengt. Eben so wenig ist die p. 35 ausgesprochene Behauptung zu erweisen, zuerst im Mittelalter sei von den Hussiten die tiefe Truppenstellung gewählt; da es doch nicht schwer halten würde, darzuthun, daſs solche taktische Form viel früher im Mittelalter bei den Völkern germanischen Ursprunges vorkommt.

Bei manchen tiefer gehenden Gedanken läſst der 3te Abschnitt dennoch zu wünschen übrig, daſs die Gegensätze zwischen der Kriegskunst des Mittelalters und der neuern Zeit schärfer, als hier geschehen, hervorgehoben waren; diese Gegensätze, welche einerseits vorzugsweise in den lähmenden und kraftzersplitternden Wirkungen der Lehnsverfassung, so wie andererseits in der später erfolgten Pflege und Blüthe der Naturwissenschaften gesucht werden müssen.

Der 4te Abschnitt behandelt den Zeitraum von der Erfindung des Schieſspulvers bis auf Gustav Adolph. Dieser Eintheilung des Stoffes können wir keine Naturgemäſsheit zugestehen, da die Erfindung des Schieſspulvers vorläufig ohne allen abändernden Einfluſs auf die Kriegskunst blieb, auch selbst in unserem Erdtheile in eine viel frühere Zeit, als hier angenommen

wird, gesetzt werden mufs. Nicht minder ist in Hinsicht auf die Vertheilung nach Perioden zu bemerken, dafs der 5te Abschnitt den Zeitraum von 1555—1648 umfafst, also mit dem der vorigen Abhandlung zugemessenen Zeitabschnitte theilweise zusammenfällt.

Dagegen erachten wir für unsere Pflicht, auf die Klarheit aufmerksam zu machen, mit welcher im 4ten Abschnitte dargethan wird, dafs im 16ten Jahrhundert bei wiedererwachtem Studium der antiken Kriegskunst der eigentliche Schwerpunkt verfehlt wurde. Man nahm bei diesen Studien und den daran geknüpften Vergleichen nur auf Verschiedenheit der Bewaffnung Rücksicht, während die Abweichungen in der politischen Verfassung, im Völkerleben übersehen wurden; und diese Seite war es doch gerade, aus welcher den Römern ein entschiedenes Uebergewicht erwuchs. Der Verf. hätte nur noch hinzufügen sollen, dafs man im 16ten und 17ten Jahrhunderte fast ausschliefslich, so wie heut noch sehr häufig, nur das Kriegswesen des römischen Kaiserthums oder des byzantinischen Reiches erforschte, also die Kriegskunst der Römer zur Zeit des Verfalls studierte, anstatt sie in ihrer Blüthezeit, d. h. zur Zeit der Wirksamkeit der republikanischen Staatsform, kennen zu lernen.

Im 5ten Abschnitt, dessen Begrenzung willkührlich durch die Abdankung Carl's V. und den westphälischen Friedensschlufs festgestellt ist, wird p. 57 fälschlich behauptet, die Zahl der Geschütze sei in den europäischen Heeren nach Carl's V. Regierung vermindert, und Gustav Adolph habe weniger Geschütze ins Feld geführt, als Carl VIII. Diese Verhältnisse stellten sich aber in der That, wie folgt: Carl VIII. hatte auf seinem berühmten Zuge nach Neapel bei je 472 Mann 1 Geschütz; im Laufe des 16ten Jahrhunderts finden wir in den französischen Heeren durchschnittlich bei 6—700 M. 1 Geschütz, dagegen sehen wir 1632 bei den Schweden auf je 330 M. 1 Geschütz.

P. 58 wird der im 16ten und 17ten Jahrhunderte nicht selten vorkommende Ausdruck „Brigade" in dem ihm in unserer Zeit beigelegten Sinne genommen, obschon er damals, zumal zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges, nur in der Bedeutung des heutigen „Regiment" gebraucht wurde. Eine andere Aeufserung an derselben Stelle thut dar, wie es Blanch unbekannt geblieben, dafs sich die europäischen Cavallerien im dreifsigjährigen Kriege fast ausschliefslich der Feuerwaffen, und nur ausnahmsweise des Degens bedienten; weshalb auch Gustav Adolph im Theatrum europaeum fechtend und sterbend nicht mit dem Schwerdte, sondern mit der Pistole in der Hand abgebildet wird.

Der 6te Abschnitt, welcher die Zeit vom westphälischen Frieden bis zum Frieden von Passarowitz umfafst, ist unseres Bedünkens einer der gelungensten des ganzen Werkes, obschon die ihm ertheilte Begrenzung sich ebenfalls als keine nothwendige darstellt. Denn die Erscheinungen der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunderts waren ja lediglich verkörperte Abstractionen der im dreifsigjährigen Kriege gesammelten Erfahrungen. Daher würden die Kriegsbegebenheiten und kriegerischen Erscheinungen der genannten Zeit zweckmäfsiger mit denen des dreifsigjährigen Krieges zusammengefafst sein.

Eine neue Aera für das europäische Kriegswesen trat dagegen unbestreitbar mit dem 18ten Jahrhunderte ein. Denn mit Verdrängung der Pike aus der Infanterie, seit den ersten umfassenden Versuchen in der Reiterei der Schweden und dann der Preufsen, den Degen an die Stelle der Schiefswaffen zu setzen, machte sich ein neues taktisches System geltend, wobei vielmehr von der Feuerwirkung, so wie von der Beweglichkeit der Truppen, als vom Stofse der tiefgestellten, mit blanken Waffen versehenen Infanterie-Massen ausgegangen wurde. Demgemäfs schritt Leopold von Dessau rüstig vor. Friedrich's II. schöpferischer Geist vollendete das neue System, und wufste den rechten Nutzen daraus zu ziehen.

Im 7ten Abschnitt wird der Zeitraum von 1718—1789. besprochen. Er enthält unter Anderem eine gelungene Charakteristik der preufsischen Taktik unter Friedrich II., so wie deren Einflufs auf das Kriegswesen des gesammten Erdtheiles. Wenn aber p. 115 die grofse Beweglichkeit der damaligen preufsischen Artillerie hervorgehoben wird, so war dieser Vorzug doch nur relativer Art, und nicht so allgemein, wie hier vom Verf. angenommen. Uebrigens ist die reitende Artillerie allerdings bei den Preufsen zuerst in einem gröfseren Umfange eingeführt und angeordnet, doch in kleinern Abtheilungen und vorübergehend war diese Truppenart schon früher bei den Russen und Schweden vorgekommen.

Der 8te Abschnitt umfafst die Zeit von 1789—1815, über welches Jahr die Betrachtung leider nicht hinausgeführt ist, obschon die heutigen Armeeeinrichtungen eigentlich erst als die Resultate der bis 1815 gemachten Erfahrungen angesehen werden müssen. Uebrigens finden sich die im europäischen Kriegswesen während der angegebenen Zeit erfolgten Umwandelungen in dieser Abhandlung trefflich skizzirt.

Auf den schon zu Anfang dieses Referats erwähnten 9ten Abschnitt folgt als Anhang eine Abhandlung des Majors Cianciulli, welche gegen eine andere Arbeit des Parmesanischen Majors Ferrari gerichtet ist. Cianciulli will beweisen, dafs die wissenschaftliche Bearbeitung der Kriegskunst von wirklichem Einflusse auf die Kriegspraxis gewesen sei und bleiben werde. Das Unternehmen ist nicht schwer, und das Gesagte wahr; doch für denkende Köpfe nicht neu, und in der Ausführung unaussprechlich breit und weifschweifig.

Wir können uns von dem hier angekündigten Werke nicht anders als mit dem lebhaften Wunsche trennen, es möge dem Verf. gefallen auf der betretenen Bahn weiter zu gehen. Bei der von ihm gewählten Richtung kann es nie an guten Früchten fehlen, zumal wenn er die lohnende Mühe eines gewissenhaften Quellenstudiums in Bezug auf alle Theile der Kriegswissenschaft nicht scheuen will.

H. v. Gansauge.

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

XIX.

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Von Carl Wilh. Hering, Superintendenten zu Grofsenhayn. I. Band. Leipz. bei Fr. Fleischer 1836. *VI.* 520, *II. Band* 1838. *XII.* 512. *gr.* 8.

Dieses dem Hrn. Dr. Jllgen in Leipzig und der von ihm begründeten *historisch-theologischen Gesellschaft* gewidmete, mit vielem Fleifs gearbeitete und seiner Bestimmung nach unleugbar zeitgemäfse Werk beschreibt in 7 Abschnitten I. *die Versuche der Wiedervereinigung der gesammten abendländischen Kirche* (v. J. 1540—1548 — dem Augsb. Interim) S. 33—183. — II. *Die Versuche zur Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten* d. h. von „Calvins Versuche zur Vereinigung der Lutheraner und Zwinglianer" bis zur Leipziger Conferenz 1631. S. 184—359 — III. *Die Versuche zur Vereinigung der katholischen Kirche mit der reformirten und lutherischen* (v. 1559 bis zu dem Religionsgespräch zu Thorn 1645 und den synkretistischen Streitigkeiten) S. 360—495 und Bd. II. S. 1—87. — IV. *Erneuerte Versuche zur Vereinigung der evangelischen Kirche* (vom ersten Auftreten des Duraeus gegen 1630 bis zu dem Berliner Religionsgespräch 1662 und 1663, worauf „Blicke" geworfen werden „auf die protestantischen Kirchen während des Stillstandes der Unionsversuche") S. 88—180. — V. *Neue Versuche zur Vereinigung der protestantischen Kirchen mit der katholischen* (von den gewaltsamen Bekehrungsmafsregeln und Unionsversuchen in Frankreich nach 1661 bis zum Ende der Leibnitz-Molanischen und Bossuetschen Verhandlungen gegen das Ende des 17. Jahrh. und den Anfang des 18. Jahrh.) S. 181—304. In einem Anhange S. 304—311, werden kürzlich die *Unionsversuche mit der griechischen Kirche* beschrieben. — VI. *Neue Versuche zur Vereinigung der protestant. Kirchen zu Anfang des* 18. *Jahrh.* (von den Leibnitz-Jablonskischen Unionsverhandlungen an bis gegen das Ende des 1. Viertheils des 18. Jahrh., wo das Unionswerk selbst durch das *Corpus Evangelicorum* zu Regensburg unterstützt und mit der Schweiz über die Aufhebung der prädestinatianischen *Formula Consensus*, so wie seitens der Generalstaaten mit Hamburg wegen Toleranz verhandelt wurde) S. 312—386. — VII. *Versuche zur allgemeinen und besonderen Vereinigung der christlichen Kirchen in neuer und neuester Zeit* (S. 387—483) in zwei Abtheilungen: 1) *Versuche zur Union mit der römisch-kathol. Kirche* S. 387—420, und 2) *die Vereinigung der protestantischen Kirchen* S. 421—483 — welche Abtheilung der Verf. mit einem freudigen Bericht über *das Reformationsjubiläum* 1835 *zu Genf* beschliefst. — Jeder Band hat ein recht brauchbares, wenn auch nicht durchgängig vollständiges und zweckmäfsiges Register. — Die nicht motivirte Abweichung der Partition des 7. Abschnitts von der frühern, durch welche die *allgemeinen* Unionsversuche von den *besondern* nicht blos in Unterabtheilungen geschieden wurden, hat keinen Einfluss auf die Behandlung gehabt.

Schon diese allgemeine Uebersicht des Inhalts zeigt, dafs der Hr. Verf. es auf möglichste *Vollständigkeit* abgesehen habe, auch spricht er dies öfters ausdrücklich aus (z. B. noch Bd. II. S. 81. 389) und er rühmt die wohlwollende Unterstützung durch Darreichung erbetener Schriften, deren er sich von mehreren gelehrten Freunden, namentlich den Oberbibliothekaren Falkenstein und Gersdorf in Dresden und Leipzig, Dr. Jllgen u. a. fortwährend zu erfreuen gehabt habe. Es finden sich daher auch in diesem Werke Mittheilungen aus mehreren zum Theil gar nicht, zum Theil wenig bekannt gewordenen Schriften und es wäre nur für die Wissenschaft selbst und künftige

Bearbeiter derselben zu wünschen, dafs er dem Hrn. Verf. gefallen hätte, die von ihm benutzte Literatur und die Quellen, aus denen er sie empfangen, genauer, als es geschehen ist, anzugeben, so wie auch auf die gemachten Auszüge noch mehr Sorgfalt zu verwenden. Jedoch finden sich ungeachtet des löblichen Strebens nach Vollständigkeit mehrere, zum Theil auffallende Mängel oder über einige sehr wichtige Unionsverhandlungen so dürftige Berichte, wie man sie in einer diesem Gegenstande besonders gewidmeten, so umfangreichen Schrift kaum erwarten durfte, da selbst die besseren allgemeinen kirchenhistorischen Werke befriedigendere Relationen enthalten. Das Colloquium zu *Marburg* und die so sehr bedeutsame *Concordie* zu Wittenberg vom J. 1536, die im J. 1538 auch mit den Schweizern durch Luther selbst auf dem Wege schriftlicher Erörterungen zu Stande kam, sind nur oberflächlich (Bd. I. S. 19 f. 25 f.) berührt, während es wohl sehr zeitgemäfs gewesen wäre, urkundlich die Sätze mitzutheilen, über welche selbst Luther sich vereinigen konnte. Später S. 186 ff. wo Calvins Versuch, Lutheraner und Zwinglianer zu vereinigen, beschrieben wird, ist nur seiner vermittelnden Theorie (Instit. Theol. [relig.] chr. IV. 17. §. 5. sqq. und Comment. ad 1 Cor. XI.) gedacht, nicht aber der eigentlichen Unionsschrift *de optima ineundae concordiae ratione, si extra contentionem quaeratur veritas*, worin nach Bestimmung des Begriffs eines Sacraments und der Voraussetzung, dafs nach dem Urtheil aller Unbefangenen solum *de modo edendi* esse certamen, bemerkt wird: Hoc autem controversia caret apud omnes pios, *inseparabile esse vinculum signi et rei signatae* in promissione ipsa, qua *Deus nihil fallaciter ostentat, sed figurat, quod vere et re ipsa praestat.* — Haec ubi transacta fuerint, heifst es dann weiter, emergit adhuc dubitatio de voce substantiae, cujus sedandae haec videtur esse expedita ratio, ut crassa imaginatio tollatur de manducatione carnis, ac si corporalibus cibis esset similis, qui ore sumti in ventrem descendunt. Nam ubi haec absurditas remota fuerit, *non est cur negemus, substantialiter nos pasci Christi carne, quia vere coalescimus cum ipso in unum corpus per fidem et ita unum cum ipso efficimur.* — Dem sehr beachtenswerthen Vergleich zu *Sendomir* vom 10. April 1570 sind (Bd. I. S. 229) kaum 8 Zeilen gewidmet, obwohl die Aufmerksamkeit der Freunde der Union in der Folgezeit sich oft jenem vorbildlichen Vorgange der Evangelischen in Polen zugewendet hat, wie diefs selbst aus der folgenden Darstellung (Bd. II. S. 2. 100. 101.) hervorgeht. — Das *Leipziger Interim* v. J. 1548, das jedenfalls nicht minder bemerkenswerth ist, als das *Augsburger*, von welchem Bd. I. S. 173 ff. berichtet wird, ist nicht einmal erwähnt. — Aehnliche Mängel finden sich in den folgenden Abschnitten; z. B. Abschn. V. §. 61. (S. 303 f. Bd. II.) sind die Hauptschriften des Abt und Prof. Jo. Fabricius zu Helmstädt, namentlich *consideratio variarum controversiarum* v. J. 1704 und *defensio pro consideratione* von demselben Jahre gar nicht erwähnt, sondern nur das unter seinem Einflufs abgefafste, den evangelischen Protestantismus ganz verleugnende Gutachten der theologischen Facultät zu Helmstädt v. J. 1707, worüber Leibnitz u. A. entrüstet waren. Die theologische Fakultät hat übrigens wirklich im J. 1708, was der Verf. in Abrede zu stellen scheint, jenes Gutachten perhorrescirt in *Collegii theologici in acad. Julia protestatio* contra sic dictum responsum de lapsu a religione Lutherano-evangelica ad Romano-catholicam transitu, und Fabricius, der vor Allen compromittirt war, hat mehrere Vertheidigungsschriften, namentlich ein *Judicium* unter dem Namen *Autus Candidus* herausgegeben, welche zur Beurtheilung seiner unionistischen Ansichten wichtig sind. Auch ist gar nicht erwähnt Georg Chph. Ferd. von Raesewitz, der nachdem er sein Vaterland Schlesien verlassen hatte, zuerst Hofrath des Grafen und Herrn zu Plauen Heinrich XII. war und dann zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, die Stelle eines Raths bei Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig, der denselben Schritt gethan hatte, bekleidete und auf Veranlassung dieses Fürsten unter dem Namen *Zephyrinus de Pace* als Schriftsteller für Union der evangelischen Kirche mit der katholischen zu wirken suchte, so jedoch, dafs er weder den Primat und die Untrüglichkeit des Pabstes, noch auch entschiedene Mifsbräuche und Irrthümer der römischen Kirche anerkannte und anerkannt wissen wollte, sondern nur auf *Anschliefsung an eine wahrhaft apostolische Kirche* drang, namentlich in der Schrift (v. J. 1709): *Altchristliche Gedanken oder die nöthige Wiederaufrichtung der ersten christlichen Kirche*, welcher Schrift dann mehrere andere folgten, die in einer vollständigen Geschichte der Unionsversuche

wenigstens mit gleichem, wenn nicht mit gröfsern Rechte eine Erwähnung verdienten, als die ganz bedeutungslose im J. 1627 erschienene und Bd. I. S. 461—63 im Auszuge mitgetheilte: *Lustig und lesenswürdige Historia, Fabula von des Pabstes, Lutheri, und Calvini Tod und was darauf erfolgt sei*, durch *Christ. von Jerusalem.* —

Besonders auffallend sind die Mängel in der 1. Abtheilung des VII. Abschnitts, welche am wenigsten von allen Partien des Buchs befriedigt, da die bedeutendsten Erscheinungen unbeachtet geblieben sind, die um so mehr der Aufmerksamkeit würdig waren, als sie die Wirksamkeit des Zeitgeistes in den Theilen der Kirche offenbaren, in denen sie hervortraten. Wir erinnern an den Jesuiten Pat. J. J. Scheffmacher, dessen 12 Lettres d'un Docteur Allemand de l'Université Catholique de Strafsbourg à un Gentilhomme Protestant im J. 1730 erschienen und die evangelischen Theologen Pfaff und Weissmann, la Chapelle u. A. zu Erörterungen und Widerlegungen veranlafsten. Nicht weniger Beachtung verdienten die den Spinolaschen vergleichbaren Unionsbestrebungen des im J. 1755 verstorbenen, eben so gelehrten als christlich-humanen Cardinal Angelo Maria Querini, der auch nicht mit einem Worte erwähnt ist, eben so wenig, als Bd. Stattler in Ingolstadt, dann in München, der mehrere Präliminarartikel bekannt machte, auf deren Grund er bei dem Pabste den Frieden mit den Protestanten vermitteln wollte (*Allg. D. Bibliothek* Bd. 53. S. 609 ff.). Eben so ist des Friedensplans einer aus Protestanten und Katholiken in Deutschland zusammengetretenen Gesellschaft, welche im J. 1781 mit ihrem Entwurfe zu einem Unionsversuche hervortrat, S. 407 kaum gedacht — und ganz unerwähnt geblieben ist eine ähnliche in den Niederlanden 1797 gebildete Gesellschaft (*Christo Suorum*), die wie die oben erwähnte recht deutlich den Geist der Zeit, in der sie entstand, offenbart und schon darum Beachtung verdiente (s. Fliedner, Collektenreise II. S. 574 ff.). — Auch die 2te Abtheilung des VII. *Abschnitts*, wo von der in mehreren Ländern erfolgten Vereinigung der protestantischen Kirchen berichtet wird, dürfte vielen Lesern wohl nicht bieten, was sie suchen, eine gründliche, quellenmäfsige und unpartheiische Darstellung der neuesten Unionsversuche, durch welche wirklich zu Stande gekommen ist, was schon die Reformatoren wünschten und zwar zu Stande gekommen auf den Grundlagen, die sie beiderseits für die allein sicheren erkannten, eine Union, *die*, wie die in Preufsen vieler Orten geschlossene, *auf dem von der wirklich allgemeinen Kirche* vor ihrer nach dem sechsten Jahrhundert factisch erfolgten und später durch förmliche Excommunication begründeten *Zerspaltung* in die römische und griechische *dargelegten und durch ökumenische Symbole sanctionirten Lehrbegriffe ruhet und nur christliche Mäfsigung des Urtheils für wenige, auch in der alten apostolisch-katholischen Kirche geduldete, dogmatische Differenzen fordert*, ohne wahrhaft evangelisch-wissenschaftliche Untersuchung, Prüfung und Bekämpfung dessen, was man für Irrthum hält, zu untersagen oder auch nur zu beschränken.

Wenn wir aber bei williger Anerkennung des von dem Hrn. Verf. seinem Gegenstande gewidmeten Fleifses die bezeichneten und andere Mängel rücksichtlich des *Inhalts* wahrgenommen haben, so dürfte doch mehr noch die Art der Behandlung, die Form des Werks nach Anlage und Ausführung in mehrseitiger Beziehung in Anspruch zu nehmen sein.

So verschieden auch die Urtheile über die Möglichkeit oder Zeitgemäfsheit einer Vereinigung der verschiedenen Kirchenpartheien sein mögen, so sind doch darüber Alle, denen christliche Bildung nicht fremd ist, einverstanden, dafs sie sehr wünschenswerth sei, dafs sie von der Kirche selbst gefordert werde, wenn sie ihren Begriff, nach welchem sie, wie *heilig* und *apostolisch*, so nur eine *einige* und *allgemeine* sein und werden soll, realisiren will. Daher auch in allen Zeiten, wo nur immer christlich religiöses, gesundes Leben sich regte, und das urkirchliche Bewufstsein um die Bestimmung des Christenthums, die ganze Welt zu einem Reiche Gottes zu verklären, erwachte, nicht blos der Wunsch ausgesprochen, sondern auch Versuche zur Union gemacht worden sind. Denn so gewifs Verschiedenheit der Ansichten, Auffassungen und des Ausdrucks in Worten, Symbolen und Gebräuchen auf eine ursprüngliche, natürliche Verschiedenheit der Anlagen und Bedürfnisse und somit auf Gott zurückzuführen ist, dessen Schöpfung überall die Einheit seines Plans in der gröfsten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen offenbart; so gewifs wir in der alten Kirche der ersten 6 Jahrhunderte in verschiede-

nen Patriarchaten und selbst einzelnen Bisthümern neben den das gemeinsame Band bildenden ökumenischen Symbolen auch Symbole der Provinzial- und National-Concilien und eigenthümliche Gebräuche geltend finden, so dafs Ambrosius rieth: „zu welcher Gemeinde du etwa kommen solltest, deren Gebräuche beobachte, wenn du nicht einem Andern anstöfsig werden oder selbst an Jemandem Anstofs nehmen willst": eben so gewifs ist eine Zertrennung der Kirche und gegenseitige Anfeindung der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften um gewisser Dogmen oder Gebräuche und Anordnungen willen ein sicheres und betrübendes Zeugnifs für den partiellen Abfall der Kirche von ihrem Begriff, und je nach dem Maafse und Umfange dieses Abfalles mufs sie auch unfähig sein ihrer Bestimmung zu entsprechen, das Reich Christi bis zu den äufsersten Grenzen der Erde zu erweitern, welcher sie in der ersten Periode ihrer Ausbildung, vor ihrer Zerspaltung in die morgen- und abendländische, mit bewundernswürdigem Erfolge entsprach, wie in den späteren Zeiten in solchem Maafse niemals wieder. Das Gefühl untergegangener Herrlichkeit, verlorener Kraft und Gesundheit hat sich in allen Reformationsversuchen ausgesprochen, die als solche zugleich Unionsversuche waren, nämlich Versuche zur Wiederherstellung der Kirche nach ursprünglicher, unverletzlicher Regel und dem Vorbild ursprünglicher Verfassung unter Berücksichtigung der zeitlichen, örtlichen und provinziellen Bedürfnisse.

Eine Geschichte der kirchlichen Unionsversuche hat nun die Aufgabe, durch treue Berichterstattung nachzuweisen, in wiefern diese Versuche der Idee der Kirche und dem Begriff einer wahren Union entsprochen, in welchem Verhältnifs zu ihr die dabei angewendeten Mittel gestanden, welchen Erfolg sie gehabt haben, wie nahe oder fern man dem gemeinsamen Ziel aller wohlgesinnten Christen ohne Verrath an der Wahrheit gekommen oder warum die Versuche gescheitert seien und was deshalb bei Wiederholung derselben vermieden werden müsse, um das Gelingen nicht zu hindern oder zu erschweren. Wenn diefs die Aufgabe eines solchen geschichtlichen Versuchs ist, so kann sie nicht gelöst werden ohne Voraussetzung eines historisch gegebenen, oder wenn, wie in diesem Falle, die Ueberlieferung Differenzen bietet, nicht ohne genaue Bestimmung des Begriffes der Kirche und einer wahren Union, welche ohne Verletzung des eignen Gewissens und der Gewissensfreiheit Anderer eingegangen werden kann, welche aber gewifs nicht eine nie stattgefundene, aus vorhin angedeuteten Gründen an sich unmögliche und auch nicht einmal wünschenswerthe Einerleiheit der Vorstellung, des Ausdrucks, der kirchlichen Verfassung und Sitte erzielen darf, wie diefs auch von den Reformatoren beider Confessionen und namentlich lutherischer Seits in der Augsburger Confession und ihrer Apologie auf das Bestimmteste anerkannt worden ist. Solche Bestimmung der Begriffe *Kirche* und *Union* würde dann auch dem Verf. und Leser sichere Normen zur richtigen Beurtheilung der betreffenden Erscheinungen im Laufe der Zeit darbieten. — Wer nun aber mit solchen, gewifs nicht unbilligen Ansprüchen oder Erwartungen an das vorliegende Werk geht, wird sich allerdings wenig befriedigt finden. Die Vorstellungen des Verfs. von Kirche und Union und die Ansichten von dem, was für diese gethan oder nicht gethan werden soll, sind so schwebend und schwankend, dafs er je nach dem Eindrucke, welchen die unionistischen oder antiunionistischen Bestrebungen auf ihn gemacht haben, die verschiedensten, nicht selten sich widersprechende Urtheile ausspricht. Einige Nachweise mögen zum Belege dienen.

In der Beurtheilung des *Regensburger Interim* v. J. 1541. heifst es da, wo von dem Verhältnifs des subjectiven Urtheils zum Urtheil der allgemeinen Kirche, von der Bedeutung der Synoden und ihrer Bestimmungen die Rede ist (Bd. I. S. 86 ff.), unter Anderm: „Der treffliche Verfasser des Entwurfs wollte hier nur, was die Protestanten wollten, er wollte alle Art Machtsprüche, sie mochten päbstliche, kaiserliche oder churfürstlich-sächsische sein, er wollte des *Einzelnen* zwingendes Urtheil vernichtet, er wollte einen Grundsatz festgehalten wissen, ohne welchen es keine Synoden und Concilien, die doch eben so innig von den Protestanten gewünscht wurden, geben konnte, ohne welchen ihre ganze Veranstaltung ein Widerspruch bleiben mufste, *ohne welchen*, man sage was man wolle, *es keine Kirche geben kann*." —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Von Carl With. Hering.

(Fortsetzung.)

Und dennoch tadelt Hr. H. die Protestanten in zahllosen Stellen seines Werks, dafs sie an den Symbolen der *allgemeinen* Kirche, die sie an die Spitze ihrer Bekenntnifsschriften stellten, in deren Anerkennung sie mit der römisch-katholischen und griechisch-orthodoxen Kirche, wie unter sich selbst, übereinstimmen, festhielten und bezeichnet diefs als Symbololatrie, und um diefs zu rechtfertigen, schreibt er ihnen selbst Grundsätze zu, die sie als solche nicht gehabt, wenn auch Einzelne, deren Verirrungen der Kirche unmöglich zur Last gelegt werden können, durch Verfolgung einseitiger Richtungen vom wahren Princip der evangelisch-protestantischen Kirche sich entfernt haben. „Sie haben", heifst es unmittelbar vor obiger Stelle, S. 87 von den Protestanten, „dem *Einzelnen* keine Macht, die Schrift zu erklären, zugestanden, und das an sich so herrliche und erfolgreiche Lutherwort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", durchaus auch in ihrem Bereich nicht gelten lassen, sondern auf die symbolischen Bücher hinweisend stets gerufen: Hier steht's, Du kannst, Du darfst nicht anders"! — Diese durch die Geschichte der evangelischen Kirche und insbesondere ihrer Verdienste um die Schrifterklärung genugsam widerlegte Behauptung ist auch in sofern unwahr, als sie voraussetzt, dafs Luther mit jenen, ihrer Beziehung und ihrem Zusammenhange nach hinreichend bekannten Worten, auf eine in Folge subjectiver Bibelforschung gewonnene, *von der alten Kirchenlehre abweichende* Lehre hingewiesen habe, da es doch erwiesen ist, dafs er die römisch-katholische Kirche wegen Anbildung unapostolischer, im Wesen des Christenthums und darum auch in der heiligen Schrift nicht begründeter und den Symbolen der alten katholischen Kirche fremder Satzungen, weder für wahrhaft *apostolisch*, noch wegen der durch Behauptung unapostolischer Ansprüche ihrer Repräsentanten veranlafsten Zerspaltung in die abendländische und morgenländische für wahrhaft *katholisch* gehalten habe und halten konnte, wohl aber mit seinen Genossen sich bewufst war, nichts zu lehren und zu wollen, als was mit der alten wahrhaft apostolischen und katholischen Kirche übereinstimmt. Nach der Darlegung der zurückgewiesenen Irrthümer und Mifsbräuche heifst es namentlich im Epilogus zur Augsburger Confession: Tantum ea recitata sunt, quae videbantur necessario dicenda esse, ut intelligi possit, *in doctrina ac ceremoniis apud nos nihil esse repeptum contra Scripturam aut Ecclesiam Catholicam*, quia manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in Ecclesias nostras serperent." — Später lesen wir in ausführlichen Mittheilungen aus Bossuet's Beurtheilung der Unionsansichten des schon sehr nachgiebigen Abt Molanus von Lockum unter Andern die bestimmtesten Erklärungen Bossuet's (Bd. II. S. 260 f. vgl. 237. 239.), dafs die römische Kirche in Bezug auf ein *Dogma* nie einen Punkt aufgeben werde, dafs die Unionsverhandlungen vielmehr sich blos um Disciplinar-Artikel und Ritus bewegen sollen, dafs man den Protestanten zwar auch eine Abschwörung und feierliche Zurücknahme ihrer Lehren erlassen könne, aber „*eine klare Erläuterung und geeignete Declaration* (d. h. doch in Wahrheit eine durch Worte verdeckte Retractation) *der Glaubenslehre*" fordern dürfe, was um so billiger sei, da der wahre katholische Lehrbegriff mit der Augsb. Conf. theils den Worten, theils dem darin vorwaltenden Principe nach durchaus so weit übereinstimme, dafs seitens der Protestanten sehr wenig Nachgiebigkeit erforderlich sei, wie diefs ja aus Molans Entwurfe selbst so deutlich hervorgehe. —

Diesen Erklärungen fügt Hr. H. S. 270 f. folgendes Urtheil bei: „Unleugbar hat Bossuet Recht, da eben die Abfassung der A. C., wie diefs schon früher zugestanden wurde, aus dem ganz klar gedachten und genau festgehaltenen Principe einer reinen, vernunftgemäfsen Schrifterklärung nicht hervorgegangen war, sondern sich hier noch viel *blinde* Anerkennung *der Aussprüche früherer Concilien und Traditionen* vorfand, so dafs es nur einer verständigen Milderung der darin gerügten Mifsbräuche bedurfte, um das überraschende Resultat von gegenseitiger Uebereinstimmung zu gewinnen. Bossuet zeigt sich dabei allen abergläubigen und die Sittlichkeit gefährdenden Vorstellungen wirklich abhold, will übrigens das göttliche Recht des Pabstes zwar den Worten nach unangetastet haben, macht aber dabei *die päbstliche Infallibilität* so ganz von der Uebereinstimmung mit den Entscheidungen der Kirchenversammlungen abhängig, dafs sich diese Anstöfsigkeit auch in der Wirklichkeit heben mufs." Es bedarf für schriftkundige Protestanten keiner Widerlegung des dem Verf. der Conf. Aug. und seinen Genossen gemachten Vorwurfs *blinder* Anerkennung traditioneller Lehrformen, geschichtskundige Leser werden es aber auch mit uns bezweifeln, dafs, wenn die Protestanten sich, wie Hr. H. es wünscht, nachgiebig gezeigt und das göttliche Recht des Pabstes anerkannt hätten, der andere Anstofs durch Vermittelung verheifsener Synoden sich in der mit der evangelischen Kirche vereinigten eben so wenig gehoben haben würde, als er sich in der von ihr getrennten bisher gehoben hat. — Aehnliche die gute Sache des evangelischen Protestantismus verkennende, ja preisgebende Aeufserungen finden sich mehrere. In dem bereits berührten Berichte über das Regensburger Interim erkennt der Verf. (Bd. I. S. 99) selbst an, dafs es die römisch-katholische Parthei mit der Verheifsung einer Reformation nicht ganz redlich gemeint habe, dafs namentlich dem päbstlichen Legaten „jeder Gedanke an eine wirklich evangelische Reinigung des Lehrbegriffs" fremd gewesen und dafs „Alles, was er von Reformation sprach, auf eine Beschränkung des luxuriösen Lebens der Prälaten hinausgelaufen sei," und doch fühlt er sich schmerzlich dadurch bewegt, „dafs es den Hauptführern der protestantischen Parthei nicht möglich war, sich von der Ueberzeugung loszureifsen, dafs gewisse Formeln mit christlicher Wahrheit durchaus identisch wären, und sich zu der Ansicht zu erheben, dafs ein kleines Maafs von Nachgiebigkeit bei hohen, ganze Völker von der verschiedensten Bildung umfassenden Reformationsplänen ein ungleich gröfseres Maafs von Weisheit beurkundet, als ein grofses, vollgerüttelte Maafs rücksichtloser Beharrlichkeit" (S. 98). — Bestand denn das, was die Protestanten hinzugeben Bedenken trugen, nur in *gewissen Formeln?* Und war es mehr, durften sie mit irdischer Weisheit die erkannte Wahrheit verhandeln? Noch etwas früher sagt der Hr. Verf. in der Beurtheilung desselben Interim (S. 87 f.): „Zu der *wahren Kirche* — sollte sich eben die katholische immer mehr ausbilden, die *katholische*, nicht wie sie entstellt damals war, sondern wie sie durch die *allgemeine Reform* allmählig hervorgehen sollte, und doch wohl in Deutschland vor Allem hervorgegangen wäre, wenn Luther und sein Fürst nicht zu mifstrauisch und in diesem Mifstrauen zu starr gewesen wären." — Als wäre ihr Mifstrauen nicht begründet gewesen, wenn man jenseits, wie zugestanden wurde, an eine allgemeine Reform niemals ernstlich dachte! — Weiterhin stellt der Verf. (S. 106 f.) es in Frage, ob nicht eine Reformation im Sinne des Erasmus, ohne Kampf gegen den Pabst als Statthalter Christi, möglich gewesen wäre und schneller zum Ziele geführt haben würde, als durch Trennung vom Pabst; dagegen heifst es S. 117, dafs die deutschen Protestanten „die Begründung einer wahren oder reformirt katholischen Kirche" — „und eine Vereinigung in christlicher Lehre nur eben und mit *Recht* dann möglich hielten, wo kein Pabst seinen Willen zum Gesetz und seine Meinung zum Glaubensartikel machen könne." Und dieses Urtheil wird S. 169 wiederholt, wo der Verf. schildert, wie erbittert nun protestantischer Seits nach den Augsburger Unionsverhandlungen (1548.) wurde und „zum Theil auch mit Recht wurde, da das Schicksal, welches die mächtigern Reichsstädte erfuhren, offenkundig machte, dafs alle Mäfsigung im Lehrbegriffe, alle Anempfehlung der Predigt des Evangeliums und des christlichen Eifers, dem Aberglauben entgegenzuarbeiten, in diesem oder jedem andern Interim und Unionsentwurf in der Wirklichkeit null und nichtig werde, sobald der Artikel von päbstlicher und bischöflicher Macht darin mit aufgenommen sei. Denn als z. B. in Augsburg die (protestantischen) Prediger sich wohl fügten, in priesterli-

chem Ornate zu predigen und die Sacramente zu verwalten und alte Ceremonien wieder herzustellen, *aber dabei, wie es das Interim doch gestattete, evangelisch predigten*, so wurden sie vom Bischofe bald sämmtlich verjagt." —

Unter den Vorschlägen zu einer allgemeinen Union, durch welche die durch die Reformation eingetretene Kirchenspaltung wieder aufgehoben werden sollte, verdient unstreitig das Gutachten (*Consultatio*) besondere Auszeichnung, welches Georg Cassander auf Veranlassung des Kaisers Ferdinand und seines Nachfolgers Maximilian im J. 1564. ausstellte und aus welchem Bd. I. S. 427 ff. Auszüge mitgetheilt werden. Cassander erklärt ausdrücklich (vgl. 435 f. mit 422 f. 430), dafs ihn bei seiner Prüfung der Artikel der Augsburger Confession das übereinstimmende Zeugnifs der alten Kirche als hermeneutisches und entscheidendes Princip neben der heiligen Schrift geleitet habe, und macht dem evangelischen Protestantismus viele Concessionen, obwohl er öfters auch urtheilt, dafs die Protestanten aus Erbitterung über die päbstliche Härte und die unleugbare Schlechtigkeit in Rom in ihren Klagen gegen die katholische Kirche zu weit gegangen und manches Wahre, Gute oder doch Unschuldige in der Lehre und den Gebräuchen getadelt und verworfen hätten. „Ich zweifle nicht," schreibt er am Schlusse seiner Abhandlung dem Kaiser (S. 436) „dafs Manches darin den heftigern Leuten unter beiden Partheien (den Katholischen und Protestanten) mifsfallen werde, da die wunden Stellen jedes Theils berührt werden; aber, und ich fürchte, dafs diefs nur zu wahr sei, entweder *mufs* die so heftig erschütterte Kirche in solcher Weise wiederhergestellt werden, oder, wird das nicht errungen, *so steht uns der gewisse Untergang durch uns selbst bevor*. Ich preise aber Gott, den Ewigen und Lebendigen, dafs er sich, wie ich hoffe, unsrer erbarmend Ew. Majestät einen solchen Sinn eingegeben, diese schweren Wunden der Kirche durch rechte und zweckmäfsige Mittel heilen zu wollen und jene grausamen und nutzlosen Mittel zu verwerfen, welche zeither eben so unklug als verderblich angewendet worden sind und das Uebel der Kirche nicht nur vergröfsert, sondern fast unheilbar gemacht haben." — Aber Cassander glich sehr den nicht minder ehrwürdigen Vorläufern der Reformatoren, Peter d'Ailly, J. Gerson u. A., die bei befangenen Schriftstudien und mangelhafter Kenntnifs des Lehrbegriffs, der Verfassung und Gebräuche der altkatholischen Kirche den innern Widerspruch, wenn auch fühlten, doch nicht erkannten, den schon der Name der *römisch*-katholischen Kirche bezeichnet und welcher seit dem 6. Jahrhundert auf dem kirchlichen Gewissen lastet, den sich durch Anmafsungen aller Art und durch furchtbare Bannflüche gegen den christlichen Orient und gegen Alles, was im Occidente sich nicht fügen wollte, selbst wieder aufzuheben suchte, der aber, da Einseitigkeit und Willkühr nimmermehr wahrhaft katholisch werden kann, nur durch Verlassen oder Beschränken des *römischen*, so weit es als solches in der *allgemeinen* Kirche sich geltend machen will, folglich durch Bekenntnifs der alten apostolischen Wahrheit, durch allseitige Erneuerung und Rückführung auf den reinen Stand der Kirche in den ersten Jahrhunderten, bevor sie romanisirt wurde, wirklich aufgehoben werden konnte und forthin aufzuheben ist. Zu dieser Ansicht konnte sich Cassander nicht erheben, wie die meisten Unionsfreunde seiner Kirche nicht, wie die Mehrzahl der kirchlichen Restauratoren nicht vor dem Auftreten der grofsen Reformatoren. Die Aufgabe der letztern, durch zeitgemäfse Umgestaltung der ihrem Urbild unähnlich gewordenen abendländischen Kirche die wahrhaft katholische Kirche, zunächst wenigstens partiell, wiederherzustellen, konnte nicht gelöst werden, wenn man sich nicht der beschränkenden Gewalt der römischen Hierarchie entzog, so weit diese eine römische, folglich nicht katholische, sondern durch besondere Ansichten und Interessen bestimmt war. Wohin Cassanders Vorschläge, der aufser manchem Andern den Primat des römischen Pabstes, obwohl er ihn in dem späteren kirchenrechtlichen Sinne in der alten Kirche nicht nachweisen konnte, beharrlich vertheidigte, führten, zeigt der nach demselben in Schweden durch Johann III. gemachte Unionsversuch (S. 445 ff.), da der Pabst den König, als er ihm sich genähert hatte, durch Possevin, welcher unter der Maske eines österreichischen Gesandten am Hofe erschien, zur unbedingten Unterwerfung zu bestimmen wufste. Durch solche Thatsache ist sogar dem Verf. (S. 457) das Urtheil abgenöthigt worden, dafs „das Mifsglücken dieses wohlgemeinten Unionsplans den *Protestantismus* und also das *Christenthum* selbst der Nachwelt rettete."

Dessen ungeachtet erklärt sich der Hr. Verf. später wieder für die ganz verwandten Ansichten und Vorschläge des Grotius, Practorius, Molanus u. A. (Bd. I. S. 487 Bd. II. S. 207 f. 222, 228 u. s.) und beurtheilt diejenigen evangelischen Theologen sehr hart, welche eine Unterordnung unter *Rom* sehr bedenklich fanden und jene Unionspläne in dem polemischen, allerdings nicht nachahmungswürdigen Tone ihrer Zeit, aber doch unstreitig im Interesse der guten Sache bekämpften. — Wir verkennen nicht die grosse Wahrheit, auf welcher die Unionsvorschläge der genannten u. a. Freunde des Kirchenfriedens ruheten; es ist das Ideal der geschwundenen Herrlichkeit der alten Kirche, deren Anschauen ihre Seele erfreuete und begeisterte; diesem Ideal die zerrissene Kirche wieder anzunähern war ihr Verlangen und Streben. „Gott weiss es, schrieb Grotius in den ersten Jahren des 30 jährigen Krieges, im J. 1621 (s. Bd. I. S. 488 f.), „wie schmerzlich mir es schon längst war, wenn ich jene ersten Zeiten des Christenthums mit diesem erbärmlichen Zeitalter verglich, wo nun das Volk bei der Uebereinstimmung in den Hauptstücken des Glaubens um verschiedener Ansichten über Gebräuche und Meinungen willen in Partheien zertheilt und zu Kriegen geführt wird, welche selbst heidnischen Nationen Schande bringen würden." — — „Möchte doch Gott den Führern der Kirche und den Königen und Machthabern seinen Geist, den Geist der Liebe mittheilen, auf dass der Kirche nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten so bald als möglich ihre einstige Schönheit und *bei unverletzter Wahrheit* ein dauernder Friede hergestellt werde. Viele Tausend Menschen, deren Reihen ich zugezählt sein will, würden solchen Vorsatz mit ihren frommen Wünschen begleiten und sich zahlreich unter solcher Friedensfahne sammeln." — Gewiss war es auch recht, wenn er es missbilligte, dass der römische Pabst von den Protestanten beider Confessionen schlechthin *der Antichrist* genannt wurde (S. 474 ff.). Aber es ist doch unleugbar, dass Grotius auch nach den von dem Verf. S. 490 ff. gegebenen Mittheilungen die römisch-katholischen Dogmen und Sitten zu sehr beschönigte: die Lehre von den menschlichen Handlungen als Verdiensten, was sie auch dann nicht sein können, wenn sie, wie es hier heisst, „aus Christi Wort und Geist hervorgehen;" die Lehre von der Transsubstantiation, die Entziehung des Kelches im h. A. M., die Anrufung der Heiligen, Verehrung ihrer Bilder, — abgesehen davon, dass er in seiner Ausgabe der *Consultatio* Cassanders sich für die allgemeine, wenn auch bedingte, Anerkennung des päbstlichen Primats erklärte. „Man wirft gewöhnlich ein," sagt er unter andern (S. 486), „dass der Pabst die Rechte der Bischöfe und selbst Könige verletze. Wohl kann das geschehen, besonders seit das römische Reich in so viele Theile zerrissen ist. Geschieht das aber, so muss man in dem, was gegen die Kirchenverfassung ist, nicht gehorchen; aber deshalb ist nur nicht der Nutzen jenes Principats zu läugnen, und ihm der Gehorsam auch in deren Dingen zu entziehen, welche mit den Regeln der Kirche übereinstimmen. Hätten diess die Protestanten bedacht, so würden wir noch eine unzerrissene und eine *mehr verbesserte* Kirche haben." — Aber die Geschichte lehrt ja, dass die römische Kirche auf eine wirkliche Verbesserung nicht eingegangen ist, dass sie sogar diejenigen, welche sich zu den ökumenischen Symbolen der noch unzerrissenen Kirche bekennen, als Häretiker bezeichnet und behandelt, und selbst ein Bossuet sagte es ausdrücklich, dass an eine Aenderung des römischen Lehrbegriffs auch im Entferntesten nicht gedacht werden könne! Was konnte denn in solchem Falle anders geschehen, als was geschehen ist —, Trennung und Neubau auf dem festen Grunde der alten apostolisch-katholischen Kirche nach dem Richtmaass ihrer Lehren und Vorschriften? — Es ist auffallend, dass der Verf. gar kein Bedenken gegen die unionistischen Ansichten und Bestrebungen des Grotius äussert, dass er S. 493 f. nur erwähnt, wie „finsterer Wahnglaube den Todten noch schmähete" und wie „der Hass der in Partheiwuth und Buchstabenglauben so befangenen Theologen gegen diesen Freund des Lichts und Friedens" sich aussprach. Er bezeichnet S. 487 f. seine Ansichten ohne Einschränkung als „verständige" und hofft mit ihm, dass sie künftig allgemeine Anerkennung finden werden; „er hatte den Weg erkannt," sagt er S. 495, „welcher einzig zu einer wirklichen Vereinigung der Christen führen konnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Von Carl Wilh. Hering.

(Fortsetzung.)

Wir stimmen diesem Urtheil, wie schon geäufsert worden ist, in so fern vollkommen bei, als die Grundidee des Grotius die ursprüngliche evangelisch-protestantische war, eine Reformation nach dem Urbild der alten apostolisch-katholischen Kirche (s. S. 464, 466—8), müssen aber in Bezug auf Anderes der evangelischen Kirche Glück wünschen, dafs seine Ansichten nicht mehr beachtet wurden, als die Cassanders. — Dasselbe gilt auch von Matthaeus Praetorius, welcher als evang. Geistlicher in Memel die viel Treffliches verkündende *Tuba pacis* ad universas dissidentes in Occidente ecclesias schrieb, die dann zu Cöln 1685 gedrukt erschien, worin aber gleichfalls die Anrufung der Heiligen als Vermittler (Bd. II. S. 205), die Lehre von einer *substantiellen Transmutation* oder Transsubstantiation, die Entziehung des Kelchs unter Umständen und der *Primat des Pabstes* gerechtfertigt wird und zwar nicht nur der *Primat des Rangs*, sondern auch *der Jurisdiction* — mit dem Hinzufügen: „da eine obere Verwaltung nothwendig sei und defshalb die oberste bischöfliche Gewalt von den Protestanten habe den Landesherrn zuertheilt werden müssen, so sei es doch mindestens nicht unschicklich, dafs diese dem ersten Patriarchen der Kirche zugestanden werde, nur ganz in dem Maafse, wie er sie in den ersten 8 Jahrhunderten besafs." (S. 207). — Ganz ähnliche und selbst noch bedenklichere Zugeständnisse enthält der Unionsentwurf des Abt Molanus (S. 215 ff.) und doch findet auch diesen Hr. H. (S. 218) sehr verständig. „Wir sehen," sagt er weiterhin (S. 222), „dafs dieser Theolog sehr richtig die Sache der christlichen Wahrheit selbst von der des Dogmatismus und Ceremonismus trennte."

Während nun der Verf. in den angeführten u. a. Stellen solche Versuche oder Vorschläge zur Union rühmt, welche auf Grund des altkatholischen Glaubens, wie er in dem Augsburger Bekenntnifs anerkannt ist, gemacht wurden, und selbst solche gut heifst, deren Urheber noch für Beibehaltung oder Wiederaufnahme vieler *römischen* Elemente drangen, tritt er in einzelnen beiläufigen Aeufserungen, besonders aber gegen Ende des Werks, wo von der Union berichtet wird, welche in Preufsen und in anderen Ländern auf Grund des Glaubens der alten Kirche wirklich zu Stande gekommen ist, wieder der Ansicht derer bei, welche, wie z. B. Dr. Bretschneider, es für recht und zeitgemäfs halten, die *Augsburgsche Confession* aufzugeben, *ein neues gemeinsames Glaubensbekenntnifs durch die Lehrer, als die Repräsentanten der Kirche, abfassen zu lassen und darauf zu verpflichten* (S. 457 ff.), und wie er sich diese *neue Confession* gedacht habe, sagt er S. 464 f., wo er zuversichtlich die Hoffnung ausspricht, dafs die von Dr. Röhr herausgegebenen *Grund- und Glaubenssätze der evangelischen Kirche*, „möchten auch noch Jahrzehnte vergehen" gewifs, wenn auch im Einzelnen noch mehr vervollkommnet, „an die Stelle der zu antiquirenden Confessionen treten werden." — Geschähe aber diefs, dann hätten allerdings die Gegner der Union Recht, wenn sie behaupteten, dafs die *unirte* eine *neue Kirche* wäre, der sie mit gutem Gewissen sich nicht anschliefsen könnten, und nach Beseitigung der augsburgschen Confession würde sie auch ohne kirchliche und rechtliche Sanction dastehen und von der allgemeinen Kirche, deren Symbole nicht mehr die ihrigen wären, abgetrennt würde sie als häretisch ohne alle Hoffnung sein, mit der römisch- und griechisch-katholischen sich dereinst noch auf Grund des alten gemein-

samen Glaubens zu verbinden. Diefs haben, abgesehen von Preufsen, wo die Union und erneuerte Agende den alten apostolisch-katholischen Glauben zur Grundlage hat, auch die meisten Behörden der evangelischen Landeskirchen, wo die Union vollzogen worden ist, z. B. *Baiern* und *Baden*, wohl erwogen und durch Anerkennung des fortwährenden normativen Ansehens der augsburgschen Confession, welcher der öcumenische Lehrbegriff der alten Kirche zu Grunde liegt, deutlich erklärt, dafs sie den alten christlichen Glauben, der im Herzen der Gemeinden lebt und in ihren Liedern und Liturgien sich ausspricht, nicht antiquiren wollen, dafs sie vielmehr nur in Bezug auf wenige Differenzpunkte, über welche die öcumenischen Synoden der alten Kirche nicht entschieden haben, zwar freie Schriftforschung und gründliche, christlich-wissenschaftliche Erörterung und Polemik, deren endliches Resultat der Sieg der Wahrheit sein mufs, gestatten, dafs sie aber bis zu solcher Entscheidung gegenseitige Duldung fordern und Anerkennung des christlichen Charakters wünschen, so jedoch, dafs der Beitritt zur Union der eigenen gewissenhaften Entscheidung eines jeden Einzelnen überlassen ist, wie diefs namentlich für Preufsen die königlichen Erlasse v. 27. Sept. 1817. u. 28. Febr. 1834. auf das Bestimmteste aussprechen.

Aufser dem Mangel an Einheit und Sicherheit des Urtheils über die verschiedenen Unionsansichten und Bestrebungen finden sich noch andere, formelle Gebrechen, die den Werth des an sich sehr zeitgemäfsen Werks in den Augen besonders der wissenschaftlich gebildeten Leser sehr mindern dürften. So ist, abgesehen von nicht wenigen Nachläfsigkeiten in der Darstellung und einzelnen historischen Unrichtigkeiten, die Eintheilung in Abschnitte nicht überall durch die Zeitverhältnisse oder durch Epochen der Geschichte der Kirche, sei es der allgemeinen oder der evangelischen insbesondere, bestimmt, so dafs mitunter der historische Stoff ohne hinreichenden Grund zersplittert und dem Leser die Betrachtung und Beurtheilung erschwert wird. Die uns gesetzten Grenzen erlauben nur auf Einiges aufmerksam zu machen. Der *I. Abschnitt* soll in 14 §§. *die Versuche der Wiedervereinigung der ganzen abendländischen Kirche* beschreiben (1. Vorbereitungen zu einem Religionsgespräche. 2. Das Religionsgespräch zu Regensburg. 3. Das Regensburger Interim. 4. Beurtheilung des Regensburger Interim. 5. Wirkungen des Regensburger Religionsgesprächs. 6. Befangenheit und Unduldsamkeit der Unionsfreunde. 7. Gleichzeitige Unionsversuche in Frankreich und England. 8. Fernere Versuche zur Vereinigung der deutschen Kirchen. 9. Päbstlicher Eifer gegen die Unionsversuche. 10. Unionsversuche auf dem Reichstage zu Regensburg 1546. 11. Die tridentinische Kirchenversammlung. 12. Würdigung der tridentinischen Bestimmungen über die streitigen Lehren von der Erbsünde und Rechtfertigung. 13. Weiterer Verlauf der Kirchenversammlung. 14. Letzte Unionsversuche Karls V. durch das Augsburger Interim). Zweckmäfsiger würde vielleicht folgende vereinfachte Abtheilung gewesen sein: 1. *Das Religionsgespräch zu Regensburg* 1541. *mit seinen Vorbereitungen und Folgen*, — so dafs §§. 1—6. zusammen genommen und namentlich §. 4. und 6. nicht getrennt worden wären, da sie wesentlich zusammen gehören. 2. *Unionsversuche in Frankreich und England* (§. 7. bei H.) — wenn einmal diese Bezeichnung beibehalten werden soll, die allerdings auch eine Wahrheit hat; in Wirklichkeit waren es, namentlich in Frankreich, Reformationsversuche, deren Resultat, wenn sie durchgeführt, in Rom aber perhorrescirt worden wären, die Bildung nationaler evangelisch-katholischer Patriarchate oder Bisthümer gewesen sein würde. Was durch Heinrich VIII. damals in England geschah, gehört freilich nur in sehr eingeschränktem Sinne in die Geschichte der Unionsversuche, wie auch der Hr. Verf. S. 117 f. bemerkt. — 3. Die in den §§. 8. und 9. unter nicht entsprechenden Ueberschriften beschriebenen Reformationspläne des Erzbischofs und Churfürsten Herrmann von Cöln (v. J. 1536. an) und der Reichsstände zu Speier (1544.) hätten unter denselben Gesichtspunkt gestellt werden sollen, etwa mit der Aufschrift: *Unionistische Reformationspläne in Deutschland.* Denn sollte, wie zu Speier (ganz im Sinne des Erzbischofs Herrmann) beschlossen wurde, die Union der Dissidenten durch eine nöthigen Falls auch ohne Rücksicht auf den Pabst zu bewirkende allgemeine Reformation in Deutschland gestiftet werden, so war die Abtrennung *der* reformirt- oder *evangelisch-katholischen Kirche Deutschlands* von der römisch-katholischen und somit die Bildung eines evangelisch-katholischen Patriarchats in Deutschland mit den ihm zugehörigen Bisthümern unvermeidlich. — Darauf konnte folgen: 4. *Unionsversuch auf dem*

Reichstage zu Regensburg 1546. (bei H. §. 10.) und 5. *Unionsversuche durch das Augsburger und Leipziger Interim* 1548. (bei H. §. 14. wo jedoch des Leipziger *Interim* gar nicht gedacht worden ist.) — Die §§. 11—13. (S. 144—72) bilden in solcher Ausführlichkeit eine in die Geschichte der Unionsversuche nicht gehörige Episode und haben mehr einen dogmenhistorischen Charakter. Unerwähnt konnte allerdings die Trienter Kirchenversammlung nicht bleiben, in so fern sie sich selbst einen reformatorischen Charakter zugeeignet und somit die Aufgabe gestellt hat, durch Entfernung der Uebelstände den Dissendenten den Grund zum Beharren in der Separation zu nehmen. Da sie sich aber die Aufgabe im *römischen* Sinne und Interesse stellte, so konnte sie bei allem Trefflichen, was mehrere ihrer Verhandlungen und Beschlüsse enthalten, ihren Zweck nicht allein nicht erreichen, sondern mufste nothwendig das Gegentheil bewirken, nämlich die Trennung vollenden, was namentlich in der letzten Session geschah. Aber eben darum durfte dieser *I. Abschnitt* nicht mit dem Augsburger Interim, sondern er mufste mit dem Schlusse des Tridentinischen Concils schliefsen und also alle Unionsversuche mit aufnehmen, welche in die Zeit (13. Dec. 1545. — 4. Dec. 1563.) fielen, während welcher das Concil gehalten wurde, und sollte einmal wegen mancher nichttheologischen Leser die durch Pius IV. unter d. 15. Nov. 1564. publicirte *Professio fidei Trid.*, als die Hauptsumme des römisch-katholischen Glaubens in einer vollständigen deutschen Uebersetzung mitgetheilt werden, so mufste es wohl hier geschehen, nicht erst §. 34. (S. 441—45), nachdem inzwischen bereits über viel spätere Unionsversuche berichtet worden war, z. B. in Frankreich unter Heinrich IV. (§. 28 f. S. 382—93), unter Ludwig XIII. namentlich durch Cardinal Richelieu, der ernstlich an die Gründung eines von Rom unabhängigen Patriarchats und an Vereinigung mit den Protestanten dachte (§. 30. S. 393 ff.); in England unter Jacob I. und Carl I. (§. 31. S. 406—18). — Diese den 1. Abschnitt betreffenden Bemerkungen dürften wohl hinreichen, das oben in Hinsicht auf Eintheilung gefällte Urtheil zu begründen.

Der aus der anfangs gegebenen Uebersicht erkennbare Uebelstand, dafs ein Fragment des 3. Abschn. den zweiten Band eröffnet, hat nach der Angabe des Hrn. Verfs. (Bd. I. S. V.) seinen Grund in dem Wunsche, beiden Bänden einen möglichst gleichmäfsigen Umfang zu geben. Nach des Ref. Ansicht konnte diefs ohne jenen Uebelstand erreicht und die Berichterstattung doch noch vollständiger werden, als sie es, wie nachgewiesen worden, wirklich ist, wenn Manches in die Geschichte der Unionsversuche nicht Gehörige entweder übergangen oder doch nur angedeutet worden wäre, z. B. aufser den bereits besprochenen §§. 11—13. die nicht einmal ganz richtigen Notizen über Calvin (S. 27 ff.), nach denen er sich den Namen Chauvin selbst gegeben haben soll (27.), da doch sein Vater (28.) *der alte* Chauvin genannt wird und Calvinus nur eben die Uebersetzung ist. In den §§. 15—17. glaubt man eher eine Geschichte der Religions-Differenzen und Streitigkeiten, als der Unionsversuche zu lesen; denn nach der Darstellung der vermittelnden Calvinischen Theorie über das heilige Abendmahl (§. 15.) folgen „Blicke auf die Fortschritte des Lutheranismus und Calvinismus" (§. 16.) und „Fortsetzung: die calvinische Prädestinationslehre" (§. 17.). Hätte es dem Hrn. Verf. gefallen, die Geschichte der Unionsversuche in Perioden abzutheilen und jeder Periode eine Charakteristik der Zeit oder eine Schilderung der kirchlichen Verhältnisse und Stimmung voranzuschicken, aus welcher die Vereinigungsversuche hervorgingen und wodurch sie theils unterstützt, theils erschwert und gehemmt wurden; so würde die Unterbrechung der geschichtlichen Darstellung durch Fremdartiges vermieden worden sein und diese würde an wahrem Pragmatismus gewonnen haben. Zudem ist der Verf. auch von seinem Plane mitunter ohne hinreichenden Grund abgewichen und es findet sich manches Hergehörige unter unpassenden Rubriken, z. B. §. 43. wird unter der Aufschrift: „*Die Unionsversuche als Synkretismus* verdächtigt" (Bd. II. S. 79 f.) zugleich mit berichtet von der im J. 1640. unter Leitung des Gröninger Theologen Sam. Maresius (der Vf. schreibt hier und S. 136 Marsius) gebildeten *Marienbrüderschaft* in Holland, dann (S. 81—84) von dem bald nach dem Westphälischen Friedensschlufs (c. 1660.) unter dem Namen eines *Sendschreiben an alle Christen* ausgegangenen und dem Churfürsten von Mainz (J. Phil. von Schönborn) zugeschriebenen Unionsentwurfe und darauf (S. 84 ff.) noch von einem auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1658. übergebenen und

dann 1662. zu Cöln erschienenen (dem Pabst Alex. VI. gewidmeten) Vorschlage des Jesuiten Jac. Masen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XX.

Verzeichniſs der chinesischen und japanischen Münzen des K. K. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien u. s. w. Von Stephan Endlicher. Wien, 1837. 4.

Die Sammlung chinesischer und japanischer Münzen in dem auf dem Titel des vorliegenden Werkes genannten Cabinette ist in der neuesten Zeit durch den Grafen von Dietrichstein und den Dr. von Siebold bedeutend vermehrt worden. Der schon als Naturforscher rühmlichst bekannte Verf., welcher auch von der chinesischen Sprache schätzbare Kenntnisse erworben hat, fühlte sich veranlaſst, eine genaue Beschreibung dieser Münzen und Medaillen sammt der Bestimmung des Zeitalters, in welchem sie respective geprägt, herauszugeben, und eine allgemeine Einleitung in das Münzwesen der Chinesen und Japaner voranzuschicken. Das wichtigste Material zu dieser sehr sorgfältig bearbeiteten Einleitung, welche die 55 ersten Seiten des Buches umfaſst, lieferten ihm die von Münzen handelnde Abtheilung der trefflichen chinesischen Encyclopädie *San-ts'ai-thu-hoei*, und die neue Bearbeitung des *Ts'ian-tschi*, eines besonderen Werkes über diese Materie. *)

Die ältesten Münzen der Chinesen waren eine Art von *Muscheln*, auch Stücke Kupfer in Form einer *Tessera*, oder eines kleinen *Schwertes*. Unter der Regierung des groſsen *Schi-hoang-ti* von der Dynastie *Ts'in* (ungefähr 200 v. Ch.) beginnt mit ziemlicher Gewiſsheit die runde Kupfermünze, mit dem viereckigen Loch in der Mitte, auf welcher man in den ältesten Zeiten den Werth im Verkehre, und später (was noch heutiges Tages der Fall) die Ehren-Namen der verschiednen Regierungs-Epochen bemerkte. Bei weitem die meisten der älteren Münzen sind nur auf dem Avers (dem *Gesichte*) mit einer Legende versehen; doch findet man auch eine beträchtliche Anzahl solcher, auf deren Rückseite der Name des Münzhofs, oder eine genauere chronologische Bestimmung verzeichnet ist. Die Münzen der beiden ausländischen Dynastieen, welche das chinesische Reich seinem ganzen Umfang nach besessen haben, namentlich der *Mongolischen* und der *Mandschuischen*, bilden eine Klasse für sich, indem bei den meisten derselben der Revers eine Aufschrift in der Muttersprache des herrschenden Volkes enthält.

Das *japanische* Münzwesen unterscheidet sich von dem chinesischen sehr wesentlich dadurch, daſs in Japan nicht bloſs eine kupferne oder eiserne Scheide-Münze, — wie in China — circulirt, sondern auch Gold und Silber, und zwar in sehr verschiedner Form, ausgemünzt wird. Die Einführung der runden Kupfer-Münze mit dem viereckigen Loche datirt sich erst seit Entdeckung der Kupfer-Minen in der Provinz *Mutsutsi*, welche in das Jahr 708 u. Z. fällt. Der Verf. wirft zugleich einige Blicke auf die Münzen von *Korea* und *Annam*.

Von S. 63—102 folgt nun das Verzeichniſs der chinesischen, japanischen, koreanischen und annamischen Münzen und Medaillen des K. K. Münz- und Antiken-Cabinettes. Eine Seite desselben bilden einige Beilagen, welche die Namen der Kaiser von der heutigen Dynastie (Chinesisch und Mandschuisch), die Namen der Mongolen-Kaiser (Chinesisch und Mongolisch), und das Verzeichniſs der auf den älteren Münzen befindlichen *Tschuan*-Charaktere (heutzutage fast nur noch auf Siegeln vorkommend) enthalten.

Einen Anhang zu dem Kataloge der Münzen bildet eine Uebersicht der chinesischen und japanischen Bücher der K. K. Bibliothek zu Wien, worunter manches sehr werthvolle Werk, z. B. die groſsen Reichs-Annalen — die gelehrten Untersuchungen des Ma-tuan-lin — das Staats-Handbuch *Thai-ts'ing-hoei-tian* — die Reichs-Geographie *Thai-ts'ing-y-thung-tschi* u. s. w. Der Verf. bemerkt die Titel derselben mit kurzer Angabe des Inhalts, und mit Anführung aller vorhandenen Uebersetzungen oder Auszüge, so wie auch der Monographieen, welche über eines oder das andere dieser Werke erschienen sind. Bei Umschreibung und Uebersetzung der Titel haben wir nur folgende Fehler bemerkt: S. 127 (Z. 1) ist ein bekannter chinesischer Roman ganz richtig *Hao-khieou-tchhouan* (Geschichte der glücklichen Verbindung) genannt; aber statt des Zeichens *khieou* (*Verbindung*) steht das Zeichen *mi*, welches *Verwirrung*, *Confusion* bedeutet — S. 128 (Z. 4) steht *hi*, statt *oung*. — S. 129 (Z. 10) steht *tsoui* für *hoei*. — S. 130 (Z. 3) muſs das erste Wort des Titels der chines Himmelskarte *wan* (*zehntausend*) heiſsen, nicht *fang* (*Ort*) — S. 131 (Z. 14) schreibt der Verf. *Kin-ting-ta-tching*, für *Kin-pau-ta-hian*; auch übersetzt er unrichtig: Regeln, die *Flöte* zu spielen"; denn das *Kin* ist ein Saiten-Instrument. — Ebds. (Z. 28) steht *kouei* für *y* (*hinterlassen*, *vererben*). — Als bloſse Setzfehler kann man betrachten: S. 126 (Z 12), *chi* für *ki*. — S. 127 (Z. 20), wo das Zeichen *Khang* die 40te Wurzel zu viel hat. — S. 129 (Z. 1), *bei'che* (*Fuſs*), statt *bi'che* (*Buch*). — S. 130 (Z. 8), cho, statt jo. — S 131 (Z 3), *lou*, für *li*. — Ebds. (v. U.) *nyui* statt *udschu*. — S. 132 (Z. 17), *tchu*, für *tchhou*, und *sing*, für *seng*. — S. 133 (Z. 3), *wan*, statt *wen*. — Ebds. (Z. 5), steht das Zeichen *hiă* (*Kragen*), für *ching* (*heilig*); in der Umschreibung aber *tchin*, statt *chin*. — Ebds. (Z. 8) in dem mandsch. Titel ist *tatsichyan* gedruckt an der Stelle von *tatsichiyan*, und *gsun*, statt *gisun*. — S. 134 (Z. 23), für *tchin*, lies *tchi*.

W. Schott.

*) Gegen Ende des verflossenen Jahres hat Herr Biot eine sehr ausführliche Abhandlung betitelt „Mémoire sur le Système Monétaire des Chinois", in das Journal Asiatique geliefert, zu deren Benutzung wir jedoch bis jetzt keine Muſse gefunden.

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Von Carl Wilh. Hering.

(Fortsetzung.)

Bei solchen formellen und materiellen Mängeln, wie die nachgewiesenen, kann aber ein geschichtliches Werk, wie das vorliegende, immer seinen guten Werth haben, wenn die Berichterstattung treu und gründlich, das Urtheil über die diversen Bestrebungen im Allgemeinen gerecht und der Ton überhaupt mild und versöhnend ist. Bei dem Verf. einer *Geschichte der kirchlichen Unionsversuche* darf man wohl selbst einen Sinn für wahre Union voraussetzen und auch den Wunsch, durch das Werk etwas zu ihrer Verwirklichung beizutragen. Wir setzen auch gern bei dem Hrn. Verf. dieses Versuchs solchen Wunsch voraus, müssen aber bedauern, die Unpartheilichkeit d. i. die Gerechtigkeit in der Beurtheilung der handelnden kirchlichen Partheien und der sie repräsentirenden Individuen vermifst zu haben, welche bei unbestechlicher historischer Treue erwartet werden durfte. Es spricht sich — wir wollen glauben, dem Vf. unbewufst — eine auffallende Partheilichkeit in sehr ungünstigen Urtheilen über Alles, was *Lutherisch* oder was Treue an dem den Evangelischen beider Confessionen gemeinsamen *kirchlichen* Lehrbegriffe heifst, vom Anfang des Werks bis zu Ende aus. Alle, die in der Mitte evangelisch-lutherischer Gemeinden, also mittelbar durch Luthers Verdienst zur Erkenntnifs christlicher Wahrheit gekommen sind und in den öffentlichen Bekenntnifsschriften den Ausdruck ihres Glaubens finden, deren Zahl noch sehr grofs ist und es wohl auch bleiben wird, sollen bei aller ihrer Treue am väterlichen Glauben nach dem Wunsche der Freunde einer wahren Union ohne alle Verletzung ihres Gewissens und Kränkung ihres Gefühls in die Vereinigung mit eingehen; aber in diesem Werke finden sich Urtheile und Raisonnements, die sie nur verletzen können und jedenfalls von einer Vereinigung mit Glaubensgenossen des Verfs. zurückschrecken müssen, der doch selbst im Schoofse der evangelisch-lutherischen Kirche aufgewachsen ist und als Geistlicher und Ephorus in ihr fungirt. Schon oben wurden einige ungünstige Aeufserungen über Luther und seine Genossen und ihre Lehre mitgetheilt, aber viel ungünstigere finden sich aufserdem in vielen Stellen dieses Buchs. Schon in der Einleitung (Bd. I. S. 24 f.), wo von der Vereinigung Luthers mit Buzer über die Lehre vom heiligen Abendmahl die Rede ist, heifst es von Luther: „der nun einmal in diesem Punkte den blinden Glauben an das Unglaubliche forderte." Gewifs erkannte Luther, der Schrift gemäfs, ein grofses Geheimnifs in diesem Sacrament, aber er glaubte nichts Unglaublicheres als Calvin; er fand es mit Schrift- und Kirchenlehre, namentlich mit den beiderseits anerkannten öcumenischen Symbolen von Ephesus und Chalcedon, unvereinbar, Christum den Menschensohn von Christo dem Gottessohn zu trennen und anzunehmen, dafs, wenn Christus nach seiner Verheifsung den gläubigen Genossen seines heiligen Mahls sich mittheilt, nur der Gottessohn gegenwärtig sei, nicht der verklärte Menschensohn, zu dem nach Calvins Ansicht die Seele des Gläubigen durch die Kraft des Geistes in den Himmel erhoben werde, um die himmlischen Speisen seines Leibes und Blutes zu empfangen. Beide wollten nichts von einem blofsen mnemonischen Ritus wissen, beide hielten fest den Charakter eines Sacraments und den Glauben an den wirklichen Genufs des Leibes und Blutes des Herrn und trennten sich, wie Calvin selbst in der oben von Ref. mitgetheilten Stelle sagt, nur über der Frage nach dem *wie* — und was beide glaubten und Unzählige mit ihnen, das wurde auch in der noch unzertrennten apo-

stolisch-katholischen Kirche geglaubt und dieser Glaube wird von Niemanden ein *blinder* genannt werden, der mit der biblisch-kirchlichen Begründung desselben bekannt ist. Solche Verurtheilung erleuchteter, ehrwürdiger Männer ist jedenfalls nicht geeignet, Eintracht zwischen den Dissentirenden zu stiften oder zu erhalten. — Welche unklare Ansicht aber der Vf. von den betreffenden Differenzpunkten habe, wie er Wahres und Falsches vermischend in seinem Urtheil über Luther ungerecht werden konnte, zeigt aufser vielen andern Stellen namentlich seine Darstellung S. 190: „Calvin behauptete mit den Lutheranern eine *sacramentliche Vereinigung der Sache mit dem Zeichen*, einen wahren Genufs des Fleisches Christi, dagegen solle *die geistige Sache nicht mit dem Zeichen vermischt* und Christus nicht auf der Erde, nicht in irdischen Elementen gesucht werden. Wenn Luther im Sacrament oder in Brod und Wein, wie der Buchstabe sagt, *Leib und Blut des Herrn*, nichts mehr und weniger, wirklich auf geheimnifsvolle Weise *anwesend* fand, so glaubte Calvin *an die Anwesenheit der ganzen Person Christi*, doch so, dafs die Substanz des Leibes Christi nur eine geistige Kraft in die glaubig Geniefsenden ausströme, obschon Christus mit seinem verklärten Leibe von uns entfernt sei und nicht mit uns vermischt werde. Denn um des Leibes Christi theilhaft zu werden, müssen wir durch den Glauben gen Himmel steigen (Comment. ad 1 Cor. XI.). Calvin wollte also durchaus einen wahren Genufs lehren und nur so, dafs es möglich sein sollte, sich Etwas dabei *denken* zu können, ohne in die Transsubstantiationsansicht zu verfallen, wo man sich auch unleugbar Etwas denkt, während Luther hinsichtlich dieses Genusses gar nichts gedacht, sondern nur den Buchstaben: es *ist* Leib und Blut, festgehalten wissen wollte." Aehnliche Aeufserungen sind oft zu lesen, z. B. 193. 198 f. 201 f. 203. 215. u. s. f.; es wird da von Luthers „Ansicht von der Buchstabenheiligkeit der Einsetzungsworte" gesprochen, seine Lehre als der Ausdruck irrationaler Pietät oder als eine „Allem, was der Mensch als vernünftiges Wesen zu fassen im Stande ist, entgegentretende Lehre" bezeichnet, „Istlehre" genannt u. dgl. — Ausfälle, wie man sie in polemisch aufgeregten Zeiten nur von erbitterten Gegnern der evangelisch-lutherischen Kirche vernehmen konnte. „Dort" — in der römischen Kirche, heifst es S. 455 — „hatte man im Abendmahle *nur* das Brod, aber in ihm unbestritten den ganzen Christus; hier hatte man Brod und Wein, aber doch nichts Wirkliches, da Luthers Jünger den Herrn auch essen und trinken, aber doch Brod und Wein nicht für verwandelt erklären und doch durchaus wieder den wirklichen und wahrhaftigen Leib haben wollten. Dort war der Aberglaube in ein ziemlich consequentes System gebracht, *hier nur die Fülle des Aberglaubens ohne Consequenz*." — Ja der Verf. bestreitet nicht blos die eigenthümlich Lutherischen, so wie die in den, von den Evangelischen überhaupt gemeinsam anerkannten, öcumenischen Symbolen enthaltenen Dogmen des altkirchlichen Lehrbegriffs von der *Person Christi* S. 255, von *der Dreieinigkeit* überhaupt S. 427 ff. vgl. Bd. II. §. 53. u. a.; sondern er nimmt in Wahrheit dem evangelischen Protestantismus beider Confessionen das gute Recht seines Bestehens, indem er der römisch-katholischen Kirche in Betreff der eigenthümlichen Lehren der Evangelischen über *Sünde*, *Glauben* und *Rechtfertigung* wenn nicht durchaus Recht, doch den Vorzug giebt, vgl. §§. 10—13. Bd. I. S. 142. 155 ff. 165 ff. 171. u. ö. Nur eine solcher Stellen stehe hier! „Aber das *christliche Leben*, Sittlichkeit und Tugend," ruft der Verf. S. 456 aus, „wurde es nicht durch Roms Ablafs und sein Fasten und Wallfahrten und durch die Fürbitte der Heiligen untergraben? Wurde diefs Alles aber nicht hier *durch die Theorie von der Rechtfertigung noch überboten*, und war nicht die thörige Weise, in welcher man von dem allein und ohne Werke selig machenden Glauben und der für alle Sünden geschehenen Genugthuung Christi predigte, für das sittliche Leben noch gefährlicher, als Roms Lehre, die doch noch Büfsungen auferlegte und durch ein Fegefeuer schreckte?" — Wir enthalten uns jeder Prüfung solcher das Wesen der evangelischen Heilsordnung so ganz verkennenden Urtheile und haben nur die traurige Pflicht noch zu bemerken, dafs der Verf. auch die neuern Theologen, die sich mit Entschiedenheit für den lutherischen Lehrbegriff und gegen die, ihrem Wesen und ihrer Tendenz nach verkannte, Union, zu der Niemand sie zwingt, erklärt haben, nicht anders beurtheilt, als die Theologen des 16ten und der fgg. Jahrhunderte. Nach einigen Mittheilungen aus der

manches Treffende enthaltenden *Apologie des Vereins der beiden protestantischen Confessionen* — von C. Fr. Stäfsner (Leipz. 1820. 8.) wendet sich der Verf. zu den Gegnern der Union, namentlich Harms und seiner „Parthei" und spricht, indem er sie schildert, Bd. II. S. 451 von Denen, „welche mit der Oberflächlichkeit, womit sie im Gebiete der Wissenschaft sich umschauen, die dürftigste Religionskenntnifs verbinden und dabei gewöhnt, die Hohlheit ihres Wissens und Denkens durch das Auffassen und Nachsprechen alles Pikanten zu verbergen, vor Allem sich im Nachhören und Nachsprechen dunkler und Sinn verwirrender Formeln gefallen. Wird nun dabei," heifst es weiter, „gewöhnlich die *geistige* Schlaffheit noch von der *sittlichen* überboten, um so willkommener sind dann zugleich alterthümelnde Propheten, welche Christum für einen Arzt erklären, welcher für alle Kranke selbst die Arznei einnimmt und für sie die strengste Diät beobachtet, so dafs sie bei der ungeregeltesten Lebensweise doch gesund werden und bleiben. Solche Propheten traten und treten noch in mehrern Orten und Landen in wachsender Zahl als *Unionsgegner* auf, da sie aus diesen und andern Ursachen selbst manchem höher Gestellten willkommen waren." — Wenn alle Freunde der Union eine solche Sprache führten, so würden wir uns nicht über die angeblich wachsende Zahl der Unionsgegner wundern können; aber wir dürfen uns freuen, dafs dem in keiner Weise so ist, dafs je allgemeiner die Ueberzeugung wird, die evangelisch-protestantische Kirche wolle und dürfe ihr ursprüngliches Bekenntnifs nicht aufgeben, sondern wünsche und fordere nur Duldung in Betreff weniger Differenzpunkte bis zum endlichen, von freier christlich wissenschaftlicher Prüfung und Polemik zu erwartenden Siege der vollkommener erkannten Wahrheit, desto gröfser die Zahl der Freunde solcher Union in allen Ständen wird. Es schmerzt uns sehr, dafs der Verf. durch seine Ausfälle auch gegen Alles, was der kirchliche Lehrbegriff beider Confessionen gemeinsam hat, selbst den Freunden der Union das Lesen seines Werkes verbittert hat und dafs seine Angriffe auf dogmatische Ueberzeugungen sich sogar nicht selten, wie in obiger Stelle, in Angriffe auf den Charakter verwandeln. Es ist erlaubt und Pflicht, auf die natürlichen praktischen Folgen solcher Meinungen, die wir für irrig halten, mit allem Ernste aufmerksam zu machen und ihre Unvereinbarkeit mit der heiligen Schrift und mit gegenseitig anerkannten kirchlichen oder philosophischen Grundsätzen nachzuweisen; aber den sittlichen Charakter der Bekenner uns mifsfälliger Dogmen sollen wir schonen, so lange seine Schlechtigkeit nicht erwiesen ist. Was nützt denn unser Tadel gegen Intoleranz und leidenschaftliche Polemik früherer Zeiten, wenn wir es nicht besser machen?

Ehe wir aber von dem vorliegenden Werke uns trennen, welches einen jedenfalls hochwichtigen Gegenstand behandelt und so manche lehrreiche Auszüge aus seltenen Schriften enthält, können wir nicht unbemerkt lassen, dafs wir von den speciellen Studien des Verfs. eine richtigere Ansicht und Charakteristik der *evangelisch-reformirten Kirche in Brandenburg und Preufsen* erwartet haben, welche zugleich die wiederholten und zuletzt erfolgreichen Unionsversuche in diesem Reiche erklärlich machen konnte. Wer nämlich die *Confessio fidei Johannis Sigismundi* v. J. 1614. *) und die churfürstlichen Mandate und Edikte v. 24. Febr. 1614. v. 2. Jun. 1662. u. a. unbefangen liest, dem kann es nicht entgehen, dafs die Fürsten dieses Landes mit den ihnen gleichgesinnten Unterthanen sich von der ursprünglichen evangelisch-lutherischen Kirche weder trennen wollten, noch getrennt fühlten. Sie bekennen sich nicht allein „zu dem wahren unfehlbaren und allein seligmachenden Wort Gottes —, welches aller Frommen einige Richtschnur ist und sein soll" —, sondern „auch zu den christlichen und allgemeinen Haupt-Symbolis, als dem Apostolischen, Athanasianischen, Nicänischen, Ephesinischen und Chalcedonischen, darinnen die Artikel christlichen Glaubens kurz und rund begriffen und wider alte und neue Ketzereien aus der Schrift genugsam bewähret und behauptet sind, dann zu der augsburgschen Confession, so a. 1530 Kaiser Carolo V. von den protestirenden

*) Sie findet sich nebst den zwei anderen Bekenntnifsschriften dieser Kirche — dem *Leipziger Colloquium* v. J. 1631. und der *Declaratio Thoruniensis* v. J. 1645. — abgedruckt im *Anhange* zu des ehemaligen Breslauer Pastors Dan. Heinr. Hering *histor. Nachricht* von dem ersten Anfang der evang. reform. Kirche in Brandenburg und Preufsen u. s. w. Halle, 1778. 8. — Auch die oben angef. u. a. Edikte finden sich hier.

Füraten und Ständen übergeben und nachmals in etlichen Punkten nothwendig übersehen und verbessert worden." (s. d. unten ang. *Anhang* S. 5) Ja es ist erwiesen, dafs sie, obwohl ihnen das augsburger Bekenntnifs nach der Melanchthonschen Revision angemessener erschien, doch kein Bedenken getragen haben, auch die ungeänderte Confession anzuerkennen, wie sie am 25. Jun. 1530 zu Augsburg dem Kaiser übergeben worden ist, so wie die Apologie derselben (vgl. a. Schr. S. 20. 25. 77). Auch tritt in dem Bekenntnifs Joh. Sigismunds die Auctorität *Luthers* überall in ausdrücklichen Berufungen auf ihn hervor, z. B. in dem Artikel von der Person Christi (S. 7), dem Sacrament der Taufe (S. 8 f.) u. s. f. „Im h. Abendmahl befinden sich (nach dem Bek. S. 10) zweierlei Dinge: die äufserlichen Zeichen, Brodt und Wein, und *der wahre Leib Christi, so für uns in Tod gegeben*, und *sein heiliges Blut, so am Stamm des heiligen Kreuzes vergossen*, dafs auch auf zweierlei Weise dieselben genossen werden, das Brodt und Wein mit dem Munde, *der wahre Leib und das wahre Blut Christi* eigentlich mit dem Glauben („dieweil", wie es etwas weiterhin heifst, „der Glaube gleichsam der Mund ist, dadurch des Herrn Christi gekreuzigter Leib und sein vergossenes Blut empfangen wird"), *und dafs demnach wegen der sacramentlichen Vereinigung in dieser heiligen Action beide zusammen sein und zugleich ausgespendet und genommen werden.*" — „In dem Artikel von der ewigen Gnadenwahl" wird erkannt und bekannt, „dafs derselbe der allertröstlichsten einer sei, darauf sich nicht allein die andern alle, sondern auch unsre Seligkeit am meisten gründet, dafs nämlich Gott der Allmächtige aus pur lauter Gnaden und Barmherzigkeit, ohn alle Verdienst und Werk *), ehe denn der Welt Grund gelegt worden, zum ewigen Leben verordnet und auserwählt hat All, so an Christum beständig gläuben, wisse auch und erkenne gar wohl die Seinen, und wie er sie von Ewigkeit geliebet, also schenkt er auch ihnen aus lauter Gnaden den rechtschaffenen wahren Glauben und kräftige Beständigkeit bis ans Ende, also, dafs dieselben Niemand aus der Hand Christi reifsen und Niemand von seiner Liebe scheiden könne, dafs ihnen auch Alles, es sei Gutes oder Böses, zum Besten gereichen müsse, weil sie nach dem Fürsatz berufen sind. So hat auch Gott nach seiner strengen Gerechtigkeit Alle, die an Christum nicht gläuben, von Ewigkeit übersehen, denselben das ewige höllische Feuer bereitet, wie denn ausdrücklich geschrieben stehet: Wer an den Sohn nicht gläubet, der ist schon gerichtet, Wer an den Sohn nicht gläubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt — ergo ist er zuvor schon — über ihm; nicht, dafs Gott eine Ursach sei des Menschen Verderben, nicht, dafs er Lust habe an der Sünder Tod, nicht, dafs er ein Stifter und Antreiber der Sünde sei, *nicht, dafs er nicht alle wolle seelig haben*, denn das Widerspiel durchaus in der heiligen Schrift zu finden ist, sondern, dafs die Ursach der Sünde und des Verderbens allein bei dem Satan und in den Gottlosen zu suchen, welche *wegen ihres Unglaubens und Ungehorsams von Gott zum Verdammnifs verstofsen.* Item, dafs an Niemands Seeligkeit zu zweifeln, *so lang die Mittel zur Seeligkeit gebrauchet werden*, weil allen Menschen unwissend, zu welcher Zeit Gott die Seinen kräftiglich berufe, wer künftig gläuben werde oder nicht, weil Gott an keine Zeit gebunden und Alles nach seinem Wohlgefallen verrichtet." — — In seiner im J. 1617 zu Königsberg herausgegebenen Apologie bekennt und bezeugt der Churfürst (s. *histor. Nachricht* S. 355), „dafs er bei dem allgemeinen christlichen Glauben und allen desselbigen Artikeln, darauf er die christliche Taufe empfangen habe, bis auf gegenwärtige Stunde verbleibe und bis ans Ende verbleiben werde."

*) Auch nicht „propter fidem praevisam" in so fern, als wäre diese fides ein Verdienst des Menschen, wodurch er selbst sich seine Seeligkeit erworben; vgl. S. 15 der Conf. und die zustimmenden Erklärungen der lutherischen Theologen in der Leipziger Conferenz S. 40, auch die Declar. Thorun. p 51 sqq.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Von Carl Wilh. Hering.

(Schluſs.)

„Er bekenne sich zu dem Worte Gottes Alten und Neuen Testaments, zu der augsburgschen Confession, *wie sie im J.* 1530 *Karln V. übergeben* und durch derselben *Apologie* erläutert und erkläret worden, auch zu dem *kleinen Katechismus Lutheri*, aus welchem er in seiner Jugend die Religion gelernet; nur was in demselben in den zehn Geboten noch nicht ergänzet worden, wie allbereit in den straſsburgischen und oberländischen Kirchen geschehen, darin halte er sich an das Wort Gottes. Da aber *nach* der augsburgischen Confession und derselben Apologie viel neue Phrases und Arten zu reden von etlichen Theologen seien eingeführet worden, davon weder in der h. Schrift, noch in gemeldeter Confession und Apologie einige Meldung geschehen, darüber viel Aergerniſs und Streit in der christlichen Kirche entstanden: so erkläre er, daſs er solche ungewöhnliche Redensarten sich nicht gefallen, noch viel weniger sein Gewissen daran binden lasse." In der Confessio wird in besonderer Beziehung auf die auch von der Mehrzahl der lutherischen Theologen gemiſsbilligten *locutiones abstractivas*, das Verhältniſs der beiden Naturen Christi zu einander betreffend, ausdrücklich (s. *Anhang* S. 7) der Grund angegeben, „daſs weder die *orthodoxi patres* noch *Lutherus* also gelehret, und daſs durch solche und dergleichen locutiones die Artikel christlichen Glaubens wo nicht ganz und gar verleugnet, doch meistentheils verdunkelt und zweifelhaftig gemacht und Viele merklichen bishero seien damit geärgert worden."

Zu denselben Grundsätzen haben sich auch die folgenden Fürsten Brandenburgs und Preuſsens bekannt und dadurch deutlich erklärt, *daſs sie* sich mit den ihnen gleichgesinnten Unterthanen nicht von den übrigen Mitgliedern der evangelischen Landeskirche trennen, sondern *nur zu der ursprünglichen Einfachheit des evangelischen Bekenntnisses zurückkehren wollten, wie es zu Augsburg ausgesprochen und darauf in der Apologie noch mehr erläutert und begründet worden war.* Es ist daher auch niemals eine andere Bekenntniſsschrift in den preuſsischen Landen anerkannt worden, als die oben genannten, selbst nicht der Heidelberger Katechismus, und daraus geht hervor, wie hier — abgesehen von rituellen Verschiedenheiten, die nach der augsburger Confession nicht für wesentlich zu halten und die auch in der lutherischen Kirche selbst, wie in der altkatholischen, immer verschieden gewesen und geduldet worden sind — weniger Grund zum Beharren in der Trennung war, als in anderen Ländern, oder in Wahrheit kein hinreichender Grund, da, wenn nach den Symbolen, wie es recht ist, darüber geurtheilt werden soll, in Bezug auf *das Wesen des Glaubens* vollkommene Uebereinstimmung statt findet und die in den Symbolen hervortretenden Modificationen viel geringer sind, als die Differenzen der alten Kirche der ersten 6 Jahrhunderte es waren, welche in den verschiedenen Landeskirchen, in der ägyptischen, palästinensischen, syrischen, kleinasiatischen, griechischen, nordafricanischen, römischen, gallischen u. a. sich allmählig ausgebildet hatten und selbst durch Beschlüsse von Nationalsynoden geltend gemacht und sanctionirt worden waren, ohne daſs deſshalb die Kirchengemeinschaft aufgehoben wurde. Es war nun aber anerkanntermaaſsen der Zweck der Reformatoren beider Confessionen, von dem beschränkten Standpunkte der *römisch*-katholischen Kirche zur Reinheit und Freiheit der *apostolisch*-katholischen Kirche zurückzuführen. Alle ihre wahren Nachfolger können

keine andere Aufgabe sich stellen und das Resultat der redlichen Versuche sie zu lösen kann und wird kein andres sein, als ein durch die Einheit des ursprünglichen schriftgemäfsen Glaubens zusammengehaltener kirchlicher Bundesstaat, in welchem, wie in den ersten Jahrhunderten, den einzelnen Landeskirchen gestattet ist, sich innerhalb der durch die gemeinsam anerkannten Grundsätze bestimmten Grenzen, nach Lehrform, Disciplin und Verfassung frei zu entwickeln.

Dr. Aug. Hahn.

XXI.

Lucianus ex recensione Caroli Jacobitz. Accedunt scholia auctiora et emendatiora. Vol. I. Lipsiae sumtum fecit C. F. Koehler. 1836. 8. *XLII*, 546 *pg. Vol. II.* 1838. *IV*, 513 *pg.*

Es dürfte wenige Schriftsteller des Alterthums geben, über welche noch in der heutigen Zeit die Urtheile so vielfach gespalten und einander widerstrebend sind, als über Lucian. Während man es auf der einen Seite versucht hat, den Charakter Lucians von den Vorwürfen der Frivolität und Unsittlichkeit zu reinigen, und in ihm einen Mann darzustellen, der für alles Edle und Schöne glühend begeistert in einer tiefverdorbenen Zeit keine andere Aufgabe haben konnte, als seinen versunkenen Zeitgenossen das Abscheu erregende Gemälde ihrer Gebrechen und Laster vorzuhalten, und durch dieses Zerrbild ihres Lebens sie zur geistigen Ermannung und zum sittlichen Ernste zurückzuführen, wird er von anderer Seite als ein gemeiner Lästerer dargestellt, der alles Heilige und Ehrwürdige, alles was auf die edlere Natur des Menschen belebend und kräftigend wirket, mit seinem frechen Spotte besudelte, dem das Schlechte und Häfsliche als solches ein Gegenstand der Lust war, der nichts schonte, er mochte es im Himmel oder auf der Erde, in den Philosophenschulen oder in Freudenhäusern auffinden, wenn es nur seinem Zwecke zu spotten und Lachen zu erregen dienen konnte. Diese so schroff sich entgegenstehenden Urtheile scheinen hauptsächlich darin ihren Grund zu haben, dafs man entweder ohne tieferes Eingehen sich durch einzelne schöne Phrasen, in denen Lucian mit seiner Wahrheitsliebe und seinem edleren Streben sich brüstet, bestechen liefs, oder dafs man von einem einseitigen und engherzigen Standpunkte in der Beurtheilung einer so merkwürdigen Erscheinung der Literatur ausging, und von diesem beschränkten Bereiche aus sein Verdammungsurtheil aussprach. Uns scheint der einzige Standpunkt, von wo aus eine gerechte Würdigung des Lucianischen Charakters gelingen könnte, der zu sein, dafs man nach allen Seiten des socialen Lebens untersuchte, wie Lucian zu seinem Zeitalter stand, ob ihn die Kraft seines Geistes über dasselbe hinaushob, oder ob auch er von dem allgemeinen Strome der Zeit mitfortgerissen wurde. Betrachten wir blofs seine äufseren Lebensmomente, so finden wir ihn in den verschiedenen Richtungen, die er im Leben verfolgte, überall getragen von den Einflüssen seiner Zeit, nicht aber als kräftigen Schwimmer die ringsfluthenden Wogen siegreich zertheilen. Schon in der ersten Phase seines Lebens tritt in ihm eine der Hauptrichtungen seiner Zeit hervor; wir sehen, wie er als Rhetor von Land zu Land umherzieht, wie er Theil nimmt an dem Gelärme der Gerichtshöfe und sophistischen Wettkämpfe, wie er huldigend dem Geschmacke seiner Zeitgenossen durch schöne und elegante, von dem Prunk der asiatischen Rhetorik schimmernde Reden (ἐπιδείξεις, λαλιαί) gierige Zuhörer sättigt, und für die wohlfeile Bildung, die er in weite Kreise zu verbreiten sucht, sich sowohl mit Beifall als mit zeitlichen Gütern überschwenglich belohnt sieht. Jedoch einem so grofsen Geiste als Lucian war, mufste ein so unstätes Treiben in die Länge verleidet werden, ein so heller Kopf mufste es satt bekommen, einer hohlen und leeren Schöngeisterei länger das Wort zu führen, die reichen Lebenserfahrungen, die er auf seinem langen Umherwandern gemacht hatte, mochten in ihm noch mehr die Sehnsucht nach einer würdigeren Thätigkeit erregt haben; es ist daher kein Wunder, wenn er diese schnöden Fesseln von sich warf, und mit allem Enthusiasmus, den er im Nigrinus so beredt schildert, das Studium der Philosophie ergriff. Doch in der nüchternen Wirklichkeit zerflossen bald die Ideale, nach denen er so sehnsüchtig gerungen hatte; es fehlte ihm zu sehr an Tiefe und Innigkeit des Gemüthes, an Reinheit des sittlichen Gefühls, an Unbefangenheit der Prüfung, als dafs es ihm möglich gewesen wäre, den reinen Kern der Weisheit aus ihrer Ueberkleisterung herauszufinden, und sich über den

schreienden Contrast, der zwischen dem Leben und den Lehren der Priester der Wissenschaft bestand, vorurtheilsfrei hinwegzusetzen. Bei der scheinheiligen Gleifsnerei, der phantastischen Affektation, der nichtswürdigen Charakterlosigkeit, die ihm überall unter den Tugendlehrern entgegentrat, trug er bald seinen Hafs gegen die Personen auf die Sachen selbst über, und begann mit rücksichtsloser Bitterkeit und schamloser Frechheit seinen Vernichtungskrieg gegen alles Positive in Religion und Wissenschaft. Auch er verfiel also von den beiden Extremen — dem Unglauben und dem Aberglauben, denen sich die meisten seiner Zeitgenossen in die Arme geworfen hatten, in das Eine; dafs es ihm nicht möglich war, sich zu einer höheren Anschauung der sittlichen Weltordnung emporzuschwingen, zeugt eben von dem Zustand der Trostlosigkeit und sittlichen Zerfallenheit, an dem sein ganzes Zeitalter krankte. Merkwürdig ist übrigens die Verschiedenartigkeit der Waffen, mit denen er gegen den griechischen Götterglauben, und gegen die mystischen Culte des Orients, die Träger des crassesten Aberglaubens, zu Felde zieht. Er schwingt zwar seine Geifsel gegen das ganze nationale Religionsgebäude: die Person der Götter, ihre Bilder und Symbole, die Vorstellungen von dem Zustande nach dem Tode, das ganze Cultuswesen, selbst die religiösen Ideen und ihre Gründe, kurz Alles, was uns an eine höhere Welt knüpft, ist ein Gegenstand seiner Angriffe; doch bewundernswerth ist der Takt, den er in diesem Kampfe beobachtet: der alte Glaube war bereits in seinen Grundvesten unterhöhlt, die Philosophen der damaligen Zeit trugen auch das Ihrige redlich bei, das Umsichgreifen des Atheismus kräftig zu unterstützen, es bedurfte also nicht des Feuers und Schwertes, um einen noch lebenskräftigen Feind zu vernichten; dazu reichten die kleinen Pfeile des Witzes und Spottes völlig hin, die denn auch Lucian in zahlloser Menge von allen Seiten und Ecken auf seinen schon ganz entkräfteten Feind losschiefst; man sieht es der spielenden Leichtigkeit seines Geplänkels an, dafs er nur darum nicht zu stärkeren Waffen greift, damit er noch länger seine Augen an dem letzten Zucken seines ohnmächtigen Opfers weiden könne. Doch ganz anders geht er in seiner Satyre zu Werke, wenn er seine Waffen gegen den orientalischen Wunderglauben kehrt, zu dessen geheimnifsvollen Verheifsungen und blendendem Gepränge sich die grofse Menge in der allgemeinen Hoffnungslosigkeit begierig hingezogen fühlte. Die Bitterkeit, mit der er das freche Volk der Gaukler, Propheten und Wunderthäter entlarvt, und über die Stätten des schamlosesten Betruges der blinden Menge die Augen öffnet, zeugt eben so von dem Ernste, der seinen strafenden Griffel führte, als von der Gefahr, welche er von diesem Feinde zu befürchten hatte, der eine immer gröfsere Menge in seinen Kreis zu bannen wufste. Der Alexander oder Pseudomantis ist eine der denkwürdigsten Urkunden der Geschichte des menschlichen Herzens, wie deren wenige die gesammte Literatur aufzuweisen hat; da in diesem Gemälde das gerechte Gefühl der Entrüstung, welches sich nothwendig gegen eine Sache kehren mufs, die solcher nichtswürdigen Künste zu ihrer Geltendmachung bedarf, die Sprache führt, so erhebt sich hier die Satyre Lucians zu einer wahren, wir möchten fast sagen, sittlichen Gröfse, die sich mit Abscheu von einem so frechen Spiel mit den heiligsten Interessen der Menschheit hinwegwendet. Von einem eben so wahren und warmen Gefühle scheinen jene Gemälde beseelt zu sein, in denen Lucian das schmähliche Loos der zahlreichen griechischen Gelehrten und Sophisten schildert, welche in den Häusern vornehmer Grofsen sich zur niedrigsten Sklaverei herabwürdigten, und willig die launenhafteste Willkühr ihrer übermüthigen Gebieter ertrugen. Auch diese Schriften machen auf das Gemüth des Lesers einen wohlthuenden Eindruck, da ihnen der schöne und edle Zweck zu Grunde liegt, die in ihrem politischen Verfalle noch immer geistig überlegenen Griechen dem unwürdigen Frohndienst ihrer entarteten Sieger zu entreissen. Doch leider sind jener Schriften, wo unser Sittenmaler das wirklich Schlechte verfolgt, aber zugleich an dessen Stelle ein Besseres zu setzen sucht, eine nur geringe Zahl, die meisten entbehren alles sittlichen Momentes, und lassen daher, wenn die flüchtigen Eindrücke des Witzes zerflossen sind, in dem Gemüthe eine traurige Leere und Oede zurück. Denn da Lucian in dem Kampfe gegen die Laster seiner Zeit nicht damit ein Gegengewicht zu halten erstrebt, dafs er die edlere Natur des Menschen zu erwecken und gegen die tiefe Entartung seines Zeitalters zu ermannen sucht, da er blofs allein mit den Waffen des Witzes und Spottes ficht, und sich hiebei häufig eine

ganz charakterlose Bosheit und Verfolgungssucht kund gibt, so trägt seine Satyre den üblen Zug, dafs sie immer negirt, nirgends etwas Positives gibt, eine Eigenschaft, die von vornherein allen wahren Werth einer Satyre aufhebt. Dafs jedoch Lucian dieses losen und frechen Spieles endlich selbst satt geworden, dafs er auch hier nicht die Befriedigung gefunden habe, die er früher vergebens in den Hallen der Philosophie gesucht hatte, scheint der Umstand zu beweisen, dafs er an dem Abend seines Lebens sich freiwillig dem Herrendienste schmiegte, und in seinen letzten schriftstellerischen Erzeugnissen wieder zu seinen alten sophistischen Diatriben zurückkehrte. Dieses unsichere Hinundherschwanken in den Lebenszwecken scheint ein unmittelbarer Ausflufs der allgemeinen Zerrissenheit der damaligen Zeit zu sein, so dafs das Studium der Persönlichkeit Lucians eben so merkwürdige Aufschlüsse über seine Zeit eröffnet, als seine lebendigen, alle Seiten des Lebens umfassenden Sittengemälde.

Dafs an einem Schriftsteller von so grofser historischer Bedeutsamkeit und so grofsen stilistischen Vorzügen die aufserordentlichen Fortschritte, welche die Kritik in dem jetzigen Jahrhunderte gemacht hat, nicht spurlos vorüber gehen konnten, liefse sich auch ohne nähere Kenntnifs der einschlägigen Literatur von selbst vermuthen, und mufs von jedem, der die Arbeiten über Lucian von K. F. Hermann, Jacobs, Lehmann, Struve und vorzüglich von Fritzsche kennt, mit Dank anerkannt werden; indessen unerachtet dieses Zusammenwirkens vieler und bedeutender Kräfte fehlte es noch immer an einer dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft würdigen Gesammtausgabe der Schriften Lucians, in welcher der bisher bekannte handschriftliche Apparat, so wie die an vielen Orten zerstreuten Beiträge zur Verbesserung des Textes sich gesammelt befänden, und in der Recension des Textes nach einem festen und bestimmten Plane und mit richtiger Würdigung der Handschriften verfahren wäre. Denn dafs diesem Mangel die nicht einmal vollendete bändereiche Ausgabe Lehmanns bei seinem principienlosen und desultorischen Verfahren und der allzu grofsen Flüchtigkeit der ganzen Arbeit nicht abhalf, bedarf heut zu Tage wohl keines Beweises mehr. Indefs H. Jacobitz begnügte sich nicht allein, den bisher bekannten Apparat zu ordnen und zu sichten, und die allerwärts zerstreuten Verbesserungsvorschläge sorgsam zusammenzutragen, sondern es gelang ihm auch, durch eine beträchtliche Masse neuen handschriftlichen Materials in seinem verdienstlichen Unternehmen unterstützt zu werden. Die Handschriften, die Hr. Jacobitz selbst benutzte, sind: Cod. Gorlic. (*A*) aus dem 14ten Jahrhundert, bereits früher durch Collation mehrerer Stücke bekannt, jetzt durchgängig von dem Herausgeber verglichen; Cod. Vindob. Nro. 123. (*B*) aus dem 10ten Jahrhundert. Diese Handschrift, die bedeutendste für Lucian nebst der Görlitzer, wurde der gelehrten Welt zuerst bekannt durch eine genaue Beschreibung des neuesten Herausgebers des Pausanias, Dr. J. H. Chr. Schubart, in der Zeitung f. Alterth. Wiss. 1834. Nro. 140—142, und in der Jenaer Lit. Zeit. 1835. Nro. 96 ff. Sie ist leider bedeutend verstümmelt, und wurde durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit des Buchbinders eines beträchtlichen Theiles ihrer sehr werthvollen Randglossen und Scholien beraubt. Hr. Jacobitz hat die Handschrift zum grofsen Theil selbst verglichen, die übrigen Stücke verdankte er der Gefälligkeit des Hrn. Dr. Schubart. Von den übrigen Wiener Handschriften (*H*, *J*, *K*, *Σ*) wurden nur einzelne Schriften oder Abschnitte theils vom Herausgeber, theils durch Hrn. Dr. Schubart verglichen. Zu diesen Handschriften kamen noch zwei Wolfenbüttler *F* und *G*, von denen die erstere eine ziemliche Reihe Lucianischer Schriften, die letztere blofs sieben Stücke enthält. Beide gleichfalls werthvolle Handschriften verglich der Herausgeber vollständig. Aufserdem verdankte er Hrn. Prof. Bähr ein schon von Grävius benutztes Exemplar einer Florentiner Ausgabe vom Jahre 1496 (cf. C. Fr. Hermanni praef. ad lib. de conscrib. hist. pag. XVIII sqq.), an deren Rande die Collation einer vorzüglichen Handschrift von unbekannter Hand sich befindet. So weit erstreckten sich die eigenen Hilfsmittel des Herausgebers.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Lucianus ex recensione Caroli Jacobitz.

(Fortsetzung.)

Die Sammlung der übrigen rührt aus den Ausgaben und Vergleichungen von Schmieder, Belin du Ballu, du Soul, Bourdelot, Reiz und anderen Editoren her, die, wenn auch mehrere der verglichenen Handschriften von vorzüglichem Werthe sind, z. B. Cod. Paris. 3011 (*C*), die Codd. Augustani *) etc., doch schon in der Hinsicht mit dem Werthe der eigenen Collationen des Herausgebers in keinem Vergleich stehen, als sie nach der Weise der früheren Kritiker weder genau noch vollständig verglichen, daher nur immer von zweifelhafter Verläfsigkeit sind. Aus diesem Grunde konnte es auch dem Hrn. Jacobitz nur geringen Vortheil bringen, dafs er von dem August. primus aufser der Vergleichung bei Schmieder noch eine zweite dem Rande der zweiten Aldiner Ausgabe beigeschriebene besafs, ein Exemplar, welches früher im Besitze Schäfers, sich jetzt auf der Leipziger Bibliothek befindet. Recens. hat sich nämlich durch eine nochmalige genaue Collation der Todtengespräche zur Genüge überzeugt, dafs auf keine der beiden vorhandenen Collationen zu bauen ist, indem nicht blofs häufig gute Lesarten übergangen, sondern manche geradezu falsch angeführt sind, obwohl die Handschrift in der Entzifferung keine Schwierigkeiten bietet. Als Beleg hievon wollen wir nur einige übergangene Varianten nach der Seitenzahl der Jacobitzschen Ausgabe anführen: Pag. 187 Z. 6. *τὰ πολλά* — Z. 14. *τὰ τοιαῦτα* (wie allein Cod. *A* richtig hat) — Pag. 188 Z. 1. *εἰρήσεται καὶ ταῦτα καὶ πρὸς ἐμέ νους* (eine Variante, die keine Handschrift hat, und bei genauer Beachtung des Zusammenhangs sich wohl als die richtige Lesart erweisen wird); — p. 190 Z. 12 *οὔ· ἀλλ' ἐκεῖνα* mit Cod. *A. B.* und der Edit. princ. — p. 193 Z. 11. *ἀπολάβοιμι*; wie es ganz deutlich heifst, während Schmieder *ἀπολαύσοιμι* herausgelesen und auch das Fragezeichen übersehen hat, was Hr. J. zuerst richtig aus Cod. *A.* herstellte. — p. 194 Z. 6. *οἶοθα*; — p. 196 Z. 7. v. u. *οἰκέται γε* — p. 196 Z. 2. v. u. *εἰδέναι γε* — p. 198 Z. 5. *ζώοις* — p. 199 Z. 4. *ζηνόφαντες* — ibid. Z. 2. v. u. *δύο δή*. Soviel möge hinreichen, unsere Behauptung zu rechtfertigen. Ob es bei einer solchen Sachlage nicht besser gewesen wäre, bei jenen Stücken, wo der Herausgeber selbst *mehrere* gute Handschriften hatte, blofs die vollständigen Varianten dieser und etwa von einem oder zweien der übrigen Codices mit den Lesarten der selbstbenutzten alten Ausgaben kritischen Werthes anzuführen, der übrigen Handschriften aber nur dann zu gedenken, wenn eine in keiner der benutzten Handschriften vorkommende Lesart aufstiefs, möchte Rec. wenigstens nicht in Abrede stellen. Uns wenigstens scheint es genügend und vorzüglicher, wenn eine Lesart durch die verläfsige Collation einer guten Handschrift beglaubigt wird, als wenn mehrere ungenau verglichene Handschriften für dieselbe einstehen, vorausgesetzt, dafs die ganz besonderen Eigenthümlichkeiten dieser nicht unerwähnt bleiben, man also immer eine Uebersicht aller bisher bekannten Varianten gewinnt; durch die Aufführung solcher ungenauen Collationen, wo sie nicht absolut nothwendig ist, wird nur der Irrthum und Zweifel auf fernere Zeiten fortgepflanzt, und selbst die Uebersichtlichkeit des kritischen Materials erschwert, insoferne man sich bemüfsiget sieht, immer behutsam zwischen den genau und ungenau verglichenen Urkunden zu unterscheiden. — Doch wir kehren zu dem kritischen Apparat des Hrn. J. zurück. Aufser diesen reichen Hilfsmitteln wurde eine Reihe alter Ausgaben verglichen, so die Editio princeps (Florentiae 1496 fol.), die beiden Aldinen u. s. w., von denen die Florentiner von

*) Diese Codd. Augustani befinden sich jetzt in der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München, und zwar unter den Nummern 490, 495. u. 481. der Codd. Graeci.

vorzüglichem kritischen Werthe ist, und durch die sorgfältige Collation des Herausgebers für die Recension des Textes oft sehr fruchtbar geworden ist. Einen vorzüglichen Fleifs wendete endlich Hr. Jacobitz darauf, die in Einzelnschriften über Lucian und in anderen Werken zerstreuten kritischen Beiträge zu sammeln, worin er eine ausgebreitete Belesenheit an den Tag legte, so dafs Recens. nicht wüfste, dafs demselben etwas Wesentliches entgangen wäre. Wenn er jedoch hiebei pag. XL den Verdiensten von Jacobs die erste Stelle einräumt, und Struve und Fritzsche in zweiter Linie nach diesem aufführt, so glauben wir, dafs Hr. Jacobitz dieses Urtheil durch seine Bearbeitung selbst widerlegt hat, aus welcher einem jeden, dem die Arbeiten Fritzsches über Lucian nicht selbst bekannt wären, die überwiegenden Verdienste dieses Kritikers vor einem jeden neueren deutlich hervorleuchten würden. Wenn Rec. auch nicht den Ton, der die neueren Arbeiten Fritzsches durchdringt, billigen kann, so darf er ihm doch nicht die gebührende Anerkennung für seine grofsen Verdienste um Lucian versagen, und steht nicht an, die Behauptung auszusprechen, dafs er in kritischer Hinsicht für diesen Schriftsteller mehr geleistet hat, als alle seine Vorgänger zusammengenommen. Es thut uns Leid, dafs Hr. J. ihm diesen schuldigen Tribut nicht in vollem Maafse gezollt hat, so wie wir überhaupt sein Verfahren in Bezug auf die Anführung der Conjecturen der früheren Kritiker nicht völlig gutheifsen können. Abgesehen davon, dafs wir eine reichlichere Lese von nicht ganz aus der Luft gegriffenen Muthmafsungen erwartet hätten, damit, was einmal als grundlos sich erwiesen hat, nicht in der Folgezeit von Neuem wieder aufgewärmt würde, so mufsten wenigstens jene glücklichen Conjecturen *sämmtlich* erwähnt werden, welche in den besseren Handschriften des Herausgebers ihre Bestätigung gefunden haben. Es war diefs, wir möchten sagen, eine Schuld der Dankbarkeit, die den Verdiensten früherer Kritiker entrichtet werden mufste, und wäre es auch nur gewesen, um allem Vorwurfe absichtlicher Schmälerung fremden Verdienstes auszuweichen, ja es hatte die Conjecturalkritik selbst ein Anrecht auf die Anerkennung ihrer sicheren Ergebnisse, damit durch solche unabweislich glücklichen Erfolge den starren Vertheidigern schlechter handschriftlichen Autorität, deren heut zu Tage so manche auftauchen, die Blende von den Augen genommen würde, die ihnen alle derartigen Versuche als müfsige und fruchtlose Spielereien erscheinen läfst.

Fragen wir nun, welchen Gebrauch Hr. Jacobitz von seinem reichhaltigen Apparate gemacht hat, so müssen wir ihm das ehrende Zeugnifs geben, dafs er nicht in bessere Hände hätte gerathen können. Ausgestattet mit einer tüchtigen allgemeinen Kenntnifs der griechischen Sprache und insbesondere des Lucianischen Sprachgebrauches, begabt mit einem das Richtige mit Sicherheit treffenden Takte, endlich geleitet von auf festen Principien fufsenden, aller Neuerungssucht abholden Grundsätzen in Handhabung der Kritik hat er den Freunden der griechischen Literatur einen Text des Lucian geliefert, welcher für immer die Grundlage aller späteren Bearbeitungen bleiben wird, und eine im Verhältnifs nur geringe Nachlese künftigen Kritikern gelassen hat. Da kaum eine Seite ist, auf der nicht nahmhafte Verbesserungen zu finden wären, so erscheint der Text des Lucian jetzt in so gereinigter Gestalt, dafs er fortan unbestreitbar zu den lesbarsten Autoren des Alterthums gerechnet werden mufs, ein Verdienst, an dem freilich die Klarheit, Verständlichkeit und Eleganz der Lucianischen Sprache eben so sehr ihren Antheil trägt, als die guten Handschriften, die Hrn. J. zu Gebote standen, und die gesunde Kritik, die er in der Beurtheilung und Benutzung derselben geübt hat. Es thut uns übrigens Leid, dafs Hr. J. nicht für gut befand, seine Leser mit den Grundsätzen bekannt zu machen, von denen er bei seiner Kritik ausgegangen ist, und die Untersuchung über die Handschriftenfamilien auf den letzten Band „*ut eam disquisitionem libri moles respuat*" aufgespart hat. Wir hoffen sicher, dafs Hr. J. uns dieselbe nicht vorenthalten werde, da man bei Werken, welche die Bürgschaft längerer Dauer in sich tragen, nicht um ein paar Seiten mehr oder weniger kleinlich mäkeln soll; ja wir sprechen sogar den Wunsch aus, dafs er an diese Untersuchung eine vollständige Geschichte der Kritik des Textes anknüpfen, und in einer besonderen Abhandlung sich über jene Schriften aussprechen möge, die ihm fälschlich den Namen Lucians zu tragen scheinen. So wäre in seiner Ausgabe alles vereinigt, was in das Gebiet der Kritik einschlägt. Soviel wir aus den gewonnenen Resultaten absehen konnten, folgte Hr. J. als hauptsächlichsten Führern dem

Görlitzer und Wiener Codex *A*, die er nur in unabweislichen Fällen verläfst; er hat sich dadurch vor einem haltlosen Eklekticismus bewahrt, der z. B. die Bearbeitung einzelner Stücke Lucians durch Fritzsche vor dessen quaestiones einigermafsen in Schatten stellt. Eben so müssen wir es sehr rühmen, dafs er bei seinem vortrefflichen handschriftlichen Apparate in der Aufnahme von Conjecturen höchst behutsam verfuhr, und in Stellen, deren Verbesserung noch zweifelhaft erschien, sich blofs mit der Angabe der verschiedenartigen Versuche begnügte. Seine eigenen Emendationen erstrecken sich hauptsächlich nur auf Berichtigung von Accent- und orthographischen Fehlern (nur Weniges dürfte noch nachzutragen sein, z. B. πρᾶττε im Charon c. 3.) und auf Verbesserung der Interpunktion, so dafs man an manchen Stellen, die entschieden noch im Argen liegen, wenigstens einen Vorschlag zur Verbesserung erwartet hätte, oder doch die Gründe vernehmen möchte, die ihn veranlafst hatten, nicht entschiedener zu verfahren. Was die äufsere Einrichtung der Ausgabe betrifft, welche sich zunächst an die bekannten von Immanuel Bekker anschliefst, nur dafs Hr. J. an manchen Stellen nicht so sehr mit den Worten kargt, so ist zu bedauern, dafs das Streben des Herausgebers nach Präcision und Kürze zwei grofse Unbequemlichkeiten herbeigeführt hat, die den Gebrauch der Varianten für den Leser ziemlich erschweren. Die erste ist von minder erheblicher Natur. Ref. hätte nämlich gewünscht, bei jedem neuen Stücke die Codd. besonders genannt zu sehen, auf welche die Recension begründet ist; so sieht man sich gezwungen, aus den vereinzelten Anführungen der Lesarten einer Handschrift sich erst diejenigen zusammenzusuchen, welche für das einzelne Stück benutzt worden, oder sich aus dem Verzeichnifs der Handschriften in der Vorrede mit vieler Mühe diese Auskunft zu erholen. Besonders ist diefs in den Götter- und Todtengesprächen sehr mifslich, wo in mehreren Handschriften jeder einzelne Dialog besonders aufgeführt ist, und nur theilweise sämmtliche enthalten sind. Doch noch störender ist für den Gebrauch, dafs von den oft seitenlangen Capiteln die Varianten ohne Unterbrechung fortlaufen, und nur durch die kürzesten Lemmata eingeführt sind. Liest man z. B. in der Mitte einer langen Reihe von Varianten „*με* om. *A*" oder „*τούτῳ*] *τοῦτο G*", so hat man oft schwere Noth, bis das Wort gefunden ist, zu welchem die Variante gehört. Diesem Uebelstande konnte sehr leicht abgeholfen werden, wenn an dem Rande von je fünf zu fünf die Zeilen numerirt, und darnach die Lemmata aufgeführt wären.

Nachdem nun Rec. hiermit im Allgemeinen den Charakter der neuen Ausgabe bezeichnet hat, wählt er zur näheren Besprechung einiger Stellen, wo er dem Verfahren des Hrn. J. nicht beipflichten kann, einen der schwierigeren Dialoge, den Hermotimus. Derselbe ist weder in der Görlitzer noch in der Wiener Handschrift B enthalten, hingegen war für die Verbesserung des Textes der Wolfenbüttler Codex G sehr fruchtbar, der zwar sehr nachlässig geschrieben, aber offenbar aus vorzüglicher Quelle geflossen ist, wie er denn auch in der Nekyomantie fast durchgehends mit Cod. B zusammenstimmt. An vielen Stellen des Hermotimus bietet diese Handschrift allein die richtige Lesart dar, so c. 1. *ἐρώτημα δή τι*, wie schon Srager vermuthete, c. 2. *εἶ* statt *εἶναι*, c. 7. *ἀφεὶς*, c. 11. *τὸ λοιπόν* und *Μίδα*, c. 13. *μάθοις* nach Guyets Vermuthung, c. 15. *τῷ τότε πιστεύσας τὸ πρῶτον, ὁπότε* etc., c. 16. *φιλόπλουτοι* ohne *καί*, was richtig Fritzsche quaest. Luc. p. 160 fand, Hr. Jacobitz aber nicht für gut befand zu erwähnen, c. 21. *τῷ πολλῷ συρφετῷ*, und so an noch vielen anderen Stellen. Hr. J. hat in den meisten Fällen auch hier das Wahre richtig erkannt, nur in einigen wenigen Stellen scheint er die Autorität dieser Handschrift zu geringe angeschlagen zu haben. So lesen wir im Text des Hrn. J. c. 5. *Οὐδὲν ὅμοιον, ὦ Λυκῖνε, οὐδ' ἔστι τὸ πρᾶγμα τοιοῦτον, οἷον σὺ εἰκάζεις, ὡς ὀλίγῳ χρόνῳ κατεργασθῆναι καὶ ἁλῶναι, οὐδ' ἂν μύριοι Ἀλεξανδροι προςβάλωσιν.* In dem letzteren Satze hat Cod. G. die Variante *μυρίοι* und *προςβάλλωσιν*; *μυρίοι* zu schreiben erforderte die Consequenz wegen Hermot. c. 35. *ὡς οὐκ ἄν ποτε τὰ τέτταρα πέντε γένοιντο* (wohl richtiger *γένοιτο* mit Cod. G), *οὐδ' ἂν μυρίοι Πλάτωνες ἢ Πυθαγόραι λέγωσιν.* Aus dieser Stelle ergiebt sich für erstere wohl auch die Richtigkeit des Präsens *προςβάλλωσιν*, da nach der ganzen Fassung des Gedankens an wiederholte, oftmals versuchte Angriffe zu denken ist. — In demselben Cap. lesen wir bei Hr. J.: *Παπαῖ, ὦ Ἑρμότιμε, ἡλίκους ἡμᾶς ἀποφαίνεις, οὐδὲ κατὰ τοὺς Πηγμαίους ἐκείνους, ἀλλὰ χαμαιπετεῖς παντάπασιν ἐν χρῷ τῇ γῇ· ὑψηλὰ γὰρ ἤδη φρονεῖς καὶ ἄνωθεν. ἡμεῖς δὲ ὁ συρφετὸς καὶ ὅσοι χαμαὶ ἐρχόμενοι ἐσμέν, μετὰ τῶν θεῶν καὶ ὑμᾶς προςευξόμεθα κ. τ. λ.* Statt

ἡμεῖς δέ hat Cod. G. ἡμεῖς δή. Dafs diefs das Richtige ist, geht daraus hervor, dafs es nicht im Sinne des Lycinus liegt, die Nichtphilosophen in Gegensatz zu den Weisheitsmenschen und Halbgöttern zu stellen, sondern, nachdem er den traurigen Zustand der armseligen Geschöpfe, die da im Erdenstaube umherkriechen, geschildert hat, wird auch ihr Verhältnifs zu den Seligen, die von unerreichbarer Höhe auf sie wie auf Ameisen herabschauen, mit grofsem Sarkasmus von Lycinus ausgemalt, was nicht im Verhältnifs eines Gegensatzes, sondern nur durch eine Folgerung geschehen kann. „Zu was für winzigen Geschöpfen „machst du uns, o Hermotimus; da müssen wir im „Staube kriechende wohl *sofort* nebst den Göttern „auch euch anbeten, die ihr schon aufser dem Bereich „der Wolken wandelt." — Auch Cap. 9. möchte Rec. der Lesart des Cod. G. πρώην in den Worten: ἀναμνησθεὶς ἃ πρότερον εἶδον ποιοῦντα vor der Lesart πρότερον den Vorzug geben, da Lycinus nicht erzählt, was ihm kurz vorher begegnet, ehe er mit Hermotimus zusammentraf, sondern was ihm vor einiger Zeit aufgestofsen war. Diefs zeigt sich recht deutlich aus der Erzählung der Begebenheit selbst, wo Lycinus sagt: Ἐκεῖνον αὐτόν, ἐπεὶ τὸν μισθὸν, οἶμαι, μὴ ἀπεδίδου κατὰ καιρόν, ἀπήγαγε παρὰ τὸν ἄρχοντα ἔναγχος κ. τ. λ. Beachtenswerth ist auch die Lesart derselben Handschrift in dem nämlichen Satze: καὶ εἰ μὴ τῶν συνήθων τινὲς ἐν μέσῳ γενόμενοι ἀφείλοντο ἐκ τῶν χειρῶν αὐτοῦ, εὖ ἴσθι ἐκεῖνος προσφὺς ἂν ἀπέτραγεν αὐτοῦ τὴν ῥῖνα ὁ γέρων, wo in den übrigen Handschriften ἐκεῖνος fehlt. Wird ἐκεῖνος eingesetzt, so ist nach dem Ermessen des Rec. die Rede weit schärfer und heifsender, indem dadurch ὁ γέρων nicht mehr als Subject sondern als Prädikat erscheint, und so am Schlufs der Rede mit besonderem Nachdruck noch auf den Umstand ein Gewicht gelegt wird, dafs ein so leidenschaftliches Verfahren gerade ein solcher sich beigehen liefs, von dem man am meisten Besonnenheit und Mäfsigung erwartet hätte, nämlich ein Greis. — Eine der schwierigsten Stellen im Hermotimus findet sich c. 17., wo Hr. Jacobitz liest: οἴει Μαργίτῃ διαλέγεσθαί τινι, ὡς πιστεῦσαι, ὅτι Ἑρμότιμος, ἀνὴρ συνετός . . . . περὶ φιλοσοφίας καὶ φιλοσόφων ἀνδρῶν τοῖς ἰδιώταις ἐπίστευσε, καὶ κατὰ τὰ ὑπ' ἐκείνων λεγόμενα ἐποιεῖτο τὴν αἵρεσιν καὶ τῶν κρειττόνων ἀξιῶν· οὐ γὰρ πιστεύσαιμί σοι τοιαῦτα λέγοντι. Cod. G. läfst καὶ vor κρειττ. hinweg; Varianten sind ausserdem πιστεῦσαι in C und M, und πιστεῦσαί τι τοιαῦτα in G. Wir bedauern sehr, dafs Hr. J. sich nicht näher über die so äusserst schwierige Stelle ausspricht; dafs auch er sie für verdorben hält, wie wohl Niemand zweifeln wird, geht aus der Anführung der Conjecturen von Struve und Fritzsche hervor. Er selbst schlägt vor: οὐ γὰρ ἂν πιστεύσαιμι, wodurch der Hauptschaden der Stelle gar nicht berührt ist. Die gröfste Schwierigkeit liegt nämlich in den Worten ἐποιεῖτο τὴν αἵρεσιν καὶ τῶν κρειττόνων ἀξιῶν. Mit Struve ἀξίωσιν zu schreiben, erlaubt schon die Stellung von τῶν κρειττ. nicht; hingegen scheint es ganz sicher, dafs mit Cod. G καὶ vor τῶν κρειττ. zu tilgen ist, wie schon Fritzsche qu. Luc. p. 161 vorschlug, und c. 56 lehrt: τὴν δὲ μάντεως, οἶμαι, δεήσει σοὶ κἀνταῦθα πρὸς τὴν αἵρεσιν τῶν κρειττόνων. Vielleicht ist damit keine weitere Aenderung mehr in den dunklen Worten nöthig, wenn das Particip ἀξιῶν in dem bekannten philosophischen Sinne von Gutheifsen, Anerkennen gefafst wird, so dafs durch dasselbe die Art und Weise näher bezeichnet würde, wie Hermotimus in seiner Wahl verfuhr, nämlich dafs er die Worte der Laien für baare Münze hielt, und dieselben ohne Weiteres als etwas Erwiesenes annahm und billigte. Auch die Stellung der Worte scheint für diese Ansicht zu sprechen, indem dasjenige Wort, durch welches das lächerliche Verfahren am schärfsten verspottet wird, mit besonderem Gewichte am Schlufs des Satzes erscheint. Ein ähnliches Particip gab früher auch cap. 32 Anlafs zu Mifsverständnifs und grundloser Verdächtigung. Dort heifst es: ὁ γὰρ διδάσκαλος κἀκεῖνα (scil. τὰ ὑπὸ τῶν ἄλλων φιλοσόφων λεγόμενα) μεταξὺ καὶ διέξεισι πρὸς ἡμᾶς καὶ ἀνατρέπει γε αὐτὰ προσθεὶς αὐτός. Ohne auf die falschen Erklärungen der früheren Editoren näher einzugehen, bemerkt Rec. nur in aller Kürze, dafs der Stoiker mit dem Zusatze προσθεὶς αὐτός sagen will, sein Lehrer referire und widerlege die übrigen philosophischen Systeme, indem er selbst Zusätze macht, also wie wir sagen würden: *mit Hinzufügung seiner eigenen Bemerkungen.* Vgl. noch Lycurg. adv. Leocr. §. 102 und daselbst die richtige Behandlung Sauppes.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Lucianus ex recensione Caroli Jacobitz.

(Schluſs.)

Wäre nun damit der schwierigste Theil der obigen Stelle geheilt, und zwar ohne Aenderung, bloſs mit Aufnahme der Lesart des Cod. G., so bliebe nur noch übrig, mit Hrn. J. ἄν vor πιστεύσαιμι einzusetzen, was jedenfalls leichter ist, als die gewaltsame Umstellung Fritzsches: οὐ γὰρ ἄξιον πιστεῦσαί σοι τοιαῦτα λέγοντι, die auch dem Sinne nach dem Rec. nicht zusagen will. — C. 20. liest Hr. J. φησὶ γὰρ ὁ μῦθος ἐρίσαι Ἀθηνᾶν καὶ Ποσειδῶνα καὶ Ἥφαιστον εὐτεχνίας πέρι, καὶ τὸν μὲν Ποσειδῶ ταῦρόν τινα ἀναπλάσαι κ. τ. λ. Cod. G läſst τινὰ hinweg, ganz richtig nach Ansicht des Rec., da in dem Mythus keine Andeutung liegt, daſs Poseidon irgend einen Stier geschaffen, sondern gesagt wird, daſs er *die Stiergattung* hervorgebracht habe; daher heiſst es auch in dem folgenden einstimmig in allen Handschriften: τὴν Ἀθηνᾶν δὲ οἰκίαν ἐπνοῆσαι, ὁ Ἥφαιστος δὲ ἄνθρωπον ἄρα συνιστήσατο. — C. 24. scheint Hr. J. übersehen zu haben, daſs die Worte ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην ὑπ' ἀνοίας καὶ νεότητος einen vollständigen Hexameter enthalten, indem er nur den Anfang des Verses in der Schrift hervorhebt. Es müſsten also diese Worte eine eigene Zeile bilden, wie Hr. J. sonst zu schreiben pflegt, es mögen nun ganze fremde Verse oder bloſse Verscentonen in die Rede eingeflochten sein. Auch c. 25. scheint die Lesart ἡ δέ τις ἐστὶ τὰς ἄρκτους der Vulgata ἡ δὲ vorzuziehen sein, zumal da das vierte Glied durch das ganz unbestimmte ἄλλη eingeführt ist; vgl. Herrnpt. c. 66. de sacrif. c. 12. Am Schlusse desselben Cap. weist die Lesart des Cod. G μᾶλλον αὐτῷ darauf hin zu schreiben: οὐ γὰρ οἶδα, ἥντινα τραπόμενος ἢ τῷ μᾶλλον αὐτῶν ἀκολουθήσας ἐφικοίμην ἂν πρὸς τὴν πόλιν. Eben so muſste Cap. 32. die lange Auseinandersetzung des Lycinus durch die Zwischenrede des Hermotimus am Schlusse des Cap. nach Cod. E und G unterbrochen werden, wie man längst richtig durch Conjectur gefunden hatte. Es wäre nicht schwierig, die schwachen Einreden, die man gegen diese Anordnung beigebracht hat, vollständig zu entkräften, doch dazu wäre eine das Einzelne berührende Auseinandersetzung des ganzen Zusammenhangs erforderlich, was der Raum dieser Blätter nicht erlaubt. — Cap. 38. gebraucht Lycinus zur Durchführung des Beweises, daſs es zur Auffindung der wahren Philosophie absolut nothwendig sei, alle philosophischen Systeme kennen gelernt und genau geprüft zu haben, das Gleichniſs von einem Kleinod unbekannter Form, welches in einem Tempel des Aeskulap abhanden gekommen sei. Es sei nicht ausgemacht, was eigentlich das Vermiſste sei, ob eine Schale, ob ein Pokal oder eine Krone, weil jeder Priester es anders benenne, ja selbst in der Angabe des Metalles stimmten sie nicht überein. Es müſsten daher alle, die in dem Tempel gewesen, durchsucht werden, wenn sich auch bei dem Ersten etwas vorfinden sollte, was einem solchen Kleinod ähnlich sehe; ja selbst, wenn man eine goldene Schale vermiſste, und eine solche sogleich bei dem Ersten gefunden würde, wäre man dadurch noch nicht der Durchsuchung der Uebrigen enthoben, weil daraus noch nicht folge, daſs es gerade die dem Gotte entwendete sei. Nachdem nun dieses Gleichniſs noch weiter fortgesponnen wird, heiſst es c. 39: καὶ γὰρ αὖ τὸ τὴν πολλὴν ἀπορίαν παρεχόμενον τοῦτό ἐστιν, ὅτι ἕκαστος τῶν ἀποδυθησομένων ἔχει τι πάντως, ὁ μὲν σκύφον, ὁ δὲ φιάλην, ὁ δὲ στέφανον, καὶ ὁ μὲν ἐκ χαλκοῦ, ὁ δὲ ἐκ χρυσοῦ, ὁ δὲ ἀργύρου· εἰ δὲ ὃ ἔχει, τοῦτο ἱερόν ἐστιν, οὐδέπω δῆλον. Recens. glaubt, daſs in diesen Worten noch ein kleiner Fehler steckt, den auch der neueste Herausg. nicht aufgedeckt hat. Er ist nämlich überzeugt, daſs zu lesen ist: τοῦτο τὸ

ἱερόν ἐστιν „*ob was er hat, dieses das* (gesuchte) *Heiligthum ist*", während es nach der jetzigen Lesart bloſs hieſse: „*ob dieses ein heiliges, einem Gotte gehöriges sei,*" was zu sagen nach der ganzen langen Deduction nicht im Sinne des Lycinus liegen konnte. Denn wäre auch eine heilige Schale gefunden worden, so hätte man immer noch nicht das gefunden, was so eifrig gesucht ward, nämlich jenes einzige, im Tempel des Aeskulap abhanden gekommene Heiligthum. So heiſst es sogleich in der folgenden Stelle: πᾶσα τοίνυν ἀνάγκη ἀπορεῖν, ὅντινα ἱερόσυλον εἴπῃς, ὅπου γε καὶ οἱ πάντες τὰ ὅμοια εἶχον, ἄδηλον ἦν καὶ οὕτως, ὅστις ὁ τὰ τοῦ θεοῦ ὑφῃρημένος. So steht von derselben Sache oder von den ähnlichen Beispielen, welche Lycinus weiterhin gebraucht, der Artikel im Prädikat: c. 38. οὐ γὰρ δῆλόν που, εἰ αὐτὴ ἦν ἡ τοῦ θεοῦ. c. 38. ὡς ἐκεῖνο ἦν τὸ ἀπολωλός. c. 41. καὶ οὐ πρότερον μάθοις ἂν ὅστις ὁ ἔφεδρός ἐστιν; vergl. noch c. 30. c. 42. c. 45. Ueber diesen Gebrauch des Artikels im Prädikat hat in letzter Zeit in gewohnter vortrefflicher Weise gesprochen K. W. Krüger in Jahns Jahrb. 1838 1. Heft S. 64 ff. — c. 42. glaubt Rec., daſs zu schreiben sei: τί δ' εἰ ἐκείνῳ πράττῳ ἢ δευτέρῳ ἐντύχοις, τί ποιήσεις; vgl. c. 43. τί δὲ εἰ . . . γράφοιμεν, τί ποιήσεις; c. 75. εἰ δ' οὖν τινι τοιούτῳ ἐντύχοις, φιλαλήθη τε κάλει τὸν τοιοῦτον κ. τ. λ. Noch sicherer scheint die Wiederherstellung des Optativs c. 69; ὡς εἴ μέ τινα εὕρῃς διδάσκαλον, ὃς ἀποδείξεως περὶ καὶ τῆς τῶν ἀμφισβητουμένων διακρίσεως τέχνην τινὰ εἰδὼς διδάξειέ σε, παύσῃ δηλαδὴ πράγματα ἔχων. Hier gebietet nämlich der Optativ in διδάξειε im Relativsatze, der als in die Sphäre des Bedingungssatzes getreten den Modus des Bedingungsgliedes angenommen hat, fast unabweislich, statt des solöcen εὕρῃς den Optativ εὕροις herzustellen. — C. 45. liest Hr. J. ἢν τοίνυν τῷ λεοντοφόρῳ τούτῳ κλήρῳ ἐν ἀρχῇ ἐντύχῃς, πόθεν ἔξεις εἰπεῖν, ὅτι οὗτός ἐστιν ὁ τὸν ἔφεδρον ποιῶν, ἢν μὴ περιθεωρήσῃς ἅπαντας ἑπτά, εἴ τις καὶ ἄλλος λέοντα ἔχει; Statt περιθεωρήσῃς liest Cod. G. παραθεωρήσῃς, was schon aus dem Grunde in den Text aufzunehmen war, weil es kurz nachher von derselben Sache heiſst: καὶ ἐξετάσομεν ἄκρως πειρώμενοι καὶ ἀποδύοντες καὶ παραθεωροῦντες. Dieses letztere Particip wäre für sich undeutlich, wenn nicht die Art des παραθεωρεῖν im Vorhergehenden erklärt wäre; es wäre aber auffallend, wenn, wo diese Bestimmung gegeben wird, ein anderes Wort stände. Weil es Lucian in solchen Fällen liebt, von dem einmal gebrauchten Ausdrucke nicht abzugehen, wie eine aufmerksame Lektüre des Hermotimus deutlich lehrt, zieht Rec. auch c. 54. die Lesart κατακεκαλυμμένον der Vulgata κεκαλυμμένον vor, indem er nicht glaubt, daſs man etwa aus euphonischen Rücksichten diese Lesart verdammen werde; vgl. Lobeck Paralip. Gr. gr. I. p. 8. Daſs übrigens in der obigen Stelle die Lesart παραθ. schon an und für sich vor der Vulgata den Vorzug verdient, ergiebt sich leicht aus einer genauen Beachtung des Zusammenhangs. Es heiſst nämlich, wenn παραθ. aufgenommen wird, daſs derjenige, welcher das Loos mit dem Sinnbilde des Löwen erhalten hat, die Aufgabe hat, bei Allen umherzugehen, und die übrigen Loose *vergleichend* zu *betrachten*, ob dieses nämliche Sinnbild sich nicht noch einmal vorfindet; — während hingegen durch die Lesart περιθεωροῦντας eine Tautologie entstände, indem der in der Präposition περὶ enthaltende Begriff schon durch die Worte ἅπαντας ἑπτά völlig ausgedruckt ist. Ueber παραθεωρεῖν im Sinne von „vergleichen," wie es bei Lucian sehr häufig steht, vergl. Hermot. cap. 74. ὁ δέ φημι, σοφώτερον ἂν μάθοις, ἢν τὸ τοιοῦτον παραθεωρήσῃς αὐτῷ. Herod. s. Act. cap. 8. Nigr. cap. 20. Prometh. cap. 15. u. s. w. — Capitel 48. sind vielleicht die Varianten μὴ und μοι zu vereinigen und zu schreiben: καὶ μή μοι ἔξαιρε καὶ τὰ πέντε ἔτη ἐκεῖνα τὰ τῆς σιωπῆς, da Lucian diese Redeweise mit besonderer Vorliebe gebraucht; vergl. Hermot. cap. 15. καὶ μή μοι τὸν νῦν δὴ τοῦτον σιωπῶν ἐννόει. Hermot. cap. 40. Dial. Deor. 5, 3 etc. — Capitel 48. war die Vulgata ἐτίθεμεν nach der Lesart des Cod. G. ἔτη θέμεν zu verbessern in ἔτη ἔθεμεν. — Capitel 65. fehlt in der Ausgabe des Hrn. J. die Angabe der Person ΑΤΚ. Wenn es ebendaselbst heiſst: ἔτι μοι δοκοῦμεν λεληθέναι ἡμᾶς αὐτοὺς οἱόμενοι μέν τι εὑρηκέναι βέβαιον κ. τ. λ., so konnte daraus die Lesart im Jupit. tragoed. cap. 15. (Vol. II. p. 483 bei Hrn. J.) aus Cod. D und V also verbessert werden: ἡμεῖς δὲ πάνυ ὀλιγώρως ἔχειν μοι δοκοῦμεν πρὸς αὐτά. Daſs hier die Aufnahme von μοι, welches in den übrigen Handschriften fehlt, unabweislich ist, geht daraus hervor, daſs Zeus wie in dem Anfang seiner Rede, so auch noch in diesen Worten den Plagiarius des Demosthenes macht, bei dem es Olynth. I.

§. 2. heifst: ἡμεῖς δ' οὐκ οἶδ' ὁντινά μοι δοκοῦμεν ἔχειν τρόπον πρὸς αὐτά. Vergl. noch Lys. Epitaph. §. 75. μόνην δ' ἄν μοι δοκοῦμεν ταύτην ταῖς ἐνθάδε παρούσαις ἀποδοῦναι χάριν. Capitel 72. lesen die Handschriften: καὶ σὺ δὴ μυθοπαιδοῦ τινος ἀκούσας, ὡς ἔστι τις γυνὴ ὑπερφυὴς τὸ κάλλος ὑπὲρ τὰς Χάριτας αὐτὰς ἡ τὴν Οὐρανίαν εἶναι, μὴ πρότερον ἐξετάσας εἰ ἀληθῆ λέγει . . . . ἤρας αὐτός κ. τ. λ. Herr Jacobitz räth das Verderbnifs der Stelle durch Tilgung von εἶναι zu heben, wodurch allerdings die Einheit der Construction richtig hergestellt wäre, aber unerklärlich bliebe, wie sich ein so seltsames Gleisem in den einfachen und klaren Satz sollte eingeschlichen haben. Recensent sei auf eine einfachere Verbesserung, welche sich strenger an die urkundliche Ueberlieferung hält, er schlägt nämlich vor: ἢ τὴν Οὐρανίαν, εἰ καὶ μὴ πρότερον ἐξήτασας . . . . ἤρας αὐτός.

Rec. erlaubt sich zum Schlusse noch über einige entschieden verderbene Stellen einige Verbesserungsversuche mitzutheilen. Somn. c. 13. heifst es: ἀφεὶς δὲ αὐτοὺς τηλεβύτους καὶ δουλοπρεπεῖς ἄνδρας . . . . χιτώνιόν τι πεποιῶν ἐνδύσῃ κ. τ. λ.; dafür schrieb Jacobs: ἀφεὶς δ' οὐ νοῦς, besser Fritzsche νὲ τοὺς, das Einfachste ist nach unserer Meinung: ἀφεὶς δὲ σὺ νοῦς, da nach dem Zusammenhange das Pronomen schwerlich fehlen kann. Nigr. c. 38. liest Rec. οἶσθα γὰρ ὅτι καὶ οἱ πρὸς τῶν κυνῶν ὧν λυσσώντων δηχθέντες οὐκ αὐτοὶ μόνοι λυσσῶσιν, ἀλλὰ κἀκείνους ἐκφαίνει, καὶ αὐτοὶ ἐν τῇ μανίᾳ τὸ αὐτὸ τοῦτο διαθῶσι, καὶ αὖ αὐτοὶ ἔκφρονες γίγνονται κἀκεῖνοι ἔκφρονες γίγν., da der Sinn ist: *Denn du weifst ja, dafs die von tollen Hunden Gebissenen nicht allein selbst wüthend werden, sondern wenn sie andere beissen, auch sie in ihrer Wuth ebendieselbe Wirkung erzeugen, und auch diese können durch sie dazu werden.* Im zweiten Göttergespräch zwischen Eros und Zeus ist Zeus im Begriffe den Eros in Banden zu legen wegen des muthwilligen Spiels, welches dieser so lange mit ihm getrieben hatte. Nachdem ihn nun endlich Eros beschwichtigt hat, schliefst der Dialog mit folgenden Worten des Zeus: Οὐκ ἀλλὰ ἐῶν μέν, ἀπραγμονέστερον δὲ αὐτῶν ἐπιτυγχάνειν ἐπὶ τούτοις αὐτοῖς ἀφίημί σε. Die Versuche, das ganz unpassende αὐτοῖς zu entfernen, sind bis jetzt völlig mifsglückt, während die einfache Aenderung in αὖθις so nahe lag. — Piscat. c. 20. Von der Philosophie befragt, welche Kunst er treibe, nennt sich Lucian einen μιαιφόνος καὶ μισογύνης καὶ μισεψευδὴς καὶ μισότυφος etc., worauf die Philosophie ausruft: Ἡράκλεις, πολυμαθῆ τινα μέτει τὴν τέχνην. Darauf entgegnet Lucians: οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ τὴν ἐναντίαν. αὐτῇ πάνυ ἀκριβῶς οἶδα, λέγω δὲ τὴν ἀπὸ τοῦ φίλου τὴν ἀρχὴν ἔχουσαν· φιλαλήθης τι γὰρ καὶ φιλάπαλος καὶ φιλοπαλοιὸς καὶ ὅσα τῷ φιλεῖσθαι συγγενῆ. Ἀπὸ τοῦ φίλου ist die Lesart der Codd. *A B*, die übrigen haben ἀπὸ τοῦ φιλῶ. Rec. hatte schon längst vermuthet, dafs ἀπὸ τοῦ φίλο zu lesen sei, da nur das Etymon von φίλος zu nennen ist, und der Sinn nicht sein kann „*die Kunst, die mit dem Lieben oder mit dem was lieb ist, beginnt*", sondern „*die mit lieb anfangende Kunst.*" Rec. fand später diese Vermuthung durch eine Stelle in den Wespen des Aristophanes völlig bestätigt, die offenbar hier dem Lucian zum Vorbilde diente. Daselbst heifst es nämlich V. 77 ff.

ΚΑΝΘ. Ἀμωνίας γὰρ ὁ Πραξιάνου φησ' οὐτοσὶ
εἶναι φιλόπαιδον αὐτόν· ἀλλ' οὐδὲν λέγει.
ΣΩΣ. μὰ Δί' ἀλλ' ἀφ' αὐτοῦ τὴν νόσον τεκμαίρεται.
ΚΑΝΘ. οὐκ, ἀλλὰ φιλο μέν ἐστιν ἀρχὴ τοῦ κακοῦ.
Ὀδὶ δέ φησι Σωσίας πρὸς Δεξιλεω
εἶναι φιλοπόρνην αὐτόν κ. τ. λ.

Catapl. c. 20. ist es offenbar ein doppelter Solecismus, wenn Menippus sagt: Ἄπαγε· οὐδέν ἐστιν ἀφ' ὅτου ἂν ἀθμώξωμαι εὐπλοῶν; wofür ἀθμώξαιμι zu schreiben war mit Tilgung des Fragezeichens. — De merc. cond. c. 2. liest Hr. J. ἐν δὴ τούτοις καὶ τῇ νόσῳ διεγήσειν ἐδόκουν μοι τὰ πολλὰ οὗτοι ὑπ' αἰσχύνης ἐπικρύπτεσθαι . . . . ἀλλ' ἔγωγε κἀκεῖνα καί τιν' ἄλλα ἐκ τοῦ λόγου ξυντιθεὶς εὑρίσκω προσόντα ταῖς τοιαύταις ξυνουσίαις, ἃ οὐκ ἀνήσω σοι πάντα, ὦ καλὲ Τιμόκλεις, διεξελθεῖν. Ἀ vor οὐκ nahm Hr. J. aus dem einzigen Cod. a auf, wo noch dazu diese Lesart von neuerer Hand beigeschrieben ist. Der ganze Zusammenhang zeigt, dafs die Einsetzung dieses Wortes blofs ein verunglückter Nothbehelf ist, die durch ein tiefer liegendes Verderbnifs zerrissene Construction wieder in ihre Fugen zu bringen; Recensent hofft den wunden Fleck richtiger zu treffen, wenn er mit Entfernung dieser Interpolation schreibt: καί ἄτιν' ἄλλα, oder was eben so leicht ist: καί εἴτιν' ἄλλα, was er so erklärt: *Aber ich werde sowohl jene Uebel* (d. i. welche die gedungenen Gelehrten selbst eingestehen), *als was ich sonst für Nachtheile durch Schlufsfolgerung im Gefolge*

solcher Verbindungen erkenne, dir, o Timokles, alle unverkolen darlegen. — Im Herod. s. Aët. c. 14, wo Hr. Jacobitz in der Lesart γνώριμος richtig ein Glossem erkannte, dürfte vielleicht also zu schreiben sein: ἃ δὲ ἐποίησεν ἐπὶ τοῖς συγγράμμασι, καὶ ὡς ἐλλόγιμος τοῖς Ἕλλησιν ἐν βραχεῖ κατέστη κ. τ. λ. — Eine der verderbensten Stellen ist folgende in der Schrift de consor. hist. c. 23.: καὶ γὰρ αὖ καὶ τοῦτο ἐπιεικῶς πολὺ νῦν ἐστι, τὸ οἴεσθαι τοῦτ' εἶναι τοῖς Θουκυδίδου ἐδικότα λέγειν, εἰ ὀλίγον ἐντρέψας τὰ αὐτοῦ ἐκείνου λέγοι τις, μικρὰ κακεῖνα (oder κακία, richtig vor Jacobs in φάκια verbessert), ὅπως καὶ αὐτὸς ἂν φαίης, οὐ δι' αὐτὴν ἴδια (oder δι' αὐτὴν νὴ Δία). Hr. Jacobitz gesteht, dafs er für die Verbesserung von δι' αὐτὴν eben so wenig als seine Vorgänger etwas ausfindig machen konnte; es möge daher erlaubt sein, wenigstens einen Versuch zu wagen. Recensent schreibt nämlich statt οὐ δι' αὐτὴν ἴδια: οὐ διαρκῆ νὴ Δία „*ärmliche Fetzen, mit denen wenig bei Gott ausgerichtet ist.*" — Im Tyrannoc. c. 26. war der Comparativ ἀπαραιτητότερος herzustellen. — Abdic. c. 11. schreibt Recensent οὕτω δὴ καὶ σύ, ὃν ἐξῆν μηκέτ' ἀναλαμβάνειν, εἰ σοὶ ἀνάξιος ἐδόκει τοῦ γένους, da er die Lesart εἰ μὴ ἂν ἄξιος aus mehreren Gründen für falsch ansehen mufs; auch lesen die besten Handschriften *A* und *B* εἰ μὴ ἀνάξιος. — In den Imagg. wird unter den bis zum Ekel gepriesenen Vorzügen der Panthea auch ihre musikalische Meisterschaft gerühmt, woselbst es c. 13. heifst: ὁπόταν δὲ καὶ τὸ καλὸν ἐκεῖνο ᾄδῃ, καὶ μάλιστα πρὸς τὴν κιθάραν, τότε δὴ τότε ὥρα μὲν σιωπᾶν ταῦτα ἀλκυόσι καὶ τέττιξι καὶ τοῖς κύκνοις. Darüber dafs ταῦτα verdorben ist, ist man wohl ziemlich einig; doch scheint weder da Soul's Verbesserung ταῖς, noch weniger aber Heus' Conjectur ταῦτα ἀκούουσιν eine innere Wahrscheinlichkeit zu haben. Weit näher läge αὐτίκα, doch scheint es dem Recensenten noch gerathener, παρά, welches gewöhnlich im Compendium geschrieben wurde, vor ταῦτα einzusetzen „*dann ist es Zeit, dafs im Vergleich damit schweigen die Eisvögel*" u. s. w. Auffallend bleibt es noch, dafs nur der letzte Dativ κύκνοις den Artikel bei sich hat, so dafs wohl αὐτοῖς vor τοῖς κύκνοις einzusetzen oder τοῖς in αὐτοῖς zu verwandeln ist, da eine solche Steigerung ganz im Sinne der Stelle liegt. — In dem letzten Capitel der Imagg. heifst es in den Handschriften: Ἀληθῆ φῆς, ὦ Λυκῖνε, ὅ,τε εἰ δοκεῖ, ἀναμίξαντες ἤδη τὰς εἰκόνας . . . . . μίαν ἐξ ἁπάσων συνθέντες βιβλίον καταθέμενοι παρέχωμεν ἅπασι θαυμάζειν κ. τ. λ. Dafs Hr. Jacobitz die Stelle für verdorben ansieht, schliefst Recensent daraus, dafs er es der Mühe werth befunden hat, die Ansicht Lehmanns zu erwähnen, der die Worte βιβλίον καταθέμενοι zu streichen räth. Wir zweifeln, ob er derselben gedacht hätte, wenn ihm die einfache Verbesserung „μίαν . . . συνθέντες ἐς βιβλίον καταθέμενοι" zur Hand gewesen wäre. Dafs Lucian diesen Aufsatz wirklich βιβλίον geheifsen habe, geht aus mehreren Stellen seiner Schrift ὑπὲρ τῶν εἰκ. hervor. Ueber die asyndetische Häufung mehrere Participien s. die vortreffliche Note Sauppes zu Lyc. adv. Leocr. p. 147 sqq. Wie hier ἐς nach der gleichen Sylbe ausfiel, so ist wohl auch in den Ver. hist. I. c. 3. zu corrigiren: οἷα πολλὰ ἐκεῖνος ὡς πρὸς ἰδιώτας ἀνθρώπους ἐκερτομήσατο τοὺς Φαιάκας, — und Imagg. c. 29. εἰκάσθω οὖν αὐτὴ Θεανοῖ τε ἐκείνῃ τῇ Ἀντήνορος καὶ Ἀρήτῃ καὶ τῇ θυγατρὶ αὐτῆς τῇ Ναυσικάᾳ.

Recensent bricht mit diesen Bemerkungen ab, und spricht noch öffentlich den Wunsch aus, dafs es dem Hrn. Jacobitz gefallen möge, auf die noch fehlenden zwei Bände seiner verdienstvollen Ausgabe recht bald das in der Vorrede verheifsene Lexicon Lucianeum folgen zu lassen. Der Druck der neuen Ausgabe zeichnet sich durch gefällige Typen und eine lobenswerthe Correctheit aus. Von sinnstörenden Druckfehlern bemerkte Recensent im 2. Bande p. 134 ἅπασιν statt ἁπάσαν, p. 346 αὐτῶν statt αὐτῷ, p. 509 οὐδὲ st. οὐδέν.

Karl Halm.

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

XXII.

Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indo-germanischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen, von Dr. Aug. Friedr. Pott, a. o. Prof. an der Univers. zu Halle. Zweiter Theil. Grammatischer Lautwechsel und Wortbildung. Lemgo, 1836.

Liefse sich nicht annehmen, dafs Hrn. Prof. Pott's etymologische Forschungen durch ihre eigne Trefflichkeit längst den Weg in die Hände aller Freunde der vergleichenden Sprachwissenschaft gefunden hätten, so würde Ref. sich ein Gewissen daraus machen, diese Anzeige so lange verspätet zu haben. Sie gehören ohne Widerrede zu dem Besten, was die Sprachforschung unserer Tage ans Licht gefördert hat. Wir verkennen es nicht, und Hr. Pott hat es im Verlaufe dieses Werkes öfter denn einmal gefühlt und ausgesprochen, wie weit diese junge Wissenschaft von ihrer Vollendung oder überhaupt von einem allseitigen Abschlusse noch entfernt ist. Kaum geahnt und ins Dasein getreten, hat sie mit einer Menge äufserer wie innerer Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, deren Ueberwindung nicht überall gleich glücklich gelingen mochte. Auf der einen Seite treten ihr Hindernisse entgegen, die in dem Gegenstande, der Sprache selbst, gegründet sind: das leicht bewegliche, flüchtige Element der Sprache ist in stetem Werden begriffen, nach Ort, Zeit und sonst seit dem Urbeginn seiner Schöpfung oft verändert, oft zur Unkenntlichkeit gewandelt, dafs es mit blofsen Augen nicht mehr deutlich sichtbar ist, und dieses lautliche sylphenartige Wesen ist die Hülle eines Geistigen, eines Begriffs, der einmal, als er sich den Laut gebar, durch ein innig Band der Wahrheit und Naturnothwendigkeit ihm angebunden war, jetzt, seit er selbst Veränderungen unterworfen, so oder so sich fester ausgebildet, erweitert oder verengt hat, seit die Form ihrerseits durch Modificationen mancher Art von ihrem ursprünglichen Werthe und damit von ihrer Vollgültigkeit eingebüfst hat, wie es scheint, nur durch Gewohnheit, Uebereinkunft, Annahme ihm noch innewohnt; — aus dem Verwuchs der Form soll die ursprüngliche und wahre, d. h. dem Inhalt adäquate Bildung, aus der jetzigen Bedeutung jene Grundanschauung neu erkannt werden! — Auf diese Weise trägt die Wissenschaft in sich selber eine Fülle von Schwierigkeiten, und es ist nicht möglich, dafs sie anders als langsam und schrittweise fortschreite. Man sollte es für ein Grofses erachten, dafs die Aufgabe überhaupt nur deutlich erkannt ist, und dafs man fortfährt, aller Hemmnisse ungeachtet rüstig an ihrer Lösung zu arbeiten. Denn es begreift sich von selbst, dafs auf der anderen Seite die äufseren Verhältnisse vollends wenig Förderliches haben, und dafs zumal die Gegner, die Feinde alles Neuen, weil aus Träumen süfser Ruhe unangenehm Aufrüttelnden, wenig geeignet sind, mit ihren Widerreden die Wissenschaft weiter zu führen, es sei denn wider ihren Willen und dafs sie als Geister des Widerspruchs grade dazu auserwählt wären, die Wahrheit, die sie nicht unterdrücken können, eher an das Licht zu führen.

Die Absicht, in welcher diese Bemerkungen hier ihre Stelle fanden, war eine zwiefache: erklären sollten sie einmal, wie die Aufnahme so gar verschieden sein konnte, die dem ersten schon 1834 erschienenen Bande von Hrn. Potts etymologischen Forschungen zu Theil ward, den wir gleichwohl in Rücksicht seiner allgemeinen Bedeutung noch über den zweiten stellen möchten; dann aber sollten sie mich gegen den Verdacht des Widerspruches mit mir selber schützen, wenn ich meines obigen Geständnisses unerachtet hie und da, im Einzelnen und Gröfseren zu dem Verf. in Wi-

derspruch treten muſs. Will das an und für sich wenig sagen, so begreift es sich zumal bei der groſsen Fülle und dem Reichthum, der Hrn. Potts Forschungen auszeichnet, und der es uns gewiſs viel leichter gemacht hätte, mit Anführung nur lobenswerther und guter Punkte unserem Amte zu genügen.

Anstatt den Verf. durch einzelne ganze Abschnitte seines Werkes zu verfolgen, was der uns nur spärlich zugemessene Raum nicht wohl gestattet, ziehen wir es vor, zuerst das sich im Ganzen herausstellende Verfahren im Allgemeinen zu betrachten. Vielleicht gelingt es uns auf diese Weise eine anschaulichere Vorstellung von der Methode zu erwecken, in welcher Hr. Pott Sprachen vergleicht und zu erklären sucht. Einzelnes wird sich dabei von selbst anreihen.

Was zuerst den Gegenstand, die Sprachen selbst betrifft, so sind wir zwar mit dem Verf. der Ansicht, daſs alle Sprachen Ansprüche auf Berücksichtigung haben, denn alle zusammengenommen enthalten erst die Gesammtorganisation der Sprache und mögen erst in ihrer Gesammtheit ein vollständiges Bild der ganzen Entfaltung des Geistes und seiner Offenbarung nach dieser Seite geben. Es fragt sich nur, ob es nicht, so lange wir nicht die ganzen Sprachen vergleichen können, gefährlich sei, oder ob es denn, würde die Gefahr auch umgangen, viel nütze, Einzelnheiten in die Vergleichung zu ziehen? Hr. Pott hat sich, wie es scheint, mehr oder minder mit allen Sprachen beschäftigt: Tatarisch und Spanisch, Sinesisch und Dänisch, Keltisch und Ungrisch, Baskisch, Ossetisch, Afghanisch, Böhmisch, Lettisch, Finnisch — diese und viele andere auſser den auf dem Titel genannten Sprachen und Mundarten werden alle gelegentlich citirt, nicht selten um eine ganz bekannte oder minder wichtige Erscheinung zu erhärten. Was gewinnt die Sprachforschung nun dadurch? Wird man dadurch zu einer Anschauung der Sprache selbst geführt, oder wird der Geist erschlossen, der in der Sprache weht? Wird die Stellung verdeutlicht, welche diese oder jene Sprache zu anderen einnimmt? — Von dem Nutzen solcher Vergleichungen habe ich mich noch nicht überzeugen können, und bin vielmehr der Meinung, daſs der eigentliche Zweck, den man bei Untersuchungen dieser Art nie auſser Augen verlieren sollte, das Verwandtschaftsband der Hauptsprachen eines Stammes in seiner ganzen Innigkeit zu enthüllen, dadurch verfehlt oder doch schwerer zu erreichen wird. Auch Hrn. Potts Forschungen hätten gewiſs gar sehr an Uebersichtlichkeit gewonnen, und das Bild, welches er von dem indogermanischen Sprachstamme entwerfen wollte, würde viel geschlossener, gerundeter erscheinen, während es nun nicht selten verschwimmt und am Mangel der Deutlichkeit leidet. Doch hiemit soll um so weniger ein Vorwurf ausgesprochen sein, als wir Hrn. Pott kaum einen Fall nachzuweisen wüſsten, wo er sich, wie es so leicht möglich ist, vergriffen oder Einzelnes durch die Trennung aus dem Zusammenhange verleitet falsch betrachtet hätte. Es scheint mir wie gesagt nur nicht zweckmäſsig, und nicht eher sicher anwendbar, als bis wir die einzelnen Sprachen und Mundarten für sich und in ihren engeren Beziehungen untersucht haben *). Zudem verdienen doch die Hauptsprachen, wie sie hier auch vorzugsweise untersucht sind, vor den anderen Berücksichtigung, und man dürfte nicht Unrecht thun, sie den eigentlichen Hauptträger, den Mikrokosmus alles sprachlichen Elementes zu nennen. Etwas ganz anderes ist es freilich in Rücksicht der begrifflichen Seite, wo z. B. eine Etymologie durch die Aufdeckung der analogen Anschauungsweise anderer Sprachen erhärtet werden soll; da ist auch die einzelne Vergleichung der fremdesten Sprache nicht ohne Werth. —

Was nun näher die Vergleichung mehrerer Sprachen unter einander angeht, so dürfen wir die Thatsache, daſs die indo-europäischen Sprachen in ihren tiefsten Keimen verwandt sind, wohl als ein sicheres Ergebniſs der bisherigen Forschung annehmen. Es fragt sich nur, zu welchem Ende vergleicht man und wie hat man bei diesem Geschäfte zu verfahren? Der letzte Zweck kann kein anderer sein, als zu wissen, wie sich der Geist im Worte geoffenbart hat. Es gilt daher, um von dieser Offenbarung eine Gesammtanschauung zu gewinnen, die einzelnen Wörter auf ihre Grundform und ihre Grundbedeutung zurückzuführen; beides ist nur möglich, wenn wir uns durch sorgfältige Beobachtung des Verlaufs eines Sprachstammes im Allgemeinen und Einzelnen von der Art und Weise in Kenntniſs zu setzen vermögen, in der

*) Am passendsten in Monographien; Hr. Pott hat uns kürzlich auch selbst mit einer solchen interessanten Untersuchung über das Altpreuſsische und Lettische beschenkt, deren wir bei dieser Gelegenheit zu gedenken nicht unterlassen können.

sich die Form und der Inhalt, also das Wort zu entwickeln pflegt. Die einzelnen Wörter kommen nun zwar in einer besonderen Sprache, die letztere selbst kommt in sich selbst wohl zu irgend einem Abschlufs, aber ihre Anfänge und ersten Keime liegen nur zu oft entfernt, oder sind so ganz anders verwendet oder gestaltet, dafs es eine pure Unmöglichkeit wird, eine einzelne Sprache aus sich selber ganz zu erklären und von Grund aus zu begreifen. Man hat sich also, um zu sehen, auf welche Wurzel dieses oder jenes Wort zurückzuführen sei, über die Grenzen einer Sprache hinaus an die verschwisterten zu wenden. Bei der Vergleichung stellen sich dann die Gesetze leicht heraus, welche als die leitenden zum Grunde lagen, und den Gesetzen wird es mit der Zeit wieder ihre Wahrheit nachzuweisen gelingen. Man mufs nur festhalten, dafs im Ganzen Alles, wie anderswo, auch in der Sprache seinen naturgemäfsen Gang geht, und dafs namentlich darum die Entwicklung nicht bei jedem Worte eine verschiedene, sondern sehr oft eine gleiche oder ähnliche ist. Eben hierauf gründet sich die Wahrheit dafs eins der sichersten Hilfs- und Beweismittel für die Etymologie die Entdeckung und Nachweisung des Analogen ist. Für die Erläuterung der Form hat man sich dieses Mittels längst mit Glück bedient, in Bezug auf die Bedeutung und deren Entwicklung scheint man die Wichtigkeit desselben noch nicht allgemein anerkannt zu haben, wie denn überhaupt dieser ganze Punkt, die Bedeutungslehre, immer noch zu vereinzelt und nicht in Bezug auf den letzten Zweck der Wissenschaft behandelt worden ist. Hierin zeigt es sich am deutlichsten, wie weit unsere Wissenschaft als solche noch von ihrer Vollendung entfernt ist; aber freilich mufs sie mit der Betrachtung des Formellen erst aufs Reine gekommen sein, ehe sie sich an dies Letzte und Höchste wagen darf. Auch Hrn. Prof. Pott kam es hier zumeist darauf an, die lautlichen Erscheinungen zu erklären, obgleich er die Gelegenheit gern ergreift und in die begriffliche Seite der Sprache näher eingeht. Es sei mir vergönnt, hier einen Augenblick zu verweilen, und an einem von unserem Verf. schön erklärten Beispiele darzuthun, dafs wo verschiedene Erklärungsarten eines Wortes möglich sind, oft nur die Analogie der Bedeutung es ist, die den Ausschlag gibt. Lat. membrum, das Glied, hat man ganz verschieden erklärt. Hr. Pott hält es zu me-are, und erinnert an das Verhältnifs des Sskr. gâtra zu gâ, gam, gehen, beide membrum und gâtra als Gangwerkzeug auffassend. Die Uebersetzung scheint nicht ganz passend, wir möchten lieber „Bewegliches, Gehendes" sagen, zumal in membrum doch nur ro Suffix ist, b aber, ich weifs nicht welcher Ansicht der Verf. darüber ist, lediglich einen lautlichen Ursprung hat, cfr. nombre : numerus, wie membrum : memero, vielleicht mit reduplicirter Wurzel. Ganz ähnlich steht unser deutsches Glied, goth. lithus, nd. dat lid, welches dem lat. artus, gr. ἄρθρον identisch ist, und mit ihnen zusammen auf die gemeinsame Wurzel ar, ri, li zurückgeht. Andere Ausdrücke für: Leib, Glied, die ebenfalls auf eine allgemeine Wurzel mit dem Begriffe der Bewegung zurückweisen, hat der Verf. schon früher nachgewiesen. Sollte nicht auch skr. çarîra mit çri, sri verwandt sein, und corpus, das der Verf. zu W. klrip stellt, hieher gehören? Ob der Vf. meare recht zu skr. mâ : metiri hält, ist zweifelhaft; wenn gr. βα, βαίνω zu skr. gâ gehört, sehe ich nicht, warum man meare trennen sollte.

Rücksichtlich der Vergleichung der Form kommt natürlich alles darauf an, dafs die einzelnen Lautübergänge möglichst genau bestimmt werden, und dafs man sich über die Art der Entwicklung eines Lautes aus dem anderen einige. Durch die gründliche Beantwortung dieser Fragen wird sich erst das Alter und die Wahrheit der gespaltenen Formen erkennen lassen, und von hier aus ist es erst möglich, die wahre Form der Wurzel zu finden. Hr. Pott hat diese Untersuchung schon in dem ersten Bande seiner etymologischen Forschungen zu führen gesucht, aber er kommt auch in dem 2ten vielfach darauf zurück, und es hat uns gefreut, dafs er manches schärfer und bestimmter zu fassen sucht. So sträubt er sich z. B. mit vollem Rechte gegen den Wechsel des v mit r und l, der gewifs kein unmittelbarer ist, und nur bedingungsweise und nach anderen Lauten Statt findet. Aber der Beispiele, in denen, sei es anlautend nach abgefallenem Cons., sei es inlautend nach ihnen, hier z. B. v, dort ein r, l auftreten, sind gewifs viel mehr, als der Verf. meint, der nur çvas : cras, svap : slêpa (ags. svëfan) und svâdu : litt. saldu (also = sladu?) für sicher hält, cf. II. S. 245. Wenn der Vf. diese interessanten Lautverbindungen weiter bis zu ihrem Grunde verfolgt hätte, so würde er wohl noch andere Beispiele entdeckt und

den ganzen Fall auch nicht auf das Vorhergehen eines Zischlautes eingeschränkt haben. Eher dürfte man einen Gutturalen als vorangehend annehmen, aus dem sich qu, çv, sv, sl u. s. w. entwickeln. Doch ich komme nächstens auf diesen Fall der überhaupt noch wenig untersuchten Lautentwicklung ausführlicher zurück, und will hier nur noch ein Beispiel anführen, nämlich lat. creta. Was das Wort etymologisch bedeute, wird man schon aus gr. λευκὴ γῆ erschliefsen können; es ist nämlich nichts anderes als Sskr. çvêta, wit, weisz; cvêta aber, welches noch nicht erklärt ist, geht wohl auf ka, ku, çu zurück und hat seine nächsten Verwandten in lat. a-cu-tus und cito. Die Schnelligkeit und Eile der Bewegung, die die ursprüngliche Bedeutung dieser Wurzel ist, wird auf andere Verhältnisse übertragen, und läfst die verwandten Begriffe scharf, schnell, spitz, hell, weifs, u. s. w. entstehen. Ganz ähnlich wie creta und acutus, citus sich zu çwêta verhalten, verhält sich deutsch weisz und swinde, vielleicht auch schleunig, i. e. sliu-nic, sniu-mic, slu-nic.

Ich darf bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen zu bemerken, dafs Hr. Pott das historische Verhältnifs hie und da verwirrt hat, indem er das Sanskrit noch zu oft als die reinere und ursprünglichere Sprache betrachtet. Dafs das Sanskrit nicht die Ursprache ist, und nicht die Mutter des indo-europäischen Kreises, wie uns diese thörichte Meinung noch so oft untergelegt wird, weifs Hr. P. so gut als wir, und er selbst hat es uns im ersten Theile seiner etymologischen Forschungen auf eine rühmliche Weise gezeigt, dafs dasselbe einer Kritik nicht unbedürftig sei, aber diese Kritik genügt es nicht, auf die Ueberlieferungen der Grammatiker und deren Betrachtungsweise zu beschränken, sie mufs sich weiter auf die Sprache selbst erstrecken, die gewifs in ihren Lauten ganz bedeutende Entartungen erlitten hat. Dahin rechnen wir z. B., bei den Consonanten stehen zu bleiben, die ganze Klasse der lingualen oder cerebralen, und insbesondere der palatalen Laute, die wir im Ganzen als speciell indisch bezeichnen zu dürfen meinen. Wenn man in den verwandten Sprachen nun nach Stellvertretern der ersteren sucht, so will uns das ein eitles Streben bedünken, ob sich gleich hie und da (z. B. im Niederdeutschen neuerer Zeit) wohl Analoges finden läfst; und wenn Hr. P. in verwandten Wörtern, die im Sskr. eine Palatalis, in den anderen Sprachen ein c, k, h, p oder was sonst zeigen, die letzteren ohne Weiteres als die unursprünglichen, also gleichsam als die verdichteten und verhärteten ansieht, so kann ich das nur als einen Verstofs gegen das wahre historische Verhältnifs betrachten. Es ist nicht anders, wenn dem skr. ç, h ein röm. c gegenübersteht. Dafs wir den Verf. hier nicht mifsverstehen, und dafs er wirklich die gegenüberstehenden Gutt. des Lat. z. B. als Entartung betrachtet, zeigt seine ausdrückliche Versicherung I. S. 87, wo es heifst „die Palatalen treten am natürlichsten in homogene Gutturales über," und die Unterscheidung II, 3: „Ein ursprünglicher Buchstabe — sagt er hier — kann erstlich mehrere verschiedene Stellvertreter haben, und 2tens ursprünglich verschiedene Laute erhalten denselben Stellvertreter". Die Wahrheit dieser Worte zu bezweifeln kommt mir nicht in den Sinn, aber die zu 2 angeführten Beispiele gehören sämmtlich zu No. 1., d. h. c in canis, cor, coquere gilt mir als alter ächter Gutt., während die Sskr. çvan, hrid, pac entartete Formen sind. Hr. P. aber kehrt die Sache um, und sagt, c habe in jenen lat. Wörtern, obschon es gleich laute, einen wesentlich verschiedenen, etymologischen oder genetischen Rang. Nimmermehr! Was soll indessen entscheiden? Erstlich: Auflösungen, Erweichungen, Stumpfungen sind im Verlaufe der Sprache natürlicher und leichter zu erklären als das Gegentheil, wie der Verf. hie und da wohl selbst bewiesen hat. Zweitens spricht für unsere Ansicht das Verhältnifs der romanischen Palatalen zu den römischen Gutturalen, welche sich so zu einander verhalten, wie das Sanskrit zum Römischen. Drittens endlich mufs die Etymologie den Ausschlag geben. Warum entziehen sich denn eine Menge sskr. mit Palatalen c', ç, mit h u. s. w. anlautender Wörter der Erklärung, als weil sie aus der natürlicheren Reihe herausgetreten sind, und sich unkenntlich gemacht haben? Um uns an die genannten Beispiele zu halten, so hat Hr. P. uns dieselben recht schön verglichen, aber er ist uns die Erklärung schuldig geblieben. Wenn ich recht sehe, fügen sie sich fast alle zu Wörtern, die auch im Sskr. hie und da noch einen reinen Gutturalen aufweisen: Zuerst can-is, κυν-ος und κυων, hun-d, sskr. çvan u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indo-germanischen Sprachen insbesondere des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen von Dr. Aug. Fried. Pott. Th. II.

(Schluſs.)

Nach meiner Theorie muſs in einer solchen Reihe can-is die Urform sein, aus der sich quan, κυον und kun, ferner çvan, svan, san und sun, hun entwickeln können, — Formen die sämmtlich nachweisbar sind. Im Sskr. steht dem çvan, svan auch noch das ältere kvan als Verbum zur Seite, welche Form Hr. P. unberücksichtigt gelassen hat, obgleich sie nicht bloſs in den Wurzelverzeichnissen, sondern in alten Schriften vorkommt.*) Mit eben dieser Wurzel, die „einen Laut geben, summen, knurren, brummen, in cano auch singen bedeutet", halte ich nun die genannten Wörter für Hund, d. h. also der Bellende oder ähnlich, zusammen, und es wird sich diese Etymologie bei einer anderen Gelegenheit erhärten lassen, wenn wir alle die Namen der etymologisch verwandten Thiere, die nach ihrem resp. Laute gebildet sind, durchgehen können. — Wie hier ç in çvan, so ist auch skr. h in hrid, herz wohl späteres Ursprungs als das gegenüberstehende c, k: die Reihe ist cord-is καρδία und κραδία, hrid und ad. harte, herte = herz; die Formen mit palatalem ç und s sind im Slavischen und Littauischen ausgebildet. Die Wurzel ist meines Bedünkens sicher skr. kart, krit, i. e. scheiden, sondern. Aber wie? Dürften wir uns hier an die homerische Bedeutung „Verstand, geistige Fähigkeit" halten, so scheint es paſste die Bedeutung der oder das Scheidende vortrefflich. Indessen ist das vielleicht nur Schein, und herz wird wohl eher als man es für den Sitz des Verstandes nahm, physisch benannt sein: ich denke, die Sprache ist hier hinter der Anatomie zurückgeblieben, und hat die ungeschiedenen Herz und Leber gemeinschaftlich und zwar nach der Function der letzteren, die bekanntlich eine discretive ist, benannt. Die für beide gebrauchten Wörter weisen nämlich auf eine Wurzel hin, die Formen je-cur = cor, ja-krit = hrid, ἦ-παρ, ἥπατος = καρδ-ία u. s. w., selbst le-bar = herz sind reduplicirte Formen, ja was im Polnischen Leber heiſst, watroba, heiſst im Wendischen Herz, wutroba, zum Beweise, daſs hier noch kein anatomisches Meſser geschieden hat. — Die ähnliche Untersuchung über die Ursprünglichkeit des sskr. tscha, dscha, ferner des p in patsch = coquo, welches keine reine Wurzel ist, würde hier zu weit führen, es hat mich aber, muſs ich gestehen, befremdet, wenn der Verf. in πος das π einen misbräuchlichen Substituten nennt, und dennoch ausdrücklich behauptet, im Sskr. finde sich kein p für k. Ich glaube dem Verf. die Beispiele nachweisen zu können, doch muſs ich's hier auf sich beruhen lassen.

Wie Hr. Pott dem Sanskrit hier einen Vorrang zugesteht, der ihm schwerlich gebührt, so verkennt er auch sonst mitunter dessen spätere Entwicklung auf indischem Grund und Boden, indem er die entsprechenden Verwandten in zu unmittelbare Verbindung bringt, und aus dem Sskr. zu erklären sucht, wo sie nur danebenhergehen, und wenn sie übereinstimmen, gleichwie das Sskr. zu erklären sind. Ich lege dem Verf. hiemit nicht die Ansicht unter, daſs solche Wörter aus dem Sanskrit entlehnt wären, er meint nur, die sskr. Form habe schon zur Zeit der Sprachtrennung bestanden, und wo die Verwandten abweichen, seien sie verändert. Auch diese Ansicht dürfte nicht selten umzukehren, und die sskr. Form für eine speciell-indische anzusehen sein. Ein Beispiel sei seine Erklärung des gr. οὐ, οὐκ: awâk. Sind beide überhaupt

*) z. B. in dem Drama Vikramôrwaçi, wo es von dem Gesumme der Bienen gesagt wird.

verwandt, was ich noch bezweifeln möchte, so sehe ich nicht, warum der Verf. nicht vielmehr in awâk eine Auflösung, als in *οὐκ* eine Contraction annehmen möchte, und ferner sehe ich keine Nöthigung, *οὐκ*, awâk für ursprünglicher zu halten, als *οὐ*, awâ und awa; denn *οὐ-κ* und avâ-k sind Compositionen, warum nun *οὐ* erst daraus entstehen lassen durch abermaligen Abfall des *κ*? Sollte nicht vielmehr *οὐ-κ* ein Beweis sein, dafs sich awâk, awa aus ô, û entwickelt hätte? — Doch ich lege auf dieses Beispiel um so weniger Gewicht, als ich *οὐ* selbst schon früher mit an, *ἄν* zu vereinigen gesucht, und *οὐ-κ* als *οὐ-κε*, *οὐχί* als *οὐ* + *χί* = sskr. hi gefafst habe; ich möchte nur darauf dringen, dafs man sich die Sprachen unseres Stammes vor der Trennung als nicht zu sehr entwickelt denken, und die spätere Uebereinstimmung öfter für ein selbstständig freies aber analoges Entfalten der gleichen Keime ansehen möge.

Aus dem ersten Theile dieses Buches ist es allgemein bekannt, wie Hr. P. auf eine rühmliche Weise den Sinn und Zweck des einzelnen Buchstaben zu erkennen, und ihnen wenigstens, wenn ihr Dasein auch ein rein lautliches wäre, ihre Entstehung nachzuweisen strebt. Dieses tritt uns auch in dem zweiten Theile überall entgegen, in dessen erster Hälfte der Verf. das Verdienst hat die sogenannten grammatischen Figuren zum ersten Male einer umfassenden Untersuchung unterworfen zu haben. Was bei dieser fleifsigen Arbeit zu wünschen übrig bliebe, wäre höchstens etwas mehr Schärfe, einmal in Bezug auf die Sonderung des Einzelnen, die nicht immer leicht ist, wo man nicht die ganze Folge der Geschichte eines Wortes mit Einschlufs aller mundartlichen vielleicht nie fixirten Formen vor Augen haben kann, und dann rücksichtlich der Erklärung des letzten Grundes solcher Erscheinungen. Am kürzesten ist die Gemination behandelt, und doch lag es wohl nahe, hier unserer Muttersprache einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, wo sich eine grofse Menge Wörter mit inlautendem Doppelconsonanten leicht als geminirte Formen zu erkennen gibt. Am öftesten dürfte sie bei den Liquiden Statt finden, als welche sich ihrer Natur gemäfs am leichtesten verdoppeln; wie sie aber entsteht, ob man ihr voran einen kurzen Vokal oder eine Länge anzunehmen habe, ist nicht ganz deutlich und wenigstens dadurch nicht entschieden, dafs nach vollzogener Gemination die Kürze vorangeht. Obgleich es scheinen könnte, dafs eben die Länge des Vokals die Gemination herbeigeführt habe, indem sich Consonant und Vokal hier inniger aneinander schlössen (hämer, hâmer, hâmmer, hämmer), so stimme ich doch dem Verf. bei, der sich zu der entgegengesetzten Ansicht neigt, und allerdings wird auch hä-mer, wenn man die Kürze des ä bewahrt und schärft, kaum anders lauten als hammer. Das Gegenspiel hiervon ist die Verlängerung, d. h. Dopplung des Vokals; es ist als ob die beiden Silben hä-mer sich in eine gröfsere Einheit zu setzen suchten, und theils den Vokal, hâmer, theils den Consonanten, hammer, geminiren, wodurch offenbar ein festerer Verband der Wortmitte entsteht. — Ein hieher gehöriger Punkt, den ich kürzlich berühren mufs, ist die gewöhnliche Annahme von dem Ersatz des Consonantenausfalls durch Vokalverlängerung. Wie dieser Ausdruck insgemein und unzählige Male bei unserem Verf. angewendet wird, scheint er falsch und noch eine Spur der alten Art und Weise, mit Kunstausdrücken und stehenden Redensarten ohne viel Besinnen zur Hand zu sein. Die Erscheinung ist richtig und unleugbar: wo die Etymologie in- und auslautend einen kurzen Vokal mit folgender Doppelconsonanz als das Ursprünglichere nachweiset, da zeigt sich wenn später einer jener Consonanten gewichen war, zumeist das Umgekehrte, dafs der Vokal nun lang erscheint. Wie soll man sich das erklären? als wirklichen Ersatz? d. h. da der Consonant gleichsam = ⏑ ist, so vereinigte sich dieses ⏑ des weichenden mit dem ⏑ des Vokals und gab daher, ⏑ + ⏑, ein —? Das besagt der Ausdruck; derselbe berührt aber nur die Endpunkte der Erscheinung, nicht ihr Wesen, und was sich zuerst gegen diese ganze Annahme geltend macht, ist dieses, dafs die Erscheinung doch nur oft, nicht immer auftritt; wo sie nicht auftritt, verwundert man sich fast, und sucht die gebliebene Kürze, heifst also den durch nichts ersetzten Consonanten, als eine Ausnahme zu entschuldigen. Ohne Grund. Ich glaube man darf 2 verschiedene Fälle annehmen, den einen, da zumal vor liquiden Lauten der Vokal sich längte, und der Consonant erst in Folge hievon ausfiel, den anderen, da der Consonant zuerst wich, sei es durch Assimilation oder aus einem anderen Grunde, und allmälig der Vokal der nun offenen Silbe in Folge eines immer mehr um sich greifenden Prinzips lang ward.

Dürfte man die obgedachten Formen nhd. hammer, und ahd. hâmer unmittelbar an die indische Form k-açman *) halten, so würde man gewifs kein Bedenken tragen, mm in der ersteren für assimilirtes çm, sm, und â-m der anderen für einen Ersatz des volleren açm, asm anzunehmen. Was natürlich falsch wäre, denn alle älteren deutschen Formen, goth. ags. alts. hämar, hämer zeigen nur ein kurzes a, es müssen sich also hammer so gut wie hâmer aus dem einzigen hamer entwickelt haben. — Indessen es kam hier nur darauf an, die Sache wiederholt zur Sprache, und damit ihrer Entscheidung vielleicht näher zu führen, aufserdem aber darauf hinzudeuten, dafs man in diesen Dingen selbst mit dem Ausdrucke nicht sorgsam genug verfahren kann. Ehe man sich's versieht, wird er schief, entspricht nicht dem Wesen und gibt einer falschen Vorstellung Raum. Aehnlich ist es auch mit der Art und Weise, wie man der Sprache als einer Person so oft Absicht oder Scheu, Widerwillen und überhaupt menschliche Leidenschaften unterlegt. Von Mängeln dieser Art sich gänzlich loszumachen hat auch dem Vf. nicht gelingen wollen, was um so mehr zu verwundern ist, da grade er es war, der sich alten verjährten Vorurtheilen so kühn wie glücklich entgegenzusetzen wufste.

Wir betrachteten hier gern noch die übrigen untersuchten Fälle, insbesondere die von dem Verf. hier zuerst eingeführte Dissimilation, die wichtigen Lehren vom angeblichen Einschub und Vorschlag, von dem Ausfall u. s. w., müssen uns aber auf die Bemerkung beschränken, dafs wir auch hier manches geschieden, manches anders gefafst haben würden. Von eigentlichem Vorschlag der Laute wird wohl nur sehr selten die Rede sein können; der Verf. bemüht sich, in dem vokalischen Vorschlage alte Präfixe nachzuweisen, und dieser Weg ist auch gewifs der rechte; es wundert mich nur, wie er z. B. richtig skr. bhrû als eine Compos. ansieht aus abhi-rub, und dennoch das entsprechende ὀφρύ-ς nicht als die ursprünglichere Form, sondern als eine neue Zusammensetzung aus ὄπ + φρυ = bhrû ansehen mochte. Ferner ist aber eine ergiebige Quelle die Reduplication mit abgeworfenem Cons., aus der sich die vorangehenden Vokale in sehr vielen Wörtern deuten lassen, ein Fall den der Verf. wohl hätte mehr beachten sollen. Was die Dissimilation betrifft, so möchte ich dieselbe vorzugsweise auf diejenigen Fälle anwenden, wo von zweier Silben gleichem oder ähnlichem Anlaute der eine verändert wird und unwillkührlich in einen ähnlichen, besonders weicheren umschlägt: z. B. wenn Sskr. lângala im Prâkrit zu nangala, oder lôhala zu nôhala wird, und Aehnliches, was der Verf. aus dem Romanischen beibringt. Auch dürfte Hr. Pott mit Recht die Veränderungen hieher rechnen, welche der Cons. der reduplikativen Silben so häufig erleidet, aber wenig passend scheint es, das Streben, den Hiatus zu meiden, unter diese Rubrik zu stellen. Ueberhaupt darf man ein wirkliches Streben, den Hiatus zu heben, das hervorgegangen wäre aus dem Gefühl der Lästigkeit oder Unerträglichkeit eines Sperrlauts wie ia, ua, doch schwerlich im Ernste setzen. Das Sanskrit hat gar keinen Hiatus in der Mitte seiner Wörter, das Prâkrit schon ungeheuer viel. Warum hätte man ihn, der nicht ursprünglich ist, denn zugelassen, wenn Verbindungen wie i a so lästig wären? Die Sache ist nur die: die ungebundenen Vokale schwanken und fliefsen unwillkührlich in einander oder zu einander über, und so entstehen theils aus ai, au die innigeren Diphthonge, theils aus ua, ia die Semivokale va, ja.

Noch mufs ich einer Erklärungsart gedenken, die sich auch in einzelnen Beispielen bei Hrn. Pott kund gibt und ihm von Manchem zum grofsen Ruhme angerechnet werden möchte, ob sie gleich nicht absolut zu billigen ist. Diefs ist mit einem Worte die glänzende Erklärungsart. Hr. Pott verfährt nicht selten zu philosophisch, zu geistreich, und seine Etymologieen mögen mitunter für schön gelten, ohne wahr zu sein. Wahr und schön zugleich ist es, wenn der Verf. z. B. monstrum als Mahn- und Erinnerungsmittel auf den Stamm von monere zurückführt, und hierin zeigt sich auch nur eine ganz einfache und natürliche Anschauungsweise: das Scheusal, das Ungeheuer erfüllt mit Grausen, prägt sich ein, ist also gleichsam ein Denkzettel. Schöner als wahr will mir z. B. die Erklärung des Augments dünken, oder die des latein. Gerundii und Partic. in ndum. Das Augment soll eine Spielart der Reduplikation sein, so dafs a, das ursprüngliche Augment, weil er selbst gewissermafsen der absolute Vokal, der Haupt- und Grundvokal ist, ohne

*) Der es wenigstens ganz sicher verwandt ist. Denn açman, der Stein, hat einen anlautenden Gutturalen eingebüfst, sl. kamien ist längst damit verglichen, und unser hammer heifst noch im mhd. der Stein — Steinhammer.

Rücksicht auf den Vokal des Verbi, wiederholt wäre. Hätte der Verf. hiemit die Annahme verbunden, dafs die Augmentation in eine Zeit gefallen sei, in der vielleicht noch jedes Verbum den Grundvocal a hatte, so gewönne seine Erklärung an Wahrscheinlichkeit; wie aber durch rücksichtslosen Vorschub eines a, als eines solchen, nicht etwan als eines Präfixes, nicht als des Wurzelvokals, eine Verstärkung oder überhaupt eine Bedeutsamkeit des Begriffs ausgedrückt sein sollte, ist unbegreiflich. Welche Wahrheit liegt dagegen in der reduplikativen Form! Bildungen, wie sie unsere Vorfahren einst besafsen, haihait : hiesz, skaiskaid : schied, faifalth : fielt, faltete, sind uns jetzt noch verständlich und einleuchtend. Da wir uns zu der auch von Hrn. Pott verworfenen Ansicht des Augments als eines ursprünglichen a privativi nicht wohl verstehen können, der von Buttmann und Thiersch aufgestellten Ansicht aber, dafs das Augment aus Reduplication entsprungen sei, manches entgegensteht, so sehe ich für jetzt nur eine erträgliche Deutungsart, und will hier kürzlich anfragen, ob man es nicht als ein ursprüngliches Präfix fassen, und mit unserem deutschen Augmente, d. h. mit ge, sa, á füglich vergleichen könnte? — In Betreff der lat. Participialformen in ndum können wir dem Verf., der darin eine Zusammensetzung des Suff. ana und des Wurzelwortes dhâ zu finden meint, noch weniger beistimmen. Mag dieses dhâ, was ich unentschieden lasse, in dem ta, tus der Part. liegen, so scheint mir in Formen wie amandum, eahendum, das der Verf. Gesangmachen übersetzt, n doch lediglich von lautlichem Ursprunge, und amandum liefse sich meiner Ansicht nach so wenig von dem identischen amans, amantem trennen, als z. B. prâkr. tudantô, gen. tudantassa von skr. tudan-t, gen. tudatas; mihi moriendum est heifst eigentlich nichts als: mir ist Sterbendes, wobei eben nur zu untersuchen ist, was -des, = dum, t, ta, tus bedeutet.

Die 2te Hälfte dieses Bandes, die hier kaum berührt werden konnte, gibt eine reiche umsichtige Behandlung der Wortbildung durch Composition und Ableitung, und ein auf dem Titel ungenannter Anhang spendet der Flexion noch ein helles zuweilen blendendes Licht. Wollten wir das Lobenswerthe und Treffliche hervorheben, so wäre der Anfang leicht auf jeder Seite, das Ende erst am Ende des Buches zu finden. Darum mufste dieses Streben von vorn herein aufgegeben werden, und es schien auch überflüfsig. Denn gute Bücher sprechen auf jedem Blatte für sich selber, und wenn es natürlich ist, dafs man bei schlechten, den Mängeln die Wage zu halten, sich nach dem Guten umsieht, so ist es wohl verzeihlich, dafs man bei den besten, durch ihre Vorzüge selbst verwöhnt, noch zu bessern strebt. Vollkommnes ist in dem Bereiche unserer Wissenschaft zur Zeit nicht möglich zu leisten. — Man hat sich bei Hrn. Potts etymologischen Forschungen wohl noch über den Mangel an äufserer Uebersichtlichkeit, an Ordnung und geschickter Bewältigung des Stoffs beklagt. Es ist wahr, das ruhige planmäfsige Geniefsen, das Verfolgen eines Gegenstandes, den man, wo er berührt wird, auch gern erschöpft sähe, wird nicht selten durch den Gang, den die Untersuchung hier genommen hat, gehindert. Nicht wie ein Meilengänger, nicht gradeaus in hastiger Eile, um eine nach der anderen Strecke abzulaufen, — wie ein sinniger Wanderer durchsinnt Hr. Pott die Gefilde der Sprache, geleitet von einem immer regen, immer unbefriedigten Drange zu beobachten. So folgt er dem unerschöpflichen Strome des Sprachmeers, das er erschöpfen möchte, und einsaugen bis auf das letzte Tröpfchen. Wo ihn ein Blümchen lockt oder sonst ein scheinbar Geringes, da bleibt er stehen, denn ihm hat Alles seine Bedeutung, neben dem Blümlein findet er ein anderes, das liefse sich vergleichen und gemahnt ihn an ein drittes, zu dem kehrt er dann zurück, die Spur ob es möglich wäre zu ihrem Entstehen hin zu verfolgen, bis er endlich des anfänglichen Zieles eingedenk, einlenkt und das Gleis seines Weges weiter verfolgt. Daher jene unübersehbare, wahrhaft reiche Fülle der Bemerkungen, an der Hr. Pott es Allen zuvorthut, daher aber auch die eingewebten Episoden, Excurse über römische Mythologie, Postwagengespräche, Untersuchungen über Geschlechter der Menschen wie der Wörter mit erläuternden Seitenblicken, Zusammenstellungen von Thier-, Pflanzen-, Metallnamen, u. s. w., Alles an Stellen, wo man es nicht sucht, aber Alles interessant und würzig, scharf, lebhaft, dafs man sich's um so lieber gefallen läfst, je weniger man es eigentlich merkt, dafs die Untersuchung auf Abwege sich entfernt hat.

Albert Hoefer.

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

XXIII.

Tacitus Germania. Text, Uebersetzung, Erläuterung von Fr. Dor. Gerlach und Wilh. Wackernagel. Basel, Schweighäuser. Erste Abtheilung, Text. XVIII u. 79 S. 8. 1835. *Zweite Abtheilung, Uebersetzung und Erläuterung. Heft I. XIII u.* 273 S. 8. 1837.

Nachdem in der neuesten Zeit für die Kunde der ältesten Sprache und Geschichte der Germanen so vielseitige, einander trefflich unterstützende Forschungen unternommen waren, so dafs man auch die kleinsten und unscheinbarsten Ueberreste prüfte, untersuchte und zu allgemeineren Ergebnissen combinirte: mufste auch für die Erläuterung und das genauere Verständnifs von Tacitus Germania gar Manches gewonnen sein und eine neue Bearbeitung derselben mit Benutzung dieser Forschungen zeitgemäfs scheinen. Die Monumenta Germaniae und ähnliche speciellere Sammlungen machten jetzt so viele Ueberlieferungen und Urkunden aus einer Zeit, die des ächt Germanischen nicht wenig bewahrt hatte, zugänglich; die Bearbeitungen einzelner leges sowohl, als der gesammten Rechtsverhältnisse der Germanen; die Forschungen nach Ueberresten germanischen Alterthums über und unter der Erde; die gründlichsten in das geographische und historische Detail tief eindringenden Untersuchungen zur Geschichte einzelner Volksstämme — alles dies, wenn auch zum Theil nicht mehr ganz neu, ist doch von den frühern Herausgebern der Germania wenig benutzt worden. Die historischen Erläuterungen konnten daher vielfältig berichtigt und vervollständigt werden, zumal da unter den letzten Commentatoren kein einziger vorzugsweise der Erforschung vaterländischer Alterthumskunde sich widmender Gelehrter war (Jac. Grimm gab blofs einen Text); also alle mehr oder weniger vom philologischen und allgemein historischen Standpunkte aus commentirten und doch das für Tacitus zu benutzende Material aus jenen Werken nicht leicht herausgefunden werden konnte, sondern mühsam gesammelt werden mufste, also nur ein mit jenen Forschungen völlig vertrauter Germanist erschöpfende Ausbeute zu machen im Stande war. — Eben so war für die kritische Feststellung des Textes, nach so manchen neu aufgefundenen Hülfsmitteln, die in einzelnen Mittheilungen zerstreut lagen, eine alles Vorhandene umfassende und wo möglich durch Neues bereichernde Zusammenstellung nothwendig. Durch solche und ähnliche Betrachtungen scheint auch Hr. Gerlach, dem philologischen Publicum als Herausgeber des Sallust bekannt, veranlafst, sich mit Hrn. Wackernagel zur Herausgabe von Tacitus Germania zu verbinden, um vereint so Erfreuliches und Erspriefsliches zu leisten, indem Ersterer besonders den linguistischen und historischen, Letzterer den antiquarischen Theil der Bearbeitung übernahm. Der Plan ist im Einzelnen folgender. Der Text mit Benutzung aller alten und vieler neuen kritischen Hülfsmittel, mit Angabe der Varianten, welche für den Sinn der Stellen oder für die Beurtheilung der Handschriften beachtenswerth sind, geht voran; dann folgt eine Uebersetzung; auf diese der erste Theil des Commentars, welcher blofs die sachliche und sprachliche Erläuterung des Tacitus selbst enthalten soll. Endlich soll ein zweiter Theil Erläuterungen eine zusammenhängende Darstellung des Lebens und der Sitte der Germanen enthalten. Diesen letzten Theil hat Hr. W. übernommen, von dem wir also vorzugsweise die Benutzung der zu Anfang dieser Anzeige angegebenen Forschungen zu erwarten haben. Hr. G. hat mit den vorliegenden beiden Theilen seinerseits seine Leistungen für die Germania abgeschlossen und nur diese können daher für jetzt zur Sprache kommen. Bei dieser Vertheilung der Arbeit

scheint uns jedoch ein Fehler begangen, der eine störende Ungleichheit und Unverhältnifsmäfsigkeit der einzelnen Theile des Commentars von Hrn. G. zur Folge hat; dafs nämlich nicht auch die allgemeine Darstellung des Landes, des alten Germanien, dem letzten Hefte vorbehalten wurde; durch die Aufnahme dieses Theiles in seinen Commentar hat Hr. G. einzelnen Capiteln, z. B. Cap. 5., einen allzugrofsen Raum, eine der Einzelerklärung ganz fremdartige Ausführlichkeit einräumen müssen, indem er über das zum Verständnifs der Germania selbst Nöthige hinausgehen und die Nachrichten anderer Schriftsteller mit behandeln mufste.

Zur Kritik des Textes hat Hr. G. durch die Gefälligkeit des Hrn. Mafsmann, der ihm seine sämmtlichen Collationen zur Benutzung überliefs, aufser den schon benutzten und bekannten Handschriften, noch 3 Vaticani, den Angelicus, Florentinus, Venetus und Monacensis benutzt und auch einige der ältesten Ausgaben genauer, als bisher, berücksichtigt. Unter den Handschriften ist angeblich der Monac. die älteste, nach Mafsmanns Urtheil aus dem 10ten Jahrhundert; allein die beste scheint noch immer der Hummelianus zu sein; denn er hat an den meisten Stellen, wo wir mit Sicherheit die Vorzüglichkeit der Lesarten beurtheilen können, die bessere Lesart. Auch ist unter den neu aufgefundenen Handschriften keine einzige, welche von den gemeinschaftlichen Fehlern der bisher gekannten Handschriften frei wäre; so dafs also auch die neuen Handschriften alle auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden müssen und der Gewinn aus ihrer Bekanntwerdung nicht bedeutend ist. Die Benutzung und Angabe der Varianten ist von Hrn. G. meist mit anzuerkennender Genauigkeit geschehen, obwohl einzelne Flüchtigkeiten nicht fehlen: so im ersten Cap. bei Rhaetis und Abnobae die Angabe des Hummel.; dieselbe bei genus *est* Cap. 2. Die Wahl der Lesarten können wir darum nicht immer billigen, weil Hr. G. dabei sich blofs von subjectivem Gutdünken leiten läfst, indem er die diplomatische Kritik nach seiner frühern Ansicht gering achtet. So äufsert er (II, S. 110) in diesem Sinn: „zugleich aber gewinnt die Ansicht eine „neue Stütze, wie gewisse Corruptionen durch alle „Handschriften hindurchgehen, wodurch die *beliebte* „*Familieneintheilung* der Handschriften gar sehr viel „von ihrer vermeinten Wichtigkeit verliert." Allein was will denn Hr. G. aus jenen Verderbungen beweisen? Corruptionen, die allen Handschriften gemein sind, müssen entweder daher entstanden sein, dafs alle aus *einem* Codex ihren Text ableiten, der diese Corruptel schon hatte; oder es müfsten mehrere Abschreiber zufällig auf gleiche Weise diese Stellen corrumpirt haben. Letzteres ist in vielen Fällen ganz unglaublich, wie z. B. bei dem sinnlosen verborum statt Suevorum Cap. 41. Ersteres hebt die Wichtigkeit dieser Eintheilung für solche Fälle nicht auf, wo die Handschriften keine gemeinschaftlichen Corruptionen darbieten; selbst aber, wo dies der Fall ist, mufs man doch vor Allem die Lesart der gemeinschaftlichen Quelle, aus der alle Handschriften abgeleitet sind, zu finden suchen, um nicht spätere Verbesserungen der Abschreiber als gute Lesarten aufzunehmen; bei dieser Aufsuchung aber können diejenigen Handschriften und Ausgaben, welche in auffallenden Verderbungen fast immer übereinstimmen, wie in der Germania der Turic., die Spirensis u. a. nur als *eine* Stimme gerechnet werden. Hr. G. erkennt aber im Widerspruche mit sich selbst die Wichtigkeit dieser Familieneintheilung selbst an, wenn er bei der Angabe seiner kritischen Hülfsmittel so oft auf die Aehnlichkeit (d. h. doch nicht zufällige?) einzelner Handschriften und Ausgaben untereinander aufmerksam macht; wenn er (p. XV) sogar alle Handschriften mit *einer* Ausgabe collationirt haben will, um übnr die *Familien* der Handschrift etwas ermitteln zu können; wenn er endlich an einzelnen Stellen z. B. S. 56 zu Cap. 35. auf die Uebereinstimmung mehrerer Handschriften und alten Ausgaben kein Gewicht legt, weil sie so häufig in schlechten Lesarten übereinstimmen. —

Die Uebersetzung giebt Sinn und Colorit der Rede meist treu wieder und liest sich daher gut; einzelne Ungenauigkeiten und unpassende Ausdrücke, wie Cap. 3. die Auslassung von haec bei carmina; Cap. 9. quod sola reverentia vident „das sie nur *mit* Ehrfurcht schauen" statt: das sie blofs in gläubiger Ehrfurcht (Gegensatz: nicht mit Augen) sehen; Cap. 8. Divo Vespasiano *dem Vergötterten*; Cap. 25. „der Lehnsmann" vom römischen Colonus; ferner undeutsche Redensarten, wie Cap. 20. „der Eltern Kraft bringen die Kinder wieder;" Cap. 22. „jeglicher Zeit wird Rechnung getragen" und namentlich die oft unnöthige Steifheit der Wortstellung — solche Unebenheiten würde

der Verf. bei einer zweiten Auflage leicht selbst finden und verbessern. Aber auch hier zeigt sich darin eine auffallende Ungenauigkeit des Verfs., dafs mehrmals die in den kritischen oder exegetischen Anmerkungen verworfne Lesart in der Uebersetzung beibehalten ist, z. B. Cap. 2. „aufser *für wen* es das Vaterland ist" da doch sibi als Lesart verworfen ist; Cap. 3. „ein Altar *dem* Ulysses geweiht" da doch nachher Ulyssi richtig als ab Ulysse erklärt ist; Cap. 22. ist in der Uebersetzung die verworfene Interpunktion Passow's beibehalten; Cap. 29. eben so bei numeramus statt numeraverim; und sonderbarer Weise stimmt nicht blofs der nachfolgende Commentar, sondern auch der früher erschienene Text mit der Uebersetzung nicht überein. —

Was nun endlich den exegetischen Commentar betrifft, so ist in demselben die meist lebendige klare Darstellung und Auseinandersetzung angenehm und erfreulich, da sich in ihr das rege Interesse des Verfs. für den Gegenstand seiner Erläuterungen ungesucht und daher wohlthuend ausspricht. Allein Hr. G. hat den gut angelegten Plan dieses Theils der Erläuterungen nicht in allem Einzelnen hinreichend bedacht und ist daher oft demselben untreu geworden, indem er bald darüber hinausging, bald Hingehöriges vernachläfsigte; die Erläuterungen sind daher als Ganzes betrachtet weit weniger gelungen, als sie bei dem von Hrn. G. im Einzelnen gezeigten Geschick der Behandlung hätten gelingen können. — Ein Hauptfehler ist die daraus entspringende Ungleichheit der Behandlung einzelner Capitel, die nicht blofs bei der oben angegebenen Schilderung des Bodens und Landes der Germanen stattfindet; sondern auch bei einzelnen Gegenständen, die Hr. G. seinem Mitarbeiter geradezu vorwegnimmt; so zu Cap. 4. ein 6 Seiten langer Excurs über die blauen Augen, röthlichen Haare und grofse Leibesgestalt der Germanen; zu Cap. 5. die 12 Seiten lange Schilderung der Lebensweise der Germanen und gleich darauf die eben so lange Beschreibung der Waffen und Kriegskunst derselben. Die hieraus entspringende Ungleichheit ist auch äufserlich so bedeutend, dafs während der Commentar zu den 6 ersten Capiteln fast 70 Seiten einnimmt, der zu den folgenden 21 (Cap. 7—27.) nur 34 Seiten umfafst. — Dagegen ist mit nicht geringerer Willkühr in der Einzelerklärung vieles zum Verständnifs der Germania Gehörige und mancher streitige Punkt übergangen, so dafs man sich keineswegs darauf verlassen kann, es habe eine von Hrn. G. nicht behandelte Stelle keine sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten. Wo das Interesse an dem Inhalte des Capitels denselben hinrifs, vergafs er über demselben meist sprachliche Schwierigkeiten und Dunkelheiten, so dafs während einige Capitel den Charakter der Einzelerklärung tragen, wie Cap. 1—3, 10—12., andere wie die oben erwähnten langen Abschnitte excursenartig behandelt sind. So ist namentlich die Erläuterung des Einzelnen im zweiten Theile der Germania von Cap. 28. an fast ganz vernachläfsigt, z. B. Cap. 34. ganz unerwähnt die sonst nirgends vorkommende Benennung Druso Germanico, mit der sonst nie, weder der Vater noch der Sohn bezeichnet wird, wefswegen der Ref. in seiner Ausgabe mit Vergleichung des 37. Cap. Druso, Neroni, Germanico zu conjiciren sich bewogen fand, andere einen andern Ausweg versuchten: nichts über die verschiedene Deutung der Worte utraque ripa castra ac spatia im 37. Cap.; über die Lage der so viel besprochenen Herthainsel Cap. 40.; über die gallische Abkunft der Bojer Cap. 28.; die letzten drei Capitel sind ganz unerläutert, da doch die verschiedenartige Auslegung einzelner Stellen, wie otiosa-manus facile lasciviunt Cap. 44. wenigstens eine Andeutung erforderte. — Bei dem Commentar des zweiten Theiles über die einzelnen Völker, der viele recht befriedigende Excurse über einzelne Völker und geographische Punkte enthält, ist besonders der Mangel einer Karte, eine bei dieser grofsen Ausgabe unbedeutende Kostenvermehrung, sehr fühlbar, denn es ist schwer zu überschauen, wie Hr. G. die einzelnen Völker gruppiren und ordnen will, theils weil jedes einzelne Volk für sich behandelt ist und dabei keine zusammenfassenden Uebersichten gegeben sind; theils weil die Resultate der Untersuchungen nicht überall recht klar hervortreten. Dabei hat Hr. G. gar keine Rücksicht darauf genommen, wie Tacitus sich Germanien eingetheilt und bewohnt *dachte*. Das Streben aber, die Nachrichten aller Schriftsteller mit einander zu vereinigen, kann nur dann einen festen Boden gewinnen, wenn gezeigt wird, wie sich daraus ein richtiges *Gesammtbild* ergiebt; nicht aber, wenn es nur bei jedem Volke einzeln gelingt; da läfst sich durch Wanderungen und Theilungen allzuleicht eine scheinbare Lösung der Widersprüche herbeiführen. Auch liegt hier die gröfste Schwierigkeit

darin, dafs wir nicht von jeder Nachricht bestimmt wissen, in welche Zeit sie gehört. Wie oft mag ein Schriftsteller ältern Berichten nacherzählen, was zu seiner Zeit längst anders war, ohne dafs er es wufste. Eine Karte würde aber auch Hrn. G. zu einer klarern Selbstanschauung und Prüfung seiner einzelnen Hypothesen genöthigt haben und dadurch Widersprüche vermieden sein, wie S. 223 vgl. mit 226 u. 179. Während es ziemlich gewifs sein soll, dafs das ganze Land von der Saale und Elbe bis zur Weichsel ursprünglich von Slaven bewohnt gewesen, die vom Riesengebirge an bis zur Donau durch Sueven unterjocht oder verdrängt seien, sollen doch die Hermunduren ihre *ursprünglichen* Wohnsitze in den Lausitzer Bergen und dem Riesengebirge gehabt, die Semnonen in der Lausitz gewohnt haben; und während die Wohnsitze der Germanen in diesen Gegenden ostwärts von der Elbe unerwiesen heifsen, nimmt Hr. G. doch eine allmälige Ausbreitung derselben nach Westen an. So widersprechen sich die allgemeinen historischen Ansichten und die einzelnen Untersuchungen!

So könnten wir denn unser Gesammturtheil dahin zusammenfassen, dafs die Ausgabe nach einem schönen, sachgemäfsen Plane angelegt ist, dafs die Behandlung der einzelnen Punkte oft mit Geschick und Scharfsinn meist in lebhafter klarer Darstellung durchgeführt ist; dafs aber der Mangel mühsamer, das kleinste Detail durchdringender Sorgfalt den Verf. gehindert hat den schönen Plan überall festzuhalten und alle Einzelheiten mit gleicher Gründlichkeit zu behandeln. Sollte die Ausgabe nach Jahren (denn einen schnellern Absatz wird der vom Verleger unbillig hoch gestellte Preis nicht zulassen) eine neue Auflage erleben und Hr. G. seine Studien forthin der Germania zuwenden; so würden wir gewifs eine dieses wichtigsten und interessantesten Monumentes germanischen Alterthums würdige Bearbeitung erhalten, welche mit Geschmack und Geschick, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit verbände.

v. Gruber.

XXIV.

Vorlesungen über mathematische Analysis von Dr. J. M. C. Bartels, Staatsrath, ordentl. Prof. der Mathematik zu Dorpat und corresp. Mitgl. der Kaiserl. Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Herausgegeben von F. G. W. Struve. Dorpat, 1837. *Friedrich Severinsche Universitätsbuchhandlung. XXIV u.* 400 S. 4.

Der Begriff Analysis hat bei seinem Uebergange aus der Logik in die Mathematik eine bedeutende Veränderung und nähere Bestimmung erlitten, welche sich erst nach und nach geschichtlich festgestellt hat. Man versteht nämlich jetzt unter mathematischer Analysis, insofern dadurch eine besondere Methode bezeichnet wird, diejenige Betrachtungsweise der Gröfsen, nach welcher sie als abhängig von anderen Gröfsen, als ihrem Werthe nach durch diese bestimmt angesehen werden; insofern aber Analysis einen besonderen Theil, oder vielmehr eine besondere Seite der Mathematik bezeichnet, ist sie die Lehre von dieser Abhängigkeit der Gröfsen unter einander. Zur Bezeichnung dieses Abhängigkeitsverhältnisses hat man das Wort Function gewählt, so dafs die Analysis passend als die Lehre von den Functionen bestimmt werden kann, welche Benennung auch Lagrange in seinen analytischen Schriften gebraucht hat. Die einfachsten bestimmten Functionen sind, den vier Fundamental-Rechnungsarten entsprechend, Summe, Differenz, Product und Quotient, aus diesen entstehen sodann die Potenzen, Wurzeln, Exponentialgröfsen, Logarithmen, Kreisfunctionen und eine unendliche Anzahl anderer, welche alle Gegenstand der Analysis sind. Ferner gehört zur Analysis die Lehre von gewissen besonderen Klassen von Functionen z. B. den Reihen, Kettenbrüchen u. a. m., so wie auch endlich diejenigen Rechnungsarten, welche von den Functionen im allgemeinen handeln, namentlich die Differenzialrechnung, Integralrechnung und Variationsrechnung. Diese drei Rechnungsarten, weil sie sich auf eine eigenthümliche Betrachtungsweise der Gröfsen gründen, nach welcher dieselben als über alles Maafs hinaus wachsend oder abnehmend, oder mit andern Worten als unendlich grofs und unendlich klein angesehen werden, haben auch den gemeinsamen Namen Analysis des Unendlichen erhalten; so weit aber die Analysis von dieser eigenthümlichen Betrachtungsweise keinen Gebrauch macht, wird sie Analysis des Endlichen genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Vorlesungen über mathematische Analysis von Dr. J. M. C. Bartels. Herausgegeben von F. G. W. Struve.

(Fortsetzung.)

Die Analysis entwickelt die Eigenschaften der Functionen im einzelnen, besondern und allgemeinen, und stellt diese Eigenschaften als Resultate auf, aus diesen entwickelt sie wieder andere Resultate und sofort in's unendliche. Jedes Resultat ist etwas für sich bestehendes, es hat seine Richtigkeit in sich selbst, und der Beweis oder die Herleitung ist für dasselbe etwas äusserliches; daher hat es auch nicht nur einen einzigen immanenten Grund, sondern es kann auf sehr verschiedene Weisen aus diesem oder jenem anderen Resultate abgeleitet werden, und durch alle diese verschiedenen Herleitungen, wenn sie anders richtig sind, wird das Resultat mit gleicher Sicherheit begründet. Von dieser Seite haben alle Methoden, welche in logisch richtigen Schlüssen fortschreitend zu denselben Resultaten gelangen, gleichen Werth unter einander, und es scheint, als ob es nur Sache der reinen Willkür sei, ob man diese Methode oder jene wählen will. Die Willkür aber ist etwas durchaus unwissenschaftliches, und darum haben sich auch die Mathematiker stets bemüht, dieselbe, wenn gleich nicht ganz zu verbannen, denn diefs würde mit dem Wesen der Mathematik nicht vereinbar sein, doch wenigstens so viel als möglich einzuschränken, indem sie, theils aus inneren, theils aus äusseren Gründen, gewisse Methoden als die vorzüglichsten anerkannt haben, und wo möglich nur solche anwenden. Die directen Methoden, welche die neuen Resultate aus den mit ihnen zu einer Sphäre gehörigen früheren und zwar zunächst liegenden Resultaten ableiten, nehmen unter diesen den ersten Rang ein, und eine Behandlungsweise der Analysis, welche nur solche Methoden enthielte, würde vor allen den Namen einer systematischen verdienen. Nach diesen kommen die sogenannten eleganten Methoden, welche sowohl dem Inhalte, als auch der Form nach dieses Beiwort erhalten können. Elegant in Beziehung auf den Inhalt nennt man vorzüglich diejenigen Methoden, welche einen nahen Zusammenhang scheinbar sehr entfernt von einander liegender Resultate nachweisen, die Eleganz der Form aber hat viele besondere Regeln, unter welchen die Symmetrie im weitesten Sinne des Wortes, so wie die Einfachheit und Uebersichtlichkeit der Formeln, welche namentlich durch die Wahl passender Zeichen erreicht wird, obenan stehen. Endlich wird die Wahl der Methoden in den meisten Fällen durch die Angemessenheit für einen bestimmten äusseren Zweck bedingt. In dieser Sphäre der Zweckmäfsigkeit bewegen sich besonders diejenigen mathematischen Schriften, welche für den Unterricht geschrieben sind, und es modificiren sich die Methoden weiter nach dem bestimmten Zwecke dieses Unterrichtes, ob er mehr praktisch oder mehr theoretisch sein soll, ob bei den zu unterrichtenden Individuen gewisse Vorkenntnisse vorausgesetzt werden können oder nicht und dergleichen mehr. Vergleicht man die mathematisch analytische Methode mit der speculativ philosophischen, so leuchtet der grofse Unterschied beider aus dem gesagten von selbst ein, und es ist wichtig diesen Unterschied anzuerkennen, damit man nicht an die mathematische Analysis und an die Schriften, welche dieselbe behandeln, Anforderungen mache, welche sie zu erfüllen nicht im Stande sind. Eben so erkennt man aber dagegen die grofse Uebereinstimmung dieser Methode mit der der Verstandes-Metaphysik, und überhaupt mit der Methode aller derjenigen einzelnen Philosophieen, welche in den Grenzen des blofsen Verstandes beharrend, den Widerspruch, welcher im Wesen der Dinge liegt, nicht anerkennen wollen. Die Mathematik, als reine Verstandeswissenschaft, kann

und darf sich nie auf diesen Widerspruch einlassen und obgleich derselbe sehr oft, namentlich in der Analysis des Unendlichen und in der Theorie der sogenannten unmöglichen Gröfsen, sich ihr aufdrängen will, so mufs es ihr dennoch gelingen ihn von sich entfernt zu halten. Bemerkenswerth ist es, dafs es der Analysis wirklich lange Zeit nicht gelungen ist, die Widersprüche, welche wir in dem folgenden gelegentlich etwas näher untersuchen werden, zu überwinden, und dafs auch jetzt noch gar sehr daran zu zweifeln ist, ob es ihr bereits vollständig gelungen sei, da dieselben noch immer selbst in den besten Handbüchern der Analysis sich vorfinden.

Wenden wir uns nach dieser, zu besserem Verständnifs des folgenden dienenden, kurzen Darstellung des Inhalts und der Methode der mathematischen Analysis zu der Beurtheilung des oben angezeigten Werkes selbst: so müssen wir zunächst erwähnen, dafs dasselbe bei weitem nicht die ganze Analysis umfafst, sondern eigentlich nur der erste Theil dessen ist, was es werden sollte. Es war nämlich, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, die Absicht des Verfs., in drei Bänden einen ziemlich vollständigen Cursus der mathematischen Analysis herauszugeben, welcher aufserdem die Anwendungen derselben auf Geometrie, Mechanik und Wahrscheinlichkeitslehre, ohngefähr alles dasjenige enthalten sollte, was der Verf. seit einer Reihe von Jahren auf den Universitäten Kasan und Dorpat über diese Gegenstände gelehrt hatte. Leider aber hat ihn schon während der Ausarbeitung des zweiten Bandes der Tod ereilt, nachdem er noch zuvor dem Staatsrath Prof. Struve in Dorpat aufgetragen hatte, die Herausgabe seines Werkes, inwieweit es vollendet wäre, zu übernehmen. Der Herausgeber hat nun dem ersten Bande, welcher schon vier Jahre früher gedruckt, aber noch nicht öffentlich erschienen war, die erste Vorlesung des zweiten Bandes als Anhang beigefügt und das Werk dem mathematischen Publikum übergeben. Es enthält so fünf einzelne Vorlesungen: 1) über Verhältnisse, Proportionen, Potenzen und Logarithmen; 2) über die Entwickelung der logarithmischen und trigonometrischen Functionen in Reihen; 3) über ebene und sphärische Trigonometrie; 4) über analytische allgemeine Elementargeometrie, und 5) von den Grenzen veränderlicher Gröfsen. Man erkennt alsbald schon aus den Ueberschriften der einzelnen Vorlesungen, dafs das Princip, nach welchem der analytische Stoff in denselben geordnet ist, ein mehr äufserliches ist, dafs also die vorliegende Schrift nicht eine systematische Behandlung der Analysis enthält, sondern zu denjenigen zu rechnen ist, deren Methode durch einen gewissen äufseren Zweck bedingt wird. Da dieser Schrift wirklich gehaltene Vorlesungen zu Grunde liegen, so konnte der ursprüngliche Zweck derselben kein anderer sein, als die Belehrung und mathematische Bildung derjenigen Individuen, welche der Verf. als akademischer Lehrer vor sich hatte, und wir glauben aus der Sorgfalt und aus der Liebe zur Sache, so wie aus den gediegenen Kenntnissen, welche der Verf. bei Ausarbeitung der Vorlesungen an den Tag gelegt hat, mit Recht schliefsen zu können, dafs er im mündlichen Vortrage derselben diesen Zweck auf eine vorzügliche Weise erreicht haben mag. Dieser, während einer fünf und zwanzigjährigen Amtsführung des Verfs. oft wiederholte mündliche Vortrag der hier behandelten Gegenstände, hat auch offenbar sehr vortheilhaft auf die, der vorliegenden Schrift eigenthümliche, leichte Verständlichkeit gewirkt, welche nur auf praktischem Wege, durch das Eingehen in die Bedürfnisse und die Fassungsgabe der zu unterrichtenden Individuen, erreicht werden kann. Obgleich nun später, bei der Ausarbeitung der Vorlesungen zu einem selbstständigen Werke, dieser mehr subjective Zweck derselben einigermafsen in den Hintergrund gedrängt werden mufste, weil sie jetzt nicht mehr ausschliefslich für bestimmte Zuhörer berechnet waren, sondern eine allgemeinere Bestimmung erhielten: so hat der Verf. dennoch, wie er selbst in der Vorrede sagt, die Herausgabe derselben vorzüglich für seine gegenwärtigen und ehemaligen Schüler unternommen. Den Nutzen, der aus diesen Vorlesungen der literärischen Welt erwachsen würde, schlägt er selbst dagegen nur gering an, und diefs ist freilich insofern wahr, als darin grade keine wichtigen neuen Entdeckungen enthalten sind; da er aber den vorhandenen analytischen Stoff selbstständig und auf seine eigenthümliche Weise in denselben verarbeitet hat, so bieten sie nicht selten neue und interessante Gesichtspunkte dar, welche einer allseitigen Auffassung und Erkenntnifs der mathematischen Wahrheiten in ihren Beziehungen zu einander recht wohl förderlich sind. Bei allen diesen Vorzügen müssen wir jedoch als einen wesentlichen Man-

gel des vorliegenden Werkes die allzugrofse Abweichung von einer systematisch geordneten Behandlung der Sache erwähnen. Die Willkür und das augenblickliche Bedürfnifs herrschen im Ganzen zu sehr vor, die wichtigsten Sätze stehen an Stellen, wo sie gar nicht hingehören, nur deshalb, weil sie dort grade für das folgende gebraucht werden, und das was der Natur der Sache nach zusammengehört, ist zuweilen in ganz verschiedene Vorlesungen zerstreut. Eine andere schwache Seite des Werkes zeigt sich da, wo das mathematische an das philosophische grenzt, also vorzüglich in den Definitionen oder Erklärungen der Grundbegriffe, welche fast immer ungenügend sind, und wo es möglich ist ganz übergangen werden; es ist z. B. von dem, was Analysis selbst ist, im ganzen Buche nicht die Rede.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXV.

Mémoire sur le Poekilopleuron Bucklandii, grand Saurien fossile, intermédiaire entre les Crocodiles et les Lézards, découvert dans les carrières de la Maladrerie, près Caen, au mois de Juillet 1835; *par Eudes Deslongchamps. Caen,* 1837. 112 *S. und* 8 *Tafeln Abbildungen. gr.* 4.

Der Stein von Caen gehört zu den berühmtesten wegen seines Gehaltes an Ueberresten von Wirbelthieren aus der Abtheilung der Saurier, deren Structur, zumal in den älteren Schichtgesteinen, überraschende Eigenthümlichkeiten darbieten; wie der Muschelkalk von Bayreuth und Lüneville durch den Nothosaurus, wie der Keuper der Gegend von Nürnberg durch den Plateosaurus, wie der Alaunschiefer des Keupers in Schwaben durch den Mastodonsaurus, wie der Lias fast allerwärts, wo er in Europa aufgeschlossen, durch den Ichthyosaurus, dem in England sich noch der Plesiosaurus beigesellt, wie der Schiefer von Solnhofen durch zahlreiche Pterodactyle, kleinere Saurier aus andern Abtheilungen und mehrere Schildkröten, wie der Schiefer von Stonesfield durch den Megalosaurus, wie der Portlandstein von Solothurn durch den Machimosaurus und den Reichthum an Schildkröten, wie der eisenschüssige Sand von Hastings durch den Iguanodon, Megalosaurus und Hylaeosaurus, wie endlich die Kreideformation beider Erdhälften durch den Mosasaurus, so ist der von den Geologen der Normandie in die untere Abtheilung des Jurakalkes zwischen den Unteroolit und den Calcaire à polypiers verwiesene Kalkstein von Caen in den Steinbrüchen bei den Orten Allemagne, Quilly, Aubigny und Vaucelles schon gegen 20 Jahre berühmt wegen einer Menge von Resten riesenmäfsiger Saurier, womit sich Lamouraux, Cuvier, Geoffroy de Saint-Hilaire und der Verf. beschäftigten. Diese Thiere werden aufgeführt unter dem Namen der Gaviale von Caen oder der Teleosaurier, ohne dafs ihre überaus merkwürdige Structur so genügend dargelegt wäre, als es die reichen Sammlungen von fast vollständigen Skeletten in Caen verdienten. Mittlererweile gelang es dem Verf. die Berühmtheit dieser Behälter von Typen einer erloschenen Schöpfung durch Entdeckung von Resten eines seltenern Riesensaurus bei Maladrerie zu erhöhen, den er unter dem Namen Poekilopleuron in dem Werke beschreibt, worüber wir zu berichten haben. Obgleich die bisjetzt sich vorgefundenen Ueberreste nur aus Bauchrippen und aus Theilen der vordern und hintern Gliedmafsen, so wie des Schwanzes bestehen, so geht doch aus der gründlichen Arbeit hervor, dafs der Poekilopleuron sich aller Verwechselung sowohl mit den mit ihm gleichgebetteten Teleosauriern, als auch mit den übrigen bekannten Riesensauriern entziehe; wobei Verf. nur zwischen dem Megalosaurus, und zwar mit um so mehr Grund schwankt, als unter den vielen Resten gerade solche sich nicht vorfinden, welche von letzterem genauer gekannt sind, was eine Vergleichung beider fast unmöglich macht.

Verf. erzählt (S. 7.) umständlich die Geschichte der Entdeckung dieser Ueberreste. Sie bietet einen abermaligen Beitrag dazu, dafs die Unwissenheit der Steinbrecher und der rohe Muthwille den gänzlichen Untergang dieser wichtigsten Denkmäler von Geschöpfen früherer Zeiten der Erde weit mehr gefährden, als die Katastrophen, welchen man nachsinnt, um den Austritt dieser Typen aus der Schöpfung zu erklären, so furchtbar diese Katastrophen auch sein mögen. In den Angaben über die Lagerung der Knochen und die Beschaffenheit des sie umschliefsenden Gesteines folgt Verf. (S. 20) mit Recht meist den Arbeiten Herault's; die genaue relative Altersbestimmung dieses berühmten reptilienführenden Kalksteines wird indefs erst möglich werden durch eine Monographie der Juraformationen jener Gegend, von der es wünschenswerth wäre, dafs sich die Geologen der Normandie damit ernstlich beschäftigten.

Der Poekilopleuron gehört zu den sonderbaren Riesensauriern, deren Knochen geräumige Markröhren zeigen. Diese Röhren sind selbst bei den vom Gestein umschlossenen Knochen leer, wie Verf. (S. 24) glaubt, aus dem Grunde, weil der Kalkspath oder die andern Mineralien, welche sich darin in früherer Zeit gebildet haben mufsten, später von dem beständig durch das Gestein sickernden Wasser allmählig aufgelöst wurden, was Verf. durch die Veränderungen zu beweisen sucht, welche sich in den übrigen Einschlüssen, insbesondere an grofsen Ammoniten während des Versteinerns zugetragen. Diese Erklärungsweise des Verfs. erlaubt sich Ref. zu beanstanden. Sie geht in eine Klasse von Erscheinungen ein, über die uns in so fern jetzt noch kein richtiges Urtheil zustehen dürfte, als es dazu noch an einer genügenden Reihe von genauen Untersuchungen über die Verhältnisse der Beschaffenheit der verschiedenen organischen Körper zu der Natur des sie umschliefsenden Gesteins gebricht, und die um so schwerer zu erforschen sein werden, da sie nicht rein mechanischen oder chemischen Grund haben, sondern wenigstens theilweise auf Annahme einer der katalytischen ähnlichen Kraft Anspruch machen, womit Berzelius den unerklärlichen Einfluſs bezeichnet, den ein Körper durch

seine blofse Gegenwart, ohne selbst irgend eine Stoffveränderung zu erleiden, auf andere ausübt.

Auch pathologischer Erscheinungen wird (S. 32) gedacht, nämlich einer Exostose an einem untern Stachelfortsatz, und eines cariösen Fingergliedes, und hiedurch bestätigt, dafs die Krankheiten der Knochen immer dieselben waren und so alt sind als die Knochenthiere überhaupt. Etwas gewagt scheint uns die Ansicht des Verfs., dafs die in der Nähe der Knochen sich vorfindenden Gerölle und ein Zahn von Cestracion aus dem Magen dieser Saurier stammen sollen; die vorgebrachten Gründe sind wohl die der Möglichkeit, ohne gerade die des unumstöfslichen Beweises zu sein.

Nachdem hierauf Verf. einige mit den Knochen vorkommende Conchylien beschrieben (S. 37), begibt er sich zu den Resten des Poekilopleuron (S. 42—103). Er beginnt bei den nur aus dem Schwanze gekannten Wirbeln, aus denen er mit grofser Wahrscheinlichkeit die Länge des Thiers auf ungefähr 30 Fufs berechnet. Die Wirbel werden sehr genau beschrieben, aber unter den Fossilen nur mit dem verglichen, was davon in Cuviers Werk über die fossilen Knochen, worin des Vfs. ganze Literatur über diese Gegenstände zu bestehen scheint, enthalten ist. Einem Deutschen würde die Kritik den Mangel an Literatur zum Vorwurf machen. — Verf. legt auf eine Entdeckung grofses Gewicht, von der ihm wohl aus Mangel an Literatur entgangen ist, dafs sich Ref. schon seit dem Jahr 1829 sie gemacht zu haben schmeicheln darf; bei den Sauriern aus Gebilden älter als die Kreide ist nämlich fast durchgängig die hintere Gelenkfläche des Wirbelkörpers nicht convex, wie in denen späterer Ablagerungen und in fast allen lebenden Sauriern, sondern mehr oder weniger concav. Da nun schon dieser Eigenthümlichkeit wegen, welche oft mit noch auffallenderen verbunden ist, keiner der bisjetzt aufgefundenen älteren Saurier den Crocodilen angehört, so hätte Verf. den nur irreführenden Ausdruck „Crocodilicus fossiles", dessen er sich für die übrigen Saurier des Gesteins von Caen öfter bedient, um dem Poekilopleuron einen Gegensatz zu bieten, und zwar um so mehr vermeiden sollen, als er von der Unrichtigkeit desselben selbst überzeugt sein mufste. Auch wird der Uebergang, den Verf. in seinem Thier zwischen Crocodil und Lacerte als etwas Neues erkannt zu haben glaubt, durch die sonstigen grofsen Eigenthümlichkeiten des Thiers, nur zu einem Hinüberspielen mit einzelnen Theilen in die beiden Abtheilungen, das fast keinem ältern fossilen Saurus gebricht.

Den Wirbeln folgt die Untersuchung der verschiedenen Rippen. Von den Rückenrippen fand sich nur Unbedeutendes. Zu besserer Beurtheilung der Bauchrippen sah sich Verf. genöthigt, dieselben an mehreren Reptilien zu studiren, wobei er mit einer Gründlichkeit verfährt, welche der mangelhaften Kenntnifs über die Sternal- und Abdominalgegend dieser Thiere sehr zu Hülfe kommt. Was dagegen Vf. über diesen Apparat im Ichthyosaurus und Plesiosaurus vorbringt, ist blofse Wiederholung der ungenauen früheren Angaben, welche bereits durch bessere ersetzt sind. Die Gegenwart der Bauchrippen ist bei den fossilen Thieren nichts Aufsergewöhnliches, wie Verf. glaubt; bei fast sämmtlichen ältern fossilen Sauriern hat sich an vollständigeren Exemplaren diese Vorrichtung nachweisen lassen; und im Poekilopleuron ist sie nichts weniger als von erstaunlicher Art, was sich schon beim Hinblick auf den Plesiosaurus, besonders aber auf das Thier herausstellt, welches Ref. als Pleurosaurus beschrieb. Diese Vorrichtung gehört vielmehr im Poekilopleuron noch zu den einfacheren, und Ref. findet sie am ähnlichsten der in den Riesensauriern aus dem Muschelkalk, die im Uebrigen ganz andern Richtungen folgen.

In den Crocodilen und Lacerten sind fast allgemein die vordern Gliedmafsen etwas kürzer und schwächer als die hintern. Bei den fossilen Sauriern der Gegend von Caen scheint sich dieses Verhältnifs am auffallendsten darzustellen; im Teleosaurus soll es sogar noch mehr betragen als im Kanguroo. Im Poekilopleuron waren die vordern Gliedmafsen so rudimentär nicht, sie waren aber immer noch hinlänglich kurz, um ihm ein eigenthümliches Ansehen zu verleihen. Vom Humerus ist nur das obere Ende, der Radius und Cubitus dagegen vollständig gekannt. Abgesehen von der geräumigen Markhöhle zeichnen sich diese Knochen durch die untersetzte Form und Einfachheit der Gelenkköpfe aus. Von den Händen hat man erst wenig erhalten; dafür aber ist Verf. zu einem fast vollständigen Begriff über die Hinterfüfse gelangt. Der eigenthümlich gestaltete Astragalus ist mit dem untern Kopf der Tibia schon von Cuvier aus dem Thon von Havre oder Honfleur beschrieben und abgebildet. Verf. berichtigt nicht nur Cuvier's Ansicht über die Stellung dieser Theile, sondern auch dessen Berechnung der Grofse des Thiers, welche unrichtig ausfallen mufste, da sie aus Theilen des Hinterfufses berechnet war, von dem er nicht wufste, dafs er so ungewöhnlich stark entwickelt sei. Cuvier's Angabe lautet auf 36—46 Fufs Länge, während Verf. sie mit grofser Wahrscheinlichkeit nur zu 25—30 Fufs berechnet.

Mit seltener Genauigkeit, man kann sagen mit strenger Gewissenhaftigkeit, verfährt Verf. in der Darlegung der einzelnen Knochen, es ist daher zu bedauern, dafs Verf. nur spärlich mit lebenden Lacerten zur Vergleichung versorgt war. Aus dem Abschnitt über den Hinterfufs, dessen Restauration er versucht, tritt die richtige Methode der Behandlung solchen verwickelten Stoffes entgegen. Dasselbe Zeugnifs freut sich Ref. den Abbildungen geben zu können. Sie sind nach denselben Prinzipien dargestellt, welche Ref., seitdem er ähnlicher Beschäftigung obliegt, als die alleinrichtige erkannt, und in allen seinen Zeichnungen durchzuführen sich bemüht hat.

Den Schlufs bildet eine Erläuterung der Abbildungen (S. 104—112), der die Dimensionsangaben eingeflochten sind, weshalb sie der Beschreibung wesentlich angehört.

Ref. kann den Wunsch nicht zurückhalten, dafs Verf. sich berufen fühlen möchte, sich mit ähnlicher Ausführlichkeit der Bearbeitung der andern fossilen Saurier seiner daran reichen Gegend hinzugehen; die Saurier sind es, worin die Natur sich in früheren Zeiten der Erde am mannigfaltigsten in Form aussprach, und erst später scheint sie davon zurückgekommen zu sein, indem sie sich dafür die Klasse der Säugethiere ersah.

Herm. v. Meyer.

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Vorlesungen über mathematische Analysis von Dr. J. M. C. Bartels. Herausgegeben von F. G. W. Struve.

(Fortsetzung.)

Um nun die hier ausgesprochenen allgemeinen Urtheile so gut es sich thun läfst zu begründen, und den Leser mit dem Werke besser bekannt zu machen, wollen wir jetzt in die einzelnen Vorlesungen etwas näher eingehen.

Die erste Vorlesung, welche von den Verhältnissen, Proportionen, Potenzen und Logarithmen handelt, ist nicht für den ersten Unterricht in diesen Gegenständen berechnet, sondern da der Verf. dieselbe früher vor Zuhörern gehalten hatte, welche hierin schon einige Vorkenntnisse besafsen, so hat er auch bei der Ausarbeitung der Vorlesung solche Leser im Auge gehabt. Die Ergänzung und Erweiterung dieser schon mitgebrachten Kenntnisse ist daher der Hauptzweck der Vorlesung, und deshalb machen auch die vielfachen Anwendungen, in welchen auf das für das bürgerliche Leben brauchbare bedeutend Rücksicht genommen wird, einen grofsen Theil derselben aus. Die Grundbegriffe sind dagegen nur kurz und nicht mit der gehörigen Genauigkeit behandelt. So ist z. B. die Begriffsbestimmung des Verhältnisses §. 2.: „Verhältnifs ist die quantitative oder durch Messen bestimmbare gegenseitige Beziehung zweier gleichartigen Gröfsen," wenn nicht ganz nichtssagend, doch viel zu weit gefafst, denn nach dieser Definition würde auch jede Gleichung zwischen zwei durch Buchstaben bezeichneten gleichartigen Gröfsen, so wie $x^2 + y^2 = 1$, ein Verhältnifs sein, welches aber dem analytischen Sinne dieses Wortes ganz zuwider ist. Hätte der Vf. eine genügende Definition dieses Begriffes gegeben, so hätte er auch daraus ableiten können, was die Gleichheit zweier Verhältnisse sei, und er würde nicht genöthigt gewesen sein, zu diesem Ende in §. 3. seine Zuflucht zu einer anderen Erklärung zu nehmen, welche mit der gegebenen Definition des Verhältnisses selbst in gar keiner Beziehung steht. Diese zweite Erklärung ist die Euklidische Definition der Proportion, welche darin ausgezeichnet ist, dafs sie auf sehr sinnreiche Weise eine Schwierigkeit beseitigt, welche die irrationalen Verhältnisse darbieten. Den Begriff der Irrationalität, welcher gehörig in's Licht gestellt, einen tiefen Blick in das Wesen der Gröfsen und Zahlen gestattet, entwickelt der Verf. gar nicht, obgleich er hin und wieder bald zu Anfange der Vorlesung von Irrationalzahlen spricht. Mit Hilfe der Euklidischen Definition der Proportion zeigt der Verf. auf eine recht einfache und elegante Weise die vollständige Auflösung der Functionengleichung $\varphi(x) + \varphi(y) = \varphi(x + y)$, welche sonst gewöhnlich erst in der Differenzialrechnung mit Hülfe des Taylorschen Satzes gefunden wird. Es gehört zwar diese Functionengleichung, sammt ihren Anwendungen auf einige geometrische Sätze, wenn sie auch in die Lehre von den Proportionen aufgenommen wird, doch wenigstens nicht an diese Stelle, vor die einfachen Grundeigenschaften der Proportionen selbst, welche erst §. 9—13. entwickelt werden; da sie aber in den anderen Vorlesungen noch einigemale gebraucht wird, so ist sie als eine der interessanten und zweckmäfsigen kleinen Abschweifungen anzusehen, welche wir in dem vorliegenden Werke öfter antreffen, und welche in akademischen Vorlesungen überhaupt mit Nutzen angebracht werden. Von den zusammengesetzten Verhältnissen, den vielfachen und aliquoten Theilen derselben wird sodann der Uebergang zu den Potenzen gemacht, welche sogleich in ihrer gröfsten Allgemeinheit auftreten, nicht erst, wie es gewöhnlich geschieht, und wie es auch für den ersten Unterricht allein zweckmäfsig ist, als Potenzen mit ganzzahligen Exponenten. Nachdem die fünf einfachen Grundglei-

chungen oder Lehrsätze, welche die ganze Theorie der Potenzen in sich fassen, kurz entwickelt sind, folgt sogleich die Lehre von den Logarithmen, wobei die verschiedenen elementaren Methoden für die numerische Berechnung der Logarithmen mit besonderer Vorliebe und grofser Vollständigkeit behandelt sind. Um nun auch die bekannten Entwickelungen der Logarithmen in unendliche Reihen herleiten zu können, geht der Verf. zum binomischen Lehrsatze über. Diese Freiheit, einen wichtigen Satz grade an die Stelle zu setzen, wo man ihn zuerst braucht, läfst sich namentlich in Vorlesungen einigermafsen entschuldigen, durchaus unmethodisch aber ist es, dafs der Verf. ihn hier nur für ganzzahlige Exponenten beweist und ihn dennoch sogleich für gebrochene Potenzen anwendet, indem er versichert, dafs er auch für diese gelte, und verspricht ihn in der folgenden Vorlesung in seiner ganzen Allgemeinheit zu beweisen. Die Reihenentwickelungen der Logarithmen und Exponentialgröfsen werden nun aus dem binomischen Lehrsatze ohngefähr auf dieselbe Weise abgeleitet, wie sie schon Euler in seiner Introductio in Analysin infinitorum gefunden hat. Es folgen nun wieder Berechnungen bestimmter Logarithmen mit Hülfe der gefundenen Reihen und die Interpolationsmethoden für logarithmische Tafeln, welche auf Callet's Tafeln, die 61 Decimalstellen enthalten, angewendet werden. Den Schlufs der Vorlesung bilden die Anwendungen auf Rentenrechnung und Rechnung von Zinseszinsen, welche recht vollständig behandelt sind und bei welchen das praktische besonders berücksichtigt wird, obgleich auch jene in der Vorstellung derer, welche mit grofsen Summen wenig vertraut sind, einen aufserordentlichen Effect machenden Beispiele von der übermäfsigen Gröfse, zu welcher ein ganz geringes Capital in einer mäfsig grofsen Anzahl von Jahren anwächst, nicht fehlen. Es kommt z. B. als Werth des Capitals, zu welchem ein einziger russischer Imperial, in 6500 Jahren, zu 5 Procent, anwächst, eine goldene Kugel vor, so grofs, dafs um die Länge ihres Durchmessers zu durchlaufen, das Licht eine Zeit von einigen tausend Quatrillion Jahren brauchen würde.

Die Ueberschrift der zweiten Vorlesung: „über die Entwickelung der logarithmischen und trigonometrischen Functionen in Reihen," giebt den Inhalt derselben nur sehr unvollständig an, denn es werden aufser diesen Reihenentwickelungen noch allerhand andere Gegenstände behandelt. Zunächst wird durch den Beweis des binomischen Lehrsatzes für beliebige Potenzexponenten jener Mangel der vorigen Vorlesung aufgehoben. Der Beweis gründet sich wie die meisten elementaren Beweise dieses Satzes darauf, dafs zwei Binomialreihen, deren Exponenten x und y sind, mit einander multiplicirt, wieder eine solche Binomialreihe geben, deren Exponent $x + y$ ist, dafs also diese Reihen der Functionengleichung $\varphi(x) . \varphi(y) = \varphi(x + y)$ genügen. Die allgemeine Auflösung dieser Functionengleichung wird mit Hilfe der Logarithmen aus der zu Anfange der ersten Vorlesung gefundenen Auflösung der Gleichung $\varphi(x) + \varphi(y) = \varphi(x + y)$ leicht abgeleitet, wodurch die Summe der Binomialreihe gefunden und der binomische Lehrsatz allgemein bewiesen wird. Hierauf folgen die bekannten Entwickelungen der Wurzel z, und einer beliebigen Potenz derselben z^x, der Gleichung $w . z^v - z + 1 = 0$, in unendliche Reihen, deren erste Glieder, nach der Methode der unbestimmten Coefficienten bestimmt, das Gesetz der Reihen angeben, welches anderweitig allgemein bewiesen wird. Specielle Fälle dieser Reihen geben mehrere Entwickelungen für Potenzen und Logarithmen. Es folgt jetzt eine etwas umständliche Betrachtung der gleichseitigen Hyperbel, welche gar nicht hierher pafst, und nur dadurch veranlafst wird, dafs man den natürlichen Logarithmen zuweilen auch den Namen hyperbolische giebt, weil dieselben in der Quadratur hyperbolischer Sectoren vorkommen. Diese Quadratur wird mit Umgehung der Differenzialrechnung auf eine recht einfache und elegante Weise ausgeführt, worauf die zu einem bestimmten Sector gehörigen Abscissen und Ordinaten als Functionen dieses Sectors grade so behandelt werden, wie man in der Trigonometrie Sinus und Cosinus als Functionen ihrer zugehörigen Kreisbogen zu behandeln pflegt. Der Verf. hätte für diese Abscissen und Ordinaten die gebräuchlichen Namen und Bezeichnungen der hyperbolischen Sinus und Cosinus, welche er erst später einführt, wo er noch einmal in dieser Vorlesung von denselben handelt, schon hier anwenden sollen, denn die vielen Formeln haben ein fremdartiges Ansehen, und müssen nachher fast alle noch einmal in die gewöhnliche Zeichensprache übersetzt werden. Die Theorie der Kreisfunctionen, welche hierauf folgt, wird auf die geometrische Betrachtung des Kreises gegründet. Sie enthält die Grundei-

genschaften dieser Functionen, und eine recht reichhaltige Sammlung der Entwickelungen in Reihen und Producten, welche zum Theil durch bekannte, zum Theil durch eigenthümliche Methoden gefunden und bewiesen werden. Bei allen diesen Entwickelungen hat der Verf. niemals von den imaginären Formeln Gebrauch gemacht, weil er meint, „dafs ein Satz, dessen Beweis nur mit Hilfe der unmöglichen Gröfsen geführt wird, wohl nie als streng mathematisch bewiesen angesehen werden könne." Hierbei ist zu bemerken, dafs sich jetzt von mehreren Seiten her eine gewisse Abneigung gegen den Gebrauch der imaginären Formeln in der Analysis kundgiebt. Zwar stimmen alle darin überein, dafs sie ein vortreffliches fast unentbehrliches Hülfsmittel sind, um langwierige analytische Rechnungen abzukürzen und neue Resultate zu gewinnen; da aber die Erfahrung gezeigt hat, dafs die so gewonnenen Resultate in einzelnen Fällen unrichtig waren, so hat man gegen die Rechnung mit imaginären Formeln überhaupt Argwohn gefafst, und will wo möglich gar nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Dieses Ignoriren eines so vorzüglichen Hülfsmittels der Analysis ist aber durchaus kein echt wissenschaftliches Verfahren, vielmehr sollte man, wenn man die Theorie des Imaginären für nicht genügend begründet hält, die Mangelhaftigkeit ihrer Principien und die fehlerhaften Schlüsse, welche darin enthalten sind, nachweisen, und dieser Theorie eine andere streng wissenschaftliche Begründung geben. Die Art und Weise, wie die imaginären Formeln gewöhnlich behandelt werden, und wie sie auch in dem letzten Abschnitte dieser Vorlesung §. 107 ff. behandelt sind, hat aber auch in der That keinen wissenschaftlichen Grund. Der erste Irrthum, welcher alle übrigen nach sich zieht, ist der, dafs die imaginären Formeln für Gröfsen angesehen werden, aus welcher stillschweigend gemachten Annahme zuerst folgt, dafs sie einen Widerspruch in sich enthalten. In diesem Sinne sagt der Verf.: „Eine unmögliche Gröfse" (contradictio in adjecto und ganz unpassende Benennung) „wird jeder analytische Ausdruck genannt, der in sich einen Widerspruch enthält, und für den sich keine reelle Gröfse als Werth findet." Dagegen ist in der That eine imaginäre Formel nicht eine Gröfse, sondern nur eine Formel, und hat als solche keinen Widerspruch in sich, der Widerspruch wird vielmehr erst in den Begriff hineingetragen; wenn man von einer solchen Formel verlangt Gröfse zu sein, dann ist sie freilich nur eine Gröfse, die keine Gröfse ist, ein non ens und kein Gegenstand der Analysis. Das gewöhnliche Gleichheitszeichen, welches man bei imaginären Formeln eben so gebraucht wie bei wirklichen Gröfsen, trägt nicht wenig dazu bei, den richtigen Standpunkt für die Einsicht in das Wesen der Sache zu verrücken. Da nämlich von einer quantitativen Gleichheit zweier imaginären Formeln gar nicht die Rede sein kann, so hat dieses Zeichen hier keinen anderen Sinn, als den, dafs die Formel, welche auf der einen Seite steht, in die auf der anderen Seite stehende sich verwandeln läfst, wenn man mit ihr nach denselben Gesetzen, welche für Formeln mit wirklich quantitativer Bedeutung gelten, gewisse Rechnungsoperationen vornimmt. So arg auch der gerügte Fehler in der Grundansicht des Imaginären ist, so zieht er doch im praktischen nur selten wirklich falsche Resultate nach sich, weil von den imaginären Formeln alles dasjenige gilt, was den Formeln als solchen zukommt, und weil die Analysis vorzüglich mit Formeln zu thun hat; die Fehler treten nur dann ein, wenn man sich verleiten läfst, nicht nur rein formale, sondern auch wesentlich quantitative Bestimmungen den imaginären Formeln zuzumuthen. Die Resultate, welche der Verf. in dieser Vorlesung mit Hülfe der imaginären Formeln gewinnt, sind aus demselben Grunde alle vollständig richtig, sie bestehen hauptsächlich in Summationen bekannter nach Sinus und Cosinus der vielfachen eines Bogens geordneter Reihen; aufserdem ist noch der Beweis des Cotesischen Satzes, so wie auch des bekannten zuerst von Gaufs bewiesenen Satzes, dafs eine jede rationale ganze Function sich in reale lineäre und quadratische Factoren zerlegen läfst, in der Weise wie ihn Cauchy (Cours d'Analyse I. p. 331) ausgeführt hat, hier aufgenommen.

Die dritte Vorlesung: „über ebene und sphärische Trigonometrie," macht darum zuerst einen üblen Eindruck, weil ihr der Anfang fehlt, nämlich die Erklärung der trigonometrischen Functionen, und die Grundeigenschaften derselben, welche der Verf. aus der vorigen Vorlesung hier einzuschalten bittet. Sie fängt also gleich damit an, noch einige dort übergangene Formeln nachzuholen, worauf gezeigt wird, wie sich diese Functionen für bestimmte Winkel durch Wurzelgröfsen ausdrücken lassen. Hierauf folgt die Be-

rechnung der Zahl π nach der gewöhnlichen elementaren Methode durch das dem Kreise eingeschriebene und umschriebene Vieleck, so wie durch die bekannten außerordentlich convergenten Reihen, alsdann kommen die Reihen, welche zur numerischen Berechnung der Sinus, Cosinus und Tangenten und deren Logarithmen dienen. Nach dieser Theorie der Kreisfunctionen, welche entweder ganz in der vorigen Vorlesung oder ganz in dieser hätte ihren Platz finden müssen, folgen die unter den Bestimmungsstücken des ebenen Dreiecks Statt habenden Gleichungen, von denen nur die ersten durch geometrische Betrachtungen, die übrigen aber auf analytischem Wege gefunden werden; außer den Seiten, Winkeln und dem Inhalte, kommen auch die Radien des eingeschriebenen und umschriebenen Kreises in diesen Formeln vor. Endlich werden noch die Fälle, welche bei der Berechnung der Seiten und Winkel der Dreiecke Statt haben können, einzeln durchgenommen, die für jeden Fall passenden Formeln angegeben und einige specielle trigonometrische Aufgaben als Beispiele gelöst. Die sphärische Trigonometrie ist auf eine für den Unterricht sehr zweckmäßige Weise behandelt. Es wird zuerst daraus, daß von den sechs Elementen (Seiten und Winkeln) des Dreiecks, drei dasselbe bestimmen, gezeigt, wie vier Gleichungen unter je vier Elementen zur Berechnung des sphärischen Dreiecks nothwendig sind und hinreichen. Diese vier Grundgleichungen werden nun zunächst aus einer geometrischen Construction hergeleitet, und erst nachher folgen die anderen vielen Formeln, welche sich durch Eleganz und Zweckmäßigkeit für logarithmische Rechnungen auszeichnen, so wie die Formeln für die sphärischen Radien des eingeschriebenen und umschriebenen kleinen Kreises und den Inhalt des Dreiecks. Nachdem nun auch hier die bei der Berechnung der Seiten und Winkel sphärischer Dreiecke vorkommenden einzelnen Fälle durchgegangen, und die einem jeden derselben zukommenden Formeln und Methoden angegeben sind, schließt diese Vorlesung mit einigen Beispielen zur Berechnung sphärischer Dreiecke, welche vorzüglich der mathematischen Geographie entnommen sind.

Die vierte Vorlesung handelt über allgemeine analytische Elementargeometrie. Allgemein ist sie deshalb genannt, weil sie sogleich mit drei Dimensionen anfängt und die Geometrie zweier Coordinaten als speciellen Fall betrachtet. Es ist kaum anzunehmen, daß der Verf. in ähnlicher Weise, wie er hier die analytische Elementargeometrie behandelt, sie auch seinen Zuhörern vorgetragen habe, denn für den ersten Unterricht würde die hier gebrauchte Methode eben so unpraktisch sein, als eine synthetische Behandlung der Geometrie, welche mit der Stereometrie anfinge und die Planimetrie als speciellen Fall nebenbei behandelte. Auch darf man nicht meinen, daß der Weg, welchen der Verf. hier einschlägt, ein der Wissenschaft an sich mehr angemessener sei, als der gewöhnliche; denn wenn auch in philosophischer Methode das Specielle nur durch sein Allgemeines, der Theil nur durch sein Ganzes gehörig erkannt werden kann, so ist dieß in der Mathematik anders. Hier hat das Specielle eine selbstständigere Existenz und sein Verhältniß zum Allgemeinen ist ein äußeres, so ist z. B. das Dreieck ein Theil des Vielecks, es ist ein Specielles, während dieses ein Allgemeines ist, und dennoch kann nur das Vieleck aus dem Dreiecke und nicht umgekehrt dieses aus jenem begriffen werden. Wir können daher diese Vorlesung nur solchen Lesern empfehlen, welche mit der analytischen Geometrie zweier Coordinaten schon anderweitig bekannt sind, und dieselbe hinlänglich begriffen haben, für diese aber, glauben wir, wird das Studium derselben gewiß von großem Nutzen sein, denn der Vf. hat diesen Theil der Analysis mit besonderer Vorliebe behandelt und ihn vorzugsweise zum Gegenstande seiner Studien gemacht, welches auch eine Abhandlung (Aperçu abrégé des formules fondamentales de la géométrie à trois dimensions) bezeugt, die er im Jahre 1825 in der Petersburger Academie der Wissenschaften vorgelesen hat. Die Vorlesung fängt mit der Erklärung der rechtwinkligen Linien- und Polar-Coordinaten an, worauf eine besondere Benennung für die Cosinus der Winkel, welche eine Linie mit den drei Coordinatenaxen bildet, eingeführt wird; der Verfasser nennt dieselben *Determinanten*, weil sie die Richtung der Linie vollständig bestimmen.

(Der Beschluß folgt.)

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Vorlesungen über mathematische Analysis von Dr. J. M. C. Bartels. Herausgegeben von F. G. W. Struve.

(Schluss.)

So wenig auch durch einen blossen Namen für die Sache selbst gewonnen wird, so trägt eine kurze und passende Bezeichnung doch oft sehr viel zur Klarheit der Darstellung bei, und diess ist namentlich im Verlauf dieser Vorlesung der Fall, welche grösstentheils von den Cosinus jener Winkel handelt. Für die Determinanten einer Ebene werden die Determinanten einer auf ihr senkrechten Linie genommen. Die hauptsächlichsten unter den vielen Aufgaben und Lehrsätzen über die Lage der Linien und Ebenen gegen einander werden alle durch recht einfache und elegante Methoden gelöst, auch werden beiläufig noch einmal die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie aus dieser Quelle abgeleitet, worauf die Verwandlung der Coordinaten folgt, bei welcher die Determinanten als Cosinus der Winkel, welche die Axen des neuen Systems mit denen des Grundsystems bilden, wie jeder weiss, wieder eine wichtige Rolle spielen. Für rechtwinklige Coordinatensysteme, wo unter den neun Determinanten sechs Bedingungsgleichungen Statt haben, werden die bekannten Ausdrücke der Determinanten durch die drei Winkel, welche die relative Lage beider Systeme bestimmen, aus einer einfachen Construction, vermittelst der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie gefunden. Der folgende Abschnitt handelt von den ebenen Curven des zweiten Grades. Die allgemeine Gleichung derselben wird durch Verwandlung der Coordinaten in einfachere Formen gebracht, aus denen sich Parabel, Ellipse und Hyperbel als die drei wesentlich verschiedenen krummen Linien ergeben, welche in der allgemeinen Gleichung enthalten sind. Die hauptsächlichsten Eigenschaften derselben werden nun entwickelt, indem diese drei Linien nicht einzeln, sondern zusammen betrachtet werden, wodurch die einander entsprechenden und die allen gemeinsamen Eigenschaften übersichtlicher werden. Uebrigens versteht sich von selbst, dass diese auf wenige Seiten zusammengedrängte Behandlung der Linien des zweiten Grades von dem grossen Reichthume der bereits gefundenen Eigenschaften derselben nur einen sehr geringen Theil enthalten kann. Die Quadratur der Kegelschnitte hat der Verf. in einem besonderen Abschnitte behandelt, und hat unter andern auch jene höchst eleganten Formeln für den Flächeninhalt ihrer Sectoren hier aufgenommen, welche durch die dem Sector zugehörigen Radiivectores und die Sehne ausgedrückt sind. Hierauf folgt einiges über die Flächen des zweiten Grades. Die allgemeine Gleichung derselben wird zuerst durch Veränderung der Coordinaten in schiefwinkliche, welche gegebene Winkel unter einander bilden und auch einen neuen Anfangspunkt haben, in eine andere von derselben Form verwandelt und es werden die vier Bedingungsgleichungen gefunden, welche unter den eilf Coëfficienten der ursprünglichen und denen der verwandelten Gleichung Statt haben müssen. Die einzige, aber nicht unbedeutende Schwierigkeit hierbei liegt in der grossen Anzahl verschiedener Grössen und in der bald in's unmässige wachsenden Ausdehnung der Formeln, welche nur dadurch gebändigt werden können, dass die wichtigen oft wiederkehrenden zusammengesetzten Ausdrücke mit einfachen Buchstaben bezeichnet werden. Es gehört eine nicht geringe Kunst dazu, diese Rechnung so übersichtlich und compendiös durchzuführen, wie sie der Verf. hier gegeben hat. Für den Fall, dass das zweite System auch rechtwinklich ist, zeigt der Verf. auf directem Wege sehr einfach, dass die Wurzeln jener cubischen Gleichung, auf welche es hier vorzüglich ankommt, alle drei möglich sind, was man, um ver-

wickelte Rechnungen zu vermeiden, gewöhnlich durch indirecte Schlüsse beweist. Die speciellen Flächen, welche in der allgemeinen Gleichung enthalten sind, werden fast ganz übergangen, nur das Ellipsoid wird erwähnt und von diesem wieder nur eine einzige Eigenschaft. Den Schlufs der Vorlesung bildet ein Excurs über die Hauptaxen und natürlichen Rotationsaxen der festen Körper, deren Bestimmung auf dieselbe cubische Gleichung führt, als die Verwandlung der Coordinaten für die Flächen des zweiten Grades, und ein Nachtrag zu der Verwandlung der rechtwinkligen Coordinaten, welcher über die zuerst von Euler entdeckte Rotationsaxe handelt, um die das eine Coordinatensystem so gedreht werden kann, dafs es mit dem anderen zusammenfällt. Gelegentlich müssen wir bei dieser Vorlesung noch erwähnen, dafs zu den in dem ganzen Werke überhaupt vorkommenden geometrischen Constructionen keine Figuren beigegeben sind; sie sind aber meist so einfach, dafs man sie auch ohne Ansicht einer Figur recht gut sich vorstellen kann, und wo diefs nicht der Fall ist, sind sie so genau beschrieben, dafs die nöthige Figur dazu sich leicht zeichnen läfst.

Die fünfte und letzte Vorlesung, welche von den Grenzen veränderlicher Gröfsen handelt, bildet den Uebergang zu der Analysis des Unendlichen. Sie beginnt mit einer Erklärung des Begriffes Grenze im analytischen Sinne, welche wieder mifsrathen ist, und wenn sie auch keine mathematisch falschen Resultate nach sich zieht, doch das Verständnifs der ersten Paragraphen dieser Vorlesung gar sehr erschwert, und selbst später nachtheilig fortwirkt, da auch der Differenzialquotient, oder die derivirte Function als Grenze behandelt wird, und die ganze Analysis des Unendlichen darauf gegründet werden soll. Diese Erklärung ist folgende: „Wenn eine als veränderlich betrachtete Gröfse x sich einer anderen beständigen Gröfse a so nähert, dafs der Unterschied beider, $a-x$ oder $x-a$, jenachdem die veränderliche Gröfse zu- oder abnimmt, kleiner werden kann, als jede gegebene Gröfse, so wird a die Grenze von x genannt." Nach dieser Erklärung wäre jede beliebige Gröfse die Grenze von x, denn die veränderliche Gröfse kann doch, wenn keine andere Bestimmung hinzukommt, jeden beliebigen Werth erhalten, oder sich jedem beliebigen Werthe nähern. Dafs aber wesentlich eine andere Bestimmung der veränderlichen Gröfse hinzutreten mufs, oder dafs sie von einer anderen abhängig, eine Function derselben sein mufs, um eine Grenze zu haben, hat der Verf. ganz übersehen, und hierin liegt der Hauptfehler der Erklärung. Wenn man aber auch annehmen wollte, der Verf. hätte hier unter x nur eine abhängige veränderliche verstanden, so würde in der Erklärung immer noch kein Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Werthe und einem Grenzwerthe ausgesprochen sein, oder es würde nach derselben jeder Werth ein Grenzwerth sein, so z. B. könnte man als Grenze von $\cos. x$ den Werth $\frac{1}{2}$ angeben, weil der Unterschied $\frac{1}{2} - \cos. x$ kleiner werden kann als jede gegebene Gröfse, wenn nämlich x sich dem Werthe $\frac{\pi}{3}$ nähert. Als Grenzwerthe aber kann man verständigerweise nur folgende zwei Arten bestimmter Werthe der Functionen ansehen: erstens diejenigen Werthe, welchen die Functionen bis auf einen Unterschied, der kleiner wird als jede gegebene Gröfse, sich nähern, wenn die veränderliche, von der sie abhängig sind, gröfser wird als jede gegebene Gröfse, und zweitens diejenigen Werthe, für welche die Form der Function unzulänglich ist, also entweder $\frac{0}{0}$, $0.\infty$, 0^0 und dergleichen wird, denn an diese kann man, wenn die Form der Function beibehalten wird, nur annäherungsweise herankommen. Es folgen nun einige allgemeine Sätze über die Grenzen, welche fast alle an demselben Fehler leiden, dafs die Abhängigkeit der veränderlichen Gröfsen, von deren Grenzen die Rede ist, ganz übergangen wird, und viele specielle Anwendungen, welche an diesem Fehler nicht leiden, weil in denselben der Verf. durch die Sache selbst gezwungen worden ist diese wesentliche Bestimmung zu berücksichtigen. Die speciellen Resultate betreffen vorzüglich die unendlichen Reihen und Producte, deren Werthe Grenzwerthe sind, insofern sie als Functionen der Anzahl ihrer Glieder oder Factoren betrachtet werden, welche Anzahl in's Unendliche wachsend vorgestellt wird. Es kommen in dieser Beziehung hier die gewöhnlichen Reihenentwickelungen der cyklischen und hyperbolischen Sinus, Cosinus, Tangenten u. s. w. noch einmal vor, so wie auch ihre Entwickelungen in unendliche Producte, ferner die Bernouillischen Zahlen als Coëfficienten der Tangentenentwickelung und die durch die Potenzen der Zahl π und die Bernouillischen Zahlen ausgedrückten Reihen der reciproken Potenzzahlen. Den Schlufs dieser Vorlesung und des ganzen Werkes bildet nun ein kurzer

Anfang der Differenzialrechnung, aus welcher nach der Methode des Lagrange das unendlich Kleine verbannt werden soll. Es scheint uns aber diese Absicht nicht vollkommen erreicht, wenn der Differenzialquotient, oder die derivirte Function von einer gegebenen $\varphi(x)$, als Grenze des Quotienten $\frac{\varphi(x+i)-\varphi(x)}{i}$ für abnehmende Werthe des i erklärt wird; denn es bleiben alle die früheren Bedenklichkeiten, welche schon seit Erfindung der Differenzialrechnung in den verschiedenartigsten Formen sich geltend gemacht haben und werden durch das Wort Grenze nur etwas vertuscht. Namentlich kann man fragen, ob i wirklich so weit abnehmen soll, dafs es den Werth Null erhält, oder ob es von Null verschieden bleiben soll, denn ein drittes giebt es hier nicht: im ersten Falle aber hat dieser Quotient gar keinen bestimmten Werth, und im zweiten Falle ist der Werth nicht der wahre und ist überdiefs noch von der Gröfse des i abhängig, also nur ein angenäherter Werth. Es tritt also auch hier im Grunde das i oder das Differenzial als Mittelding zwischen Null und Nichtnull auf, und hat einen Widerspruch in sich, der dem Wesen der Mathematik zuwider ist. Wenn wir sagen für $i=0$ hat der obige Quotient gar keinen bestimmten Werth, so könnte man diefs bei einer oberflächlichen Betrachtung der Sache für ungegründet halten, da wirklich in der Analysis bestimmte Regeln für die Auffindung der Werthe solcher Functionen, welche $\frac{0}{0}$ werden, vorkommen; dafs aber in der That ein bestimmter Werth, welchen der obige Quotient als solcher für $i=0$ erhält, nicht existiren kann, wird vollkommen klar, wenn man bedenkt, dafs für $i=0$ Divisor und Dividendus aufgehört haben Gröfsen zu sein, und dafs von einem Quotienten zweier Nichtgröfsen verständigerweise nicht die Rede sein kann. Es läfst sich aber dieser Widerspruch leicht vermeiden, wenn man den Differenzialquotienten nicht als Grenzwerth des Quotienten $\frac{\varphi(x+i)-\varphi(x)}{i}$, definirt, sondern *als denjenigen Werth, welchen eine Umformung dieses Quotienten, die für $i=0$ nicht mehr unbestimmt bleibt, erhält, wenn man in derselben $i=0$ setzt.* Schwieriger ist es in den Anwendungen der Differenzialrechnung auf Geometrie und Mechanik die Widersprüche gänzlich zu vermeiden, denn hier kommt man oft auf weit kürzerem Wege zu den gesuchten Resultaten, wenn man dieselben beibehält, und die krummen Linien als bestehend aus kleinen graden Theilen, die continuirlich wirkenden Kräfte als in sehr kleinen Unterbrechungen wirkend betrachtet und dergleichen mehr. Bis dahin aber ist der Vf. in der Ausarbeitung seiner Vorlesungen nicht gelangt, denn der Schlufs des Werkes enthält nur noch die Differenzialquotienten der bisher behandelten einfachen Functionen und den Taylorschen Lehrsatz, in welchem die Reihe nicht als unendlich, sondern aus einer endlichen Anzahl von Gliedern bestehend, mit ihrem unter endlicher Form erscheinenden Reste auftritt.

Dr. Kummer.

XXVI.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. Herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Berlin, 1838. *XVIII u.* 534 *S. gr.* 8.

Da ich über Daub's allgemeine Bedeutung für die Wissenschaft mich anderwärts bereits ausreichend verbreitet habe, so ist es mir wohl erlaubt, mich sogleich auf das Besondere des vorliegenden Buches einzulassen. Die beiden Herausgeber hätten die Reihe der nachgelassenen Werke Daub's nicht besser, als gerade mit der Anthropologie, eröffnen können, denn sie zeigt Daub, den Theologen, als Philosophen und charakterisirt dadurch sogleich den ganzen Schriftsteller. Was bei so vielen Theologen nur eine Velleität ist, in ihrer Wissenschaft philosophisch zu verfahren, das war in Daub das innerste Centrum seines mächtigen Geistes. Er studirte die Philosophie nicht blos als eine Gymnastik, sondern um ihrer selbst willen, gerade wie er die Theologie um Gottes willen studirte. Er wollte Wahrheit und Gewifsheit, was auch dabei herauskommen möge. Und so sehen wir ihn denn in der Anthropologie mit einer Sicherheit, mit einer Leichtigkeit sich im Denken bewegen und in alle Gebiete des Wissens, keines ausgenommen, mit einer Vertrautheit hineintreten, die das höchste Erstaunen und Entzücken erregen. Nun mufs man freilich bedenken, dafs Daub als Theologe seiner Anthropologie eine Richtung auf seine Fachwissenschaft geben mufste, weil er sonst mit dem Lectionskataloge sich brouillirt hätte. Er

gehörte ja nicht zur philosophischen Facultät. Durch solche unschuldige List gelang es ihm, ein rein philosophisches Collegium sich auszumitteln, in welchem nur am Anfang und am Ende der Hinblick auf das Interesse, was Theologen daran zu nehmen hätten, urgirt ward. Sechszehn Mal hat Daub mit immer steigender Vorliebe diese Vorlesungen gehalten und sie in solcher Durcharbeitung zur classischen Vollendung herangereift. Wahrlich, wenn man das Gerede der Journalistik bedenkt, wie es ewig von der gegenwärtigen Kunst der deutschen Prosa, von der Modernität des Styles, von der Popularisirung der Speculation schwatzt, so darf man wohl sagen: kommt her, studirt Daub's Anthropologie und dann gehet hin und thut desgleichen!

Hier ist die Kunst der *Prosa*, denn hier ist ein *Mann*, der das Wort beherrscht und ohne Männlichkeit der Seele, die mit weiblicher Zartheit sich allerdings sehr wohl verträgt, ist schöne Prosa nicht möglich. Knaben, Schwächlinge, Weiblinge verstehen sich nicht auf die Prosa. Sie lallen, faseln und plaudern, aber sie reden nicht. Daub hatte für den Numerus der Perioden das feinste Ohr und für die *Wahrheit* die tiefste, besonnenste Leidenschaft. Sein Styl hat daher nach Aufsen hin die einschmeichelndste Anmuth, wie sie nämlich das Resultat vollendeter Kraft ist, und diese Aufsenseite ist nur der Reflex der inneren Bewegtheit, mit welcher der *ganze* Mensch sich an den Gegenstand hingibt. Und in solcher Innigkeit, in solcher Untrennbarkeit des Subjectes von seinem Object, besteht doch hauptsächlich, was wir *modern* nennen. Um keiner andern Ursach willen haben doch die Modernen sich vorzüglich Lessing zum Schutzgott genommen, als weil er die strengste Objectivität mit der freisten Subjectivität vereinte, so dafs, wenn er auch immer nur von sich, von seinem Urtheil sprach, dennoch sein *Ich* immer den allgemeinsten Werth ansprechen konnte. Das Ich finden wir nun wohl bei unseren modernen Schriftstellern oft genug, wenn es nur nicht auch so häufig blos das Gemeinte statt der Wahrheit zu vertreten hätte. Es versteht sich, dafs man nicht vergessen darf, in der Anthropologie ein wissenschaftliches Werk vor sich zu haben, dessen Knochengerüst für den Periodenbau die logische Consequenz, nicht das Phosphoresciren des Novellenzufalls ist. Eine solche Darstellung mufs auch *popular* sein; denn was soll Popularität anders heifsen, als dafs die Darstellung des *Wahren auch schön* sei? Die Schönheit ist das Popularste, was existirt. Erreicht sich also die Wahrheit in ihr, so bleibt ihr für ihre Offenbarung nichts mehr übrig. Wenn freilich Popularität eine Darstellung des Wahren sein soll, welche, um seiner gewifs zu werden, *das Denken überflüssig macht*, so wird, dem Himmel sei dafür gedankt, Daub's Prosa nie popular genannt werden können. Denn leider gibt es eine vielgepriesene Manier der Darstellung, welche das Bewufstsein durch einen gewissen Dusel des currenten Tagesphrasen absolut gedankenlos macht und, indem sie den Wahn erregt, direct in die Mysterien des Geistes versetzt zu haben, während man doch nur in einer crapula versunken liegt, als das Muster der Popularität gilt.

Daub's Styl in diesen Vorlesungen könnte man wohl noch specieller dadurch schildern, dafs man auf ein eigenthümliches Verhältnifs des Denkens und Vorstellens darin aufmerksam macht. Der Gedanke ist der Baumeister des Ganzen; in einsamer Fruchtbarkeit erzeugt er sich sein System; er zieht die ewigen Conturen des Fundamentes, der Mauern u. s. w. Die Vorstellung aber *improvisirt für den Moment* die angemessene Decoration, mit welcher die unverrückbare Wand sich bekleidet. Das Talent des umfassendsten Denkens verknüpfte sich in Daub mit dem Talent der unerschöpflichsten Improvisation des Ausdrucks; die Improvisation des mündlichen Vortrags erhielt ihm jene *Natürlichkeit*, welche den nur Schreibenden so oft verloren geht.

Die Anthropologie mufs als ein Werk gelten, das allerdings in sich eine schöne Gliederung zeigt, die aber nur relativ zugegeben werden kann und welche unausweichlich durch eigene Beziehung auf Hegel dazu auffordert, auseinanderzusetzen, wie das, was Hegel Anthropologie nennt, sich zu dem verhält, was Daub so genannt hat. Um so mehr mufs darauf eingegangen werden, als gerade jetzt dieses Element der Wissenschaft in eine gewisse Fermentation zu gerathen scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. Herausgegeben von Marheineke und Dittenberger.

(Fortsetzung.)

Manche haben zwar vor demselben eine Perhorreszenz; die Plastik der logischen Idee, die Fülle der Natur, die objective Freiheit des Geistes, die Entäufserung des Geistes in seiner Absolutheit zu Kunst, Religion und Wissenschaft zieht sie an, so dafs ihnen die Beschäftigung mit dem subjectiven Geist als solchem kleinlich und mifslich vorkommt, weil darin eine so unendliche Vielseitigkeit sich zusammenwickelt. Sie sehen gern den Geist zur That aus sich heraustreten, aber die Bedingungen, die ihn dazu befähigen, lassen sie liegen. Sie erfreuen sich an dem Zeiger, der auf dem Zifferblatt im Tanz der Horen umkreis't, aber die leise pochende Unruhe, die Räder, die Ketten, die elastische Feder, dies ganze complicirte Triebwerk lassen sie unter der Scheibe als Voraussetzung. Die Psychologen und Anthropologen haben es allerdings durch anmafsende Trivialität und kleinliche Verworrenheit oft selbst verschuldet, wenn grofsartige Naturen sich mit ihrer Wissenschaft nicht befreunden mögen und wenn ihnen öde dabei zu Muth wird. Aber die Wissenschaft als solche darf keine Vorliebe haben, und, da die Wahrheit nur das Ganze ist, so mufs sie jedem Moment desselben mit dem unerschütterlichen Gleichmuth des Epikers dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn jedes ist nothwendig und völlig eben so interessant, als jedes andere. Der Philosoph mufs in seiner Fähigkeit der Assimilation eine Indifferenz besitzen, welche Gott nachzuahmen sucht, der seine Sonne aufgehen läfst über Gerechte und Ungerechte.

Anthropologie ist ein Ausdruck, der in die Breite verlockt. Die Lehre vom *Menschen*! Da kann man in die Natur zurückschweifen, deren Gipfel der Mensch ist. Man kann, um zum Menschen zu gelangen, wie Steffens, erst die ganze Geologie und Physiologie vortragen und dann schon mit einer Beschreibung der Temperamente schliefsen, als sei damit nach jenem Zuviel bereits genug gethan. Da kann man in die Objectivität und Absolutheit des Geistes hinausschweifen, denn ist es nicht menschliches Leben, was in der bürgerlichen Gesellschaft, in den Religionen u. s. f. sich manifestirt? Man kann, wie Beraz, in der Anthropologie eine Jurisprudenz und Theologie vortragen. Ja, man kann *alle Wissenschaften* unter diesen Einen Titel concentriren. Burdachs in vieler Hinsicht mit Recht gerühmte Anthropologie zeigt uns, dafs, wenn der Mensch nach den „verschiedenen Seiten seiner Natur" betrachtet wird, Nichts zurückbleibt, was nicht als eine derselben aufgefafst werden könnte. Die Naturwissenschaft in ganzer Ausdehnung — der ethnographischen Seite wegen auch die Geologie — und die Wissenschaft des Geistes nach allen Elementen, Logik, Aesthetik, Sprachphilosophie u. s. f., kann in die Darstellung hineingezogen werden.

Daub hält sich auch in solcher Allgemeinheit. Nach ihm ist die Anthropologie die Wissenschaft, „in welcher der Mensch sich erkennt, wie er sich sowohl von sich selbst, als von dem, was nicht er selbst ist, unterscheidet und in diesem Unterschiede mit sich identisch ist und bleibt." Diese Definition ist so gut, als jede andere, aber auch eben so schlecht; sie ermangelt jeder qualitativen Färbung. In der Eintheilung merkt man nun wohl, dafs Daub durch solche Abstractionen den Begriff der Natur und den Begriff Gottes als das, was der Mensch *nicht selbst ist* und durch die Bezeichnung des *sich von sich selbst Unterscheidens* den Begriff der Intelligenz andeuten will. Er stellt die Anthropologie zwischen die *Zoologie* als den höchsten Zweig der Naturwissenschaft und die

Theologie als das höchste Gebiet der Pneumatologie. Darnach entwickelt er die Anthropologie in drei Theilen: erstlich das *Selbstgefühl*; zweitens das *Selbstbewufstsein*; drittens das *Religionsgefühl*, so dafs der Mensch im ersteren sich von dem unterscheidet, was er nicht selbst ist und was unter ihm ist, von der Natur; im letzteren von dem, was er auch nicht selbst ist und was über ihm ist, von Gott; in dem mittleren sich von sich selbst als dem erkennenden und wollenden und doch in allem diesen Unterscheiden als Subject mit sich identisch ist und bleibt, d. h. das Natürliche, das Theoretische und Praktische, das Göttliche selbst, als seine *Prädicate* setzt.

Um eine Wissenschaft isolirt vorzutragen, um sie in solcher Vereinzelung auf eine andere zu beziehen, darf man sich eine solche Anordnung gewifs erlauben, zumal sie den allgemeinen Rhythmus der Wissenschaft nicht stört. Sollte aber damit noch mehr gesagt sein und sollte dieselbe als eine absolut systematische gelten wollen, so müfste man protestiren, denn in solchem Fall würde man der Wissenschaft Unrecht thun. Man würde das Wegfallen einer Menge von Zwischengliedern ignoriren. Hegel fafst dasjenige, was bei Daub Gegenstand der Anthropologie ist, unter die Benennung der Lehre vom *subjectiven* Geist zusammen, die er in sich selbst wieder als Anthropologie, Phänomenologie und Psychologie unterscheidet. Diese Eintheilung ist in der neuesten Zeit einer mannigfachen Kritik ausgesetzt gewesen. Erdmann wollte das Verhältnifs der Anthropologie zur Physiologie anders bestimmt wissen, indem er den Geschlechtsprocefs und den Tod in eine eigenthümliche Beziehung zur Genesis des Selbstbewufstseins setzte und Damerow meinte, dafs Hegel eigentlich nicht recht klar in der Sache sehe, da Anfangs- und Endpunct der Wissenschaft zu unbestimmt sei. Es existire in der That eine Anthropologie, welche den Menschen, 1) von Seiten seiner körperlichen Natur in der *Physiologie*; 2) von Seiten seiner geistigen in der *Pneumatologie*; 3) von Seiten der Einheit der körperlichen und geistigen, z. B. in der Sprache, in der *Psychologie* darzustellen habe. Diese Eintheilung scheint sehr speculativ, denn sie setzt eine scharfe Antithese des Körperlichen und Geistigen, die sich in einer sehr bestimmten, dem ärztlichen Standpunct sich aufserordentlich empfehlenden Synthese aufhebt. Allein sie steht nichtsdestoweniger unter der Hegel'schen Eintheilung, die noch so wenig Eingang gefunden hat, dafs man sie um ihrer Abweichungen willen meistens sogleich corrigiren will, bevor man sich noch recht darauf eingelassen hat. Damerow wirft Hegel vor, dafs in dem, was er Anthropologie nennt, nach meinem Ausdruck, das Somatische „in aller Breite" noch wieder eintrete; wo sei denn nun hier eine feste Grenze gegen die Physiologie? Allein ich habe ausdrücklich, sogar mit gesperrten Lettern, gesagt, das Somatische trete in der Anthropologie seiner ganzen Breite nach „*als Bedingung*" auf. Für sich ist dasselbe schon vorher in der Physiologie begriffen. Die Anthropologie hat sich mit den Knochen, Nerven u. s. f. als solchen nicht zu beschäftigen; sie entwickelt aber den Geist, wie er als einzelner aus seiner Natürlichkeit sich erhebt, ohne dafs man sich dies Freiwerden von derselben, dies die Natur zum Organ Machen deshalb als ein abstractes Negiren der Natur zu denken hätte. Der Geist ist der Gegenstand der Anthropologie so gut, als der Phänomenologie, aber in der Anthropologie wird seine unmittelbare Bedingtheit durch die Natur betrachtet. Es ist doch ein grofser Unterschied, ob ich den Nerven z. B. in seiner Structur u. s. w., oder ob ich ihn so betrachte, wie er z. B. im Somnambulismus Organ eines Zustandes des Geistes ist. Für diese Betrachtung ist sein physiologischer Begriff schon eine *Voraussetzung*. Nun könnte noch eingewendet werden, dafs die Naturphilosophie doch auch die *Seele* der Thiere, ihr Träumen u. s. f. zu begreifen habe, dafs also, was Hegel *Naturgeist* nenne, doch schon aufserhalb der Philosophie des Geistes zur Sprache komme. Allein hier existirt ja eben der *specifische* Unterschied der *theriologischen* und *anthropologischen* Seele. Die erstere ist nur Seele; die zweite ist der Geist, wie er in seiner subjectiven Entwicklung in der Natur nicht sein *Princip*, denn das ist er sich selbst, wohl aber den äufseren *Anfang*, nicht den *Grund*, wohl aber die *Grundlage* seiner Existenz hat. Die Thierseele kommt daher nicht über das *Selbstgefühl* hinaus, weil sie nicht *an sich* darüber hinaus *ist*; die Menschenseele geht über das Selbstgefühl hinaus zum Bewufstsein und Selbstbewufstsein, weil sie an sich nicht Seele, sondern Geist und als Geist Wissen und freie Subjectivität ist. Wenn nun aber Damerow den Geist als das mit der Natur identische Subject zum Object der Psychologie als des

dritten Theiles seiner Anthropologie macht, so stellt sich bei Hegel die Einheit des subjectiven Geistes mit seiner Natürlichkeit in viel höherer Weise dar, nämlich als eine vermittelte. Was Damerow *Pneumatologie* nennen will, kann, insofern es einen nach seiner Meinung directen Gegensatz zum Physiologischen ausmachen soll, nichts Anderes sein, als die Lehre vom Bewufstsein, denn das Bewufstsein ist die That des Geistes, wodurch er sich als wirkliches Subject von allem Andern unterscheidet, eine That, welche gar nicht mit seiner Natürlichkeit zusammenhängt, sondern *als Act* causa sui ist; cogito, ergo sum. Daher lautet es bei Erdmann so sonderbar, wenn er den *Tod* als dasjenige Moment der Entwicklung des Geistes darstellt, wodurch derselbe zum Bewufstsein gelange; allein das hat Erdmann richtig gefühlt, dafs das Bewufstsein zwischen dem Menschen und der Natur die *qualitative* Grenze zieht. Weil nun der Tod Leib und Seele scheidet, so verirrte er sich dadurch zu einer so äufserlichen Fassung des Processes, dafs er die absolute Idealität, Innerlichkeit des Geistes nicht anders und besser erreichen zu können glaubte, als wenn er den Tod zur Bedingung derselben machte. Wenn in der Wissenschaft manche Eintheilungen durch ihr Alter ehrwürdig und durch vielfache Anwendbarkeit nützlich geworden sind, so folgt aus einer solchen Thatsache noch gar nicht, dafs sie für immer Autoritäten sein müfsten. Dafs der Mensch aus Leib, Seel' und Geist „*bestehe*," ist einer jener Gemeinplätze, welche die Wissenschaft nicht mehr zu dulden hat, seitdem sie zu einer Wissenschaft des Bewufstseins gekommen und eine Encyklopädie aller Momente des Systems der Idee erschaffen hat. Die Trichotomie in der Lehre vom subjectiven Geist lautet jetzt: Seele; Bewufstsein; Geist. Der Geist ist weder ohne Bewufstsein noch ohne ein Verhältnifs zur Natur; durch das Bewufstsein ist er über die Natur und durch das Geistsein, d. h. durch die Freiheit, sich selbst sich zum *Stoff* zu machen, über sich als Bewufstsein hinaus, in welchem er sich nur als unendliche Form des Inhalts erfafst, als Subject immer zum Object in Beziehung steht, selbst wenn die Objectivität der Logos der Vernunft ist. Zwischen solchen Constructionen, wie Damerow, Erdmann, Daub und Andere sie vorgenommen haben, und zwischen Hegel ist der grofse Unterschied, dafs der letztere aus dem *Ganzen* heraus, indem ihm stets die Totalität aller Elemente der Idee in ihrer gegenseitigen Gliederung vorschwebt, jene aber von einzelnen particulären Standpuncten her diesen Gegenstand behandeln. Wenn Daub ein *System* der Philosophie hätte vertreten sollen, so würde er sich z. B. wohl gehütet haben, den Begriff des *Instinctes* so breit, wie er es jetzt thut, in einer Anthropologie zu entwickeln; Hegel verweis't ihn mit Recht in die Naturphilosophie, Encykl. 2te Ausg. §. 359. Anmerk. Oder wenn Damerow erst die Naturphilosophie, dann die Philosophie des Geistes zu lehren hätte, so würde er wohl zugeben, dafs die *Physiologie* noch ganz in die Darstellung des organischen Lebens als *Leben* gehört. Die Sprache, welche Damerow als Beispiel der unendlichen Einheit des Körperlichen und Geistigen anführt, hat das Princip ihres Entstehens doch nur im Geistigen, im Anschauen, Vorstellen, Denken. Das Thier hat nur Stimme, nicht Sprache. Dafs der Geist *durch* den Organismus den *äufserlich* realen Ausdruck seines Vorstellens u. s. f. gewinnt, ist in dem Procefs das Secundäre, denn die *specifische Lautbildung*, in welche vornämlich das physiologische Element fällt, bewirkt die *Verschiedenheit der Sprachen*, wogegen der Geist an und für sich weder dieser noch jener Sprache das Privilegium ertheilt und eben deswegen als der denkende und im Denken *Eine alle* Sprachen durchdringt. Sein Denken ist die sogenannte Ursprache und in ihm ist er daher *zugleich* über die Sprache *hinaus*. Hegel negirt ja in dem dritten Abschnitt seiner Lehre vom subjectiven Geist die Natürlichkeit desselben nicht auf abstracte Weise, sondern er hebt dieselbe in dem Procefs des Geistes auf, aber so, dafs allerdings die Einheit des Geistes mit der Natur nicht mehr eine unmittelbare ist, gegen welche der Geist sich negativ verhalten mufs, um sich als reine Idealität, was er an sich ist, für sich zu setzen, als Bewufstsein, sondern die Identität ist hier eine durch die Negativität des Geistes gegen die blofse Natürlichkeit *vermittelte*.

(Der Beschlufs folgt).

XXVII.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von Dr. Wilhelm Körte. In vier Lieferungen. Leipzig, 1837. *bei Brockhaus.* 38 *Bogen. gr.* 8.

Der Chinese nennt die Sprichwörter: „Denksprüche der Weisen," der Italiener: „Volksschule," der Spanier: „Arznei der

Seele," der Morgenländer: „Blume der Sprache;" der Deutsche sieht in ihnen seine „Weisheit auf der Gasse." Hiernach bestimmt sich schon gar leicht die Bedeutung des Sprichworts nach Art und Beschaffenheit jedweder Volksthümlichkeit. Wo im Sprichwort eine Arznei der Seele oder eine Blume der Sprache gefunden wird, da hat sich offenbar dichterische Production eingeschlichen; wo das Sprichwort als ein Ergebnifs „der Weisen" im Volke umgeht, da verräth sich sein Ursprung aus dem Kopfe eines Denkenden, der die Anschauung des Zeitalters durch seinen Ausspruch zum Bewufstsein bringt. Von dieser Art waren die Sprichwörter der Griechen. Von alten Theosophen und Naturschauern haben wir fast nichts als solche zum Gemeingut für den täglichen Bedarf gewordene Gedanken, deren kurze Abfassung theils in der schlichten Einfalt des Geistes, theils in der Unbehülflichkeit des Ausdrucks ihren Grund hatte. Dem Volke wurden diese Ausrufungszeichen der alten Weisen zur Moral, spätere Philosophenschulen dachten einen Zusammenhang dazu. Diogenes Laërtius erzählt, dafs Aristoteles ein Buch von den Sprichwörtern hinterlassen, seine Schüler Theophrastus und Klearch sie gesammelt und erklärt, Chrysippus und Kleanthes ebenfalls darüber geschrieben hatten. Vieles aber, was Laërtius selbst von dergleichen vorführt, nimmt schon den Character der Anecdote, des Apophthegma, an, wo die Erfindung der Conversation hinzukam, um den nackten Einfall, die einfache Naturanschauung eines Alten zu drapiren, mit Schmuck zu verschönen oder zu entstellen. Dagegen hatte das Sprichwort orientalischer Völker eine mehr dichterische Erweiterung; bei den Arabern wurde es zum Mährchen ausgedehnt, im Munde Salomo's wurde es zur Prophetie und gewann eine poetische Form für den religiösen Tiefsinn.

In Deutschland ist das Sprichwort nicht so hohen und vornehmen Ursprungs, es ist fast nur noch Eigenthum der untern Klassen der Gesellschaft und verläugnet auch nicht seine Abkunft. Die Griechen kannten die Verschiedenheit der Stände nicht, mithin sonderte sich bei ihnen niemals die Production in dieser oder jener Sphäre, alles was griechisch war, trug den Stempel der Grazie an sich; Aristophanes, der ärgste Zotenreisser, mithin der Abgott des Pöbels, war zugleich der feinste Kenner der Speculationen des tieferen Geisteslebens. In der modernen Welt erst schuf sich jeder Stand seine eigne Welt, die unteren bedurften ihrer eignen Waffen, und diese Waffe des gemeinen Mannes war das Sprichwort. Hieraus erklärt sich das Derbe, Naturkräftige, oft Unfläthige des deutschen Sprichworts. Sodann fällt es unter uns den Provinzialspaltungen der Nation anheim; daher die vielen örtlichen und speciellen Beziehungen, die dem Sprichwort nur eine räumlich beschränkte Gültigkeit geben. Endlich weisen sehr viele Volksaussprüche auf eine Zeit der Entstehung hin, wo der Geist reformatorischer Nüchternheit angriffs- oder vertheidigungsweise gegen die katholische Orthodoxie opponirte. Daher die klare Schärfe des Verstandes im deutschen Sprichwort, aber auch das Characterfeste, das fromme Gottvertrauen, der geläuterte Aufschwung. Nur wenige Sprichwörter kommen aus der Sphäre der Klostergeistlichen; weit mehr wurde der erwachende Verstand der Laien, die Klugheit der Bürger und Bauern, in Sprichwörtern witzig, und Luther fühlte sehr wohl, welchen Verbündeten er am deutschen Sprichwort hatte, als er den Wunsch aussprach, es möchte jemand diesen Sprachschatz ordnen. Die Zeit der Kirchenreformation war in der That sehr productiv im Volkswitz. Zu ihm gesellte sich die starkmüthige Frömmigkeit des Gemüthes, zu welcher der Verstand, der anfänglich allein reformiren wollte, seine Zuflucht nahm; ganze Kirchenlieder waren nur ausgeführte Sprichwörter, und Luthers Diction ging in das Leben der Nation über. Sobald der reformatorische Geist in Staat und Kirche seine Welt gesichert sah, hörte mit der Opposition auch die Productivität des Sprichwörterschatzes auf, und als die Bildung der höhern Stände im achtzehnten Jahrhunderte sich völlig französirte, schleppte sich der Volkswitz und die Volksmoral nur sehr mühsam in den untersten Regionen der Nation herum, ohne sich eigentlich fortzugestalten.

Erst mit der Reinigung unserer Sprache und Aesthetik durch Lessing suchte man das Volksthümliche in der Redeweise wieder auf, das Sprichwort trat wieder ins Leben und man lernte die „Weisheit auf der Gasse" wieder hochhalten. Sie hat ihr plebejes Gewand nicht ganz wieder ablegen können, aber der Contrast ihrer ungeschminkten Naturwahrheit gegen die raffinirte oder künstlerische Höhe der Bildung war in der Literatur wie in der Gesellschaft um so wirksamer. Gestalten sich ereignifsvolle Tage in einer Nation, die den ganzen Bau des Lebens tüchtig in seinen Fundamenten erfassen, so hört die Sperrung der abgepferchten Standesunterschiede auf und die Gesammtheit als Einheit wird productiv. Dann zeigen sich Gestalten, die aus Instinct die Schätze des Volkes heben: man denke an Blücher, der in der Geschichte des deutschen Sprichwortes seine Stelle findet. Auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung dürfte Hegel genannt werden, als derjenige, der die Werkzeuge des gemeinen Sprachbedürfnisses zum Nutzen der Speculation zu verwenden wufste.

Diese Andeutungen sollen nichts anders sein als ein Hinweis auf den Werth der obgenannten Sammlung deutscher Sprichwörter von Dr. Wilhelm Körte. Sie ist alphabetisch geordnet, mit Parallelen aus dem Sprichwörterschatz anderer Sprachen durchflochten. Dann und wann gibt eine Anmerkung des Herausgebers die nöthigen Anknüpfungspunkte, um sich in den Zusammenhang des lexikalisch zerstreuten Reichthums zu versetzen. Eine ausführliche Vorrede gibt die Literatur der Sprichwörter; in einer Beilage hat Dr. Körte die zahlreichen Sprichwörter der „deutschen Zechbrüder" (142 an der Zahl) und des „Ewigen Wetterkalender" zusammengestellt, den Johann Fischart unter dem Titel „Aller Praktik Grofsmutter" verfafste,

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. Herausgegeben von Marheineke und Dittenberger.

(Schluſs.)

Was nun Daub's Anthropologie im Besondern betrifft, so besteht sie eigentlich aus mehrern ganz verschiedenen Abhandlungen, die aber auf eine höchst geschickte Weise zusammengestellt sind. Die Darstellung des *Selbstgefühls* für sich ist vortrefflich; wir besitzen in Daub's dogmatischer Theologie jetziger Zeit S. 5—18 unter der Ueberschrift: vom Princip, noch eine andere Darstellung desselben Gegenstandes, welche verglichen zu werden verdient. Unter den Begriff des *Selbstbewuſstseins* subsumirt Daub die Intelligenz als theoretische und praktische. Hier verdient nun unstreitig Hegel's Gliederung, welche das Selbstbewuſstsein zum bloſsen *Moment* des Geistes macht, den Vorzug, denn das Selbstbewuſstsein als solches ist eine leere Unendlichkeit, die als Form erst durch die Substanz des Geistes sich erfüllt. In der Entwicklung der *theoretischen* Intelligenz schlieſst sich Daub mit Ausnahme kleiner Modificationen ganz an Hegel an; in der der *praktischen* aber ist er im höchsten Grade originell und dies Capitel nebst dem der Darstellung des Selbstgefühls ist das Ausgezeichnetste und selbstständig Durchgearbeitetste im ganzen Buch. Daſs Daub hierbei noch oft auf Kant zurückgeht, ist ganz in der Ordnung, weil derselbe sich viel mehr, als Hegel, auf diese feineren Unterschiede im Leben des einzelnen Geistes eingelassen hat. Die Dialektik Daub's in diesem Felde hat eine ganz neue Organisation des Stoffes erzeugt. Wie auch im Kleinen derselbe sich künftighin variiren, erweitern und reinigen mag, die Grundbestimmungen sind *ein für allemal* errungen und die Hegel'sche Methode hat hier für die Nothwendigkeit der Sache einen ihrer gröſsten Siege erstritten. Mit halbem Unmuth nahete man sich sonst in den Anthropologieen und Psychologieen dieser Materie und selbst in umsichtigen und geschmackvollen Entwicklungen konnte man sich schlieſslich einer Verstimmung nicht entschlagen, eher verwirrt, als aufgeklärt worden zu sein. Nun aber ist die Genesis der Begierde durch das Gelüsten, die Differenz der Begierde als der positiven und negativen, die Genesis der Neigung durch den Hang, der Leidenschaft durch den Affect und die Continuität dieser verschiedenen Formen auf das Lichtvollste auseinandergesetzt. Daſs aus dem rein Psychischen hierbei sehr häufig auf das Moralische reflectirt wird, lag in Daub's sittlichem Eifer, in der jugendlichen Seele seiner Zuhörer durch gelegentliche Aeuſserungen solcher Art das ethische Feuer zu schüren. Am meisten sind ihm dabei wohl die *ironischen* Streiflicke gelungen, die oft, ich möchte sagen, eine packende Energie besitzen. Ein Subject konnte Daub, um ihm seine Beschränktheit, Armseligkeit als bloſses Subject, seine gehaltlose Eitelkeit recht zu fühlen zu geben, mit einer gewissen grausamen Behaglichkeit zermalmen und wenn er in der Anthropologie mit dem Leser sich zu duzen anfängt, so kann derselbe immerhin gewärtigen, am Ohr gezupft zu werden. — Den dritten Abschnitt macht eine Abhandlung über das Religionsgefühl aus, der im Ganzen wohl der Abschnitt der Phänomenologie, der von der Religion handelt, in der Eintheilung vom *Natur- Kunst-* und *Religionsgefühl* zu Grunde liegt und welche an das Vorhergehende nur künstlich angeschoben ist. Daub hat recht gut gewuſst, daſs zwischen der Subjectivität und Absolutheit des Geistes die Objectivität desselben in der Mitte steht. Der *natürliche* Wille des Begehrens u. s. f., ist noch so wenig wahrhaftes Wollen, als der Proceſs der Intelligenz im Anschauen u. s. w. wissenschaftliches Erkennen. Hegel hat daher mit gröſserer Vorsicht hier nur vom theoretischen und praktischen Geist

gesprochen. Daub hat sich hier zweier Mittel bedient, die man in seiner Darstellung öfter bemerken kann und welche man dem mündlichen Unterricht wohl zu verzeihen hat. Er besitzt nämlich eine besondere Stärke in der Auffindung von *relativ richtigen Uebergängen* und relativ richtiger Systematisirung, d. h. er weiſs recht gut, wie die Sache eigentlich steht, allein er sieht sich genöthigt, diesmal den Horizont anders zu begrenzen, wenn er zu seinem Zweck gelangen will. Daub endigt die Entwicklung des Begriffs der Leidenschaft mit dem Begriff des *Völkerhasses*, dessen Furie nur die *Religion* durch die von ihr ausgehende wahrhafte Menschenliebe negiren könne. So läſst er also das Element des objectiven Geistes, das Volksleben, anklingen und so überrascht es uns nicht mehr, wenn dann pötzlich von der Religion die Rede ist. Nun sucht Daub einen Zusammenhang S. 506 zwischen der Abhandlung des Religionsgefühls, die ursprünglich, wie sogleich ihr Anfang verräth, gewiſs für sich selbstständig war, und dem Früheren folgendermaſsen auf höchst sinnreiche Weise zu knüpfen, indem er folgende Trias setzt:

1) Naturgefühl:
a) Selbstgefühl, *b*) Empfindung, c) Begierde.
2) Kunstgefühl:
a) Trieb (Kunsttrieb)
b) Vorstellung, Einbildung, Einbildungskraft.
c) Neigung (die Liebe dichtet, singt, malt!)
3) Andachtsgefühl:
a) Vacat.
b) Gedanke
c) Leidenschaft (der Enthusiasmus des Andachtsgefühls wird zum Sieger über die gemeinen Leidenschaften; Ehrsucht, Herrschsucht, Neid, vergehen in der Kirche).

Diese Zusammenstellung ist, wie gesagt, sinnreich, allein nichts desto weniger frostig. Sie ist nur eine *Pseudosystematik*, Alles noch einmal zu übersehen und zusammenzufassen. Die hinzugefügten erklärenden Parenthesen sind von Daub selbst. Der dritte Abschnitt soll sub a keine analogische Bestimmung besitzen, weil die Anthropologie mit dem Begriff des Andachtsgefühls „systematisch" schlieſsen und die Theologie „einleiten" soll, merkwürdiger Weise aber bei Daub doch nicht mit der Erkenntniſs Gottes, sondern mit der Liebe zu ihm und einer ethischen Gnome schlieſst. Man sieht wohl, daſs hier ein gewisser Zwang der Willkür herrscht, der bei Daub auch dadurch unterstützt ward, daſs er mit einer seltenen Ausdauer und Frische in einem steten Umarbeiten seiner Erkenntniſs begriffen war und ein unermeſsliches Wissen, das in ihm sich auflagerte, mit gelegentlichem Fahrwinde, theilweise wenigstens, flott machte. Man kann z. B. durch die ganze Anthropologie hin einen brennenden Reiz wahrnehmen, wo es irgend zulässig ist und der Schein des Zusammenhangs nicht zu grob gestört wird, rein naturwissenschaftliche Untersuchungen, z. B. über die generatio aequivoca, über den Raum u. s. f., anzustellen. So hat Daub sein schönstes Wissen oft in zufällige Ritzen eingestopft. Wohl hätte er Kenntniſs und Kraft genug gehabt, die ganze Naturphilosophie zu entwickeln und durch solche Arbeit die an sich freilich erheiternde und lehrreiche Manier eines Occasionalismus der Forschung in solchen Dingen zu ertödten.

Karl Rosenkranz.

XXVIII.

Das Particular-Recht im Verhältnisse zum gemeinen Rechte und der juristische Pantheismus. Mit besonderer Beziehung auf Goetze's Provincial-Recht der Altmark und Dr. Gaertner's Gegenschrift. Berlin, 1837. *Verlag von Duncker und Humblot. IV.* 56 S.

Die Bearbeitung des altmärkischen Provincialrechtes von Goetze hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, die unternommene Redaction und beabsichtigte Codification der Provincialrechte Preuſsens im Principe zu rechtfertigen. In besonderer Rücksicht auf diese Rechtfertigung zeigte der Unterzeichnete das Goetzische Werk in diesen Blättern an. Die Beurtheilung ward an eine selbständige Behandlung der Frage geknüpft: ob ein Staat, der zur Codification geschritten, die Pflicht habe, neben dem allgemeinen Codex, auch die in einzelnen Gebietstheilen etwa vorgefundenen particulären Rechtsgestaltungen zu codificiren. *Gegen* die verneinende, nicht Codification, sondern Legislation fordernde, Antwort richtet sich nun die jetzt anzuzeigende Schrift.

Der Staat *dürfe* das Recht, heiſst es, wie er es vorfinde, nicht ändern, eben *weil* es ein selbanderes als der Staat *sei*; und der Staat *müsse* die particulä-

ren Gestalten desselben codificiren, *damit* es ein selbanderes *bleibe:* diefs sind die Argumente der Goetzischen Schrift. Die Gegenschrift sucht nachzuweisen, dafs aus einem einseitigen und zumal aus dem ungehörigen Gesichtspunkte, nämlich aus dem *juristischen* argumentirt sei, während es auf den publicistischen ankomme. Nur von diesem doppelten Gesichtspunkte aus stelle sich das Recht vollkommen dar, weil es selbst in dieser Doppelgestalt bestehe. Juristisch, heifst es in der Gegenschrift, ist es als ein in sich selbst geschlossenes Gebilde, publicistisch als sich Bildendes, juristisch als Dasein, publicistisch als Werden, juristisch in diesen selbständigen Gestalten, publicistisch als das vermittelst und inmitten dieser selbsteinzelnen Gestalten sich für sich selbständig gestaltende Recht. Der Staat ist das Bildungsverhältnifs des Rechtes. Er ist nicht etwas anderes als das Recht, sondern das Recht selbst im Bildungsverhältnifs. Aufser dem Staate ist es nur als die Bildungs- und Entscheidungs-Norm des selbsteinzelnen Zustandes, die, selbst abstrahirt aus demselben, in dieser ihrer Abstraction dem Ausdrucke eines über sich hinausgehenden und schon hinausgegangenen Lebens den Schein einer absolutdaurenden Präsenz giebt. Innerhalb des Staates ist es aber wesentlich *historisch*. Nur Recht und Recht gleichen sich absolut, Recht bleibt Recht nur für sich selbst; und darum giebt es auch, wo Recht dem blofsen Recht sich gegenüberstellt, weder ein Nachgeben noch ein Ausgleichen, darum, wo sich nichts darüber stellt, keine andere Entscheidung des Kampfes als die ultima ratio *regum*. Denn das Recht für sich ist selbst ein Sachliches, ein Object, ein Wesen, das sich selbst nicht anders als in diesem seinem Zustande sieht und diesen Zustand für sein Wesen hält. Aber im Staate ist *dieses* Recht nur *ein* Zustand *des* Rechtes, im Staate, d. h. in seiner eigenen Wirklichkeit, erkennt es sich selbst dafür; es verhält sich durch den Staat zu sich selbst; es bildet sich anders im Staate. Recht und Staat verhalten sich historisch zu einander. Wie im Staate das Recht gestaltet und zu gestalten sei, ist eine rein historische Frage. Die Verhältnisse, die Umstände aber *dieses* Staates entscheiden sie oder vielmehr: sie *haben* dieselbe bereits entschieden.

Nach dieser Zurückführung der Streitfrage auf das ihr eigene Gebiet sucht die Gegenschrift sodann aus den historischen Verhältnissen den Beweis zu führen, dafs, der Möglichkeit einer Codification gar nicht zu gedenken, selbst die Erhaltung der Provincialrechte in ihrer Integrität unmöglich sei. Was man nämlich Provincialrechte zu nennen pflegt, stellt sich nach der dortigen Ausführung als *Territorialrecht* dar, d. h. als das Recht eines selbständigen Staatsgebietes, als eine Rechtsgestaltung, die, wesentlich im Bezuge auf jenes politische Verhältnifs gebildet, diesem ihrem Bildungsverhältnifs nun entrissen, ihre Selbständigkeit von selbst verloren hat. Die Provincialrechte waren *gemeines Recht*. Und weil diefs ihr Wesen vergangen ist, können sie als ein *Ganzes* nicht mehr erhalten werden. Das aber, was in ihnen von Bestimmungen wirklich localer und fortdaurender Verhältnisse und Zustände enthalten ist, diefs, was eben selbst nur äufserlich in jene, auf anderem, vergangenem Fundamente ruhende Rechtsgestaltungen aufgenommen war, wieder auszuscheiden und mit dem gemeinen Recht und der Verfassung des Staates in solche Verbindung zu setzen, dafs es sich fortbilden könne, — ist das Werk der Legislation.

Aber „das Allgemeine", erwiedert unser anonymer Verf. der Replik, „ist in der Sphäre des Geistes — (wirklich *nur* da?) — auch individuell oder concret, so wie das Individuum auch allgemein, das Einzelne ein Ganzes." „Das gemeine Recht ist daher allerdings nur allgemeines, insofern es auch selbst einzeln für sich als das allgemeine, übergreifende Recht dieses Staates besteht; aber eben so wesentlich ist auch das einzelne Recht ein selbst allgemeines, nämlich auch ein besonderes, als das das allgemeine und einzelne Recht, das Landrecht und Statutarrecht selbstständig Vermittelnde. Unten und Oben ist durch seine Mitte verbunden, und es läfst sich überall an der Gliederung von *Allgemeinem*, *Besonderem* und *Einzelnem* nichts abziehen."

Gegen die „Realität und Unverwüstlichkeit" der logischen Kategorie in solcher Allgemeinheit läfst sich freilich nichts sagen und wir werden den, im Anzuge begriffenen, Schlufs ohne Widerstand über uns ergehen lassen müssen: dafs *also* die früheren Territorialrechte eben nur Provincial-Particular-Rechte werden.

Und so ist freilich der Unterschied und Gegensatz ganz einfach und leicht in der *Figur* des Syllogismus vermittelt.

Aber *wie?* Es scheint ganz auf dieselbige Weise, wie im Resultate der Gegenschrift; die ja auch das wirklich, selbstkräftig Besondere und Eigenthümliche ausgeschieden und erhalten wissen will. Dieſs aber erklärt unser Verf. anderswo, denn in jener Figur ist sie mitbegriffen, für eine „überaus beschränkte und engherzige Ansicht." Vielmehr sollen die Particularrechte nicht bloſs darin ihre Bedeutung haben, sich in ihrer Sprödigkeit gegen das allgemeinere Recht zu erhalten, sondern sie sollen auch in ihrer concreten Allgemeinheit, in dem „concreten Gedanken," aus dem sie geboren sind, fortbestehen. „Denn nicht Administration, Legislation, Jurisdiction des Territoriums habe die Particularrechte gebildet, wie die Gegenschrift behauptet, sondern ein viel tiefer im Innern liegender Lebensquell."

Darauf kömmt es allerdings an! Wird uns ein solcher nachgewiesen, so ist jene Ansicht widerlegt. — Wir scheinen aus der Schwebe jener allgemeinen Kategorien auf festen Boden, auf den historischen Boden gekommen zu sein, auf welchen die Gegenschrift die Sache zurückzuführen sich bemühte. Doch es war nur eine flüchtige Berührung des Bodens, und wir befinden uns wieder in dem flieſsenden Elemente der Luft! Aus der Höhe wird uns als die innere Lebensquelle der Provincialrechte die *Individualität der persönlichen Verhältnisse* gezeigt. Aber freilich können wir aus der Höhe, wie beschaffen nun diese Individualität sei, nicht mehr erkennen, müssen uns an dem, dunkel zu uns hinauf schallenden, logischen Klang des Wortes begnügen und uns darein ergeben, daſs dem Blick des schwindelnden Auges die heutigen sogenannten Provincialrechte mit den Particularrechten des Mittelalters in *eine* trübe Gestalt verschwimmen. Was hilft uns die Versicherung, daſs die berühmtesten Particularrechte des Mittelalters ursprünglich Stadtrechte waren, da dieſs von keinem einzigen unserer sogenannten Provincialrechte versichert wird und in der That auch sich nicht versichern läſst! Und dann! in wie fern konnte sich denn das Particularrecht aus dem statutarischen entwickeln, und welchen Stadtrechten ist diese Ehre zu Theil geworden? Doch nur denjenigen, welche so wenig im Ursprunge es waren, als sie es in der Folge blieben, denjenigen die schon im Anfange allgemeineren Inhaltes über die Beschränktheit des gegenwärtigen und örtlichen Zustandes und Bedürfnisses hinaus eine selbständige Auffassung des Rechtes, einen selbständigen Ausdruck der Rechtsansicht der Zeit anstrebten. Lassen wir uns doch nicht durch den Namen „Stadtrecht" täuschen! Es waren eben Rechte eines Landes, das eine Stadt war, oder, um diese Dissonanz für das moderne Ohr zu mildern, Rechte einer irgend wie groſsen Landschaft, deren Gebieter eine Stadt war *): wie ja die πόλις der Griechen die πολιτεία nicht nur in sich begreift, sondern in der That und dem Wesen nach in sich allein enthält, weil sie das πολίτευμα hat. Jene Stadtrechte waren Producte der Autonomie, und zwar der Autonomie, die Autodikie und Autotelie wesentlich in sich schlieſst. Sie waren, der Form und dem Wesen nach, *Landrechte*; Territorialrechte in Bezug auf die Bildungsform, Particularrechte in Bezug auf das Wesen, als eine selbständige Gestalt des gemeinen Rechtes. — Damit möchten wir denn wohl jenen unausgesprochen gebliebenen „concreten Gedanken" des Particularrechtes entwickelt haben. Das zu *Denkende* ist nämlich das Recht, aber nicht als ein noch Ungebornes, sondern als dieser wohlbekannte und vielgewandte Rechtsstoff des gemeinen Rechtes; der Gedanke diese Anschauung, dieses Bild, diese Gestalt jenes Rechtstoffes; und das *Denkende* — nun? — das Denkende ist dieses für sich selbst denkende, selbständige Volk, und selbst *ein* Volk, selbständig in Bezug auf das Recht, selbstdenkend das Recht ist es nur, indem es für sich selbst Gesetzgeber, Richter und Regierer ist. *Auto*nomie, *Auto*dikie und *Auto*telie sind keineswegs bloſse „*Ein*flüsse" und „von *Oben* und von *Auſsen* kommende Einflüsse."

*) Die tributäre Schutzpflichtigkeit dieser Städte zu Kaiser und Reich oder auch zu einem Landesherrn hat in Bezug auf das fragliche Verhältniſs eben keine andere Bedeutung, als welche durch diesen Begriff unmittelbar bezeichnet ist. Ueberhaupt müssen, um richtig zu urtheilen, die verschiedenen Bildungsperioden der Stadtrechte zunächst unterschieden, dann aber auch *als* Perioden *einer* Bildung zusammengefaſst werden. Wie wenig in dem *Rechtsstoffe* an sich das Individuationsmoment gesucht werden kann, beweiset uns besonders, daſs dieser, und zwar grade bei denjenigen Stadtrechten, die sich zu Landrechten ausdehnten, entweder selbst in seiner Grundlage *entlehnt* war, oder daſs dieselben doch erst nach Aufnahme eines fremden, aus den Rechtsbüchern, wie es beim (späteren) magdeburgischen Rechte, dann aus dem römischen Rechte, wie es in den sogenannten Reformationen geschah, geschöpften Stoffes eine vollkommen selbständige Gestalt gewannen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1838.

Das Particular-Recht im Verhältnisse zum gemeinen Rechte und der juristische Pantheismus. Mit besonderer Beziehung auf Goetze's Provincial-Recht der Altmark und Dr. Gaertner's Gegenschrift.

(Schluſs).

Politischem Bewuſstsein könnte weder der Zweifel entstehen, daſs nicht gerade in diesem *Αὐτός* der unbekannte, anderswo, „tiefer," „innerlicher" gesuchte Lebensquell zu erkennen sei, und noch weniger der Glaube, daſs dem abgeschiedenen Geiste dieses *Αὐτός* doch eine für sich selbständige Wirklichkeit, ein leibliches Leben auſser seinem Leibe beiwohne. Denn in der That verkörpert sich der Rechtsgeist nur in jener dreifachen „sich wechselseits bedingenden und durchdringenden Wirkungsthätigkeit;" diese als selbständig einzelnes Dasein *ist* der Körper des Rechtsgeistes; in dieser Gestalt concresciert er. Den concreten Gedanken im Unterschiede von dieser seiner Gestalt für sich behalten zu wollen, ist Abstraction. Es ist ein todtes Denken, jene eigentlichen Lebensverhältnisse, jene Wirkungs- und Ausdrucks-Verhältnisse des Rechtsgeistes als einen Webestuhl betrachten zu wollen, und zu glauben, daſs das hiervon gelösete Gebilde eben nur eines andern Rahmens bedürfe, um fortdauern zu können. Allerdings hat dasselbe auch eine Fortdauer; es bleibt unversehrt, ungeschmälert, ganz — als *Gedanke* und in der Geschichte. Die Rechtsgeschichte bewahrt auf, versammelt und bildet in sich diese einzelnen Gedanken des Rechtes zur Wissenschaft des Rechtes. Aber im Leben hat ein Territorialrecht sich überlebt, wenn es sein eigen Gebiet verloren hat. Dann muſs man freilich tiefer suchen; nämlich nach einem, von jenem *unterschiedenen* Leben, nach kleineren, engeren Kreisen, in welchen Selbstempfindung eines eigenen Bedürfnisses, eben so wie sie diese Kreise gebildet hat, dieselben auch eigenthümlich zu gestalten fähig ist. Jenes Individuum ist vergangen! Ein Bezug des neuen Landrechtes zu demselben ist unmöglich, weil er unwirklich ist; er wäre *gemacht*; es müſste von dem, für welches das Bedürfniſs einer gliedlichen Verbindung vorgegeben wird „das Eine" (wie es denn auch geschieht!) aus der Vergangenheit erst hervorgesucht werden. Jene engeren, wirklich vorhandenen, selbstlebendigen, selbst aus dem Leben zu erkennenden Verhältnisse sind es allein, die einer Verbindung mit dem neuen Landrechte bedürfen, auf welche ein verhältniſsbestimmender Bezug desselben, und zwar *ohne Mittel*, nothwendig ist.

Aber wie unlogisch! Ohne ein Mittleres? Wir wollen aber nicht scheuen, der uns entgegengehaltenen Medusa des Syllogismus ins Antlitz zu blicken. Einzelnes, Besonderes, Allgemeines! Das sind ihre starren Züge. Aber was ist denn *hier* das Einzelne? Wir glauben der Mensch. Für sich selbst Gesetz zu sein und zu werden, dieses Recht des Menschen wird durch die local-temporal bestimmten und selbständig gestalteten Unterscheidungsbezüge der Lebensverhältnisse vermittelt mit dem allgemeinen Verhältnisse als dieses selbständige Individuum nur in dieser Staatsgemeinschaft, nur nach dem Gesetze und Rechte dieses Staates zu bestehen. *Wir* haben also eine Mitte. Indessen unser Verfasser übersetzt den Syllogismus so: Statutarrecht, Provincialrecht, Gemeinrecht. Wer erkennt darin aber nicht die unvollständige Uebersetzung der alten Parömie: Willkür bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemeines Recht. Das erste Glied ist weggebrochen, damit der Syllogismus herauskomme!

Und der juristische Pantheismus? Die neueste wissenschaftliche Literatur beginnt ein nicht neues, son-

dern sehr altes, nämlich der Zeit ihrer Unselbständigkeit angehörendes Element wieder aufzunehmen: man argumentirt mit religiösen Dogmen; ja ein Dogma vertritt allen Beweis. — Diese in dem Goetzeschen Werke wahrzunehmende Richtung veranlaſste den Referenten in der Beurtheilung desselben zu dem Beweise: daſs die dort ausgeführte Ansicht trotz aller dogmatischen Stützen im Grunde doch pantheistisch sei. Seine Absicht war, zu zeigen, daſs mit solchen Argumenten nichts auszurichten, zu überzeugen, daſs durch solchen Scholasticismus der Religion keine Ehre erwiesen, der Wissenschaft aber ihre Freiheit, ja ihre Selbständigkeit genommen sei. Doch dieses Oel des Friedens fiel in die, wie es scheint von dritter Hand geschürte, Flamme. Denn nun ruft unser Verfasser der Schilderungen Goethischer Denk- und Dichtweise: Pantheismus an allen Ecken! Pantheist ist, wer nicht an das gemeine deutsche Privatrecht glaubt; Pantheist aber auch, wer an kein Provincialrecht glaubt; Pantheist, wer nicht an den König, sondern nur an den Markgrafen *und* an den Fürsten *und* an den Herzog u. s. w. glaubt; Pantheist aber auch, wer nicht an den Markgrafen, Fürsten und Herzog u. s. w. in der Person des Königs glaubt. Zuletzt aber tritt der Verfasser in seiner contrariirenden Vermittelung — (wir sind an den Gothofred erinnert!) — sich selbst entgegen. Der Pantheismus „anerkennt überall ein göttliches Element, heiſst es S. 4, aber er findet den göttlichen Inhalt nirgend *ganz* (als Individuum)." Immo: es ist Pantheismus, wenn die Individualität auf *ein* (ganzes) Individuum reducirt wird (S. 46).

Wir haben dieser Schrift eine so ausführliche Beurtheilung gewidmet, weil sowohl die Sache als die Form die allerernsteste Bekämpfung forderten. Nur diese Forderung konnte das persönliche Gefühl des Referenten überwinden und in der herben Wehmuth ausdauern lassen, die in jedem längeren Moment des Verweilens bei dieser Schrift immer neu und immer tiefer empfunden werden muſste. Denn ein sehr herbes und zugleich wehmüthiges Gefühl ist es, zu sehen, wie in solcher Handhabung die, tiefster Entwicklung fähige, dialectisch so kräftige Hegelsche Philosophie wirklich zu einem so todten logischen Schemen, zu *dem* — in der That pantheistischen — Paulogismus hinabgebracht scheint, wofür ihre Gegner sie so gern ausgeben möchten, und von einem ihrer Freunde dazu hinabgebracht wird, und zumal unbewuſst durch dessen Nachgiebigkeit gegen das absolute Vermittelungsbedürfniſs seiner sanften Individualität, die jeden Gegensatz, sobald er nur anklingt, aufzulösen beflissen ist.

Aber so wenig irgend ächte Wissenschaft es vermag, so wenig kann die Philosophie einem Zweck, einem Menschen dienen. Was für ein Bedürfniſs es auch sei, wie groſs, wie nothwendig man es sich auch vorstellen möge, immer ist die Philosophie viel zu groſs, als daſs sie ein Mittel dafür sein könnte. Ein bedürftiger Mensch erreicht sie nimmer, und was er ergriffen zu haben glaubt, ist ein Trugbild. — Im Schluſs ist freilich Alles — auch die Sünde — begriffen. Und wer im absoluten Vermittlungs-Bedürfniſs an die absolute Schluſsvermittlung und den Rückgang aller Dinge in Gott alles Denken anschlieſst, dem entschwindet zuletzt das Bewuſstsein des Unterschiedes. Und doch fordert der Schluſs auch für sich ein Urtheil, die Unterscheidung und Sonderung der cognata genera, der Prädicamente und Divisionen, und zur Grundlage eine feste und bestimmte Kategorie der Substantialität, Qualität, Relation u. s. w. (cf. Aristot. Topic. lib. II. cap. 2. lib. IV. cap. I.); doch bleibt trotz aller Schluſsvermittelung im *Endlichen* der *Unterschied* von Recht und Schlecht bestehen; doch bleibt trotz aller Schluſsbeziehung der Unterschied von Recht und Staat in seinem Rechte. — Hätte nicht der Verf. die Schärfe, zu welcher Referent diesen Unterschied herauszuschleifen sich bemühte, erschreckend wieder zu der überkommenen Stumpfheit politisch-sittlichen Gefühls umgebogen, sie würde ihn behütet haben vor der Gefahr, der er nunmehr erlegen ist! Daſs nämlich der verehrungswürdige Mann mit seiner Philosophie in aller Unbefangenheit selbst dienstbar geworden ist einem Zwecke. Freilich wird dieser Zweck den Dienst nicht rühmen. Denn unglücklicher und in aller Unbefangenheit das Geheimniſs des Zweckes verrathender könnte doch die Codification der Provincialrechte nicht vertheidigt werden, als durch deren treffende Vergleichung (S. 42—44) mit der „spielenden und ihres Spiels *sich bewuſsten* altfranzösischen Gartenkunst."

G. Fr. Gaertner.

XXIX.

Die Deutschen und die Nachbarstämme von Kaspar Zeuſs. München, 1837. *Bei Jgnaz Joseph Lentner. VIII. u.* 778 *S.* 8.

Man könnte nach dem Titel des vorstehenden Buches versucht sein zu erwarten, daſs darin eine Geschichte der Deutschen und der ihnen benachbarten Stämme gegeben werde. Dieses ist aber keineswegs der Fall. Daher hätte der Titel bestimmter und genauer den Inhalt des Buches angebend sein können. Dasselbe aber enthält eine Zusammenstellung der Herkunft, Wohnsitze, Wanderzüge nicht nur der alten Völker Germaniens, sondern auch sämmtlicher europäischen Stämme mit Ausschluſs der alt-italischen, griechischen und alt-hispanischen Völkerschaften. Der Vf. hat sich demnach eine viel gröſsere Aufgabe vorgesetzt als Wilhelm in seinem Buche „Germanien und seine Bewohner": auch hat er sie von ganz andern Grundsätzen ausgehend und in ganz anderer Weise zu lösen gesucht. Wir glauben den Werth und die Ausführung des Buches nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir demselben in der Ethnographie den Platz anweisen, den die deutsche Grammatik von J. Grimm in der Sprachwissenschaft oder dessen deutsche Rechtsalterthümer in der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte einnehmen. Offenbar haben beide Werke dem Vf. als Muster vorgeschwebt, wie selbst die äuſsere Form des Buches schon anzeigt.

Da es dem Vf. nicht um eine Geschichte der genannten Völker, sondern um eine Feststellung ihrer Herkunft, ihrer Wohnsitze, der Richtung ihrer Wanderzüge zu thun war, so hielt er es für das erste und unumgänglichste Erfordernis, die alten Zeugnisse über die Nordvölker (so nennt er die bezeichneten Völkerstämme) genau zu betrachten und kritisch zu behandeln. Es erschien ihm daher unerläſslich, dieselben in der Ursprache zu geben: nur die arabischen wurden in Uebersetzungen, die slawischen aber mit begleitender Uebertragung mitgetheilt. Ganz besondere Sorgfalt verwendete Hr. Zeuſs auf die Berichtigung des in den Eigennamen so häufig verunstalteten Textes der alten Schriftsteller. Dieses ist bei den Namen der germanischen Völkerschaften wie auch ihrer nördlichen und östlichen Nachbarstämme um so nothwendiger, als bekanntlich die beiden Hauptschriftsteller, welche die Reihe der Nordvölker aufzählen, in Hinsicht auf die richtige Namenschreibung noch ganz im Argen liegen: Ptolemäus für die frühere, Jornandes für die spätere Zeit nach der neuen Umgestaltung durch die Völkerwanderung. Auch selbst für Tacitus bleibt in dieser Beziehung noch Manches zu thun übrig. Hr. Zeuſs hat zu seinen Zwecken von Jornandes einige Wiener und eine Münchener Handschrift benutzt und damit den Text des Mailänder Codex, den Muratori gibt, verglichen. Die vortreffliche Pfälzer Handschrift scheint er aber nicht zur Hand gehabt zu haben. Ungeachtet dieser Hülfsmittel finden wir nicht, daſs ganz besonders wichtige Resultate für einen bessern Text des Jornandes in den so häufig entstellten Personen-, Völker- und Ortsnamen gewonnen worden sind. Von Ptolemäus benutzte Hr. Zeuſs die alte Ulmer- und Straſsburger lateinische Uebersetzung, die erste griechische Ausgabe von Erasmus, die Varianten der Coislinischen wie auch der Wiener Handschrift und die neuste Ausgabe der Germania, welche Sickler besorgte. Der griechische Text der Germania findet sich auch in den Zusätzen S. 759 fl. vollständig abgedruckt.

Nach dem Angedeuteten wird man in dem Buche weder eine Geschichte der deutschen noch der keltischen, slawischen und der im Osten Europas aus Asien eingewanderten Völker suchen, sondern nur die Stellen der alten Schriftsteller über ihre Herkunft, Stammverwandtschaft, Wohnsitze, Wanderungen zusammengestellt finden: jedoch hat der Vf. die früheren wie die neusten Untersuchungen, Forschungen, Conjecturen gewöhnlich ganz unberücksichtigt gelassen, obwohl es hie und da sichtbar ist, daſs sie ihm nicht unbekannt waren. Nur in Beziehung auf das Sprachliche ist eine Ausnahme gemacht, wo zur Erklärung der Namen der germanischen und slawischen Stämme die Werke von J. Grimm, Dobrowsky und einiger andern Sprachforscher angeführt worden sind. Aber Alles was anderwärts in neuern historischen und geographischen Werken durch Combination und Conjectur ermittelt oder wahrscheinlich gemacht worden, findet sich mit ganz seltenen Ausnahmen ausgeschlossen, was bei einem Werke dieser Art keinen besondern Beifall, wohl aber Tadel verdienen möchte. Denn grade dadurch konnte ein so umfangreiches Werk eine ausgezeichnete Stellung in der Literatur einnehmen, wenn es erstens über seinen Gegenstand alles, was die Quellen liefern, mit-

theilte, sodann aber auch die Resultate der besten neuern Forschungen theils aufnahm, theils kritisch beleuchtete. Hätte aber der Vf. sich einzig und allein nur auf die alten Zeugnisse stützen wollen, so daſs er gewissermaſsen auf einer tabula rasa ganz neu aus den Quellen seine Zusammenstellung machte, so durften auch die Namenerklärungen J. Grimm's nicht aufgenommen werden, welche zum Theil doch auch nur nach Muthmaſsungen gemacht worden, wie dieser groſse Sprachkenner selbst zugestehen wird.

Was die Anordnung und Eintheilung im Buche angeht, so ist diese im Allgemeinen zwar zweckmäſsig und passend, aber die Unterabtheilungen (d. h. die einzelnen Stämme) sind oft höchst willkürlich zusammengestellt, da der Vf. sich bei der Eintheilung allzusehr an die geographische Nachbarschaft hält. Nicht selten aber geschieht es in der Zeit der Völkerwanderung, besonders bei den germanischen Nationen und Stämmen, daſs nach der Abstammung zusammengehörige Völkerschaften weit aus einander gerissen werden. Als Einleitung schickt Hr. Zeuſs einen Ueberblick des Schauplatzes voraus, worin er von den Gebirgen, Wäldern, Flüssen Mittel-Europas handelt und ihre Namen bei den Alten angibt. Das Werk selbst zerfällt sodann in zwei Bücher, wovon das eine das Alterthum, das andere die neuen Umgestaltungen seit Anfang des dritten Jahrhunderts umfaſst. Im ersten Buche wird ein gedrängter Abriſs über die Sprache, den Götterglauben, die Körpergestalt, die Lebensweise der Nordvölker vorausgeschickt: sodann werden die verschiedenen Völker selbst aufgezählt. Ohne hier der keltischen, slawischen und andrer nicht germanischen Völkerschaften in Nord- und Ost-Europa zu erwähnen, welche der Vf. in dem Buche besprochen hat, wollen wir hier nur angeben, in welcher Weise er den Hauptgegenstand des Werkes, die deutschen Stämme, geordnet hat. Zuerst wird von den Zweigen der ältesten deutschen Volksstämme, den Ingävones, Istävones, Hermiones und Hilleviones (Scandinaviern) gehandelt. Näher zählt sodann Hr. Zeuſs mit Angaben der Stellen der Alten in extenso die Völker des Oberlandes auf: er rechnet dahin die Sigambrer und ihre Nachbarvölker, die West-Sueven oder Chatten und Hermunduren mit ihren Stammverwandten, die Cherusker und ihre Umgebung, die Marcomannen mit ihren Verbündeten und Nachbaren, die Ligischen Völker, endlich die Bastarner. Hierauf folgen die Völkerschaften des Flachlandes zwischen dem Küstenstriche und dem Oberlande: die Semnonen, die Warinen, die Burgundionen, die Gothen; und zuletzt werden neben einander gereiht die Völker des Küstenstriches: die Friesen und Chauken mit ihren Nebenvölkern, die Cimbern, Teutonen, Ambronen mit den Saxones und Anglen, und die Anwohner der Ostsee: die Suardonen, Rugier, Turcilinger, Sciren. Im zweiten Buche, worin die Völker nach ihren Wohnsitzen und Wanderungen in Folge der groſsen Umgestaltungen vom dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung an besprochen werden, sind folgende Zusammenstellungen der germanischen Völker gemacht: 1) *Westvölker*, wozu die Alamannen mit den Sueven, die Franken mit ihren Stämmen, die Thüringer mit den Warnern, die Bojoarier, die sächsischen Völkerschaften und die Friesen gerechnet werden. 2) *Die Ostvölker*, unter welche die zahlreichen gothischen Stämme mit den Bastarnern und Peucinern, die Ligier mit den Vandalen, Sueven, Burgundern, Langobarden u. s. w., die Ostseevölker Heruler, Rugier, Sciren, die Saxones mit den Anglen und Juten gereiht werden.

Bei dem groſsen Umfange des Werkes, worin mehrere Hunderte von Völkerschaften besprochen werden, kann in einer kurzen Anzeige nicht in die Beurtheilung des Einzelen eingegangen werden. Im Allgemeinen aber muſs man anerkennen, daſs das Buch, welches für den Historiker wie für den Geographen eine bedeutende Erscheinung in der Literatur ist, von ausgebreitetem, sehr fleiſsigem und gründlichem Studium der Quellen zeugt, und der Vf. nicht wenige neue Resultate durch seine Forschungen gewonnen hat. Es wäre zu wünschen, daſs Hr. Zeuſs sein Material zu einem gröſsern kritischen Werke verarbeitet hätte, wozu das vorliegende Buch hätten die Noten sein können.

Aschbach.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

XXX.

Paralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck. Lipsiae, 1837. 2 *partes. XII und* 622 S. 8.

Es sind nunmehr drittehalb Jahrhunderte vorübergegangen, seit *Henr. Stephanus* seine *Paralipomena grammaticarum linguae Graecae institutionum* herausgab. Was damals griechische Grammatik hiefs, war ein Flick- und Stückwerk aus armselig überlieferten Trümmern, das nicht entfernt mit den Darstellungen der lateinischen Sprache sich messen konnte: man mochte nun auf den Gehalt blicken, der in einem Umrifs der allgemeinsten und doch unzuverlässigen, oft falschen Thatsachen bestand, oder auf die Fassung und Form, welche ohne Plan und Methode schwankte, überall verrieth sich ein tumultuarischer Bau, in gröfster Eile für die Nothdurft unternommen und weder auf Forschung noch Erkenntnifs des Hellenismus angelegt. In solchen Zeiten, dächte man, sollte es eine Lust und Ehre gewesen sein den unermefslichen Acker grammatischer *Paralipomena* zu bearbeiten, und noch weniger hätte es dem Ruhm eines Stephanus mifslingen können, dafs mit einem Schlage sich Gründlichkeit und Ordnung einfand. Doch war es anders: er zog den Kürzeren gegen die so vielfach von ihm gerügten Idioten; auch läfst sich wohl begreifen, dafs wieviel er immer in Einzelheiten voraus hatte, gleichwohl die tiefere Einsicht in die Mängel des Objekts und in die nothwendigen Leistungen der Zukunft ihm versagt war. Uebrigens vermochte selbst der genialste Kenner nichts zu ändern, so lange die Studien der griechischen Literatur in der Kindheit blieben und die Philologie sich fessellos aufser dem systematischen Zusammenhalt bewegte. Erst das achtzehnte Jahrhundert schuf, zerstörend und zugleich aufbauend, wie seine Natur es mit sich brachte, die fehlenden Grundlagen: indem es die griechischen Meister zu geniefsen begann, sammelte man gemach einen grammatischen Stoff; dann aber ging man rasch zu Prinzipien, Fachwerken und Methoden über, um die Empirie mit der Schulbildung in besseres Vernehmen zu setzen, und mancher ahnt wol gegenwärtig nicht, gegen welche Fülle der Barbarei damals gekämpft wurde. Jedes Decennium dieser lebensfrohen Zeit führte eine neue Art der Betriebsamkeit herbei, und streitende Richtungen, etwa der reformatorische Leichtsinn eines Lennep und seiner Anhänger in Deutschland gegenüber dem pedantischen Fleifs von Fischer, hatten bequem neben einander Platz; bis im Gewirr der Kräfte heller und fruchtbarer ein Bewufstsein des hellenischen Sprachgeistes durchdrang, welches eine breitere Bahn zur Sprachwissenschaft allmälig brach. Unsere heutige Grammatik ist die Frucht dieser Entwicklung: und fassen wir ihren hauptsächlichen Bestand in einen summarischen Umrifs, so hat durch höhere Gabe der linguistischen Anschauung *Buttmann* die Formenlehre begründet, *Matthiä* als praktischer Sammler dem Studium der Syntax seinen Boden bereitet, und zuletzt *Lobeck* die Reichthümer, die Gesetze und Probleme der Wortbildung in weitem Umfang eröffnet.

Haben wir nun wirklich ein grammatisches Eigenthum, eine Sicherheit erworben, und, was endlich das erwünschte sein mufs, eine Fähigkeit vorwärts zu dringen und in der griechischen Form uns mit Freiheit zu bewegen: welcher Sinn liegt alsdann, dürfte man fragen, in diesen jetzigen *Paralipomena?* denn ein oberflächlicher Blick läfst etwas mehr als ein ausgedehntes Register von Defekten erkennen. Mit anderen Worten: welche Rückstände hat die griechische Grammatik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte zu tilgen? und da Mängel und Reste von allem menschlichen Wissen unzertrennlich sind, sollen die hier aufgewiesenen *Paralipomena* für wesentliche gelten, an deren

Dasein sich durchgreifende Irrthümer knüpfen, oder zur engeren Fachgelehrsamkeit gezogen werden, deren Wege zur kunstmäfsigen Vollendung allerdings niemals abschliefsen? Die Aeufserungen des Verfs. sind wenigstens sehr geeignet die gröfsten Bedenken und das entschiedenste Mifstrauen gegen den Gehalt jener Disciplin anzuregen. Unter anderen p. VII. *sed confitendum potius, quicquid profecerimus, pusillum videri prae eo quod restat. Ut nunc quidem est, perpauca sunt vocabula, quorum declinatio, motio, appellatio in aperto sit posita; pauciora etiam, quorum significatio clareat, illam — dico, quae plerumque nullo aut Latino aut Germanico vocabulo exprimi potest, quae cum tempore et loco mutatur Protei instar vel si quid magis est versatile et volaticum.* In der That ein trüber Ausspruch; den wir doch nicht buchstäblich deuten werden, woran schon einige frühere Worte hindern: — *nec fas videtur condito pridem decimo quinto lustro spes inchoare longas, mihi praesertim, qui quo longius in his studiis progredior, hoc magis sentio verum esse quod Plato dicit,* οἱ μεγάλοι πόνοι τῶν νέων εἰσί. Niemand wundert sich über die Ermüdung des Forschers, welcher viele Strecken durch die verschlungensten Pfade hin mit scharfem Auge durchwandert hat, und nachdem er einem Ziele seiner Mühen nahe gerückt ist und auf der Höhe seiner Erfahrung das gesehene Land mit dem unentdeckten, den mäfsigen Gewinn mit den goldnen Schätzen langgenährter Hoffnung zu messen beginnt, in gewaltigem Abstande von der Wahrheit und Gewifsheit sich findet, und mit gemindertem Muthe ein jüngeres Geschlecht herbeiruft, dem vielleicht weiter zu gelangen und mit ähnlichem Geständnisse seinen Lauf zu schliefsen bestimmt ist. Ueber solche nur flüchtig niederschlagende Gefühle darf man wie gesagt sich nicht verwundern; um so weniger als sie dem Bewufstsein der tüchtigsten Anstrengung entsprungen sind: aber keineswegs berechtigen sie den Werth der griechischen Sprachwissenschaft um einige Grade herabzudrücken. Man vergesse hierbei nicht, mit welchen Aufgaben die Philologie unserer Tage sich zu befassen hat. *Wolf* war der letzte Glückliche, welcher das zur Einheit seiner Verhältnisse zurückgeführte Alterthum in unzerstückten Massen, in seinen besten und reinsten Erscheinungen, und (was etwas bedeuten will) in harmloser Behaglichkeit — einer der ῥεῖα ζώοντες — genofs und nach beliebiger Auswahl verhandelte. Jetzt ist es anders geworden, und wie die meisten Disciplinen ihren Stoff in seine Fächer zerlegt und mit erhöheter Macht des Geistes in deren vielseitigste Details sich vertieft haben, so sehen wir im Vorrücken des Jahrhunderts auch das philologische Wissen in Gruppen auseinander gehen und getrieben vom Schwunge der frischen Methodik durch alle seine Gebiete bis über die streitigen Grenzen hin eilen; Arbeit und Zwiespalt sind an die Stelle des Genusses und friedlichen Dilettantismus getreten. Dafs man gleichermafsen in der Grammatik weiter dringen müsse, liegt schon darin ausgesprochen, dafs die Verbesserer derselben, indem sie genöthigt waren Neues mit den Trümmern eines morschen Baues zu verknüpfen, keinen gleichartigen Plan befolgten und noch weniger ein umfassendes Material beherrschten; Buttmann blieb nicht minder als Matthiä frühzeitig an einer Trennungslinie des Stoffes oder der litterarischen Zeitalter stehen, wodurch das wichtigste von dem was seit Alexander sich entwickelte den Werth zufälliger und überhängender Zugaben erhielt: so sind beträchtliche Abschnitte fern von Vollständigkeit, mehrere noch ungeordnet und leicht organisirt, zumal wo die Sprachenvergleichung herzutreten soll, und es fehlt nirgend völlig am falschen oder schwankendem. Demnach hat das grammatische Studium, welches um zu ergänzen und die sinnliche Form aus ihren geistigen Gründen zu begreifen in einen unendlichen Spielraum sich versenkt und immer dichtere Massen der Gelehrsamkeit auf den Platz bringt, bereits ein zunftmäfsiges Aussehn angenommen; die Sprödigkeit der sich häufenden Einzelnheiten, welche bald nur durch Register zu bezwingen sein werden, streitet mit der Fafslichkeit, die dem sonst beschränkten Haushalt eine gewisse Popularität und Empfänglichkeit verlieh; und was ehemals ein Werkzeug der Interpretation war und einen Boden der Lesung abgab, welche sich in aller Unmittelbarkeit an den Alten nährte, das beginnt als eine besondere Provinz gewissermafsen sich selber zu genügen. Diese Veränderungen sind gleichwohl nur vorübergehend und zu sehr in der Natur eben der grammatischen Forschungen begründet, um Mifsdeutungen zu veranlassen, wenngleich der Ton zum öfteren scharf und spitz geworden ist; dennoch bleibt bei aller Treue des Berufs zu wünschen, dafs man in Nebendingen

einige Sorglosigkeit zu gute halte, wie sie einst *Garve* dem allzu pünktlichen *Reiz* empfahl und wie solcher die aggregathafte Philologie bedarf; und es mag nicht übel stehen, wenn man sich entschliefst kein todtes Kapital an Sammlungen zu verstatten, sondern grofses wie kleines als Gemeingut an die Praxis zu übergeben.

Mit diesen Erwägungen verbinden wir sofort eine Beurtheilung des vorliegenden Werkes: wenn anders man nach wenigen Monaten wagen darf ein Buch zu beurtheilen, dessen Werth erst nach vieljährigem Gebrauch allmälig abgeschätzt werden kann. Inzwischen ist schon jetzt eine Relation, wieviele Schwierigkeiten sie auch überwinden mufs, rathsam und nichts weniger als überflüssig. Denn die hier niedergelegten Thatsachen und Resultate sind bedeutend genug, um frühzeitig vom wissenschaftlichen Publikum beachtet zu werden; auf der anderen Seite hat der Verf. einen kleinen Kreis von Mitforschern vorausgesetzt, und wenn an solche die Forderung ergeht, Leser mit kühlem Blute zu sein, welche die Wanderung durch Steppen und Dickicht nicht verschmähen, so möchte jener Kreis sich leicht noch mehr verengen, und wenige mit Entschlossenheit bis zum Ende Stand halten. Man bedenke, dafs die Wortbildung, das trockenste und am lauesten angebaute Kapitel der Grammatik, den Kern und Inhalt abgibt; und dafs der grammatische Stoff mit Ausschliefsung aller angrenzenden Fragen behandelt ist, ohne nur einmal auf litterarisches und andere sowohl nützliche als erfrischende Mittheilungen einzugehen. Ist also das Buch für die Mehrzahl (mit Ausnahme der vielen, welche durch die Hinterthür zu den lockenden Citaten zu gelangen pflegen) ein verschlossenes, so wird der Versuch, mit Abstreifung alles lästigen Details die Hauptpunkte in den wesentlichsten Momenten vorzuführen, zeit- und zweckgemäfs erscheinen. Doch hängt das Verständnifs dieses Ganzen zu sehr von der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers ab, um nicht vorher mit seiner geistigen Physiognomie und Methodik uns zu befreunden, und an einem wenn auch ungefähren Bilde ein stetiges Mafs zu gewinnen, wodurch das was an der Schale hart und fremdartig erscheint sich würdigen oder ausdeuten liefse.

Der wohlbegründete Ruhm unseres Verfs. macht gewisse Lobpreisungen unnöthig, an deren Wahrheit jetzt wenige glauben mögen, seitdem die Etikette der Recensenten-Technik sie in Anspruch genommen und als unschuldige Staffage verwandt hat. Jeder der mit diesem Theile der Litteratur sich beschäftigt weifs um *Lobecks* ausgedehnte Gelehrsamkeit, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs niemand unter den heutigen Philologen eine gröfsere Belesenheit in den griechischen Schriftwerken besitze, niemand mit gröfserer Ausdauer oder mit einer glücklicheren Gabe der Beobachtung auf die Wechselfälle der Gräcität geachtet habe; gewifs ist aber selbst unter früheren keiner aufzufinden, der so völlig des gelesenen Herr geworden wäre, dafs er seine Ausbeute, gleichviel ob charakteristische oder beiläufige Thatsachen, sogar den dürftigen Scholiasten oder Paraphrasten im Winkel nicht ausgenommen, gleichsam in Buch und Rechnung bringen und überzählen konnte. Jene Resignation und Aufopferung, welche wie von anderen Gebieten so von der Alterthumsforschung immer mehr weicht, die bereits am *Phrynichus* sich bewährt hatte, und in den späteren Schriften sichtbar einer absoluten Vollständigkeit nachstrebt, lassen die *Paralipomena* in einem glänzenden Licht erblicken. Auf diesem starken materiellen Grunde wirkt eine Methode, welche die charakteristische Farbe der Lobeckschen Werke bestimmt. Es ist die kritische Methode, die einigen als eine Skepsis erscheint, weil sie den schroffen Eindruck von einzelnen zerstörenden oder resultatlosen Demonstrationen und von mancherlei Bedenken, denen der Verf. selbst (p. 365 *ita quasi reciprocis auris in diversa impellimur*) sich nicht zu entziehen wagt, festhalten; aber mit Unrecht, denn selbst diese sollen das Positive, soweit das Mafs seiner Tradition reicht, auf den gebührenden Platz stellen. Von etwas durchaus verschiedenem geht indessen das Gefühl aus, dem die Leser nicht leicht sich entziehen, das unheimliche Gefühl der Schwankung im Angesicht solcher Reichthümer, welche gesichtet, geprüft, geordnet worden, und dennoch die meisten kalt lassen, weil der klare Begriff von ihrer Anwendung und ihren Verhältnissen zum übrigen Wissen mangelt. Wer vermag gleich mit einer immerhin genauen Untersuchung *de nominibus Graecae linguae monosyllabis* etwas anzufangen? Die innerste Natur der Kritik wie sie hier durchgängig sich entwickelt kann darüber Aufschlufs geben. Mit der seltensten Besonnenheit und Wachsamkeit verwaltet bietet sie uns die reine Thätigkeit des Verstandes

dar, welcher mit scharfer durchdringender Kraft die Besonderheiten des Stoffes meistert und spaltet, ohne dafs man ihm in gleicher Weise zumuthen dürfte zu kombiniren und zu vermitteln. Auch der Sinn für individuelle Formen und Richtungen ist minder lebendig, und wenn es gelingt die Versehen anderer, soweit sie Einzelheiten betreffen, zu ertappen und abzuweisen, so läuft die Polemik in Punkten, die weiter gehen, häufig nur auf das Verfahren hinaus, dafs die jenseitige Meinung um der blofsen Differenz willen fortgeschoben und ohne viel Umstände oder Schonung verdammt wird. Ein so geübter Takt in der Empirie und der historischen Ueberlieferung taugt offenbar auch eher für die Leistungen der beurtheilenden und emendirenden Kritik als für die weniger geschlossenen der Interpretation. Wir berufen uns auf die zweite Bearbeitung des *Ajax*; obgleich verschiedene Stimmen sich haben vernehmen lassen, indem die Schule fast die Vollendung eines Muster-Kommentares pries, ein Widerpart in pedantischem Lehrton, welchen der Herausgeber im Nachtrag bei den Paralipomena zur Ordnung gebracht hat, an allen Orten zu mäkeln fand. Es genügt aber an die überströmende Fülle der Noten zu erinnern, die gleichsam als Parerga dem eigentlichen Werke, den schlichten und doch mannichfaltigen Aufgaben der Erklärung, entwachsen sind und lieber an die mittelbaren Fragen der Erudition anknüpfen. Mit dieser Rastlosigkeit in unermefslichen Details, welche nur an einen äufserlichen Halt lehnen und den Wunsch nach irgend einem äufsersten Ziele, nach einer Beruhigung zu gleicher Zeit rege machen und vereiteln, läfst sich endlich des Verfs. Dogma, dem er durch ein gefälliges Paramythium Anschauung gibt (p. VII—XI), *omnem antiquitatis interpretationem in coniectura esse positam*, wohl vereinigen. Nemlich der endlose Zwiespalt unter den Interpreten, welcher beim Fortschreiten des Studiums noch beträchtlich wachsen werde, gehe vom Mangel an formaler Geistesverwandtschaft mit dem Antiken aus, welcher uns hindere durch die Hülle der alten Sprachen hin mehr als einen allgemeinen Inhalt zu fassen. Vielleicht sind hierin der subjektive Standpunkt der Philologie und die innere Schranke aller Linguistik zu grell herausgekehrt; wir dürfen aber hoffen und vertrauen, dafs der Streit der Meinungen, welcher ohne Zweifel mit den Bewegungen und der Fortbildung des Faches stets kräftiger und vielfältiger klingen mufs, ein reifes und fruchtbares Wissen hervorbringen werde, sobald die üppigen Schätze der Empirie mit dem Denken und der lebendigen Gegenwart einen Bund schliefsen.

Ref. wendet sich nach diesen allgemeinen Grundzügen, bei denen wir nicht zu lange verweilen können, zu der Einrichtung und Komposition der *Paralipomena*. Sie sind eine Sammlung akademischer Programme, vermuthlich aber im einzelen erweitert, was von vielen der Noten sich nicht bezweifeln läfst. Ihr Inhalt betrifft vorzugsweise die griechische Wortbildung, denn die nicht seltenen Nachweisungen zur Formenlehre liegen sowenig als die syntaktischen Erörterungen des letzten Abschnittes im ursprünglichen Plane, treten vielmehr als untergeordnet zurück. Aus der Wortbildung selbst sind wiederum gröfsere oder schwierigere Kapitel ausgehoben, denen mehrere frühere Forschungen, namentlich solche die in den *Parerga* beim Phrynichus und in der zweiten Ausgabe des *Ajax* über Eigenthümlichkeiten der Endungen und der Zusammensetzung sich verbreiten, einen vorläufigen Weg bereitet haben. Dafs nun durch diese bisher von keinem bearbeiteten Kapitel ein gemeinsamer Faden hindurchziehe, läfst sich an wechselseitigen Beziehungen und Ergänzungen wahrnehmen: so dafs ihre Hauptstücke leidlich zum Ganzen zusammentreten. Um nemlich das materielle Gepräge der Sprachbildnerei zu verstehen und in seinem Rechte zu schützen, mufs das System der griechischen *Euphonie* ermittelt sein, welches über Geselligkeit oder Feindschaft von Lauten und Sylben entscheidet; die nächste Probe findet diese Lehre vom Wohllaut an der mehr oder minder eingeschränkten Klasse der *einsilbigen Wörter*, welche theils eine so kompakte Masse bilden, dafs sie manchen Lauten unverträglich sind, theils bis zur jetzigen Niedersetzung so vielfältige Wandelungen erlitten haben, dafs sie zur Geschichte der nationalen, zumal der poetischen Sprachformation ein wichtiges Aktenstück liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Paralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck.

(Fortsetzung.)

Kommt es dann zu den Erscheinungen der Flexion und der darin unterschiedenen Genera, namentlich in *Adjektiven*, so fragt man nach den Grenzen ihrer *motio*, nach den Relationen derselben zu Substantiven und nach den Einflüssen solcher Relationen auf die Adjektivendungen. Je weiter man in so verschlungenen Bezügen der beiden Redetheile vordringt, desto zweifelhafter wird oft die Begrenzung zwischen ihnen, und man trägt Bedenken, ob unter anderen die Paragoge αια Substantiv sei oder scheine, *ob hier das Adjektiv, dort das Nomen früher war* oder ob sie, wieviel auch die Kennzeichen in einander spielen, gar nichts gemeinsames haben. Da ferner *Adjektiva* durch die *Zusammensetzung* häufig der Selbständigkeit eines Nomen sich nähern und wol auch zur Klarheit oder plastischen Malerei den Zusatz eines analogen Nomen verstatten, so hat man Ursache zu bestimmen, wieweit in anklingenden Zusammenstellungen der Art ein Plenasmus oder Nothwendigkeit stattfinde. Hingegen ist bei Substantiven mehr als einmal *die Quantität der penultima* streitig, in welcher die Endung mit dem Stamme verwächst: wie bei folgenden Repäsentanten der Genera, της, τιδ, μα. Dies ist etwa der Umrifs der hier vereinigten acht Dissertationen; mit Ausnahme der siebenten, welche meist auf die Femininform der zusammengesetzten Adjektiva sich beschränkt. Was nun die Ausführung anlangt, so darf man nicht vergessen, dafs die Darstellbarkeit eines an sich dunklen und zerrissenen Objektes, welches erst durch *Buttmann* unter der Gestalt eines blofs praktischen Summarium in die Grammatik gezogen und immer von der Mehrzahl als Nebensache vernachlässigt worden, überaus schwierig sei, da jeder wahrhafte Fortschritt hier allein durch Entwickelung eines Aggregats von möglichst starken Massen, welche nichts oder trüglich sind, ohne die schärfste Sonderung und Durchdringung des einzelen, sich bewirken läfst. Der Verf. hat einen Theil dieser Schwierigkeiten überwunden; er konnte mehr, wenn er wollte, was nur durch Aufopferung von mühsam errungenen Schätzen oder durch einen knapperen Haushalt möglich war. Jetzt mufs der Leser einen Reichthum von Citaten, welche für die bekannteren Thatsachen doch ein rein abstraktes Gewühl in Zahlen ausmachen, während sie einzig in zweifelhaften, unklaren, zerstückelten Fällen erleuchtende Kraft besitzen, fortweg durchbrechen, um eine schmale Bahn sich offen zu erhalten, und mit Anstrengung den fein gesponnenen, oft verworfenen Faden des Zusammenhanges aufsuchen. Es ist nicht überflüssig bei diesen Citaten, die man nicht einem eitlen Schaustück der Gelehrsamkeit sondern einer fast vollständigen Aktensammlung vergleichen würde, für einen Augenblick stehen zu bleiben. Sie sind theils unmittelbare Thatsachen, aus den Quellen geschöpft, theils subsidiar oder Theorieen der nationalen Grammatiker; woran die Verweisungen auf Neuere gelegentlich anknüpfen. Die letzteren sind wol am wenigsten sorgfältig und ökonomisch erlesen; man wird überdies hier wie sonst nicht vergessen dürfen, dafs manches sofort aus des Verfs. Kollektaneen (woran auch die ziemlich laxe Interpunktion erinnert) ohne erneuerte Revision in den Text gewandert, anderes in Namen oder Zahlen verschrieben ist. Etliche Beispiele mögen hinreichen. S. 39 εὐχειρωτότατον *reposuit, quod legitur apud Herodotum* VII, 9. es steht vielmehr δυσχειρωτότατοι. 41. *Bekk. Anecd.* p. 330 vielmehr p. 368, welche Stelle man übrigens völlig durchgehen mufs, um sich zu überzeugen, dafs Hr. L. ihren Sinn verfehlt hat, und oben zu setzen sei ἀντὶ τοῦ ὑβριστότατον, gegen den Schlufs aber συγγραφικαὶ δὲ αἱ συνθῆκαι bedeute, die

guten Autoren häufen gern die sinnverwandten Wörter. Weiterhin *dicitur-etiam* κυνταπίστατος *v. Anecd.* p. 101. der Antiatticist führt aber κυνταπώτατον an. In p. 49 *neque sat fidei habet* χειράπους *pro* χειροπόδη; *Suid.* Referent bedauert nicht wenig, dafs gerade Suidas von Hrn. L. selten und meistentheils in untergeschobenen Glossen (z. B. p. 116 not.) oder auf Anlafs falscher Lesarten, welche bereits von Küster und seinen Nachfolgern herausgeschafft worden, (ein Fall der Art p. 180 extr.) berücksichtigt ist; hierzu kommen unrichtige Anführungen, vermuthlich durch Schuld des Gedächtnisses. Zur letzteren Klasse gehört jenes χειράπους, an dessen statt vielmehr χειροπόδης unter dem Artikel Σαράπους (eigentlich aber war *Diogenes* I, 81. die Quelle des Suidas, zu nennen) sich findet; auch steht bei ihm nicht (wie es p. 199 heifst) τριγλῶχιν sondern ταυγλῶχιν, noch der vermeinte Unterschied (p. 109) zwischen ῥώξ und ῥῶξ. Ebenso wird man an p. 60 *Eunap. Ep.* 38, 69. wo ein Brief des Libanius angedeutet sein mag, Bedenken haben; anderes wie p. 170 *Annaeus Gazaeus* kündigt sich ohne weiteres als Versehen an. Wir wollen jedoch das Register nicht über diese Grenzen ausdehnen, und indem wir zu den Hinweisungen auf neuere Gelehrte zurückkehren, nur bemerken, dafs sie nicht immer streng erlesen oder nothwendig seien, sondern oft beiläufige Punkte des Textes oder einander selbst zu ergänzen dienen: und doch wäre es an der Zeit solche Belege streng zu sichten und auf eine präzise Summe zurückzubringen, da die Mehrzahl aller älteren Noten ein Chaos ungeprüfter Stellen ohne viel gedachtes aber mit den lästigsten Wiederholungen enthält. Wer z. B. die p. 143 über die Umsetzung von griechischen Accusativen der dritten Deklination in lateinische Formen der ersten auf *a* (wie *lampada*), einen Fall der an sich richtig im einzelen gar sehr einer Unterscheidung nach Zeiten und Klassen bedarf, angeführten Männer abhören will oder mufs, findet wenig thatsächliches vor: namentlich hat *Valesius* nichts, *Salmasius* sagt unbedeutendes, *Burmann* verweist auf *Muncker*, mit dem die meisten sich begnügen. Desto verdienstlicher sind die Citationen der alten Grammatiker, deren Theoreme durch eine lange Schaar von Anecdotis in unseren Tagen vervollständigt oder aufgeklärt, in Wahrheit aber erst in der Lobeckschen Behandlung Werth und Ehre gewonnen haben, da sie in ihrer Zersplitterung nur kleinlich und müfsig erschienen. Wie spitzfindig nun auch diese Gutachten klingen mögen, welche die Meister der alexandrinischen Schule, zunächst durch die Kritik des Homer und der übrigen Dichter angeregt, über zerstreute Probleme der Wortbildung und der mit ihr innig verbundenen Tonlehre ertheilten, und weiterhin *Herodian*, der durch die vielfachste Verhüllung und Metamorphose hervorleuchtende Techniker, zur Einheit und Gesetzmäfsigkeit rief: sie bleiben uns Wegweiser, deren Winke man nicht verschmähen darf. Es thut ihrer Autorität keinen Eintrag, dafs sie auf ihrem Standpunkte die seltneren Sprachformen mit Fiktionen bestürmen oder auch in mangelhafter Auslegung verfehlen; denn sie verlieren das Thatsächliche nie gänzlich aus den Augen. Man wird es also dem Verf. danken, dafs er die Vorschriften und Observationen der Grammatiker mit grofser Sorgfalt verarbeitet, erläutert und (was durch eine so gedrängte Zusammenstellung erleichtert worden) oft mit Glück berichtigt habe; namentlich auch die Ausdauer bewundern, mit welcher er die Schätze des *Hesychius*, des geheimnifsvollsten Lexikographen, vermocht hat auszubeuten. Von der letzten und unmittelbarsten Art der Belege, welche jeden Zeitraum der Gräcität umspannen, wäre vieles zu sagen; wir beschränken uns aber auf einige wenige Punkte. Der einsichtige Verf. (welcher nach seinem eigenen Ausdruck füglich heifsen darf *par materiae artifex*) hat seine reichen Sammlungen in Schichten und Gruppen eingeordnet, diese wiederum nach Graden der Verwandtschaft gegliedert, endlich die Besonderheiten kühl und bedachtsam geregelt, und zwar häufig da mit scheuem Zweifel, wo zehn andere rasch entscheiden würden. Es ist der lustige Anblick eines schlagfertigen Heeres; ohne Rast gibt es heifse Kämpfe, und wer tüchtig ausgehalten hat, mufs schon ermattet mit den längeren oder kürzeren Digressionen sich abfinden, welche statt Erholung zu gewähren nur die Lesung erschweren, und selbst den Verf. unaufhörlich zwingen nach dem verlorenen Faden umzublicken und zu rekapituliren, *quoniam ipsa rerum continuatio seriesque nos a proposito abduxit longius*, wie er einmal p. 166 sagt. Auch tritt der Anschaulichkeit und Ueberzeugung das Gewicht entgegen, welches der äufsere Mechanismus d. h. die Bequemlichkeit der Massen in einander zu greifen und sich gesellig zu berühren, über die chro-

nologische Entwickelung der Zeitalter und schöpferischen Genien davon trägt. Und doch ist es zur Beurtheilung und Glaubhaftigkeit besonders der dunklen sprachlichen Fragen, welche niemals aufhören einem innerlichen Gesetze zu folgen, nicht gleichgültig, ob wir den Geist verfolgen, wie er in den grofsen entscheidenden Perioden stets nach individueller Norm schafft und an äufseren Fällen, nothwendig oder launenhaft, sich offenbart, oder ob wir diese Fälle, die keinen Grund der Erklärung in sich tragen, blofs beobachten, summiren und mit Citaten bestätigen, wo wenige klassische Namen mit Alexandrinern und vielen Späteren auf *eine* Linie zu stehen kommen, mit solchen also, die gröfstentheils nur mitzählen. Eine höhere Befriedigung gewährt die Schärfe, die beherrschende Kritik, welche der Verf. unterstützt von seinem ansehnlichen Apparat, an der Beurtheilung und Zergliederung des Einzelen übt: hier ist sein eigentliches Recht, sein wahrhaftes Gebiet, wo man bei ihm die Schule durchmachen kann. Allein neben der Kunst geschickt zu spalten und zu trennen soll die Neigung hergehen, zu vereinen und gleichsam die zerrissenen Glieder grofser oder kleiner Familienkreise wieder zusammenzubringen; vollends in der Linguistik, wo zwar die Freiheit der Individuen endlos eine Menge lockerer und scheinbar unabhängiger Gebilde hervorbringt, die Sprache dagegen mit objektiver Gewalt alles auf gemeinsame Reihen und Gesellschaften hindrängt, um nicht im Gewirr der gerade herabfahrenden Atome sich selbst zu verlieren. Dafür nun wird hier zu wenig gesorgt; eher wol den Bestrebungen, im verschiedenen irgend gleichartiges zu entdecken, ernsthaft gewehrt. Oder ist es kein übertreibender Zwang, der zur Splitterrichterei führen würde, wenn etwa p. 294 verboten wird *Αἰθίοψ γυνή, Αἰθίοπα φωνήν*, beides von Aeschylus gesagt, mit *κλὶξ γόρα* zu vergleichen, blofs weil letzteres geringere Nothwendigkeit als jenes hatte; während solche Zusammenstellungen doch in gleichem Geiste und nach der Berechtigung einer weit verzweigten Analogie empfangen sind? Diese Apotomie erinnert an das Wort Göthe's, dafs die Aussprüche des Verstandes genau genommen nur Einmal und zwar im bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet. Man dürfte daher mit Hrn. L. sich am billigsten verständigen, wenn wir einen grofsen Theil seiner Analysen als unter einander abgeschlossene Monographieen fassen; und die lobenswerth gut und (wie noch bei keinem Lobeckschen Werke) vollständig angelegten Register mögen dem zu statten kommen, welcher die hie und da verloren gegangenen Einzelheiten zu ermitteln sucht.

Indem Referent sich anschickt aus dieser langen wenngleich aphoristischen Vorrede ins Werk selbst herüberzutreten, wäre ihm fast entfallen von der *Form* desselben wie sich gebührt zu reden. Hiervon also ein paar Worte zum Schlufs; ein so eigenthümliches, aus *einem* Gusse gearbeitetes Buch verdiente wol noch einige Worte mehr, wenn wir die Redseligkeit erwägen, in welcher die heutige Journalistik den üppigen Stoff von Ephemeren zu Markte bringt und sorglos wichtiges mit nichtigem in denselben Ruin zieht. Es ist nichts geringes, ein durchaus sprödes zerklüftetes Material lesbar und anziehend zu machen, und vielleicht ist keine Mühe dornenvoller als die Darstellung sehr spezieller grammatischer Fragen in einer weder pedantischen noch verwässerten Sprachform, während für die feinsten Schattirungen dieser Forschung ein deutscher Vortrag ungleich beweglicher und fafslicher zu handhaben wäre. Diese Schwierigkeiten hat der Verf. mit grofsem Talent gehoben: seine Komposition umspannt den ungefügigen Stoff, gibt ihm Leben und Flüfsigkeit, hebt ihn von allen Seiten als ein Objekt hervor, welches der ernsten Aufmerksamkeit werth ist; und seine Macht über den Sprachschatz beschäftigt durch die Reichthümer einer originellen Latinität, die frisch und kernhaft, bedeutsam und durchdacht den Nachlafs der verschiedensten Zeiten in sich aufzunehmen, und dem Bedürfnisse gemäfs zu erweitern versteht. Man erwarte weder den in sich genügsamen Ciceronianismus (oder was Idioten den pathetischen Senatorenton heifsen) noch den mattherzigen Ausdruck der popularen Latinisten, denen nichts über die plane Natur und Verständlichkeit geht. Vielmehr wird es nicht ohne viele Beschwerde möglich in den eigens gestempelten Gebrauch einzudringen, der aus den Elementen der klassischen Rede und aus den alten Sprachmeistern, aus Varro wie aus Priscian, mit Bedacht aufgebaut ist, und hat man sich mit manchen abtönenden Wörtern und Wendungen abgefunden, wie *praestruitur*, *controversiosus* oder *fallax et ludificabilis*, so mögen gewisse Stücke der Terminologie (z. B. *verborum obliviorum*, *inclinamentum* von der Fle-

xionsweise, *praepositiones loquelares, ex coelementatis, paragogarum significabilium et formalium*) gleich Prachtstücken eines zurückgelegten Hausrathes erscheinen, die man nur in äufserster Noth aus dem Gerümpel hervorziehen dürfte; ohne Zweifel wollen auch einige Gebilde wie *pseudosubstantiva vel semisubstantiva* (p. 337) nicht recht in die herkömmlichen Begriffe sich fügen. Ein Für und Wider müssen wir allerdings in dieser Sache, die Vorkämpfer der *Antibarbari* bei Seite gelassen, einer weiteren Ueberlegung anheim geben; übrigens wird man zwar geneigt sein einen Vortrag, der so ganz ein Ergebnifs der Kunst ist, wiewohl seine Schwere auf der Darstellung lastet und oftmals stillzustehen zwingt, doch wegen seiner geistigen Anziehungskraft hochzuhalten und an ihm länger zu verweilen; aber kaum verhehlt man sich, dafs hier das moderne Denken und Sprechen an der Scheidungslinie des Lateins stehe, dafs man eher zurück als vorwärts zu treten habe, und eine Form, wie sie *Hermann* auf solche Materien anwendet, in welcher weder individuelle Gewandheit noch Eleganz verschwindet, von seiten der Lesbarkeit den Vorzug verdiene.

Jetzt hindert nichts auf den Inhalt des Buches näher einzugehen. Die *erste Dissertation* ist überschrieben *de praeceptis quibusdam grammaticorum euphonicis* (auf dem Titel aller Euphonie zum Trotz *euphponicis*), und auf 65 Seiten abgehandelt. Wir sind dem Verf. dafür verpflichtet, dafs er einen ebenso wichtigen als interessanten Punkt, der bisher nur in sehr engen Grenzen und obenhin gefafst war, in gröfster Breite vorgeführt hat; um so lieber sähe man, dafs die Forschung, welche zuweilen wider Erwarten gestört wird und zuletzt sich vom Wege verliert, auf einem reinen Felde zusammenhielte, besonders aber dafs alle leitenden Gesichtspunkte klar herausgerückt vor Augen blieben. An sich ist der Wohlklang kein geringfügiges Moment in ausgebildeten Sprachen und im Sinne feinfühlender Nationen, vollends im griechischen Idiom, welches die Dichter sogar gewaltsam zur Euphonie hinleiteten und für die Malerei der Töne geschickt machten. Aber das konsonantische Prinzip, gleichsam der Knochenbau, den keine mannhafte Sprache zertrümmern oder der Musik zu Gunsten in Quetschlaute verweichlichen darf, setzt der Willkür einen Damm entgegen; ein Mehr oder Minder, worüber nicht immer das Ohr entscheidet, kommt durch Regeln, Observanzen und namentlich den inneren Gehalt der Mundarten auf; allmälig dringt eine Scheidung zwischen der nothwendigen Euphonie, welche der Organismus begehrt, und der subjektiven durch, die mancherlei Stufen der individuellen Laune, der rhetorischen Fügung, des örtlichen Gebrauchs bis zur Gesetzmäfsigkeit selber durchläuft, und statt der Euphonie wol gar dem fremden Hörer mehr als eine Kakophonie bereitet. Bald überzeugt man sich dafs hier vieles konventionel sei, dafs die Begriffe und Gewöhnungen dessen der fremd herzutritt keine Norm bedingen: wie sogleich das Beispiel derjenigen lehren kann, welche die erasmische Aussprache, wiewohl sie falsch ist, mit dem naiven Grunde vertheidigen, dafs in der neugriechischen ihnen alles dürftig und unschön klinge. So durchaus zärtlich waren die Griechen nicht: Dorier und Aeolier welche die Natur mit ebenso derben Magen als kräftigen Ohren bedacht hatte, vertrugen dicke und schwerfällige Gefüge wie *καχχάζειν*, *ὑσχλος* oder *ὕσκλος* (p. 34 fg.), *σύρξ*, *ἄκφαμα*, und in der Flexion überhörten sogar Attiker den unvermeidlichen Mifston, wie in der Endung des Perfekts, *κέκλαγκα* bei Aristophanes, *ἠνάγκεκα*, *πεφενάκικα* (das meiste in p. 8. ff. gehört Späteren an), oder in Zischlauten (*ὑποστέσσω*, *συσσεσωρευμένος* u. a. pp. 16. 35.), noch mehr liefsen sie das Zusammentreffen gleichlautender Sylben in verschiedenen Wörtern hingehen (pp. 10. 53. ff.), dessen sich jeder aus den Tragikern erinnert, *ἠκούσαμεν μέν, ἦμεν ἥμενοι*, aber vor einer Vielheit der Monosyllaben (p. 130), die uns Rottenweise beschleichen, war man auf der Hut. Freilich suchten auch hier die Rhetoren und Grammatiker durch Regeln und Verbote den Weg einzuzäunen, wobei sie Zufall und Absicht gar wenig von der sprachlichen Nöthigung zu sondern wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Paralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck.

(Fortsetzung.)

Isokrates erliefs ein berühmtes Edikt, weder Vokale noch in angrenzenden Wörtern die gleichen Sylben (ἡνοῦσα σαφῆ, *Spengel Artium Scriptt.* pp IX, sqq. 161.) zu häufen; ein Edikt das blofs für den lang und müfsig lebenden Autor gemacht zu sein schien; und doch setzten sich minder ängstliche Prosaiker etliche solcher Schranken, wie wenn sie ἡ ἦν (*Suidas v.* Ἐάν) vermeiden, während sie bei Σαμία μία ναῦς und ähnlichen im augenblicklichen Wurf entwischten Anklängen weniger als die anstaunenden Theoretiker (s. p. 55 oder *in Suid. v.* Παραγραμματίζων) empfanden. Mehr als einmal haben die letzteren aus Mangel eines Prinzips zu scharf gehört (vgl. p. 87); es fehlt unter ihnen niemals an Pedanten wie Pollux, der aufser anderen Wörtern (s. p. 14 wo I, 153 zu setzen) ὁμαίμια zu hart findet, weil es von Thucydides herrührt; bisweilen sind sie im Rechte, wenn sie vor κακοεύφωνα warnen, wie vor dem namentlich im Latein beschwerlichen Brummlaut, dem *mytacismus* (nicht *mutacismus*, wie p. 3 aus Doinat angenommen wird, der durch *Claudius Sacerdos* in den *Analecta gramm. Vindob.* p. 32 zu verbessern) und sonstigen Dissonanzen. Kurz, es fehlt weder an Thatsachen noch an Ahnungen des Wahren; alles kommt daher auf eine Sammlung der wesentlichen Fälle, die zur Auffassung von Gesetzen führen, und auf einige Methodik an, um langsam ein weiteres Gebiet zu erobern. Denn Vollständigkeit wird man um so weniger fordern, als eine Menge von Einzelheiten, welche mit der griechischen Euphonie irgend in Bezug stehen, uns täglich durch die Hände geht, ohne dafs wir sogleich daran dächten sie stückweise festzuhalten und unter festen Rubriken zu summiren.

Unser Verf. befolgt diese Anordnung: den Beginn machen diejenigen Klassen, worin die Häufung oder Stellung bald von Konsonanten bald von Vokalen (p. 20—30) die Sprechung erschwert und in Mifston ausartet; darauf ein Ueberblick von Erscheinungen, deren Charakteristik in den harten Kompositionen und in der unbequemen Länge der Wortbildnerei liegt; den Schlufs geben (von p. 53 an) die mannichfaltigen Redeweisen und Formeln, an denen die Alliteration sich offenbart. Eine solche Redaktion der Massen scheint auf den Gebrauch, wofern man gerade für einzele Fragen Auskunft sucht, berechnet zu sein; obgleich es nicht leicht werden mag sich durch den vielgeschichteten und von Beiwerken zertheilten Stoff zu finden. Aber diese mechanischen Festsetzungen sind doch selber nur ein Ausflufs tieferer Gesetze, welche sich im Organismus der Sprache wirksam erwiesen und die Geselligkeit oder Unverträglichkeit von Lauten und Sylben bestimmten; um also das euphonische, das eine Stufe tiefer unter der organischen Nothwendigkeit steht, zu ermitteln, wird man etwas weiter ausholen müssen. Die klassischen Leistungen an der deutschen Grammatik zeigen, was für das Griechische zu thun sei; besonders kommt ein ziemlicher Theil dessen in Betracht, was die alten Techniker πάθη λέξεων heifsen. Einen einzelnen Punkt des Lautsystems (freilich versteckt unter die Verkürzungen unbequemer Längen, p. 44, 47) hat auch der Verf. behandelt, nemlich die Metathesis der Aspiraten in benachbarten Sylben, und dadurch die üblichen Vorschriften ergänzt; dennoch wird die Darstellung von *Buttmann* wegen ihrer Einfachheit, und weil sie fügsamer ist das widerstrebende zu erklären, ihren Werth behalten. Man bedarf weder solcher Belege wie Τιρυνθόθεν, ὀρνιθοθήρας und ähnliche Komposita sind, um die bekannte Regel auf die Flexion und die Formation der Verbalstämme (wie θύφω, das ungeachtet des Einspruchs p. 47 eine Ver-

aussetzung bleiben mufs) nicht einzuschränken; noch lassen uns λιθωθῆναι, ἀπέφθιθεν, ἐχέθη oder θυθεῖσα zur Ausgleichung etwa mit τύφθητι gelangen, solange man vom Grundsatz absieht, dafs Wurzel und Kern des Wortes unversehrt bleiben, höchstens eine Lautverschiebung (θεσμός und τεθμός, Χαλκηδών und Καλχηδών) sich gestatten, unter den Endungen aber die starken an der Aspiration halten, während die abgeschwächten, zumal der Imperativ (vergl. θέτι und θές) sie einbüfsen. Analog und sogleich hieran zu knüpfen ist die Thatsache, womit der Verf. §. 1. anhebt, dafs *mediae* nicht gern an einander drängen (wie in χαρύβδιδος, γεγλυμμένος), ferner dafs das ῥ (p. 13) noch weniger diese ἐπαλληλία verträgt; nicht so empfindlich war man gegen die Häufungen in κ, in den *liquidis* und σ, im ξ, und es versteht sich dafs man überall das Recht der Flexion überwiegen liefs, also δεδιδαγμένος, προσκέκρουκε, συμμνημονεύειν, συσσεσωρευμένος, und Komparativa wie οἰκτρότερος. Allzu derbes wurde vermieden: ein Beispiel sei ποιμάνωρ, das der Verf. p. 218 nach Eustathius als Kompositum aus irgend einem kurzen Stamm betrachtet, aber ohne zureichende Analogie, vielmehr zwingt die Bedeutung so vieler Wörter auf ανωρ (Ἀντήνωρ Gleichmann, φιλάνωρ Liebmann, Βιάνωρ d. h. wie Aristarch scheint gedacht zu haben βιαῖος ἀνήρ, Εὐφράνωρ von εὐφραῖος ausgehend), die nirgend das ἀνὴρ als nutzloses Anhängsel aufgiebt, für die erste Formation ποιμνάνωρ zu setzen. Geringer sind die Hindernisse welche durch die Natur und Anhäufung der Vokale sich bilden. Man fand kein Bedenken an βοηθήσητε, Ἀχαιΐς oder gar an μναιαῖος, geht ein ι verloren wie in ταμῖον (nur nicht Γόργια ῥήματα, das p. 28 aus Athenäus angeführt, aber durch Xenophon berichtigt wird, oder Λικύμνια ὀνόματα, denn bei Plato ist mit Recht das alte Λικυμνιείων geblieben), so hat die Aussprache daran ihren Antheil; man duldet Ῥοιτειεύς, Κυναιθαιεύς (Variationen wie Κυναιθεὺς und Κυναιθαιεὺς laufen oft nebenher und machen vieles unsicher) nebst ähnlichen langschallenden Ethnicis, während Homer an den kurzen Wörtern σπείευς und δείευς eher Anstofs nehmen durfte; dagegen tritt mancher Unterschied in den Endungen von seiten der Komposition ein. Bei Hesiodus ist z. B. λοισθοτάτην δ' Ἥρην θαλερήν ebenso absichtslos wie für Attiker das wiederkehrende ων im Plural, für Herodotus οἶαι: wenn aber Epikur in seiner Fahrlässigkeit mit einem πάντα τἀμὰ κινήματα τερπνὰ schlendert, so wird man hiermit nicht parodische Klänge vergleichen wie *Mnesimachus* sagt, Κασίας ἀπὸ γᾶς ἀγίας ἁλίας Συρίας (p. 54 steht ἀσίας ἀπὸ γ., es wäre wol rathsamer ἀπὸ γᾶς Ἀσίας nach *Eurip. Bacch.* 64.), oder die Verspottung des Dithyrambischen αν in den *Parerga z. Phryn.* p. 691. Was endlich die *Alliteration* betrifft, so gehört sie nicht in das Kapitel der Euphonie, sondern der rhythmischen Komposition, welche den Wiederhall und das Zusammenstofsen der Töne zur Hebung des Sinnes oder Gedankens künstlich benutzt. Zeiten und Redegattungen bewirken dafür andere Methoden, was besonders am Latein (vgl. *Naeke de allitteratione sermonis Latini* in Niebuhr's Mus. III. 325. ff.) merklich wird; von ganz verschiedenen Gründen gehen die Wendungen der Tragiker (p. 8) ἔσχατ' ἐσχάτων, κακὰ κακῶν, καλὴ καλῶς (dergleichen mehreres über alle Gräcität und zwar im Begriff eines Superlativs sich ergofs, cf. p. 58), und die der Sophisten aus, wie Παυσανίου παυσαμένου, woran die scherzhaften Hyperbeln Λεύκωνος λευκότερος, ἀγαθῶν ἀγαθῖδες zunächst streifen. Das meiste läuft aber auf bündige Formeln hinaus, die nicht wie im Deutschen sich durch die Kraft anklingender Laute als ein tüchtiges Ganzes ankündigen, sondern gröfstentheils durch die Rhetorik bestimmt und in fester Wortstellung angewandt werden: wie ὅλῳ καὶ παντί, μέρη καὶ μέλη. Dafs hier keine Regel der Euphonie statt habe läfst sich aus der fleifsigen Sammlung p. 56 sqq. erkennen; sie enthält jedoch manches fremdartige, das nur unwillkürlich in einander fliefst, Fälle wie ἄλλοτ' ἄλλος, πῇ καὶ πῶς, ὀνόματα καὶ ῥήματα, ἔργῳ καὶ λόγῳ, die durch den Sprachgebrauch als Phrasen ihr eigenes Recht behaupten (an einer Redensart wie μεθ' ἡμέραν καὶ νυκτὸς fällt jeder Schein des euphonischen fort), und sogar Pleonasmen wie δείματα καὶ φόβοι, λώιον καὶ ἄμεινον, wofür schon *Boissonade in Eunap.* p. 136 sqq. einiges vorgearbeitet hatte. Dagegen gehört hieher zum gröfseren Theile was die achte Abhandlung, etwas paradox überschrieben *de figura etymologica*, von den einfachen Wendungen γράφω γραφήν, ὕβρεις ὑβρίζειν bis zu den künstlichsten Subsumtionen des Accusativs und allerhand prächtigen Häufungen fortschreitend, entwickelt.

Noch verdienen zwei Punkte kurz erwähnt zu werden. Erstlich die Scheu der Griechen vor schweren Sylben, vor ἀσύμπλοκα oder (nach einem seltnen

p. 30 erörterten Ausdruck, dessen eigentlichen Werth das *Etym. M. v. Εὔχομαι* lehrt) *ἀσύντακτα*, welche dann und wann durch Mundfertigkeit überwunden wurde. Hörte man früher wol *Τίρυνς*, so drang doch *ἕλμις*, mit ähnlichem (p. 167) durch; man sagte *τάττω*, nicht *πτίττω* oder *πτώττω*, vertrug dumpfes und mageres zumal in Einsylbigen, wie *ζόρξ*, *στλίξ*, *στρίξ*, *κνίψ*, *ὤλξ* (wodurch das Urtheil gegen *ἄλξ* p. 169 eingeschränkt wird), läfst auch in Kompositis manche Härte zu, die solchen Endungen anhaftet, wie *βαθυσμήριγξ* (lieber vermied man hagere Formationen wie *ὀξ*, s. p. 280), aber den schweren Auslaut mochte man nicht durch Diphthongen belasten, also kein in *αιξ*, *ευξ*, *οιξ* (mit Ausnahme von *προίξ*) endendes Wort, sowenig als *νείσσομαι*, vgl. p. 36. Noch seltener mufste die Wiederholung zweier Konsonanten in benachbarten Sylben sein, aufser in wenigen Zusammensetzungen; kein griechischer Mund hätte *selbstständig* über die Lippen gebracht; daher unter anderem *σταθμός* für *στασμός* (p. 394); in Derivaten sucht und kann man ausbeugen, wie *μαστιστής* nichts ist und das ursprüngliche *βαστασταστὴς* durch das dorisirende *βαστακτὴς* gemildert (p. 16 sq.), selbst *πτυκτίον* durch *πυκτίον* umgangen wird. Ein zweiter Punkt betrifft die Verkürzungen innerhalb eines Wortes, um ihm Geläufigkeit in der Sprechung zu verleihen: wovon sorgfältig handelt p. 38—52. Die Zahl derselben ist mäfsiger als man zu denken pflegt; die Annahme hat blofsen Schein in Doppelformen wie in *Μακεδονὶς* und *Μακεδονῖτις*, *γῆν κεραμίδα* und *κεραμῖτιν* (wo die Lokalendung den engeren Begriff dessen bewahrt was einer Landschaft eigen ist), gar keinen Grund in *κελαινεφής*, *αἱμοπότης*, *γυναιμανής*, *Ἑλλάνικος*, *Ἀπολλοφάνης* und anderen vermeinten Thatsachen der Synkope, die auf ältere oder schlichtere Stämme zurückgehen, in der Komparation aber, der man auf Wyttenbach's Autorität hin in *δυσφορόστατος*, *εὐχειρόστερος*, *χαλικρότερος* sie am häufigsten zugestand, bietet der Verf. in Uebereinstimmung mit Dindorf bessere Mittel dar, um ihrer auf dem Wege der Kritik oder der angemessenen Erklärung sich zu entledigen: wiewohl einzeles unklar bleibt, z. B. *εὐαλούστεραι* in *Alciphr.* II, 1. dem vielleicht *εὐκλαστότεραι* eher zusagt. Jene Hypothese findet mithin nur in kompendiaren Ausdrücken des Verkehres statt, wie *τετρᾶχμον*, *ἡμέδιμνον*, *ἀμφορεύς*, und sogar *ποίσω* für *ποιήσω* bei *Theognostus* p. 148. Soweit über die Fragen, welche die erste Abhandlung anregen konnte, und wegen der Dunkelheit des interessanten Objekts ausführlicher als irgend eines der folgenden Kapitel dargelegt zu sein verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXI.

Beiträge zur vergleichenden Physiologie von Rudolph Wagner. 2. Heft, auch unter dem Titel: Nachträge zur vergleichenden Physiologie des Bluts von Rudolph Wagner, Prof. der Med. in Erlangen. Mit 1 Kupfertafel. Leipzig 1838. 57 S. 8.

Diese Schrift eines bekannten sorgfältigen Beobachters enthält in aphoristischer Form einzelne Beobachtungen und Reflexionen über Formen und Gröfsenverhältnifse der Blutbläschen. Seit dem Erscheinen des ersten Heftes der Beiträge sind über diesen Gegenstand sehr viel neue Thatsachen bekannt geworden, welche nicht nur ganz neue Aussichten für die Erkenntnifs der Blutbestandtheile eröffnen, sondern auch der Beobachtung derselben eine ganz andere als die bisherige Richtung, nämlich auf die Entwickelungsgeschichte geben. Die sogenannten Blutkügelchen, welche man bisher nur als fertige, sich immer gleich bleibende, im Leben unveränderliche Theile betrachtete, zeigen sich jetzt als Gebilde, die in einem fortlaufenden Bildungs- und Rückbildungsprocefs begriffen sind, die nach der Erfüllung ihres Lebenszweckes aufgelöst und aus dem Körper geschieden werden, unterdessen dafs beständig neue, wie in der Zeugung, so in dem Assimilationsprocefs, wieder gebildet werden, um die verlorenen zu ersetzen und denselben Lebenskreis zu durchlaufen. Das Interesse, was die Wissenschaft durch diese Kenntnifs gewonnen hat, ist nun natürlich mehr auf die Veränderungen beim Entstehen und Vergehen der Blutkügelchen gerichtet, wobei das Abmühen an den vorausgesetzten starren Formen in den Hintergrund tritt, um so mehr als man sieht, dafs die Formen und Gröfsenverhältnifse nicht bleibend sind, und nur auf bestimmte Entwickelungsstufen Beziehung haben. Indessen geht der Hr. Verf., obgleich er gelegentlich von den neueren Fortschritten in manchen Einzelnheiten Kenntnifs nimmt, doch in die vielfach sich darbietenden Gesichtspunkte für die Entwickelung sehr wenig ein, sondern bleibt in der Hauptsache noch bei den Formen und Gröfsenverhältnifsen stehen, deren Behandlung aller Sorgfalt ungeachtet nach den jetzigen Bedürfnifsen freilich etwas trocken erscheint. Zuerst theilt der Hr. Verf. im ersten Abschnitt eine Beobachtung der Blutkügelchen eines Negers mit, welche derselbe ganz wie seine eigenen gebildet fand. Alsdann berichtigt derselbe seine frühere Angabe, dafs die Blutkügelchen der Säugethiere immer kleiner als beim Menschen seien und tritt der vom Ref. erkannten Regel bei, dafs die pflanzenfressenden Thiere kleinere, die fleischfressenden im Allgemeinen eben so grofse Blutkügelchen haben als der Mensch. Unter den Amphibien schien es dem Verf., als ob die Frösche

etwas grössere Blutbläschen hätten, als die Kröten. Die Blutbläschen des Proteus, welche Rusconi und Rudolphi nicht gemessen hatten, hat der Verf. gemessen und sie nach der Abschätzung auf seinem Glasmikrometer nur $\frac{1}{10}$ Linie lang gefunden. Von diesen Blutbläschen hat der Verf. auch die Bläschenhülle nach der Auflösung des Farbstoffs abgebildet, um die auch an anderen Thieren vom Verf. wiederholten Beobachtungen zu bestätigen, dafs die Blutbläschen eine selbstständige nicht in Wasser auflösliche Bläschenhaut besitzen, welche nach Entziehung des Farbstoffs eine weite Hülle um den kleinen Kern bildet. Dafs aber in dem Blasenraum eine elastische Flüssigkeit enthalten sei, bezweifelt der Verf., ohne jedoch irgend einen Grund seines Zweifels anzuführen, und ungeachtet derselbe die vom Ref. näher beobachteten Erscheinungen der Elastizität der ganzen Bläschen, die durch ihren Inhalt mitbedingt zu sein scheint, ebenfalls bestätigt. Ref. hat dieser Elastizität neuerlich noch eine weitere Aufmerksamkeit auch in pathologischer Hinsicht zugewendet, und im lebenden Körper zugleich ihre Verbindung mit einer organischen Contraktilität erkannt, die in den jungen Bläschen sehr grofs, in den älteren abnehmend und in den im Ausscheiden begriffenen, verbrauchten, erloschen erscheint, so dafs durch diese Veränderungen in den ersten Stadien der Inhalt, besonders der Farbstoff, lebhaft festgehalten und die respiratorische Funktion sehr erhöht ist, wogegen mit der erlöschenden Contraktilität der Bläschen ihr chemischer Auflösungsprocefs eingeleitet wird, wodurch sie wieder ausgeschieden werden. Ueber die Lymphkörnchen im Blute und in der Lymphe und im Chylus werden vom Herrn Verf ebenfalls neue ohngefähre Messungen mitgetheilt, wodurch die grofse Verschiedenheit ihrer Gröfse bestätigt wird. Der Verf. scheint aber immer noch nicht darüber im Reinen zu sein, dafs, wie schon Hewson überzeugend genug bewiesen hatte, die Lymphkörnchen mit der aus dem Milchbrustgang sich in die Venen ergiefsenden Lymphe dem Blute beigemischt werden, und also ihren Ursprung nur der Lymphe und dem Chylus verdanken, daher im wesentlichen mit den in der Lymphe der Lymph- und Milchgefäfse enthaltenen Lymphkörnchen identisch sind. Die Metamorphosen der verschiedenen Formen der Lymphkörnchen in einander ist hier nicht verfolgt. Der Hr. Verf. stellt die Gröfsenverhältnisse der Kerne der Blutbläschen mit der Gröfse der Lymphkörnchen zusammen, wodurch das bekannte Resultat bestätigt wird, dafs die gröfsten unter den Lymphkörnchen immer viel gröfser sind als die Kerne der Blutbläschen; doch hat der Verf. die auffallende Erscheinung nicht angeführt, dafs auch die Kerne der Blutbläschen von ganz verschiedener Gröfse sind, was für die Entwickelungsgeschichte besonders wichtig ist. Die Blutbläschen der Embryonen beschreibt der Verf. von Säugethieren, Vögeln, Amphibien; doch überall wie früher nur in einer Entwickelungsperiode und ohne die neuerdings bekannt gewordenen Metamorphosen: die Umbildung der Kerne, die Ausbildung des Farbstoffs in den anfangs farblosen Blasen, das allmählige Plattwerden u. s. w. zu verfolgen, doch bestätigt der Hr. Verf. die vom Ref gegebene merkwürdige Entwickelungsgeschichte der Blutbläschen in den Embryonen der Frösche und Salamander in allen Stufen, glaubt aber die vom Ref. stufenweis verfolgte und abgebildete Umbildung der Dotterkügelchen in die Kerne, doch ohne einen Grund anzuführen, nicht annehmen zu können. In den Beschreibungen der Blutkügelchen der wirbellosen Thiere, (wie auch bei den ähnlich gebildeten Bläschen in den Embryonen der nackten Amphibien) scheint der Verf. die Ansicht zu haben, dafs das gekörnte Ansehen dieser Bläschen durch Körner entsteht, welche auf der äusseren Oberfläche ihrer Haut sitzen; auch werden sie mit den Lymphkörnchen der Wirbelthiere verglichen. Beides ist indessen mit den nunmehr bekannten Gesammterscheinungen ihrer Formen unvereinbar. Beim Rollen dieser Bläschen sieht man vielmehr, dafs die Körner ganz allein auf der inneren Wand der Blase sitzen, wie die Körner in den Bläschen der Froschembryonen, dafs also die Bläschen inwendig ganz hohl sind und mit den kugeldichten Lymphkörnchen der höheren Thiere nicht verglichen werden können. In der That sind die Blutbläschen der wirbellosen Thiere ebenso den ganzen Bläschen der Embryonen der höheren Thiere zu vergleichen, wie man überhaupt die Evertebraten als Embryonen des Thierreichs betrachtet. Reflexionen über die Beobachtungen theilt der zweite Abschnitt mit. Die angeführte Ansicht des Verfs, dafs die Dotterkörnchen den Blutbläschen der Embryonen der Frösche nur äufserlich anhängen, hat ihn verhindert einen freien Blick in die ursprüngliche Genesis zu thun; doch hält es der Verf. mit Ref für wahrscheinlich, dafs bei der Blutbildung im Verdauungsprocefs sich die Chyluskügelchen in die Kerne der Blutbläschen umbilden; aber die weitere Lebensgeschichte ihrer Veränderungen bis zum Auflösen der Bläschen hat der Verf. nicht verfolgt; auch nicht die bedeutsamen Verhältnisse der Entstehung des Plasma durch die Stoffmetamorphose der Lymphkörnchen und der späteren Bläschenkerne mittelst des Respirationsprocesses der Bläschen, der sich doch unabweisbar aufdrängt, auch wenn die Bläschen die Luft nicht mehr in elastischer Form enthalten sollten. Diese und andere tiefere Beziehungen der lebendigen Blutbestandtheile lassen sich freilich von dem empirischen Standpunkte der blofsen Formbetrachtung nicht erfassen; dazu gehören umfassendere Rücksichten auf alle Lebensverhältnisse im Zusammenhange mit dem ganzen Organismus, die nicht im Plane des Verfs. gelegen zu haben scheinen. Doch ist es vielleicht zweckmäfsig hieran zu erinnern, damit man den Gesichtskreis nicht unwillkührlich gegen folgenreiche Fortschritte der Wissenschaft zu verschliefsen geneigt werde.

Schultz.

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Paralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck.

(Fortsetzung.)

Die *zweite Dissertation* handelt *de nominibus Graecae linguae monosyllabis.* Man könnte sich über den Umfang derselben (p. 69—185) wundern, und nach dem besonderen Werth eines Objekts fragen, das unter den alten Grammatikern *Tryphon*, namentlich aber *Philoxenus* verhandelte; *Herodian* schrieb sogar eine Monographie über das Wörtchen ζῶς. Dies Interesse war allerdings weder zufällig noch launenhaft: es beruht auf der Wahrnehmung des vielen abnormen und vereinzelten, welches in Hinsicht auf Menge, Prosodie und Wortbildung die *Monosyllaba* darbieten, so dafs sie vorzugsweise den Stoff der μονήρης λέξις abgeben; und da die Mehrzahl einen Kern uralter Stämme bildet, welche mannichfaltige Versuche und Trümmer der beginnenden, der noch ungrammatischen Deklination darstellen, so mufsten die Theoretiker von diesen oft widerstrebenden oder in einzelen Kasus umirrenden Flexionen lebhaft angezogen werden, wo sie Gelegenheit genug fanden ihre Figuren, Metaplasmen wie Heteroklita und ähnliche Maschinerie anzuwenden. Auch die heutige Sprachforschung darf bei den einsylbigen Wörtern, wenn auch nicht aus gleichen Rücksichten, verweilen: wir können zwar die Kenntnifs, dafs etwa auf οις nur *ein* monosyllabum, auf αυς *zwei*, auf αις *drei* u. s. w. enden, nicht so hoch anschlagen, und finden es höchstens in der Ordnung dafs man schon um der Euphonie willen einem hohlen oder schwächlichen Auslaut, einem ος, ες, οξ (dialektisch κός, ein malerisches Wort κρέξ, vereinzelt φλόξ und πρόξ) auswich; aber die Anfänge der Deklination, die grammatische Niedersetzung einer geregelten Kasusreihe wie in Familiengruppen, zu denen man sich aus den casus obliqui heraufarbeitete, die Feststellung von begriffmäfsigen Endungen, welche die Beweglichkeit des Gedankens in mancherlei Schattirung ahnen lassen, diese und verwandte Thatsachen an halblauten Denkmälern zu verfolgen ist ein angenehmes und fruchtbares Schauspiel. Dieses Ziel hat auch der Verf. nicht aus den Augen verloren, aber zu häufig in den Hintergrund geschoben, und indem man öfter als wünschenswerth auf mitten hingeworfene Bausteine und weit ausgedehnte Beiwerke trifft, ist es nicht leicht eine reinliche mit dialektischer Schärfe geebnete Bahn zu gewinnen. Schon die Folge der beiden Hauptmassen erscheint als Hindernifs: die Musterung der einsylbigen Wörter, nach ihren Endungen klassifizirt (p. 70—120) geht voran, die Forschung über die primitiven Formationen tritt nach; und gleichwohl sind die jetzigen Typen von Monosyllaben nur ein spätes Ergebnifs jener ältesten Versuche, Flexionen einzurichten, und man vermag dort weder ihre Seltenheit noch die Zerrissenheit der Kasus zu begreifen, denen gewöhnlich der Nominativ abgeht (wie es unter anderem kein πτὺξ oder πτυχὴ gibt, ungeachtet die casus obliqui in beide Deklinationen hineinspielen), wenn man sie nicht bald als Erinnerungen an frühere regellose Zustände, bald als durchgedrungene, nach euphonischem Prinzip gefeilte Bildungsweisen betrachtet.

Ref. darf die erwähnte Klassifikation, welche den pünktlichen, überall einheimischen Beobachter des griechischen Sprachschatzes verräth, zur Seite lassen: sie gestattet keine Zergliederung, und erwartet vielmehr von den vereinten Studien vieler ihre Bewährung und Ergänzung; auch werden die etwanigen Nachträge wol nur mäfsig ausfallen, wenn nicht alte Grammatiker zu Hülfe kommen. Es mögen daher einige gelegentliche Bemerkungen hinreichen: denn der problematischen Ansicht, welche hier mehr als einmal über sehr schwachem Stoffe sich aufbaut, eine gleich ungewisse

entgegenzusetzen, führt ohne Gewinn ins endlose. S. 75 ist die Rede von βλήρ, das kontrahirt worden aus δέλεαρ, das äolisch sei und, dem Hesychius zufolge, παρ' Ἀλκμαίωνι stehe; für letzteres beweist der Zusatz Αἰολικῶς, welcher nicht gestattet an den Pythagoreer Alkmäon zu denken, dafs *Schow* mit Recht die Züge der Handschrift deute παρ' Ἀλκαίῳ: und was die Etymologie betrifft, so wäre natürlicher βλὴρ gleich βλῆ; (der hingeworfene Brocken) zu fassen, βλῆς aber, was es auch für eine Bedeutung haben mochte, setzt die Stimme der Grammatiker und der Hexameter eines Anonymus, Νύμφα φίλη, καὶ βλητὶ λίθῳ ἐνὶ δάκρυον ἧκας, aufser Zweifel; während des Verf. p. 82 Konjektur, καὶ ἀδμῆτι λίθῳ ἐνὶ δ. ἥσεις, über die Grenzen der Kritik hinausgeht. Eine glückliche Verbesserung ist p. 76 die in einem Fragment des Simonides gemachte, τοῦτο γὰρ μάλιστα φῆρες ἔστυγον πύρ statt des handschriftlichen τοῦτο . . φῆρες ἐς τύγε πύρ. Hingegen nicht gelungen p. 78 die Aenderung im *Simmias*, der als Liebhaber verkünstelter Formen sich den Nominativ κρὰς erlaubte, χρυσῶτυ φαέθοντι πολύλιστος φαίνεται κράς: hätte der Verf. bereits *Cram. Anecd.* T. III. p. 385 vor Augen gehabt, so konnte ihm nicht entgehen χρυσῷ τοι φαέθοντι πολύλλιστος φλέγεται κράς. Auch im früheren ist p. 24 in den Worten des Rhianus, Αὐδὴν εἰσάμενος Δωτηὶν ἵκτο τελείῃ, nicht des Verfs. Konjektur, wie scheinbar sie immer klingt (so schlüpfrig sind die Wege der Kritik), zu billigen, sondern durch richtige Verknüpfung der Züge nach Müller und Meineke über Rhianus p. 114 herzustellen, Αὐδὴν εἰσάμενος Δωτηίδι Νικοτελείῃ. Ferner wäre zu bezweifeln ob im Fragmente des Aeschylus, ἐγὼ γένος μέν εἰμι Κρὴς ἀρχέστατος, die Muthmafsung ἀρχέστρατος (p. 81) nütze, die weder mit γένος noch mit der Absicht des citirenden Lexikographen sich verträgt; rathsamer bleibt ἀγχέστατος, dessen Beziehung allenfalls *Photius* Cod. 242 erläutert, ὅτι ἐγγὺς μὲν τὸ γένος Ἀλεξανδρεὺς ἦν, πορρώτερον δ' ἐκ Δαμασκοῦ. Die Berichtigung (p. 103) im Scholiasten des Aristophanes, τοῦ ἀντίχειρος für τῆς χειρός, findet sich schon beim Suidas. Auf Anlafs der unvollständigen Wörter κρῖ, δῶ u. a. (zwischen denen der Verf. Unterschiede aufsucht, zu welchen wir jetzt schwerlich berechtigt sind) wird des Euphorion Formel δαιμόνιος ἦλ p. 116 für eine Apokope aus ἥλος erklärt: aber wieviel man auch einem Dichter, dem es so völlig an lebendigem Sprachgefühl gebrach, zumuthen mag, so lag es ihm doch in seinen Verhältnissen näher an Ἥλ oder Bal (s. Buttm. I. 219) zu denken; während das in dieselbe Klasse p. 72 gezogene γλὴν bei Hermesianax, μούνη δέ οἱ ἐφλέγετο γλήν, von einer Mifsdeutung abstammt, wie man etwa κρὸξ aus κρόκα, κλάς aus κλάδα u. dergl. in alten und neuen Zeiten abzunehmen meinte. Zu diesen beiläufigen Anmerkungen mache den Schlufs ein Wort über *Clemens Alex. Strom.* V. p. 673 καὶ μὴν ἡ στοιχειωτικὴ τῶν παίδων διδασκαλία τὴν τῶν τεττάρων στοιχείων περιείληφεν ἑρμηνείαν. Der Verf. widerspricht p. 118 zwar mit Recht der Vorstellung von Bentley, als habe man in den Schulen monstrose Wörter aus unverträglichen Buchstaben zum Scherz geformt; aber noch weniger dürfen wir mit ihm an eine *litteratura metrica* denken, deren Aufgabe gewesen sei durch eine häklige Wortfabrik die Schüler zur flüssigsten Aussprache heranzubilden. Allein die von Clemens beschriebene διδασκαλία bedeutet den Elementarunterricht, und wer den dortigen Zusammenhang in Gemeinschaft mit Porphyrius bei Bentley *Ep. ad Mill.* p. 49 erwägt, kann nur den Sinn finden: auch das Trivium hat eine symbolische Rede, worin die gelehrten Namen der vier Elemente vorkommen.

Wenden wir uns nunmehr aus diesem Winkel zum zweiten wichtigeren Abschnitt der Dissertation, so wäre zunächst, um die letzten Ergebnisse rein hinzustellen, mancherlei abzusondern, was in der Art von Digressionen eingemischt den Fortschritt durchschneidet oder auflockert. Viele Kombinationen betreffen die Etymologie und gesündere Auflösung lateinischer Wörter und Wortbildungen, welche Aufmerksamkeit verdienen, im einzelen wol auch Widerspruch finden werden: wie der Einwurf gegen die von Niebuhr und anderen getheilte Ansicht, dafs *municeps*, *princeps*, *exul* und *so* viele breitere Typen nur den Schein von Kompositis an sich tragen. Indessen wagt der Verf. nicht auf die Studien der vergleichenden Sprachforschung einzugehen, wozu ein verdoppeltes Lebensalter erforderlich wäre (p. 127); man könnte auch von der Zeit abgesehen ein eigenthümliches Mafs von Anlagen für jenen Zweck begehren, welche doch ohne den Partikularismus stiller Beobachtung und ohne Spannung der Kräfte nichts wirken, in der gemischten philologischen Thätigkeit aber stocken und erlahmen. Dann laufen Exkurse neben der eigentlichen Unter-

suchung her, welche nicht sonderlich in den Mittelpunkt der Untersuchung führen. Sogleich die vorn behandelte Frage über das Gesetz und den Ursprung solcher einsylbigen wie δώς, γλαῦξ, ὄψ, welche dunkel und spröde ist, gehört hieher; die Alten lieben es der Bequemlichkeit wegen auf ein Futurum zurückzugehen, der Verf. scheidet p. 121 ff. die Ableitungen von Nomina und von Verben, je nach den Differenzen der schwachen und starken Auslaute, doch ist selbst diese Trennung kein durchgreifendes Prinzip, sie wandert vom gesteckten Ziele zu den zwei- und dreisylbigen Wörtern herüber, ehe man noch mit der Entstehung der Monosyllaben fertig geworden, und läfst eine Mannichfaltigkeit paralleler Endungen bestehen, welche doch nach Graden der Sinnverwandtschaft sich trennen müssen. Denn obwohl manches erst dann seine Entscheidung erhalten mag, *si syllabarum paragogicarum usus penitus exploratus fuerit* (p. 43), so würde man immerhin sich wundern dafs z. B. p. 126 ernstlich gemeint sein sollte, *nam* ξ̄ *et* σ̄ *in hac terminatione alternant:* διφράς — δίφραξ, λιθάς — λίθαξ etc. Dadurch verschliefst sich aufserdem der Verf. den Weg zur Kindheit jener Wörtchen, welche die Wiege der nach allen Seiten entströmenden Wortbildung waren; woher es kommt dafs er die Seltenheit und verkümmerte Gestalt derselben blofs mit den entlegenen Gründen (p. 130 sq.) erklärt, weil sie in gröfserer Masse die Sprache mager, klanglos und sogar vieldeutig gemacht hätten, indem κλώψ, δώς, πλήξ u. a. weder Genera noch Adjektiv, Adverbium oder Nomen unter einander sonderten; dafs er ferner p. 140 sqq. die verschiedensten Fälle, die nur das Heraustreten aus kürzeren Formen in verlängerte nach der 1. Deklination gemeinsam haben, Erscheinungen des Luxus wie λατύγη neben λάταξ, Καππαδόκης, μελεδῶναι, fehlerhafte Doppelformen wie γλαῦκα oder Σκύθες, und die damit zusammenhängenden Ausartungen nach Alexander im Accusativ wie Δήμητραν oder νύκταν, (analog dem neugemachten Nominativ *Trallibus* oder *colonia Anxuras*) unter dieselbe Rubrik befafst. Ein anderer Exkurs p. 149 sqq. erweist in lehrreicher Weise dafs viele anscheinend und gewöhnlich adjektiv gefafste Wörter nur als Adverbien sich betrachten lassen, ἀναφανδὰ oder ἀμφαδά, αὐτοσχεδὰ oder αὐτοσχεδόν, dafs δον, δην, δα mit allerhand Modifikationen, verstärkend oder erweiternd an den Stamm gerückt, unmittelbar adverbiale Endungen sind, und syntaktisch den Rang von Adjektiven einnehmen. Bald darauf wird p. 156 sqq. auch das Recht der wenigen einfachen Adjektiva auf ης in der alten Poesie erörtert; aber je weiter diese Digressionen (an sich erwünschte Zugaben, wie wenig immer am Accent von ζαής liegen mag) vorrücken, desto mehr verlieren wir den Gesichtspunkt und den Stand der Frage aus den Augen. Dies war ohnehin kaum zu vermeiden, wenn die Untersuchung sich innerhalb eines Verhöres der Grammatiker bewegen sollte; die letzteren aber können höchstens uns mit einigen empirischen Thatsachen versorgen, übrigens keine Richtschnur auf einem Felde darbieten, dessen Probleme sie begrifflos und widersprechend (wie der Verf. selbst als Resultat am Schlusse der Dissertation bemerkt, *His omnibus manifestum fit, veteres metaplastorum nomen in vocabula contulisse diversissima* etc.) mittelst der Mechanismen ihrer Metaplasmen, Heteroklita u. s. w. aufräumen, so dafs sie sogar ein εὐτείχεα (für εὐτειχέα) als Metaplasmus einrenken, Ἄλκιμος für Metaplaston aus Ἀλκιμέδων ansehen, und *Chaeris* lieber geradezu für solche Erscheinungen keine Analogie zugeben wollte: *Schol. Il.* π'. 57. ὠ. 474. ν'. 103. Soweit hätte der Verf. sein Ziel erreicht, indem er die Ansichten der Alten beschränkend und verbessernd erstlich die Fälle für sich stellt, worin irgend Kasus nicht füglich auf einen euphonisch und regelrecht gebildeten Nominativ zurückgehen wollen und deshalb in einen breiteren Typus hinüberschreiten (*metaplasmi naturales*), oder worin doppelte Kasus ohne Noth neben einander zu stehen kamen (*met. positivi*), wie ein ἰκτῖνι und Δωδῶνι neben der gemeinen Formation, ohne dafs ἰκτὶν und Δωδὼν aufgenommen wären; darauf (p. 172 sqq.) nur diejenigen Thatsachen für ächte Metaplasmen erklärt, deren Endung biegsam und täuschend genug war, um in zwei Deklinationen hineinzuspielen, wie Ἄτλας sowohl Ἄτλαντος als Ἄτλα, πλοῦς (etwas spät) πλοῖ und πλόος gab, Σωκράτεις neben Σωκράται, einzele herausgegriffene Kasus, προςώπατα und πέταλσι nebst vielen jüngeren und zugleich verdächtigen Licenzen, also Flexionen ohne Nothwendigkeit, welche wir mit anderen besser Heteroklita nennen und im Verein mit sonstigen Doppelformen (wovon oben p. 136—39) auf ein eigenes Gebiet der Analogie verweisen. Alle diese dankenswerthen Demonstrationen haben ihren vollen Werth, um den

grammatischen Wust aufzuräumen; aber wieviel reicher und belehrender, ja wieviel übersichtlicher und einleuchtender wären sie geworden, wenn sie die Sache selbst, die Geschichte der einsylbigen Formation von ihren regellosen Anfängen, mittelst einzelner casus obliqui und wiederkehrender Endungen (dahin gehören aber die vermeinten Metaplasmen, welche die Techniker als Friedensstörer ihrer Ordnungen fast schnippisch auf den Kopf stellen, während sie die wahren, ein *δεσμὰ* und *λύχνα*, verkennen) bis zur Gesetzlichkeit in Nominativen, die bald den engen Damm der Monosyllaben durchbrechen und in freiere Gepräge sich dehnen, verfolgt hätten? Dann würde mehrmals das Resultat sich ergeben, das der Verf. allgemein ausspricht p. 147 *a Graecis multa dicta sunt non Graece*, oder p. 165 *in illa verborum fabrica credibile est aliquando aliquid tentatum esse, quod inventis melioribus reprobaretur* (das vielbesprochene *στάδα λίμνην* ist ein Beleg), und auf Anlafs des Sophokles individualisirt p. 272 *illustri ad cavendum exemplo, ne quam putemus esse regulam tam immutabili necessitate constrictam, quae non aliquando perfracta sit.* Aber es müfsten auch die Redegattungen, die Zeiten und Autoren etwas sorgfältiger unterschieden werden; selbst in diesem Punkte sondern sich die alten Epiker von ihren Nachfahren, einem Antimachus und Arat (die sich *ἱππότα* im Genitiv, *κυανοχαῖτα* im Dativ nöthigenfalls erlauben), Apollonius und Oppian, wiederum das Epos vom Melos, und es wird nicht gerade spät verwehrt über eine gewisse Linie zu springen. Wir müssen inzwischen abbrechen, und anderen überlassen die Beiträge dieser zweiten Abhandlung mit Buttmann's §. 56. auszugleichen und zur Förderung der Aufgabe zu verwenden.

Die *dritte Dissertation* (p. 189—294) trägt die Ueberschrift *de adiectivis immobilibus*, deren Beziehung zum Inhalt man nicht sogleich auffindet, wenn man auch an den Spruch erinnert wird, *a potiore fit denominatio.* Sie hat die Aufgabe namentlich den Kreis zusammengesetzter Adjektiva zu umschreiben, wiefern sie sowohl in der Flexion als in der syntaktischen Verbindung auf die drei Genera sich ausdehnen und hierin vielfache Beschränkungen erfahren; einerseits, weil mehrere Endungen kein Vorrücken aus der Maskulinform gestatten, *λασιαύχην, τριγλώχιν, πάμμακαρ, εὔχειρ, ψευδόμαρτυς*, sondern innerhalb gewisser Grenzen und nicht allgemein zum Feminin gelangen, *δυσάλα; δυσαλαινα* (und doch wol kein *ὑπερμεγάλη*), dagegen etwas öfters nach Mafsgabe des stammverwandten Nomen ein Neutrum bilden, *δύσελπι, καρχαρόδουν* und *καρχαρόδον, ἀρίδακρυ* und sogar *ἔπηλυ*; in Betreff aber der Syntax, weil häufig die Neutra nur mittelbar und verkappt, das heifst in casus obliqui sich an Substantiva von verschiedenem Genus zu reihen taugen und untergesteckt werden müssen. Beide Seiten der Untersuchung sind hier vereinigt und in gröfster Vollständigkeit entwickelt, so dafs die früheren Bemerkungen des Verfs. im Ajax über *βοτοῖς σιδηροκμῆσι* ihren Abschlufs finden. Da nun eine solche, ganz auf Besonderheiten gestützte und mehr den Studien als der Lesung gewidmete Darstellung nicht auf allgemeine Resultate hinausläuft, so wird niemand einen Auszug oder eine Epikrisis erwarten. Für den ersten Theil, die Nachweisung der jedesmaligen *metis*, bemerken wir indessen und zunächst, wie mifslich oft zu sagen sei, dafs das was hier Feminin- und dort Neutralform eines Adjektivs scheint, wirklich zur Flexion desselben gehöre; und der Verf. läfst allerdings dieses Bedenken gelten. Denn die meisten zusammengesetzten Adjektiva mit entschiedenem Adjektivsinn suchen die harten Endungen der dritten (zumal $\overline{\nu}$ und $\overline{\varrho}$) mit dem geschmeidigen $\overline{\omega\varsigma}$ der zweiten zu vertauschen, auch $\overline{\alpha\varsigma}$ liebt zum $\overline{\omega\varsigma}$ überzugehen (*ἀχήρως*), und neben *εὐτείχη*; drängt sich *εὔτειχος*: wenn also z. B. Strabo VI. p. 256. *εὐλείμωνα* setzt, so liegt es minder nahe *εὐλείμων* (p. 202) anzunehmen, anders als man beim Nominativ, der noch in seiner kurzen eckigen Form aushalten darf, zu verfahren hätte, und so wäre etwa beim *φιλοπλάτωνος* des Suidas (einem nackt hingestellten Genitiv, wovon man sich aus so vielen Artikeln in jenem Lexikon überzeugen kann) auf *φιλοπλάτων* zurückzugehen; der kritischen Zweifel nicht zu gedenken, wie wenn *τετράχειρος* aus einer lückenhaften Glosse (vgl. das Ms. bei *Schow*) des Hesychius gezogen wird, der wegen v. *Κυναχίας* eher *τετράχειρ* übernimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Paralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck.

(Fortsetzung.)

Verschieden ist die Frage wegen der Feminina, welche leiser oder stärker aus der Verwandtschaft mit dem Adjektiv heraustreten; das verfängliche solcher Probleme mag schon *Κραταιὶς* in Od. *μ'*. 124. (p. 198 sq.) andeuten; demgemäfs dünkt das natürlichste, wenn man die Leichtigkeit der griechischen Wortbildung in den freistehenden *Ἄνθεια, Κράτεια, Σθένεια* (p. 164 vergl. 462) voraussetzt, auch ein *εὐπατέρεια*, das von *εὐπάτωρ* fernab liegt und noch weniger zur Fiktion *εὔπατρος* pafst, selbständig zu fassen, und in der Syntax *εὐπατέρεια αὐλὴ* (das mit *εὐπατρίδαι οἶκοι* treffend p. 214 verglichen wird, und am *καλλίπαις πότμος, εὔπαις Λατοῦς γόνος* u. a. p. 372 nähere Analogieen hat) auf den Pallast eines herrlichen Vaters zu deuten, dagegen Pindar's *τανυσθειρα Σεμέλα*, des Nonnus *λυσιέθειρα κούρη* und was ihm gleicht (p. 210) als unmittelbare Fortsetzung von *ἔθειρα* (wie die Prädikate Schönhaar, Rothbart) zu betrachten, woran die antithetischen Formeln, *μῆτερ ἐμὴ δύσμητερ* oder *νᾶες ἄναες* (pp. 213. 229 sq.) grenzen. Unter den kritischen Beiträgen aber verdient hervorgehoben zu werden die Kombination über einige zersplitterte Fragmente des *Kallimachus* p. 194. Der erste Vers, *ἀλλ' ἀντὶ βρεφέων πολιὸν νέον εὕρετα μέσσον* (der wol mit Ausnahme des Anfangs richtig ist, wenn man *πολιόν, νέον, εὕρετα, μέσσον* etwa mit *Seneca* Ep. 22. *adolescentem, senem, medium* vergleicht), sei zu zu lesen, *ἀλλ' ἀντὶ βρεφέων πολλῶν πολὺν εὕρεν ἄμησαν*: etwas weiter habe gestanden, *μητέρας ἐξεκένωσαν ἐκούφισάν τε τιθήνας*, wo jedoch, da der Scholiast des Hermogenes *ἐκουφίσθησαν δὲ τιθῆναι* ausdrücklich citirt, rathsamer wäre *ἐκούφισέν δὲ τιθῆναι*: hierauf der verbesserte Pentameter, der nicht mehr in der Geschichte des Apollonius von Rhodus dienen wird, *καὶ γόος αἰζηῶν ἔγραε κηδεμόνας*.

Im zweiten Abschnitt sind theils bis gegen Ende die sehr vereinzelten, oft nur gelehrten, am seltensten in ganzen Klassen (wie die auf *πληξ*) ausgebildeten Nomina und komponirten Adjectiva der Endungen *ξ* und *ψ* geprüft, die am wenigsten zur motio taugen und nur in casus obl. den Neutris sich anschliefsen, theils die Fälle (p. 261—275) gemustert, wo zum Neutrum heterogene Wörter und überhaupt ungleiche Genera einander sich zugesellen. Hier wird mancher formale Streit durch das Uebergewicht des Sinnes, durch die *figura per synesin* (*μειρακίῳ Κρητί—νησιώτῃ*), oder durch Apposition (*ναστοὺς μελιτούττας*) ausgeglichen, und namentlich bei denen auf *ρ* häufiger und vollends in den casus obl. geduldet. Auch im Prädikat, zumal wenn es natürlich unter dem Begriff des einen oder des anderen Genus fällt, verliert sich eine solche Differenz: *ἤδε τῶν μόχθων βραβεύς, ἐρασταὶ αὐτοῦ πολλαὶ πόλεις*, aber die vielen Beispiele für *προστάτης* (p. 270), wie *τοῦ βίου παντὸς προστάτην ποιητέον τὴν φρόνησιν*, besitzen keine zwingende Gewalt, und die MSS. bieten entweder *προστάτιν* u. dergl. oder lassen es erwarten. Aber der eigentliche Streitpunkt liegt in der engen Synthesis von Maskulin und Feminin, worüber der Verf. kein summarisches Urtheil aufstellt. Hieher gehört nicht *σίνταο φάλαγγος* bei Nikander, wo *σίνταο* ein abgesondertes Epithetum; in *Dionys. Perieg.* 1069 wissen wir nichts von einer *codicum paene omnium scriptura*, *πυλέων Κασπιαδάων*, und eine Konjectur *νεανίαις ἀγκάλαις*, welcher die Vermittelung einer Persönlichkeit (anders als in *ἠπύτα σύριγξ*) mangelt, wird sich schwerlich behaupten; umgekehrt ist man nun wol einig über *Sophocl. Oed. R.* 189. *ὦ χρυσέα θύγατερ Διός, εὐῶπα πέμψον ἀλκάν*, wo man sonst *εὐῶπα* als Vokativ fafste, die Aenderung *εὐῶπι* aber den Gedanken dürftiger macht, dafs *εὐῶπα ἀλκὰν* verknüpft auf das griechische Bild

zurückgehe, welches jede siegreiche Gewalt verschönt und verklärt erscheinen läfst. Allein ἡ παιδολύμας Θεστιὰς bei Aeschylus ist ein Fall der fraglichen Art, dem wenige Parallelen zu Hülfe kommen; steht er indessen sicher, warum sollten wir τῆς πατροφόντου μητρὸς für einen Gewaltstreich des Sophokles erklären, der nicht füglich in ein Paraschematiston einlenken konnte, das sogar *Euripides Iph. T.* 585. τὴν ἐμὴν φονέα νομίζων χεῖρα gescheut hat? Einzelnes in dem vielfachen Detail zu zergliedern müssen wir uns versagen; also nur ein paar Nachträge. Bei *Manetho* IV, 284 ist κρατοπαγεῖς ein unklares Prädikat der Mimen; κρατοπλαγεῖς (p. 288) hat die Schwierigkeit des Sinnes und der Formation gegen sich; vermuthlich κρατοπαλεῖς *capita rotantes*. In einem Fragmente des *Archilochus* geht die Kritik von zwei Lesarten aus, ὡς Ἀρχίλοχος· ἀργιλιπὴς δὲ φάσις und Ἀρχ. δὲ ἀργηλιπής φησι, an jene aber die Emendation (p. 290) ἀργιλιπὴς δημός φησι ohne weiteres anzulehnen erlaubt schon φησὶ nicht, auch müfste für den citirenden Scholiasten ὡς fortfallen; höchstens würde man daher wagen Ἀρχίλοχος δέ, ἀργιλιπὴς φύσις. In einem anderen Bruchstück desselben Dichters, ἄνδρες (ἄνδρας ist angeführt p. 293) εἰς ἀμφίτριβας, möchte das einfachste sein ἄνδρεσσιν ἀμφίτριβα, ausgesprochen von einer unehrsamen Frau.

Ueber die nächste Dissertation, *de substantivorum primae declinationis paragoge Ionica* (p. 297—324) läfst sich kurz berichten. Ihr Zweck ist die alte Hypothese, dafs eine Anzahl Wörter auf αια ohne Unterschied des Sinnes Erweiterungen der einfachen Wörter seien, wie ἀρχαία, δικαία, ἀναγκαίη, und die darauf gebauten Annahmen der Neueren zu widerlegen: diesen Zweck hat sie völlig erreicht. Und zwar sind die alten Grammatiker oberflächlich zu Werke gegangen, indem sie bei flüchtiger Interpretation Adjektiva für wahre Substantiva nahmen, und die Häufigkeit von Doppelformen, worin das Adjektiv ein Mittelglied und einen Grund der Erklärung abgibt (Ἀθήνη und Ἀθηναία sc. θεά, Ἄρνη und Ἀρναία sc. γῆ, im Epos παρθενικὴ und ἐλεγχίη, noch schärfer Λάκωνες und Λακωνικαί, bei Polybius τῶν πολιτικῶν Stadtpartei, und so vieles später im gewöhnlichen Tone vernommene, p. 304 zu vergl. mit *Valesius in Ammian.* XVI, 12, 51), weiterhin auch nur in der Endung durchschimmert (Πηνελόπεια, Νεοβούλεια, γαλήνεια), jene Häufigkeit und den trüglichen Schein paralleler Formen auf alles anwandten, was ohne Substantiv zu sein an den Rang eines solchen streifte. Daraus ergibt sich, dafs die hier in Frage kommenden Wörter (wenn sie nicht eben auf Mifsdeutung beruhen wie ἁμαξαία und νικαίη) auf den Adjektivbegriff oder auf ein sekundäres Moment des Simplex zurückgehen müssen, also Theile und Werkzeuge des Ganzen ausdrücken: ἀλκαία Schweif des Löwen, οὐραία Schwanztheil (wofür Ellipsen von γαστήρ, μυελὸς u. a. in ἡ ὑστέρα, ὁ ἐγκέφαλος erläuternd sind), ὀπαία Rauchfang, Bestimmungen physischer Verhältnisse wie ὡραία die gute Jahreszeit, γαληναίη Windstille, τροπαία Wechselwind, σεληναίη sc. αὔγλη (σελαναία *Plato Cratyl.* p. 409 B.) Mondschein, εὐναία Ankerstein. Solches bezeichnete man im gemeinen Leben auch kurz durch Simplicia, so dafs gleich gelten ἀμύκλαι und ἀμυκλαῖδες, κάστωρ und καστόριον u. dergl. p. 316 sq. Im einzelnen wird man andere oder schärfere Grenzen als der Verf. ziehen dürfen: ποιητικὸς läfst er p. 306 für ποιητὴς gelten, was allenfalls einen Poetaster bedeuten mochte; ferner nimmt er bei Euripides φεῦ τῶν βροτείων wie τῶν βρότων und sogar in der schwierigen Stelle *Bacch.* 1002. (die er noch mittelst einer Ellipse ins Geleise zu bringen sucht) βροτείῳ *mortalibus*, wozu das lateinische *humanus*, der natürlich und nicht politisch anzusehende Mensch, nichts hilft; nicht δραχμαία, welcher Fehler p. 310 anerkannt wird, sondern ἀφαγναία stellen die Grammatiker auf; im 39. Epigramm des *Leonidas*, Μὴ σύγ' ἐπ' οἰονόμοιο περίπλεον ἰλύος ὧδε τοῦτο χαραδραίης θερμὸν ὀδῖτα πίης, wo die Erklärung des οἰονόμοιο von der *Einsamkeit* mit Recht gemifsbilligt wird, die Konstruktion aber (p. 313) ὕδωρ περίπλεον ἰλύος ἀπὸ οἰονόμου χαράδρης verwickelt und durch die Wortstellung nicht empfohlen ist, hilft allen Beschwerden die leichte Aenderung μὴ σύγε ποιονόμοιο ab. Desto glücklicher scheint dort die Emendation in *Phanias Ep.* 3. ἔργμα τε λείας für ἔργμ' ἀγελείας zu sein. Unwahrscheinliches enthält die Kritik (p. 319 sq.) über *Steph. Byz. v.* Πνύξ, den wir folgendermafsen verstehen. Herodian setzt ein nom. propr. Πύκνη, wofür er sich auf die gelehrte Formel Πυκναία πέτρα (πτερά fehlerhaft bei Hesychius u. a., doch hat Πυκναὶ *Ms. Ven.*) berief, um aber zum Nominativ für den cas. obl. (πνὺξ πυκνός z. l.) zu gelangen, liefs er durchs Mittelglied πνύκη (wie es im *Etym. M.* p. 69. wegen des voraufgegangenen ἀπὸ τῶν εἰς η θηλυκῶν heifsen sollte), weil ein monosyllabum auf ν keinen Diphthongen oder doppelten Konsonanten dul-

det, πτὺξ entstehen. Darauf folgt eine nicht zusammenhängende Meinung des Didymus, vermuthlich aus seinem Kommentar über Ion gezogen: er soll πυκναία von πυκνὴ hergeleitet haben, wogegen aber eingewandt wird dafs solche Paragogen (wie ἀναγκαία) μακροκατάληκτα seien, und doch ist das bei πυκναία wie bei πυκνὴ der Fall; vielmehr ging es von πνυκὴ aus, das sein Gegner abweist, weil es niemand gebrauche und die penultima kurz habe, mithin nicht gehöre zu den μακροπαρόληκτα (wie z. l.), denn eine Kürze hätten nur ἄμᾰξα (*Draco* p. 19 f.) und κόρα (seltsame Konj. κόρας), d. h. πόρα, s. beim Verf. selber p. 297.

Die übrigen Dissertationen füllen die *zweite Pars* unseres Buches; wollten wir ihren Gehalt in Umrissen, die den früheren glichen, wenigstens allgemein ermessen, so würde kein geringer Raum in Anspruch zu nehmen und gleichwohl der eigentliche Zweck nicht erreichbar sein. Sie betreffen ganz partikulare Fragen, in alle mögliche Besonderheiten vertieft und durch gelegentliche Beiläufer verstärkt; sie begehren daher ein langsam nachrückendes Studium, wie wenn man es mit der bunten Färbung einer Musivarbeit zu thun hätte, die sich eher überschauen als in Technik und künstlerischer Gruppirung verstehen läfst. Deshalb sei es genug den Plan und Charakter der Hauptstücke zu bezeichnen. Die erste oder *fünfte* Dissertation, unter allen die anziehendste und verschlungenste, *de nominibus adiectivi et substantivi generis ambiguis* (p. 329—388), versucht die Grenzstreitigkeiten zwischen Nomen und Adjektiv zu schlichten: wenn aber der Verfasser selbst zwischen vielen Bedenken schwankt und zuletzt mit dem Eindruck einer mühseligen obgleich verdienstvollen Anstrengung davon geht, wird es auch den Lesern gelingen durch so gedrängte und vieldeutige Massen mit festen, eher wachsenden als erschütterten Ueberzeugungen vorzudringen? Indefs sieht man wol dafs ängstliche Klassifikationen, durch Einschränkungen und Ausnahmen weitverzweigt, welche die Anschauung des Ganzen verkümmern, nicht überall auf einem Gebiete fruchten, das einen ursprünglichen Familienverband für beide Redetheile besafs und ihn fortwährend auffrischen und erweitern konnte. Die Sprachbilder begannen damit, dafs sie auf dem Wege der Abstraktion allgemeine Epitheta fixirten und mit Hülfe wirksamer Endungen in individualisirende Nomina verwandelten, wie die Bezeichnungen der Thiere (μέμνων, χάρων, ἴδρις die Aemse, verglichen mit πτώξ, αἴξ, κρδοὶ, cf. *Aglaoph.* p. 844 sqq.) vorzüglich darthun. Diesen Anfang führte das Volk an den verschiedensten Adjektiven weiter, indem es Maskulin- und Femininform unter Begriffe reihte, wie die der Oertlichkeit (πλατεῖα, τραφερά, Κεραμεικός, Κοτίνουσα, Ἱρή), des Zeitverhältnisses (ὠραία, παιδεία), des Theiles (vergl. oben diss. IV.), der Eigenschaft (ἀνδρεία und charakteristischer ἀνδρία, πινυτή, worüber mit einiger Verwunderung p. 360) und überhaupt der Momente für Lebensbedarf und Kunst, die sobald sie sich vereinzeln, als Ellipsen dargestellt und vom Verf. in ihrer Breite, nur nicht praktisch genug, verfolgt werden. In den meisten Fällen ist nunmehr ein reines Substantiv gewonnen und möglichst auch durch den Accent (παρδαλῆ neben ταυρεία, zumal und bekannt von Eigennamen, cf. p. 342 sq.) bisweilen durch die Flexion (p. 347.) charakterisirt; dafs aber einst ein elliptischer Ausdruck nicht vorgeschwebt habe, wollen wir doch darum nicht leugnen, weil jetzt nicht immer (sogar ἀπ' εὐθείας φιλοσοφεῖν und τηράλλως ἀδολεσχεῖν p. 363 sollen Belege sein) die strengste Ellipse passe; (vielmehr sehen wir deren, wie der substantielle Begriff ganz den Stoff des Adjektivs durchdrungen und überwunden haben müsse) noch weniger uns um die Fragen (p. 348) ängsten, ob vielleicht der eine Redetheil den anderen erzeugt oder gar Nomen und Adjektiv völlig getrennte Wurzeln hätten. Man erwäge deshalb die an πηκτὴ angestellte Analyse p. 353 (vergl. p. 430) neben p. 365 um die Lösung für etwas mögliches zu halten. Anders verhält es sich mit den Zusammensetzungen, deren Vielseitigkeit (zum Theil nach den früheren Ansichten *Phryn.* p. 600 sqq.) mit gelegentlichen Blicken auf die Verschmelzung zweier Substantiva p. 366 sqq. beurtheilt wird. Auf die gewöhnliche Komposition der Adjektiva läfst sich nur die Parathesis anwenden (mehrmals auch auf die Fälle der Präpositionen, wie ἀντίχθων oder ἐπιδημιουργὸς durch die lockere Zusammenstellung eine Modifikation des Nomen ausdrückt), ἵππος μόνιππος, κόρος μονόπαις, Περσέφασσα καλλίπαις geben poetische Erläuterungen und adjektivische Malerei, so dafs der zweite Bestandtheil in Schatten tritt.

In der *sechsten Dissertation, de nominum in* $\overline{MA}$ *exeuntium formatione* (p. 391 — 452) ist mittelst genauer Induktion dargethan, dafs die genannten Verbalien nebst ihrer Sippschaft, denen auf $\overline{\mu\eta}$ und $\overline{\mu o\varsigma}$, woran

noch die Endungen τῆς τῖς τος sammt den Verwandten geknüpft werden, einer langen penultima bedürfen, sei es durch gedehnten Vokal oder durch den verstärkenden Zischlaut. Diese Regel gilt mindestens für die klassische Zeit, und die widerstrebenden Fälle sind auf Rechnung der Abschreiber oder des Idiotismus (wie in ἀράθεμα, εὕρεμα, δόμα) zu setzen. Die Materie selbst ist einfacher Natur, indem sie aber hier eine gröfsere Strecke als nöthig war umspannt und bis in kleine Absenker der Verbalien sich zersplittert, kann man sagen dafs ein ziemlicher Theil abgethan, ein Rest leichter zu vollenden sei: *si quid in his litteris* (heifst es am Schlufs), *quae quotidie paene crescunt, absolutum dici potest.* Unter anderem finden wir die Frage vollständiger abgehandelt, welchen Werth die *ancipites* einer penultima vor Doppelkonsonanten in Hinsicht auf Zeitdauer und Ton besitzen: Theorie nemlich und Empirie liegen dort öfter im Widerspruch und der Verf. welcher sämmtliche Erscheinungen unter einander ausgleichen will, verzweifelt fast an der glücklichen Lösung, obwohl er die Fäden der Untersuchung festzuhalten weifs. Wir dächten man dränge doch in den Hauptstücken durch (und alle Besonderheiten unter das eine Gesetz zu zwängen ist ohnehin in der Grammatik unthulich), wenn die gewifs richtige Vorschrift der Grammatiker als Richtschnur gälte: verdoppelte Konsonanten setzen eine kurze penultima voraus, mit Ausnahme der wenigen Wörter, in deren Stammsylben eine Naturlänge steckt, wie ἄρδω, θάσσω, πράσσω (daher πρᾶγμα und πρᾶξαι, μῖγμα und μῖξαι, wie *Ammonius* p. 78 eine doppelte Quantität in κάταγμα unterscheidet, gegenüber σάξαι, στηρίξαι, σίγμα), ferner μᾶζα, demgemäfs schrieben sie auch κῆρυξ, trotz des κήρῡκος, aber die Ableitungen der Verba, deren characteristica oder Radikallaut eine liquida ist, können nur Kürzen haben, also κύρμα so gut als ψάλμα, worauf ja die Regel von Doppelkonsonanten und Verdoppelung des einen Buchstabs nicht pafste. Das Accentwesen ist übrigens für solche Fälle mehr durch Schuld der Herausgeber als durch die Alten verwildert und peinlich geworden.

In der folgenden Dissertation, *de motione adiectivorum minus mobilium* (p. 455—498) sehen wir einen beschränkten Stoff verhandelt, welcher weit entfernt für sich Theilnahme zu erwecken und zu steigern, im Verlauf durch das Gedränge von Einzelheiten ermüdet, und nicht einmal den Lohn für so langwierige Mühen, ein klares entschiedenes Resultat, zu gewähren scheint. Dies wird um so trostloser zu sein dünken, als der Verf., welcher Theile seiner Untersuchung bereits im Phrynichus und Ajax erörtert hatte, nun er zum dritten Male ansetzt und mit gesammelter Kraft das Ziel gewinnen will, beim weiteren Vorrücken geradezu verzweifelt (p. 490) und über die rings sich erhebende Verworrenheit (*quanta caligine haec sit circumfusa regio*) klagt. Wir aber sollen nicht verzweifeln, noch wähnen dafs die Frucht der treuen Ausdauer dahin sei; sondern lieber das was kritischer Blick gesichtet unter einen Brennpunkt drängen, und uns von neuem überzeugen, wie der lebendige Sprachtakt der Griechen auch in dieser anscheinend geringen Frage sich bewähre und wie wenig wir von den alten Grammatikern ein Prinzip entnehmen können. Die Thatsache nun um die es sich handelt, ist die Motio der zusammengesetzten Adjektiva, das heifst, die Freiheit derselben zur Femininendung überzugehen. Diese Freiheit zunächst als ein Recht betrachtet, das von den Dichtern mehr aus Lust an organischen Bildungsweisen als wegen des Metrum genommen wurde, hatte keine äufsere Beschränkung, zog sich aber allmälig innerhalb einzeler Klassen zusammen; und wenn die Formation namentlich mit ἀ priv. und εὐ dafür zulässig schien, so beginnt doch schon die Komposition verschiedener Redetheile in völlige Substantiva der ersten Deklination umzuschlagen, wie χαμαιτύπη, Πεδάργη, Φιλαίχμη, ἀπογεία Landwind, woher denn auch ein Unterschied wie περίθετος κόμη und περιθέτη absolut. Aber der eigentliche Tummelplatz solcher Mobilität, woran die besten Prosaiker theil haben, sind die mit Präpositionen verbundenen Wörter; obgleich der Gebrauch manches zu beseitigen zwingt, z. B. ein παραλλήλαις neben παραλλήλοις nicht aufkommt. Soweit ist alles sicher und ein Zweifel trifft nur Einzelheiten; streitig wird dieses Gebiet erst dann, sobald man mit Präpositionen und einer irgend passiven Form Verbalien bildet. Denn bei letzteren ist zweifach sowohl Flexion als Betonung (es gibt διαιρετὴ und ἡ διαίρετος): und Grammatiker so gut als Abschreiber treten uns in den Weg, wenn wir eine scharfe Trennungslinie ziehen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Parralipomena Grammaticae Graecae scripsit Chr. Aug. Lobeck.

(Schluſs).

Richtig bemerkt der Verf. (nach den Winken alter Erklärer über Ilias γ'. 344) daſs solchen Oxytonis ein Potential-Sinn wie den Adjektiven auf ilis und ibilis (περιαίρετα; passiv, περιαιρετὸς ungefähr wie ἐξαιρετὸς: *exemptilis*; dagegen ἐξαίρετος *singularis*) angehöre, daſs ein Oxytonon unzertrennlich von der Motio sei, *oxytonesin et motionem commune habere radices*; mit anderen Worten, die Griechen sahen mit feinem Gefühl von der Form ab und lieſsen diejenigen Zusammensetzungen, welche nicht in zwei gleich bedeutsame Theile sich sondern können, dem Charakter reiner Verbalien folgen, wo denn z. B. ἐκλεκτὸς als ein Simplex frei und unmittelbar aus dem komponirten Verbum ἐκλέγω entspringt. Er selbst aber wendet hiegegen (p. 487 f.) ein, daſs die Grenzen oft in einander laufen und kaum sich sondern lassen: wir meinen, daſs es sogar gleichgültig sein dürfte sie zu sondern, und bei genauester Sinnverwandtschaft den Autoren erlaubt war etwa περιμαχητὴ oder περιμάχητος anzuwenden, sowie Thucydides ἐκ περιγραπτοῦ glaublicher Weise statt περιγράπτου schrieb. Doch die Zahl dieser Fälle ist gering gegen die Menge von Stellen, worin Oxytona mit passiver Bedeutung sich darbieten, ohne daſs ein triftiger Grund für solchen Widerspruch auſser der Autorität unserer heutigen Texte (vorzüglich p. 490 sqq.) nachgewiesen würde. Da nun alle Verworrenheit und Schwankung in diesem Schlupfwinkel, in der äuſserlichen und nirgend konsequenten Tradition zusammenläuft, da ferner die Bedenken (wenn wir nicht irren) auf die Maskulin- und Neutralform fallen: so wird man durch Barytonirung das Gleichgewicht herstellen, und bei offenbarem Passivsinn Fehler wie ἀναφρεπτός, ἀναπαστός und βαλάνια, ἀναπαστά, ἐλιπουτός, καθαπτὸς beim Euripides (ein anderes ist es mit ὄργανα καθαπτά) und ähnliches beseitigen. Was endlich die Grammatiker in Bezug auf *synthetos* und *parasynthetos* festsetzen, das ist so kraus und tumultuarisch (wie schon ihr fehlgegriffener Beleg ἐπίλεκτος und ἐκλεκτὸς darthut), daſs der Verf. besser gethan hätte seiner helleren Einsicht zu folgen, um den letzten anscheinenden Streitpunkt aufzulösen. *Parasynthetos* (wir dürfen den Terminus retten, obgleich die Alten auch hier keine genügende Definition unterlegen), oder Kompositionen aus einer paragogischen Verbalform (συκοφαντητός, ἐμπολητός), sind gleich der vorhergehenden Klasse mobil und oxytonirt, weil sie keine reine Zersetzung gestatten und für Ausflüsse der Verbalform gelten.

Den Beschluſs macht die Dissertation *de figura etymologica* p. 501—538. Ein räthselhafter Titel, da nirgend etymologische Fragen behandelt werden; und doch ist eine gewisse Stellung dieser Untersuchung zu *Diss. V.* (cf. p. 366. 371) nicht zu verkennen. Deshalb scheint es daſs der Titel den Scholiasten, welche bei sehr geringfügigen Anklängen wie τέμενος τέμου einen τρόπος ἐτυμολογικὸς und ähnliches anbringen, hier in der Absicht abgeborgt sei, um sämmtliche Erscheinungen des Ausdrucks, welcher verwandte Begriffe aus demselben Wortstamm bildet, in denselben Rahmen zu fassen. Eine solche Formel (oder wol entsprechender ἐπαλληλία) wäre nun erwünscht, wenn es sich um Wendungen handelte, die gröſstentheils aus *einem* Princip entsprängen und auf demselben Raume gesellschaftlich zusammentröfen; allein die vorliegende Sammlung, welche nur das äuſsere Band eines verwandtschaftlichen Klanges hält, zersplittert sich unter mancherlei Gesichtspunkte, und will man diese Reichthümer gebrauchen, so ist es nothwendig vom Anschein der Etymologie, d. h. einer analogen Entwickelung aus dem Stamm, abzusehen und die richtigsten Thatsachen an verschiedene Kapitel theils

der Syntax, vorzüglich aber der Rhetorik zu vertheilen. Denn von der Neigung der Griechen zu scharfen Antithetis, zu malerischen Anklängen, nicht um ein linguistisches Spiel zu treiben, sondern um durch bedeutsamen Ton auf die Gliederungen und Gruppen des vielverzweigten Gedankens hinzuweisen, läfst sich eine sehr beträchtliche Zahl solcher Parallelismen und Homoeosemen erwarten. Auch deutet der Verf. selbst p. 531 einen ähnlichen Zweck an: *Namque similis coniunctorum sonus atque significatio et ad aures fortius accidit et animum diutius in eadem cogitatione defigit et persaepe intellectum adiuvat orationemque acriorem reddit et instantiorem.* Das Ganze hat er aus drei Massen zusammengesetzt: aus den Fällen welche durch Strukturen des Accusativs oder Dativs bedingt werden, und aus den übrigen gemischten Formen der Parechesis oder irgend antithetischer Art. Die Fälle des Accusativs gehen von jener Bestimmtheit und Besonderung des reinen Verbalbegriffs aus, welche sich über die Dürftigkeit der Paradigmen λόγον λέγειν, μάχην μάχεσθαι erhebt. Mit Recht urtheilt der Verf. dafs solche Phrasen nichtig und unstatthaft sind, wenn nicht im Accusativ ein einzeles und individuelles liege, λόγον ἔλεξε hielt einen Vortrag, ἱερωσύνην ἱερᾶσθαι ein Priesterthum verwalten, noch mehr im Plural wie εὐχὰς εὔχεσθαι, μανίας μαίνη, wie in der epischen naiven Wendung τέκνα τεκέσθαι, oder vereinzelt mit komischer Schärfe das Aristophanische λῆρον ληρεῖς du plauderst ein langes und breites. Man zieht aber vor die Entwickelung eines bestimmten Gehaltes entweder durch den Zusatz von Adjektiven und Genitiven zu fixiren, δέησιν δικαίαν δέομαι, στρατηγοῦ θάνατον ἀποθνήσκειν; auch in der Epexegesis (ἡμῶν κατάγελάσεται . . πονηρόν γε γέλωτα) und beim Relativpronomen (τοῦ ἔρωτος, ὃν ἠράσθησαν τοῦ Ἀλκιβιάδου), oder in einen verwandten Ausdruck durch Homoeosema zu verwandeln, βασιλείαν νοσεῖν, τὴν στρατείαν ταύτην ξυνῆλθον, womit ein neues, von jedem etymologischen Ton entferntes Gebiet betreten wird. Soweit der erste Abschnitt; gelegentlich bliebe nur zu bemerken, dafs der Artikel zur Individuation nicht ausreicht, denn in *Thucyd.* VIII, 58. (nicht 57. wie p. 508 citirt) κοινῇ τὸν πόλεμον πολεμοῦντων fällt auf κοινῇ das Gewicht; ähnlich gibt *Herod.* VIII, 74. ὅτι περὶ τοῦ παντὸς ἤδη δρόμον θέοντες, wo δρόμον gestrichen werden soll (p. 511. aber wol niemand hat so θεῖν ohne Andeutung der Metapher gebraucht), dem *Sinne* nach zu verstehen, sie machten einen letzten entscheidenden Lauf; ferner ist die Beobachtung zu erwähnen, dafs ein Genitiv wie Ταντάλου φόβον φοβοῦμαι (Ταντάλειον) subjektiven Werth habe, welche zur Anwendung gebracht auf die schwierige (p. 514 geprüfte) Stelle *Lycurg.* p. 154 οἱ μὴ πτήξαντες τὸν τῶν ἐπιόντων φόβον nicht zweifeln läfst an einer Verderbung oder Interpolation. Die nächste Masse begreift die Fälle des Dativs, von denen der Verf. nach Möglichkeit allen Schein des Pleonasmus abwehrt, weil er sie auf gleicher Linie mit dem Accusativ betrachtet und dafür an zufällig ähnlichem festhält, etwa dem komischen θυρῶσαι χρυσαῖς θύραις (μεγάλαις Versehen p. 523), das durch ein späteres (*Arist. Av.* 1154.) ἅπαντ' ἐκεῖνα πεπίλωται πέλλαις in das rechte Licht tritt, ja sogar ins Herodoteische πλοίοισι ἐπιπλώσαντες eine versteckte Beziehung legt, „mit Kauffarteischiffen und nicht mit Trieren." Dann kann man ihm beistimmen, dafs die meisten Belege einen ausgesprochenen oder vernehmlichen Gegensatz enthalten: λόγῳ λέγειν — εἰδέναι (oppos. ἔργῳ), ὄψει ἰδεῖν neben ἀκοῇ πυθέσθαι, μεγέθει μέγιστος im Kontrast mit anderen Eigenschaften; doch nicht ohne Unterscheidung, denn jener sophistische Prunk bei Lucian (p. 529), μεγέθει μέγιστον καὶ κάλλει κάλλιστον καὶ φωνῇ φωνρότατον, dient einzig denen, welche vieles der Art für naive oder willkürliche Floskel erklären. Aber lehren nicht auch diese Antitheta, was die Natur des Kasus mit sich bringt, dafs solche Dativa blofs mittelbar als Zugaben angeknüpft werden, ausmessend und erläuternd, während der Accusativ in unmittelbarer Struktur das Wesen ausspricht (etwas tieferes ist doch das Aristophanische μικκός γα μῆκος, er hat nichts von Länge), und dafs manche Dativa zu verdickten, ganz eigentlich pleonastischen Redensarten das Zeug hergeben müssen? In φυγῇ φεύγειν und was dahin gehört (p. 530) πόνῳ πόνηρε ist wenigstens eine Steigerung zu merken, wiewohl man nur das Ganze *eines* Begriffs wahrnimmt; womit nicht zu verbinden φύσει πεφυκός beim Euripides, von ursprünglicher und nicht konventioneller Existenz gesagt. Den Schlufs macht eine Miscellan-Sammlung, worin eine beträchtliche Zahl verwandtes ohne Absicht an einander rückt; ἄρδην ἀναιδῶν, μετέωρον αἴρειν, θέρος θερμόν, πλοῦν εὔπλοον (das geringfügiger ist als γάμον ἄγαμον), zumal in Kompositionen von abgeschwächter Bedeutung, ὁδὸν ὁδοιπορεῖν,

wohner τὴν λέαν ἀφυροποιήσας (Diod. XVI, 73 nicht 83); nicht wenigen in eitles Geschwätz ausläuft, φλυαρεῖν φλύαρα, οἱ τῶν παίδων παιδαγωγοί bei Athenäus; so dafs ein nur kleiner Bestand übrig bleibt, Adjektiva mit gesetzmäfsigen Bestimmungen (wie μακρὸν μῆκος χρόνου bei Tragikern) und Erläuterungen durch Genitive. Nach allen Seiten sind hier Materialien ausgestreut, welche beitragen werden, um die im Dissert. I. bearbeitete Methode der euphonischen oder vielmehr antithetischen Sprachkunst bei den Griechen zu erläutern und in weiterem Umfange zu gestalten.

Referent kann von diesem ausgezeichneten Denkmal deutscher Gründlichkeit nicht scheiden, ohne wegen der Polemik des Werkes, welche gegen ihn gerichtet ist, eine Erklärung abzugeben. Dafs eine solche nothwendig geworden dürfte manchem auffallen. Einen Widersacher antikritisch zu belangen und apologetisch zu entkräften ist mir niemals in den Sinn gekommen, da ich gewohnt bin jede Erinnerung, auch wenn sie wie oft genug geschah von übelwollenden oder von leichtfertigen Beurtheilern ausging, in Stillschweigen zu deuten und zu nutze zu machen, ohne Empfindlichkeit zwar, die vielleicht den ruhmsüchtigen berühren mag, aber auch ohne der Autorität und den gelehrten Citaten die geistige zwingende Macht einzuräumen, welche die Tradition der Schule fordert. Warum also jetzt das Stillschweigen verlassen? Der Tadel des ehrenwerthen Mannes, an dessen Schriften mich früh und lange gelärnt hat, ist allemal belebend und führt der Wahrheit näher; seine Absichten — sie könnten parteiisch dünken, will man auf den unähnlichen Ton gegen die andersdenkenden achten, welche sonst einerlei Bahn mit ihm wandeln — sind immer wissenschaftliche; ja was mehr bedeutet, sollten die Einwendungen sämmtlich gegründet sein und die etlichen *porpoream* und *patvórbe* mit ihren harten Nachbarn nicht blofs aus dem philologischen Dialekt stammen, so entziehn sie mir doch keinen Gedanken und keine Methode. Denn wenn sind nicht in jüngeren Jahren, wenngleich überlegt, Ansichten und Konjekturen entwischt, welche ohne weiteres das Mafs wachsender Erfahrung verdammt und in aller Stille abthun heifst, die nach längerer Zeit niemand mit Nutzen auffrischt, es müfsten denn erhebliche Irrthümer daraus entsprungen sein oder förderliche Lehren daran sich knüpfen; und da der Anstofs und der wichtigste Streitpunkt in der Sonderung des Aehnlichen vom Unähnlichen ruht, wer weifs nicht vom alltäglichen Kampfe der Meinungen her, wie selbst die Meister fortwährend straucheln, die bedächtigen an ihrer Spitze? Vermöchte ich daher mit der Feder in der Hand zu lesen, so wüfste ich etwas besseres als die Mifsgriffe der Anfänger zu registriren (wie dies einem vor 16 Jahren geäufserten Einfall p. 336 widerfahren ist), oder aus der unstatthaften Vertheidigung des ὡραία σέλινος im Oppian zu folgern (p. 460), *B. Graeciam novo donat vocabulo* ὁ σέλινος. Wir wollen aber keinen Augenblick bei Musterung dessen verweilen, was aufzugeben, was haltbar sei, und es niemand wehren, der was nun einmal schwarz auf weifs in die Welt ausgegangen, für eine freie, von aller Chronologie und psychologischen Kritik unabhängige Beute nimmt: darauf kann noch keine Beschwerde gegründet werden. Aber Gerechtigkeit und Unbefangenheit läfst sich verlangen, dafs man dem Gegner nichts unterschiebe, was mit seinen Worten im offenen Streite liegt, und dafs man ihn nicht für leichtsinniger als die guten Freunde achte, welche das natürliche Wohlwollen eine Stufe höher zu rücken pflegt. In dieser schönen Leistung des *suum cuique tribuendi* vermisse ich einiges beim Verfasser; es scheint ihm unbequem den fremden, auf entlegenem Boden gewachsenen Meinungen ins Gesicht zu schauen und ihre Grundzüge zusammenzufassen, ohne sich um den Namen des Urhebers und das daran haftende Vorurtheil zu kümmern. Dafür folgende Proben. Z. B. Ἑλλὰς schickt sich nicht zum Maskulin wie δρομὰς die alleinige Adjektivform; widerlegt nun der in künstliche Kombination gebrachte Einwurf p. 263 *ac si* Ἑλλὰς *plerumque regionis nomen est, ideo* Ἑλλὰς ἀνὴρ *addubitari non oportebat a B. Synt.* p. 48. so dürr ohne Beweis hingestellt, den man schwerlich belegen wird? Wir wünschten auch den Einspruch p. 528 (*ut Latini . . . cum numeralibus ipsis tria numero, quod Graecis usitatissimum, licet dammet B.* —) von einigen Citaten begleitet zu sehen. Auf derselben Seite verwirft er eine andere Ansicht, dafs σκάφος ὁλκὰς in einem plumpen und derb stafirten Vortrage des Cyclops pleonastisch sei, und mag lieber σκάφος als Accusativ construiren wie beim Aeschylus, ναῦν ἀκήρατον σκάφος: aber für den einfachen Gedanken, wie ein vom Kiel herauf bis zum Verdeck gestopftes Schiff, gibt die an sich hol-

prige Struktur γεμισθεὶς ὡς ἁλκὰς σκάφος einen gezwungenen Ausdruck. Der Behauptung dafs die Konjektur Σαλαμιναφέτης bei Solon einen komischen Anstrich habe, werden p. 428 drei Wörter entgegengestellt, zwei obskure, welche für das Dasein von compp. in αφέτης zeugen, und γαστραφέτης, ein gemeiner Terminus der Mechanik. Nicht siegreicher werden zwei Punkte p. 296 bestritten. Erstlich handelt es sich um Xenophon und Quintus, ob sie nicht möglicher Weise die Form Φοίνικος bestätigten; aber bei Xenophon, heifst es, ändert Sturz (was man freilich auch ohne Sturz thun konnte) Φοινικόν, und bei Quintus liest man Φοίνικος ἕδος: nemlich in Tychsen's Ausgabe, bei Rhodoman aber Φοίνικον, und so lange kein Apparat vorliegt, läfst sich nichts verneinen. Zweitens verdammt der Verf. meine Erklärung von συζυγίαι Χάριτες, man müsse συζύγιαι schreiben, was Schäfer belegt habe; wenngleich es übrigens mit einer späteren Theorie p. 361 sq. nicht genau harmonirt. Allein nirgend existirt ein Adjektiv συζυγία (sowenig als ein adjektives πάνοιζυς, das p. 251 gegen die Apposition πάνοιζυς ἑστία geltend gemacht wird): denn wem entgeht dafs in der von Schäfer citirten Stelle des Stobäus τὴν Ἥραν συζυγίαν καὶ τελείαν ἐπονομάζουσι zu bessern sei ζυγίαν? was mindestens *Pollux* III, 38 in doppelter Beziehung sichert, insofern auch bei ihm früher συζυγία stand. Noch schlimmer lautet der p. 347 auf Anlafs von Nikander's Verse, χιλοὶ ὅτε χλοάουσι, νέον δ' ἀπεχεύατο πόιην, gemachte Vorwurf, *quo loco B. — inauditam commiscitur numerorum enallagen*. Leider irrt der scharfsichtige Verfasser, und es ist ihm nicht geglückt jenes Monstrum durch die Vermuthung ἐπεχέατο zu tilgen, welche kaum ohne seine Uebersetzung, *cum novalia sibi herbam induunt*, verständlich wäre. Nicht *unerhört* ist die gedachte Enallage noch in unseren Tagen ans Licht getreten, sondern bei Schneider und gar beim Scheliasten zu finden, und der Sinn gebietet sie; was aber ἀπεχεύατο als Singularis betrifft, so weifs den Verf. besser als wir dafs unter anderen Mifsgriffen der Alexandrinischen Periode Kallimachus ἐπεχέατο, Euphorion φλεγεθοίατο für Singulare nahmen. Nicht wenig überrascht ferner die Aeufserung p. 41. *Ergo vix effugere possumus, quin aliquando ὁ ὕβρις dictum esse statuamus, non ut B. — apparet ex ὑβριστὴς contractum sed eodem intellectu*. Das ist etwas flüchtig hingeschrieben, denn mit der hier und p. 131 gegebenen Vorstellung stimmen meine Worte klärlich überein: „Aber ὕβρις liefse sich leicht mit Vergleichung ähnlicher Abkürzungen, welche die ältere Hesiodische Formation — darbietet, *als Synonymum des vollständigeren* ὑβριστὴς ansehen" u. s. w. Doch wir brechen ab, und der Wunsch, dafs Hr. Lobeck nicht ermüden möge die Wissenschaft aus den gediegenen Schätzen seiner Gelehrsamkeit zu bereichern, auch wenn Referent Gefahr liefe Unrecht zu erleiden, sei der Schlufs dieser Epikrisis.

Bernhardy.

XXXII.

Der Prophetismus der Hebräer vollständig dargestellt von August Knobel, Dr. der Phil. Lic. und a. o. Prof. der Theol. an der Universität zu Breslau. Zwei Theile. Breslau 1837, *im Verlage bei Jos. Max und Comp. VIII und* 440 *und* 426 *S. gr.* 8.

Die in neueren Zeiten ziemlich allgemein herrschend gewordene Ansicht über das Alte Testament und den Bildungsgang und Verlauf des religiösen Geistes der Hebräer ist als Resultat der verständigen Betrachtung der Dinge und im Besondern der grammatischen und historisch-kritischen Auslegung und Forschung anzusehen. Es waren besonders zwei Seiten, welche man allmälig richtiger zu beurtheilen lernte und von denen das besseres Verständnifs des Ganzen ausging: einmal die ehemals für eigentliche Geschichte angesehenen Mythen und Volkssagen, eine Entdeckung, wodurch das ganze Bild von der ältern Geschichte der Hebräer wesentlich umgestaltet wurde; und dann das Wesen des Prophetismus so wie Inhalt und Form der prophetischen Reden und Schriften, welche man in ihrer Genesis und nach ihrem nächsten Zweck würdigte und damit die Beziehung der Einzelnen auf eine ferne Zukunft ausschlofs.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Der Prophetismus der Hebräer vollständig dargestellt von August Knobel.

(Fortsetzung.)

Um sich zu solchen Resultaten durch die älteren Vorurtheile hindurchzuarbeiten, mufste der gelehrte Forschungsgeist allerdings eine *Voraussetzung* mitbringen, aber eine solche, die nicht willkührlich gemacht sondern tief in der Natur des Geistes begründet war, mochte sie bei der Operation mehr an sich im Hintergrunde des Bewufstseins liegen, oder in entwickelter Gestalt in dasselbe herausgetreten sein, — die Voraussetzung, dafs der Verlauf des geistigen Lebens im Wesentlichen zu allen Zeiten derselbe, nämlich ein organischer, gesetzmäfsiger, stätiger sei, und dafs sich nur die Form verschieden gestalte nach den verschiedenen innerlich und äufserlich gegebenen Bedingungen eines Zeitalters und eines Individuum. Wie der Geist sich immer mehr selbst erkannte und zur freien Bewegung hindurcharbeitete, so mufste auch jene Voraussetzung immer ein nothwendiger gesetzten Moment seines ganzen Begriffs werden; denn alle Geschichtserkenntnifs ist ja ihrem innersten Wesen nach Orientirung, Erinnerung des Geistes in sein eigenes Wesen hinein, Durchleben seines eignen Lebensprocesses. Von jener Voraussetzung abstrahiren und sich dafür durch den empirisch gegebenen Stoff bestimmen lassen, hiefse die geistige Natur so viel als möglich ablegen und den Zufall walten lassen, die vernünftige Allgemeinheit des Denkens beschränken zu Gunsten einzelner Gebiete, welche die Macht des Gedankens nicht aushalten und nur im Glauben richtig angeeignet werden könnten; eine solche Forderung würde die betreffenden Objecte, d. h. eine gewisse Vorstellung von denselben, von vornherein als unhaltbar bezeichnen und noch vor dem Kampfe die Waffen strecken. Wie die wissenschaftlich betriebene Operation der Auslegung und Kritik ihrem Wesen nach rein allgemein und nur selbstbewufste Wiederholung derselben Thätigkeit ist, welche Jedermann im gemeinen Leben, im Gespräch mit Anderen und an Objecten der gegenwärtigen Zeit vollbringt: so ist auch die Auffassung der Totalität der geistigen Entwickelung an dieselben Gesetze geknüpft, welche die richtige Beurtheilung jedes Zeitalters vermitteln müssen. Es war daher nicht ein Verkennen des eigenthümlichen Wesens des A. Testaments, wenn man an seine Entwicklung einen allgemein-menschlichen Maafsstab anlegte, sondern ein wesentlicher Fortschritt der geistigen Erkenntnifs überhaupt, mit dem Vertrauen verbunden, dafs der geistige Inhalt der Schrift sich auch für den Standpunkt vernünftiger Betrachtung bewähren würde, wenn gleich die Auffassungsform in vieler Hinsicht eine andere werden müfste. Durch das Princip eines verständigen Realismus instinktartig getrieben, suchte man sich zuerst vereinzelte Partieen der Alttestamentlichen Geschichte durch Deutung und Umdeutung vorstellbar zu machen, fand aber allmälig, dafs der ganze Boden des geschichtlichen Verlaufes von spröden, unorganischen, der verständigen Betrachtung unüberwindlichen Elementen starrte, welche man hinwegschaffen oder ebnen mufste; es waren diefs grofsentheils dieselben Elemente, worin die frühere gläubige Betrachtungsweise Spuren und Beweise der wunderbaren Leitung des Volks durch Gott und des übernatürlichen Ursprungs des A. T's. erblickt hatte; durch den Umschwung des theologischen Bewufstseins schlug aber die Bedeutung derselben in das gerade Gegentheil um, so dafs sie durch eine übermüthige, frivole Skepsis selbst zu Anklagepunkten gegen den Charakter einzelner biblischer Individuen und Schriftsteller benutzt wurden. Der Schlüssel zum Verständnifs jener entgegengesetzten Beurtheilung desselben Inhalts liegt in dem Verhältnifs des Begriffs und der

Idee der Religion zur Erscheinung und zum vorstellenden Bewufstsein. Das vom gewöhnlichen Hergange des Lebens Abweichende, Ueberschwengliche, Wunderbare, übt auf den Glauben eine anziehende Kraft aus, weil es die versinnlichte Darstellung der unendlichen Idee ist, eine Wahrheit, von welcher sich der gebildetste Verstand noch immer auf dem Gebiete der Kunst, wenn er sonst Empfänglichkeit dafür hat, überzeugen kann. Der rein verständigen Betrachtung ist aber die Idee in ihrer unendlichen Form ganz entschwunden, sie kann dieselbe daher auch nicht im sinnlichen Gegenbilde wiederfinden oder gar in den unorganischen Massen der Volkssage ihr unmittelbares Dasein anerkennen, wie denn überhaupt die Idee nie in der Form der reinen Allgemeinheit empirisch erscheinen kann. Der empirische Realismus gewinnt so leicht die Ueberzeugung, dafs alle überschwenglichen und wunderbaren Elemente nur subjective Vorstellung der redenden oder schreibenden Personen, nicht objectiver Hergang der Geschichte waren. Eben so skeptisch verhält sich diese Ansicht zu allen prophetischen Aussprüchen, wodurch angeblich zufällige Dinge einer fernern Zukunft voraus verkündigt sind; nach der psychologischen Erklärung hielten sich die prophetischen Reden innerhalb des Gesichtskreises eines gewissen Zeitalters, und die scheinbaren Ausnahmen sind entweder als vaticinia post eventum aufzufassen, wie öfter in den historischen Büchern, oder durch richtige Bestimmung der Abfassungszeit eines Buches oder einzelnen Orakels zu beseitigen. So drängte die Kritik ein Moment nach dem andern aus der objektiven in die subjective Sphäre hinein, die ganze Geschichte wurde als Entwicklung des religiösen *Bewufstseins*, der Vorstellung, Anschauungsweise betrachtet und damit der Zauber gelöst, wodurch die flüssigen Momente des geistigen Lebens zu einer Reihe objektiver, starrer Gestalten krystallisirt waren, der Geist selbst in der Form der Phantasie und Vorstellung hatte seine innere Welt so gestaltet und darin späterhin zum Theil eine Lösung des Räthsels der Geschichte gefunden, der Geist selbst hat daher auch die Macht und das Recht, den starren Gebilden ihr ursprüngliches Leben einzuhauchen und sie damit in den flüssigen Procefs des Innern zurückzunehmen. Der Geist realisirt damit nur seinen eigenen Begriff und ist daher seiner Sache absolut gewifs, gewisser als es der Glaube in seinem Verhalten zu den übernatürlichen und wunderbaren Elementen sein konnte, weil derselbe immer den Zweifel des Verstandes niederzudrücken hatte und wegen seiner parteiischen Auffassung der Alttest. Geschichte seinem Verfahren nicht den Charakter vernünftiger Allgemeinheit und Gesetzmäfsigkeit zu geben vermogte. Die Geschichte der biblischen Kritik und Exegese stellt den seit anderthalb Jahrhunderten sich vermittelnden Freiheitskampf des religiösen und theologischen Bewufstseins dar; in den Niederlanden und England angeregt, wurde er auf deutschem Boden durchgekämpft und führte zu Resultaten, die sich der protestantische Geist nicht wird entreifsen lassen, wie sehr auch der Obscurantismus wieder das Haupt zu erheben und den freien Blick der Geister zu umnebeln sucht. Obgleich aber die freie Bewegung des Geistes ihrem Principe nach dieselbe ist und Alle, die gegen Aberglauben und blinden Auctoritätsglauben kämpfen, sich durch jenes gemeinsame Princip innerlich verbunden wissen; so giebt es dennoch verschiedene Stufen in der Entwickelung der Freiheit, und es dürften besonders zwei derselben in dem bisher durchlaufenen Zeitraum zu unterscheiden sein, wovon die erstere eine vorherrschend *verständige*, empirisch-realistische, die zweite zugleich eine *vernünftige*, spekulativ-idealistische Richtung zeigte. Beide Seiten sind nie schlechthin aufser einander, die eine oder andere herrscht aber vor, ja absorbirt die andere bis auf einen Grad. Die zweite ist der Natur der Sache nach die spätere, beginnt bei der Auffassung des A. Ts. etwa mit Herder und de Wette; wo früher ähnliche Elemente neben andern vorkamen, waren sie noch Nachwirkung der früheren gläubigen Auffassung, nicht freier Aufschwung vom empirischen und endlichen Standpunkte zum höheren idealen. Man darf aber nicht einseitig die negative oder positive Seite der Kritik zum Maafsstabe der Beurtheilung beider Stadien machen, als ob man später eingesehen hätte, dafs die frühere blofs verständige Auffassung zu weit führen und daher wieder zum Aelteren partiell einzulenken wäre; das Unterscheidende liegt vielmehr in der Totalansicht und im Einzelnen können Diejenigen, welche dem zweiten Stadium angehören, in der negativen Kritik weiter gehen als man während des ersten Stadiums gewöhnlich zu gehen pflegte. Jedenfalls mufs die früher einseitig herrschende verständige Auffassung den

Durchgangspunkt bilden zu einer höhern Totalanschauung, und wo jenes Moment fehlt und die altgläubige Ansicht bloſs nach spekulativen Formeln konstruirt wird — ein bequemes Verfahren, welches übrigens aus dem stätigen Entwicklungsgange der Wissenschaft ganz heraustritt und einen Ausgangspunkt nimmt, der nur für den Glauben, nicht für das Wissen existirt, da für das letztere einstweilen der durch die Verstandeskritik gegebene gilt, — da fehlt der Grundcharakter der neueren Wissenschaft und es können deshalb auch solche Erscheinungen in den Entwicklungsgang des Ganzen nicht wesentlich eingreifen. Was bei der Geschichte der Philosophie immer allgemeiner anerkannt wird, daſs das folgende System das Princip des früheren in sich aufnehmen muſste, um es wahrhaft zu überwinden, das gilt mit einigen Beschränkungen auch von der theologischen Wissenschaft und im Besondern von der Gesammtauffassung des Alttestamentlichen Geistes. Soll nun ein Standpunkt in einem umfassenden Werke möglichst vollständig und consequent dargestellt werden, so muſs derselbe sich vorher durch vereinte Thätigkeit Vieler durch seine einzelnen Momente vermittelt haben, wie dieſs bei den exegetisch-historischen Forschungen über die Propheten des A. T's. wirklich der Fall ist. Denn über die wesentlichen Punkte sind die neueren Kritiker, den wenigen Anhängern der alt-dogmatischen Auffassung gegenüber, ziemlich einig; unächte und ächte, ältere und spätere Bücher und Abschnitte sind gehörig geschieden, und wo das Zeitalter noch streitig ist, wie bei Joel, dem zweiten Theil des Zacharja und wenigen Stücken des Jesaia und Jeremia, ist die Differenz der Ansichten von geringerem Einfluſs auf die Construktion des Ganzen. Weniger einverstanden ist man über die ältere Entwicklung des Prophetismus bis zum Beginn der prophetischen Litteratur; hier geht nämlich diese Sphäre in eine andere über, den Kreis der älteren Volkssagen und die Auffassung der älteren Religionsgeschichte der Hebräer, worüber die verschiedenen Ansichten sich nicht sobald ausgleichen dürften, da bei der Voraussetzung des nachmosaischen Ursprungs des Pentateuch die Bestimmung des Ganzen und Einzelnen nur aus sehr zusammengesetzten Operationen und Combinationen hervorgehen kann.

Bei diesem Stande der Wissenschaft muſs das vorliegende Werk als zeitgemäſs und recht verdienstlich betrachtet werden, indem es die Resultate der neueren Forschungen von Herder und Eichhorn bis auf Gesenius, de Wette und Hitzig herab zu einem Ganzen verarbeitet und in möglichster Vollständigkeit darstellt. Das Werk nimmt seinen Standpunkt auf der Grenze der oben bezeichneten beiden Stadien der Wissenschaft, mehr rückwärts als vorwärts gewandt, aber in einem mäſsigen, ernsten, das Höhere und Heilige anerkennenden, die schroffsten Gegensätze mildernden Geiste geschrieben, am nächsten zu vergleichen mit der Bearbeitung der biblischen Theologie v. Cölln's, dessen Schüler der Verf. war. Seit einer Reihe von Jahren hatte sich Hr. Knobel mit den prophetischen Büchern des A. T.'s, die ihn besonders anzogen, beschäftigt, und sich dadurch auf rein exegetischem und historischem Wege in Besitz des Materials gesetzt. Er stellte sich „die Aufgabe, den Prophetismus der Hebräer nach allen wesentlichen Beziehungen zu entwickeln, also ein nach Möglichkeit vollständiges, zugleich aber in sich zusammenhängendes Bild desselben aufzustellen," und lieſs sich dabei von folgenden Grundsätzen leiten. „Zuvörderst schien es ihm nothwendig, den hebräischen Prophetismus, welcher in seinem Wesen eine durchaus eigenthümliche Erscheinung ist, als Sache für sich zu fassen und unabhängig aus dem Hebraismus zu entwickeln, die Analogien also, welche sich in der Bildungsgeschichte andrer Völker darboten, von der Darstellung desselben auszuschlieſsen und nur anmerkungsweise zu weiterer Erläuterung beizugeben. — Gleich nothwendig ward erachtet, den Prophetismus mit historischer Treue so darzustellen, wie er sich im alten Testamente selbst darstellt, und weder einer bestimmten schulphilosophischen Ansichtsweise, noch sonst einer vorgefaſsten Meinung bei der Entwickelung desselben Einfluſs zu gestatten. Es kam dem Verf. hauptsächlich darauf an, den *biblischen Prophetismus* in seiner *objektiven Wirklichkeit* zur Anschauung zu bringen; doch glaubt er in schwierigen Fällen nicht unterlassen zu dürfen, beurtheilende Erörterungen an die Auseinandersetzung des Biblischen anzuknüpfen." Auſserdem erstrebte der Verf. Gleichmäſsigkeit der Behandlung, Sorgfalt, Ordnung und Uebersichtlichkeit der Darstellung, so wie Klarheit und Bestimmtheit im Ausdrucke, nahm auch Rücksicht auf die über den Prophetismus im Ganzen und über einzelne Partieen desselben vorhandene Litteratur. Auf

die Meinungen Anderer, besonders der älteren Richtung, über wichtige Stücke des Prophetismus, namentlich Inspiration und messianische Hoffnungen, ging der Verf. sehr wenig und fast nur indirekt ein, weil es ihm zunächst auf Darlegung seiner eigenen Ansicht ankam und eine ausführliche Beurtheilung derselben den Umfang seiner Schrift zu sehr erweitert hätte. — Es sind diefs im Wesentlichen dieselben Grundsätze, nach welchen v. Cölln's bibl. Theologie gearbeitet ist, dasselbe Streben nach reiner Objektivität und Zurückhalten der subjektiven Ansicht, nach sorgfältiger und übersichtlicher Zusammenstellung des Materials, aber auch dieselbe Bewufstlosigkeit über den subjektiven Antheil an der Construktion des Stoffes. Dafs der Verf. keiner bestimmten schulphilosophischen, überhaupt keiner entwickelten philosophischen Ansichtsweise folgte, wird Jeder der Behandlung des Stoffes bald anmerken; wenn aber auch sonst jede vorgefafste Meinung ausgeschlossen sein soll, so beweist diese Versicherung nur, dafs Hr. Knobel von vornherein durch seinen Lehrer in die kritische Richtung und die dabei zu Grunde liegenden Principien so eingeführt wurde und sich selbst so heimisch darin fühlte, dafs dieselben ihm nicht mehr als besondere Meinung sondern als allgemeines Lebenselement, als Sache die sich von selbst versteht, vorkamen. Die erstrebte reine Objektivität zeigt sich daher nur in der vollständigen Induktion, der überaus fleifsigen und sorgfältigen Zusammenstellung der betreffenden biblischen Stellen, die Beurtheilung dagegen, mag sie ausdrücklich hinzugefügt sein oder nur überhaupt bei der Anordnung und Darstellung zu Grunde liegen, ist nicht objektiv gehalten und kann es der Natur der Sache nach nicht sein. Als Beispiel möge folgende Stelle dienen, die überhaupt den theologischen Geist des Werkes charakterisirt. Nachdem der Verf. die bibl. Vorstellung von der göttlichen Erleuchtung der Propheten referirt hat, fährt er fort (Th. I. S. 183): „die gegebene Erörterung veranlafst von selbst die Frage, wie man die alttest. Lehre von der göttlichen Erleuchtung der Propheten abgesehen von den Darstellungen der Berichterstatter aufzufassen habe. Denn dafs nicht Alles, was im A. T. als von Gott eingegeben bezeichnet wird, auch nun wirklich als solches zu betrachten sei, und dafs überhaupt die Gottesoffenbarung nicht so gedacht werden könne, wie im A. T. die Worte lauten, leuchtet von selbst (?) ein und bedarf für den Unbefangenen keines Beweises. (Ist aber diese Unbefangenheit nicht erst Resultat der neueren Verstandesbildung ?). Oder wer möchte wohl jene oft unwichtigen Mittheilungen und die Aussprüche über irdisch-zeitliche Lebensverhältnisse als den unmittelbaren Ausdruck göttlicher Offenbarung ansehen? wer wohl diese letztere als ein eigentliches Reden Gottes in Wörtern und Phrasen betrachten, wie es doch im A. T. durchgängig (?) dargestellt ist? Darf man nun dies vernünftiger Weise nicht, wenn man sich die Gottesoffenbarung Gott selbst angemessen und seiner würdig denken will, und wird man gleichwohl, wenn man einerseits mit der heiligen Schrift an einen persönlichen allwaltenden Gott glaubt und andrerseits in den Propheten Männer anerkennt, welche das Göttliche d. i. das Wahre und Gute, wie es seine ewige Geltung hat, im Allgemeinen richtig erkannten, die Gottesoffenbarung in derselben nicht in Abrede stellen, so mufs man ihre göttliche Erleuchtung viel höher und grofsartiger fassen, also nicht als eine Eingebung von einzelnen Kenntnissen, Notizen oder wohl gar Wörtern, sondern als ein Wirken und Walten Gottes im Allgemeinen und Ganzen in ihnen, und zwar nicht so, als ob sie blofse (leidende) Empfänger und Behälter göttlicher Mittheilungen gewesen seien sondern selbstthätig" u. s. w. Für das wahre Verständnifs des Prophetismus wäre es förderlich gewesen, wenn statt solcher dem einfach zusammengestellten Materiale hinzugefügter Erörterungen, beide Seiten vielmehr innerlich verarbeitet, wenn also in dem angeführten Beispiele gezeigt wäre, wie es durch das Princip des A. T.'s nothwendig bedingt gewesen, dafs der allgemeine Offenbarungsbegriff gerade diese Form angenommen und gerade solche Erscheinungen, wie die Propheten, hervorgerufen habe. Ein solches Eingehen in die Sache selbst erschien aber dem Verf. nach seinem ganzen Standpunkte als Trübung der rein objektiven Auffassung und Darstellung, als unberufenes Einmischen der Subjektivität, wodurch die Darstellung dann auch nur für Diejenigen Wahrheit haben würde, welche die besondere Ansicht des Darstellers theilten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Der Prophetismus der Hebräer vollständig dargestellt von August Knobel.

(Fortsetzung.)

Allein eine vollständige und unbefangene Darlegung des Stoffes und ein geistiges Durchdringen desselben läfst sich ja vereinigen, wie es z. B. von de Wette nach dessen Principien verbunden ist; eine Objektivität dagegen, welche blofs im Sammeln des Stoffes liegt, ist in der That mehr scheinbar als wirklich, da der Geist, worin jenes überhaupt geschieht, dennoch in vielfachen Formen und Wendungen durchblickt. Wir wollen indefs mit dem Verf. nicht weiter darüber rechten, da seine Ansicht von objektiver Geschichtsauffassung offenbar einen tiefern Grund hat und mit dem Principe eines gemilderten und abgeschwächten Rationalismus zusammenhängt. Der supranaturalistischen Auffassung des Stoffes ist der Verf. durchaus abgeneigt, und gewifs mit Recht; dennoch steht die biblische Vorstellung dem Supranaturalismus näher als dem Rationalismus, dieselbe rationalistisch deuten biefse unhistorisch verfahren, man mufs sie daher im äufserlichen Gegensatz zu der rationalistischen Ueberzeugung stehen lassen und einfach referiren, um so das Recht der Geschichte und der eigenen Ueberzeugung zu bewahren. Die spekulative Auffassung, welche wir übrigens keiner einzelnen Schule vindiciren sondern in weniger entwickelter Form schon Herder zuschreiben, sucht das rationalistische und supranaturalistische Princip zu höherer Einheit zu führen; es kann daher auch bei der Darstellung der biblischen Lehren das Objekt nicht äufserlich stehen lassen, sie hebt die starre Schranke auf und erkennt in allen historischen Erscheinungen die nothwendige Stufenfolge der Entwicklung der Einen Idee, das Aufzeigen der Stufe ist dann zugleich das Urtheil über dieselbe. Dieses die Extreme vereinende und darum höher stehende Princip hat der Verf., offenbar in Folge seines Bildungsganges, nicht an sich herankommen lassen, selbst nicht in der de Wette'schen Form, welche dem eigentlichen Rationalismus in mancher Hinsicht näher steht, als andere spekulative Richtungen der Zeit. Obgleich nun das Werk seinem Princip nach mehr dem ersten grofsentheils abgelaufenen Stadium der neueren Forschung angehört, so wird ihm dennoch das Zeitgemäfse und Werthvolle damit nicht abgesprochen; es hat aber mehr den Charakter einer sorgfältigen abschliefsenden, vervollständigenden und zur Ruhe führenden Verarbeitung der bereits gewonnenen Resultate als einer originellen, anregenden und neue Bahnen eröffnenden Forschung. Zeitgemäfs ist das Werk, weil der Standpunkt dem es angehört — und der wegen seiner hohen Verdienste um die Erforschung des Prophetismus und der prophetischen Schriften im Einzelnen gewifs berechtigt war, in einem umfassenden Werke über das Ganze selbst Zeugnifs und Rechenschaft von sich abzulegen — wie es den Anschein hat, im Verschwinden begriffen ist, und zwar zum Nachtheil der Fortentwickelung der neueren Theologie. Denn kam früher bei dem Vorherrschen des endlichen Verstandes die höhere vernünftige Betrachtung und die Seite des Unendlichen nicht zu ihrem Recht, so zeigen sich jetzt Richtungen, welche entweder den Verstand und den empirischen Boden eines gesunden Realismus ganz verloren haben, und die concretesten Fragen und Verhältnisse in einer höheren Sphäre der Begriffsallgemeinheit abmachen; oder aber der verständigen Betrachtung, sobald sie ihnen entgegen ist, Hohn sprechen und dieselbe einem höheren Glaubensprincip unterordnen, während sie die formelle Seite desselben Verstandes, nur abgelöst vom gesunden Realismus, bei der Vertheidigung ihrer Satzungen und der Bekämpfung ihrer Gegner anwenden. Solche Extreme sind durch

die Einseitigkeit des früher herrschenden Rationalismus hervorgerufen, und das rationalistische Princip, wenn auch nicht in der vorigen nackten Gestalt sondern aufgenommen und organisch weiter geführt, also das verständige Moment in der Bewegung des Vernünftigen, scheint auch das einzige Mittel, jene excentrischen Richtungen, wo nicht zu Verstande zu bringen — denn daran ist für's Erste wohl kaum zu denken — so doch in ihrem Einflufs zu neutralisiren und dadurch das Gleichgewicht der Gesammtbewegung des religiösen Geistes zu erhalten. Die Erfahrung hat es gezeigt, dafs ohne verständige Kritik und tüchtige grammatisch-historische Schriftauslegung die sublimste Spekulation uns nicht vor Aberglauben schützen kann, ja dafs eine mifsverstandene Spekulation und mifsverstandene Frömmigkeit, weil das Ferment des Verständigen fehlt, selbst Hand in Hand mit einander gehen und das dem Princip nach Verschiedene mit einander amalgamiren können. Wenn man daher in unseren Tagen auch auf einem freieren Standpunkt die Nothwendigkeit des Fortbestehens des Rationalismus in Abrede gestellt hat, so läfst sich diefs nur von einer durchaus verständigen Totalansicht, dem gewöhnlich sogenannten Rationalismus, keineswegs aber vom verständigen Princip behaupten, welches für immer zu seinem Recht gekommen ist und die protestantische Theologie fort und fort vor Scholasticismus und Mysticismus, Stagnation und Fäulnifs bewahren mufs. Die gröfsesten Kritiker der neueren Zeit auf biblischem und dogmatischem Gebiete, de Wette und Schleiermacher, sind nicht einmal als Rationalisten im gewöhnlichen Sinne des Worts zu betrachten; sie haben dem verständigen Princip die Einseitigkeit schon abgestreift und von dieser Seite eine freie und zugleich tiefere Richtung vorbereitet. Obgleich Referent eine andere Richtung befolgt als Hr. Knobel, so mufs er dennoch in dessen Werke, das für seinen eigenthümlichen Standpunkt recht tüchtig und genügend ist, ein bleibendes Moment der Wahrheit anerkennen, und demselben allgemeinere Anerkennung wünschen; er darf aber auf der andern Seite auch nicht verhehlen, dafs das Werk als Ganzes betrachtet, ihm nicht genügt, weil er auch auf historischem Gebiete bei anderen Voraussetzungen und Principien eine tiefere Erforschung des Gegenstandes für möglich und nothwendig hält, ja dafs das Werk bei der gröfseren Masse des theologischen Publikums schwerlich den Beifall finden dürfte, welchen es wirklich verdient, weil eben das zu Grunde liegende Princip in dieser Form im Verschwinden begriffen ist. Indefs wird es gewifs bald mehr im Ganzen, bald nach einzelnen Seiten in den Gang der theologischen Wissenschaft eingreifen und so den grofsen Fleifs und die Sorgfalt des Verfs. belohnen.

Dem Inhalt nach zerfällt das Ganze in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern, wovon jeder in einem Bande abgehandelt ist. Das Verdienstliche der Arbeit liegt vorzugsweise im ersten Theile, da der Stoff hier zum ersten Male in solcher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zusammengestellt und bearbeitet ist. Der Verf. hatte daher nicht blofs die Aufgabe, aus den besonderen Erscheinungen das Material für die allgemeine Betrachtung auszuscheiden und mühsam zusammenzutragen, sondern auch die allgemeinen Gesichtspunkte zu bestimmen und danach die ganze Masse zweckmäfsig anzuordnen. Wenn man berücksichtigt, dafs der Verf. hier ein neues Feld anzubauen hatte, wobei er von den ältern Arbeiten dieser Art wenig unterstützt wurde, und dafs derselbe ein möglichst vollständiges Bild des Gegenstandes zu geben bezweckte, wobei auch weniger wesentliche Punkte nicht zu übergehen waren: so mufs man seine Anordnung im Allgemeinen als gelungen und zweckmäfsig erkennen, zumal wenn man den Standpunkt des Verfs. zum Maafsstabe macht, und darf über manche Unvollkommenheit im Einzelnen weniger streng mit ihm rechten. In einer *Einleitung* (Th. I. S. 1—36) entwickelt der Verf. seine vorläufige Ansicht über Ursprung und Wesen des Prophetismus, und knüpft daran eine Betrachtung über das Interesse und die Wichtigkeit des Prophetismus auch für den christlichen Standpunkt, so wie über die zweckmäfsigste Behandlung des Gegenstandes, seine Quellen und Litteratur. Hierauf wird der Prophetismus als ein *einseitliches Ganze* dargestellt, ohne Rücksicht auf die einzelnen Propheten und die besondern im Laufe der Zeit entstandenen Bildungsmomente, und zwar in vier Abschnitten. Zuerst sind die persönlichen *Verhältnisse* der Propheten nach ihrer *äufseren* (Absch. 1.) und *inneren* (Absch. 2.) Beziehung, und darauf *die Werke* der Propheten nach denselben Beziehungen, also nach *Inhalt* (Absch. 3.) und *Darstellung* (Absch. 4.) behandelt. Im zweiten, *besonde-*

ersten Theile dagegen hat Hr. Knobel die Aufgabe durchgeführt, „die einzelnen Propheten in chronologischer Reihefolge nach ihren Lebensverhältnissen, Bestrebungen und Schriften zu charakterisiren, und damit zugleich Entstehung und Ausbildung, Verfall und Untergang des Prophetismus zu schildern, also eine Geschichte des Prophetismus zu liefern." Für diese sind vier Zeiträume angenommen, die *ältere* Zeit (Abschn. I.), die *assyrische* Periode (Abschn. 2.), die *chaldäische* Periode (Abschn. 3.) und die *nachexilische* Zeit (Abschn. 4.). Der zweite Theil fällt vom zweiten Abschnitt an gröfstentheils mit dem zusammen, was in den betreffenden Abschnitten der historisch-kritischen Einleitung in's A. T. behandelt wird, nur dafs der Verf. die Untersuchung über das Zeitalter mancher Bücher und einzelner Abschnitte, also die rein litterarische Kritik meist übergeht oder nur kurz berührt, andere Seiten dagegen, den Inhalt der einzelnen Bücher und den allgemeinen historischen Zusammenhang der ganzen Kette ausführlicher behandelt und zu einem Ganzen verarbeitet. — Was den nähern Inhalt des allgemeinen Theils betrifft, so werden im ersten Abschnitt über die äufseren Verhältnisse der Propheten, Lebensweise, Geschäft, Wirksamkeit, Ansehn, Leiden derselben und zuletzt auch die Prophetinnen geschildert. Im zweiten Abschnitt kommt das Wesen des Prophetismus zur Sprache. Nachdem die Namen der Propheten erklärt und der Geist Gottes als das sie beseelende Princip entwickelt ist, wird der Prophetismus selbst nach drei Seiten abgehandelt, die Propheten erscheinen nämlich theils als Gottbegeisterte, wobei im Besondern von der Ekstase und Vision gehandelt wird, theils als Gotterleuchtete, theils als Gottbeauftragte. Daraus ergiebt sich dann der Beruf und Charakter der Propheten. Zuletzt ist als ihr Gegensatz der falsche Prophetismus und die Wahrsagerei behandelt. Der dritte Abschnitt entwickelt den Inhalt der prophetischen Reden, im Besondern die allgemeinen und theokratischen Glaubenslehren, Sittenlehren, politischen Grundsätze, Weissagungen, theokratischen Hoffnungen und messianischen Erwartungen; zuletzt wird eine beurtheilende Erörterung über die Erfüllung der prophetischen Hoffnungen als Zugabe hinzugefügt. Der vierte Abschnitt endlich handelt über die prophetische Darstellung, im Besondern über die lebhaft-anschauliche, bildliche, symbolische und parabolische Darstellung, poetische Diction, prosodische Formen, Paranomasie und Wortspiel, die prophetische Rede und ihren Vortrag, symbolische Handlungen und endlich über Aufzeichnung und Sammlung der prophetischen Reden. Man sieht aus diesem Register, wie umfassend und vollständig der Gegenstand erörtert ist. Dennoch fehlt ein Punkt in diesem ersten Theile, den der Verf. zwar im ganzen zweiten Theile erörtert zu haben meint, aber nach unserer Ansicht der Sache nicht eigentlich entwickelt hat, und nach seiner Ansicht vom Gange der hebräischen Religionsgeschichte wohl nicht einmal innerlich und organisch auffassen konnte, nämlich die Geschichte des Prophetismus, nicht der einzelnen Propheten und besonderen mehr zufälligen Formen, die allerdings in den besondern Theil zu verweisen sind, sondern des allgemeinen Begriffs, der inneren und konkreten Allgemeinheit. Es ist diefs der schwierigste, aber auch der interessanteste Punkt der ganzen Aufgabe, der sich freilich nur vom höhern Standpunkt der hebräischen Religionsgeschichte überhaupt und durch tiefes Eingehen in die Natur des Geistes und der allmäligen Entfaltung des Selbstbewufstseins erfassen läfst. Der Verf. fühlte selbst, dafs etwas dieser Art im ersten Theile zu behandeln sei und verwies es in die allgemeine Einleitung, mufste aber hier grofsentheils anticipirend verfahren. Allerdings liefs sich eine solche Entwickelung der geistigen Totalität der übrigen Abschnitte, welche immer vereinzelte Elemente des lebendigen Ganzen darstellen, nicht wohl coordiniren; der erste Theil mufste vielmehr in zwei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste ein Bild der Totalentwicklung — die doch gewifs, wenn irgend etwas in den allgemeinen Theil gehört — entwarf, die zweite die abstrakten Momente schilderte. Wahrscheinlich fürchtete der Verf. in unpassende Wiederholungen zu verfallen und dem zweiten Theile den Stoff zu entziehen, wenn er im ersten Theile die Geschichte genauer behandelte, und darin müssen wir ihm auf seinem Standpunkte auch beistimmen, da dem letzteren die in sich konkrete Allgemeinheit, welche wir meinen, fern liegt. Dazu kommt noch eine andere sehr wichtige Differenz unserer Ansichten, welche den Verf. verhinderte, eine innere Geschichte des Prophetismus in unserem Sinn zu statuiren, nämlich über die Voraussetzung und den Ursprung des Prophetismus. Der Verf. setzt den mo-

saischen Ursprung der Gesetzgebung des Pentateuch voraus, läfst Mose die Theokratie im Sinne des Pentateuch stiften, ferner den Jehovapriesterorden mit einem Oberpriester an der Spitze, der das Urim und Thummim verwaltet, läfst in der Richterperiode die Priesterschaft in Verfall gerathen, denkt Samuel als Wiederhersteller des ursprünglichen Mosaismus und als Stifter des Prophetenordens und der Prophetenschulen mit dem Zweck, theokratischen Sinn und Geist im Volke zu wecken, nimmt daher an, dafs der Prophetismus ursprünglich aus dem theokratischen Nationalbewufstsein der Hebräer hervorgegangen und den Mosaismus des Pentateuch zur Voraussetzung habe — kurz der Verf. denkt sich den Verlauf der älteren Geschichte wie de Wette in seinen positiv verfahrenden Schriften, v. Cölln und viele Andere. Dagegen kann aber Referent nicht stark genug protestiren. Denn ist der Pentateuch nicht durch und durch ein mosaisches Werk, so ist derselbe auch durch und durch später zu setzen, und der Inhalt selbst ist in der bestimmten Form des Pentateuch nicht älter als die Aufzeichnung desselben, und fällt daher später als die ältere Gestaltung des Prophetismus. Bei dieser Annahme hat zwar der älteste Prophetismus, wie wir ihn kennen, gleichfalls einen positiven Ausgangspunkt und zwar am Mosaismus, dieser ist aber nicht mehr als System und festes Institut sondern selbst nur als aufserordentliche prophetische Einwirkung zu denken, und es kann schon vor Mose Propheten gegeben haben, ja diefs ist sogar wahrscheinlich, da der Monotheismus seinem Begriff nach aus höherer Offenbarung und prophetischer Erleuchtung und Erhebung hervorgegangen sein mufs und auch später, als er schon zum traditionellen Bewufstsein geworden war, durch prophetische Organe erhalten und fortgebildet wurde. Nach unserer Ansicht fällt daher in der älteren Zeit die Geschichte und Fortbildung des Prophetismus und Monotheismus grofsentheils zusammen, und der Prophetismus erhielt sich auch grade so lange als das monotheistische Princip im Volksbewufstsein noch nicht zur allgemeinen Herrschaft gelangt war. Dafs das theokratische Nationalbewustsein für sich ohne den Gegensatz des Naturdienstes keine Propheten erzeuge, und dafs dieselben auch nur schöpferisch und zur Zeit der Offenbarung und Bildung des monotheistischen Princips wirkten, zeigt die makkabäische Zeit, die reich an theokratischem Geist und auch an Abfall von Jehova war, den letzteren aber schon in allgemeiner Weise überwunden hatte, darüber erhaben war, und keiner neuen religiösen Schöpfung bedurfte. Das Buch Daniel verhält sich deshalb auch zum Offenbarungsbegriff anders als die früheren Propheten. Sobald der Geist dagegen zu neuen Offenbarungen erwachte, trat auch wieder ein Prophet auf, Johannes der Täufer. Fafst man nun den älteren Prophetismus im Zusammenhange mit dem Offenbarungsprocefs auf, so gewinnt derselbe einerseits eine viel höhere Bedeutung und läfst andrerseits eine innere Geschichte zu, die wir freilich nur bis auf einen gewissen Punkt verfolgen können. Am wichtigsten für die ältesten Zeiten sind die sogenannten Prophetenschulen, welche Samuel nicht gerade gestiftet haben mufs, weil sie erst zu seiner Zeit und nur auf dem Schauplatze seiner Wirksamkeit vorkommen, denn das erste ist zufällig, weil wir die frühere Zeit nicht genau kennen — werden sie doch auch im ersten Buche Samuelis nur gelegentlich erwähnt — das andere erklärt sich aus dem Umstande, dafs die Cultur sich überhaupt in Mittelpalästina concentrirt hatte. Dafs sich solche Vereine bildeten war durch das allgemeine Princip des Prophetismus, den Geist Jehova's, bedingt; der Geist ist nämlich seinem Begriff nach wesentlich Selbstbewufstsein und tritt daher auch bei vollständiger Entfaltung als gemeindebildendes Princip auf, wie zur Zeit der Apostel. Die erste noch particuläre und daher unvollkommene Gestalt einer Gemeinschaft im Geiste waren die Prophetenvereine; sie entstanden im Gegensatz zum profanen Leben wie die besseren Separatisten der verschiedenen Zeiten, und waren zum Theil Nasiräer oder Asketen, wie Samuel. Das Nasiräat, welches merkwürdigerweise auch dem Simson beigelegt wird, bietet interessante Parallelen mit den Weisen des Sonnencultus dar, und weist uns so in eine vorhistorische Periode zurück, über welche wir uns freilich mit Muthmafsungen begnügen müssen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Der Prophetismus der Hebräer vollständig dargestellt von August Knobel.

(Schluſs).

Wäre Hr. Knobel auf den innern Entwicklungsgang des Prophetismus näher eingegangen, so würde er auch einen gröſsern Unterschied der einzelnen Individuen dieser Richtung gefunden und die Sache nicht so dargestellt haben, als ob die Propheten überhaupt so gewesen, wie diejenigen, von denen uns Orakel erhalten sind. Es ist zwar in zwei eigenen Paragraphen auch vom falschen Prophetismus und von der Wahrsagerei die Rede; der Gegensatz des Wahren und Falschen ist aber nur in seiner schroffsten Erscheinung gefaſst und nicht innerlich vermittelt, wozu die Sagen von den Jehova- und Götzenpropheten in den historischen Büchern hinreichende Veranlassung gaben. Ein weiterer Mangel der ganzen Auffassung, der aber wahrscheinlich mit dem Streben nach Objektivität zusammenhängt, ist die zu wenig gemachte oder ganz vernachlässigte Unterscheidung zwischen den Zeugniſsen der prophetischen Bücher selbst und den historischen Berichten Anderer über das Wesen des Prophetismus; eigene Erfahrung und Sage laufen so in den Beweisstellen durch einander, wodurch das wahre Verständniſs des innern prophetischen Geistes erschwert wird. Mit Befremden haben wir im Besondern bemerkt, wie sorglos der Verf. den unzuverlässigen Berichten der Chronik folgt z. B. I, 54. 59 bis 61 u. a. Auf der andern Seite sind wichtige historische Notizen, die das Gepräge der Richtigkeit an sich tragen, nicht gehörig benutzt und weiter verfolgt, z. B. die wichtige Bemerkung, daſs die Propheten in älteren Zeiten nicht Nebiim sondern Chosim, also nicht begeisterte Redner, sondern Seher genannt wurden 1 Sam. 9, 9. Der letztere Name war zu Samuel's Zeit noch der gewöhnliche, woraus hervorgeht, daſs sich damals die spätere Form der prophetischen Wirksamkeit schwerlich schon ausgebildet hatte; Schauen der Zukunft und Vorhersagen derselben war also älter als die eigentliche Volksrede, wie dieſs auch in der Natur der Sache liegt und durch die Analogie anderer Völker bestätigt wird. Der Verf., welcher die ganze Entwicklung nach dem kurzen Maaſsstabe der uns erhaltenen Orakel beurtheilt, miſsversteht den gewöhnlichen Ausdruck, und meint, es liege darin eben so wenig der Begriff: die Zukunft schauen, als der Begriff: Gesichte haben; jenes sei philologisch unmöglich, da „sehen" nicht u. v. a. die Zukunft sehen, heiſsen könne; dieses sei historisch unstatthaft, indem die älteren Propheten, von welchen der Name am häufigsten, ja fast ausschlieſslich vorkomme, sich gerade am wenigsten durch das Schauen von Visionen auszeichnen. Nach dem Verf. bezeichnet der Ausdruck Männer, welche geistig sehen, deren Einsichten und Erkenntnisse von Gott gegeben sind, gleichwie Wahrsager: „Wissende" und „Weise" hieſsen. Dagegen spricht die Analogie von Chason, Mareh u. a., welche „Gesicht" d. i. Enthüllung der Zukunft bedeuten. (I, S. 107 114 vergl. S. 176).

In die Einzelnheiten des Werkes können wir nicht durchweg eingehen, da es vielleicht nur für den Verf., nicht für die Leser dieser Blätter von Interesse sein könnte. Differenz der Ansicht über einzelne Punkte wird sich finden, wenn Männer, die von denselben Principien ausgehen, dieselben Studien treiben, um so mehr, wo die Voraussetzung nicht ganz dieselbe ist, wie in unserem Fall. Wir begnügen uns daher, einzelne mehr oder weniger gelungene Momente hervorzuheben. Der allgemeinen Einleitung können wir aus den angeführten Gründen am wenigsten im Einzelnen beipflichten; dagegen sind die äuſseren Verhältnisse der Propheten (S. 37—98) nach unserer Ansicht ge-

nügend dargestellt. Bei dem zweiten Abschnitt vom Wesen des Prophetismus (S. 99—245), dem wichtigsten von allen, macht sich wieder der subjektive Standpunkt der Betrachtung geltend, und wir müssen daher nicht blofs in Einzelnheiten, sondern in der Totalauffassung in mancher Hinsicht von der Darstellung des Verf. abweichen. Nach der verständigen Betrachtungsweise trennt der Verf. hier die einzelnen Seiten des Totalbegriffs, wo wir sie mehr in einander, als lebendigen Procefs auffassen möchten, und legt dabei die psychologische Ansicht zu Grunde. Danach ist das ganze geistige Leben der Propheten vom göttlichen Geist, als dem allgemeinen Princip, durchdrungen: Gefühl (Gottesbegeisterung, Entzückung), Phantasie (Vision), Verstand und Vernunft (göttliche Erleuchtung) und Wille (göttliche Beauftragung). Streng läfst sich diese Eintheilung nicht festhalten, da die Begeisterung zugleich Erleuchtung war, und umgekehrt; der Eintheilungsgrund liegt daher nicht im Objekt, sondern in der subjektiv-psychologischen Ansicht, ist Mittel, sich die Sache vorstellig zu machen, und mag insofern zulässig sein. Der Abschnitt enthält im Einzelnen viel Treffliches; gelungen ist besonders die Schilderung der Propheten als Gottbegeisterter (S. 133—55), wobei zugleich auf die Neutestamentliche Prophetie und das Reden in Zungen Rücksicht genommen ist. Auf historisch-kritischem Standpunkte kann damit die Untersuchung als völlig erledigt angesehen werden, obgleich dabei ein tieferes geistiges Eindringen in jene aufserordentlichen Erscheinungen des geistigen Lebens möglich und wünschenswerth bleibt. Besonders schwierig ist die Auffassung und Darstellung der prophetischen Ekstase und Vision; der Verf. vermittelt dabei passend die extremen Ansichten, entweder, dafs sie wirklich so Statt gefunden haben, wie sie im A. T. beschrieben werden, oder dafs sie blofse prophetische Darstellungsformen seien. Auf Traumgesichte hat der Verf. wohl zu geringes Gewicht gelegt (S. 176), namentlich ist der Tempelschlaf übergangen, wovon bei Samuel (1 Sam. 3.) ein interressantes Beispiel vorkommt, das im heidnischen Alterthum Analogieen hat. Die Ansicht des Verf. über die göttliche Erleuchtung der Propheten wurde schon oben mitgetheilt; analog ist die über die Beauftragung derselben. „Wenn die heiligen Schriftsteller jede Rede und That der Propheten im Einzelnen immer auf einen besondern göttlichen Auftrag zurückführen, so ist dies eine blofse Betrachtung und Darstellung des Allgemeinen im Besondern, welche sich auf dem theokratischen Standpunkte zu dieser Consequenz ausbilden mufste, und wenn sie dabei von einem Senden, Befehlen, Entbieten u. s. w. Gottes reden, so ist dies kindliche Denk- und Redeweise" (S. 200). — Bei der Darstellung der Wahrsagerei trägt der Verfasser eine neue Erklärung über den schwierigen Ausdruck אוֹב vor. Das Wort bedeutet 1, Schlauch; 2, den Geist, Python, welcher dem Wahrsager einwohnte, auch den abgeschiedenen Geist Jes. 29, 4.; 3, den Wahrsager, Todtenbeschwörer. Man hat diese Bedeutungen verschieden combinirt, mit Recht polemisirt aber Hr. Knobel gegen die Ansicht, welche die Bedeutung: Schlauch zu Grunde legt, und meint, der Zauberer sei darum Schlauch genannt, weil in ihm ein Python wohnen sollte, dessen Behälter er wäre. „Allein dagegen spricht, dafs der Python selbst auch Ob genannt wird und demnach seinen Namen von seinem Besitzer, dem Wahrsager erhalten haben müfste. Dies ist aber unmöglich, indem nicht der Inspirirte dem inspirirenden Principe, sondern dieses jenem den Namen giebt." Auch die Modification dieser Ansicht, wonach die Zauberer Bauchredner waren, und leise wie aus einem Schlauche hervor redeten, verwirft der Verfasser, da das Bauchreden derselben blofs auf der Auctorität der LXX beruhe und unerweislich sei. Wenn aber Hr. Knobel die specielle Bedeutung: Nekromant leugnet, so scheint er Jes. 29, 4. gegen sich zu haben. Der Verfasser, vermuthet, dafs אוֹב einen feindseligen, bösen Geist bezeichne von der Wurzel אוב s. v. a. אָיַב, anfeinden, vergleiche Satan d. i. Widersacher. „Die Heiden hatten die Ansicht, dafs im Wahrsager einer der Götter walte. Diese Ansicht nahmen die Hebräer zugleich mit der Wahrsagerei herüber, bezeichneten aber auf ihrem religiösen Standpunkte den vorgeblichen Gott des Wahrsagers als einen bösen Geist im Gegensatz zu dem guten Geiste Jehova's." Referent kann dieser Erklärung keinen Beifall schenken, weil es ihm unnatürlich scheint, dafs bei dieser Grundbedeutung Dämon und Wahrsager dieselben Namen führten. Mit Recht macht Gesenius u. d. W. darauf aufmerksam, dafs die erste

Bedeutung: Schlauch, mit den übrigen zusammenhangen müsse, da Genus und Pluralendung so genau übereinstimmen. Nur sind die gewöhnlichen Combinationen allerdings nicht recht natürlich. Es fragt sich aber, ob אוֹב nach der arabischen Wurzel, die 1) zurückkehren; 2) untergehen, von der Sonne; 3) bei Nacht kommen, insbesondere um Wasser zu schöpfen, bedeutet, zu erklären sei. Die dritte Bedeutung bietet nur einen entfernten Anknüpfungspunkt dar, da das Wasserholen Nebensache ist, und אוֹב Hiob. 32, 19 Schlauch überhaupt (Weinschlauch), nicht Wasserschlauch heifst. Referent theilt folgende ihm natürlicher scheinende Combination mit. Die Wurzel אדב s. v. a. עוב, verwandt mit עדף (nach einer auch sonst gewöhnlichen Buchstabenverwechslung) d. h. bedeckt, verhüllt sein. Daher אוֹב 1) Hülle, Schlauch, (wie ἀσκός wahrsch. verwandt mit σκεῦος, κύω, s. Passow u. d. W.); 2) das Verborgene, Zauberei, vergl. עוֹנֵן Zauberei treiben von עָנַן verhüllt sein; לָטִים und לְהָטִים Verborgenes, Zauberei. אוֹב und אוֹבוֹת steht als Abstr. pro concr. wie אִשִּׁים eigl. das Leisereden, dann die Murmeler, Beschwörer. Vielleicht 3) das verborgene Reden, Flüstern, Murmeln, so dafs die flüsternde, zirpende, murmelnde Stimme das Identische des Python und Zauberers bildet. Die Wahrsager ahmten wahrscheinlich die leise Stimme des citirten Geistes nach, der bald aus der Erde, bald aus ihnen zu reden schien; daher die vielen Synonyme zur Bezeichnung des Zaubers, welche sich sämmtlich auf die Stimme beziehen. S. Knobel I. S. 243. — Der Inhalt der prophetischen Reden ist sehr fleifsig zusammengestellt (S. 246—350), nur hätte Ref. eine innere genetische und historische Auffassung der einzelnen Momente und ihres Totalzusammenhanges gewünscht, so dafs dieselben als das ideelle Resultat des ganzen geschichtlichen Processes begriffen wären. Der Verf. wird eine solche Auffassung wohl als philosophische Construktion ansehen und mifsbilligen; sie ist aber in der That nur ein wirkliches Eingehen in das Material, ein geistiges Durchdringen desselben. Den tiefern Unterschied der Lehren des A. und N. Testaments, der sich durch alle Lehren hindurchziehen mufs, weil das Einzelne in der Totalität des Ganzen seine nähere Bestimmung erhält, hat der Verf. nicht immer richtig aufgefafst. Diefs zeigt nicht blofs seine Abhandlung vom Geist Gottes (§. 10.), wo derselbe als Kraft Gottes bestimmt ist oder als Personifikation der Gotteskraft und zwar auch nach dem N. Test., wo doch wesentlich der Begriff des unendlichen Selbstbewufstseins zu Grunde liegt; sondern auch die Entwicklung der allgemeinen Glaubenslehren, wo es z. B. S. 251 heifst: Hierher gehören zuvörderst die metaphysischen Eigenschaften Gottes. Gott ist seiner Natur nach ein geistiges Wesen (Jes. 31, 3.), und zwar der Geist, welcher die ganze Welt mit seiner Lebenskraft durchdringt und von dem alles Leben der Wesen in der Welt ausgeht. Alles wahre Sein ist durch ihn bedingt. Dieser grofse Geist ist ein ewiger" u. s. w. Hier hat der Verf. auf sehr unkritische und unhistorische Weise die Kategorie: Geist gebraucht. Dafs Gott *ein* oder *der* Geist sei, ist im ganzen A. T. nicht zu lesen, denn Jes. 31, 3. enthält nur den reinen Gegensatz von Geist (Idealität) und Fleisch (Materie), und Gott selbst ist nur als Grund des ersten gedacht; eben so wenig darf man in der Zusammenstellung von Citaten den Ausdruck: dieser grofse Geist, oder ähnliche gebrauchen. Besser hätte der Verf. den Begriff der Subjektivität oder Persönlichkeit entwickelt. Auch bei der Darstellung der theokratischen Hoffnungen und messianischen Erwartungen hat uns die historische Auffassung nicht immer befriedigt. So erklärt der Verf. den Umstand, dafs manche Propheten keinen Messias erwähnen sondern erwartet zu haben scheinen, dafs Jehova selbst (durch Propheten und Priester) die Theokratie leiten werde (Zach. 9—11., Joel, Zephania, Obadia, Jes. 40—66. u. a.), aus der angeblich ursprünglichen Verfassung der Theokratie. „Dies war nicht untheokratisch, sofern Moses, der Stifter der Theokratie, kein Königthum angeordnet und Samuel, der Hersteller der Theokratie, dasselbe nur ungern eingeführt hatte (1 Sam. 8.). Er bezeichnet es selbst als eine Verwerfung Jehova's. Jene Propheten folgten also streng den Urtypen des Prophetismus: Moses und Samuel." Allein das Urtypische in dieser Hinsicht ist kritisch verdächtig, und das Fehlen jener Hoffnung ist theils zufällig, theils aus den historischen Verhältnissen des jedesmaligen politischen Horizontes zu erklären, besonders bei Pseudo-Jesaia, Joel, Zacharia. — Der vierte Abschnitt über die prophetische

Darstellung (S. 351—440) enthält eine recht verdienstliche Zusammenstellung dessen, was seit Glassius, Lowth, Herder und Eichhorn bis auf die neuesten Zeiten über diesen Punkt erforscht ist. Der Gegenstand ist hier nach den Principien der historisch-kritischen Auslegung zum erstenmal in übersichtlicher Vollständigkeit behandelt.

Der zweite oder historische Theil des Werkes bewegt sich auf einem schon vielfach angebauten Felde und giebt daher grofsentheils nur Resultate früherer Forschung, daneben aber auch selbständige Erörterungen über schwierige und wichtige Punkte, wie denn der Verf. auch im ersteren Falle das Fremde sich immer in freier Weise angeeignet und auf selbstständige Weise zu einem Ganzen verarbeitet hat. Eigenthümliche und theilweise neue Ansichten entwickelt der Verf. über Bileam's Erscheinung (S. 3—12), über die Prophetensage 1 Reg. 13. (S. 63—67), über die historische Beziehung von Zach. 9—11. (S. 166—176) Zach. 12—14. (S. 280—290) und dem dunklen Orakel Jes. 24—27. (S. 316—324). Ferner ist am Beginn der assyrischen Periode eine sorgfältig gearbeitete Uebersicht der assyrischen Geschichte soweit sie Alttestamentl. Verhältnisse berührt und erläutert, gegeben (S. 107—124), wobei der Verf. die werthvolle Dissertation von Dr. Her. Hesse (De Assyriis Diss. Vratisl. 1836.) berücksichtigt hat. Eben so war die chaldäische Periode durch eine Uebersicht der Geschichte eingeleitet (S. 216—246). Mit der vom Verf. versuchten Auffassung der älteren Prophetensagen kann sich Ref. wegen seiner verschiedenen Ansicht über Geist und Gehalt der älteren Tradition überhaupt nicht recht befreunden. Als Beispiel möge die Abhandlung über Bileam dienen. Der Verf. erkennt den mythischen Charakter der Sage (Num. 22—24.), und läfst das Orakel Bileam's wegen seiner historischen Beziehungen frühestens um's J. 710 geschrieben sein; dennoch sollen nicht Gründe genug vorhanden sein, die Erzählung als reine Dichtung zu betrachten, und es wird eine Sonderung des Historischen und Mythischen vorgenommen. Historisch soll sein, dafs Bileam, ein aramäischer Wahrsager, den Israeliten künftige Gröfse weissagte, „wobei er sich natürlich von seiner durch den Augenschein und durch das Gerücht über die bis dahin erfolgten Unternehmungen der Israeliten gewonnenen Ueberzeugung leiten läfst;" mythisch dagegen soll die unmittelbare Wirksamkeit Jehova's dabei sein. Der Referent folge theils der Ueberlieferung, welche aussagte, Bileam habe die Reise unternommen, um den Israeliten zu schaden, theils der theokratischen Ansichtsweise, wonach die Glücksweissagung von Jehova abgeleitet wurde; daher der Widerspruch, als ob Jehova die Reise und zugleich die Weissagung verhindert hätte. Ref. giebt zu, dafs eine ältere Sage später überarbeitet sei, kann aber den innern Widerspruch nicht einsehen, da die einzelnen Züge der Sage nur Modifikationen des Einen Gedankens sind, dafs Jehova seine Organe durch eine höhere, ihnen selbst unbegreifliche Macht leite und beseele. Ist der Kern der Sage mythisch zu erklären, so fällt damit auch die äufsere Schaale. Aehnlich stellt sich das Urtheil über des Verf.'s Behandlung der übrigen Prophetensagen der älteren Zeit. Auch in der historischen Erklärung des unächten Theils des Zacharia und des Orakels Jes. 24—27. weicht Ref. ab, da er diese Stücke für entschieden nachexilisch hält. Indefs mufs jeder mit Scharfsinn gemachte Versuch, dieselben in den Gang der vorexilischen Geschichte einzufügen, wie bei der historischen Erklärung der Psalmen, willkommen sein, und insofern verdient das Streben des Verf.'s alle Anerkennung.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs dieses der theologischen Wissenschaft jedenfalls förderliche Werk die gebührende Anerkennung finden möge, auch in solchen Kreisen, wo die alt-dogmatische und mystische Auffassung des Prophetismus den klaren historischen Blick wieder zu trüben droht.

W. Vatke.

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

XXXIII.

Männliche und weibliche Charaktere. Von F. Gustav Kühne. Zwei Bände. Leipzig, 1838, *bei Engelmann.*

Unter den jüngeren Schriftstellern, welche der grossen Errungenschaft Göthe's, Schiller's und Hegels sich so viel als möglich zu bemächtigen, in unmittelbare Beziehung zu den socialen Verhältnissen zu setzen und ihre Rückwirkung auf das Leben zu fördern bestrebt sind, nimmt Kühne durch gediegene Bildung, phantasiereiche Anschauung und ein warmes Herz für die Gegenwart eine beachtenswerthe Stelle ein. In der Novelle: „*Eine Quarantäne im Irrenhause*" suchte er den Kampf der Individualität mit der Allgemeinheit des Gedankens darzustellen, der im Systeme der Philosophie mit Verkündigung seiner Weltherrschaft aufgetreten war, und jenes gelang ihm in vielen dialektischen Entwicklungen trefflich, während die poetische Gestaltung und Entwicklung von Personen und Situationen dagegen zurückstand. Auf dies Letztere hat er in den *Klosternovellen* vorzüglichen Fleiss verwandt, und hier sehr zierliche und feine Bilder der Vergangenheit in einem reichen, wohlgeordneten Detail ihrer Zustände gezeichnet, aber in dem glücklichen Streben nach Anmuth ermangelt er oft einer ergreifenden Kraft und die Abstraktionen fliehend hat er in seiner Dichtung zu wenig die Tiefen der Idee erschlossen. Die Mitte zwischen beiden freien künstlerischen Produktionen halten seine *weiblichen und männlichen Charaktere*, die er als die reifsten Früchte seiner reichen und preiswürdigen journalistischen Thätigkeit gesammelt erscheinen liess. Denn wie der Held seiner Quarantäne als Resultat erstarrt sah, was dem Meister der Spekulation lebendiger Process und immer sich selbst erzeugendes Produkt ist, und unvermögend, neuen Fluss in die Massen zu bringen und in den ewigen Formen des reinen Denkens sich frei zu fühlen, mit dem Gewinn einer tüchtigen formellen Bildung und höheren Weltanschauung fröhlich in die Welt zog: so hat Kühne selber ein systematisches Fortarbeiten im Gebiete der Philosophie nicht versucht, aber in ihrer Atmosphäre lebend und von ihrem Marke genährt auf eine geistreiche und sinnige Weise die Bewegungen der Literatur zu betrachten und die Schilderung der sie bewirkenden Schriftsteller und Werke mit vieler Kunst zu geben gewusst. Doch ist bei seiner Kritik in der Regel mehr die Phantasie als der Verstand thätig. Die Stimmung, in welche Kühne durch irgend eine Erscheinung versetzt wird, gestaltet sich ihm wiederum zu einem Bilde und das zeichnet er gewandt und reizend hin; so wird der eigenthümliche Hauch und Duft, der in jener weht, reproduzirt, aber ihr innerer Kern und ihre nothwendige Entfaltung aus demselben selten scharf hervorgehoben. Die Diction ist diesem Inhalte angemessen, ohne grandiose Schwere und kühnen Schwung, aber voll Eleganz und Grazie.

Wenden wir uns zum Einzelnen, so finden wir die *philosophische* Richtung Kühne's vorzüglich repräsentirt durch den Dialog über den *Anfang in Philosophiren* und über *Sophistik im Denken und Sein*, welcher unter der Aufschrift: *Leopold und Otto* im zweiten Bande abgedruckt ist.

Die Vertheidigung der Objektivität des Gedankens, die Entwicklung des Begriffs der immanenten Dialektik, die Rechtfertigung des Anfangs in der Philosophie mit dem reinen Sein gegenüber den Einwürfen des jüngern Fichte, und den lächerlich dünkelvollen Meinungen Hrn. Fortlage's über die Lücke des Hegelschen Systems zeugen von inniger Vertrautheit mit der modernen Spekulation und lassen es sehr bedauern, dass Kühne später wieder von einem abstrusen Höhlenbau der Kategorie redet und ein subjektives Belieben dagegen er-

hebt, ihm also leider das Gesetz eine Fessel geblieben ist, ihm, der ein so schönes Bewufstsein hatte von den grofsen Schauern jener erhabenen Andacht, mit der der Philosoph die ewige Lösung ewiger Dissonanzen vernimmt und die Welt des Gedankens als die Wirklichkeit erfafst und das Mysterium der Liebe begreift. Doch hat solches Gefühl in Kühne's sinnigem Gemüth so tiefe Wurzel geschlagen, dafs es alle seine Produktionen mit geheimen Fasern durchwebt und ihnen bei aller glatten Leichtigkeit der Aufsenseite einen sichern innern Halt verleiht.

Mehr der Eigenthümlichkeit seiner Klosternovellen zugewandt sind sämmtliche *weibliche Charaktere*. *Die bleiche Nonne zu Sant' Antonia* scheint selber ein Fragment von solchen zu sein. Vortrefflich ist das Leichenbegängnifs von *Charlotte Stieglitz* erzählt. Die persönliche Verehrung und Freundschaft für die Frühgeschiedne durchhaucht den Aufsatz mit ursprünglicher Wärme; der Schmerz in seiner ersten Herbigkeit ist überwunden, aber die Erinnerung ist geblieben, wie es beim Künstler sein soll, und ist in lebendiger Anschaulichkeit gestaltet; die Cypressenzweige sind zu einem schönen Kranze gewunden, der die Urne der Todten würdig ziert. Drei andere Aufsätze schildern die schwärmerische Liebe Sophie Hyatt's für Lord Byron, der „armen Maria" zu Jean Paul, Bettina's zu Göthe. Fast von allen Bedingungen des Daseins gelöst und in verzehrender Melancholie von Byrons dämonischen Dichtungen ergriffen irrte die Erstere nach dem Tode des Lords, den sie nie gesehn, mit weltvergessender Einsamkeitslust zwischen den Ruinen und Büschen der Newstead-Abtei, bald in stillem Brüten des Dichters gedenkend, bald schmerzenreiche Lieder an ihn im Mondschein niederschreibend, bis der jetzige Besitzer von Byron's Stammsitze sich ihrer annahm und ein plötzlicher Tod ihr Geschick endete. Ebenso anziehend ist die sinnenglühende Leidenschaft Maria's (wahrscheinlich einer Tochter oder Enkelinn des zu Paris in der Schreckenszeit frühverstorbenen — nicht guillotinirten — Georg Forster) in ihrem Entstehn, Wachsthum und gewaltsamen Ende gegenüber der hausväterlichen Ehrbarkeit und dem heitern Humor Jean Pauls geschildert; weniger befriedigend ist dagegen *Bettina's* Charakteristik. Damals als erste einführende Stimme über das wunderbare Buch durchaus genügend ist sie es jetzt nicht mehr, wo all die Eingebungen des Genius, die wie Aeolsharfenklänge von den Lippen des Kindes wiedertönen, so rein und so freudig, wie die Quelle, die zum erstenmal den Kufs der Sonne fühlt, längst von uns vernommen und erfafst worden und die Musik ihres Gemüthes in so vielen Herzen nachhallt. So hätte auch der Aufsatz über *Rahel* die frühere Ueberschrift: „*Ueber Rahels Weiblichkeit*" behalten sollen; unter dieser wird er immer willkommen geheifsen werden, während man nach jener weit mehr erwartet, als Kühne zu geben beabsichtigt. Die grofse Bedeutung Rahels, die in ihrem tiefsinnigen Geiste mit allen Leiden der Neuzeit gerungen und den gewaltigsten Gedanken der höchsten Denker nachgedacht und nicht wie einzelne Blitze, sondern im innigsten Zusammenhang mit ihrem weiblichen Ideenkreise und mit klarstem Bewufstsein jene ebenbürtigen Gedanken selber aussprach, da sie den Dingen ins Herz sah mit der Anschauung, die der Himmel den wahrhaften Seelen als Kampfspreis verleiht, und das Alles als *Weib* that, — ihre Theilnahme an jeder Bewegung des Lebens, ihre Freude an allem Grofsen und Aechten, ihren Göthecultus und all die verschiednen andern Seiten und Strebungen ihres Wesens in einem Gesammtbilde darzustellen ist eine heilige Pflicht der Gegenwart: möge Kühne hier nicht nur einen Baustein zu solchem Denkmal geliefert haben, sodern an dessen Errichtung selbst Hand anlegen. — Die *Briefe an Dina* sind selber ein interessanter Beitrag zur Reiseliteratur unsrer Tage, die unter dem Gesammttitel: „*Der Zeitgeist auf Reisen*" verständig und lichtvoll beurtheilt wird. Ohne wie Gans die Geschicke der Völker zu enträthseln und die Stimmung der Welt zu belauschen, oder wie Heine die ganze Aufsenwelt zur Staffage des sprudelnden Humors und der innern Poesie des Subjekts zu machen, bewegt sich Kühne in jenen mit vieler Gewandtheit und frischem gesundem Sinn.

Bei Betrachtung der *Charaktere aus Rahels Umgang* hätte die biographische Kunst Varnhagens eine weitere Würdigung verdient. Wohl zeigt er sich als ein Porträtmaler, aber er zeichnet das Gesicht als verarbeitet durch den Geist. Scharf fafst er das Eigenthümliche der Persönlichkeit auf und führt die Verschiedenheiten und Widersprüche in der Erschei-

nung ebensowohl auf diesen Grund zurück, als er von hier die mannichfaltigen Radien der Thätigkeit ausstrahlen läfst. Er schildert das Allgemeine, aber als verwirklicht und bestimmt im Einzelnen; er mult das Einzelne aus, aber als zur allgemeinen Weihe berufen und von ihr durchdrungen und durchleuchtet. Und dies hätte wieder als ein nothwendiger Ausfluss von Varnhagens Geisteseigenthümlichkeit dargethan werden können. — In Betreff der *Schriftzüge als Ausdruck des Charakters* warnt Kühne, dafs man nicht die Sache zu ernst nehme, wie hie und da schon man aus solcher Aeufserung das ganze Innere herauslesen wollte; und die Derow'sche Sammlung beweist das Gegründete dieser Warnung. So zeigt Schillers Schrift die glänzende Gröfse der hochfliegenden Seele in ihren rücksichtslos erhabnen, genialen Zügen; aber wie widersprechend ist A. v. Humboldts freier durchdringender Blick in die Natur und die moosartig gewachsnen Schlingkrautpflänzchen seiner Handschrift!

Vorzugsweise durch die Phantasie erzeugt sind die Schilderungen deutscher Lyriker. Der Nachhall ihrer Lieder in einem wohlgestimmten feinnervigen Menschen ertönt, einzelne treffliche Bilder rufen uns ihre Gestalten vor die Seele, selbst aus der Diction läfst sich Charakterisirendes herausfühlen; aber wir wollen ja vom Kritiker keine derartige Reproduktion, wir wollen vielmehr eine klare Bestimmung und scharfeindringende Auslegung, ein verständiges Ausbreiten und energisches Concentriren auf den angegebenen Einheitspunkt. Die Biographie Shelleys ist lebendig und der Mifston der rauhen Welt mit den zarten sinnigen Liederklängen, der Dumpfheit der anglikanischen Kirche mit dem freien lichtbegierigen Adlergeist des kühnen Jünglings gut erfafst und hervorgehoben. Das Beste des ganzen Buchs ist der Aufsatz. „*Shakspeare als Mensch und Lyriker.*" Wie scharf und fein hat Kühne Allem nachgespürt in Shakspeare's Werke, wodurch sich die Biographie des grofsen Britten ergänzen läfst, was namentlich auf sein innres Leben ein kaum geahntes Licht wirft! Welche tiefe Blicke hat er in die Seele Shakspeare's gethan, in wie grofsartigen Zügen das Einzelne zu einem Ganzen zu verarbeiten gewufst! So objektiv und ganz vom Dichter getrennt die Dramen erscheinen, so engverknüpfend sind die Fäden, die sie mit der Subjektivität ihres Schöpfers verbunden halten, die uns hier vor Augen gelegt werden. Nur Eines hab' ich gegen Kühne zu erinnern. Es bedarf keiner Flucht vor der Gröfse Shakspeare'scher Gedanken, wir erliegen ihr ebensowenig wie vor der schweren Tragödie der Weltgeschichte, wenn wir im Denken das Bewufstsein der Freiheit errungen haben. Für den Sturz Napoleons gibt es dieselbe Versöhnung, wie für den Untergang Shakspeare'scher Gestalten. Das hat der Nachschöpfer vom Urschöpfer gar wundervoll gelernt, dafs in dem Charakter des tragischen Helden das Schicksal liegt, das er sich selber bereitet, obwohl es ihm von Anbeginn bereitet ist. Diese Erkenntnifs gewährt uns eine um so höhere Seligkeit im Anschauen der Kunstwerke, je tiefer und erschütternder die Collisionen sind, denn sie ist das Bewufstsein von der Vernunft der Wirklichkeit, das Niemand tröstender und süfser ausgesprochen hat als Shakspeare selber, wenn er sagt:

Ein jeder Ort besucht vom Aug' des Himmels
Ist Glückshafen einem weisen Mann!

Moriz Carriere.

XXXIV.

Illustrations of the Botany and other branches of the Natural History of the Himalayan Mountains and of the Flora of Cashmere. By J. Forbes Royle, Esq., F. L. S. et G. S., M. R. A. S. . . . late Superintendent of the Hon. East-India Company's Botanic Garden at Saharunpore. London: Parbury, Allen and Co. Part I. 1833. II—IV. 1834. V—VIII. Jan.—Dec. 1835. P. IX. Apr. 1836. [falsch gedruckt: 1835.] Bis jetzt XX. u. 336 S. kl. Fol. Jedes Heft mit 10 col. Taf. 20 sh.

Worin zuerst in fremdem Welttheile durch A. v. Humboldt das Beispiel gegeben und der Weg der Behandlung gezeigt war, was in Europa doch nur in einzelnen Theilen der Alpen durch Wahlenberg und erst jüngst durch schweizerische und deutsche Botaniker möglich geworden, hat im Grofsen, gleichfalls in einem andern Welttheile, Royle unternommen, freilich mit bedeutenden Mitteln, aber mit wenig Vorarbeiten Anderer. Gutes Material hatten dort nur Einzelne: Hamilton, Govan, Wallich u. A., zum Theil nur auf ander-

weitigen Geschäftsreisen, vorbereitet; aber unvollständig und ungleich im Einzelnen fiel noch das in D. Don's Flora von Nepal nach Hamilton und Wallich über Nepal Mitgetheilte aus; Don führt nur 774 Phanerogamen auf. Hätte Don auch die Gräser, die er ganz ausgelassen hat, in eben so geringem Antheile mit aufgeführt, so würde seine *Flora nepalensis* doch nur gegen 818 Phanerogamen aus jener vordern Gegend des mittlern Himálaja enthalten. Royle's Sammlungen aber bestehen aus 3500 Pflanzenarten, wovon zwar ein Theil aus dem nördlichsten ebneren Theile Indiens bis Delhi herrührt. Noch sind diese Pflanzen nicht sämmtlich den Species nach bearbeitet, wenigstens wird uns im vorliegenden Werke nur von einem Theile der Familien der ganze Bestand, aus einigen die neueren Arten beschrieben, von den meisten, aber nicht allen, nur summarische Angabe, mit Nennung der wichtigsten Species und ihres Vorkommens, mitgetheilt; wir müssen aber dem Verf. dankbar sein, dafs er schon jetzt dieses Werk herausgiebt, worin er schon mehr Aufschlüsse liefert als man vor detaillirter Bearbeitung alles Einzelnen der Sammlung (welche Detaillirung er übrigens nirgends zusagt) erwartet hätte, und dies nach Fächern und systematisch geordnet. Für *unsre* Gebirge fehlt es an einer solchen Hauptübersicht noch, die bei uns übrigens weiter ins Einzelne gehen könnte bei der Menge der vorhandenen botanischen Materialien von Alpen-Excursionen, *wenn* es in diesen Materialien nicht meistens an den nöthigen Höhenangaben der Erstreckungen der Pflanzen, selbst der einzelnen Standörter, fehlte; wie schätzbar, mehrseitig benutzbar würden diese Aufzeichnungen sein, wenn Angaben der Höhen beigefügt wären, aber öfterst fehlen diese, auch noch in *neuern* Ausflugsberichten, nachdem doch die Wichtigkeit der Höhenangaben bekannter geworden ist. Was helfen die *Namen* der wenig bekannten Berge und Ortschaften, wo man etwas gefunden, wenn die Höhen der Standörter auch nicht näherungsweise notirt werden, statt deren man wohl Mahlzeitsberichte findet. Schade um jene so vielen botanischen Reiseberichte, welche deshalb nur beschränktern wissenschaftlichen Nutzen gewähren. Erst jetzt findet man suchend allenfalls in Vol. Hoffmann's geographischen Almagesten die Höhe aller der bekanntern einzelnen Berggipfel; aber *in welcher* Höhe der Berge wuchsen die auf den Excursionen notirten Pflanzen? Wer die Berge seiner *Umgebung* ablieset, weifs auch die Höhe ihrer verschiedenen Punkte, oder sollte sie wissen, und könnte durch deren Beifügung, besonders der obern und untern Gränzen der Pflanzen seines Bereichs, seine Excursionsberichte brauchbarer machen. Beim Zusammenhalten vieler so vervollständigten Bericht würde sich mehr herausstellen, in welcher Art in verschiedenen Gegenden alle besondern Oertlichkeiten der Lage *höheändernd* wirken. Finden wir nicht in A. v. Humboldt's *Nova Gen. et Spec. pl. aequinoct.* bei fast jeder Species die Höhe notirt? in einem Welttheile, wo die Höhen selbst erst anzumitteln waren.

Von Royle's Werke, welches 10 Hefte bilden sollte, erschien das 9te schon vor 2 Jahren; seitdem ist der Verf. auch durch neue Aemter beschäftigt, und der noch fehlende Schlufs der chorographisch-oreographischen „Introduction" mit dem Zoologischen und für die Botanik die Behandlung noch einiger der niedrigsten *Dicotyledonen*-Familien und sämmtlicher *Monocotyledonen* dürften wohl noch eine starke Doppellieferung geben, auf deren Erscheinen bisher mit dieser Anzeige gewartet wurde.

Hundert schön illuminirte Steindrucktafeln, 10 zu jedem Hefte, begleiten dieses Werk: T. 11—100 sind für eine Auswahl neuer Gewächse, 1 bis 3 auf jeder Tafel, bestimmt; T. 1. in H. II. enthält Gebirgsdurchschnitte, T. 2. in H. III. Versteinerungen von Pflanzen, T. 3. in H. V. Thierversteinerungen, T. 4—10. in H. I. u. a. vertheilt, stellen Thiere (Säugethiere, Vögel und Insekten) dar; ein Titelkupfer, in P. VI. ausgegeben, ist eine Ansicht des Himálaja von einem schon 5000 Fufs hohen Standpunkte bei Almora aus.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Illustrations of the Botany and other branches of the Natural History of the Himalayan Mountains and of the Flora of Cashmere. By J. Forbes Royle.

(Schluſs.)

Der Text besteht aus: 1) der genannten *Introduction* über das Räumliche, die Gebirge, die Erstreckung ihrer einzelnen Züge und ihre Höhen in geordneter Folge, mit Indien anhebend; sie steht vor dem andern Texte in P. II. u. III., p. I—XX, ihr Schluſs ist aber erst in P. X zu erwarten und soll dort die Erläuterung von T. 1—10, also auch das Zoologische nachbringen; für das Geologische hat de la Beche Beistand geleistet; 2) einer phytogeographischen Uebersicht der (3) Höhenregionen und ihrer Eigenthümlichkeiten, in P. I, schlieſsend in P. II, od. p. 1—42; 3) als Haupttext: einer speciellen Behandlung aller einzelnen dort repräsentirten Pflanzenfamilien, von *Ranunculaceae* an, bis jetzt in P. IX bis in Fam. 154, *Artocarpeae*, reichend: P. II—IX. p. 43—336, Abbildungen dazu schon in P. I. anfangend. *Alle* Species einer Familie sind nur bei *Ranunculaceae* (72) und *Sileneae* (24) beschrieben oder systematisch aufgeführt; bei den *Umbelliferae* in P. VII. neue Gattungen durch Lindley, wo auch über Gummiharze gesprochen wird und über das *Silphium* der Geschichtschreiber Alexanders d. Gr., welches wohl das tübetanische Futterkraut *Prangos pabularium* sein könne; die *Cyperaceae* und *Gramineae* beschrieb C. G. Nees v. Esenbeck (in P. X. ined.); die *Compositae* wurden De Candolle, die *Cryptogamen* Hooker'n übergeben. Man muſs sehr wünschen, daſs der Verf. nach und nach den ganzen dortigen Reichthum jeder Familie, und wo möglich, wie bei den *Ranunculaceae* durchgängig und überall häufigst im Texte geschehen ist, mit Bemerkung der Vertheilung nach den verschiedenen Regionen, in ferneren Mittheilungen darlegen könne, wenn überhaupt es möglich war, auf solchen Reisen auſser dem Beobachten und Sammeln auch noch bei *jeder* Pflanze den Standort beim Einlegen zu bemerken, was bei *uns* noch kaum geschieht, dort aber schwerlich vollständig zu erwarten ist, zumal da der Verf. Vieles auch durch ausgesandte andre Sammler, also minder Kundige, herbeischaffen lieſs, namentlich aus Kaschmir. Doch ist sehr viel, wohl mehr als erwartet war, im Vorliegenden schon geschehen und nur zu *dem* Zwecke noch nicht ausreichend, wenn man die Verhältnisse der Arten jeder Familie zur ganzen Vegetation und die Reihenfolge der Familien der Artenzahl nach für eine bestimmte Höhenregion wissen wollte, um die mit denselben in andern Gebirgen zu vergleichen und die Gröſse der Abweichung von letzteren zu erkennen.

Betrachten wir (Nr. 2.) die phytogeographische Erörterung der Regionen, p. 1—42., so bemerken wir, daſs die 3 Regionen, welche der Verf. im Himálaja annimmt, fast oder wirklich zu eben so vielen phytogeographischen Reichen gehören, also viel mehr Verschiedenheit in Klima und Vegetation umfassen, als bei uns eine sogenannte z. B. subalpine, alpine u. dgl. Region; solche kleinere Abtheilungen wie die letztern dürften auch *dort* wohl nur bei besondern Theilen des so groſsen Gebirges, bei einzelnen Gruppen oder Reihen für sich allein unterschieden werden können, sie würden nicht für das Gesammte aller Ketten, die den Himalaja bilden, auf gleicher Höhe durch dieselben Gewächse bezeichnet sein, sondern vielleicht in den südlichen (feuchteren) Theilen in den Pflanzenverhältnissen etwas von ähnlicher Abweichung von den nördlicheren zeigen, wie in Europa die lappländischen und die mitteleuropäischen Alpen sich unterscheiden, obschon sie nur *ein* pflanzengeographisches Reich bilden; (s. des Ref. Vergleichung in: Bot. Zeit. 1838,

II.). In der That scheint Schouw (Linnäa, 1833.) die untern 4000 Fuſs im Himalaja entweder mehr zum indischen pflanzengeographischen Reiche zu rechnen oder als Uebergang anzusehen von demselben zum himalajanischen Reiche, oberhalb dessen hinauf Schouw noch ein neues, dem europäischen alpin-borealen sich nahe anschlieſsendes und fast damit zusammenzurechnendes anzunehmen geneigt ist. — Daſs da, wo mehrere phytogeographische Reiche zusammentreffen und in einander greifen, nicht weitere Feststellung und Abgränzung kleinerer Regionen zulässig ist, haben gleichzeitig auch Berthelot und Barker-Webb in ihrem groſsen Werke über die canarischen Inseln indirekt ausgesprochen, indem sie dort ebenfalls bis zur gröſsten Höhe (10400′) nur 3 Regionen abtheilen, deren unterste, nur bis 1500′ und bis 2500′ hoch reichend angenommen, noch mehr tropisch ist als Royle's unterste Region; und doch hatten Webb und Berthelot es nicht mit so vielen mannigfach modificirten Lagen durch mehrere Breiten- und viele Längengrade zu thun, sondern nur auf Teneriffa mit bis 10400′ hohen Gebirgen und auf Palma mit einem 7200′ hohen Berge.

Die *untere* Region am Himalaja, wie sie Royle feststellt, von der Ebene bis 4000 oder 5000 Fuſs hoch reichend [*nicht* bloſs der Strich „*zwischen* 4000′ und 5000′," wie es durch einen Druckfehler in Münch. gel. Anz. 1835, Nr. 48. S. 368 heiſst], besteht der Vegetation nach aus 2 verschiedenen Floren: *a*) der tropischen während der Regenzeit bis Oktober, besonders im untern Theile der Region; bis zur obern Gränze der Region gehen auch tropische *perennirende* Gewächse; *b*) vom November bis März: Pflanzen die höhern Gegenden eigen sind und solche aus europäischen Gattungen. Gleicherweise hat man daselbst zweierlei Aernte: eine von tropischen Gewächsen, wie Reis, Mais, *Sorghum*, *Panicum*-Arten, Baumwolle u. s. w. im Oktober, und eine im März und April von Weizen und andrem Getreide und unsern cultiv. Hülsenfrüchten, deren Aussaat im Herbste geschieht. Der unterste Strich dieser Region, sie ganz umgürtend, besteht aus *jungles*: Rohrdickicht mit Gebüsch in feuchtem Boden und Wildniſs. Höher sind Waldungen, mitunter aus *Shorea robusta* allein; andere gemischt.

Die *zweite* Region Royle's geht von 5000′ bis 9000′ Höhe. Auch hier giebt es noch tropische Regen und, so weit ihr Einfluſs reicht, noch tropische Pflanzen, tropische Orchideen bis 9000′ hoch, eine *Bambusen* sogar bis 10000′ hoch. Die meisten Gewächse aber entsprechen solchen der gemäſsigten Zone; Wälder zwischen 7000′ und 8000′ Höhe bestehen aus *Rhododendron arboreum*, *Quercus*-, *Acer*-, *Ulmus*-, *Carpinus*-Arten und, besonders an der Nordseite, vielen eigenthümlichen Nadelhölzern: *Pinus*-, *Abies*- und *Picea*-Arten der Neuern, welche letztern bei Royle in P. IX., auch schon in Lambert's neuer Ausgabe seiner Monographie der *Coniferae*, schön abgebildet sind, deren Beschreibung in P. X. vollends zu erwarten, z. B. t. 84—86: *Quercus dealbata*, *Pinus Khutrow*, *longifolia*, *Gerardiana*, *Abies Pindrow*; Sträucher aus *Berberis*, *Daphne*, *Crataegus* u. a. europäischen Gattungen, *Smilaceen*, *Caprifoliaceen* etc; unsre Obstbäume wachsen dort offenbar wild. Die Kräuter, einjährige und perennirende, sind gleichfalls aus Gattungen, die gröſstentheils auch europäische sind, aus den Familien *Ranunculaceae*, *Umbelliferae*, *Saxifrageae*, *Crassulaceae*, *Caryophylleae*, *Hypericinae*, *Geraniaceae*, *Rubiaceae Stellatae*, *Violaceae*, einige *Cruciferae*, ferner *Campanulaceae*, *Plantagineae*, *Dipsaceae*, *Valerianeae*, *Gentianeae*, *Personatae*, *Labiatae*, *Irideae*, einige aus americanischen Gattungen: *Podophyllum* etc.; ganz den europäischen gleiche *Species* sind nicht selten: *Ranunculus arvensis*, *Capsella Bursa p.*, *Hedera Helix*, *Galium Aparine* etc. und Wasserpflanzen, und hier und in der obersten Region incl. Kaschmir zusammen 11 europäische *Labiatae*. Man sieht noch in dieser Region wegen des Einflusses der tropischen Regen oft gleichzeitig auf den Höhen Weizen — und im Thale Reis säen oder sogar denselben Boden nach der einen Aernte sogleich zur Aussaat für das andere Halbjahr zubereiten.

Die *dritte* Region, von 9000′ Höhe bis zur untern Gränze des ewigen Schnees, entspricht den nordischen und alpinen Gegenden der Erde; der Schnee schmilzt erst im Mai und Juni; er schützte die Wurzeln der perennirenden Pflanzen; die Temperatur steigt rasch, mit ihr die Vegetation, deren Cyclus kurz ist wie im Norden. Auf dem Choorgebirge im Westen z. B. trifft man unter andern *Rhododendron arboreum*, *Quercus lanata*, Bäume, Sträucher und Kräuter aus groſsentheils europäischen Gattungen, nebst *Trillium*, *Merina* etc.; Nadelhölzer mit Eichen u. a. bilden den

Wald, zu oberst *Quercus semecarpifolia*; unter den Kräutern *Primulae*, *Saxifragae*, *Gentianae* etc. Auch andre Höhen haben dieselben oder ähnliche Bäume, auf dem Kodarkanta in Sirmor ist auch *Pinus Webbiana*. Erwähnenswerth sind mehrere neue *Rhododendra*. Auf den gröfsten Höhen noch *Liliaceen*, *Cypripedium*, und Gräser und *Cyperaceen* nur europäischer Gattungen, *Filices* wenige; sehr hoch z. B. auf den Hochebenen im Norden des Himalaja bis über 14000' h. auch 4 dornige Ginster aus der Gattung *Caragana* (frühere *Astragali* und *Genista versicoler* oder „Tama" der Reisenden). Der Verf. geht besonders für diese oberste Region verschiedene Theile oder Gegenden des Himalaja durch, vergleicht auch die im südlichsten Indien liegenden, in ihrem obern Theile dem Himalaja sehr entsprechenden, unten natürlich mehr tropischen, Nilgherri's.

Den gröfsten Raum nimmt im Royle'schen Werke, von P. II. p. 43 bis p. 336 in P. IX. bis jetzt, eine Musterung aller einzelnen Familien ein, aus welchen der Himalaja Pflanzen besitzt. Der Verf. macht diesen Haupttheil zu einer allgemeinen comparativen Statistik jeder Familie hinsichtlich ihrer Verbreitung auf der ganzen Erde. Bei jeder Familie, auch wovon nur eine Art im Himalaja oder an seinem Fufse wächst, wird die Vertheilung ihrer Gattungen über den Erdkreis nach den Welttheilen angegeben und gesagt, welche Gattungen Indien und welche der Himalaja besitzt, welche Species mit Europa zugleich, auch welche hier oder anderwärts benutzt werden; in letzterem Bezuge verbreitet sich der Verf. besonders über solche, die er, ihr Gedeihen daselbst erwartend, patriotisch zum Anbaue empfiehlt, so vorzüglich in P. IV. über den Theestrauch, wobei er auch p. 116—124 von der Verbreitung desselben in *China* und dem dortigen Klima dafür, dieses feststellend, handelt; eben so in P. VIII. p. 283—298 über das dem Taback zusagende Klima; u. dgl. m. Dadurch wird das Werk für die ganze Nation werthvoll und für Nicht-Botaniker theilweise lesbar. Desgleichen findet man Untersuchungen über Arzneigewächse und Gifte, vgl. *Berberis*, *Aconitum*, *Umbelliferae*, *Valerianeae* (*Spica Nardi* von *Nardostachys Jatamansi*, in P. VIII., dazu t. 54.), *Rheum* etc. — Den Anfang machen (p. 43 sqq.) *Ranunculaceae*, deren sämmtliche Arten aus des Verfs. Sammlung beschrieben oder aufgezählt sind, mit Standort- und Höhen-Angaben: 71 Arten wild, namentlich 10 *Clematides*, 1 *Naravelia*, 9 *Thalictra* (in 6000'—10000' Höhe wachsend), 7 *Anemonae*, 1 *Adonis* (*aestivalis*), 8 *Ranunculi* (dabei *R. bulbosus*, *sceleratus*, *Flammula*), 2 *Calthae*, 1 *Trollius*, 2 *Isopyra* (*grandiflorum* auch im Altai), 1 *Nigella*, 2 *Aquilegiae*, 8 *Delphinia* wild, 7 *Aconita* (*heterophyllum* fast nesselblättrig), 1 *Cimicifuga* [*Actinospora Fisch.*], 1 *Actaea*, 1 *Paeonia*. So vollständig sind aufserdem nur noch die 24 *Sileneae* beschrieben. Bei den *Umbelliferae* in P. VII. beschreibt Lindley 5 von den 8 neuen himalajanischen Gattungen: *Pycnocycla*, *Hymenolaena* etc.; in P. VI. beschrieb Bentham: „himalajanische *Leguminosae* von europäischen und sibirischen Formen," diese sind: 1 *Cytisus*, 1 europ. *Ononis*, 4 europ. *Medicagines*, 7 *Trigonellae* (5 neu, 1 cultivirt), 3 *Meliloti*, 2 *Trifolia*, *pratense et repens*, 1 *Lotus* (*corniculatus*), 1 *Podolotus* n. g. Royl., 6 *Caraganae*, 1 *Colutea*, 3 *Oxytropes*, 22 *Astragali*, fast alle neu, 1 *Güldenstädtia*, 3 *Cicera*, 7 *Vicias*, wobei unsre 2 cultivirte, unsre 2 *Erva* und cultivirt *Lens*, 2 cult. *Pisa*, 5 *Lathyri* (*pratensis* etc.), 1 *Orobus*.

Referent versuchte, ob sich aus der Artenzahl der Familien in Don's *Fl. nepal.* auf den Betrag der gröfseren Artenzahl in denselben Familien im alpinen Antheile von Royle's Sammlung in Fällen, wo R. diese Zahl nicht nennt, schliefsen lasse, sah aber dabei nicht nur, dafs dieses nicht angeht, sondern auch, dafs Don, mit Royle verglichen, einige Familien verhältnifsmäfsig artenreich, andre gar zu arm hat. Von *Polygoneae*, nach Wallich's grofsem Cataloge in ganz Ostindien 55, hat Don doch auch volle 27 Arten, (bei Royle sind diese noch nicht abgehandelt), während Don von *Chenopodiaceae* (bei Wallich 22) *nur* 1 hat! — Eben so ist auf die Artenzahl aus einer Vergleichung mit Wallich's Catal. (vergl. v. Martius Verzeichn. in bot. Zeit. 1834, I. Nr. 1.) nichts zu erschliefsen, noch weniger natürlich aus Wight und Arnott's *Prodr. Fl. penins. Ind. or.*; Familien wärmerer Klimate sind bei Wallich mehrmals reicher als bei Royle und als bei Don; europäische Familien bei Royle reicher als bei Wallich. *Ranunculaceae* hat Wallich 57, Don 23 = 1:33, 5, Royle 71, W. und Arnott im Süden *mit* Einschlufs der Nilgherries nur 13; *Leguminosae*: Wallich 759 oder $\frac{1}{9,6}$ aller Phanerogamen, W. und Arnott sehr reich auch 371, Don nur 29 im kühlen Ne-

pal = $\frac{1}{85}$, zu wenig, Royle im Himalaja 92, auf der nördlichen ind. Ebene 208, zusammen 300 oder $\frac{1}{12}$ der Sammlung; *Rubiaceae* hat Wallich 260 = $\frac{1}{85}$, Don 26 = 1 : 31, 5, W. und Arnott 155; *Saxifrageae* Wallich 18, Don 10, Royle 12 oder mehr, Arnott nur 2 *Vahliae*, die bei Wallich unter *Onagrariae* stehen. *Compositae* hat Wallich nur 421 oder $\frac{1}{17}$ aller Phanerogamen, Wight und Arnott 111, Don 62, = $\frac{1}{13}$, Royle mit denen der Ebene 238, davon über die Hälfte im Himalaja. *Ericaceae*: Wallich 26, Don 13, = $\frac{1}{63}$, Royle 13 bis 14 (oder mehr?) doch keine *Erica* ist dabei. *Primulaceae*: Wallich 31, Don 16, = $\frac{1}{51}$, Royle aus den Gebirgen gegen 45, in der ganzen Sammlung zwar nur $\frac{1}{78}$, aber aus dem Antheile von Gebirgen wohl $\frac{1}{50}$ bis $\frac{1}{40}$! *Cyperaceae* hat Wallich 234, = nur $\frac{1}{51}$, Don 29, = $\frac{1}{39}$ [zu wenig], Nees von Esenbeck in Wight's *Contributions* I. nur allein 54 *Carices* aus Wight's und Royle's Sammlungen, die meisten davon aus dem Himalaja, Don hat nur 9 *Carices*.

Uebrigens hat Referent sowohl von der phytogeographischen Uebersicht (I. 1—42.), als auch aus der Revision der einzelnen Familien (P. II—IX.) in Zusätzen seiner Uebersetzung der schwed. botan. Jahresberichte über 1834, S. 149—162, und über 1835, S. 212—241 und 207—212 lange Auszüge mitgetheilt und will sich hier nicht wiederholen. — Möchten wir auf den Schlufs dieser *Illustrations* nicht mehr lange warten dürfen, — es auch dem Hrn. Verfasser gefallen, uns über *alle* Pflanzen seiner Sammlung hinsichtlich der Verhältnisse der Familien und, so weit seine Notata lauten, über die einzelnen Species und die Höhen der Standörter noch weitere Belehrung zu geben: das Interesse dafür hat er ja selbst vollends aufs höchste angeregt.

C. T. Beilschmied, Dr.

XXXV.

Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen von Dr. Heinrich Francke, ordentlichem Lehrer an der grofsen Stadtschule in Wismar, Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Güstrow 1837, *bei Opitz und Frege. XIV. und* 740 *S. gr.* 8.

Wenn auf einzelnen Heroen der Weltgeschichte das Missgeschick lastet, dafs weder die gleichzeitige noch die nachfolgende Literatur sie in dem rechten Lichte dargestellt hat, so mufs man sich im Interesse der Wissenschaft doppelt freuen, wenn eine späte Zeit noch solche Aufgabe nachholt, wie die vorliegende Leistung am Trajan. Ist aber irgend einer da, dem eine solche Ungunst widerfahren, so ist es eben dieser „gröfseste aller römischen Kaiser (p. XI), dieser beste Regent in den Augen der nächsten Geschlechter, diefs Ideal von Fürstengröfse in der gedankenlosen Anbetung später Jahrhunderte (p. XII), der blofs durch seinen überlegenen Charakter alle Umgebungen beherrschte" (p. 336). Wohl also eine höchst schwierige, aber auch eine höchst verdienstliche Aufgabe, zu deren Lösung der Geschichtschreiber Muth, Ausdauer, Resignation, Gewandtheit, Gelehrsamkeit und eine feste, entschiedene Gesinnung — Tugenden, die Hr. Fr. unverkennbar in sich vereinigt — mitzubringen hat. Er hat das doppelte Element des Lebens oder der Weltgeschichte und der Wissenschaft oder Historiographie zu vertreten, und mit weiser Behutsamkeit sich vorzusehn, dafs er nicht die eine mit der andern in Conflict gerathen lasse; denn hier kömmt es darauf an, das Einzelne in der Fluth der Erscheinungen nicht untergehen, das Individuum in dem Gedränge der auf der Erde wandelnden Gestalten nicht verschwinden zu lassen, aber auch es nicht loszureissen von seiner ganzen Umgebung und so über die Zeit und das Geschlecht zu stellen; er hat den Zusammenhang und Fortschritt des Ganzen darzulegen und Wilhelm von Humboldts schönes Wort, dafs die Weltgeschichte nicht ohne eine Weltregierung verständlich ist, wahr und deutlich zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen von Dr. Heinrich Francke.

(Fortsetzung.)

Dazu gehört nun *dieser* Held einem eigenthümlichen Uebergangsgebiete der Weltgeschichte an; er steht auf den Vorderstufen der Brücke, die aus der alten in die neue Zeit hinüberführt und so zwei diametral einander entgegengesetzte Welten mit einander verbindet: die Alten waren politische Gröfsen, ihr Leben war draufsen, mit dem Staate eng verschmolzen; ihr Erscheinen und Wirken repräsentirte in weit gröfserem Umfange und strengerer Bedeutung ihre ganze Zeit, und eine Spaltung in ihr politisches und rein humanes Leben ist nicht denkbar. In den Zeiten des römischen Kaiserthums war es schon anders geworden; die ungeheure Umwälzung der Dinge, die wir mit der augusteischen Kaiserherrschaft für das römische Leben beginnen sehen, war eine Vorbereitung der christlich-germanischen Zeit; in ihr ruhen, schon erkennbar, manche Keime des modernen Lebens. Als durch einen raschen kühnen Schlag des Schicksals das politische Leben des römischen Volks plötzlich erstorben war, da wurde auch allmählich die Persönlichkeit des Einzelnen, der in sich das allgemeine Volksleben concentrirte, wichtig und bedeutungsvoll; das häusliche Leben des Fürsten, das Hofleben, scheidet sich nun von seiner politischen Wirksamkeit. — *Hier* aber sehen wir einen Fürsten von seltener Mäfsigung, einfach in Sitte und äusserem Cultus, den plötzlich entstandenen Unterschied zwischen Privatmann und Fürst in seinem Wesen vernichtend, um ihn jedoch in der Vorstellung nur noch stärker hervortreten zu lassen; das Bild einer seltenen häuslichen Glückseligkeit erquickt den Leser inmitten mancher Schrecken und Scheusale des Familienlebens unter früheren Kaisern, und bei dem Keime einer nur zu kräftigerem Wirken eingeschlummerten Kabale und Intrigue des Hoflebens. Gern sehen wir in der Pompeja Plotina ein Muster weiblicher Tugend, hören wie sie geräuschlos zu Fufse geht, S. 30, wie sie zum Wohle der Provinzen Vorstellungen bei dem Gemahle macht, S. 32, wie sie mit der Marciana, ihres Mannes Schwester, in edler Anspruchslosigkeit und ungetrübter Eintracht verkehrt, S. 34; aber auch wie eine wohlgemeinte List nach ihres Gatten Hintritt im Anfange des Augustmonats 117 dem von ihr, wiewohl unglücklich, vermählten Lieblinge Hadrian, dem der lebende Gatte nicht hatte den Vorzug vor seinem Neratius Priscus geben können, die Thronfolge zu verschaffen weifs. Allein alle diese Züge nehmen in der historischen Darstellung eines grofsen Mannes nur einen sehr untergeordneten Rang ein; wir wollen den Fürsten nicht im Schlafrocke; seine Heimath, seine Würden und Titel, seine Familie S. 1—45, zu deren Kenntnifs wir mit dem Geschichtschreiber auf dem mühsamen Wege der Münzen und Inschriften gelangen, sprechen nur das von Interesse für eine grofse Persönlichkeit ergriffene Gemüth an. Dabei treten wir in ein Labyrinth, in das wirklich des Verfs. Geist und Fleifs Ordnung gebracht hat. In dem zweiten Abschnitt nemlich über Trajans Namen und Würden ist die Chronologie mit der gröfsten Mühe nach Dodwell, Norisius, Pagi, Tillemont, Vaillant, Calvisius, Petavius und Eckhel geordnet; wir finden hier durchaus selbstständige Forschungen und des Verfs. eigene Resultate. Wir begleiten weiter den Fürsten auf seinen Zügen in die Provinzen des weiten Reichs und wandern mit ihm vor allen Dingen durch die interessante Vorzeit unsers deutschen Vaterlandes S. 46—63. In dunkle Gegenden gerathen wir von neuem, in die der Fleifs eines Einzelnen wenig Licht zu tragen vermag. Unser Verf. hat die Mittheilungen aller Art mit treuer Sorgfalt und mit lobenswürdiger Anspruchslosigkeit benutzt und uns auch

die Forschungen gelehrter Freunde, wie Fiedlers in Wesel, aus brieflichen Mittheilungen nicht vorenthalten. Man sieht überall, der Verf. schildert nicht aus Büchern und aus der Stube; er zeichnet nach dem Leben und der Natur, und so beneidenswerth für ihn als erfreulich für die Wissenschaft sehen wir hier wie an andern Stellen, dafs seine Lebenswendungen ihn hinausgeführt haben aus dem engern Kreise der Bücherwelt in die lebendige des mütterlichen Bodens der Begebenheiten selbst, (vergl. p. XIII) wo ihn sein Sinn für die in ihren Trümmern da liegenden alten Erinnerungen zu kräftiger Anschauung und Darstellung führte.

Ist nun auf solche Weise ein bedeutender Schritt zu einem richtigen historiographischen Verfahren gelegt worden, und läfst es sich auf keine Art abweisen, von der zu schildernden historischen Person alle näheren Umstände, die nicht unmittelbar in den Gang der Weltgeschichte eingreifen, dennoch kennen zu lernen: so ist diefs eben sowohl der Fall bei dem *Boden*, auf dem die Geschichte des Mannes verkehrt. Solches finden wir in dem Abschnitte Geten und Dacier S. 63—93. Diefs ist seiner Natur nach ein gänzlich vorbereitender; der Verf. mufs uns das Land, die Kriege der Geten oder Dacier vor Trajan, die Cultur des Landes und Volkes schildern, ehe er uns in den nächsten Abschnitten S. 91—120 mit dem ersten und S. 120—141 mit dem zweiten Kriege Trajans wider die Dacier bekannt machen kann. Es versteht sich also von selbst, dafs in einem so umfassenden Werke, womit der Verf. die historische Literatur bereichert, Digressionen nicht fehlen können, die vermieden worden wären, wenn er blofs des Kaisers Person und nicht auch Zeitgenossen und Zustände hätte schildern wollen. Dabei mufs zugleich tief ins Einzelne eingegangen werden. Nach Fabretti's Vorgange hat der Verf. auf diesem schlüpfrigen Boden mehre Male Schlüsse auf die Darstellungen der Säule gebaut, aber mit besonnenem Urtheil. Schwierig und dunkel ist die Forschung über die Legionen, undankbar für die ungeheure dafür aufgewandte Mühe, selbst auch für den blofsen Genufs suchenden Leser, aber nicht ohne Dank für die Literatur, der nichts klein gilt. — Es darf der Historiker aber auch noch weiter gehn, er hat nicht blos den Mann in seiner ganzen Zeit zu schildern; sollen wir deutlich sehn, wie dieser war, müssen wir auch vor Augen haben, wie die frühere gewesen ist. So hier die Heeresmacht, wie sie früher und wie sie damals war; so später die Verfassung. Er hat auch Einzelheiten zu berühren, wie die steinerne Donaubrücke Trajans. Ein gleiches Bewandnifs hat es auch mit dem nächstfolgenden längern Abschnitte: Alterthümer Daciens S. 141—84, welcher schon zuvor als Programm des Gymnasiums, an welchem der Hr. Verf. arbeitet, Michaelis 1836 erschienen und an einem andern Orte (Jen. allg. Lit. Zeit. 1837 Nr. 97. S. 294—96) bereits nach Gebühr gewürdiget worden ist; nicht minder in dem darauf folgenden Abschnitte, Trajans Säule, S. 184—233, in sofern dadurch die wirkliche Geschichte zum Theil ergänzt und eine bildliche, selbst hie und da symbolische Darstellung der Dacischen Ereignisse und Zustände gegeben wird.

Hier sehen wir nun unsern Helden nach der klaren Darstellung des Vfs. in seinem schönsten Schmucke; nicht mit Geld die Ehre eines Triumphs erkaufend, wie Domitian, gefürchtet von den Feinden, geliebt von seinen Soldaten. So macht er den beschwerlichen Weg mit seinem Heere über die beiden Schiffbrücken bei Gradischa und Columbina, wie nach Allem am wahrscheinlichsten ist; so wandern sie dort in zwei verschiedenen Heeresabtheilungen weiter: wo der Temes und die Bistra zusammentreffen, bei dem Orte Tibiscum oder Tibiscus vereinen sich die beiden Heerstrafsen wieder und damit setzen die beiden Truppenabtheilungen wieder gemeinsam ihren Weg fort. Dieser Ort ist offenbar nicht Temesvar gewesen, noch mit der Theifs auf die äussere Namensähnlichkeit zusammenzubringen, sondern an der eben bezeichneten Stromvereinigung bei dem jetzigen Dorfe Cavaran zu suchen. Eben deshalb möchte aber auch die bei seinem Vorrücken eroberte Stadt vielleicht nicht Tiviscum gewesen sein. Trajan hat den ersten blutigen Krieg gegen die Dacier nun erfochten; das listige Verfahren des Decebalus hält ihn nicht vom muthigen Vorwärtsdringen ab. Wir begleiten den Fürsten durch eine Reihe Begebenheiten hindurch, die in ihrem verworrenen Zusammenhange hier besser geordnet sind als es nach den Quellen, zumal nach dem armseligen Auszuge des Xiphilinus bisher hat geschehen können. In dieser Beziehung hat der Verf. sich auch durch Ermittelung der Zeitrechnung in diesen Begebenheiten ein ansehnliches Verdienst erworben; darnach begann der Dacische Krieg 101 im 4ten Jahre der Regierung Tra-

jans und ward in den Jahren 102 und 3, dem 5ten und 6ten Regierungsjahre des Fürsten fortgesetzt. — Allein Decebalus, unüberwindlich in seinem nördlichen Gebirgsland, war, wenn auch besiegt, doch nicht ohne Mittel zur Fortsetzung des Kriegs geblieben; sein Hauptland Transsylvanien stand noch mit ungeschwächten Kräften da; während auch die Römer in der Nähe standen, das Bannat, das eiserne Thor, selbst Zarmizegethusa, die ehemalige Hauptstadt, nebst mehreren Bergfestungen besetzt hielten. Decebalus ward also vom Senat für einen Feind des Reichs erklärt und Trajan ging selbst wieder, mit dem Schwure, Dacien in eine römische Provinz zu verwandeln, auf den Kriegsschauplatz ab, wo sofort der meuchelmörderische Anschlag des Feindes auf das Leben des Allen zugänglichen Fürsten glücklicher Weise mislingt, in der freien Aufopferung des Longiums aber sich der ächte alte Römersinn in seinen späten Nachklängen kund giebt. Vor der Fortsetzung des Krieges ward die steinerne Brücke über die Donau gebaut, dieses gröfste aller Werke Trajans nach Dios Urtheil, deren ungegewisse Lage dem Verf. zu einer genauen kritischen Untersuchung Anlafs giebt. Darnach ist die frühere Annahme ihrer Lage unterhalb Orsowa bei Severin unstatthaft und die dafür zu sprechen scheinenden Zeugnisse leicht entkräftet; sie ist vielmehr in die Gegend von Gieli zu verlegen, wo noch Ruinen einer Festung zu sehen sind, der gegenüber am andern Donauufer, den vorhandenen Spuren zufolge, eine zweite gelegen haben mufs. Die Beschreibung der Brücke aber bei Dio scheint im Ganzen sehr glaubhaft zu sein. Der Krieg ward durch den Bau, der wohl während desselben fortgesetzt und mit demselben erst völlig beendet wurde, nicht verzögert, sondern behutsam begonnen. Der Feldherr gab mehrfache Beweise einer grofsartigen Persönlichkeit im Kriege. Decebalus, vielfach verlassen, ward in die Gebirge eingeschlossen. Der Krieg ward ebenso behutsam fortgesetzt, um nicht den Löwenmuth der Verzweifelung zu wecken; die Hauptstadt ward erobert, Decebalus giebt sich selbst den Tod und die Schätze, deren geheimer Aufbewahrungsort ihnen dennoch verrathen ward, fallen gröfstentheils den Römern in die Hände. Viele Dacier zwar wandern aus, aber die meisten werden überwunden oder unterwerfen sich freiwillig; ohne Zweifel verweilte der Fürst noch eine Zeitlang im Lande zur völligen Einrichtung der Provinz, die gänzlich romanisirt ward und davon noch heute in ihrer zum Theil römischen Volkssprache deutliche Spuren trägt.

In dem Abschnitte über die Trajanssäule erhalten wir aufser allgemeinen historischen Nachrichten von derselben eine vollständige Beschreibung derselben nach Ciacconi. Die Errichtung derselben fällt in das 17te (nicht 7te, wie es dort offenbar durch einen Druckfehler lautet) Tribunat und Regierungsjahr des Kaisers, 115 n. Chr., so dafs er selbst, damals im parthischen Kriege abwesend, die Vollendung nicht erlebte, wobei wir die Nachricht Dio's, er habe sie selbst aufrichten lassen, mehr für eine Irrung halten, als sie mit dem Verf. durch die künstliche Deutung schützen, dafs diefs nur von seiner Einwilligung in die ihm vom Senat bestimmte Ehre zu verstehen sei.

Wir kommen zu dem letzten Abschnitte in der die äussern Angelegenheiten des Reichs unter Trajan schildernden, ersten Abtheilung des Buchs, worin wir Trajans Feldzüge in Asien behandelt sehn. Dieser zerfällt in 3 Theile, einen vorbereitenden über die Völker und Staaten Asiens vor und zu Trajan's Zeiten, ferner den Feldzug des A. Cornelius Palma gegen Arabien und endlich den Hauptabschnitt über den parthischen Krieg. In dem ersten hätte das Verhältnifs der macedonischen Monarchie und der damit in Verbindung stehenden Reiche nach allgemeinem weltgeschichtlichen Zusammenhange zum römischen Weltreiche mehr erörtert werden können, wozu das treffliche Werk von L. Flathe, Geschichte Macedoniens und der Reiche welche von macedonischen Königen beherrscht wurden, 2 Theile, Leipz. 1834., manche eben so schöne Data hätte liefern können als die vom Verf. vielfach angezogenen schätzbaren Arbeiten von F. C. Schlosser. Der zweite Abschnitt ist kurz, wie er einleitend ist; der unglückliche Feldzug des Aelius Gallus wider Aegypten wird kurz erzählt, eben so die Unterwerfung des peträischen Arabiens durch Palma, die in das Jahr 105 gesetzt werden mufs. Bei der Darstellung des Krieges selbst aber begegnen dem Verf. die Fragen über die Zeit und Dauer desselben; offenbar reiste aber Trajan im Herbst 114 von Rom ab, am Anfange des nächstfolgenden Jahrs, als das Erdbeben stattfand, hielt er sich in Antiochien auf, im Frühlinge begann wohl der wirkliche Krieg, nach dessen völliger Beendigung erst Trajan nach Antiochien zurück-

kehrte. Eben so gründlich und erschöpfend wird auch Anlafs und Verlauf dieses Krieges von dem Verf. dargestellt; das Erdbeben nach Dio erzählt; die Feldzüge aller einzelnen Jahre von 115—117 genau und mit Erörterung der betreffenden Münzen durchgegangen. Da gab der unglückliche Streifzug gegen die Atrener der schon länger untergrabenen Gesundheit des nur zu kühnen Kaisers den Todesstofs. Plötzlich alle Unternehmungen fahren lassend, eilt er nach Italien zurück; aber schon im cilicischen Selinus macht ein Schlagfluſs seinem Leben plötzlich ein Ende. Hiemit schliefst der erste grofse Abschnitt, die kleinere Hälfte; der andere, etwas gröfsere, behandelt die innern Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan; der erste schilderte sein Leben und seine Kriege, der zweite schildert seine Staatsverwaltung. Der zweite Theil des Buchs aber zerfällt wieder in 4 Hauptabschnitte: Politik S. 303—519, Religion S. 519—66, Kunst und Geschmack S. 566—666, Wissenschaft und Kunst unter Trajan S. 677—730. Der Abschnitt von der Politik besteht in einer einleitenden Betrachtung über den Kampf des monarchischen und polyarchischen Princips in der römischen Verfassung bis auf Trajan S. 303—333; erörtert umständlich die Frage, ob die Periode der römischen Geschichte von Nerva bis M. Aurel eine für die Menschheit glückliche genannt zu werden verdient, wobei drei Gegenstände, nemlich der Kaiser, die Corporationen der Patricier, Senatoren, Ritter, Plebs, und das Bürgerrecht besonders hervorgehoben werden, S. 333—365, und bespricht dann ausführlich und als wesentlichsten Theil Trajans Gesetzgebung S. 366—519.

Die erste Abhandlung gibt natürlich nur die Resultate der in der Literatur über diesen Gegenstand vorliegenden Forschungen; selbständige Darstellung verdrängt hier von selbst das Lob eigenthümlich neuer Forschung, da nur so es möglich wird, die geistige Kraft auf den Einen Helden zu concentriren. Dafs ohnehin bei einer solchen allgemeinen Betrachtung das Wesentlichste auf der politischen Grundansicht des Verfs. beruht, versteht sich von selbst. Wir finden in dieser Beziehung in vorliegendem Abschnitte einen zu grofsen Abstand zwischen dem Staatenleben im Alterthume und in der neuern Zeit angenommen, als habe die römische Verfassung „sich weniger nach philosophischen Grundsätzen gestaltet, wie manche Constitutionen unserer spekulativen Zeiten, sondern vielmehr allmählig, naturnothwendig, nach den Grundelementen und Ansichten alteuropäischer Völker und Zeiten gebildet," was wir schon nach dem allgemeinen Begriffe des Lebens von jeder politischen Entwickelung aller Zeiten festhalten, ob auch heut zu Tage die Fäden des dichten Gewebes dem uneingeweiheten Auge versteckt liegen. Für den Untergang der römischen Republik stimmen wir mit dem Verf. gern der geistreichen Darstellung Löbells bei, — das ungeheure Misverhältnifs der römischen Stände, nicht minder der eben so bodenlose Abstand zwischen einem republikanischen Rom und seinen monarchisch verwalteten Provinzen erscheint auch uns als erster und letzter Ruin dieses durch wunderbare Kräfte und Geister glänzenden Freistaats, ohne einen gewissen Typus, der in den Wechseln der Verfassungen eines Staats sich überall in der Weltgeschichte wiederholt, auch hier zu verkennen. August ward Alleinherrscher; nicht, meinen wir, durch Vereinigung aller verschiedenen republikanischen Gewalten, noch durch eine lex regia, sondern durch kluge Auswahl zwischen den Macht verleihenden Staatsämtern und besonnene Mäfsigung. Vergl. die inzwischen erschienene ausführliche Schrift, die der Verf. noch nicht benutzen konnte, von P. S. Frandsen: M. V. Agrippa. Eine historische Untersuchung über dessen Leben und Wirken. Altona 1836, besonders S. 35 ff. Doch wir dürfen in diesen Nebentheil des Buchs hier nicht weiter eingehen, wollen auch nicht den Verf. mit unbedeutenden Erinnerungen aufhalten, (zu S. 317, dafs imperator *regelmäfsig* ein militärischer Ehren*titel* war, das Amt dux hiefs; dafs die Belegstelle S. 319 aus Horaz zu dem dort Bemerkten ungenügend ist,) vielmehr jedem Theilnehmer unserer Studien die Lesung dieses schönen, wenn auch etwas weiter ausholenden Aufsatzes dringend empfehlen. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen von Dr. Heinrich Francke.

(Schluss.)

Eigen und mifslich ist aber die Frage, die hierauf inmitten seines Themas unserm Verf. zu beantworten stand, nemlich über das vielgepriesene Glück dieser Periode; wir nennen es eine richtige und gelungene Lösung derselben, wenn er die Lobsprüche Gibbon's, Hegewisch's und U. Becker's zu hoch findet und der römische Staat ihm nicht mehr als ein gesunder politischer Körper erscheint, wie Hegewisch sich ausdrückte, sondern „eher als ein angehender, noch die Mannskraft fühlender Greis, dessen graues Haupt nach einer thatenvollen stürmischen und genufsreichen Jugend, des Besitzes gewifs, auf den errungenen Lorbeeren des Ruhmes ruhet, aber die Erschöpfung der früheren Ueberkraft verräth; dessen Organismus, durch schwere Arbeiten und Krankheiten zerstört, der allmähligen Auflösung entgegengeht, und nur durch die Kunst des Arztes aufrecht erhalten werden kann; dessen Rückblick auf die durchlaufene Bahn nicht immer mit heitern, sondern oft reuigen Gefühlen verbunden ist, weil viel unrecht Gut auf seiner Seele lastet, und der Glanz des Ruhms oft auf Kosten der innern Ruhe erworben wurde; der zwar auf der höchsten Stufe einer wissenschaftlichen und Kunstbildung steht, wie sie ein nur das Aeufsere und den Schein suchender Weltmann schätzt, aber durch sie auch den Glauben an das Ewige und allein Wahre ausser sich und in sich verloren hat." S. 365. Aber er ist auch ein gerechter Beurtheiler dieser Zeit, wie so manche seiner Ansichten klar darthun. „Der durch die Toleranz erleichterte Welthandel und Geistesverkehr dreier Welttheile, welche das Mittelmeer umschlossen, ist freilich eine Lichtseite jener sonst nicht so unbedingt glücklichsten Epoche der Menschheit; aber auch die Ursache der kalten kosmopolitischen Gesinnung so vieler Menschen, welche Vaterland, den Glauben der Väter, Muttersprache und jede Volksthümlichkeit verloren hatten." S. 349. Je mehr bei solchen Fragen ein allgemeines Raisonnement leicht zu einem hohlen, inhaltsleeren Gerede wird; destomehr loben wir den Verf., dafs er sich dessen gänzlich enthaltend gründlich auf das Einzelne eingegangen ist, selbst auf die Gefahr hin, dafs er einzelnen Lesern hierin zu weit gegangen zu sein scheinen sollte. Wir empfehlen diesen Abschnitt ganz besonders jüngeren Lesern, die daraus eine klare und umfassende Uebersicht gewinnen und vielfache Belehrung schöpfen werden. Wir bemerken nur noch, ergänzend und berichtigend, einige Kleinigkeiten. Die S. 319 angegebene Zahl 8—120000 Sesterzien hat durch Druckversehn eine Null zu viel; Sueton. Aug. 41. S. 321 war bestimmter zu erwähnen, dafs August im September und Oktober Ferien einsetzte (res prolatae), während deren nur ein durch's Loos gewählter Ausschufs zusammen kam (Suet. Aug. 38.) S. 337 ist vergessen, dafs in der hier besonders wichtigen Kaiserzeit eigene Triumviri senatui legendo die Wahl besorgten, (das. 37) und dafs die lunula vielfach von Elfenbein war; ebenso p. 338, dafs eigentlich Antonius und Lepidus es waren, (Cic. Philipp. XIII, 13. Dio Cass. 48, 34.) die mit den Orcini die Zahl auf 1000 brachten. Wir meinen auch, dafs der Verf. S. 344 f. den Senat, der doch eigentlich reines Staatsorgan und höchster Träger des Volkswillens war, als „ein Regierungscollegium, welches in dieser Hinsicht aufser der päpstlichen Curie in der ganzen Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat," nicht ganz genau und richtig bezeichnet hat; wir bezweifeln die Abordnung von jedes Mal 10 (?) Männern in die überwundenen Provinzen und das Geschäft der Legaten als Richter. Wir legen hierauf natürlich kein Gewicht und verweisen nur noch gleich auf den nächst-

berechtigen, über den zweiten Theil seiner Arbeit ein fast durchaus ungünstiges Urtheil um so weniger zurückzuhalten, als die Strenge, mit welcher er die grofsartigen Leistungen Immanuel Bekker's hinsichtlich der Genauigkeit in der Sammlung des kritischen Apparats keineswegs nach ihrem ganzen Werthe beurtheilt, nothwendig unsere Ansprüche an seine eigenen Leistungen steigern mufs.

In der Vorrede (von S. CLXXII — S. CLXXXI) giebt Hr. St. Hilaire ausführlichen Bericht über seine, für diese neue Textesrecension benutzten, kritischen Hülfsmittel. Der griechischen Handschriften der grofsen Bibliothek zu Paris, welche er selbständig verglichen zu haben versichert, sind *eilf*: nämlich Nr. 1857. 1858. 2023. 2025. 2026. 161. 963. 1932. 2041. 2042. 2043. Diese Zahl nimmt sich dem Anschein nach stattlich genug aus, allein auch *nur* dem Anschein nach, denn von den *fünf* letzten meldet Hr. St. Hilaire selbst, dafs sie sehr jung, aus dem Ende des XV. oder gar aus dem Anfange des XVI. sind, nur Fetzen und Bruchstücke des Ganzen enthalten und kaum eine Vergleichung verdienten. N. 1858. ist gleichfalls unvollständig und beginnt erst gegen die Mitte des fünften *) Buchs (V, cp. 5. §. 7.); die vorhergehenden Blätter sind zerrissen. *Uebrigens ist es ein offenbarer Irrthum, wenn Hr. St. Hilaire sagt, dafs dieser Codex vollständig (entièrement) von Bekker verglichen sei*; es finden sich dort vielmehr nur etwa ein halbes Dutzend Varianten aus demselben angeführt, und diese alle auf einer Seite (p. 1396 Bekk.). Auch widerspricht sich hierin Hr. St. Hilaire geradezu selbst, S. CXVI vergl. mit S. CLXXIII, wenn gleich er an beiden Stellen unrichtiges sagt. Wohl aber giebt schon Göttling die meisten Varianten dieser Handschrift nach Hase's Vergleichung. Sie ist übrigens auf Pergamentpapier geschrieben, gehört dem XVI. Jahrhundert an, und ist, da sie allein von allen Handschriften eine Kapitelabtheilung hat, vielleicht selbst erst nach einem

*) Es versteht sich von selbst, dafs die Citate der Bücher in dieser Recension sich immer auf die *alte* auch von dem Unterzeichneten in seiner Ausgabe beibehaltene, Anordnung beziehen.

halten Drucke verfertigt. Die Handschrift N. 1857. ist zu Rom von der Hand eines kretischen Geistlichen Johannes Rosos im J. 1492. ebenfalls auf Pergamentpapier geschrieben, und umfafst die Politik und Oekonomik. Die Schrift ist sehr lesbar, über der Abschreiber selbst scheint sehr unwissend gewesen zu sein. Der Itacismus findet sich häufig. Von der Handschrift N. 2023. hat bereits Göttling, welcher davon eine sehr genaue Collation mittheilte, die nöthigen Notizen gegeben (Praef. ad Polit. p. XXVIII und ad Oeconom. p. XXV.). N. 2025. auf Pergament enthält die Politik, Oekonomik und Magna Moralia, ist aus dem XV. Jahrhundert, sauber geschrieben. N. 2026, die älteste aller Pariser Handschriften der Politik, ist aus dem XIV. Jahrhundert, der erste Theil von einer andern Hand geschrieben als der letzte. — N. C. 161. in 4to stammt aus dem Kloster auf dem Berge Athos. Zu Anfang und Ende der Handschrift, welche aufser der Politik noch andere Aristotelische Werke enthält, liest man die Notiz: βιβλίον τῆς ἁγίας λαύρας τοῦ ἁγίου Ἀθανασίου τῶν κατηχουμένων. Sie ist auf Seidenpapier zu Ende des XIV. oder zu Anf. des XV. geschrieben *).

*) Zur Vervollständigung der Notizen über die griechischen und lateinischen Handschriften der Aristotelischen Politik, welche sich in Frankreich befinden, giebt S. CLXXX Hr. St. Hilaire noch einen Bericht über die in den Provinzialbibliotheken vorfindlichen Codices nach Gustav Haenel's bekanntem Werke (Catalogi libror. manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae, Belgii, Britanniae, Hispaniae, Lusitaniae asservantur Lipsi. 1830.). Dabei ist die Art, wie er dieses verdienstlichen in seiner Art einzigen Werkes gedenkt, ebenso ehrenvoll für den Deutschen als bezeichnend für das Nationalgefühl des Franzosen. Mgr. Haenel nous a rendu (heifst es a. d. g. St.) l'immense service de nous révéler le premier les richesses de nos bibliothèques départementales. *Il est triste que ce soit à un étranger, que nous devions avoir cette obligation.* Für die Besitzer des Haenelschen Werks hier nur noch die Berichtigung: dafs der Codex Nr. 623. der Bibliothek von St. Omer nach der Mittheilung des gelehrten Herrn Piers, Conservators jener Anstalt, nicht eine *Uebersetzung* der Politik (wie Haenel angiebt) sondern einen aus dem Arabischen übersetzten Kommentar zur Ethik enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Politique d'Aristote traduite en français d'après le texte collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire.

(Fortsetzung.)

Dies sind die Notizen, welche St. Hilaire von seinen Handschriften giebt. Da nun aber die Nummern: 2023. C. 161. 2026. 2025. u. 1858. bereits von Göttling (Paris. 1. 2. 3. 4. 5. nach Göttlings Bezeichnung) oder vielmehr von Hase für Göttling, N. C. 161. (P. 2. bei Göttling, J. bei Bekker) auch von Bekker, verglichen sind, so ergiebt sich daraus, dafs Hr. St. Hilaire mit Ausnahme jener unbedeutenden handschriftlichen Bruchstücke (N. 963. 1932. 2041. 2042. 2048) eigentlich nur einen einzigen Codex nämlich N. 1857. *neu* verglichen hat. Und da er ferner an *keiner einzigen Stelle* Gelegenheit nimmt, die Collationen seiner Vorgänger Hase und Bekker zu berichtigen, so befindet man sich überall da, wo seine Angaben über jene fünf genannten Pariser Handschriften (N. 2023. = P. 1; C. 161 = P. 2 = J.; 2026 = P. 3; 2025 = P. 4.; 1858 = P. 5.) von denen seiner Vorgänger Göttling und Bekker abweichen, in der unangenehmen Verlegenheit, nicht zu wissen, wer denn nun eigentlich richtig gesehn und gelesen habe, Hr. Hase oder Bekker, oder St. Hilaire. Und da nun in einem solchen Falle ein Schlufs von dem Bekannten auf das Unbekannte nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig wird, so mufs die offenbare Ungenauigkeit, mit welcher Hr. St. Hilaire in der Mittheilung der aus seinen Vorgängern (wie er behauptet, vollständig) entnommenen Varianten, und vor allem in der Angabe der Discrepanzen des Bekkerschen und Göttlingschen Textes, und die Flüchtigkeit und Taktlosigkeit, mit welcher er in andern Dingen dieser Art verfahren ist, die Entscheidung jener obigen Frage fast durchaus zu seinem Nachtheile ausfallen lassen. Die nähern Belege sollen davon demnächst gegeben werden.

Von lateinischen Uebersetzungen besitzt die grofse Bibliothek zu Paris *acht* Handschriften (N. 6307. 6310. 6316. 6317. 6457. 6458. 6581. und 7695 A.) Die älteste von allen ist N. 6457., sie enthält die Commentare von Albertus Magnus und St. Thomas, welcher letztere nach einer Schlufsnote dem Peter von Auvergne beigelegt ist. Die allein kritisch werthvolle lateinische Uebersetzung des Predigermönchs Wilhelm von Moerbecke aus Brabant ist unvollständig (nur die zwei ersten Bücher) in N. 6458, vollständig dagegen in N. 6307. u. 7695 A. enthalten. Die übrigen Handschriften geben die Uebersetzung des Leonardus Aretinus. Von besonderer Wichtigkeit ist endlich noch eine Handschrift der Uebersetzung des Wilhelm v. Moerbecke (bibliothèque de l'Arsenal no. 19. Sciences et Arts) aus dem XIII. Jahrhundert, welche die Ethik, Politik, Oekonomik und Rhetorik umfafst, durch eine zu Anfang der Politik befindliche Bemerkung, zufolge welcher die alte Uebersetzung derselben (Vet. interpr. Vet. translat.) ausdrücklich dem Wilhelm von Moerbecke vindicirt, und diese antiquarische Streitfrage also erledigt wird. Sie lautet: Incipit liber Aristotelis Politicorum, a fratre Guilielmo, ordinis Praedicatorum, de graeco in latinum translatus, und wiederholt sich am Schlufs: Hue usque transtulit immediate de graeco in latinum frater Guilielmus, de ordine fratrum Praedicatorum. Residuum autem huius operis in graeco nondum invenit. (Der letzte Zusatz findet sich bekanntlich in den meisten lateinischen Handschriften der Politik, S. Jourdain, S. 190 der deutsch. Uebersetzung). Eine Vignette zu Anfange der Uebersetzung giebt das Bildnifs des Uebersetzers.

Welche von diesen Handschriften nun Hr. St. Hilaire genau verglichen habe, sagt er nirgends, nur dafs er sie alle durchlaufen (que j'ai tous parcourus). Diefs

will wenig sagen, und in der That sind die Abweichungen von Schneider's und Victorius Angaben hier so gering, dagegen die Zahl der Auslassungen so bedeutend, dafs auch hier keine wesentliche kritische Bereicherung angenommen werden kann. Auch die handschriftlichen Varianten der älteren Editoren und Commentatoren hat Hr. St. Hilaire seinem kritischen Apparate einverleibt. Er nennt hier: „*un* manuscrit de Sepulveda, *un* de Camerarius, *un* de Pierre Veltorio". Dies ist augenscheinlich unrichtig. Denn wenn gleich Sepulveda nur sehr unbestimmt von Codici*bus* emendatioribus im Plural spricht, so ist es doch von Victorius entschieden gewifs, dafs er nicht *eine* sondern *mehrere* Handschriften bei seiner gröfseren Ausgabe verglich. Hr. St. Hilaire kann den Victorius gar nicht gelesen haben, wenn er nur von *einer* Handschrift desselben zu reden weifs. An unzähligen Stellen finden sich in seinem Commentare (ja schon in der Vorrede) Anführungen wie folgende: *omnes libri mscpti* (m. sehe meinen Commentar zu III, 2, 10. III, 12, 9. I, 2, 4. I, 2, 9. I, 4, 2. II, 1, 6. II, 1, 18. II, 5 in. III, 2, 1. II, 8, 7. III, 1, 3.); *unus* codex ms. III, extr. (p. 286) III, 5, 7., vidi *librum* calamo exaratum (p. 132 p. 209), dissentiunt *scripti libri* ab excusis (p. 204). Codices aliquot (= Qb Vb bei Bekker) ad IV, 9, 5. Ja selbst von der alten lateinischen Uebersetzung hat er *mehrere* handschriftliche Exemplare, wenigstens zwei, benutzt, wie er selbst sagt ad VII, 7, 3. (p. 530 Zwing.).

Endlich hat Hr. St. Hilaire die gesammten handschriftlichen Varianten aus Bekkers kritischem Apparate in den seinen mit hinübergenommen. Von den ersteren soweit sie nicht aus Pariser, sondern aus Handschriften der venet. und florentinischen Bibliothek gezogen sind, ist er überzeugt, dafs Bekker sie nicht vollständig gegeben habe: On pourrait croire (sagt er S. CXVI) aussi, que les manuscrits italiens n'auront pas été examinés aussi exactement, qu'ils pouvaient l'être. Il semble evident d'après les variantes, qu'aucun d'eux n'a été collationné dans son entier; après quelques citations, le manuscrit, dont elles sont tirées, ne reparaît plus, et cesse d'être mentionné jusque à la fin de l'ouvrage. Il est du reste fort possible, que ces manuscrits eux-mêmes fussent mutilés, ce qui expliquerait ces lacunes et ces intermittences de citation. Auch er hofft, wie wir in Deutschland, über alles dieses „les éclaircissements de tout genre" in dem Schlufsbande. Wir wollen wünschen, dafs diese Hoffnung nicht zu Schanden werde, wiewohl sie bei der jetzigen Stellung der Verhältnisse des Mannes, von dem die Erfüllung abhängt, in bedeutende Ferne gerückt zu sein scheint.

Von den Handschriften gehn wir zu den alten Ausgaben über. Hier gesteht der Herausgeber: selbst nur die Aldina I (princeps) und die Sylburgiana verglichen; die Varianten der übrigen alten Ausgaben aber aus Sylburg's, Schneider's und Göttling's Kommentaren entnommen zu haben. Hier also ist so gut wie nichts Neues von ihm geleistet. Denn die Aldina I war schon von Göttling höchst sorgfältig verglichen, und im Betreff der übrigen sind nur die alten Ungenauigkeiten in den Angaben, wie sie sich aus Sylburg's Noten auf die der neueren Herausgeber vererbt haben, weiter fortgepflanzt. Wenn daher der Verf. am Schlusse der Aufzählung seiner kritischen Hülfsmittel etwas pomphaft sagt: je cite donc dans les variantes *vingt cinq* manuscrits, j'en ai personellement collationné *onze*, dont *six* importants, je cite *treize* éditions, dont j'ai moi-même collationné les plus remarquables, so haben wir im Betreff der Handschriften schon gesehn, wie wenig des Neuen hier eigentlich von dem Herausgeber geboten wird; was aber die Ausgaben anlangt, so ist kaum zu begreifen, wie er jenen Ausspruch niederschreiben konnte, wenn man bedenkt, dafs er grade *die* Ausgaben unberücksichtigt gelassen, aus denen, wie aus der dritten Basler, der zweiten Victoriana, anderer zu geschweigen, noch etwas Neues zu gewinnen war. Dieser Arbeit durfte sich aber Hr. St. Hl. um so weniger entziehen, je bestimmter seine Absicht heraustritt, in seiner Ausgabe eine *vollständige* Sammlung des kritischen Apparats zu geben. Zu dieser Vollständigkeit gehörte denn auch die genaue Angabe der Abweichungen der vier letzten Ausgaben von Schneider, Corai, Göttling und namentlich Bekker. Auch versichert Hr. St. Hil. sie verglichen zu haben. Aber auch hier sieht man sich, sobald man auf Genauigkeit und Vollständigkeit rechnet, auf das empfindlichste getäuscht und sucht an hundert Stellen vergeblich nach der Angabe dessen, was der eine oder der andere der genannten Herausgeber (was namentlich bei Göttling und Bekker von besonderer Wichtigkeit ist) in seinen Text aufgenommen hat.

Rechnet man nun hierzu die unzähligen Stellen, wo Varianten aller Art theils geradezu falsch angegeben, theils durch Flüchtigkeit und Unkenntniss der Bekkerschen Abkürzungsmanier falsch bezogen, oder ganz ausgelassen sind; ferner eine Menge anderer, wo geradezu blos die Gewähr der aufgenommenen Lesart mit „ex Codd. x. y. z." angegeben, der Vulgata aber, oder der sonst abweichenden Lesart mit keiner Sylbe gedacht ist, und andere dergleichen Dinge, von denen streng wörtlich genommen *jede* Seite des Buchs Beläge liefern kann, so wird man das Urtheil gewiss nicht hart oder ungerecht finden, *dass diese Sammlung des kritischen Apparats, und die Ausgabe selbst in kritischer Hinsicht durchaus werthlos, und das einzige Gute in einigen wenigen durch die noch vorhandenen Handschriften gebotenen neuen Lesarten, oder solchen Varianten, die eine gute Lesart bestätigen, zu finden sei.* Und wollte man das in dieser Hinsicht Nennenswerthe ausziehen, so würden sich damit höchstens ein Paar Seiten füllen lassen, die Referent dem auch seiner Ausgabe als Anhang beizugeben gedenkt. Schon der Umstand mag den kritischen Standpunkt des Herausgebers bezeichnen, dass er statt *entweder* die Recension des Demetrius Chalcondyles in der Aldina princeps, oder die Bekkersche Textgestaltung seiner Ausgabe zu Grunde zu legen, dazu die — von ihm sehr gepriesene Tauchnitzische Ausgabe ausersehen hat.

Wir wollen unsere Leser nicht mit einem langen Sündenregister behelligen, müssen aber doch zur Bewährung unseres Urtheils wenigstens ein paar Beispiele beibringen, und wählen dazu gleich den Anfang des Werks. Hier ist ominös genug gleich die *erste* Note ein Fehler. Im Text steht (I, cp. 1. §. 1.) *πασῶν κυριωτάτη*. Dazu die Note: „*πασῶν κυριωτάτη* 2023 Ml. 105." Man muss schon den Göttling und Bekker aufschlagen, um zu sehen, dass die Abweichung der genannten Codd. in der Umstellung der Worte (*κυρ. πασῶν*) beruht. An Varianten sind in diesem einen und einem Theil des folgenden Kapitels ausgelassen I) *handschriftliche* sieben. Jb I, cp. 1, §. 2.; Parisin. 1. (2023) I, 2, 1.; Q.Mb.Tb. I, 1, 8 extr.; Sb I, 1, 9.; P3. I, 1, 12.; Sb Tb I, 2, 1.; Jb I, 2, 14. Sb. I, 2, 14. Dazu vier Varianten des Codex Tb. im dritten Kapitel (I, 3, §. 1. §. 2. §. 13. §. 14.) macht *eilf*. II) Lesarten von Ausgaben allein im ersten Kapitel: *Zwei* der Aldia I., *zwei* der Aldina II., *sieben* der Basil. 2. (sie wird im ganzen Kapitel nur einmal, und im ganzen Werke vielleicht ein dutzendmal angeführt), *acht* der Basil. 3., *vierzehn* und darüber der Victoriana 2. Lamb. Sylburg. Lutet. Gifan. Zwinger. Sepulveda; *sechs* der Göttlingschen, *fünf* der Schneiderschen, *zwei* der Coraischen und *drei* der Bekkerschen Ausgaben; dazu *fünf* ausgelassene Varianten der Vet. transl., macht in Summa über 50, schreibe funfzig Auslassungen, ohne die handschriftlichen, in kaum zwei Kapiteln! Aber dies ist noch lange nicht Alles; im demselben ersten und zweiten Kapitel finden sich noch folgende andere Proben der Genauigkeit des französ. Herausgebers. I, cp. 1, §. 6. heisst es: „*ὁμωνύμων*. Sip 1857" u. s. w. Nun was haben denn die andern Handschriften und die Ausgaben *alle* vor Hrn. St. Hilaire? Wer das wissen will muss sie selbst fragen, Hr. St. Hil. sagt es nicht. Dies ist ein Fall der nur zu häufig wiederkehrt, und schon allein hinreichend wäre die Ausgabe kritisch unbrauchbar zu machen (s. I, 2, 16 I, 3, 6. I, 3, 3. III, 1, 14. II, 5, 3. II, 2, 6. III, 7, 12. III, 5, 12. IV, 7, 5. u. a. m.). Ferner I, cp. 1. §. 8. heisst es: „*ἢ* et postea *βέλτιστον* omittunt Ma. 200 213. U. 46" (beiläufig sei bemerkt, dass Hr. St. Hilaire sich nicht der Bekkerschen Buchstaben zur Bezeichnung der Handschriften bedient, sondern dieselben durch ihre Nummern mit vorgesetzten Anfangsbuchstaben der Bibliothek, zu der sie gehören, anführt). Auch diese Bemerkung ist falsch. Denn nach Bekker fehlt in jenen drei Handschriften *der ganze Satz*: *ἡ δ' αὐτάρκεια τέλος καὶ βέλτιστον*. Dieser Art von Irrthümern, welche aus Unkenntniss der Bekkerschen Zeichen entstanden, ist gleichfalls eine grosse Menge. Weiter Kap. 1. §. 4. ist nicht *ἀρχήν* sondern *ἄρχειν* die Lesart der Bekkerschen Handschrift Tb. Dies mag ein Druckfehler sein, aber an solchen ist auch wieder diese Ausgabe unverantwortlich reich, und zwar enthält namentlich das Variantenverzeichniss eine solche Menge derselben, dass ich nur deshalb eine Aufzählung derselben für überflüssig halte, da schon nach dem bisher Bemerkten in Deutschland schwerlich Jemand diese Ausgabe als kritische Gewähr anzuführen geneigt sein möchte. *) — §. 8. hat Hr. St. Hil. stillschweigend

*) Hier nur ein Paar Beisp. S. 16. steht Cod. 206 statt: 2026. — S. 16 fehlt omitt. vor Ma 213. S. 24 steht in der Note

edirt: ὡς ἄτος μὲν εἶναι γαμέμενη οὖν, da doch Bekker ebenfalls stillschweigend das μέν vor εἶναι gestrichen und hinter γαμέμενη gestellt und die Victoriana es an beiden Stellen hat (s. meine Note zu der Stelle p. 6). — §. 9. ist vergessen anzugeben, dafs an der Stelle von ἄνυξ ἄν die drei Bekk. Codd. eine *Lücke* haben. — Ebendaselbst ist die Variante ὅσπερ in B.'s Handschrift Sb. falsch auf das *letzte* ὥσπερ bezogen, da sie doch zu dem ersteren gehört. Ebendaselbst wird für die Lesart τοῦ ἔχειν αἰσθάνεσθαι Ald. 1. als Gewähr angeführt, während diese doch vielmehr die v. St. Hil. aufgenommene Lesart ὥστε αἰσθάνεσθαι hat. §. 11. hat B.'s Handschrift nicht τί sondern εἴ τι. Cap. II, §. 1. soll in Bekk. Ausgabe der Satz πρῶτα γὰρ πόλις ἐξ οἰκιῶν σύγκειται fehlen, er steht aber da. Ebendas. wird für ἀναγκαῖον blofs Bekk. angeführt und doch fand dieser die Vulgata ἀνάγκη nur in zwei seiner Handschriften. Ebendas. heifst es: „συνίστασαι οἰκία om. L 81, 21. U 46." Schlägt man Bekker's Ausgabe nach, so findet man, dafs jene beiden Codd. (Sb. Tb.) vielmehr zwanzig Worte, einen ganzen Satz von *zwanzig* Worten auslassen!! Ebendas. §. 2. fehlen auch die Worte καὶ τρίτον τεκνοποιητική (Hr. St. Hil. edirt freilich stillschweigend ἡ nach τρίτον) in Aldin. 1. und nicht blofs die nächst vorhergehenden. Ebendas. §. 7. mufs es statt εἰ pr. C. 161. heifsen εἰ pr. Ma 213.; ferner läfst daselbst §. 8. das von St. Hil. aufgenommene καὶ vor ἀρχομένων auch Bekker mit allen Handschr. aus. §. 9. steht zwar ἄψυχος in Schneiders Texte aber gegen den Willen desselben (s. Schneid. Comment. p. 22), dagegen hat καὶ γὰρ καί nicht nur Corai sondern auch Schneider.

Seite 26. (cp. 2. §. 7—13.) sind von 9 Varianten die Hälfte total falsch angegeben. z. B. Codex Sb hat *nicht* τῷ sondern nur τῶ ohne Jota subscr. — die Note „βέλτιον pro βλαβερόν. Ma 213." gehört gar nicht zu βλάβεσθαι §. 11. wohin sie St. Hil. bezieht, sondern zu den Worten πᾶσι βέλτιστον §. 12. wovelbst jener Codex die Worte umgestellt βέλτιστον πᾶσι giebt. In §. 13. läfst der Cod. Sb. nicht blofs die von Hrn. St. Hilaire angegebenen Worte aus, sondern viel mehr. Endlich die Note: „διαφέρεται δέ. Sie. C. 161. Com. cod. Sgld. Schn. Cor. Bekk." ist wieder total unverständlich, denn wenn jene und Hr. St. Hil. Sie lesen, *wie* lesen denn die andern? Aber sie ist auch falsch und ungenau, wie man aus der Vergleichung meiner Note (ad I, 2, 13. p. 10) sehen kann. — §. 14. in der Note zu πολεῖ fehlt prim. von B. 161. Ferner haben πολεῖν nicht *nur* die dort von Hrn. St. Hil. angegebnen Autoritäten, sondern auch Basil. 3. Victor. Zwing. Lut. Schn. und Bekker mit einem Theile seiner Handschriften. Endlich schreibt Hr. St. Hil. im Texte dieses §. 14. τῶν ἐλευθέρων und bemerkt dazu: „τῶν om. C. 161." Aber 1) mufste er sagen, dafs τῶν in keiner *alten* Ausgabe, 2) dafs es überhaupt nur in Göttling's Ausgabe steht, der es aber in seiner Adnotatio wieder gestrichen hat; 3) dafs es auch in allen Bekker'schen Codd. fehlt und 4) dafs jener citirte Pariser Codex C. 161. nach Bekker und Hase's übereinstimmender Angabe ἐλευθέρων mit darübergeschriebenem ἐλευθέρως hat!

S. 30 §. 16. ist wieder die Hälfte der Varianten falsch und unrichtig. Z. B. 1) die Note: „καὶ κατὰ 2025 Ald." etc. gehört *nicht* zu den Textworten ὅτι δὲ καί, sondern zu den Worten ἔστι γὰρ τοῦ γε κατὰ φύσιν. 2) καὶ vor κατὰ hat *auch* Bekker aus allen seinen Handschr. (mit Ausnahme einer einzigen). 3) dafs es hinzu gefügt werden müsse bemerkt schon Reiske. 4) Hrn. St. Hilaire's Codex 2025 hat nicht καὶ κατά sondern: καὶ κατα. — Ebendaselbst edirt Hr. St. Hilaire τοῦτο δέ und führt für τοῦτο δή nur Göttling's Autorität an. Er hat aber seine eignen Handschriften nicht genau angesehen: denn δή steht in P 1. (2023.); er hat auch die Aldina nicht eingesehn: denn δή steht in Ald. 1. und 2., und endlich hat er Bekker's Ausgabe nicht eines Blicks gewürdigt: denn auch hier steht δή und zwar durch alle Bekkerschen Handschriften (bis auf eine) bestätigt.

(Der Beschlufs folgt.)

βέλτιστα st. βελτίονα. S. 26 Note steht τῷ statt τῶ ohne Jota subscr., S. 26 διαχεῖται statt διάκειται. S. 30 steht δίκαιον ἐστι (sic.) statt δίκαιόν ἐστι. S. 34 ἀξίωσιν. S. 40 Note f. steht ἡ statt ἢ. S. 38 Note b. fehlt Göttl. hinter A. 1. 2. — S. 64 steht Note g. τυχῆς st. τόχης u. s. w. Der falschgesetzten Spiritus und Accente in den krit. Noten sind unzählige.

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Politique d'Aristote traduite en français d'après le texte collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire.

(Schluſs).

S. 32 (I. cp. 2, §. 17.) soll Schneider *αὖ* für *αὐτό* haben, er hat aber die Vulgata; — was ebendaselbst §. 18. als Lesart der Koraischen Ausgabe aufgeführt wird *δίκαιον εἶναι τὸν πόλεμον*, ist nur eine von Kor. in den Noten mitgetheilte Coniectur. §. 19. ist die Lesart des Cod. Paris. 1. (2023) unvollständig angegeben. In demselben steht nämlich im Texte zwar *ἐξ ἀρχῆς*, aber in marg. *ἀπανταχοῦ*. Ebendaselbst edirt Hr. St. Hil. *καὶ ἡ Θεοδέκτου* und bemerkt dazu: „*καὶ* ante *ἡ* om. M. 200 L. 81. 21. U. 46. Bekk." Dies sind drei Bekkersche Codices, deren Varianten Hr. St. Hil. doch *nur* eben aus Bekker entnehmen konnte. Aber hier muſs er seine eignen Grillen gefangen haben, denn Bekker, der *καί* streicht, sagt vielmehr *nur*, daſs *καί* in *einer* seiner Handschriften Mᵇ (= Ma. 213) stehe. Dieselbe Handschrift hat dort ferner nicht *ἐκγόνων*, wie Hr. St. Hil. angiebt, sondern *ἐκ γόνων*. und *ἐκγόνων* steht (nach Göttl.) wieder nicht im Paris. 2025 sondern im Paris. 2026. Aber wie schon bemerkt, so oft auch Hr. St. Hil. in seinen Angaben über die Lesarten seiner Pariser Handschriften von den Aussagen Göttling's oder Bekker's abweicht, und das geschieht oft genug, *nie* findet sich eine Bemerkung, daſs seine Vorgänger sich versehen hätten. Er wird uns also erlauben, nach solchen Proben seiner Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit, selbst in Dingen wo er nur schon gedrucktes abzuschreiben hatte, seinen Vorgängern in einem Kollisionsfalle jedesmal gegen ihn Recht zu geben. In demselben §. hat für *ἀνθρώπου* nicht bloſs Koraïs *ἀνθρώπων* sondern auch alle drei Basler Ausgaben so wie der Leipziger Codex, und Reiske empfahl es. S. 20 und 21 sind die unter *b.* und *g.* gegebnen Abweichungen der Koraischen Ausgabe falsch. Korai hat, wie Hr. St. Hil., die Vulgata. Ebendaselbst fehlt unter den Büchern, die *τό* vor *δεσπόζειν* auslassen, noch Ald. 1. 2. und Basil 2. 3.

Sollen wir diese Spreu- und Kehrichtsammlung noch weiter fortsetzen? ich glaube nicht. Das Gegebne wird wohl hinreichen unsere Leser zu überzeugen, daſs die Arbeit Hrn. St. Hilaire's in kritischer Hinsicht durchaus werthlos und unbrauchbar ist, und unsern Worten Glauben zu verschaffen, wenn wir versichern, daſs, wie diese, *noch keineswegs genau und erschöpfend durchgemusterten*, ersten zwei Kapitel, so auch alle übrigen Theile des kritischen Apparats von Fehlern wimmeln, und daſs man wörtlich in keinem einzigen §. sich darauf verlassen kann, den kritischen Thatbestand der abweichenden Lesarten auch nur einigermaſsen vollständig vor sich zu haben. Ja selbst bei den allerschwierigsten kritischen Stellen, an Stellen, wo selbst Bekker von der Autorität aller seiner Handschriften abweichen zu müssen glaubte, wie II, cp. 1, §. 2., wo er *εἰς ὁ τῆς* (wie auch Hr. St. Hil.) aufgenommen hat, *erfahren* wir bei Hrn. St. Hil. gar nicht einmal, *daſs ἰσότης*, wofür er allein Göttling's Text anführt, *die Lesart aller von Bekker, Göttling u. a. Herausgebern* verglichener griechischer *Handschriften*, also auch der Pariser doch von Hrn. St. Hilaire benutzten Codd. ist, und doch erinnern wieder die hier und da vereinzelt angemerkten Varianten der *geringfügigsten* Dinge, wie *οὐδέν* pro *οὐθέν* oder *γίνομαι* pro *γίγνομαι*, an ein gerechtes Wort, das Trendelenburg (Praefat. ad Arist. de Anima p. XXXII) über eine solche trügerische diligentia ausgesprochen hat. Kann bei solcher bodenlosen Leichtfertigkeit wohl noch von Kritik des Textes bei Hrn. St. Hil. die Rede sein? das glaube wer mag. Wir begnügen uns hier seine kritischen Grundsätze, wie er sie selbst p. CLXXXI

der Vorrede darlegt, mitzutheilen. Le premier des principes qui m'ont guidé dans mon travail, c'est un *respect absolu* pour les textes. J'ai été assez heureux pour trouver dans les manuscrits toutes les ressources dont je pouvais avoir besoin. Je n'ai pas admis un seul des changements hasardeux faits ou proposés par Schneider et Corai. Ma plus grande hardiesse a été de considérer comme manuscrit et par consequent comme autorité irrécusable la vieille traduction (das haben schon Victorius und Schneider gethan, wie auch Hr. St. Hil. anerkennt; was war dabei also für hardiesse?) de Guillaume. — Pour choisir entre les variantes — je n'ai jamais consulté que les exigences de la logique. C'est ce qui fait que j'ai quelquefois préféré la leçon donné par un manuscrit unique, mais qui me semblait la seule conséquente, à la leçon appuyée sur quatre ou cinq autorités. Dans ce cas cependant j'ai redoublé d'attention, et n'ai pris parti, qu' après une longue étude du contexte.

Dafs hier noch ganz andere Fragen zu berühren, namentlich das Verhältnifs der Handschriften zu einander und zu der Vetus interpretatio auseinanderzusetzen, die Principe der neuesten Herausgeber zu charakterisiren waren, wollen wir gar nicht erwähnen; überhaupt dürfte unser strenges Urtheil über die Leistung des Herausgebers als Textesrecensenten und über seinen krit. Apparat dahin zu modificiren sein, dafs seine Ausgabe, wenn auch in Deutschland und vom Standpunkte deutscher Philologie allem ausgesprochnen Tadel gerechterweise unterliegend, doch für Frankreich, *wo er keinen Vorgänger* hatte, verdienstlich zu nennen sei. Dazu kommt, dafs offenbar eine Arbeit dieser Art die erste des Verfs., er selbst also mit den Hand- und Handwerksgriffen, die dazu gehören, noch unbekannt ist. Endlich bezeichnet er diese seine Arbeit selbst nur als einen verlornen Posten, einen Vorläufer (une faible partie, le préliminaire) de travaux beaucoup plus vastes, et je puis dire, beaucoup plus graves. Sollen aber diese travaux beaucoup plus vastes et graves, dieses oeuvre considerable etwa eine kritische Bearbeitung des *ganzen* Aristoteles in dieser Weise sein (der Verf. sagt es nämlich nicht), so würden wir ihn freilich bitten, die Sache etwas weniger über das Knie zu brechen. Aber — Paris ist weit von hier, und wer weifs, ob Hr. St. Hilaire diese Zeilen je zu lesen bekommt. Geschieht es par hasard, so mag er mir verzeihen, dafs ich zum Danke für sein so freundliches Urtheil über meine Ausgabe der Politik, die er noch nicht kannte (er sagt davon: Je n'ai point d'ailleurs encore pu me procurer cet ouvrage, mais on doit y trouver certainement des recherches et des études précieuses etc.), über seine Arbeit, wenigstens über einen grofsen Theil derselben, nach genauem Studium derselben kein anerkennenderes Urtheil aussprechen konnte. Allein Hr. St. Hilaire wird gewifs auch, zumal da wir dem historischen Theile seiner Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren liefsen, in Betreff des Uebrigen das herrliche Wort des Stagiriten gelten lassen: *δόξειε δ' ἴσως ἂν βέλτιον εἶναι καὶ δεῖν ἐπί γε σωτηρίᾳ τῆς ἀληθείας καὶ τὰ οἰκεῖα ἀναιρεῖν, ἄλλως τε καὶ φιλοσόφους ὄντας.*

Adolf Stahr, in Oldenburg.

XXXVII.

Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander. Hamburg, 1837. *bei Perthes.*

Es giebt Bücher, welche losgetrennt von ihrem Urheber ihre Bedeutung für sich selber haben, so dafs jede Rücksichtnahme auf den Verf. eine Persönlichkeit im schlechten Sinne wäre: dagegen andere in der Individualität des Verfs. so fest gewurzelt sind, dafs sie nur im Zusammenhange mit seinem wohlbekannten Gemüth und Leben ihre volle Bedeutung haben. Wenn Neanders Leben Jesu Tausende, die durch das Werk von Strauſs geärgert, erschüttert, oder geängstet waren, in ihrem Glauben an den welthistorischen und weltherrschenden Christus wieder festgestellt hat, so war dieses freilich nicht möglich, wenn nicht in dem Buche selbst, da, wo Strauſs nur vernichtende Gegensätze gefunden hatte, Harmonie und höhere Einheit nachgewiesen wäre, und nicht da, wo Strauſs nur eine Mährchenwelt gesehen hatte, auf die tiefeingedrückten Spuren der Historie hingewiesen wäre: doch ist diese Ueberzeugungskraft in den blofs gebildeten Kreisen der Gesellschaft gewifs dadurch gar sehr gefördert worden, dafs man den Verf. als einen Mann kannte, der mindestens eben so gelehrt ist wie Strauſs, und nach den vorliegenden Documenten weit gelehrter; eben so offen und redlich; wenn vielleicht nicht

so scharfsinnig, doch sinniger und tiefsinniger, in der Erfahrung eines christlichen Lebens viel bewährter. Aber auch auf wissenschaftlichem Gebiete, soweit hier von der Auctorität eines Menschen die Rede sein kann, findet jene subjective Bedeutung statt. Man weiſs es von Neander, es liegt in diesem Buche eben so offen als in seiner ganzen theologischen Bahn, wie gern er festhält am altväterlichen Glauben, wie geneigt er ist zu glauben, auch an das Wunderbare, Uebernatürliche, wie nach dem bekannten, vielfach ausgesprochenen und nach einem Spruche Alexanders von Hales auch diesem Buche vorgesetzten Motto, all' sein theologisches Wissen vom Glauben ausgeht: und dennoch, dieser glaubensvolle Mann vermag es nicht gegen sein wissenschaftliches Gewissen an dem unvermittelten Buchstaben, an dem durchweg historischen Inhalte der heiligen Schrift festzuhalten. Es ist immer möglichst mild ausgesprochen, aber es ist ausgesprochen, daſs Johannes nicht geeignet gewesen sei, Objectives und Subjectives genau auseinander zu halten, daſs er sich eine Sache erst später zurechtgelegt habe, daſs er in seinem Verständnisse der Worte Jesu sich geirrt haben möge; daſs bald der eine, bald der andere Evangelist das Rechte habe; daſs der griechische Bearbeiter des Matthäus mehrmals fremdartige Züge eingemischt habe; daſs Jesus dem Pilatus nicht antworten konnte, was Lucas ihn antworten läſst; daſs überhaupt die evangelische Ueberlieferung zuweilen unwillkürlich umgebildet und getrübt sei. Selbst mythische Um- und Anbildungen werden nicht ganz in Abrede gestellt. Es wird als etwas, das sein könne, zugegeben, [S. 415] daſs die Wunder, welche Matthäus und Marcus in Nazareth geschehen lassen, „nur aus einer Voraussetzung hervorgegangen" seien. Von der Heilung des Malachias heiſst es: [S. 619] „es konnte leicht geschehen, daſs daher, weil die Heilung eines auf diese Weise Verwundeten angemessen schien, die Ueberlieferung nachher sich so ausbildete, als habe er ihn wirklich geheilt." Ueber das Zerreissen des Tempelvorhanges hält der Verf. für möglich [S. 641] „daſs unter der Voraussetzung von irgend etwas Thatsächlichem, woran sich dieses anschloſs, aus der in das Bewusstsein aufgenommenen Idee von der Eröffnung des Allerheiligsten durch Christus sich diese Erzählung herausbildete." Von den 2 Thieren, auf welchen der Herr nach Matthäus in Jerusalem einzog, ist gesagt, [S. 550] daſs diese Verdoppelung wohl nur der Stelle Zach. 9, 9. in der alexandrinischen Version nachgebildet sei. Straus hat einst hiervon gesagt, daſs das eine Thier nur im Kopfe des ersten Evangelisten mitgelaufen sei; das ist etwas grob, aber wesentlich dasselbe. Ueber manche Geschichten des Hereingreifens der jenseitigen Welt in die diesseitige, wie über sämmtliche Engelerscheinungen und über die auferstehenden Todten bei dem Tode Jesu, hat der Verf. wenigstens durch sein gänzliches Schweigen davon kein besonderes Zeugniſs seines Glaubens an sie abgelegt. Aber auch da, wo der historische Thatbestand feststeht, ist die Auslegung desselben eine vermittelte und vom wunderbaren Inhalte der evangelischen Erzählung wesentlich herabgestimmt. Jesus hat keine Dämonen ausgetrieben, sondern nur Seelenkrankheiten wunderbar geheilt. Kein Teufel ist ihm in der Wüste erschienen. Zwar versichert Hr. Dr. Neander, daſs die Versuchungsgeschichte mit dem unleugbaren Merkmale des Geschichtlichen versehen, auch eine historische Wahrheit enthalte: aber in symbolischer Form, als Parabel dessen, was Christus in seinem Herzen über die Art seines messianischen Berufs abzumachen hatte. Diese Art der Wahrheit ist doch eine ganz andere, als die von den Evangelisten geglaubte, und solche Wahrheiten räumt auch derjenige ein, der den ganzen wunderbaren Inhalt der Evangelien für einen Mythus achtet. Bei der Taufe Jesu ist kein heiliger Geist herabgekommen und keine Stimme vom Himmel: es ist alles nur eine Vision des Johannes gewesen. Zwar nimmt sie Neander als etwas Wunderbares, als eine subjective Offenbarung: aber wie Himmelweit verschieden ist doch eine solche Vision, die so schwankend, so nahe dem uns bekannten Naturzusammenhange steht, von jenem Ungeheuern, was die Synoptiker erzählen und worin die alte Orthodoxie den augenscheinlichsten Erweis der heiligen Trinität zu besitzen überzeugt war. Eben so auf dem Berge der Verklärung ist kein Moses und Elias erschienen: es ist alles nur psychologisch zu erklären, etwa aus dem Traume und halbwachen Zustande eines Apostels.

Es ist hier gar nicht davon die Rede, ob Neander mit diesen Ansichten Recht habe? aber das ist hieraus offenbar, wie schwer es jetzt einem ernst und christlich gesinnten Gelehrten sei, den durchweg historischen und göttlichen Inhalt der heiligen Schrift zu

vertheidigen, während diejenigen, welche allezeit mit ihrem Glauben fix und fertig, diese Sorgen der Wissenschaft nicht kennen, jeden Versuch der Art, sich das Widersprechende oder Wunderbare zurecht zu legen, für Vorwitz oder Antichristenthum erklären.

Neanders Werk ist nicht allein und wohl nicht einmal hauptsächlich durch den Gegensatz entstanden. Der Geschichtschreiber der Kirche mag diese Sehnsucht lange in sich bewegt haben, vom Strome emporzusteigen zum Quelle, und nachdem er von so mancher hohen christlichen Individualität ein treu ausgeführtes Bild aufgestellt hatte, auch das Urbild liebevoll darzustellen. Dennoch für jetzt ist wissenschaftlich eine Darstellung des Lebens Jesu gar nicht möglich, ohne bestimmte Rücksichtnahme auf die Straufsische Kritik, und nachdem Strauſs mit gutem Rechte behauptet hat, daſs nur derjenige ihn wahrhaft widerlege, der eine wissenschaftlich begründete, in sich einige Darstellung des Lebens Jesu von einem andern Standpunkte aus zu Stande bringe, und nachdem Neander durch sein Votum jede unwürdige Gewaltthat an dem Straufsischen Werke verhindert hat, stand es ihm wohl an, seinen wissenschaftlichen Gegensatz wider Strauſs auf diese grofsartige Weise durchzuführen. Dieser Gegensatz zieht sich durch das ganze Buch hindurch und wird am Schlusse durch ein förmliches Register Straufsischer Widerlegungen vor's Auge gestellt. Daher das Recht und Interesse, Neanders Schrift zunächst darauf anzusehen, was durch sie gegen Strauſs geleistet worden sei.

Hier befremdet vorerst sowohl der Mangel einer einleitenden und allgemeinen Untersuchung über die Bedeutung des Mythus, wovon bloſs gelegentlich in einer Note gesagt ist, [S. 27] daſs der Mythus sich nur da bilde, wo noch unbewuſste Poesie das ganze Leben beherrscht, sowie der Mangel einer Untersuchung über die historische Sicherheit der verschiedenen Evangelien, von welchen nur ebenso im Vorbeigehen gesagt wird, [S. 7] daſs der Verf. sie „nach den Grundsätzen der historischen Kritik gleich andern geschichtlichen Urkunden behandeln" werde, und daſs das Evangelium des Matthäus in der vorliegenden Form nicht von dem Apostel dieses Namens herrühre, wenn gleich eine von demselben herrührende in hebräischer Sprache verfaſste geschichtliche Zusammenstellung demselben zu Grunde liege. Die meisten Opponenten gegen Strauſs haben vielleicht zuviel Gewicht auf diese allgemeinen Untersuchungen gelegt, denn entschieden wird diese Streitsache doch erst in der Betrachtung des Inhalts der Evangelien im Einzelnen, allein gänzlich von der Aufstellung wissenschaftlicher Grundsätze und allgemeiner Bestimmungen entblöſst, haben die speciellen Untersuchungen doch etwas so Verstreutes und Unsicheres, daſs der geehrte Verf. es schwerlich wird umgehen können, in einer künftigen Auflage diese allgemeinen Untersuchungen, sei's auch nur als Resultate, nachzutragen.

Bloſs gegen die Straufsische Forderung einer gänzlichen *Voraussetzungslosigkeit* hat sich Neander in der Einleitung offen und entschieden erklärt. Wir können uns, sagt er, von den Voraussetzungen nicht frei machen, welche durch eine höhere, von dem ewigen Gesetze des Schöpfers herrührende, in der sittlichen Weltordnung begründete Nothwendigkeit unserer Natur zum Grunde liegen, und wir sollen es auch nicht wollen. Indem dieses weiter dahin bestimmt wird, daſs es auch Voraussetzungen der Willkür, des selbsterschaffnen oder überlieferten Wahnes gebe, und als die Aufgabe der Wissenschaft anerkannt wird, jene nothwendigen von diesen willkürlichen Voraussetzungen zu scheiden: so scheint auf diesem allgemeinen Gebiete ein Gegensatz wider Strauſs noch gar nicht vorhanden zu sein, denn auch dieser ist sicher nicht gemeint, unabänderliche Gesetze alles Denkens und Seins zu leugnen, wenn nur ihre Erkenntniſs und Begründung als die freie Sache der Wissenschaft anerkannt bleibt, und wiefern Strauſs nicht eine Philosophie von den letzten Gründen des Wissens und Seins, sondern für jetzt nur die Kritik einer Geschichte geschrieben hat, erscheinen jene Gesetze bei ihm auch nur unter der Form von Voraussetzungen. Näher aber als Voraussetzung, von der die Betrachtung des Lebens Jesu ausgehen müsse, setzt Neander dieses, als worauf das Wesen des christlichen Bewuſstseins ruhe, [S. 2] „daſs Jesus ist der Sohn Gottes in einem Sinne, in welchem dies von keinem Menschen ausgesagt werden kann, daſs in ihm die Quelle des göttlichen Lebens selbst in der Menschheit erschienen, daſs durch ihn die Idee der Menschheit verwirklicht worden."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander.

(Fortsetzung.)

Halten wir uns an die beiden ersten Glieder dieses Satzes, so scheint hierdurch etwas von der menschlichen Natur wesentlich Verschiedenes in Christo anerkannt, und da dieses nicht näher bestimmt wird, so ist man geneigt, um auch von einer Voraussetzung auszugehen, nehmlich von dieser, dafs Neander in den Hauptsätzen der Kirchenlehre orthodox gesinnt sei, es im Sinne des kirchlichen Dogma von der Gottheit Christi zu verstehen. Hierzu scheint auch zu passen, dafs [S. 615 f. 642] das Schwanken in der Stimmung Jesu, sein Wunsch sich zu retten, gegenüber dem freien Entschlusse seines Todes, und seine tiefe Niedergeschlagenheit bei dem sichern Bewufstsein seiner Auferstehung, dadurch erklärt wird, dafs hier das Menschliche in ihm sein Recht geltend gemacht habe im Gegensatze des Göttlichen; und so wird der Kanon aufgestellt, dafs man die verschiedenen Momente seines göttlichen und menschlichen Bewufstseins zu unterscheiden habe. Dagegen aber spricht die Behauptung, [S. 560. 340] dafs Christus von der Zukunft, wiefern sie nur durch göttliche Präscienz durchschaut werden kann, nichts wufste, als was Gott im einzelnen Moment ihm davon offenbarte, und dafs er hier gewöhnlich nur durch seine „von dem ihm einwohnenden Geiste Gottes erleuchtete Vernunft den Ruf Gottes, dem er folgte, in den Umständen erkannte," daher auch seinen Plan nach den Umständen später modificiren konnte. In diesem Sinne wird auch von der Aufnahme des Judas unter die Apostel die Meinung aufgestellt, [S. 571 f.] dafs Jesus ihn nicht gleich anfangs als einstigen Verräther durchschaute, vielmehr hoffen konnte, dem Keime des Guten in ihm durch seine Einwirkung das Uebergewicht zu verschaffen. Ueberhaupt sieht es darnach aus, als rechne es der Verf. zu den Pflichten einer pragmatischen Geschichtschreibung, ein Wissen durch die beschränkte Form des natürlichen Erfahrenhabens so oft zu behaupten, als die Evangelien es nicht ausdrücklich verneinen, wie z. B. das Benehmen Jesu gegen Zachäus durch die Bemerkung motivirt wird: [S. 539] „sei es nun, dafs Jesus schon aus einem früheren Aufenthalt in Jericho den Zachäus kannte, oder, dafs er sich damals den Mann, der ihm auffiel, von der Umgebung nennen liefs," was dann wieder durch diese Note gerechtfertigt wird: „denn in der evangelischen Erzählung wird durch nichts angedeutet, dafs er auf eine übernatürliche Weise den Namen des Mannes erfahren hätte." Hiernach scheinen wir uns an das letzte Glied des oben angeführten Satzes halten zu müssen, dafs in Christo die Idee der Menschheit verwirklicht worden sei, was doch nichts anderes ist, als die gewöhnliche und populäre Annahme, dafs sich die höchste menschliche Vollkommenheit in Christo dargestellt habe. Sollte nun dieser letzte Theil des mitgetheilten Satzes mit den beiden ersten Theilen vereinigt werden, so dürfte man vielleicht an bekannte Annahmen der neuern Religionsphilosophie denken, nach denen das vollkommen Menschliche eben die nothwendige Erscheinungsform des Göttlichen ist. Allein dieses, wie es auch sonst mit bekannten Ansichten Neanders nicht zusammenstimmen will, würde in dem ersten Gliede des angegebenen Satzes etwa diese Bestimmung fordern, dafs Jesus der Sohn Gottes in einem Sinne sei, wie diefs von keinem *andern* Menschen ausgesagt werden könne; und dieses Wort, wodurch nur eine relative Verschiedenheit Jesu von andern Menschen gesetzt worden wäre, ist doch gewifs nicht zufällig ausgelassen, während in dem gebrauchten Ausdrucke der Sohn Gottes als ein Begriff be-

zeichnet wird, der überhaupt nie von einem Menschen als solchem prädicirt werden könne. Es mufs also doch mehr im kirchlichen Sinne Göttliches und Menschliches als wesentlich verschieden, und in Christo verbunden, gemeint sein. Wie aber Neander diese Verbindung denke, und wie trotz derselben als die gewöhnliche Regel des Lebens Jesu menschliche Beschränkung im Wissen und im Handeln, darüber hat er auch nur gelegentlich dieses geäufsert [S. 348], dafs wir die Zuversicht Jesu auf etwas, das er menschlicher Weise nicht wohl wissen konnte „*aus einer Einstrahlung des ihm inwohnenden göttlichen Wesens in sein zeitliches Bewufstsein abzuleiten haben.*"

Hiernach stellt sich also Neanders Voraussetzung so dar: ein göttliches Wesen wohnt in Jesu, aber sein zeitliches Bewufstsein, oder das gewöhnliche Bewufstsein während seines zeitlichen Daseins, ist ein beschränktes, nur zuweilen durch Einstrahlungen seines göttlichen Wesens erleuchtetes. Wir müssen gestehen, dafs wir vergeblich versucht haben uns von dieser Vorstellung einen Begriff zu machen. Denn wollen wir uns irgendwie die Verbindung göttlichen und menschlichen Wesens in Christo denken, so mufs es doch wenigstens zur Einheit einer Person, zur Einheit des Bewufstseins kommen. Aber nach der gestellten Voraussetzung liegen zwei verschiedene Bewufstsein gleichsam neben einander: Jesus denkt und handelt nach seinem beschränkten menschlichen Bewufstsein, wenn es nicht zuweilen dem göttlichen Bewufstsein, das ihm doch einwohnen soll, gefällt, seine Einstrahlungen vorzunehmen. Die alte, orthodoxe Lehre, welche die Einheit der Person und die stete Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen behauptet, ist bei allen ihren Schwierigkeiten denkbarer und folgerechter. Diese kirchliche Ueberzeugung scheint jedoch auch wirklich demjenigen zu Grunde zu liegen, was später in einer Note ausgesprochen ist, [S. 592] dafs die wunderbare Voraussicht der Zukunft in Jesu deshalb nicht durch eine prophetische Vision vermittelt sein konnte, weil dem das eigenthümliche Sein Gottes in ihm entgegenstehe, „das ihn von allen denen, welchen momentane Erleuchtungen zu Theil wurden, unterscheidet, diese vollkommene Einheit zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, diese gleichmäfsige Besonnenheit des den Urquell des göttlichen Lebens in sich tragenden Geistes, diese *Continuität des göttlich-menschlichen Bewufstseins*, in der wir nicht zwischen hellen und dunklen Momenten unterscheiden dürfen." Hiermit aber müssen wir auch unsere gänzliche Rathlosigkeit darüber bekennen, wie diese beiden Sätze vereinigt werden sollen, der von den momentanen Einstrahlungen des göttlichen Bewufstseins und der von der sich immer gleichen Continuität göttlichen und menschlichen Bewufstseins, und wir möchten den verehrten Verf. wohl ersuchen, dieses scheinbar Entgegengesetzte zu vermitteln, überhaupt den Inhalt seiner Voraussetzung in einer zusammenhängenden Darstellung klar zu machen. Darin aber steht er mit der offenen Anzeige seiner Voraussetzung gewifs im Rechte, dafs jeder, der auf wissenschaftliche Weise über das Leben Jesu schreiben will, sich darüber erklären mufs, ob er eine menschliche Geschichte oder die Geschichte eines menschgewordnen Gottes zu schreiben gedenkt. Es ist gar kein Sichvertiefen in das Innere der Entwickelung oder irgend einer That Jesu möglich ohne eine solche Entscheidung. Auch Strauss hat sie für seinen Theil in der Schlufsabhandlung gegeben. Neander hat sie dahin gestellt, dafs er im Ganzen die Geschichte einer menschlichen Entwickelung schreibe, und zwar zur vollkommnen Menschheit, wobei jedoch der menschliche Zusammenhang durch einzelne Einstrahlungen des göttlichen Wesens unterbrochen werde, welches im wesentlichen doch nichts anderes zu sein scheint, als die Geschichte etwa eines Propheten, der einzelner göttlichen Offenbarungen und Gaben gewürdigt ist, denn das angenommene Einwohnen des göttlichen Wesens in Jesu, da es doch nicht eine Einheit des Bewufstseins bedeuten soll, kommt hier gar nicht in Betracht, da alles wahrhaft göttliche Wesen doch überhaupt nicht da oder dort sein kann. Aber freilich nach der andern Behauptung in der Note verhält sich dieses ganz anders, so dafs wir keineswegs recht wissen, wie wir mit ihm dran sind.

Weiter aber frägt sich, wodurch Hr. D. Neander erweise, dafs seine Voraussetzung keine schlechte, willkürliche sei? Er sagt: [S. 3] „durch ihre Zusammenstimmung mit jenen allgemeinen, von dem Wesen er menschlichen Natur unzertrennlichen Voraussetzungen." Dieses weiter zu entwickeln sei die Sache der Apologetik. Hierdurch wird die Entscheidung über die Hauptsache auf ein Gebiet verwiesen, über das sich unseres Wissens der geehrte Verf. noch niemals im wis-

senschaftlichen Zusammenhange öffentlich erklärt hat. Doch folgen sogleich einige Andeutungen dessen, was gemeint ist. Nämlich jene Voraussetzung erweise sich als eine nothwendige nach zwei Richtungen hin. Vorerst „als die Befriedigung eines Grundbedürfnisses der menschlichen Natur, welches selbst die Weissagung einer solchen Befriedigung in sich trägt." Bei dieser Andeutung ist es hier geblieben, und sie giebt freilich Raum zu mancherlei Denkbarem. Aber räumen wir dem Verf. alles ein, was er etwa darunter denken mag, auch dafs ein Gottessohn, wie er sich ihn denkt, ein Grundbedürfnifs und ebendeshalb auch eine Weissagung der menschlichen Natur sei: so bleibt doch immer noch übrig, dafs dieser Vollender oder wenn man will Erlöser der menschlichen Natur als Gegenstand der Weissagung noch in der Zukunft liege. Sodann: „insofern diese Betrachtungsweise von der Person Jesu aus dem unmittelbaren Eindrucke, welchen seine Erscheinung auf die Augenzeugen derselben und durch deren Vermittlung auf das ganze Leben der Menschheit gemacht hat, hervorgegangen ist." In der hier wirklich gegebenen Ausführung dieses Gedankens wird behauptet, dafs das Bild Christi, wie es sich im Bewufstsein der Kirche fortgepflanzt hat, nur aus der Selbstoffenbarung Christi hervorgegangen sein könne, und das Gewicht des Beweises wird darauf gelegt, dafs dieses Bild ein den sittlichen Vorstellungen des Zeitalters Jesu theils entgegengesetztes, theils unverstandenes Vorbild sittlicher Reinheit für alle Zeitalter sei. Gewifs ist dieses ein grofser Beweis für den schöpferischen Geist und die sittliche Gröfse Jesu, und es giebt eine Höhe des Denkens, die nicht möglich ist ohne eine gewisse Höhe des eigenen Seins. Dennoch ist der vollkommne, sonach für alle Zeiten gültige Gedanke des sittlichen Ideals immer noch etwas Anderes als die Verwirklichung desselben im eignen Leben. Sonst überall hat man das Ideal eines Menschen, nämlich sein höheres Selbst, seine Zukunft, das was er zu sein strebt, und einst vielleicht sein wird, von seiner dermaligen Wirklichkeit zu unterscheiden; und es ist nicht gegen die menschliche Sitte, dafs begeisterten Anhängern eines grofsen Menschen, zumal eines Religionsgründers, eines Gottgesandten, nur jenes höhere Selbst sich einprägt und im Andenken erhält. Hiernach, wenn es weiter keinen Beweis giebt für das Recht der besprochenen Voraussetzung als diesen, dafs dieselbe als ein hoher und erhebender Gedanke sich in der Christenheit fortgepflanzt habe, so bleibt es immer noch möglich, dafs Jesus selbst noch dieses Ideal über sich sah und nur auf eine folgerechte Weise und wie bisher kein anderer darnach strebte. Daher die Voraussetzung, dafs seine Geschichte nichts anderes enthalten könne, als diese göttliche oder menschliche Vollkommenheit, doch hier noch als willkürliche Voraussetzung erscheint.

Aber sehen wir genauer zu, was denn eigentlich mit dieser Voraussetzung gemeint ist, so wird der Zwiespalt mit der Straufsischen Voraussetzungslosigkeit sich von der einen Seite weniger schroff herausstellen, als es scheint; wie denn Männer, denen es gleichmäfsig ernst um die Wahrheit zu thun ist, selten so weit auseinanderstehen, dafs sie nicht auch Punkte hätten, wo wenigstens ihre Vorposten freundlich mit einander verkehren. Nehmlich das kann doch nicht gemeint sein, dafs nun jener Voraussetzung zu Liebe dasjenige, was in den Urkunden der Geschichte Jesu etwa Gegensätzliches oder Bedenkliches vorkäme, geläugnet oder vertuscht werden sollte: sondern sicher dachte Neander, wie er's gewohnt ist, mit seiner Voraussetzung die strengste historische Wahrheitsliebe zu vereinigen. Wer aber eine Geschichte Jesu zu schreiben unternimmt, wird allerdings gleich anfangs eine bestimmte Idee dieses Lebens im Sinn haben, und im wesentlichen wird es keine andere sein, als diejenige, welche durch das gemeinsame Bewufstsein der Christenheit überliefert ist, dafs es das Leben des Gründers der vollkommnen Religion und sonach selbst ein religiös vollendetes Leben sei. Dieses also ist die natürliche Voraussetzung. Allein das wissenschaftliche Recht derselben kann sich doch auf keine andere Weise bewähren, und das gerade ist die theologische Bedeutung einer Geschichte Jesu, als dadurch, dafs aus den geschichtlichen Quellen nachgewiesen wird, dafs und wie Jesus diese vollkommne Religiosität verwirklicht habe. Das Ziel ihrer Forschung und Darstellung ist also eben das Aufheben der Voraussetzung als solcher, indem sie zum Gewufsten und Erwiesenen wird. Es wäre aber mit diesem Beweise ein eitles Spiel, wenn man nicht auch Recht und Möglichkeit eines entgegengesetzten Resultats statuiren wollte. Die Voraussetzung also soll nichts sein als ein Richtmafs für die Untersuchung,

welche das Auge vielmehr schärfen und auf den bestimmten Punkt hinrichten soll, wo es gilt. In so fern ist Strauſs im Rechte mit der Forderung einer gänzlichen Voraussetzungslosigkeit. Der Geschichtschreiber Jesu muſs entschlossen sein, alles, was er in den geschichtlichen Urkunden findet, als aus denen er allein etwas Gewisses und Bestimmtes von Jesu weiſs, zu Tage zu bringen, mag es seinen Wünschen lieb oder leid sein. Es ist freilich wahr, daſs Niemand Jesum würdig wird darstellen können, ohne ihn zu lieben, und ohne seines Geistes Macht in sich erfahren zu haben. Das ist immer bei hohen Menschen so, wie vielmehr bei dem höchsten. Aber diese Liebe, wo sie nur sonst gesund und stark ist, wird gegen den, der sich einen König der Wahrheit achtete, vor allem eine rücksichtslose Wahrheitsliebe sein. Neander hat dieses insofern anerkannt, als er zugesteht, [S. 5] daſs die aus der christlichen Ueberlieferung auf uns überkommene Idee von Christus, zusammengehalten mit der lebendigen Erscheinung, in ihren einzelnen Zügen genauer bestimmt und entwickelt, von fremdartigen Elementen immer mehr gereinigt werde. Allein nicht bloſs davon ist die Rede, wenn es Ernst ist mit der Wissenschaftlichkeit der Voraussetzung, sondern davon, daſs erst die geschichtliche Forschung selbst wissenschaftlich entscheiden könne, ob und wiefern diese Voraussetzung berechtigt sei. Dagegen Neander auch im Einzelnen das bereits Entschiedene und Unfehlbare seiner Voraussetzung im eigentlichen Sinne voraussetzt, und wo etwa eine gegensätzliche Ansicht sich geltend macht, darüber klagt, daſs diese Sache nicht mit dem Auge des christlichen Glaubens angesehen werde. Eine christliche Betrachtungsweise in diesem Sinne, welche die Fragen nicht nur stellt, wozu sie berechtigt ist, sondern auch gewisse erwünschte Antworten in Anspruch nimmt, und welche das Auge für die Durchdringung der Gegenstände, einfach wie sie sind, nicht nur schärft, sondern eine gewisse Ansicht derselben noch vor aller Forschung behauptet, kann in der Geschichtsforschung doch nur eine willkührliche Voraussetzung genannt werden, mag diese Willkühr auch mit unsern edelsten Neigungen verbunden sein, in der Wissenschaft hat sie kein Recht. Strauſs dagegen geht insofern auch von der berechtigten Voraussetzung aus, als er das Leben Jesu überall darauf ansieht, ob es das vollkommen beglaubigte Leben einer vollkommenen religiösen Persönlichkeit sei. Allein, wie aus seiner Schluſsabhandlung erhellt, ihm ist es schon vor aller Geschichte entschieden, daſs eine solche Vollkommenheit nicht in einem Individuum, sondern nur in der ganzen Menschheit existiren könne. Wir halten auch dieses für eine willkührliche Voraussetzung, indeſs da er sie wissenschaftlich zu begründen versucht hat, ist über diese Gründe mit ihm zu rechten, was nicht dieses Ortes ist. Sonach ist hier doch auch der schärfste Punkt des Gegensatzes zwischen Neander und Strauſs aufgezeigt worden. Beide gehen aus von wesentlich derselben Voraussetzung, wiefern diese als Frage und Maſsstab wissenschaftlich berechtigt ist: das Leben Jesu nach dem Glauben der Christenheit als religiöses Ideal. Aber Neander setzt voraus, daſs dieses Ideal im Leben Jesu verwirklicht sein müsse: Strauſs, daſs es in keinem Individuum verwirklicht sein könne.

Um ferner die Opposition gegen Strauſs im Einzelnen zu betrachten, erwählen wir das, was Hr. Dr. Neander gegen die mythische Ansicht des Ein- und Ausganges Jesu vorgebracht hat.

Von den Gründen, welche für einen sagenhaften Inhalt der Geburtsgeschichte geltend gemacht worden sind, hat Neander nur einige werth geachtet sie zu widerlegen, und vielleicht nicht die stärksten. Hinsichtlich des Widerspruchs der beiden Genealogien wird die Vermuthung aufgestellt, daſs die Genealogie des Lucas der Maria gelte, und nur einen unrechten Platz erhalten habe. Hier bleibt also doch im besten Falle ein Versehen des Lucas übrig. Hinsichtlich der Schatzung des Quirinus wird der bekannten etwas verzweifelten Versuche, sie historisch zu rechtfertigen, nur flüchtig gedacht, und als möglich zugestanden, daſs sich Lucas oder der Berichterstatter, welchem er folgte, durch eine falsche Combination und einen Anachronismus über den Grund des Zusammenfliessens einer groſsen Volksmenge in Bethlehem getäuscht habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander.

(Fortsetzung.)

Während in dieser Sache der neue Lardner unseres Zeitalters den Beweis geführt hat, dafs sich Lucas, bei seiner sonstigen historischen Umsicht und Genauigkeit, über ein so wichtiges Ereignifs wie diese Schatzung gar nicht geirrt haben könne, fragt Neander: [S. 20] „Was berechtigt uns denn, von dem Lucas eine so genaue Kenntnifs der Zeitgeschichte in Dingen, welche ihm ganz gleichgültig sein konnten, zu verlangen?" Er fügt hinzu, dafs dieser etwanige Irrthum das religiöse Interesse gar nicht berühre. Unmittelbar allerdings nicht. Allein wenn es wahr ist, dafs Lucas oder der Bericht, an den er sich hielt, die Mutter Jesu durch ein Ereignifs nach Bethlehem führte, das erst 10 Jahre später eingetreten ist, so gewinnt hierdurch der Verdacht schon einigen Raum, dafs Lucas auch sonst in diesen ihm entfernt liegenden Ereignissen das Volkssagenhafte mit dem Historischen verwechselt haben könne. Das Gewicht des Grundes aus dem Kindermorde zu Bethlehem glaubt Hr. Dr. Neander dadurch entkräftet zu haben, dafs er auf die bekannten Greuelthaten des Herodes verweist, worauf er frohen Muthes mit der Ausrufung schliefst: „Und für ein solches Ungeheuer sollte es zu viel gewesen [sein], wenige Kinder dem Argwohn oder der blinden Wuth zu opfern!" Allein das ist es nicht, dadurch würde höchstens entschuldigt, warum Josephus des Ereignisses nicht gedenke, obwohl für dessen Geschichte ein versuchter Messiasmord und ein so widerwärtiges Hinschlachten von Kindern immer ein interessanter Gegenstand gewesen wäre. Aber die Rathlosigkeit, um es mit dem rechten Namen zu nennen, die Dummheit in der Mafsregel des Herodes ist das Bedenkliche. Sind wirklich die Hirten durch Engel zu dem Christkinde gewiesen worden, ist dieses Kind von Weisen, die defshalb aus dem Morgenlande kamen, angebetet worden: dann konnte es in dem kleinen Bethlehem doch wahrscheinlich nicht schwer halten zu erfahren, welches das rechte Kind sei. Statt dieser einfachen Nachfrage, die sicher zum Ziele führte, soll Herodes einen allgemeinen Kindermord befohlen haben, bei welchem *ein* Kind, und nach der gewöhnlichen Tücke des Schicksals das bedrohte Kind so leicht gerettet werden konnte. Dieses scheint allerdings gegen den Charakter des Herodes zu sein, der grausam war, aber nicht unklug, und das anschauliche, phantastische Bild eines allgemeinen Kindermordes wäre freilich der Volkssage weit angemessener, als die stille Nachforschung nach dem rechten Kinde. Endlich gegen den Grund aus dem Unglauben der Blutsfreunde Jesu, denen doch die Wunder seiner Geburt am sichersten verbürgt sein mufsten, wird bemerkt, [S. 12] dafs gerade „unter den Seinigen der früher gemachte Eindruck selbst durch den Contrast dessen, was nachher geschah, immer mehr verwischt werden und endlich ganz zurücktreten konnte, bis er durch das, was Jesus nach seinem öffentlichen Auftreten wirkte, wieder hervorgerufen wurde." Allein gerade von der Zeit, wo dieser Eindruck wieder hervorgerufen werden mufste, erzählt Johannes, dafs Jesu Brüder nicht an ihn glaubten. Doch wir können dieses wenigstens als ein scharfsinniges Herausreden gelten lassen. Aber auf die schärfste Spitze dieses Grundes kommt Neander erst in einem andern Zusammenhange zu sprechen [S. 449], nemlich auf jene merkwürdige Erzählung, nach der die Brüder Jesu und die Mutter ausziehen, um ihn festzunehmen, weil sie der Meinung sind, er sei von Sinnen gekommen. Eine Mutter, welche sich überreden läfst, ihr hoher

Sohn sei wahnwitzig geworden, von der ist freilich schwer zu glauben, dafs ihr dieser Sohn in der Art verkündet und gegeben worden sei, wie es von Matthäus und Lucas erzählt wird. Neander meint daher, sie könne ja in anderer Absicht, um ihren Sohn besorgt, den Brüdern nachgefolgt sein. Hierauf wird Strauſs antworten: woher Neander denn wisse, dafs es so sei? und wenn es so gewesen sei, ob denn die Evangelisten nicht hinreichenden Grund gehabt hätten, die Sache der Mutter von dem Unternehmen der andern Verwandten zu scheiden?

Als positiver Grund für den historischen Inhalt wird zweierlei angeführt. Vorerst wenn im zweiten Capitel des Lucas die poetische Form nicht verleugnet werden kann, so widerstrebe doch „die einfache prosaische Erzählung des Matthäus" durchaus einer mythischen Entstehungsweise. Hierauf ist wohl zu viel gegeben, man braucht nur Grimms Volksmährchen zu lesen, um zu sehen, wie die Volkssage sich der Form nach oft in die einfachste Prosa kleide, wenn nur der Inhalt ein poetischer ist, und von den Magiern, dem wandelnden Sterne, dem Kindermorde, wird jeder poetische Sinn urtheilen, dafs dieses wahrhaft poetische Objecte sind, obwohl daraus noch nichts folgt gegen den geschichtlichen Inhalt, denn die Geschichte ist oft die höchste Poesie. Zweitens sollen wir durch die Idee des Erlösers genöthigt werden, eine übernatürliche Erzeugung Jesu, welche dann die andern wunderbaren Ereignisse mehr oder minder nothwendig voraussetzt, ohne weiteres anzunehmen, oder wie sich der Verf. vorsichtiger oder unbestimmter ausdrückt, [S. 16] „etwas Aehnliches vorauszusetzen wie das, was hier in der Wirklichkeit gegeben ist." Ueber diese apriorische Nothwendigkeit wird nur dieses angedeutet, dafs das Eintreten eines neuen schöpferischen Princips des göttlichen Lebens nicht aus dem bisherigen natürlichen Entwicklungsgange der sündhaften Menschheit hervorgehen konnte. Lassen wir dieses so unbestimmt, so wird darauf leicht zu antworten sein, dafs, wenn auch im geringern Mafse, doch auch andere schöpferische Geister neue Entwickelungsreihen im geistigen Leben begonnen haben, dafs es überhaupt eine niedere Ansicht sei, sich das Gesetz menschlicher Fortpflanzung zu denken als blofse Ueberlieferung eines Vorhandenen, vielmehr führt jede tiefere Betrachtung auf etwas Schöpferisches, auf etwas aus dem ursächlichen Zusammenhange nicht Erklärbares, das allemal wirksam ist, wo ein unsterblicher Geist ins Dasein tritt, nur aber bei den hohen Geistern von Gottes Gnaden sich mit besonderer Macht bezeugt. Fassen wir es aber dogmatisch bestimmter, so ist die übernatürliche Geburt Jesu theils wegen der Erbsünde, theils wegen seiner Gottheit für nöthig erachtet worden. Allein beides auch im strengsten kirchlichen Sinne genommen, so ist nicht einzusehen eines theils, wenn doch jedenfalls auch das blofse Mutterkind sein Muttertheil menschlicher Verderbnifs mit ererbte, sonach eine wunderbare Einwirkung stattfinden mufste, dieses zu tilgen, in der Mutter oder im Kinde, warum diese Einwirkung nicht auch in einem menschlich empfangenen Kinde statt finden konnte, anderntheils warum die Fülle der Gottheit nicht auch in den natürlich gebornen Menschen eingehen konnte. Die entgegenstehende dogmatische Behauptung beruht auf dunkeln Vorstellungen aus einem ganz andern Gebiete. Nämlich theils auf der Meinung, dafs die Erzeugung an sich etwas unreines, sündliches sei. Dieses aber ist eine buddhaistische und allenfalls katholische, aber sicher keine christliche und an sich wahre Vorstellung. Theils auf der Vorstellung, dafs die Gottheit Christi eben darin bestehe, dafs Maria ihn vom heiligen Geiste empfangen habe; was ja doch nichts ist, wenn man der Sache auf den Grund geht, als ein unwillkürliches Hineinspielen der altgriechischen Vorstellungsweise, die den Evangelien und dem wahrhaft kirchlichen Bewufstsein ganz fern liegt. Es scheint daher auch der Wahrheit zu ermangeln, wenn Hr. Dr. Neander das Schweigen des Johannes über jene Geburtswunder durch die Behauptung zu entkräften sucht, dafs bei Johannes durch seinen Prolog „die Anerkennung einer besondern Art der Thätigkeit Gottes bei der Erzeugung der menschlichen Person Christi schon vorausgesetzt wird." Durch seine Unbestimmtheit läfst sich dieses freilich hören, allein soll es so viel sagen, als doch eigentlich gemeint sein mufs, wenn der Prolog des Johannes die ersten Capitel des Lucas und Matthäus voraussetzen soll: so ist dagegen einzuwenden, dafs auch in dem menschlich erzeugten Kinde der Logos Fleisch werden konnte. Will aber der Verf. zu seinem Resultate dadurch gelangen, [S. 23] dafs mit der Logoslehre der so oft von Johannes ausgesprochene Satz: „was vom Fleische geboren wor-

den, ist Fleisch," verglichen werde, so soll es doch wohl nicht Lehre des Johannes, oder sonst eines Apostels sein, dafs der menschlich erzeugte Mensch nichts als Fleisch sei, vielmehr eben im Prolog spricht es Johannes aufs stärkste aus, dafs der Mensch, *jeder* Mensch, freilich nicht durch irgend eine fleischliche Erzeugung, aber durch geistige Hingabe an die göttliche Offenbarung, zum Gottessohne werde, oder von Gott erzeugt [v. 14.], worin also gerade das Gegentheil liegt, dafs nämlich zu dieser sittlichen Theogonie eine übernatürliche Geburt, wiefern sie etwas anderes als bei sündlichen Menschen die Wiedergeburt sein sollte, nicht gehört. Wenn aber weiter das Schweigen des Johannes dadurch entkräftet werden soll, dafs es *seine* Absicht gewesen sei, „nur zu zeugen von dem, was er selbst unmittelbar geschaut und gehört," so scheint eine solche absichtliche und abstrakte Beschränkung auf das mit eignen Augen und Ohren Erlebte weder im Geiste der apostolischen Zeit zu liegen, noch entspricht dem durchweg die Beschaffenheit jenes Evangeliums; denn Johannes nimmt z. B. nicht den geringsten Anstand, es der Magdalena nachzuerzählen, dafs ihr zuerst der Auferstandene erschien und nebenbei zwei Engel, während aus seinem eigenen Evangelium nicht einmal zu ersehen ist, dafs er jemals einen dieser überirdischen Wanderer mit eignen Augen gesehen habe. Sonach hat jenes vermeinte Princip der Autopsie ihn schwerlich abgehalten, dasjenige zu erzählen, wovon er gerade unter allen Evangelisten allein durch seine Stellung zur Mutter Jesu der persönlich beglaubigte Zeuge gewesen wäre. Es ist nicht unsere Absicht, aus dem Schweigen des Johannes über die Wunder der Geburt die Wirklichkeit eines Mythus zu erweisen, aber allerdings ist es ein Moment mehr für seine Möglichkeit, und die vermeinte Lösung von Schwierigkeiten, die noch ungelöst stehen, will zu nichts führen.

Scheint es aber hiernach, als wenn Hr. Dr. Neander wenigstens folgerecht den historischen und wunderbaren Gehalt der Geburtsgeschichte gegen Strauss in Schutz nehmen *wollte*, so hat er sich doch auch hier dem kritischen Geiste des Zeitalters nicht ganz entziehen können. Z. B. die Geschichte der Magier. Nach Neander [S. 29 f.] hatten sie mittelst ihrer astrologischen Forschungen eine Constellation beobachtet, welche sie nach einer von jüdischen Theologen entnommenen oder nach einer von ihnen selbst ersonnenen Theorie auf die Geburt des erschnten grofsen Königs deuteten. Es wird offen zugestanden, dafs ihr Zeichen ein Irrthum war, aber Gott bediene sich auch des Aberglaubens, nur zum Glauben zu führen. Ihre Ahnung und Sehnsucht führt sie nach Jerusalem. Auf welche Weise sie hier erfahren, dafs das unserkehrne Kind zu Bethlehem geboren worden sei, darüber will Hr. Dr. Neander „die Wahrheit der Nachrichten des Matthäus nicht mit gleicher Sicherheit verbürgen." — „Auf alle Fälle konnten sie zu Bethlehem, an dem kleinen Orte, durch manche Fügungen der Vorsehung im gewöhnlichen Gange der Dinge — wie z. B. das Zusammentreffen mit jenen Hirten oder andern Frommen, welche an den grofsen Ereignissen theilgenommen — der Geburtsstätte zugeführt werden." Gewifs! und dieses alles ist eben so verständig als natürlich. Aber diese Planeten-Constellation sammt den zurechtweisenden Hirten, das soll doch nicht der Stern des Matthäus sein, der vor den Magiern hergeht, und über dem Hause, wo sich das Kind befindet, stehen bleibt! Die natürliche Erklärung Neanders sieht hier der natürlichen Erklärung von Dr. Paulus so ähnlich wie ein Ei dem andern. Er hat sein Verfahren durch die Behauptung gerechtfertigt, dafs man bei einer solchen Erzählung „den Kern der Thatsache von den einzelnen Umständen wohl unterscheiden müsse." Was aber ist das anderes, als entweder das Zugeständnifs einer mythischen Ausschmückung, oder die Willkür einer natürlichen Erklärung? Wer sich nicht mehr das Herz fassen kann, an wandelnde, führende Sterne zu glauben, und aus ihnen Planeten-Conjunctionen macht, der wird bald auch mit Paulus aus den lobpreisenden Engeln Irrlichter machen, oder er mufs sich ein Herz fassen, hier mit Strauss anzuerkennen, dafs in die Geburtsgeschichte sinnvolle Volkssagen wenigstens verwebt sind, deren historischer Kern nur willkürlich ausgeschieden werden kann.

Was die Himmelfahrt betrifft, so gedenkt der Verf. gar nicht der historischen und naturhistorischen Schwierigkeiten, welche so drückend auf diesem Ereignisse liegen, sondern er behauptet: wenn gleich die sinnliche Thatsache der Himmelfahrt nur von Lucas allein ausdrücklich bezeugt werde, so liege doch eine solche Thatsache, so gewifs als die Auferstehung, in dem Zusammenhange des christlichen Glaubens, weil

ohne eine übernatürliche Enthebung Christi die Auferstehung ihre wahre Bedeutung verliere; auch setze dasjenige, was Johannes von dem Hinaufsteigen Christi zu seinem himmlischen Vater sagt, und was alle Apostel von der Erhöhung Christi zu Gott verkünden, die Thatsache seiner übernatürlichen Enthebung von der Erde in ihrer Ueberzeugung nothwendig voraus.

Unleugbar bildet die Himmelfahrt einen äufserst erhabenen Schlufs des Lebens Jesu, ohne sie verschwindet der Auferstandene fast unmerklich, und es fehlt überhaupt seinem Leben ein Schlufspunkt. Indefs müssen doch drei Evangelisten irgend einen Grund gehabt haben, uns ein Leben Jesu zu geben ohne diesen Schlufspunkt, während der einzige Lucas ihn hat, der sonst nach seiner Apostelgeschichte, wie sie vorliegt, es auf grofsartige und abschliefsende Schlufsscenen nicht angelegt hat. Aber auch er scheint damals, als er sein Evangelium schlofs, nur die allgemeine Notis eines Weggehens Jesu und einer Erhebung in den Himmel gehabt zu haben, denn die bestimmtere Erzählung bringt er doch erst da nach, wo sie lange nicht so ihren eigentlichen Platz hat, wie am Schlusse des Evangeliums. Sieht man aber so vielfach in den apostolischen Briefen, dafs die Todesüberwindung und Begeisterung der apostolischen Kirche sich an die Auferstehung Jesu anschliefst, aber so wenig an die Himmelfahrt, so ist es gewifs zuviel gesagt, dafs ohne die Himmelfahrt die Auferstehung ihre wahre Bedeutung verliere. Freilich wenn Jesus bald nachher inmitten seiner Anhänger unter den gewöhnlichen Todes-Röcheln und Aengsten gestorben wäre, so würde dieses der Vorstellung von seiner Macht über Tod und Leben Eintrag gethan haben. Dennoch könnte man selbst in diesem Falle nicht sagen, die Auferstehung sei vergeblich gewesen. Seinen Feinden wäre es dennoch nicht gelungen ihn niederzutreten, das Wunderbare oder Providentielle wäre dennoch geschehen, dafs Gott ihn aus dem Kreuzestod erweckte, als von diesem Erwachen der Sieg des Christenthums abhing, wenn er auch nachher den allgemeinen Weg der Menschheit ging, der ihm doch nur ein Weg zu Gott gewesen wäre. Noch hat niemand behauptet, dafs die Auferweckung des Jünglings von Nain und des Lazarus deshalb bedeutungslos gewesen sei, weil sie nach Jahren oder Jahrzehnten dem allgemeinen Loose sterblicher Menschen dennoch verfielen. Aber dieses ist auch gar kein nothwendiges Dilemma: entweder der Tod eines gewöhnlichen Menschen, oder sichtbar gen Himmel gefahren. Es sind ja auch noch andere Wege des Heraustretens aus dieser irdischen Gemeinschaft denkbar. Sie sind uns freilich unbekannt, und wir mögen nicht das, was jenseit aller Erfahrung liegt, in phantastischer Bestimmtheit aussprechen, aber selbst der alten Lehre, dafs der Tod erst durch die Sünde in die Welt gekommen sei, liegt eine Voraussetzung der Art zu Grunde. Denn da es doch undenkbar ist, dafs irgend etwas von der Erde Gebornes in bleibender Gestaltung ewig auf derselben verharrte, oder um es recht handfest auszudrücken, dafs Adam, wenn er nicht gesündigt hätte, noch als ein Urgrofsvater in seinem Grofsvaterstuhle unter uns sässe, so müfste also doch ein Wegziehen von der Erde angenommen werden, nur nicht dieses willenlose gewaltsame Zerreissen der irdischen Lebenselemente: aber wer getraute sich zu erweisen, dafs dann Adam und alle seine Kinder nothwendig sichtbar gen Himmel gefahren wären. Die Himmelfahrt Jesu, wenn sie nicht als etwas in der Erfahrung Vorgekommenes einem vollkommen begründeten historischen Zeugnisse geglaubt werden mufs, sondern wenn sie als eine dogmatische Nothwendigkeit postulirt wird, wie es hier der Fall ist, wo die Mangelhaftigkeit des historischen Zeugnisses durch die dogmatische Nothwendigkeit ergänzt werden soll, sie entspricht freilich der Weltanschauung des Alterthums, der die Erde die untere Welt und das einzige Festland war, droben der Himmel, und im obersten Himmel der Thron Gottes, und Christus zur Rechten Gottes. Aber sobald es auch nur Ernst geworden ist mit dem Begriffe der göttlichen Allgegenwart, sobald man mit dem lutherischen Glaubensbekenntnisse gesagt hat: „die Rechte Gottes ist überall," und gegenüber dem Copernicanischen Weltsystem, ist es doch nur eine naive, sinnliche Anschauungsweise, zu behaupten, dafs das sichtbare Hinaufsteigen, die Himmelfahrt eines vom Weibe Gebornen, die nothwendige Folge seiner Vergangenheit und die nothwendige Bedingung seiner Zukunft sei, mögen beide auch noch so grofs und göttlich sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. August Neander.

(Schluſs.)

Hr. D. Neander scheint dies gefühlt zu haben, indem er da, wo er in solcher Weise dogmatisch demonstrirt, sich statt der Himmelfahrt des Ausdrucks bedient, eine *übernatürliche Enthebung* Christi aus der irdischen Erscheinungswelt müsse vorausgesetzt werden. Wir wollen hier nicht um das Uebernatürliche mäkeln, wiefern für den Auferstandenen das freie Wegziehen von der Erde vielleicht gerade das Natürliche, Gesetzmäſsige war, denn es soll wohl durch dieses Ueber auch nur dieses ausgesagt werden, daſs es nicht der gewöhnliche, natürliche Tod gewesen sei. Sonach bleibt bloſs übrig die Enthebung, die Hinwegnahme aus der Erscheinungswelt. Dieſs kann man leicht zugestehen, aber welche Logik sollte es rechtfertigen, daſs dieses Allgemeine, Enthebung aus der irdischen Erscheinungswelt, gleichgestellt würde einer Himmelfahrt! Eben deshalb ist auch die Berufung auf die nothwendige Voraussetzung dieser Himmelfahrt in der Ueberzeugung des Johannes und aller Apostel unzuläſsig, so lange sie diese Ueberzeugung nicht ausgesprochen haben. Namentlich der Geist des Johanneischen Evangeliums berechtigt uns auf keine Weise zu dem Schlusse, daſs Johannes sich das „Hinaufsteigen Christi zu seinem himmlischen Vater" als sichtbare Himmelfahrt denken muſste, er, der so mächtig von dem Gefühle durchdrungen ist, daſs Christus, wenn er auch in Kapernaum oder in Jerusalem saſs, doch immer eins war mit dem Vater. So ist denn auch die Erhöhung Christi, werde sie auch noch so sinnlich gedacht, als ein wirkliches Sitzen zur rechten Seite des göttlichen Thrones, denkbar ohne ein Hinaufsteigen vor den Augen der Apostel. Sonach scheint diese Untersuchung hierdurch wenig gefördert, daſs man, statt die Bedenken, welche der Himmelfahrt, gerade rein historisch betrachtet, entgegenstehen, anzuerkennen, oder zu widerlegen, so hoch darüber hinfährt, als könne hier ein Zweifel gar nicht statuirt werden, als sei die Thatsache gewiſs, „auch wenn keiner der apostolischen Schriftsteller von einer solchen sinnlich wahrnehmbaren Thatsache etwas erwähnt hätte." Man mag denjenigen wohl glücklich preisen, dem ein solcher zweifelsfreier Glaube gegeben ist: aber in der Wissenschaft, und einem Zeitalter gegenüber, in welchem die kühnsten Zweifel offen ausgesprochen worden sind, und in einem Buche, in welchem anerkannt und mehrmals nachgewiesen wird, daſs auch in den Evangelien historische Versehen vorkommen, und deshalb bei gewissen Erzählungen gefordert wird, den Kern der Thatsache von den einzelnen Umständen wohl zu unterscheiden, in einem solchen Zeitalter und Buche ist mit diesem unvermittelten, ungerechtfertigten Glauben wenigstens für andere wenig geholfen.

Nach diesem allen müssen wir zwar eingestehen, daſs in beiden besprochenen Punkten die Polemik gegen die mythische Ansicht zu einem abschlieſsenden Resultate nicht gelangt ist, und wir haben dieses auch deshalb ausgesprochen, um den ehrwürdigen Vf. vielleicht zu veranlassen, in einer nächsten Ausgabe mit seiner tiefen und lebendigen Schriftgelehrsamkeit auf diese Zweifel und Bedenken sich einzulassen, die nicht von einem Einzelnen ausgehen: aber die Gerechtigkeit fordert auch sogleich hinzuzusetzen, daſs wir gerade diejenigen Punkte herausgegriffen haben, in welchen, wenn irgendwo, die mythische Ansicht am meisten berechtigt scheint, daher diese Ansicht hier auch nicht zur Eigenthümlichkeit des Straussischen Unternehmens gehört, sondern lange vor demselben mannigfach aus-

gesprochen und mehr oder minder gewichtig begründet worden ist. Dagegen in vielen andern Parthien des Neanderischen Buches die mythische Ansicht bald durch bestimmte Gegengründe, bald auch rein positiv durch die klare Zusammenfassung und feste Begründung der geschichtlichen Momente aufs vollständigste zurückgewiesen ist. Strauſs selbst hat in der 3. Auflage seines Werkes, die uns so eben zukam, den tiefen Eindruck, den Neanders Gemüthsblick zur Auffindung der Einheit da, wo er nur Gegensätze gesehen hatte, seine Behutsamkeit in Festhaltung des Alten, seine Aufrichtigkeit im Bekenntniſs des Zweifels und seine selbstverleugnende Wahrheitsliebe mit edler Offenheit anerkannt; und man sieht diesen Eindruck den Umgestaltungen der neuen Auflage auch an.

Wir haben den Raum, der für diese Recension etwa angesprochen werden konnte, leider für die eine Seite des Neanderischen Werkes verbraucht, und müssen uns daher versagen, auf den reichen positiven Inhalt einzugehn, durch welchen ganz abgesehen von der Opposition gegen Strauſs dieses Leben Jesu eine segensreiche Bedeutung für unsere und vielleicht für jede Zeit haben wird.

D. Karl Hase.

XXXVIII.

Dr. M. J. Weber's Handbuch der Zergliederungs-Kunde und -Kunst des menschlichen Körpers. Ersten Bandes erste Lieferung. Bonn, 1837. *bei König und van Borcharen.* 8.

Durch die Herausgabe von Hildebrandt's durch Ernst Heinrich Weber zu einem ganz neuen Werke umgestalteten Handbuche der Anatomie ist die Lieferung eines neuen umfassenden Handbuchs der Anatomie in Deutschland eine schwierige Aufgabe geworden. M. J. Weber in Bonn, der sich durch die Herausgabe seines anatomischen Atlas um die Erleichterung des Studiums der Anatomie ein nicht geringes Verdienst erworben hat, unternimmt es dennoch mit einem neuen Werke dieser Art hervorzutreten, wozu ihn, wie aus der Anzeige erhellt, vorzüglich der schnelle Verbrauch der ersten Auflage des Atlas bestimmt hat. Indessen dürfte dies wohl auch für die Brauchbarkeit des Atlas ohne das Handbuch sprechen. Das neue Handbuch soll zugleich auch die Zergliederungskunst oder den practischen Unterricht im Zergliedern enthalten, und wenn es gelingt, durch vereinte Darstellung der Zergliederungskunde und Zergliederungskunst in Deutschland eine gröſsere Liebe zur practischen Anatomie zu erwecken, so würde sich Weber dadurch ein noch gröſseres Verdienst als durch die Herausgabe seines Atlas erwerben, denn in der That grenzt die Ungeschicklichkeit der medicinischen Doctoren im Anatomiren oft an das Unglaubliche und der geringe Gewinn der Wissenschaft von Seiten der pathologischen Anatomie durch die practischen Aerzte Deutschlands rührt ganz besonders von diesem Uebelstande her. Durch Vereinigung der Zergliederungskunde und -Kunst muſs aber das Handbuch nothwendig an Umfang bedeutend zunehmen, welches im Ganzen doch nur auf 60 höchstens 70 Bogen berechnet ist, nämlich in 6 höchstens 7 Lieferungen jede zu 10 Bogen erscheinen soll. Ref. gesteht, daſs er nicht sieht, wie dies möglich ist, wenn das Werk in der Art fortgeführt wird, in welcher es begonnen ist. Weber-Hildebrandt's Handbuch ist über 133 Bogen stark und dennoch hat er auf 10 Bogen, auf welchen M. J. Weber in dem vorliegenden Hefte die Osteologie bis zu den Gaumenbeinen abgehandelt hat, bei Beobachtung fast derselben Ordnung mit Einschluſs der Literatur, die bei M. J. Weber noch fehlt, die Osteologie des Schädels und der Wirbelsäule sammt einem groſsen Theil der Bänder gegeben. Von Zergliederungskunst ist dabei in dem vorliegenden Hefte noch gar nichts enthalten, die erst bei den Weichtheilen vorzüglich in Betracht kommt. Der Verf. theilt die Anatomie in die allgemeine und besondre, beginnt aber mit letzterer, weil am Anfange jeder Hauptabtheilung das Allgemeinste und Wissenswürdigste davon vorgetragen wird und weil nach des Verfs. Meinung es bei den raschen Fortschritten der allgemeinen Anatomie nur vortheilhaft sein kann, diese zuletzt erscheinen zu lassen, um so alle neue Entdeckungen und eigne Beobachtungen mittheilen zu können. So wahr es ist, daſs durch die Verbesserung der Microscope als wesentlichsten Mittels zur Erkenntniſs der kleineren Texturverhältnisse die Gewebelehre, welche den gröſsten Theil der allgemeinen Anatomie ausmacht, in neuester Zeit vorzugsweise gefördert worden, und noch im Fortschreiten begriffen ist, so scheint es doch, daſs bei dem kurzen Termin, den sich der Verf. zur Vollendung seines Werkes gesetzt hat, es wünschenswerther

gewesen wäre das, was während der Herausgabe neues sich darbieten sollte, lieber in Nachträgen zu liefern, um die vielfältigen Wiederholungen zu vermeiden, die bei dem jetzigen Plane unvermeidlich sind, indem theilweise das allgemeinste der Texturlehre jedem besondern Abschnitt vorangeschickt werden soll, und später doch auch in der vollständigen Zusammenstellung nicht fehlen darf.

Die erste Lieferung des ersten Bandes fängt mit einer Darstellung der Knochen im Allgemeinen an, worin einiges über Textur und Mischung, sodann die allgemeine Terminologie, Eintheilung, Verbindung der Knochen, ihre Nennung nach den Gegenden, so wie ihre symmetrische Anordnung angegeben wird, und liefert alsdann in folgender Ordnung die Beschreibung des Stirnbeins, der Scheitelbeine, des Hinterhauptbeins, der Schlafbeine, des Keilbeins, Siebbeins, der Oberkiefer, und bricht in der Beschreibung der Gaumenbeine ab. Bei der Beschreibung jedes Knochens wird zuerst etwas über Zweck und Lage desselben gesagt, dann folgt die allgemeine und zuletzt die besondre Beschreibung des Knochens. Bei anatomischen Demonstrationen sind Wiederholungen nicht zu vermeiden, sie sind es um so weniger, je gröfser das Auditorium, je öfter man genöthigt ist die Gegenstände vorzuzeigen, um dem Einzelnen die Sache möglichst klar zu machen. Aber in einem Buche, welches auf einmal nur Einen befriedigen soll, müssen Wiederholungen möglichst vermieden werden. Sie machen den Bequemen träge, den Fleifsigen müssen sie mindestens langweilen, und sind in der Art wie sie sich in dem vorliegenden Hefte dadurch häufen, dafs jeder speciellen Beschreibung eine Art Einleitung und dann noch eine allgemeine Beschreibung vorangeschickt wird, ganz unnütz. Die Einleitung zum Stirnbein z. B. ist eine Seite lang, die allgemeine Beschreibung fast 3 Seiten, und hier werden schon alle einzelne Punkte, Erhabenheiten, Vertiefungen, Oeffnungen u. s. w. angegeben, die in der 10 Seiten betragenden speciellen Beschreibung alle noch wiederholt werden. In dieser Art geht es durch das ganze vorliegende Heft durch, und der lobenswerthe Zweck, den der Verf. gehabt hat, eine möglichst klare Beschreibung der Knochen zu geben geht bei einer solchen Breite ganz verloren. —

Dafs ein Anatom wie J. M. Weber nur mit Sachkenntnifs ein Handbuch der Anatomie schreiben würde, liefs sich im voraus erwarten. Ueberall sieht man es den Beschreibungen an, dafs sie der Natur entnommen sind, und es fehlt bei den Betrachtungen der einzelnen Theile weder an neuen Angaben noch an Berichtigungen der Ansichten andrer Schriftsteller. Ref. hebt einzelnes hiervon heraus. P. 26; der ganze Stachelfortsatz des Stirnbeins entsteht aus zwei Verknöcherungspunkten. P. 27, 28; das Foramen coecum führt zu zwei kleinen Kanälen, die zuletzt durch die sogenannten Foramina nasalia der Nasenbeinchen nach aufsen münden. Der Verf. nennt das Foramen coecum F. commune ossis frontis, und die Kanäle, zu welchen es führt, Canales ossis frontis. P. 39 widerspricht der Verf. Soemmerring und Meckel, welche das Keil- und Hinterhaupts-Bein, weil beide beim Erwachsenen durch Knochenmafse vereint sind, für einen Knochen halten. Unter des Verf. Gegengründen ist besonders die Angabe interessant, dafs die beiden Verbindungsränder der entsprechenden Knochen wie die Knochen der Wirbelsäule Knochenscheiben besitzen, zwischen welchen ein Ligamentum intervertebrale liegt, welche später mit den Haupttheilen der Knochen verwachsen. Hierbei mafs es freilich befremden, dafs der Verf., obgleich er selbst angiebt, dafs in Beziehung auf die Vereinigung der Beckenwirbel ähnliche Verhältnisse Statt finden wie zwischen Keil- und Hinterhaupts-Bein, dennoch (P. 17) das Kreuzbein als einen Knochen aufführt. Da es besonders die Absicht des Verfs. ist eine Darstellung der Knochen in ihrem natürlichen Zusammenhange zu geben, so hätte er auch, da er das Verhalten des Körpers des Keilbeins und des Basilar-Theiles des Hinterhauptsbeins wie das zweier Wirbelkörper zu einander angiebt, das Keilbein auf das Hinterhauptsbein folgen lassen müssen, wenn er beide auch als zwei Knochen betrachtet. P. 57 wird Meckel's und E. H. Weber's Angabe, dafs beim Neugebornen das Schlafbein aus vier gesonderten Theilen bestehe, als falsch erwiesen, indem ein besondrer Warzentheil um diese Zeit nicht wahrzunehmen ist. Dafs aber die pars squamosa und mastoidea um diese Zeit gewöhnlich durch eine Nath getrennt sind, wenn auch die pars mastoidea und petrosa nur ein Stück ausmachen, und dafs durch jene Nath der Irrthum entstanden ist, erwähnt der Verf. nicht. P. 82 wird das Dach der

Paukenhöhle als ein besondrer Fortsatz processus tympani beschrieben, der wahrscheinlich aus einem eignen Knochenpunkt entstehe. P. 94 wird beim Schlafbein E. Krause's Beschreibung der Siebchen des Labyrinths als zu künstlich bezeichnet. P. 108 und 109 wird Valentin scharf getadelt wegen seiner mangelhaften Darstellung der Entwicklung des Keilbeins, und seines Uebersehens von Meckel's viel gründlicherer Darstellung derselben. Der Verf. giebt alsdann seine eignen Untersuchungen über die Entwicklung des Keilbeins an, nach welchen es sich aus 15 bis 20 Knochenkernen entwickelt. P. 127 wird die Entwickelung des Siebbeins nach eignen Untersuchungen angegeben, wonach es aus beiden Labyrinthen, der Lamina perpendicularis und crista galli, also aus drei Haupttheilen entsteht. Die Lamina cribrosa verknöchert nach dem Verf. von der innern Muschelwand des Labyrinth's aus, die Lamina perpendicularis aus einer doppelten Reihe von 4 bis 5 hintereinander gelegenen Knochenkernen. P. 139 wird das Os incisorum des Menschen in Schutz genommen, und die Entstehung des Oberkiefers aus 7 Verknöcherungspunkten als wahrscheinlich angenommen. Es wird aus diesen Angaben schon hinreichend hervorgehen, dafs die Wissenschaft nicht ohne Bereicherung durch dies Buch geblieben ist, aber bei aller Ausführlichkeit ist es doch nicht vollständig, und bei aller Genauigkeit nicht von unrichtigen Angaben frei. So fehlen z. B. die grofsen Canales diploetici in den Knochen, welche das Schädelgewölbe bilden, und ihre Oeffnungen an der äufsern und innern Fläche der Knochen. Die Oeffnung, die an der Protuberantia occipitalis externa oft vorkommt und zuweilen doppelt erscheint, die der Verf. als ein Emissarium Santorini bezeichnet, ist die Oeffnung des grofsen Canalis diploeticus occipitalis. — Nach Referents Meinung kann dem Anatomen die Fortsetzung des Werkes nur wünschenswerth erscheinen, aber er bezweifelt, dafs es sich einer allgemeineren Theilnahme zu erfreuen haben wird, wenn die vielfältigen Wiederholungen, die ganz vorzüglich durch die sogenannten allgemeinen Beschreibungen gegeben sind, nicht wegfallen.

H. Barkow.

XXXIX.

Vorlesungen über das gemeine Civilrecht von Johann Friedrich Ludwig Göschen. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. Albrecht Erxleben, Privatdocenten der Rechte zu Göttingen. Erster Band. Einleitung und allgemeiner Theil. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1838. *XXVI und* 645 *Seiten.* 8.

Als die Universität Göttingen durch Göschen's Tod nicht blos in ihrer Säcularfeier schmerzlich gestört, sondern auch eines ihrer berühmtesten Rechtslehrer, ja einer ihrer edelsten Zierden überhaupt beraubt wurde, entstand alsbald bei einer Anzahl von Freunden und Verehrern des Verstorbenen der Wunsch, dessen ausführlichere Vorträge über die Dogmatik des römischen Rechts durch den Druck auch dem gröfsern juristischen Publikum erhalten zu sehen. Durch ihre näheren Beziehungen zu dem verewigten Freunde in den Stand gesetzt, auch dessen wissenschaftliche Persönlichkeit in ihrer vollen Bedeutung aufzufassen, wufsten sie, dafs die Früchte der sorgfältigsten Studien des römischen Rechts, während einer vieljährigen Lehrerthätigkeit langsam aber vollkommen gereift, in jenen Vorlesungen niedergelegt sein mufsten. Und in dieser Ueberzeugung lag für sie die Bürgschaft, dafs der Name, dessen Ruhm schon durch die Herausgabe des Gaius sicher gestellt ist, so lange klassisches römisches Recht die Schule unserer neuern Juristen bleiben wird, durch die allgemeinere Verbreitung jener mündlichen Mittheilungen nicht gefährdet werden könne. So beschlossen sie, unbedenklich zu vertreten, was Göschen selbst nur aus ängstlicher Scheu vor schriftstellerischer Publicität, aus allzu grofser Gewissenhaftigkeit im Abschliefsen seiner Untersuchungen und vor Allem aus jener liebenswürdigen Bescheidenheit, die ihm in allen Verhältnissen eigen war, zu unternehmen oder auch nur anzuordnen sich nicht getraut hatte. Der Herausgeber, unter den litterarischen Freunden des Verstorbenen der jüngste, aber zugleich schon durch eigene schriftstellerische Arbeiten genugsam geübt und bekannt, schien zur Ausführung des Unternehmens vorzugsweise berufen zu sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

Vorlesungen über das gemeine Civilrecht von Johann Friedrich Ludwig Göschen. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. Albrecht Erxleben.

(Schluſs.)

Seine Aufgabe, ein zwar äuſserst genau abgefaſstes aber doch immer nur für den mündlichen Vortrag bestimmtes Heft, ohne den Ton des Ganzen zu zerstören, in ein Buch für Leser umzugestalten, forderte in mehr als einer Beziehung einen gewissen Grad von kritischer Thätigkeit. Nicht selten kam es darauf an, zwischen verschiedenen Redactionen des Textes zu wählen. Göschen hatte deren drei, unter sich ganz verschiedene, unter seinen Papieren hinterlassen. Die älteste schloſs sich an *Westenberg's* Principia iuris secundum ordinem Digestorum an, welches Buch Göschen seinen frühern an der Berliner Universität gehaltenen Pandektenvorlesungen zum Grunde gelegt und von welchem er eben deshalb die neue, im Jahre 1814 in Berlin erschienene Ausgabe besorgt hatte. Die zweite folgte dem in Göttingen 1823 gedruckten Grundriſs zum Behuf von Pandektenvorlesungen, welchem bald darauf (1824) ein ähnlicher zum Behuf von Vorlesungen über das Erbrecht hinzugefügt und welcher späterhin, im Jahre 1827, noch durch einen Anhang vervollständigt wurde. Die dritte und letzte Redaction des Hefts endlich steht mit dem neuen im Jahre 1831 erschienenen Grundrisse in Verbindung. Dieser Grundriſs ist auch in den Buchhandel gekommen, da er nicht blos wie die frühern, Rubriken, Quellentitel, ausgewählte Litteratur und Beweisstellen enthielt, sondern auch schon einzelne Theile des jetzt erscheinenden Textes den Publicität übergab und eben hierdurch ein allgemeineres Interesse zu erregen im Stande war. Uebrigens bezieht er sich nur auf die Pandektenvorlesung im engern Sinn: das Erbrecht ist darin ausgeschlossen. Durch diese wiederholten Ueberarbeitungen des Ganzen nun, so wie durch stete Nachbesserungen im Einzelnen, war das Material allmälig so sehr angewachsen, daſs manche Partieen zum Zweck des mündlichen Vortrags abgekürzt, andere ganz gestrichen werden muſsten. Und eben hier war es, wo der Herausgeber zwischen diesen verschiedenen Recensionen zu wählen hatte. Er hat aber in allen einzelnen Stellen, in welchen eine ältere ausführlichere Redaction mit einer neuern abgekürzten in Collision kam, mit um so gröſserm Recht die ältere ausführlichere Redaction vorgezogen oder hergestellt, als nach des Verfs. eigener Erklärung der Zweck dieser Vorlesung nicht auf bloſse Angabe der Resultate gerichtet war, sondern auf eine ausführliche Darstellung der Lehren des Privatrechts mit steter Anführung der Gründe, auf welchen die gewonnenen Sätze beruhen. Auch fiel die für die mündliche Vorlesung maaſsgebende Zeitbeschränkung mit dem Uebergange des Hefts in ein gedrucktes Buch als eine bedeutungslos gewordene, von selber hinweg. Aber auch abgesehen von der so eben erwähnten Verschiedenheit der Redactionen muſsten für das Bedürfniſs des Lesers noch manche Aenderungen getroffen werden. Einzelne Breiten des Vortrags, besonders in den Uebergängen von einer Materie zur andern, waren wegzulassen, blos skizzirte Notizen im Ton des Ganzen auszuarbeiten, Randbemerkungen in den Text einzufügen, Quellen- und Litteratur-Beläge und was sonst den Zusammenhang stören konnte in die Noten zu verweisen. Bei allen diesen Aenderungen nun ist der Herausgeber mit nur um Weniges gröſserer Freiheit zu Werke gegangen, als dem kritischen Bearbeiter irgend eines alten Schriftstellers gestattet ist. Wegen Ueberschreitung der ihm vorgezeichneten Grenzen wird ihn daher in der That kein Vorwurf treffen. Eher möchte behauptet werden können, er habe in mehreren Beziehungen wei-

ter gehen sollen, als er gegangen ist. So ist in der jetzigen Gestalt der Vorlesung noch Manches stehen geblieben, was für den mündlichen Vortrag der Uebersicht wegen nothwendig sein mogte, in dem gedruckten Werke hingegen, in welchem für dieses Bedürfniſs auf andern Wegen überflüssig gesorgt ist, unnöthig, und bei der öfteren Wiederholung sogar lästig wird. Die jedesmalige Angabe der Ueberschrift des Buches über jedem einzelnen Kapitel desselben, die Aufzählung der Summe der Paragraphen bei allen Hauptrubriken, die häufigen Recapitulationen mit „So viel hierüber," die Verweisungen auf sogleich zu Erörterndes und Aehnliches der Art möchte hierher gehören. Eben so muſste die Umänderung der Citirweise nach Zahlen in die nach Titelrubriken, welche der Herausgeber für erlaubt gehalten hat, weil sie der Verf. selbst für vorzüglicher anerkennt, wenn sie einmal beliebt wurden, auch überall durchgeführt werden. Das ist aber nicht geschehen, denn die leges restitutae sind zum Beispiel nach Zahlen aufgeführt. Auch ist die Raumersparniſs in manchen Punkten zu weit getrieben worden: wie denn in den Rubriken der Quellentitel manche undeutliche und störende Abkürzungen vermieden, bei den in extenso abgedruckten Stellen die Namen der Juristen oder Kaiser hinzugefügt, auch die Zahl solcher Auszüge nach dem Muster von Westenberg noch vervollständigt werden durfte. Und so lieſsen sich noch manche kleine Aeuſserlichkeiten anführen, wenn es nicht überflüssig schiene, den besonnenen Herausgeber auf Dinge aufmerksam machen zu wollen, die er im Verlauf seines Geschäfts ohne Zweifel selbst bemerken und vermeiden wird.

Indem aber nunmehr angegeben werden soll, was von dem herausgegebenen Werke selbst erwartet und nicht erwartet werden darf, könnte der Schein entstehen, als ob ein derartiges umfassendes Urtheil zur Zeit noch gar nicht möglich wäre. Denn auſser der Einleitung liegt erst eins von den fünf Büchern, in welche das Ganze zerfallen soll, vollendet vor uns. Dieses Buch enthält die allgemeinen Lehren von den Personen, Sachen und Handlungen, von den Rechten und deren Verfolgung, von der Zeitrechnung und dem Besitze. Der ganze specielle Theil, welcher das Sachen- Obligationen- Familien- und Erb-Recht umfassen wird, ist also noch zurück. Aber eben jene allgemeinen Lehren sind Einleitung und zugleich Resultat, mit einem Worte Grundlage des Uebrigen. Und eine Ungleichförmigkeit der Behandlungsweise ist bei der sorgfältigen Durcharbeitung und oftmaligen Revision nicht vorauszusetzen. So dürfte der Schluſs von dem vorliegenden Theil auf den Charakter des Uebrigen nicht zu gewagt erscheinen und ein vorläufiges Urtheil über das Ganze schon jetzt ausgesprochen werden können. Die Prüfung des Einzelnen, auch so weit es schon vollendet vorliegt, ist ohnehin dieses Ortes nicht. Bei einer Beurtheilung des Ganzen aber darf vor Allem der Zweck nicht verkannt werden, welchen der Vf. im Auge hatte. Wer diesen übersähe, könnte gar leicht dahin kommen, einen ganz verkehrten Maaſsstab an das vorliegende Buch zu legen. So bietet zum Beispiel das berühmte Werk des Donellus über das Civilrecht manche Vergleichungspunkte mit unserm Buche dar. Es ist ebenfalls das Resultat eines ganzen, der gründlichsten Erforschung des römischen Rechts gewidmeten gelehrten Lebens. Es ist gleich dem vorliegenden Werke auf Entwicklung des organischen Zusammenhangs, des gesammten Systems gerichtet und die Aufnahme eigentlicher Untersuchungen, die kritische und polemische Beleuchtung fremder Darstellungen lag auch bei ihm auſser dem Plan. Es folgt eben wie unser Buch einer wichtigen, an neuen Entdeckungen reichen, einen ungewöhnlichen Fortschritt der Wissenschaft bezeichnenden Epoche und schlieſst sie gewissermaſsen ab. Und selbst in dem zufälligen Umstande trifft die Aehnlichkeit zu, daſs es erst nach des Vfs. Tode vollständig publicirt wurde. Wer sich aber durch dieses Alles berechtigt hielte, die Ueberlegenheit der commentarii iuris civilis an schöpferischer Kraft, an Reichthum und Originalität der Gedanken, an Schönheit der Darstellung, der vorliegenden Arbeit gegenüber herauszustellen, der würde in der That vergessen, daſs Donellus die Gesammtanschauung seiner Zeit in der allgemeinen Sprache der Gelehrten aller Völker Europa's der Nachwelt überliefern wollte, während Göschen aus der Fülle dessen, was in seiner Zeit durch ihn und Andere allmälig gereift war, nur auszuwählen hatte für den mündlichen Unterricht gegenwärtiger Zuhörer. So würde er an eine academische Vorlesung Anforderungen machen, welche nur an den gestellt werden können, dem es vorbehalten ist, den wissenschaftlichen Standpunkt des römischen Rechts in unserer Zeit in eben so groſsartiger Weise festzu-

stellen, wie ihn Hugo Donellus für das sechszehnte Jahrhundert fixirt hat. Aber auch mit den gangbaren dogmatischen Arbeiten über das gesammte Civilrecht aus neuerer und neuester Zeit würde Göschen's Buch nicht passend verglichen werden: weder mit den bändereichen Commentaren, in welchen der aufgespeicherte Materialienreichthum so sehr überwiegt, dafs die Form als etwas Gleichgültiges ganz zurücktritt und die alphabetische Ordnung eines Repertoriums fast willkommner wäre; noch mit jenen zahlreichen Lehrbüchern und Systemen, deren mehr oder minder durchdachte Compilationen von Quellencituten und Litterarnotizen erst noch des mündlichen Vortrags bedürfen, um Uneingeweihten verständlich zu werden. Vielmehr nehmen Göschen's Vorlesungen einen Platz ein, welcher, wenn man von gewissen unberufenen Productionen, wie billig, absieht, wenigstens in der civilistischen Litteratur noch unbesetzt war und selbst in der Prozefslitteratur, wo ähnliche Erscheinungen schon vorgekommen sind, bei Weitem nicht in so vorzüglicher Weise ausgefüllt ist. Das Material dieser Vorlesungen kann nur beziehungsweise reich, ihre litterarischen Nachweisungen müssen sogar sparsam genannt werden und der Herausgeber hat sie mit Recht nicht vervollständigen wollen, denn für beide Bedürfnisse giebt es andere Mittel der Abhülfe. Auch der Plan bietet weder in der Begrenzung des Ganzen noch in der Aufnahme und Anordnung des Einzelnen bedeutende Abweichungen von dem gangbaren Hugo-Heiseschen Systeme dar. Selbst exegetische und historische Untersuchungen hat der Vf. mit strenger Selbstverläugnung ausgeschlossen, obwohl jeder Kundige seiner Arbeit ohne sonderliche Mühe anmerken wird, in wie reichem Maafse sie ihr vorangegangen sind. Dagegen haben wir in seinen Vorlesungen ein dogmatisches System, welches zu einer Klarheit des Gedankens durchgedrungen und in einem Ebenmafs gearbeitet ist, wie beides in solchem Grade noch in keiner der bisherigen Erscheinungen auf diesem Gebiete erreicht ist. Und dieses Erzeugnifs unablässig angestrengten Fleifses ist um so zugänglicher als es in einer Form geboten wird, welche in ihrer ungemeinen Deutlichkeit und Fafslichkeit, gelegentlich auch wohl einmal in ihrer umständlichen Genauigkeit unwillkürlich an die Darstellungsweise des Gaius erinnert, die bei der langjährigen kritischen Beschäftigung des Vfs. mit diesem Classiker auf die eigene Manier am Ende Einflufs gewonnen haben mag. Vermöge dieser Eigenschaften nun werden besonders zwei Classen von Lesern in unserm Werke einen trefflichen Führer finden. Einmal diejenigen, welchen es bei ihren Studien um ein lesbares Buch zu thun ist, entweder um erst in das genauere Detail des römischen Rechts einzudringen, oder um einen lichtvollen Ueberblick des schon anderswoher Erlernten zu gewinnen: Zweitens aber solche, welche bei praktischen Arbeiten die gegenwärtigen Ansichten der Wissenschaft und Praxis über eine Materie des heutigen römischen Rechts zu erfahren wünschen, ohne sich weit in das Meer der neuern civilistischen Litteratur hinaus wagen zu wollen oder zu können. Und so glauben wir diesem Werke unter den bisherigen Systemen des römischen Rechts nicht nur einen höchst ehrenvollen Platz verheifsen, sondern mit einem hohen Grad von Sicherheit voraussagen zu dürfen, dafs es manchen derselben die fernere Behauptung des ihrigen recht schwer machen wird. Der noch im Lauf dieses Jahrs versprochenen ersten Abtheilung des zweiten Bandes können wir demnach nur mit der lebhaftesten Freude entgegensehen.

Rudorff.

XI.

Spinoza. Ein historischer Roman von Berthold Auerbach. Zwei Theile. Stuttgart, 1837. *J. Scheible's Buchhandlung.* 278 *und* 315 *S.*

Die sogenannten Künstler- und Gelehrten-Romane, wie sie namentlich seit der Periode der Romantik unter uns aufgekommen sind, hat man nicht selten unserer Zeit als ein Zeichen der Abgelebtheit, der Unfähigkeit zu frischer Auffassung des Unmittelbaren und Concreten, zum Vorwurf gemacht. Allerdings nämlich wird es einer Zeit, die so ganz, wie die unsrige, in der Reflexion lebt, leichter werden, einen Stoff zu bearbeiten, in welchem, wie in dem Leben eines Malers, Dichters oder Philosophen, selbst schon das Element des Denkens den Hauptbestandtheil bildet, als einen solchen, der sich in der Unmittelbarkeit des Seins, der äufseren Begebenheit und inneren Leidenschaft, hält. Auf der andern Seite jedoch ist es nicht blos der naturgemäfse und nothwendige Gang der Sache, dafs die Dichtung, wie zunächst in einfacher Spiegelung das unmittelbare Leben, so bei weiterem Fortschreiten in doppelter dieses Spiegeln des Lebens im Künstler und Denker selbst wieder in sich abspiegele: sondern es liegt in dem Letzteren auch eine schwierigere Aufgabe, sofern es schwerer hält, das innere, und zwar hauptsächlich intellectuelle Leben, als das äufsere oder gemüthliche, in der Darstellung zu derjenigen concreten Anschaulichkeit zu bringen, welche von poetischen Schöpfungen verlangt werden mufs. Näher findet innerhalb des intellectuellen Gebietes selbst wieder eine Stufenreihe der Schwierigkeit statt. Das Leben des Künstlers, Dichters, wie die intellectuelle Bewegung in demselben nicht die des reinen, abstrakten Denkens, sondern des Denkens in Form der Einbildungskraft, überdiefs vielfach mit Gefühl und Leidenschaft, als den unmittelbarsten und daher auch dem gewöhnlichen Roman angehörigen Formen des inneren Lebens, verschlungen ist: so zeigt es sich ebendefswegen in der Regel auch äufserlich hineingezogen in den Strom des mannigfaltigen Geschehens, bewegten Treibens, spannender Verwicklungen und überraschender Entwirrungen des Schicksals. Dagegen ist das Leben des Gelehrten, des Philosophen, nicht nur gewöhnlich durch seine Abwendung von dem Markte des mensch-

hohen Verkehres und seine Beschränkung auf Haus und Studirzimmer ein Stillleben: sondern innerhalb dieses Kreises der Innerlichkeit selbst wieder ist es vorwiegend die intellectuelle, der poetischen Darstellung am fernsten liegende Seite, auf welcher es sich bewegt. Daher sind es zwar ansprechende und zum Theil gelungene Bilder geworden, wenn Schefer den Albrecht Dürer, Tieck den Shakespeare und Camoëns, zu Gegenständen novellistischer Darstellung machten; auch Lessing bot dem Herrn v. Sternberg neben seiner gelehrten und kritischen Seite doch zugleich die poetische, und in der Jugend einen bewegten geselligen Verkehr; ungleich schwieriger würde es bereits gewesen sein, denselben in seiner späteren Lebensperiode, in der Einsamkeit der Wolfenbüttelschen Bibliothek, darzustellen: ganz besonders aber, wenn nun einer einen blofsen Gelehrten oder Philosophen als solchen seinem geschichtlich gegebenen Leben nach zum Gegenstand eines Romanes macht, so entsteht billig die Frage, ob er sich überhaupt eine lösbare Aufgabe gestellt habe? Und doch kann auch hier noch das zufälligerweise bewegte äufsere und Gemüthsleben eines Gelehrten oder Philosophen Erleichterung gewähren, sofern es den duftigen Elfentänzen seiner Gedanken, die uns zunächst entgegentreten, feste und farbige Hintergründe leiht: Plato war doch dreimal in Sicilien; Cartesius im Felde; von Abälard gar nicht zu reden; unter den neuesten Philosophen aber macht das Leben Fichte's schon in der geschichtlichen Darstellung seines Sohnes die lebensvolle Wirkung eines Romans, wie denn das Princip seiner Philosophie, unerachtet der Höhe der Abstraktion, in welcher es schwebt, doch unmittelbarer als irgend ein anderes zugleich praktisch war. Wenn dagegen bei irgend einem Philosophen alle diese Hülfen und Erleichterungen poetischer Darstellung hinwegfallen, so ist es bei Spinoza Wie sein Princip das gerade Gegentheil von dem heroischen, den Andrang äufserer Umstände zur Bewährung des unerschütterlichen Ich herausfordernden der Wissenschaftslehre ist: so ist auch sein äufseres Leben bekanntlich das non plus ultra und Ideal eines gelehrten und philosophischen Stilllebens gewesen. Ohne Familie, abgeschnitten von dem Verkehr mit der Welt, von wenigen Freunden besucht, lebte er auf seinem Zimmer im Haag, schliff optische Gläser, machte physikalische Versuche, schrieb die Ergebnisse seines Nachdenkens nieder, und erhölte sich von der geistigen Anspannung bei den Spinnen, die er fütterte und mit einander kämpfen liefs, oder bei seinen Hausleuten im einfachen Gespräch. Was will der Dichter hiermit machen? Wenn Einer davon ein Bild bekommen will, so mag er Spinoza's Werke lesen, in denen der Friede und die Stille seines Lebens sich spiegelt, und dann seine Biographie von dem lutherischen Prediger Coler im Haag, der von den überlebenden Hauswirthen Spinoza's Nachrichten über das tägliche Leben des Philosophen sammelte, und nun durch die eigenthümliche Weise, wie er mitten unter Verwünschungen seines teuflischen Systems durch die stille Gröfse und göttliche Ruhe seines Lebens überwältigt, zur Bewunderung des Menschen hingerissen wird, der ihm als Philosoph ein Abscheu ist, den unverdächtigsten und eindringlichsten Panegyrikus geliefert hat, der vielleicht jemals auf einen Menschen ist geschrieben worden. Indefs zwei Umstände sind es doch, durch welche Spinoza's Leben dem Dichter Anhaltspunkte bietet, eine äufsere Bewegung und eine gemüthliche: er wurde von seinen Glaubensgenossen excommunicirt, und er war einmal verliebt.

An diese beiden Punkte hat sich daher der talentvolle junge Dichter, dessen Arbeit uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlafste, vorzugsweise gehalten. Er zeigt uns zuerst den Jüngling Spinoza im väterlichen Hause und als lernbegierigen Schüler der Rabbinen; weiterhin werden die aufsteigenden Zweifel, die Erweiterung des Gesichtskreises durch Erlernung der lateinischen Sprache unter einem aufgeklärten Lehrer; die Liebe zu dessen Tochter; die Conflicte mit den jüdischen Gelehrten; die Ausstofsung aus der jüdischen Gemeinde; der Verlust der Geliebten; endlich der Mordangriff der ergrimmten Juden auf den Abtrünnigen, geschildert; worauf mit der Erscheinung des ewigen Juden bei Spinoza (eine Idee, mit welcher sich bekanntlich schon Göthe trug) und der Abreise desselben aus Amsterdam die Erzählung schliefst. Hiebei wird man dem Hrn. Verf. das Lob nicht versagen können, vor Allem die jüdischen Zustände mit kräftigen, nur hie und da zu wenig vertriebenen, zu notizenartig aufgetragenen (z. B. 1. Thl. S. 13) Localfarben gemalt zu haben; demnächst treten von den mithandelnden Personen der Freigeist van den Ende, seine geistreiche Tochter, der Weltmann Oldenburg, in ein individuelles Licht; minder bestimmt tritt Ludwig Meyer hervor, und bei dem jüdischen Mitzögling Spinoza's, dem auf dessen Talente eifersüchtigen, fanatischen Chisdai, streift das Charakteristische an die Karikatur; auch die Sprache ist zwar übrigens zu loben, doch giebt ihr orientalisches Colorit hin und wieder den Eindruck des Gemachten, auch finden sich Verstöfse gegen den guten Geschmack, wie 1 Thl. S. 25, S. 113, wo ein schönes Mädchen „mit riesenhaften Sprüngen" hinter der Kammerthür verschwindet, ferner S. 273 ff. und sonst. Auch die Hauptfrage, die zur Beurtheilung des Romans zu stellen ist: ob er uns von dem Wesen und der Persönlichkeit Spinoza's ein deutliches und getreues Bild gewähre? können wir ohne Bedenken mit Ja beantworten. Freilich entscheidet diese Frage über den Werth des Romans als solchen erst dann, wenn sie näher dahin bestimmt wird: ob der Roman jenes Bild uns auf dichterische Weise gewähre, oder auf irgend eine andere? Einen wirklich poetischen Eindruck macht hier gewifs das Stillleben des Spinoza, nach den Grundzügen der Coler'schen Lebensbeschreibung weiter ausgemalt (2. Thl. S. 160 ff.); wie denn auch sonst die geräuschlose Erhabenheit seines Charakters durch einzelne geschickt angebrachte Züge uns vor Augen tritt: seine philosophische Eigenthümlichkeit dagegen wird uns zwar gleichfalls deutlich, aber nicht auf poetische Weise. Denn die Spinozischen Begriffe von Denken und Ausdehnung, Freiheit und Nothwendigkeit, sind zwar in Gespräche mit der Geliebten eingekleidet und mit aller hand Laubwerk und Blumen durchflochten: der eigentliche Inhalt dieser Gespräche aber ist darum doch trocken und prosaisch geblieben, und mufste es wohl bleiben (2 Thl. S. 85 ff.). Ebenso kann man zwar nicht läugnen, dafs Bewegung in dem Romane ist, und dafs diese auf die Hauptperson des Romanes, auf Spinoza, sich bezieht: aber dennoch bleibt sie, streng genommen, demselben äufserlich. Einen guten Theil des ersten Bandes füllen die Schicksale von Spinoza's Eltern, welche an sich zwar gut erfunden und erzählt sind, aber ohne dafs man sagen könnte, sie dienen dazu, das Wesen des Sohnes aus ihnen abzuleiten; seine rabbinischen und philosophischen Studien sofort greifen freilich in seine Entwicklung ein, doch theils nur formell, theils ist hier Vieles eingeflochten, was mehr nur zur Schilderung jüdischer Sitten, als zur Erklärung der späteren Eigenthümlichkeit Spinoza's dient (überhaupt durchkreuzt die in der Vorrede ausgesprochene Absicht, die Besonderheiten jüdischen Lebens in einer Reihe dichterischer Gemälde festzuhalten, nicht selten den individuellen Zweck unseres Romans); die Excommunication und der Verlust seiner Geliebten aber finden in der Darstellung des Hrn. Vf. den Spinoza bereits so in sich fertig und gefestet, dafs sie spurlos an ihm vorübergehen; namentlich erscheint seine Absicht, sich zu verheirathen, dadurch als etwas Illusorisches, dafs ihn der Dichter uns bereits vor dem Mifslingen derselben ganz in das Still- und Studirstuben-Leben eingesponnen zeigt, welches er hernach nur fortzusetzen braucht.

Wir finden also: poetisch gezeichnet hat der Hr. Vf den Spinoza nur als Menschen: als Philosophen prosaisch; die Bewegungen des Werdens, der Spannung und Entwicklung, gehen weniger in als aufser dem Helden, zum Theil ohne sein eigentliches Wesen zu berühren, vor; es hat demnach der Hr. Vf. aus dem Marmorblock, den er vor sich nahm, uns zwar den Rumpf der Figur des Spinoza in angemessener Stellung und mit hübscher Drapirung fleifsig ausgemeiselt: statt des Kopfes aber hat er eine Ausgabe der Werke des Philosophen oben aufgelegt. Ob ein Anderer hierin mehr hätte leisten können, weifs Ref. nicht zu bestimmen; für den Anfang seiner poetischen Laufbahn jedenfalls hat Hr Auerbach sich eine zu schwierige Aufgabe gestellt; sein Werk mufste unbefriedigend ausfallen; wenngleich das Ernste des Grundgedankens sein Streben ehrt, und das Gelungene einzelner Züge von seinem Talente Hoffnungen erweckt.

Strauss.

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1838.

XLI.

Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange im Jahre 1798, *von Anton von Tillier. Erster Theil. Bern,* 1838. *XV. und* 358 *S.* 8.

Schon längst ist eine neuere Bearbeitung der grofsen westhelvetischen Hauptstadt Bern ein fühlbares Bedürfnifs gewesen, wie niemandem entgangen sein wird, welcher sich mit der Geschichte und Geographie der obern Rhein-Gebiete im Mittelalter beschäftigt hat, und im allgemeinen mufs man es anerkennen, dafs der Verf. in vielen Punkten seine Aufgabe befriedigend gelöst hat. So wie die völlige Umgestaltung des helvetischen Staatsvereins und die gänzliche Vereinigung der beiden Republiken des helvetischen und des rhätischen Bundes noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Einflufs darauf gewesen sind das grofsartigste historische Werk über diese Gebiete von J. v. Müller hervorzurufen, welches ein Glutz-Blotzheim und Hottinger bis auf die neuere Zeit entweder zu vervollständigen oder wie Meyer von Knonau in einem kleinern Maafsstabe mit besonderer Beziehung auf unsere Zeit wiederzugeben versucht haben: so hat jenes Werk wieder wohlthätig darauf eingewirkt Specialarbeiten über die einzelnen Bestandtheile der heutigen Schweiz zu veranlassen. Auch erhellt es von selbst, dafs nur durch solche besondere Arbeiten die allgemeinere Geschichte des obern Rhein-Landes, wo jeder einzelne Punkt darum von grofser Bedeutung ist, weil es hier eigentlich nur im Mittelalter ein historisches Leben giebt, mehr begründet werden kann als es bei der umfassenden Arbeit jenes ersten grofsen schweizerischen Geschichtschreibers möglich war. Arx in seiner Geschichte von St. Gallen ging mit gutem Beispiele voran, eben so lieferten später sehr schätzbare Beiträge zur Geschichte der östlichen Schweiz Pupikofer in der Geschichte des Thurgau, Zellweger in der Geschichte von Appenzell, Wegelin in der Geschichte der Grafen von Toggenburg, ferner Hottinger und Schwab in ihrer historischen Beschreibung der Ritterburgen der Schweiz, obschon sich darunter auch manche Aufsätze von geringem Werth befinden, und mehrere andere.

Die westhelvetischen Gebiete hatten sich aber bisher weniger dieser Gunst zu erfreuen, obschon es dort in der That noch weit mehr Veranlassung gab, die einzelnen Bestandtheile, aus welchen der Berner Freistaat erwachsen ist, zu sichten und historisch zu erläutern, da nicht nur zwei selbstständige Kantone in der jüngsten Zeit aus ihm hervorgegangen sind, sondern auch die übrigen Landschaften daselbst mit ihm von Anfang an in den mannigfachsten Verbindungen und Beziehungen gestanden haben. Zwar sieht man aus den Angaben des Verfs., dafs man seit kurzem angefangen hat, manchen in historischer Beziehung sehr wichtigen Punkten dieses Gebietes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, doch sind die Arbeiten darüber meistens nicht veröffentlicht oder so sparsam verbreitet, dafs man in Norddeutschland nicht selten die Hoffnung aufgeben mufs, sie in die Hände zu bekommen, wofern man nicht die Mittel hat, sie sich von dort aus kommen zu lassen. Den meisten Lokalitäten aber und selbst auch denen von allgemeinerm Interesse mangelt es noch gänzlich an einer besondern Bearbeitung zum grofsen Nachtheil einer gründlichen Erkenntnifs der allgemeinen historischen Verhältnisse, wie der Landschaft Solothurn, dem Waadt-Lande, dem Neuenburger Lande und andern.

In Berns Geschichte concentrirt sich bekanntlich fast die ganze Geschichte des westhelvetischen Landes, während diese Stadt auf der andern Seite auch wieder die Veranlassung gab, an einem einzelnen Punkte

die Entwickelung der historischen Verhältnisse genau zu verfolgen, und da seit der Zeit eines Tscharner aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Geschichtschreibung selbst einen ganz andern Standpunkt gewonnen hat, so mufste ein Einheimischer wohl um so mehr bewogen werden, eine neue Behandlung der Geschichte seiner in der That merkwürdigen Vaterstadt vorzunehmen. Denn alles was seit jener Zeit über Berns Geschichte geschrieben worden ist, ist entweder wenig verbreitet oder noch gar nicht gedruckt. Was von handschriftlichen Arbeiten dem Verf. in dieser Beziehung zu Gebote stand, hat derselbe wohl zu benutzen gewufst, und überall angeführt. Rühmend mufs man es übrigens anerkennen, dafs der Verf. nicht, wie es sonst häufig zu geschehen pflegt, den gesammten Brei der ältern schweizerischen Geschichte in sein Werk aufgenommen, sondern sich mehr streng an seinen Gegenstand gehalten hat, indem zwar stets auf die Entstehung und Ausbildung der ursprünglichen Eidgenossenschaft vor der Theilnahme Berns daran Rücksicht genommen ist, aber doch nur in soweit als dies zum Verständnifs der bernerischen Geschichte nothwendig war. Es ist dies ein nicht seltener Mifsgriff von Specialgeschichten, welche die Kenntnifs der allgemeinen Geschichte gar nicht voraussetzen und aus dem, was nicht zur Sache gehört, die Hauptsache zu machen pflegen. Auch bedurfte die Geschichte Berns um so weniger diese Ueberfüllung, als sie wie so viele andere deutsche Reichsstädte genug Interesse darbietet und genug Wichtigkeit hat, um sich noch fremden Reichthum anzueignen. Doch ist überall auf diejenigen Gebiete gebührend Rücksicht genommen, welche entweder nachmals selbst Bestandtheile dieses Freistaates geworden sind, oder mit ihm in steter friedlicher wie feindlicher Beziehung gestanden haben. Ferner darf es nicht unerwähnt bleiben, dafs das Buch nicht in dem Gefühl des überschwenglichen Freiheitsschwindels geschrieben ist, der die schweizerischen Bücher nicht selten unleidlich macht, noch auch den Stempel des Hasses gegen alle fürstliche Gewalt und besonders gegen das habsburgisch-östreichische Haus zur Schau trägt, wodurch sich das elende Machwerk von Aebli's Geschichte von Glarus allein auszeichnet.

Das ganze Werk, wovon der vorliegende erste Theil die Geschichte bis zum Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts führt, wird aus fünf Theilen bestehen und soll bis zum Jahre 1798 gehen, wo in Folge der französischen Revolution der alte Freistaat Bern völlig umgestaltet wurde und wo aus seinem Gebiete, das sich vom Genfersee im Südwest bis zur Einmündung der Aar in den Rhein im Nordost ausbreitete, aus den beiden Unterthanländern Waadt und Aargau sich zwei unabhängige Kantone bildeten. Dieser erste Theil besteht wieder aus drei Abschnitten, von welchen der erste die Zeiten des westlichen Helveticns vor der Gründung Berns behandelt, der zweite die Gründung Berns und die Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, und der dritte die Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts. Denn der Verf. hat schon bemerkt, dafs statt gröfserer Zeiträume, wie sie sich aus der allgemeinen Geschichte Europas ergeben, die Geschichte immer nach den einzelnen Jahrhunderten behandelt werden soll, so dafs der Schilderung der politischen Entwickelung dann stets eine Charakteristik des innern Lebens rücksichtlich der Verfassung des Staates und des gesammten geistig-sittlichen Zustandes seiner Bewohner in den betreffenden Zeiten angeschlossen wird. Der erste Abschnitt umfafst nur an 39 Seiten. Mit Recht sind zwar die Verhältnisse des bernerischen Landes in der vorrömischen Zeit und unter der Oberhoheit der Römer nur kurz berührt worden, doch wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Zustand des Landes seit der Besitznahme durch eine zwiefache germanische Bevölkerung von burgundischem und alemannischem Stamme etwas ausführlicher behandelt worden wäre. Denn seitdem kommen hier mancherlei Verhältnisse zur Sprache, welche nicht genügend berücksichtigt worden sind. Die erhabene Thalebene des bernerischen Gebietes zwischen den Alpen und dem Jura, an der Aar und an der neuenburger Seegruppe gelegen, war in der Zeit gleich nach der Völkerwanderung ein wildes von Seen und mächtigen Sümpfen und von dunkeln Tannenwäldern bedecktes Land, welches darum Uechtland und Nugerol genannt wurde, und in welches durch die Unterwerfung unter die fränkische Oberhoheit die ersten Lichtstrahlen fallen. Nach der Zertrümmerung des grofsen fränkischen Reiches beim Abgange der Karolinger bildete sich hier das jüngere burgundische Reich der Rudolfingen, welche den gröfsten Theil des Landes beherrschten, während die östlichern Grenzgebiete des heutigen Landes zum deutschen Herzogthum Alemannien gehörten. Spä-

ter wurde auch das jüngere Burgund durch die Kaiser aus dem fränkischen Hause wieder mit dem deutschen Reiche vereinigt, bis hier bei dem Kampfe um das Herzogthum in Schwaben zwischen den Hohenstaufen und Zäringern noch am Schlusse des eilften Jahrhunderts eine burgundisch-helvetische Reichsvoigtei unter dem herzoglichen Hause der Bertholde von Zäringen entstand, die zugleich burgundisches und alemannisches Land umfassend sich zwischen dem Jura und den Alpen ausdehnte und als die erste Grundlage zur nachmaligen Trennung der Schweiz von Deutschland zu betrachten ist. Um nun den spätern Zustand des Landes gehörig zu würdigen, kam es darauf an, die Ausbreitung und das gegenseitige Verhältnifs der burgundischen und alemannischen Bevölkerung hervorzuheben, woran sich wieder die Abgrenzung der beiden Hochstifte des burgundischen Bisthumes Lausanne und des schwäbischen Bisthumes Constanz nebst der Abgrenzung der romanischen und deutschen Sprache anschliefst, welche beide im Laufe der Zeit mannigfache Abänderungen erlitten zu haben scheinen. Wenigstens möchte die heutige Grenzmark zwischen der welschen und deutschen Schweiz im westlichen Helvetien, die sich auf eine so merkwürdige Weise von den Alpen über Freiburg nach dem Jura hinüberzieht, nicht für alle Zeiten dieselbe gewesen sein. Nähere Auskunft darüber vermifst man aber hier. Zwar spricht der Verf. sehr oft von den helvetischen Gauen, aber auch die namentliche Anführung von einigen derselben trägt nichts zu ihrer nähern Kenntnifs bei. Um so nothwendiger war es also diese Verhältnisse näher auseinanderzusetzen, zumal da die gesammte mittelaltrige Geographie des helvetischen Landes noch so sehr im Dunkeln liegt. Denn welche Bewandnifs es mit dem doppelten Aargau, mit dem Uffgau, der das Berner Oberland bezeichnen soll, mit dem Salsgau, dem Buchsgau, dem Wiflisburger Gau, dem Elsgau des Bisthums Basel und mehrern andern am Genfer See, so wie auch mit mehrern Grafschaften habe, die sich sowohl von den ältern Gaugrafschaften als auch von den spätern aus den Gauen hervorgegangenen gräflichen Territorien unterscheiden, ist, so viel Ref. darüber weifs, noch nirgends gehörig nachgewiesen. Dies war aber unstreitig die Pflicht eines bernerischen Geschichtschreibers, dem als einem Einheimischen noch mancherlei Quellen und Hülfsmittel zu Gebote stehen mufsten, welche ein Auswärtiger darüber entbehren mufs.

So wie sich die burgundischen Rudolfingen durch die Gründung von zahlreichen geistlichen Stiftungen auszeichneten, und dadurch den ersten Grund zur Kultur des Landes legten, so die schwäbischen Bertholde von Zäringen durch die Gründung von Städten, denen sie stets grofse Freiheiten nach dem Muster der übrigen damals bestehenden deutschen Reichsstädte gewährten. Ihre Schöpfung war auch das doppelte Freiburg im Uechtlande und im Breisgau und die Stadt Bern, welche durch alle Zeiten das Andenken an dieses alte ausgezeichnete Fürstenhaus bewahrt hat, das in seinen Sprössling en noch jetzt in dem benachbarten Lande Baden herrscht. Die Gründungsgeschichte Berns unter Berthold V., dem letzten Fürsten aus dem ältern zäringischen Hause, das Emporstreben der jungen Reichsstadt seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, welche zunächst noch die Schirmvoigtei der in der Waadt mächtigen Grafen von Savoyen suchen mufste, um unter ihrem Schutz mehr zu erstarken und gegen die drohend emporstrebende Macht des Hauses Habsburg gesichert zu sein, ist von dem Verf. sehr gut geschildert worden. Am interessantesten ist aber in dieser Beziehung die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts, welche man wohl das eigentliche Heldenalter der Berner nennen kann, und welche den Verf. in ihren wichtigsten Momenten mit Recht mit einer gewissen Wärme und Begeisterung erfüllt. Bern zeigt uns da in seiner Entwickelung nur das Bild des gemeinsamen deutschen Lebens im Mittelalter, und so wie die Stadt damals dem deutschen Vaterlande angehörte, so hat sie sich bei aller fremdartigen Politik der Schweizer im allgemeinen doch demselben nach Sprache, Sitte und Religion nie entfremdet. Nach aufsen und nach innen herrschte in Bern das regste Leben und die Heldengeschlechter der Bubenberg und Erlach, denen der Freistaat seine erste Feststellung verdankt, verbreiteten hohen Ruhm über ihre Vaterstadt. Im Innern wetteiferten die Patricier oder Adelsgeschlechter mit der Gemeinde oder den Zünften in Aufopferung für das Wohl und das Gedeihen derselben, und kämpften mit vereinter Macht ruhmvoll als Helden gegen den zahlreichen burgundischen und schwäbischen Adel in dem Aaar-Lande, welcher mit Eifersucht und Neid die zunehmende Macht Berns ansah.

Auch wurden viele ansehnliche Adelsgeschlechter durch Berns Glanz in den Schatten gestellt, viele mufsten um sich zu retten Berns Bürgerrecht annehmen, andere rieben sich im Kampf mit der Stadt ganz auf. Die grofse Verbindung der adlichen Herren und Fürsten in Burgund und Aargau, um mit einem Schlage die für den ganzen Adel furchtbare Macht des Freistaats zu vernichten, nahm ein unglückliches Ende, und durch den Heldentag bei Laupen hatte das Bürgerthum in den Gebieten Berns seine höhere Berechtigung bewährt. Auf den Trümmern der immer mehr dahin sinkenden Macht des Hauses Habsburg-Kyburg, des in Helvetien zurückgebliebenen Zweiges des habsburgischen Hauses, erhob sich Bern; in diese Zeit fällt die Erwerbung des schönen Hasli-Thales an den Quellen der Aar, die Gewinnung der meisten adlichen Herrschaften in den Alpenthälern des Berner Oberlandes und auch die Abschliefsung der bestimmtern Vereinigung mit der Eidgenossenschaft der Waldstätte.

Mit grofsem Interesse folgt man dem Verf. in der Darlegung dieser Verhältnisse und übersieht gern manche Einseitigkeiten, wo er etwas befangen von der Bedeutung seines Gegenstandes diesen auf Kosten der Entwickelung im übrigen deutschen Vaterlande hervorzuheben sucht. Als Beleg dazu diene folgende Stelle auf S. 221. „Im übrigen Deutschland hatte sich der gröfste Theil des Volkes, nach harten Kämpfen auch der widerstrebende Adel, ja die meisten Städte, welche sich durch allzu kühne Unternehmungen an Geld und Bevölkerung geschwächt, klugen und mächtigen Landesherren unterworfen, welche im Innern ihrer Länder fast alle Vorrechte der oberherrlichen Gewalt an sich brachten. Nur hier in den helvetischen Gauen schienen die öffentlichen Angelegenheiten eine ganz entgegengesetzte Richtung nehmen zu wollen. Hier hatte es nämlich das Ansehn, als ob ein Verein kleiner in freisinnigen Formen gestalteter Staaten, die den Reichsverband noch als eine Schutzwehr ihrer Unabhängigkeit betrachteten, der Fürstenmacht, die hier besonders durch Oesterreich dargestellt wurde, Trotz bieten, und ihr gegenüber einen freisinnigen Staatenbund unter kaiserlicher Hoheit aufstellen wolle, der in ganz Deutschland, selbst die Hanse nicht ausgenommen, nichts Aehnliches hatte." Auch ist es natürlich etwas übertrieben, wenn es nachher heifst: „Die mächtigen Freiherren und Edelleute, welche in Bern an den öffentlichen Geschäften Theil nahmen, waren des Herrschens in ihren Bezirken gewohnt; auch mag wohl Einzelnen nach dem glänzenden Siege von Laupen das Bild der alten Roma vorgeschwebt haben." Denn gern giebt man zu, dafs die Entwickelung Berns im Mittelalter von eigenthümlicher Art war, und dafs es dieser Stadt im Kampfe mit dem umwohnenden Adel ein gröfseres Gebiet zu erwerben gelang als vielen andern Städten des deutschen Reiches; doch steht Bern nicht ganz einzig da, und Städte wie Cöln und Strafsburg, Augsburg und Nürnberg, Lübeck und Hamburg haben eine ganz ähnliche Entwickelung, nur modificirt nach Maafsgabe der natürlichen und historischen Verhältnisse ihrer Gebiete.

Im Ganzen ist das Buch in einer einfachen und der Sache angemessenen Sprache geschrieben, zu bemerken ist jedoch, dafs man auch hier zuweilen Provinzialismen antrifft, denen man nicht leicht in Büchern entgeht, welche in Süddeutschland vornehmlich in Oestreich und in der Schweiz erschienen sind. So heifst es S. 95, die vier vornehmsten von den Zünften der Gemeinde seien gewesen die *Pfister*, Schmiede, Metzger und Gerber, wobei es nicht allgemein verständlich sein wird, dafs unter den Pfistern die Bäcker zu verstehen sind; ferner S. 141 die wiederholten Zumuthungen dem Gelübde seines Vaters *statt zu thun*, in den geistlichen Stand zu treten, wo man offenbar das Wort willfahren erwartet. Auch das häufig genannte altfränkische Wort *Verkommnisse* statt Verträge konnte wohl vermieden werden, da sonst die alterthümliche Sprache wie z. B. in Pfister's Geschichte von Schwaben in der Darstellung hier nirgends hervortritt. Wünschenswerth ist aber auf jeden Fall eine baldige Fortsetzung dieser Geschichte, deren nächst folgende Zeit noch die wichtigsten Parthien in der Entwickelung Berns, in der Erwerbung der aargauischen und waadtländischen Landschaften und in den burgundischen Kriegen mit Karl dem Kühnen umfassen wird.

Ferdinand Müller.

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

XLII.

Сочиненія Александра Пушкина. Томъ I — III. Санктпетербургъ, 1838. *(Werke von Alexander Puschkin. Band I — III. St. Petersburg*, 1838. *gr.* 8.*)*.

Noch nicht lange ist es, dafs der frühzeitige unglückliche Tod des russischen Dichters Alexander Puschkin allgemein die Gemüther zu trauervoller Theilnahme erregte, die auch da, wo sein Werth als Dichter nicht unmittelbar empfunden werden konnte, dem Verhängnisse, welches den Menschen betroffen hatte, nicht fehlen konnte. Dafs er ein Dichter gewesen, wurde dabei auf Treu und Glauben angenommen, und allerdings durfte die Begeisterung, mit der seine Landsleute ihn priesen, die einstimmige Anerkennung, welche sein Talent bei ihnen erfuhr, und das tiefe Gefühl, mit dem seine Dichtung von allen Klassen der Nation aufgenommen wurde, als vollgültiges Zeugnifs dienen. Wer hätte auch bei uns Deutschen, deren wir in jedem Betracht hier zuerst gedenken müssen, über eine Erscheinung urtheilen sollen, die als ein Wunder von jener Region des nordischen Himmels her verkündigt wurde, wo für unsern Blick nur undurchdringliche Nacht verbreitet lag, ja wohin dieser Blick sich kaum hinwenden mochte? Wir, die wir des Ruhmes geniefsen, für alle Völker und Sprachen, die ältesten, dunkelsten und entlegensten, eifrigen Sinn und überflüssige Kraft zu haben, die wir keinen, für geistige Auffassung und Bearbeitung erreichbaren Gegenstand zu versäumen pflegen, wir sind in Betreff der uns so nahe anwohnenden, mit uns verzweigten, und in aller Weise so höchst wichtigen Slawen bisher im Rückstande geblieben. Die Bemühungen Schlözer's, uns in die russischen Geschichtsquellen einzuführen, stehen seit langer Zeit abgebrochen da. Zwar haben wir nicht aufgehört, dem russischen Reiche die fruchtbarsten That- und Bildungskräfte zuzusenden, und sie wirken dort in anerkanntem Segen und Ruhm; aber daheim widmeten wir der russischen Sprache und Litteratur nur wenige Aufmerksamkeit, und fast gar keine Beschäftigung. Dies mufs um so mehr auffallen, als grade in den neuesten Zeiten, nach vollbrachten brüderlichen Kämpfen zu gemeinsamer Befreiung und gemeinsamem Siege, beide Völkerschaften einander näher stehen mufsten, und die Macht und der Einflufs Rufslands auch für uns in immer gröfsere Bedeutung trat.

Es ist nicht dieses Ortes, die Ursachen zu entwickeln, aus denen sich erklärt, wefshalb wir, bei so grofsen Verknüpfungen der Geschichte und so dringendem Zusammenhang der Lage, dennoch von den östlichen Nachbarn uns fast ganz abgewendet hielten, und unsere Neigung und Streben gleich nach erlangtem Frieden wieder nach Westen kehrten, woher so lange Zeit uns nur Noth und Bedrängnifs gekommen war, und woher noch jeden Augenblick der gefährlichste Feind uns bedrohen konnte. Wir begnügen uns, die Thatsache anzumerken, und geben zu, dafs die Stimmungen und Richtungen der Völker nicht so mächtig und durchgreifend erscheinen könnten, wenn sie nicht ihre eigenthümliche, in den Umständen des Tages gegebene Berechtigung hätten; allein wir dürfen diese doch nicht so weit ausdehnen, dafs wir uns dadurch verleiten liefsen, um der vorübergehenden Tagesforderungen willen die bleibenden Jahresbedingungen zu mifskennen, und der ruhige Beobachter wird stets bedauern, wenn er Verhältnisse, auf welche Natur und Geschichte ihre grofsen Anweisungen ausstellen, von denjenigen selbst vernachlässigt sieht, deren Beruf und Schicksal unausweichlich in jenen betheiligt bleiben mufs.

Dies Letztere dünkt uns für die Deutschen unzweifelhaft. Rufsland schreitet unaufhaltsam zu Entwicklungen fort, deren künftige Gestalt, wie riesenhaft

auch schon jetzt vieles dazu sich anläfst, in vollem Umfange zu ermessen selbst der kühnste Seher nicht unternehmen darf; wir sind überzeugt, dafs diese Entwicklungen auch einen grofsen Theil unseres deutschen Lebens angehen und bedingen werden, und dafs noch viele Gemeinschaft und die thätigste Wechselwirkung beiden Völkern beschieden sei. Wie nun auch das, was wir zusammen zu schaffen, zu durchleben und zu verarbeiten haben, ausfallen möge, stets wird es ein Erfordernifs sein, sich näher zu kennen, zu verstehen. Was die Russen ihrerseits bisher in dieser Richtung gethan, ist bedeutend und fruchtbar, und in aller Hinsicht dankenswerth. Wir aber sind auf unserer Seite sehr zurückgeblieben. Ja wir hegen noch ziemlich allgemein das Vorurtheil, dafs die russische Sprache, rauh und ungebildet, und die russische Litteratur, kaum beginnend und meist fremden Vorbildern nachstrebend, uns wenig darbieten könne, was eines darauf zu verwendenden Fleifses werth sei.

Doch grade seit jenem Kampfe, den wir gemeinsam bestanden, und der in Rufsland alle Nationalkraft erweckt und zur Theilnahme, erst der Gefahr und dann des Sieges und Ruhmes, herausgefordert hatte, war aus dem grofsen Gemeingefühl, nach so vielen tapfern Thaten, auch ein geistiger Bildungstrieb emporgedrungen; die Russen lernten sich als Nation schätzen, und anstatt ihre Volksthümlichkeit, wie früher, zu verbergen und zu verläugnen, stellten sie solche frei hervor, und nahmen von diesem Grunde aus einen neuen Aufschwung, der alle Erwartungen übertraf, und der glänzend bewies, dafs in den Völkern, wie in dem Einzelmenschen, die nach Einer Seite vorstrahlende Tüchtigkeit leicht auch in andere Richtungen einlenken, und dort gleichen Erfolg erlangen könne. Wir aber wufsten von diesem geistigen Aufschwunge wenig, oder glaubten nicht daran. Einzelne Namen drangen zu uns, aber der nähern Kenntnifs entbehrten wir um so williger, als uns immer vorzugsweise gerühmt wurde, wie viel des Unsrigen dort miterblühe, dessen wir denn genug zu Hause hatten, um es nicht erst in unbekannter Sprache aufsuchen zu wollen. Die wegen ihres glücklichen Ausdrucks gerühmten Uebersetzungen Shukoffskii's aus Schiller, Goethe, Uhland, mufsten wir, gleich seinen eignen Dichtungen, in ihrem Werthe dahingestellt sein lassen. Und wenn uns die Nachricht übberraschte, dafs Goethe's Helena, von der zu reden wir selbst uns lange enthielten, alsogleich zu Moskau einen gründlichen russischen Besprecher in Schewyreff gefunden habe, so durften wir in dieser Merkwürdigkeit abermals vor allem die Ehre sehen, die uns Deutschen angethan wurde, ohne defshalb dem russisch Geleisteten näher treten zu können. Uebersetzungen russischer Eigenschriften wurden wohl versucht, — selten des Besten und Würdigsten, — drangen aber nicht durch, und blieben gröfstentheils unbekannt.

In diesem Zustande der Dinge erschien voriges Jahr das von Heinrich Koenig herausgegebene Buch „Litterarische Bilder aus Rufsland," und entfaltete zum erstenmal den Reichthum der neusten russischen Litteratur vor unsern Augen. Dieses treffliche, zeitgemäfse Buch, aus mehrfachen Quellen geschöpft, aber besonders aus den zuverläfsigen Mittheilungen des edlen Melgunoff, gab uns eine Uebersicht bisher ungekannter Autoren und Schriften, deren Menge und Mannigfaltigkeit in Erstaunen setzte. Aufsehen und Theilnahme wurden allgemein erweckt, doch freilich nicht in demselben Mafse befriedigt. Wir fanden Namen genug, lebendige, frische Nachrichten, die fruchtbarsten, aufhellendsten Andeutungen, aber die Kenntnifs der litterarischen Gebilde selbst war damit nicht ertheilt. Die Sprache schon bildet eine schwer zu übersteigende Scheidewand. Uebersetzungen, deren es manche sehr vorzügliche giebt, wir nennen die der Frau von Pawloff gebornen von Jänisch, Karls von der Borg, P. von Goetze's und Robert Lippert's, — können hier weniger ausreichen, als in andern Fällen, wo dasselbe Publikum, dem die Uebersetzungen gewidmet sind, immer auch eine grofse Zahl von Kennern der Urschriften in sich begreift, wodurch für jene ein ergänzendes, hebendes Verhältnifs entsteht, dessen die russische Sprache bei uns noch völlig entbehrt.

Hier stellt sich demnach die Aufgabe zur Erlernung der russischen Sprache, und obgleich die Schwierigkeiten dieses Unternehmens gewifs nicht gering anzuschlagen sind, so giebt es doch kaum ein Studium dieser Art, das belohnender wäre. Wir müssen hier viele Vorurtheile fahren lassen. Die russische Sprache, unter den slawischen gewifs die reichste und mächtigste, darf sich mit den gebildetsten des heutigen Europa kühnlich messen. An Wortreichthum übertrifft sie die romanischen, an Reichthum der For-

men die germanischen Sprachen, und in beiderlei Hinsicht ist sie fortschreitender Entwicklung fähig, deren Gränzen noch nicht abzusehen sind. Unser heutiges Deutsch ist von seinen Urschätzen abgetrennt, diese bestehen für sich, und wir können sie nicht mehr, oder höchstens in wenigen Einzelheiten, zu uns heraufziehen; das neuere Russisch hingegen steht noch in frischer Lebensverbindung mit der alten slawischen Sprache, und darf von dieser, so wie von den mannigfachen, eigenthümlich ausgebildeten Mundarten, unaufhörlich das ihr Beliebige und Angemessene sich einverleiben. An Wohllaut, Kraft und Lieblichkeit wird die russische Sprache keiner nordischen, oft auch den südlichen nicht weichen; sie verbindet Anhäufung der Konsonanten, die sich bei uns fast erstickend drängen, mit der Fülle der Vokale, in welchen das Italiänische zerfliefst; sie ist daher im stärksten Vollklange jedes Ausdrucks fähig, und läfst der geschickten Behandlung ein unermefsliches Feld. Ihre prosodischen und metrischen Anlagen haben in Grund und Richtung viel mit unsern deutschen gemein, und während sie die klangvollsten Reime reichlich darbietet, fügt sie sich zugleich der sorgfältigsten Silbenmessung. Wir dürfen anführen, dafs die russische neben der deutschen die einzige Sprache ist, welche eine Uebersetzung der Ilias in Hexametern hat, und so mufs hinwieder ein deutscher Dante-Uebersetzer sie um die herrlichen Terzinen beneiden, durch welche Schewüreff, in seiner gelehrten Arbeit über den Dante, die Inschrift des Höllenthors wiedergegeben hat. Den Wohlklang und Reiz der Verse Shukoffskii's vernimmt auch das fremde Ohr, dem nur die Töne zuströmen.

Wenn in einer solchen Sprache die Poesie erwacht, so darf man grofsen Erscheinungen entgegensehen. Zwar ohne Poesie lebt kein Volk, und ihrer entbehrt keine Sprache zu irgend einer Zeit; aber hier gilt ein Unterschied; auch vor Agamemnon gab es Helden, doch, wüfsten wir auch ihre Namen und Thaten, sie stünden immer hinter jenem zurück. Die Russen durften schon lange sich ihres Lomonossoff, ihres Dershawin, und mancher Andern rühmen; allein darum war ihre Poesie noch nicht zum Durchbruch gekommen. Wie lange sich ein solcher verzögern kann, wie eigenwillig, auch bei sonst üppigem Wuchse, diese Blüthe sich erschliefst, können wir an uns selbst ermessen: unsre Poesie ist von gestern, vor Goethe und Schiller hatten die Deutschen keinen ihre Gesammtbildung darstellenden Dichter. Wir sagen mit besonderm Nachdruck Gesammtbildung, denn diese ist es, welche der Dichter einer spätern, mannigfach ausgebildeten Epoche als Thatsache vorfinden und durch sein Verdienst abschliefsen mufs. Die Naturpoesie des Volkes vereinigt sich dann mit der künstlerischen Aneignung des allgemeinen Weltfortschrittes, an den jede Nation ihr Recht hat, von dem sie mitlebt, und den der Dichter mit ihrer Volksthümlichkeit vermittelt.

Eine solche Poesie nun ist in neuster Zeit bei den Russen durchgebrochen, und ihr reinster und mächtigster Ausdruck ist Puschkin. Wie zahlreich und mannigfach die Vorgänger und Nachfolger sich um ihn gruppiren mögen, — die schönen Talente Gribojedoff's, Baratinskii's, Delwig's, Jasükoff's, Benediktoff's, der Fürsten Wäsemskii und Odojeffskii, Schewüreff's, und so vieler Andern, — stets ragt er als das Haupt aller hervor, und alle finden sich gleichsam in ihm wieder. In der That ist er der Ausdruck der ganzen russischen Lebensfülle seiner Zeit, und defshalb im höchsten Sinne national. Das Volksmäfsige, sofern damit nur das von dunkler Vorzeit her in möglichster Absonderung Ueberlieferte gemeint ist, kann auf einer entwickelteren Bildungsstufe nicht mehr das Nationale sein, denn grade der edlere Theil der Nation, der geistig erweckte und sich geistig umschauende, würde dabei unbefriedigt bleiben. Aber die allgemeine Bildung hinwieder bedarf jedesmal eines festen Volksgrundes, in welchem sie wurzelt, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Diese Betrachtung müssen wir festhalten, um Puschkin's eigentlichen Standpunkt einzusehen, seine Gebilde nicht ungerecht zu beurtheilen. Die Russen selbst, bescheiden hierin oder vorsichtig, sprechen nicht selten von Nachahmung bei ihm. Diese Bezeichnung dünkt uns aber sehr einzuschränken. Wir finden Aehnliches bei Lord Byron zu erinnern. Seine Poesie scheint oft Nachahmung, und ist es doch keineswegs, sondern geht aus dem eigensten Geiste hervor, auch wo sie im Einzelnen nicht immer eigen ist. Wie das allgemeine Meer, wohin jedes Land seine Ströme sendet, so ist auch der angehäufte Vorrath von Bildung und Gebilden, den die Folge der Zeiten abgelagert hat, ein Gemeingut, das jeder benutzen, woraus er sich aneignen darf, was ihm taugt und be-

liebt. Die Schöpfungen von Shakespeare und Goethe, die Byron'schen Stimmungen, die Victor Hugo'schen Strebungen, mit Einem Worte, der ganze Schatz litterarischer Gebilde, sind in die allgemeine poetische Atmosphäre schon übergegangen und aufgelöst, wir athmen sie als freies Lebenselement, und sie werden als solches Stoff und Bestandtheil neuer Dichtungen, die defshalb, weil jener Uebergang in ihnen erkennbar, noch keineswegs nachgeahmte zu nennen sind. Der Geist allein ist es, der hier zu entscheiden hat, der den freien Gebieter erkennen läfst, oder den knechtischen Nachahmer. Woher hat's der Dichter? ist eine Frage, welche schon von Goethe bei mehreren Anlässen bündig erörtert worden, worauf wir hier mit Fug verweisen.

Dafs Puschkin ein ursprünglicher und eigenthümlicher Dichter ist, ergiebt sich aus seinem Eindruck unmittelbar. Er mag Formen aufnehmen und Wege einschlagen, die vor ihm dagewesen; das Leben aber, welches er hervorruft, ist ein ganz neues. Wenn wir durch ihn öfters an Byron, an Schiller, ja an Wieland, oder an deren Vormänner, an Shakespeare und Ariosto, erinnert werden, so geht daraus mehr hervor, mit wem wir ihn vergleichen dürfen, als woher wir ihn ableiten müssen. Mit Byron gehört er dem Zeitalter nach völlig zusammen, und sogar mit Schiller dürfte man sagen, insofern sich der äufsere Lebenszustand im Wesentlichen seitdem nicht verändert hat. Auch die innere Welt, welche sich im Gemüthe des Dichters erschliefst, erhebt sich grofsentheils auf denselben Grundlagen, die wir bei jenen Dichtern wahrnehmen, hier ist derselbe Gegensatz und Kampf der Dichtung und Wirklichkeit, derselbe Ueberdrufs und zweifelvolle Mifsmuth, dieselbe Trauer um verlornes oder nicht zu gewinnendes Glück, dieselbe Zerrissenheit und grofsartige Ergebung, welche besonders in Byron vorherrschen. Allein von ihm unterscheidet sich Puschkin wesentlich schon dadurch, dafs er den genannten Eigenschaften gleich ihren vollen Gegensatz, nämlich eine frische Heiterkeit beigesellt, welche seine Poesie wie ein helles Sonnenlicht durchstrahlt, und bei düstern Ereignissen und verzweifelten Empfindungen stets einen Trost und eine Hoffnung bewahrt. In dieser Richtung zur Heiterkeit, zum Guten und Kräftigen, wodurch das Herz gestärkt und der Geist ermuthigt wird, möchten wir ihn mit Goethe vergleichen. Hierin eigentlich gründet sich immer der wahre Dichterberuf, dafs die Poesie Freude und Trost sei, und nur um dies recht zu sein, steigt sie zu allen Schmerzen und Leiden hinab. Die ermuthigende, belebende Kraft in Puschkin wird jeder alsbald erfahren, der sich mit ihm beschäftigt. Er hat eben so viel Sinn für das Komische und Scherzhafte als für das Tragische und Pathetische, vor allem aber ist er ironisch, und dies so weit, dafs er oft im besten Sinne humoristisch wird. Seine gute Laune und sein frischer Muth sind immer die Grundbestimmung, über welche die andern Stimmungen nur wie Schattirungen dahinziehen. Bezeichnungsvoll ist für diesen Karakter auch sein Ausdruck, überall schnelle Kürze, frisches, gedrängtes Bild, treffender Geistesblitz, scharfe Wendung. Von Gesuchtem, Weitschweifigem, mit Liebhaberei unnütz Fortgesponnenem, wird selten ein Dichter wenigere Spuren zeigen; seine Natürlichkeit, die sich mit dem einfachsten Worte begnügt, jeden Gegenstand rasch aufnimmt und entläfst, seine feurige Einbildungskraft voll Innigkeit und Gröfse, sein bald sanfter bald herber Witz, alles vereinigt sich, dem stets unterhaltenen und stets freien, nie gequälten Leser einen heitern, wohlthuenden Eindruck zu hinterlassen.

Für den Russen ist diese Wirkung um so mächtiger, als sie ihn zugleich in seinem nationalen Wesen ergreift, und das ganze Leben des Vaterlandes und der Volksgenossenschaft in ihm aufregt. Puschkin's Dichtungen sind ganz von Rufsland erfüllt, von Rufsland in allen Richtungen und Gestalten. Was dies aber bedeutet, und welcher Vortheil hiebei grade dem russischen Dichter erwächst, müssen wir näher in's Auge fassen. Jeder Dichter, der sich nicht in ideale Allgemeinheiten verliert, spricht mehr oder minder sein Land und Volk aus, und es wird jedesmal viel darauf ankommen, wie diese beschaffen sind. Aber fast immer zieht der hiedurch bestimmte Kreis sich enge genug zusammen, und liefert meist nur einseitig Gleichartiges, Nördliches, Südliches, Gebildetes, Volksmäfsiges, Angenommenes sogar und Verabredetes.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Сочиненія Александра Пушкина. Томъ I — III. Санктпетербургъ, 1838. *(Werke von Alexander Puschkin.)*

(Fortsetzung.)

Konnte Byron dieser Enge entgehen, indem er zu dem Englischen Spanisches, Deutsches, Italiänisches und Griechisches fügte, so mufste er sich diese reichere Poesie gleichsam erreisen, und wenn Goethe über das Deutsche hinaus noch Böhmisches und in später Zeit sogar Orientalisches zu gewinnen wufste, so gelang auch ihm dies nur durch Lebensbedingungen und Geistesgewalt. Der russische Dichter aber findet in seinem nationalen Kreise diese Mannigfaltigkeit, des räumlich Entlegnen und des geistig Verschiedenen, ganz von selbst, in natürlicher Darbietung. Ihm ist Süd und Nord, Europa und Asien, Wildheit und Verfeinerung, Altes und Heutiges, alles gleichmäfsig eigen und vertraut, und indem er das Verschiedenartigste schildert, schildert er immer Vaterländisches. So wirken die Gröfse und die Macht des Staates, der Umfang und der Inhalt des Reiches hier günstig ein, und wir sehen, in welch inniger Beziehung mit dem Staate die Poesie lebt; ganz von innen her, aus denselben Grundstoffen, welche den Staat gewaltig machen, wird es auch die Dichtung. Puschkin hat diesen Vortheil nach besten Kräften hervorgehoben und geltend gemacht; seiner Behandlung der entgegengesetztesten Zustände fühlt man es an, dafs sie ihm gleicherweise angehören, dafs er zu allen gleichmäfsig berechtigt ist, sie sind sein, sind russisch. Wir können seine Worte anwenden, und sagen, „von den kalten Felsen Finnland's bis zu den Gluthen von Kolchis, von dem erschütterten Kreml bis zur Mauer des unbeweglichen China," in der Welt alter ländlicher Sitte und in der des modischen Tagelebens, in Palästen und unter Zigeunerzelten, überall ist er auf seinem Boden, und überall sprieſst seine Dichtung hervor. In der That bringt er diese reiche Welt in ihrem ganzen Umfange zur dichterischen Anschauung.

Die Lebensumstände des Dichters und sein frühzeitiges Todesloos sind den äufsern Umrissen nach hinlänglich bekannt, die wesentlichen Züge berührt auch das Buch von Koenig. Die Abstammung von der Tochter des unter Peter dem Grofsen zum russischen General emporgestiegenen Negers Hannibal war in seinem Aussehen wie in seinem Blute nicht zu verkennen, und er selbst hielt sich ihrer bewufst. Die Verbannung, in welche sein Geschick ihn wiederholt führte, war allerdings seiner Poesie günstig, er lernte dadurch Völker und Gegenden des Vaterlandes kennen, die er sonst wohl nicht gesehen hätte, und deren ganze Fülle er siegreich in seine Dichtungen zog. Eine glänzende Wendung erfuhr sein Leben, als der Kaiser Nikolaus ihn von dem fernen Landgute plötzlich nach Moskau holen liefs, ihm verzieh, ihn zu neuen Erzeugnissen ermunterte, und hinfort selber ihm alleiniger Censor sein wollte. Mit gleicher Grofssinnigkeit übernahm der Kaiser auch nach Puschkin's unglücklichem Tode die Kosten für die Herausgabe seiner Schriften, deren durch die freigebigste Fürsorge höchst reicher Gewinn den Nachgebliebenen des Dichters zukommen soll.

Von dieser, auf Befehl des Kaisers veranstalteten, durch die Freunde des Dichters und namentlich durch Shukoffskii besorgten, neuen Ausgabe liegen bereits drei ansehnliche Bände vor. Die Anordnung bot einige Schwierigkeit dar, indem die Zeitfolge nicht füglich leiten konnte, die Gattungen aber nicht immer so bestimmt zu scheiden waren. Man hat den guten Ausweg erwählt, die beiden Hauptwerke, Eugen Onegin und Boris Godunoff, gleich voranzustellen, und die übrigen Dichtungen möglichst in ihrer Gleichartigkeit zusammengereiht folgen zu lassen. Wir bedauern

jedoch, dafs die Zeitangabe nicht jedem einzelnen Stücke beigefügt ist, da es oft von Wichtigkeit wäre, Früheres von Späterem zu unterscheiden. Auch vermissen wir, und gewifs eben so mancher Eingeborne, hin und wieder eine Anmerkung, die bisweilen durch Ein Wort die nöthige Klarheit gäbe; Puschkin selbst hat mehreren seiner Gedichte solche Erklärungen angehängt, welche hier auch wieder mitabgedruckt worden, neue der Herausgeber sind aber, ungeachtet häufigen Anlasses, nicht hinzugekommen. Doch dies alles kann im letzten Bande noch nachgetragen, und dann über das ganze Unternehmen auch einige Nachweisung erstattet werden, die wir eigentlich schon in einem Vorbericht erwartet hätten.

Wir wenden uns nunmehr zu näherer Betrachtung des Inhalts. Der *erste Band* enthält, wie schon bemerkt, die beiden gröfsten und berühmtesten Dichtungen Puschkin's, und auf diese folgen einige kleinere dramatische Scenen. Wir wollen die einzelnen Gebilde durch würdigende Andeutungen zu bezeichnen suchen.

Eugen Onegin, Roman in Versen. Dieses Gedicht, dem die heutige Wirklichkeit den Stoff, der Rückblick auf romantische Vorbilder den Zuschnitt, und ein hoher Dichtergeist Gehalt und Schmuck verliehen, hat als treuer Spiegel des russischen Lebens die lebendigste Aufnahme, die allgemeinste Verbreitung gefunden, und es giebt wohl kaum einen Winkel des weitläufigen Reichs, wohin Onegin nicht gedrungen wäre, sich nicht als Buch der Sprüche und Anspielungen dem täglichen Leben immerfort darböte. Solcher Eingang bei der Nation, nicht durch gemeine Herablassung erkauft, sondern vielmehr durch Erhebung gewonnen, bezeugt schon eine mächtige Dichterkraft. Auch erscheint diese dem kritischen Auge in ursprünglichster Eigenheit. Wir wissen in der That kein andres Gedicht aus schon bekanntem litterarischen Kreise zur Vergleichung herbeizuziehen. Wer hier Byron's Childe Harold anführen wollte, würde nur eine Aeufserlichkeit bezeichnen, etwa wie man bei Göethe's Hermann und Dorothea die Vossische Luise anführen konnte. Sinn und Richtung sondern sich, indem das Gewöhnliche behandelt wird, ungewöhnlich ab, und der Dichter schwebt hoch über seinem Gegenstande, den er bald als ein lässiges Spiel fast entgleiten läfst, bald als hohen Ernst schmerzlich an sein Herz drückt. Ja wir gestehen, dafs wir, bei willigem Mitgehen in die einzelnen Stimmungen, die hier walten, und bei grofser Befriedigung, die wir von dem Ganzen geniefsen, doch zu der eigentlichen Grundstimmung, in welcher der Dichter zu dieser Konzeption getrieben war, nicht durchzudringen vermögen; sie hat für uns von aufsen Herantretende etwas, das sich nicht völlig auflösen läfst, dem Einheimischen aber in seinem unmittelbaren Darinsein vielleicht weniger auffällt. Das bunte Gemisch von Munterkeit und Trauer, von Ironie und Rührung, Volksthümlichem und Idealem, läfst sich in dieser Gestalt kaum anders bezeichnen, als dafs wir Russisches, dafs wir Puschkin vor uns haben.

Der Inhalt ist kürzlich folgender: Eugen Onegin, in welchem sich die gewöhnlichen Lebensbestimmungen, Fähigkeiten, Gesinnungen und Begegnisse eines jungen Russen von Herkunft und Vermögen darstellen, und den wir in St. Petersburg das üppige und leere Weltleben des Tages mitmachen sehen, wird durch den Tod seines Oheims veranlafst, sich einige Zeit auf dem Lande umzuthun. Verständig und wohlmeinend genug, aber durchaus prosaisch, ein reiner Ausdruck dessen, was grade der Tag liefert, befreundet er sich doch gern einem jüngern Nachbar, Wladimir Lenfskoi, der erst aus Deutschland zurückgekehrt und ein schwärmerischer Dichter ist. Durch ihn macht er die Bekanntschaft der Familie Larin, deren Schilderung uns in das Innerste russischer Lebensart einführt, und nach allen Seiten die bezeichnendsten Züge anmuthig hinwirft. Die beiden schönen und liebenswürdigen Töchter, Olga und Tatiana, werden in ihrer Sinnes- und Gemüthsverschiedenheit hingestellt. Jene ist schon die Braut Lenfskoi's, diese verliebt sich in Onegin. In der Unschuld und Stärke ihres Gefühls schreibt sie ihm eine Liebeserklärung voll zarten Reizes und warmer Jugend, einen Brief, von dem es nicht zu verwundern ist, dafs er sich, wie man uns sagt, überall dem Gedächtnifs der jungen Welt eingeprägt hat. Onegin aber ist so kalt und ehrlich, vernünftige Lehren darauf zu erwiedern. Unglücklicherweise weckt er aber durch sein weiteres Benehmen die Eifersucht Lenfskoi's, das Feuer wird geschürt, es erfolgt ein Zweikampf, und Lenfskoi wird erschossen. Der Jammer dieses Ereignifses ist grofs; doch Tatiana's Neigung besteht ungeschwächt. Onegin aber meidet nun die Heimath, und geht auf Reisen. Diese Reisen sollten anfangs mit Ausführlichkeit erzählt und dem Ge-

dicht einverleibt werden, allein Puschkin gab den Vorsatz wieder auf, und nur einige Bruchstücke sind jetzt als Anhang beigefügt. Wir begleiten dann die Familie Larin, bei deren häuslichen Festlichkeiten wir die ganze Nachbarschaft in vollem Glanze ihrer provinzialen Bildung kennen gelernt, zu den höheren Kreisen der Hauptstadt Moskau, deren grofse Welt in ihrer Eigenart karakteristisch geschildert wird. Tatiana, auf deren Verheirathung es abgesehen war, erweckt die Aufmerksamkeit und Neigung eines Generals, und wird dessen Gattin. Als nach geraumer Zwischenzeit Onegin wieder in St. Petersburg erscheint, erregt eine glänzende schöne Dame seine Aufmerksamkeit, und bald mufs er in der vornehmen, durch hohe und freie Weltbildung ausgezeichneten Fürstin das schlichte, schwärmerische Landmädchen Tatiana erkennen. Der ehmals Gleichgültige entbrennt jetzt in heifsester Gluth, er wirbt um die ehmals verschmähte Gunst, er schreibt nun selber mit Leidenschaft; doch lange harrt er vergebens auf Antwort, und die endlich spät erlangte zerstört für immer seine Hoffnungen; Tatiana bekennt mit aller Aufrichtigkeit ihrer früheren Zeit, dafs ihre Neigung noch dieselbe sei, aber sie erklärt zugleich den festen Vorsatz, mit tugendhafter Treue den Pflichten, die sie eingegangen, unerschütterlich anzugehören.

Die Geschichte ist einfach, und der Zusammenhang eben nicht streng. Aber mit welchem Reichthum der Phantasie und des Humors der Dichter die einzelnen Schilderungen ausgestattet, können wir dem Leser nicht vor Augen stellen, ohne selber uns in Einzelheiten zu verlieren, und gradezu Uebersetzungen zu versuchen. Das Rasche, Gedrungene seiner Darstellung, das Ironische und Epigrammatische, wohin sie immerfort ausläuft, kommt diesen Gegenständen trefflich zu Statten, als welche schon durch sich selber zum Weitschweifigen verlocken. Die Naturschilderungen sind durch Einfachheit und Klarheit besonders ausgezeichnet; Frühlingslüfte, Winternacht, ländliche Stille werden uns durch wenige kurze Züge unmittelbar gegenwärtig, der Dichter nennt fast nur die Sache selbst, und gewinnt so das schönste Bild. Die Zeichnung der Personen, ihrer äufsern Erscheinung und ihres innern Wesens, ist ebenfalls scharf und bündig; alle Gestalten haben die hellste Anschaulichkeit; insbesondre aber der Karakter der Tatiana, eine dem Dichter ganz eigne und höchst liebliche Erfindung, ist auf das glücklichste durchgeführt. Die beiden Freunde, Onegin und Lenfskoi möchten wir, gleich den Brüdern Vult und Wult bei Jean Paul Richter, als eine Zersetzung des Dichters selbst ansehen, der den Doppelstand seines Innern hier in zwiefache Lebensgestalt herausbilden mochte. Die Erzählung des Zweikampfes, dessen Umstände fast buchstäblich für Puschkin selber wahr geworden, kann man in dieser Beziehung nicht ohne Schauder lesen. Das Ahndungsvolle, Rührende, welches dem Dichter der Blick auf sein eignes Leben und Geschick einflöfst, bricht auch sonst in vielen Stellen durch. Den edeln und wackern, wenn auch heifsleidenschaftlichen und wohl oft verirrten Menschen, den für alles Gute reizbaren und strebenden, kann ohnehin kein Leser des wunderbaren Gedichts in dem Urheber desselben verkennen.

Wir haben noch anzumerken, dafs das Ganze, in acht Bücher vertheilt, beinahe vierhundert Strophen enthält, deren jede aus vierzehn jambischen, acht- und neunsilbigen, gereimten Zeilen besteht. Die vierfüfsigen Jamben scheint Puschkin besonders zu lieben, und er weifs sich in ihnen mit anmuthiger Leichtigkeit zu bewegen. Auch die meisten der noch folgenden gröfsern Gedichte sind in dieser Versart, die für die rasche und doch zugleich empfindungsvolle Erzählung besonders angemessen ist, und dem dramatischen Verse nicht ferne steht.

Boris Godunoff. Puschkin hat dieser dramatischen Dichtung keinen Gattungsnamen beigefügt, die Eintheilung in Akte fehlt, und die Scenen sind ohne Unterbrechung aneinandergereiht, so wie der Schauplatz unaufhörlich wechselt, und der Zeitraum der Handlung einige Jahre umfafst. Haben diese Aeufserlichkeiten, von denen doch nur die erste als eine ungewöhnliche noch zu rechnen ist, auch den Dichter selber zweifeln lassen, ob sein Werk als ein Trauerspiel gelten könne, so darf dies doch keineswegs uns abhalten, diese Bezeichnung ihm beizulegen. Die Einheit der Handlung bewährt sich durchaus, und bindet die Theile vollkommen zu einem Ganzen; Anlage, Fortschritt und Entwicklung sind ächt dramatisch, und auch die Wirkung ist ganz in diesem Karakter. Der äufsere Umfang sogar hält das Mafs der sonst gewöhnlichen fünf Akte, und es würde nicht schwer sein, diese selbst, wenn es nöthig wäre, für den Bühnenbedarf abzugliedern. Zu denselben freien Formen aber,

welche den Geschichtsdramen Shakspeare's und dem Götz von Berlichingen und Egmont Goethe's zugestanden sind, ist auch das Werk des russischen Dichters berechtigt, der ohnehin durch Geist und Gehalt jenen so nahe steht. Wir merken diese dramatische Eigenschaft ausdrücklich an, weil man nur allzu geneigt zu sein pflegt, den Anspruch, der nicht offen hervortritt, schon defshalb für wenig begründet zu halten; Puschkin's Gedicht nicht als Drama anzuerkennen, weil er selber es nicht so nennt, wäre nicht besser, als Goethe'n, weil er meint, sie nicht erreicht zu haben, die Meisterschaft im Deutschschreiben abzusprechen; dergleichen Bescheidenheit ist immer gefährlich, die Leute glauben gar zu gern den Worten mehr, als der Sache.

Der Stoff des Drama's ist aus der russischen Geschichte entlehnt, aus einem ihrer bewegtesten, verhängnifsvollsten Zeiträume, in welchem der falsche Dimitrii auftritt; doch ist nicht dieser, wie in dem nachgelassenen Werke Schiller's, der Held des Trauerspiels, sondern, wie schon der Titel sagt, Boris Godunoff, der zu jener Zeit auf dem russischen Throne safs. Nach dem Tode des Zars Iwan des Schrecklichen war dessen älterer Sohn Feodor ihm in der Herrschaft gefolgt, diese jedoch ganz den Händen seines Ministers Boris Godunoff heimgefallen, der seine Schwester dem Zar zur Gemahlin gegeben hatte. Dimitrii, der jüngere Sohn des Zars Iwan des Schrecklichen, war in der kleinen Stadt Uglitsch einem Kloster zur Erziehung übergeben, dort aber, kaum acht Jahr alt, durch Mörder, die, wie ein dunkles Gerücht insgeheim, und in der Folge die allgemeine Stimme öffentlich behauptete, auf Boris Befehl handelten, getödtet worden. Nachdem der Zar Feodor vierzehn Jahre regiert, starb auch er, seine einzige Tochter war ihm schon vorangegangen, und den erledigten Thron bestieg Boris Godunoff, der sich zwar anfangs weigerte, aber nur, um sich die Krone durch die Bojaren und das Volk um so heftiger aufdringen zu lassen.

Die erste Scene, zwischen den beiden Fürsten Schuifskii und Worotünskii, zeigt uns die noch zweifelhafte Lage der Dinge, die Zerrüttung des Reiches, das Verlangen des Volks, die Weigerung Godunoff's, mit der es diesem, meint Schuiskii, doch kein Ernst sei, denn wefshalb hätte er sonst den jungen Dimitrii umbringen lassen? Schuiskii war selber, auf die Nachricht von dem Tode des Zarewitsch, von Seiten des Hofes nach Uglitsch gesandt worden, und hatte dort Umstände erfahren, die ihn über die Art des Todes und den Urheber nicht in Zweifel liefsen; doch die Wahrheit durfte damals so wenig wie jetzt durchdringen. Die beiden Fürsten verhehlen nicht, dafs sie den Boris hassen, und eignen ehrgeizigen Absichten nachgehen. Inzwischen dringt das Volk ungestüm auf Entscheidung, und Boris nimmt endlich die Krone an, der Patriarch und die Bojaren huldigen ihm, unter ihnen Worotünskii und Schuifskii, letzterer schon läugnend, was er noch eben gesprochen hat. Diese Einleitung stellt uns mit wenigen, kräftigen Zügen gleich in die Mitte der Begebenheiten, zeichnet den Karakter der Menschen, und läfst grofse Entwicklungen erwarten. Die dramatische Exposition ist vortrefflich, sie kann sich der wegen ihrer Meisterschaft mit Recht gerühmten Lessing'schen zur Minna von Barnhelm kühn zur Seite stellen, sie ist gedrängt und klar, reich und rasch.

Ein andrer Schauplatz eröffnet sich, fünf Jahre später, im Tschudoff-Kloster zu Moskau. Der alte Mönch Pimen schreibt bei nächtlicher Lampe in seiner Zelle an der Chronik seiner Zeit; neben ihm ist ein junger Novize, Grigorii Otrepieff, eingeschlafen und träumt, einen wunderbaren Traum von Hoheit und Schmach, den er dann aufwachend erzählt. Pimen beruhigt ihn, preist die Ruhe des Klosters, und beseufzt die Zeit, wo ein Mörder den Thron einnimmt. Der junge Grigorii hört begierig die Erzählung aller Umstände von dem Tode Dimitrii's in Uglitsch, wo Pimen damals lebte. Dafs Boris Godunoff den Prinzen ermorden liefs, stellt sich als unzweifelhaft dar; der Arme würde jetzt neunzehn Jahre sein, gerade so alt, wie Grigorii, in dessen Seele schon der Gedanke aufsteigt, der sich im Folgenden entwickelt. Auch diese Scene ist mit grofser Meisterschaft durchgeführt, in karakteristischer Wahrheit, mit ansprechender Kraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Сочиненія Александра Пушкина. Томъ I — III. Санктпетербургъ, 1838. *(Werke von Alexander Puschkin.)*

(Fortsetzung.)

Grigorii entspringt dem Kloster, und hinterläfst ein Blatt mit den Worten, er werde Zar in Moskau sein; man setzt dem Flüchtling nach. Doch dieser rettet sich im letzten Augenblicke, da er schon verloren scheint, durch Geistesgegenwart und Muth, die er sogleich im Beginn seines verwegnen Unternehmens glücklich darthut. Er gelangt nach Polen, gewinnt dort Anhänger, und rüstet sich, in Rufsland einzudringen. Am Hofe des Zaren empfängt Schuifskii diese Nachricht durch Athanasius Puschkin, dem sie sein Neffe Gabriel Puschkin aus Krakau geschrieben hat. Diese Vorfahren des Dichters sind nicht willkürlich eingemischt, sondern geschichtliche Personen, die ganz in ihrer wahren Gestalt auftreten. Die grofse Neuigkeit wird besprochen, und die Gesinnung der Bojaren zeigt sich dem Zar feindlich. Dieser, furchtbar und grausam, wo er für seine Krone fürchtet, ist sonst ein kluger und tüchtiger Herrscher, wendet seine Sorge mit Erfolg auf das Reich, und wünscht auch seinen Sohn Feodor zum würdigen Erbfolger heranzubilden. Indem er sich von ihm die Karte des russischen Reichs erklären läfst, empfängt er durch Schuifskii die Nachricht von dem Auftreten eines angeblichen Dimitrii und von dessen Rüstungen in Polen, sein Gemüth geräth in Aufruhr, er befiehlt, die polnische Gränze sorgsam zu bewachen, und beklagt sein beschwertes Gewissen und drückendes Herrscherloos.

Der falsche Dimitrii sammelt schon einige Russen um sich, Gabriel Puschkin und ein junger Fürst Kurbskii halten sich zu ihm; seine Hauptstütze aber sind die Polen, denen er verspricht, die lateinische Kirche in Rufsland einzuführen. Auch wird eine Polin mit ihm den Thron theilen, die schöne Marina, Tochter des Palatinus Mnischek. Ein geheimes Gespräch, welches diese ihm bewilligt, ist meisterhaft durchgeführt. Hier zeigt sich Puschkin den gröfsten Dichtern gleich. Aus dem tiefsten und reinsten Quell ist es geschöpft, dafs der kühne Abentheurer, dem bei Fürsten und Volk seine Rolle über Erwarten gelingt, freiwillig sich der Geliebten als Betrüger offenbart, und von ihr nur als der geliebt sein will, der er wirklich ist. Doch findet seine ächte Liebe keine Erwiederung, und Marina willigt in den Betrug nur um den Preis desselben, den Thron. Ein neuer Sporn, diesen zu erringen! Die ganze Scene ist von mächtiger Leidenschaft durchglüht, von inniger Hingebung und stolzem Ehrgeiz.

Nunmehr drängen sich die Ereignisse in schneller Folge. Der falsche Dimitrii rückt an der Spitze eines Heers in Rufsland ein. Boris Godunoff hält eine Rathsversammlung, der Patriarch stimmt in salbungsvollem Vortrage dahin, die wunderthätigen Gebeine Dimitrii's von Uglitsch feierlich nach Moskau zu versetzen, das Volk werde dann erkennen, dafs er nicht am Leben sein könne. Hiergegen wendet Schuifskii ein, man dürfe die Aufregung nicht durch solche Feierlichkeit vermehren, und will seinerseits eidlich erhärten, dafs er bei seiner ehmaligen Sendung nach Uglitsch dort die Leiche des Prinzen gesehen. Dies alles vermehrt nur die innere Bewegung des Zaren, der indefs der nöthigen Kriegsanstalten nicht vergifst.

Wirklich werden die Truppen des falschen Dimitrii, trotz seiner persönlichen Tapferkeit, durch die Feldherren Godunoff's geschlagen; allein der Sieg im Felde entscheidet schon nicht mehr, die Völker fallen ab, die Städte öffnen die Thore, die Truppen gehen zu dem neuen Fürsten über.

Von aufsen und innen furchtbar erschüttert, erkrankt der Zar, und sein Ende vorempfindend begehrt er seinen Sohn allein zu sprechen. Er verhehlt ihm

nicht, dafs er durch Verbrechen den Thron erlangt, aber nur diesen, nicht die Sünde, erbe der Sohn, und werde ihn mit gutem Recht besteigen, wie hoffentlich gegen jenen Betrüger behaupten. Die zärtlichste Vatersorge und die weiseste Herrscherklugheit spricht aus Godunoff's Abschiedsworten, mit denen er der Krone entsagt. Der junge Feodor wird als Zar begrüfst, die Bojaren schwören ihm Treue, und Boris stirbt.

Der Sieg des falschen Dimitrii wird durch den Uebertritt des Feldherrn Bafsmanoff, der Feodor's Truppen befehligt, und sich von Gabriel Puschkin verleiten läfst, völlig entschieden, des letztern Anrede auf dem öffentlichen Markt an die Bürger von Moskau gewinnt auch das Volk, und Dimitrii wird als Zar ausgerufen. Die Kinder Godunoff's, der junge abgesetzte Zar Feodor und seine Schwester Xenia zeigen sich am Gitter ihres Gefängnisses, das Volk enthält sich doch einiges Mitleids nicht, aber nur um so mehr wird ihr Tod beschlossen. Vier Bojaren dringen in das Gefängnifs, man hört Geschrei, dann tritt der Bojar Mofsalfskii hervor, verkündet, die beiden Gefangenen hätten sich vergiftet, und fordert nun das Volk auf, in den Leberuf einzustimmen für den Zar Dimitrii Iwanowitsch; das Volk schweigt.

So schliefst das Drama, mit einem grofsartigen Eindruck, in welchem das ganze Gewicht des Geschehenen sich zusammendrängt und für das neue Verbrechen schon die neue Nemesis ahnden läfst. Der Dichter hat ein grofses Schicksal vor unsern Augen enthüllt; Boris, fähig und würdig zu regieren, gelangt nur durch Verbrechen auf den Thron, von dem das ohnmächtige Recht weichen mufs; vergebens hofft er, sein Verdienst in Recht zu verwandeln, und das Schlechterworbne dem geliebten Sohn als Wohlererbtes zu hinterlassen; aus dem Verbrechen selbst entwickelt sich die Rache, und nicht das Recht ist es, das ihn stürzt, sondern neuer Betrug, der ihm als solcher klar; ein erlogner Schein des Rechtes genügt, um die angemafste Herrschaft zu zerstören. Wir wissen, dafs die Weltgeschichte auch wohl anders richtet, oder dafs wenigstens unsre Augen nicht vermögen, ihren oft langwierigen Vergeltungsgängen sicher zu folgen; wo sie uns aber solche Wendung vor Augen stellt, haben wir jedesmal das ächt Tragische nur zu ergreifen. Die Katastrophe des Boris Godunoff, welche der Dichter mit vollem Recht über den Tod desselben hinweg noch bis zum Untergang seiner Kinder fortführt, durchkreuzt sich von selbst mit dem Verhängnisse des falschen Dimitrii, allein von diesen so nah zusammengedrängten tragischen Stoffen überwiegt unzweifelhaft der erstere, sowohl an Bestimmtheit als an Reichthum, und die Wahl Puschkin's bezeugt seinen tiefen und glücklichen Sinn, der überdies mächtig und reich genug ist, auch noch den zweiten ihm aufgedrungnen Helden mit Würdigkeit und Reiz auszustatten.

Die Verarbeitung dieses Stoffes in Scenen und Dialog ist durchaus meisterhaft zu nennen. Der Dichter hat sich mit sorgfältiger Treue an die wahre Geschichte gehalten, welches ihn aber nicht verhindert, überall zugleich seine dramatische Aufgabe im Auge zu behalten. Sein Werk hat grofse historische Lücken, aber dramatische nicht; alles reihet sich in geschlossener Folge an; Gegensätze, die ohne Künstelei aus der Sache selbst hervorgehen, gewähren die vortheilhafteste Abwechselung, und Antheil und Spannung begleiten denselben Einen Verlauf bis zum Schlusse. Die Karakterzeichnung ist so gediegen als mannigfaltig; mit dem ersten Auftreten, mit den ersten Worten der Personen, sind diese gleich fest hingestellt; der Herrscher, die Bojaren, die Geistlichkeit, das Volk, Alle erscheinen in ihrer ächten Unterscheidung, der Dichter hat dieselbe sichre Auffassung für die Vielgestalt des Volkes, wie für den Zar und den Patriarchen, für den katholischen wie für den griechischen Mönch, für die ehrgeizige Polin wie für die sanfte Zarentochter, und wie Heldensinn und Staatsweisheit so auch Liebesgluth und heilge Einfalt läfst er ihr eigenstes Wesen aussprechen. Diese Mannigfaltigkeit, die jeder Eigengestalt gerecht zu werden vermag, ist ein ächtes Zeichen des dramatischen Dichters, eben so jedoch die wenigen und kurzen Mittel, durch welche er zu seinen Zwecken gelangt. Hierin ist Puschkin ein erster Meister. Alles ist bei ihm gedrängt und scharf, bündig und rasch, nichts überflüssig oder breit, nie giebt er sich lockenden Abschweifungen hin, die so häufig in dramatische Dichtungen eindringen und sich wohl gar durch den Namen lyrisch zu rechtfertigen meinen. Auch die Gleichmäfsigkeit des zehn- und eilfsilbigen jambischen Verses, der mit grofser Sicherheit gehandhabt ist, wird nicht durch lyrische Strophen unterbrochen, sondern nur hin und wieder, wo das Volk redet, durch schlichte Prosa.

Für die Russen hat das Trauerspiel Puschkin's noch den besondern Vorzug, dafs es im höchsten Sinne und durch und durch national ist. Denn indem auch fremde Völker hineinspielen, und nach Mafsgabe ihrer Beziehungen wahr und unverkürzt — wie denn insbesondre die Deutschen ehrenvoll erwähnt sind — so nimmt doch die Sache Rufslands unbedingt alle Theilnahme hin, und man fühlt, auch als Ausländer, das vaterländische Herz des Russen in jeder Scene, in jeder Zeile. Bei so schönem Verein der herrlichsten Gaben ist es zu verwundern und zu beklagen, dafs Puschkin nur dies eine Trauerspiel, und nicht eine ganze Reihe gedichtet, indem das wahre dramatische Talent seiner Natur nach fruchtbar ist, und gewöhnlich viel und leicht erzeugt. Bei längerem Leben würde er vielleicht noch mehr in dieser Richtung geleistet haben; allein die Bedingungen bestimmter Zeit- und Bildungsverhältnisse können auch wohl verursachen, dafs der Dichter, die zu grofse Beschränkung meidend, seine dramatische Kraft lieber in freiere Dichtungsarten ergiefst.

Dramatische Scenen. Eine *Scene aus Faust* ist besonders defshalb merkwürdig, weil wir sehen, dafs Puschkin auch diesen grofsen Stoff in seinem Dichtergeiste gehegt, und nach der gelieferten Probe dürfen wir annehmen, er würde nicht erfolglos diese Arbeit fortgeführt haben. Der *Schmaus in Zeiten der Pest* ist ein wunderliches Nachtstück, dem englischen Dichter Wilson nachgedichtet, mit dem eigenthümlichen Verdienst eines leichtfliefsenden, reinen Ausdrucks. Zwei Scenen, *Mozart und Salieri*, behandeln die bekannte Sage von der Bestellung des Requiem und die angebliche, der Eifersucht Salieri's zugeschriebene Vergiftung Mozart's; die Dramatisirung ist frisch, lebendig und kurz. *Der geizige Ritter*, drei Scenen aus einem englischen Schauspiele des Chenston, welches Puschkin in's Russische vollständig zu übersetzen beabsichtigt hatte.

Der *zweite Band* enthält erzählende Gedichte, von sehr verschiedenem Sinn und Karakter. Bald ist Zauberei der Boden, bald Sage und Geschichte, bald wieder novellenartiges Ereignifs, gegründet auf Anschauungen und Eindrücken, welche der Dichter auf seinen Wanderungen in Europa und Asien, wo er bis in die türkischen Länder vorgedrungen, eingesammelt hat. Wir geben davon nähern Bericht.

Rufslan und Liudmila. Ein Heldenmährchen in sechs Gesängen, und das erste gröfsere Gedicht, an welchem Puschkin seine Kraft versuchte. Wenn es bei Koenig heifst, dasselbe sei im Geiste Ariosto's und eine Folge der italiänischen Studien des Dichters, wiewohl schon ganz volksthümlich in Rufslands Heldenzeit gehalten, so können wir zwar nicht eigentlich widersprechen, wünschten aber wohl zu wissen, wiefern die Angabe, dafs jenes Gedicht die Frucht der italiänischen Studien des Dichters gewesen, auf bestimmten, thatsächlich bekannten Nachrichten beruhe; wäre sie nur aus dem vergleichenden Ueberblicke geschöpft, so möchten wir sie wenig in Rechnung bringen, dagegen um so mehr die hinzugefügte Bemerkung aufnehmen, dafs der Dichter hier auch für das Mährchenhafte einen russischen Sagenkreis und russische Vorzeit zum Boden habe. Aufserdem hat das Gedicht Anmuth des Erzählens und spannenden Reiz in hohem Grade; die Frische und Kürze des Ausdrucks ist hier sehr erwünscht, und darin verläugnet sich Puschkin nie, man könnte sagen, dafs sogar seine absichtlichen Zögerungen noch eilen und seine Umwege rasch zum Ziele führen. Aber einen höhern Gehalt vermifst man doch in dem Mährchen, es hat einen blofs phantastischen, und bei allem Werthe, den es in dieser Gattung behaupten darf, bekennen wir doch, dafs es den Dichter nicht in seiner Stärke zeige.

Der kaukasische Gefangene. Wir werden zu einem der unbezwungenen Völker des Kaukasus geführt, die Tscherkessen sitzen bei Mondschein müfsig vor ihren Zelthütten, wo sie von ihren früheren Kämpfen reden, von ihren Pferden und Waffen, ihren Raubzügen und Liebesabentheuern. Plötzlich sprengt ein Tscherkefs heran, einen Gefangnen am Sattelhaken nachschleppend, einen Russen! Erschöpft sinkt dieser inmitten des wilden Haufens wie leblos nieder. Nach langer Zeit wieder aufwachend, findet er sich als Sklave gefesselt, von hohen Felsen umschlossen. Mit Bitterkeit denkt er an die Welt zurück, die er verlassen, sie hatte ihm nur Täuschungen gewährt, er wollte sich von ihrem Wahn frei machen, nun mufs er wirkliche Ketten tragen! In stiller Nacht, bei seinen Heerden, besucht ihn heimlich eine tscherkessische Jungfrau, tröstet und labt ihn; auch die Männer sind nicht ohne Antheil für den edlen Jüngling. Das Leben der Tscherkessen wird geschildert, ihre kriegerische Kühn-

heit, ihre wilden Sitten und blutigen Festspiele. Die Tscherkessin bekennt dem Russen ihre Liebe, er soll sein Vaterland aufgeben und ihr Herz dafür eintauschen. Allein er kann ihre Neigung nicht erwiedern, in seiner Brust, wo ein andres Bild noch in der Erinnerung lebt, ist keine Liebesgluth, und nur die höchste und reinste dürfte hier gelten. In Schmerz und Sehnsucht fliefsen bedrängte Tage und Nächte dahin, Kriegsgetümmel und Mädchengesänge regen den Gefangnen auf, er möchte fliehen, doch zeigt sich keine Hoffnung. Die Tscherkessin aber, eignes Verlangen opfernd um das des Geliebten zu erfüllen, verhilft ihm zur Flucht, sie bringt ihm Feile und Dolch, die Fesseln fallen, sie geleitet ihn zu dem Flusse, jenseits dessen er in Sicherheit ist. Unter Abschiedsthränen und heifsen Umarmungen erwacht nun auch des Jünglings Leidenschaft, er fordert die Geliebte auf, seine Flucht und sein ferneres Lebensgeschick zu theilen; sie versagt es; er vertraut sich dem Flusse, doch eh' er das andre Ufer gewonnen hat, vernimmt er einen Sturz in die Fluth, — er eilt verzweifelt weiter, und gelangt in der Morgenfrühe gerettet zu den russischen Vorposten.

In dieser einfachen Geschichte ist es vorzüglich die Einkleidung, welche ihr den höchsten Werth giebt. Die Landschaft und die Sitten sind mit lebendigen Zügen dargestellt, nicht in kalter Betrachtung, sondern in bewegter Leidenschaft, in vorgeführter Handlung. Das Ganze ist in wilder Düsterheit, in unsichrer Nacht gehalten. Die Wechselreden des Mädchens und des Jünglings sind voll rührender Innigkeit. Den Schlufs, wohin angstvolle Eile drängt, läfst uns der Dichter als wahre Befreiung empfinden, an der auch das ihr gefallene Opfer noch siegend Theil hat.

Der Brunnen von Bachtschifsarai. Der Aufenthalt des Dichters in der Krim veranlafste ihn, dortige Oertlichkeit und Sage zu behandeln. Bachtschifsarai war der Sitz der ehemaligen Chane der Crim, die ihre wechselnden Gränzen oft weit gegen Rufsland und Polen ausdehnten. Der Chan Girei hatte auf einem kriegerischen Streifzuge nach Polen eine schöne Fürstentochter geraubt und in sein Harem geführt, doch vergebens seiner Leidenschaft Gehör zu verschaffen gesucht. Seine frühere Geliebte aber, die Tscherkessin Sarema, sich verlassen sehend, ergrimmt gegen die vermeinte Nebenbuhlerin, und gleich zum Dolche bereit und kühn, giebt sie ihr den Tod. Der trauernde Chan weihte darauf der unschuldig Gemordeten in stiller Abgeschiedenheit seines Gartens zum Andenken einen Springbrunnen, den Brunnen der Thränen, bei dessen lieblichem Rauschen er schwermuthsvoll seiner Erinnerung nachhängt. Die Erzählung hat grofsen Reiz durch tatarische Sitten und Gesänge, den Einblick in den Harem, und besonders durch die herrliche Schilderung der Frauenschönheit und den ächten Liebeshauch, der durch das Ganze weht.

Die Räuberbrüder. An der Wolga lagert eine Räuberbande, deren bunte Zusammensetzung beschrieben wird. Die Aufmerksamkeit ist auf einen neuen Ankömmling gerichtet, der seine Geschichte erzählt. Zwei Brüder, von Jugend auf elend und freudenlos, wollten ein bessres Geschick mit Gewalt erlangen, raubten und mordeten, und führten ein lustiges Waldleben; bis sie endlich ergriffen und in Fesseln geschmiedet wurden. Der jüngere Bruder, zarter und schwächer, erkrankte, und gräfsliche Bilder verwirrten seine Einbildungskraft. Der ältere, allem andern menschlichen Gefühl erstorben, hegte die zärtlichste Bruderliebe. Der Kranke genas unter seiner Pflege, und beide sannen auf Befreiung. Diese gelang durch kühnen Entschlufs und tapfere Ausführung. Sie streiften wieder durch die geliebten Wälder, allein nicht lange, da erlag der jüngere auf's neue, und starb. Seitdem sind dem übriggebliebenen die Wälder verleidet, und seine Seele ganz verhärtet; nur des Alters mufs er bisweilen schonen, er gedenkt dann des Bruders, und der rührenden Weise, wie dieser im Fieberwahn den Tod eines Greises bereute. Der Erzähler bricht hiebei selbst in Thränen aus. Die Andern aber verweisen ihm das, und wollen bei Schmaus und Trinkgelag an Todte nicht gedenken. Sie lassen den Becher umgehen, und stürzen sich in wilde Lust. In ihren Herzen, schliefst der Dichter, schlummert das Gewissen, es wird schon erwachen zu seiner Zeit! Durch diese einfachen Worte wird die Verstocktheit der Menge, die scheinbar den Sieg behält, doch auch schon als überwundene gezeigt; das eine Beispiel, so rührend und schrecklich eben vorgeführt, verbürgt sie alle. Und die sonst in aller Fülle des Talents doch fast müssige Schilderung erhebt sich durch diesen Hauch sittlichen Geistes auch zu höherer Stufe dichterischer Schönheit!

(Der Beschlufs folgt.)

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Сочиненія Александра Пушкина. Томъ I — III. Санктпетербургъ, 1838. *(Werke von Alexander Puschkin.*

(Schluſs).

Die Zigeuner. Die Steppen von Bessarabien sind der Schauplatz dieses Gedichts, das wie ein sturmzerrissener Gewitterhimmel wild und furchtbar die schauerliche Landschaft überzieht. Das Zigeunermädchen Zemphira bringt von einer Nachtstreiferei zu dem Zelt ihres alten Vaters einen Flüchtling mit, der, ausgestoſsen von der gebildeten Welt, hier unter heimathlosen Halbwilden eine Zuflucht begehrt. Das Mädchen wählt ihn zum Gatten, er wird ein Zigeuner und heiſst nun Aleko. Widrigkeit und Reiz der rauhen Freiheit werden nicht verschwiegen; kaum ein Strahl der übrigen Welt dringt hier ein, nur von uralter Barbarei des Landes giebt der wunderlichste Nachhall aus ferner Römerzeit Kunde. Die Ungebundenheit der Sitte erscheint in leidenschaftlichen Wallungen, Zemphira wird des Gatten überdrüssig, ein junger Zigeuner, in aller Kraft der Jugend und Lust, gewinnt ihre Liebe. Durch ein Lied voll grimmiger Gluth offenbart und steigert sich die Leidenschaft, dasselbe reizt die Wuth Aleko's, und seine Eifersucht findet keine Ruhe mehr. Er schleicht der nächtlich von seiner Seite entwichenen Gefährtin nach, findet sie und den jungen Zigeuner in Liebeslust, und sticht beide nieder. Sterbend noch freut sich Zemphira ihrer Liebe. Der alte Vater kommt herbei, die sämmtlichen Zigeuner. Aleko leidet keine Strafe, aber darf nicht bleiben; in die Welt, die er verlassen, und deren Ansprüche und Vorurtheile er nicht zu vergessen vermag, wird er zurückverwiesen. Die Zigeuner packen auf und ziehen weiter. — Das Gedicht ist eines der mächtigsten und eigenthümlichsten Puschkin's, und gründet sich ohne Zweifel auf irgend ein wirkliches Begegniſs, ja die Vermuthung, daſs er in dem zigeunerischen Namen Aleko seinen eignen habe andeuten wollen, ist nicht unwahrscheinlich. Die Behandlung des Ganzen ist meisterhaft, sie wird in den lebendigsten Stellen ganz dramatisch; mit jeder Zeile steigert sich die Wirkung; wie ein düstrer Sturm braust das Geschehene dahin, und Nacht und Schweigen bleiben zurück.

Graf Nulin. Der Name soll, nach einer bei uns ziemlich veralteten Weise, die Leerheit des Helden andeuten. Ein Abentheuer, das mit Beschämung endet, wird in anmuthigen Versen und mit satirischer Laune erzählt. Den verlockenden und mitunter verfänglichen Stoff hat der Dichter in komischer Grazie gehalten. Einen besondern Reiz noch empfängt ohne Zweifel das Gedicht für diejenigen, welche dessen Anspielungen auf bestimmtes wirkliches Leben verfolgen können.

Poltawa. Eine Dichtung in drei Gesängen, auf geschichtlichem Boden, von schöner Anlage, reifer Ausführung und vollendetem Stil. Der kleinreuſsische Häuptling Kotschubei, einer der reichsten und mächtigsten des Landes, verwindet den Schimpf nicht, den ihm seine Tochter angethan. Die schöne Maria, um deren Hand die edelsten und begabtesten Jünglinge warben, hatte sich von dem alten, listigen Masepa, dem Hetmann der kleinreuſsischen Kosaken, berücken und aus dem väterlichen Hause entführen lassen. Der Schimpf bestand in der Arglist und Entweichung, denn Maria wurde Masepa's geehrte Gattin, die sein ganzes Vertrauen besaſs, und da sie den ergrauten Schlaukopf liebenswürdig gefunden, so hätte, bei seinem Stand und Ruhm und Reichthum, seine offne Anwerbung kaum ein Hinderniſs finden können. Auch bewogen diese Umstände den Vater, seinen Groll nicht ausbrechen zu lassen, und es bestand scheinbar ein leidliches Verhältniſs. Masepa jedoch, der Abhängigkeit

überdrüssig, in der er zu Rufsland stand, fafste den kühnen Plan, die Ukraine zu einem selbstständigen Reiche zu erheben. Hiezu bedurfte er des Beistandes der Schweden, — und seine Versprechungen bestimmten Karl den Zwölften, mit seinem Heere in diese entlegnen Gegenden vorzurücken. Inzwischen prüfte Masepa die Gemüther seiner Kriegs- und Stammgenossen, und auch gegen seinen Schwiegervater liefs er sich so weit heraus, dafs dieser an dem beabsichtigten Verrath nicht zweifeln konnte. Kotschubei, der dem Zar treu bleiben und Rache an Masepa nehmen will, benachrichtigt Peter den Grofsen von dem, was im Werke ist. Der Zar aber baut auf Masepa's Treue, hält die Anklage für Verläumdung, und überläfst ihm, den Verläumder zu bestrafen. Masepa versichert sich auf's neue der Liebe seiner Gattin, und da sie betheuert, mehr an ihm als an Eltern und allem zu hängen, so hemmt ihn nichts mehr, er läfst seinen Schwiegervater enthaupten; Maria, bisher unwissend und dann plötzlich durch die Mutter aufgeschreckt, langt zu spät auf dem Richtplatz an, schon ist alles geschehen; sie wird darauf wahnsinnig und verschwindet. Die eingeleiteten Bewegungen waren indefs vorgeschritten, bei Annäherung des Schwedenheers erklärte Masepa seinen Abfall von dem Zar, und vereinigte sich mit Karl dem Zwölften. Doch war der Aufstand nicht allgemein, und Masepa konnte nur geringere Macht, als er verheifsen, seinem neuen Verbündeten zuführen. Die Schlacht von Poltawa zertrümmert das ganze Unternehmen, Masepa mufs mit dem verwundeten Schwedenkönige die elendeste Flucht theilen. In der Nähe des Dneprs halten sie im Freien kurze Rast bei einem Landsitze, den Masepa als frühern Wohnort Kotschubei's und Maria's erkennt, diese selbst erscheint ihm, und zerreifst sein Herz mit dem Ausdruck ihrer Liebe und ihres Wahnsinns. Doch die Flucht drängt, der König ruft, und Masepa entweicht mit ihm, der Heimath für immer abgewandt.

Geschichte und Sage sind hier glücklich gemischt, die Helden und Hauptereignisse in ihrer geschichtlichen Wahrheit gehalten, die kriegerischen Vorgänge in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt. Bewundernswürdig aber ist vor allem der Karakter der Maria durchgeführt, der Eigensinn und die Stärke ihrer Neigung, ihr standhaftes Beharren, und dann wieder die gewaltsam erwachte Tochterliebe, die kindliche Verzweiflung. Auch hier steigert sich in den Hauptstellen alles zum Dramatischen, und Puschkin beweist darin wiederholt, wie sehr begabt er für diese Gattung war. Die Erzählung der Hinrichtung Kotschubei's ist in ihrer trockenen Umständlichkeit peinlich, aber die Wirkung auch poetisch grofs, und wo wir so viele Zeit Schritt für Schritt zu durchwandeln haben, hoffen wir, sie werde auch für die Eile der Rettung nicht zu kurz sein. Viele einzelne Züge sind von gröfster Schönheit; an frischen Wendungen, ergreifenden Ansätzen und lebensvollen Bildern ist das Gedicht überreich.

Zuletzt wirft der Dichter, nach vergangnen hundert Jahren, einen Blick auf den Schauplatz jener schauerlichen Verhängnisse. In hohem Ruhme strahlt Peters des Grofsen Andenken, auch König Karl ist nicht vergessen. Nach dem Grabe Masepa's fragt man umsonst; aber in Ehren erheben sich die Grabmale Kotschubei's und seines Geführten Iskra, deren Treue zu spät erkannt worden. Von der Tochter schweigt die Ueberlieferung, kaum dafs der blinde ukrainische Sänger, wenn er dem Volke von dem Hetman klimpert, auch dessen sündiger Tochter nebenher erwähnt. So weifs der Dichter uns noch zuletzt wieder aus den Tiefen der Nacht auf das Gebiet des Tages zu führen, und durch den blofsen Nachhall der Thaten auf eine höhere Gerechtigkeit hinzudeuten, die auf diese Weise zugleich eine wahrhaft poetische ist!

Das Häuschen in Kolomna. Ueberdrüssig, immer in vierfüfsigen Jamben zu schreiben, was Alle können, wählt der Dichter diesmal eine höhere Versart, die schwierigen Oktaven, die er ganz kunstgerecht den Italiänern nachbildet. In vierzig prächtigen Stanzen aber behandelt er ein komisches Abentheuer aus niedrem Kreise.

Angelo. Eine italiänische Erzählung, in drei Abtheilungen, und in Alexandrinern. Derselbe Stoff ist schon öfters dramatisch behandelt worden; auch Puschkin geht hier bisweilen ganz in's Dramatische über. Die Alexandriner können nicht verläugnen, dafs sie eine steife Versart sind, allein der Hauch des Dichters ist auch in ihnen merkbar.

Der volle Glanz und Reichthum des Dichters entfaltet sich in der Fülle kleinerer, besonders *lyrischer* Gedichte, welche den Inhalt des *dritten Bandes* bilden. Hier ist Puschkin auf seinem eigensten Gebiete,

in unbestreitbarer Macht, hier sprühen die hellsten Funken der Gluth, welche seinen tiefsten Busen erfüllt. Diese Empfindungen, man gewahrt es sogleich, sind in ihm erlebt, sind der Ausdruck wechselvoller Verhängnisse, der Schmerz und die Sehnsucht eines treuen Herzens, der Muth und die Hoffnung einer starken Seele; in diesen Hauchen athmet der Dichter selbst, aber mit ihm auch seine Landes- und Zeitgenossen, deren Innerstes er aufschliefst, und die geheimsten Saiten, die in ihrer Brust verborgen liegen, spannt und erklingen läfst. Durch den Zauber seines Ausdrucks werden die Wallungen, welche dunkel und schmerzlich im Innern ringen, glücklich befreit, und strahlen freudig an das Licht empor. Wie tief und mächtig in seinen Liedern Puschkin das Herz seiner Nation getroffen, ist schon daraus zu erkennen, dafs diese Lieder überall in Rufsland eingedrungen sind, mit Begeisterung wiederholt und gepriesen werden, und wirklich allen in der Nation verbreiteten lyrischen Anspruch nicht nur befriedigen, sondern auch erhöhen und mehren mit dichterischem Schatz, dessen Verschwendungen nur neuen Reichthum erzeugen.

Gleich zuerst haben wir die Mannigfaltigkeit zu bemerken, in welcher sich der Dichter hier bewegt. Von der trunknen Dithyrambe, der erhabenen Ode und schwermuthsvollen Elegie bis zum einfachsten Liedeslaute, von der traulichen Epistel bis zum stechenden Epigramm, von dem prophetischen, dem Orient entlehnten Gebild bis zum neuesten, der Gelegenheit und dem Augenblicke gewidmeten Gesang, finden sich alle Formen hier versammelt. Die freiesten Vers- und Reimbewegungen wechseln mit der strengsten Strophenbildung, jambische und daktylische Versarten mit trochäischen, neben anmuthigen, leichten Liederformen drängen sich wohlgefügte Stanzen, glücklich ausgestattete Sonette und schwertretende Alexandriner-Reihen hervor. Nicht minder mannigfaltig ist der Inhalt. Die Erhabenheit der Schöpfung, die Fülle der Natur, das Gefühl der Liebe und Sehnsucht, die Herrlichkeit des Vaterlandes, die Täuschungen des Lebens, der Schmerz der Entsagung und Verzweiflung, dann aber wieder der Trost der Freundschaft und der Muse, die Freiheit des Gedankens und die Lust des Spottes, alle diese Gegenstände und Richtungen erhellen sich in der Brust des Dichters, und werden zu erfreuenden, versöhnenden Gebilden.

Seine grofse Naturanschauung liegt überall zum Grunde, sie dringt in allem Wechsel der Empfindungen hervor, giebt ihnen Anhalt und Ausdruck. Wunderschöne Strophen „an das Meer" lassen die ganze Herrlichkeit dieses freien Elementes, dem sich Begeisterung und Sehnsucht innigst verbunden haben, vor unsern Blicken aufwallen, deuten auf Napoleon's Grab und auf Byron's Gesänge hin, dessen Bild in dem des Meeres kräftig gezeichnet wird, und erfüllen uns mit dem Schmerze des Dichters, der von dem geliebten Felsenufer scheiden mufs. Seine Klageseufzer der Trennung, der Einsamkeit, seine Rückblicke auf Täuschungen und Verluste, seine Betrachtungen auf stillen Fahrten, bei zufälligen Begegnissen, alles mischt sich mit Naturbildern, und das am Zweige verspätete Blatt, der einsame Hall der Winternacht, dient hier eben so wie der wolkenumhüllte Kaukasus und das grüne Meer der Steppen.

Die menschlichen Geschicke, deren Unbefriedigung und Schmerz der Dichter zunächst in den eignen Lebensloosen zu empfinden unaufhörlich angeregt ist, weifs er selbstvergessen auch in fremdem Unheil mitzufühlen, und schmerzlicher und treuer, als dies in der Elegie auf den liebenswürdigen Tod des Dichters André Chenier geschehen, läfst sich dies Gefühl nicht ausdrücken. Die den Freunden gewidmeten Lieder sind voll traulicher Innigkeit, warmer Erinnerung und muthiger Zuversicht; die Freundschaft tritt hier überhaupt mächtig hervor, selbst die Liebe steht ihr nach, wenigstens an unmittelbarem Ausdruck. Die Ereignisse der Leidenschaft scheinen der lyrischen Behandlung mehr entzogen und in den Stoff der gröfsern Gedichte eingearbeitet zu sein. In dem unvergleichlichen Liede „Talisman" hat die Sorge der Eifersucht alles Herbe in dem bezaubernden Wohllaute verloren, der diese schon durch die blofsen Worte musikalischen Strophen durchströmt, und mit den Sprachen des Südens jeden Wettstreit eingehen darf. Statt der Kämpfe und des Unglücks der Liebe sehen wir sogar die Befriedigung und das Glück derselben ausgesprochen, in dem herrlichen Sonett „Madonna", wo der Dichter bekennt, was er begehre, sei ihm geworden, er besitze, was er sich einzig gewünscht; durch die unseligen Störungen, welche späterhin von aufsen dies reine Glück befeindeten, wird das der edlen Gattin ertheilte Zeugnifs nur um so rührender.

Aber die Schwermuth und das Mifsvergnügen, denen der Dichter doch in den meisten Bezügen zu Welt und Menschen nicht entrinnen kann, verwandeln sich bisweilen auch in scharfe Bitterkeit, in Zorn und Stolz. Ein Sonett, worin er sich selber anredet, ist der Ausdruck der freisten Selbstständigkeit der höchsten Würde, der kühnsten Verachtung. „Lafs Volk und Grofse, ruft er sich zu; leb allein, so bist du Zar, und thu dir als Künstler selber genug, so mögen die Leute dich schmähen und vergessen." Dafs diese Gesinnung in Puschkin ächtes, standhaftes Gefühl war, davon geben hundert andre Stellen seiner Gedichte und sein ganzes Leben Zeugnifs, welches stets der Ausdruck einer

muthigen, freigesinnten und unbezwinglichen Seele war.

So ist auch seine Auffassung der öffentlichen Bezüge des Tages durchaus würdig und edel, von grofsem Ueberblick, reifer Betrachtung, milder Wärme allgemeinem Wohlwollen und hoher Leidenschaft für Gedeihen und Ruhm des Vaterlandes. Sein Gedicht auf den Tod Napoleon's ist eines der schwungvollsten und gehaltreichsten, welche diesem Thema von Dichtern fast aller Nationen gewidmet worden. Er stellt die Gröfse des gefallenen Helden in grofsen Zügen dar, und indem er ihn als den Zerstörer und Unterdrücker bezeichnet, der die Freiheit und die Völker nicht verstanden, und namentlich die Russen nicht erkannt, verbietet er gleichwohl jedes Schmachwort gegen ihn, der seine Verirrungen grofsartig gebüfst, und ruft zuletzt Ruhm und Ehre ihm, als der das russische Volk zu höherer Entwicklung aufgerufen, und der Welt noch aus dem Dunkel der Verbannung ewige Freiheit vermacht habe. — Bedeutender noch und merkwürdiger sind zwei Gedichte Puschkin's, die der Zeit des letzten polnischen Krieges angehören. Der Dichter, sonst ein Freund der Polen und ihren Dichter Mickiewicz als hohen Liedesgenossen anerkennend, sieht hier über die Frage der jedenfalls noch zweifelhaften Freiheit eines gesonderten Stammes hinweg, und stellt die höhere Frage des allgemeinen Bestehns der slawischen Völker dagegen auf; hier ist er ganz der für das Vaterland erglühte Russe, Sieg feiernd, Unterwerfung heischend, diese jedoch nicht zur Schmach und Dienstbarkeit, sondern als Gebot höherer Waltung, zu gedeihlicher Gemeinschaft und Ehre. Sein ganzer Hafs fällt auf die ausländischen Anfeinder und Aufwiegler, denen dieser Streit der Slawen fremd und unverstanden ist, und deren vergefslicher Uebermuth nur auf's neue die Schnee- und Eisgefilde betreten möge, wo schon früher der schrecklichste Untergang sie betroffen hat. Wir wissen sehr wohl, dafs diese beiden Gedichte, „an die Verläumder Rufsland's" und „auf die Einnahme Warschau's," sogar unter den Russen nicht allgemein gebilligt, sondern als zu sehr den gebotenen Tageseinflüssen huldigend getadelt worden sind. Allein wir können diesem Tadel nicht beistimmen; dem eignen Lande gehört der Dichter immer an, und wo seine Landsleute kämpfen und bluten, darf er ihnen immer Sieg und Ruhm wünschen; die Art übrigens, wie er es thut, kann ihn gegen den Verdacht, er habe seine frühere Denkart und Gefühlsweise aufgeopfert, hinlänglich sichern. Und auch darin besteht das Recht des Dichters, dafs er dem Augenblicke, wie er sich giebt und aufdrängt, verschwenderisch leiht und schenkt, was derselbe nur zu tragen vermag; das Haftende und das Nebenabfallende hilft beides die richtige Wahrheit darstellen. Und überdiefs, solche Abwägungen bei Seite gesetzt, müssen wir von den erwähnten Gedichten aussagen, dafs sie, rein dichterisch genommen, zu den schönsten gehören, welche Puschkin gedichtet hat. Sie strömen in hoher Leidenschaft, in feurigem Ausdruck, in grofsartigen, zum Theil wilden und sonderbaren Bildern, und reifsen Antheil und Neigung unwiderstehlich fort. Wenn die Marseiller Hymne den Franzosen manches Herz in Deutschland gewinnen durfte, so sind diese Gesänge nicht minder geeignet, für die Russen solche Eroberungen zu bewirken. Ein drittes, diese Reihe abschliefsendes Lied, „Peter's des Ersten Festschmaus," mufs dem Dichter alle Herzen gewinnen, der hier, mit hoher, sowohl vaterländischer als menschenfreundlicher Absicht, im Sinne der Verzeihung und Versöhnung redet, und für diesen Zweck das rührendste und mächtigste Bild als rasches, heiteres Lied darzubieten weifs; nie hat edle Gesinnung mit hoher Musengabe sich glücklicher vereint, dies eine Lied wäre Zeugnifs genug, dafs die russische Dichtung kühn neben jeder andern auf höchster Stufe sich zeigen darf! —

Wir haben, der Versicherung zufolge, noch drei Bände zu erwarten, welche noch eine Anzahl *vermischter Gedichte*, sodann *Erzählungen in Prosa*, unter denen namentlich *der Postmeister* und *die Hauptmannstochter* sehr beliebte sind, ferner die *Geschichte des Aufruhrs von Pugatscheff*, und vielleicht noch andre geschichtliche Bruchstücke enthalten werden. Wiefern Puschkin's Vorarbeiten zu einer *Geschichte Peter's des Grofsen*, die er in seinen letzten Lebensjahren zu schreiben unternommen hatte, noch zu benutzen sein möchten, wird sich wohl späterhin erst bestimmen lassen.

Mehrere Gedichte Puschkin's sind bis jetzt nur in schriftlicher oder wohl gar nur mündlicher Ueberlieferung vorhanden, und werden ihrer Kühnheit, ja wir dürfen vielleicht sagen ihrer Ausgelassenheit wegen, wohl noch lange vom Druck ausgeschlossen bleiben. Auch in den gedruckten Stücken, besonders in den lyrischen Gedichten und im Onegin, fehlen hie und da manche Zeilen und ganze Strophen, für welche in diesem Falle ausnahmsweise doch wenigstens durch Punkte die Lücken als solche bezeichnet werden durften.

Eine Biographie Puschkin's, die mit Offenheit und Freimuth alle seine Verhältnisse und Schicksale darlegte, wäre wohl ein reiches, dankenswerthes Geschenk, aber steht noch zur Zeit schwerlich zu erwarten. Möchten indefs seine Landsleute dafür sammeln und ihre Beiträge zum Behuf künftigen Gebrauches vorläufig abfassen. Das Andenken des vergangenen Lebens ist edlen Nationen stets theuer und wichtig, und wir finden, dafs immer diejenigen, welche vorzugsweise diesen Namen verdient haben, nicht nur die Staats- und Kriegsthaten, sondern auch die der Litteratur und selbst das stille Einzelleben zu überliefern bemüht waren.

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

XLIII.

Joseph Sannazar. — Eine Novelle von Theodor Melas. Zwei Bände. Stralsund, 1837. *Verlag der C. Löfflerschen Buchhandlung.* 282 S. *und* 371 S.

Der Verfasser der vorliegenden Novelle hat bekanntlich die Litteratur der religiösen, christlich-idealen Novellen-Dichtung bereits früher mit einem ansehnlichen Werke unter dem Titel *Erwin von Steinbach* bereichert. Joseph Sannazar verläugnet seine Verwandtschaft mit jenem Erwin von Steinbach nicht, obschon ein guter Fortschritt der einfacheren Haltung und der Gewandtheit im Conversationstone zu bemerken sein möchte. Darin sehen sich die beiden Helden, nach denen die beiden Novellen benannt sind, vorab sehr ähnlich, dafs sie vom Glücke ganz aufserordentlich begünstigt werden; wefshalb denn auch Sannazar namentlich von seinen Freunden als ein Fortunatus gepriesen wird. Der Verf. läfst seine Lieblinge mit schnell vorübergehenden Schrecken davonkommen. Beide Werke gehen aus einer sehr frischen Begeisterung hervor, die sich in geistreicher Weise äufsert; beide sind von einer wahrhaft enthusiastischen Liebe zur Kunst in allen ihren Gestalten durchdrungen, und diese Liebe ist zu einer Dilettanten-Kunde geworden, welche viel Sinniges zu sagen weifs, obwohl sie freilich zu sehr in symbolische Auffassungen und Andeutungen verwickelt bleibt, als dafs man überall die rechten Resultate geförderter Einsicht von ihr gewinnen könnte. Als die schwächste Seite dieser Novellen kann man wohl den Mangel an historischer Gediegenheit und Wahrscheinlichkeit in der Entwickelung und Verkettung der Begebenheiten bezeichnen; womit zugleich schon der Mangel an wahrhaft spannenden, ergreifenden Situationen angedeutet ist. Als ihre bedeutendste Seite erscheint uns der Reichthum eines tiefen, reineren Gemüthslebens, das in mannigfachen Schilderungen und Aeufserungen seine Fülle ausbreitet. Die Denkweise des Dichters ist eine lebendig christliche in einer sehr subjektiven und eigenthümlichen Form, die mit einem Selbstgefühl verbunden ist, das mitunter nicht ohne einen Anstrich von Selbstgefälligkeit auftritt. Der Verf. fühlt sich den Richtungen der Zeit nach allen Seiten wohl gewachsen; seine Haupttendenz aber scheint uns diese zu sein, dem vollen Ernste des christlichen Glaubens eine freiere und idealere Haltung zu geben, und diese Tendenz mufs man als eine löbliche und sehr zeitgemäfse anerkennen, denn der grofse Zwiespalt, der sich vielfältig zwischen dem gediegenen Ernste des christlichen Lebens und der besseren und lebensfrischen Zeitbildung bemerkbar macht, kann nur von beklagenswerthen Folgen sein.

Den eigenthümlichen Grundton der vorliegenden Novelle bezeichnet der Verf. in einem kurzen *Vorwort.* Er will uns nämlich aus der poetischen Zeitung unseres Volkes den *einen* Artikel vom *Christlich-Erotischen* mittheilen. Also die christlich poetische Verklärung der Geschlechtsliebe ist seine Aufgabe, und wie die Ausführung zeigt, in einem bewufsten Gegensatz gegen die Liebestheorie, welche das junge Deutschland geltend zu machen gesucht hat, und mit bestimmter Beachtung der bei dieser Gelegenheit angeregten Fragen über das menschliche und göttliche Recht der Ehe und ähnliche Punkte. Bei der Beurtheilung dieser Novelle wird also besonders nach dem geistigen Ertrag derselben in dieser Beziehung zu sehen sein.

Joseph Sannazar, der jüngste Sohn einer angesehenen bürgerlichen Familie in Schwaben, steht im Begriffe, nach vollendeten Studien die diplomatische Laufbahn zu betreten. Am offnen Grabe seines Vaters erscheint ihm Mathilde unter den vornehmen, mittrauernden Gästen. Ihre Blicke erfassen sich gegenseitig. Der Strahl hat gezündet. Mathilde verschwindet wie-

der. Joseph wird bei der Gesandtschaft in Dresden angestellt. Durch glückliche Fügungen lernt er sie nun kennen; sie ist ein Fräulein Mathilde von Este, die bei einer reichen Tante wohnt, welche sich eben jetzt in Tharant aufhält. Er findet Eingang in ihrem Hause, und ein geheimes, tiefes Verständnifs und Einverständnifs der Beiden ist bald erfolgt; aber auch die Kluft zwischen ihnen wird schon bezeichnet: Mathilde betet die heilige Jungfrau an; Joseph ist evangelisch. Die bigotte Tante, Gräfin S., reist dann mit der herrlichen Nichte nach der Insel Rügen, die dortigen Seebäder zu gebrauchen. Der glückliche Joseph bekommt von seinem Gesandten eben jetzt den Auftrag, einen Freund desselben, den Grafen L., nach Rügen zu begleiten. Dort also sehen sich die Liebenden bald wieder, und abgesehen davon, dafs der Graf L. bei der Gräfin S. in hohen Ehren steht, und sie also durch diese Beiden immer wieder miteinander in Berührung kommen, so haben sie auch ein besondres Glück darin, sich unvermuthet oftmals unter schönen Baumgruppen zu treffen, die sie eben als leidenschaftliche Pfleger der Kunst zu zeichnen gekommen sind. Mathilde wird schon eingenommen von protestantischen und evangelischen Ideen. Zu spät macht die arme Tante diese Entdeckung; sie erfährt aufserdem plötzlich den innigen Herzensbund der Liebenden, und reist eiligst ab. Bald darauf sitzt schon Mathilde in einem Schlosse an der Donau bei Wien unter scharfer Bearbeitung von Seiten der Tante, und ihrer Geistlichen — und kaum hat sie ihrem Geliebten eine schriftliche Kunde von ihrer Bedrängnifs geben können, so ist schon die Tante mit ihr nach Neapel geeilt, um sie dort in einem Kloster am Golf zu verschliefsen. Dort bleibt ihr nur die Wahl, entweder einen Marchese, der sich schnell zur Stelle gefunden hat, zu heirathen, oder binnen kurzem eine Nonne zu werden. Der geängstigte Sannazar aber wird wunderbar begünstigt durch seinen Gesandten und noch mehr durch den Grafen L., der mit den edelsten Gesinnungen und der feinsten Weltbildung sein guter Genius geworden ist. Erst reist Sannazar nach Wien, wo er in aller Eile einen ansehnlichen Gesandtschaftsposten erlangt hat, dann im Fluge nach Neapel, mit ziemlich sonderbaren Beglaubigungen versehen. Dort rettet er Mathilde aus dem Kloster auf eine recht abentheuerliche Weise vermittelst nächtlicher Entführung, wobei er eine Armwunde durch einen Schufs der Verfolgenden davon trägt. Auf einem englischen Schiffe zieht er dann mit der theuren Beute nach Toulon. Zur Verwahrung des Dekorums mufs ein deutsches Fräulein aus Neapel die weite Reise mitmachen; diefs macht sich auch ohne Schwierigkeit. Sie kommen nun in die Heimath Josephs zurück, wo dicht neben dem Gute der Sannazars Graf B., der Oheim der Entführten, wohnt, zu welchem jetzt Mathilde gebracht wird. Wir finden die beiden Familien, die des Grafen B. und die Familie Sannazar, in traulichen Freundschaftsverhältnissen, — um so auffallender, da sie kurz zuvor noch einander fremd gewesen. Mathilde nimmt nun Religions-Unterricht bei dem alten Pfarrer Hagedorn, dem treuen, frommen Lehrer und Hausfreunde Josephs, während Josephs Armwunde heilt, und tritt dann zur evangelischen Kirche über. Es ist eine oft wiederkehrende Lieblingsweise der neueren Novellendichtung, sofern die Evangelischen an derselben betheiligt sind, Proselyten aus der katholischen Kirche in die evangelische herüberzuholen. Wir entschädigen uns in diesem Punkte für das, was uns die andere Kirche im wirklichen Betrieb der Proselytenmacherei etwa entzieht, durch die Tröstungen einer günstigeren Poesie; vielleicht ist in diesem Falle die Dichtung Weissagung, wie sie es so oft ist. Nach dem Uebertritte Mathildens wird ihre Verlobung mit Joseph im Hause des Grafen B. gefeiert, dann reist Sannazar als Legationsrath zu seinem Gesandtschaftsposten nach Wien, wobei er schon früher eine Bestallung als Würtembergischer Bevollmächtigter erhalten hat. Dort verlebt er einen Winter, und kehrt im Frühjahre wieder heim zur Feier seiner Hochzeit. Zwei andre schöne Verlobungen befreundeter Gestalten dienen diesem Herzensbunde, mit welchem die Dichtung schliefst, zu einer heitern Folie.

Die Charaktere haben viel Bestimmtes und Festes; doch ist das Charakteristische mitunter etwas gewaltthätig durchgesetzt. Daher zeigen sich denn auch wieder Schwankungen und Widersprüche, welche man nicht für die des *einen* Menschenherzens in *einer* Person kann gelten lassen. Der alte Pfarrer Hagedorn ist gut gehalten. Doch soll er nebenbei mit dem Erzvater Abraham eine auffallende Aehnlichkeit haben, und diefs wird wunderlich bewiesen. „Wirklich, sagt Joseph, hat seine Gestalt und Geberde jenes Grofsartige, und etwas Kolossalunförmliche, *was ich mir bei jenem*

Erzvater denke." Diefs die Aehnlichkeit der Erscheinung, worüber man billig scherzen könnte. Die Aehnlichkeit der Lebensschicksale ist nicht viel bedeutender. Hagedorn ist auf des Herrn Geheifs von der Insel Rügen nach Schwabenland gezogen, weil in „jenem schönen Mesopotamien des Rügenlandes der heidnische Rationalismus fast Alles überwachsen und durchwuchert, und das kirchliche Leben fast ganz darniedergelegt hatte." Wie dieses Motiv des *Bleibens* für ihn zu einem Motiv des *Gehens* umgeschlagen, wird nicht gesagt. Seine Tochter Charlotte ist klar gezeichnet, doch mehr durch Beschreibung, als durch charakteristische Handlung. Graf L. erscheint als ein sehr ansprechendes Lebensbild. Die beiden Hauptfiguren haben etwas Ueberschwängliches; am glücklichsten scheint es der Dichter bei Mathilden in charakteristische Fassung gebracht zu haben.

Das Geschichtliche der Novelle hat in seinem Grundton einen einfachen, raschen Fortschritt, nur hat der Verf. sehr viel glückliche Zufälle nöthig, um seine Helden in Bewegung zu setzen. Der Dresdner Gesandte, besonders aber Graf L. begünstigen wie schützende Genien die Liebe Josephs, was sich bei zwei ergrauten Diplomaten wenigstens als eine einzige Seltenheit von frisch gebliebnen Herzen ausnimmt. Doch ist uns sonst manches Unwahrscheinliche in der Novelle begegnet. Joseph legt sich im Frühjahr, nachdem sein Vater so eben gestorben ist, zum Schlafe nieder in den jungen Klee, und versinkt in einen fast unerwecklichen Schlummer. Abgesehen davon, dafs uns das „Kleegedüft" im Frühjahr, wo sich noch der „erste Grünglanz der Felder" zeigt, etwas auffallend ist, so hätten wir unserem Helden zumal in seiner Erschöpfung vom Krankenbette des Vaters diese ungesunde Lagerstätte nicht bewilligt; noch weniger aber hätten wir ihn im späten Herbste im Schilf am Ufer der Donau mögen schlafen lassen, was er nämlich auch thut. Die Novelle wird in die neueste Zeit gelegt. Sannazar hat z. B. in Wien die Zollvereins-Angelegenheiten zu betreiben. Und doch ist zu dieser Zeit der älteste Sohn des B.—schen Hauses, Graf Carl, „so eben als Major nach einem rühmlichen Feldzuge zu den Seinigen zurückgekehrt." Wir sehen uns vergeblich nach dem Kriegsschauplatze um, wenn wir nicht etwa annehmen sollen, Graf Carl habe die Sache der Karlisten in Spanien unterstützt. Eine eigne Bewandnifs hat es auch mit den Riegeln in dem unterirdischen Gange des Klosters, aus welchem Mathilde entführt wird (S. 68 Thl. 2.) Wie sich hier die Fliehenden gegen die Verfolgenden sicher stellen können durch das „Vorschieben der Riegel von Innen" ist unbegreiflich, da namentlich von einem blofs augenblicklichen Aufhalten derselben nicht die Rede ist. Auch haben wir das auffallend gefunden, dafs der Verf. seinen Helden Sannazar, dem er doch eine so bedeutende, christliche Haltung giebt, der gelegentlich rationalistischen Predigern, katholischen Mönchen, pietistischen Missionaren, Hegelschen Philosophen und Wiener Ministern Lektionen ertheilt, auf der Insel Rügen einen armseligen Kammerherrn mit rascher Zornesgluth zum Duell fordern läfst, weil dieser ihm eine Beleidigung gesagt hat. Gleich nachher fordert Joseph, „ein christliches Blut" solle in den Adern jedes Kunstwerks rinnen; damit reimt es sich nicht, als Duellant Blut zu fordern. Vor dem Duell drückt er sich sehr eigen über seinen Gang aus. „Ich bin sehr ruhig, aber doch ein *wenig nachdenklich* über diese Ehrenposse, welche nach dem göttlichen Gesetze *morden* heifst." Morden — und ein wenig nachdenklich! „Doch wird's *so ernst nicht* werden, *wenn ich* nur den Blinden und Unbereiteten nicht *über den Haufen schiefse.*" — „Es widert mich darin etwas an, *ich weifs nicht was?*" „Wie *auf einen Punkt* drückt die ganze Last der alten, adamitischen Sünde auf diesen Schufs." — Schauerlich; gewifs wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte er dem Gegner das Herz zerschossen. Aber er schofs ihm mit grofsmüthiger Schonung und stolzer Verachtung durch den Hut, nachdem Jener fehl geschossen. Später läfst ihm der Dichter wiederholt diese Generosität und Schufsfertigkeit zur Glorie gereichen. Wir enthalten uns an diesem Orte aller rigoristischen Urtheile über das Duell, aber für den Standpunkt Sannazars können wir dasselbe nicht mehr gelten lassen, und wenn wir's dem gereizten Liebhaber in ihm als Uebereilung vergeben sollten, so müfste er es als Christ billig bereuen, da er es selber ein Morden genannt hat; wenigstens müfste er sich nicht mit einer tiefklingenden Confusion über die grofse Lebensfrage hinweg helfen, sondern sich und uns belehren. Später rettet Joseph zu Wien am Donauufer einen vornehmen Selbstmörder, der eben im Begriff ist, sich zu erschiefsen. Dieser erzählt ihm nun

seine Schändlichkeiten. Er hat als Verführer ein wüstes Leben geführt. Endlich hat er sich einer trefflichen Jungfrau mit tieferer Neigung genaht. Dann aber, als er Zeichen der Gunst bei ihr wahrgenommen, hat er seine alten Künste spielen lassen, und sie hat ihm mit Würde den Abschied gegeben. Joseph tröstet nun den Verzweifelnden. Er sagt ihm viel Schönes, allein die letzte Wendung hat uns berührt wie ein schrillender Ton in einer übrigens wohlgespielten Musik. „Verachte das Vergängliche, und ergreife das Bleibende, auch in jener Liebe, die Dir den Funken in's dunkle Herz warf, ergreife es freudig, und ich stehe Dir dafür mit Leib und Leben, dafs *diese* Liebe Dich heilen wird, *ja ich hoffe mit Zuversicht, dafs jene Schöne, der es nicht an Ernst fehlt, noch einmal die Deinige werden soll.*"

Sehen wir auf die landschaftliche Basis dieser Novelle, so kommen besonders zwei Parthien in Betracht, die Insel Rügen, und der Golf von Neapel. Die nordische Landschaft ist sehr anschaulich in den mannigfaltigsten Prospekten mit grofser Liebe gezeichnet. Es ist die Insel Rügen in poetischer Verklärung, in dem Spiegel einer gemüth- und geistvollen Poesie. Bei der Schilderung der italienischen Landschaft hat der Dichter einen etwas starken Aufwand von Tempeltrümmern, Citronen- und Orangenhainen gemacht. Allgemeinere Landschaftsbilder und Naturscenen giebt der Dichter hin und wieder mit der Frische und Sinnigkeit eines künstlerischen Blickes, und tiefreligiösen Gemüthes. Die Novelle ist mit dem üblichen Schmucke lyrischer Lieder und gemüthlicher Briefe reich versehen. Den letzteren möchten wir entschieden den Vorzug geben. Mehrere Lieder dieser Dichtung sind aufser dem Zusammenhang gar nicht verständlich; und doch müssen sich die lyrischen Momente einer Novelle wohl darin als ächte erweisen, dafs ihre Blüthen als universale, wenn auch noch so konkrete Ausdrücke überall wiederkehrender lyrisch gehobener menschlicher Stimmungen immer wieder benutzt werden können. Aufserdem haben die Lieder dieser Sammlung zum Theil etwas Mühevolles; die sinnvolle Arbeit überwiegt den Schwung der Seelenfeier. Das Gedankenvolle ist ihnen freilich nicht abzusprechen.

Und diefs ist es, was überhaupt das Räsonnement des Verf. auszeichnet. Er hat über die mannigfaltigsten Verhältnisse des geistigen Lebens viel Schönes und Treffendes gesagt; besonders findet sich viel Belehrendes über den Widerspruch zwischen der katholischen und evangelischen Kirche in seiner Dichtung. Unter seinen vielfältigen Aeufserungen über Gegenstände der Kunst hat uns eine sinnreiche Auffassung des verschiedenen Charakters der Feuerwerke ganz besonders angesprochen. Er dringt auf christliche Freiheit und Weihe des Lebensgenusses, und redet an einer Stelle z. B. auch dem Tanze das Wort mit strenger Abfertigung der pietistischen Verurtheilung desselben. Hier wie an manchen Stellen wäre eine tiefere und namentlich klarere philosophische Begründung zu wünschen gewesen; so wie eine billige Anerkennung der christlichen Ahnung, welche in dem pietistischen Widerwillen gegen den Tanz verborgen liegt — *der* Ahnung, dafs manche Tänze, so wie manche Tanz-Parthien an sich etwas Unsittliches haben, dafs also der Tanz als Rhythmus der festlichen Bewegungen, als geistig schöner Reigen vielfältig der sittlichen Kritik und Reformation sehr bedürftig ist, so wie die Tanzgelage im Allgemeinen einer normirenden, beschränkenden und läuternden Pädagogik von Seiten des christlichen Geistes nicht entrathen können. Mit einem Worte, wenn er den Tanz gegen das trübe und doch tiefe christliche Gemeingefühl in Schutz nehmen wollte, so mufste er die Grundzüge zu einer christlichen Ethik des Tanzes geben, und damit ist die Sache nicht abgemacht, dafs er hier, wie überall zu wachen befiehlt. An einer Stelle gibt Sannazar einen ziemlich langen Ueberblick über die moderne poetische Litteratur, indem er sie in ihrem Verhältnisse zum Christenthume betrachtet. Hier findet sich manches Treffende gesagt, was aber freilich nicht überall neu ist, und sich vielfältig zu stark in symboliche Ausdrücke verhüllt. Auch laufen schiefe und falsche Urtheile nach unserem Dafürhalten mit unter.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Joseph Sannazar. — Eine Novelle von Theodor Melas.

(Schluſs.)

So heiſst es z. B. über die Dichter Byron, Walter Scott und Thomas Moore, Lamartine und Victor Hugo, Tegnèr und Cooper in Pausch und Bogen: „Alle diese *überbieten* uns, wiewol sie uns nicht *übertreffen* können, denn es fehlt auch ihnen in der Poesie durchaus das *höhere christliche* Element, das *wahrhaft Göttliche* in der Kunst." Wir halten den Verf. keinesweges für berechtigt zu diesem harten Urtheil, insofern es namentlich die Dichter Walter Scott, Lamartine und Tegnèr betrifft, und nennen beispielsweise des Ersteren Kerker von Edinburg, des Zweiten christliche Hymnen, und des Dritten herrliche Ausdeutung der scandinavisch heidnischen Ahnungen auf Christum in der Frithiofs-Sage, um unseren Protest zu begründen. Das Urtheil über Tegnèr insbesondre ist wohl mit Schnellkraft zurückzuweisen: „Tegnèr endlich wird auch seinen Ruhm nicht behaupten, denn er hat zwar schön poetisch *dargestellt*, aber nicht *poetisch empfunden und gelebt*. Es ist nur auf den *Schein* gearbeitet, nicht wie Bellmann und Kellgrèn in der Wahrheit ihres Volks dichteten. Es (was?) wird wie ein Modewerk untergehn, und nur *einmal* gelesen werden." Der Verf. wird hier sogar sprachlich unsicher, denn er hat uns das untergehende Modewerk Tegnèrs ja noch nicht genannt. Gewiſs aber wird die Frithiofs-Sage, wenn anders diese gemeint ist, von Vielen noch oft gelesen werden.

Es ist oben bemerkt worden, daſs der Verf. als Haupttendenz seines Werkes die Darstellung des *Christlich-Erotischen* bezeichnet hat. Es ist ihm darum zu thun, die wahre Liebe als ein religiöses Moment und in ihrer christlichen Weihe darzustellen. Und in diesem Streben hat er ohne Zweifel etwas Tüchtiges geleistet, und selber angeregt von mächtigen Zeitideen wieder Anregendes geschrieben. Lehrreicher würde er freilich geworden sein, wenn er auf eine klarere Fassung seiner Ansichten hingearbeitet und die höhere Geschlechtsliebe in ihrem eigenthümlichen Wesen, also nicht nur in ihrer Einheit mit der allgemeinen höheren Liebe, sondern auch in ihrem unterschiedlichen Verhältniſs zu derselben dargestellt hätte. Statt dessen hat er die Unterschiedlichkeit vielfältig verwischt, und auf diese Weise eine anstöſsige Mischung entstehen lassen, z. B. wenn er Joseph schreiben läſst: „Du hast, meine Mathilde, aus deiner Feder nur Oel in die Flamme gegossen, aber in *jene* Flamme, die auf Erden anzuzünden, unser Herr gekommen ist, und die Niemand auslöschen kann. Wie war ihm doch so bange, bis er Alles vollendet und die Bluttaufe empfangen hatte zur Erlösung der Welt! — So bange ist auch mir, seinem geringsten Knechte, bis ich Dich erlöset habe." Wir wollen die Beispiele dieser *grauen Mischungen*, welche von *lichten Verklärungen* ziemlich wohl zu unterscheiden sind, nicht häufen. Die Liebesgeschichte aber, welche den Kern der Novelle bildet, ist ein erfreuliches Exemplar christlich erotischer Dichtung. Sie hat viele Schönheiten, in denen sich das Ideale, das Reine, das Zarte, das Verhüllte, das Kluge und Erfinderische und das Kühne der rechten, geweihten Liebe kund giebt. Hier werden die Standesverhältnisse und die Berechnungen des Vermögens bemeistert von dem Genius der Liebe; obwol dieſs freilich etwas Altes ist. Aber zugleich werden die liebenden Gemüther ganz eins im Glauben, selbst in der Confession, und dieſs ist schon bedeutender. Zuletzt spricht sich die Liebe dieser Glücklichen aus in einem dichterischen, religiösen Doppelhymnus christlicher Seelenharmonie; in diesem Zwiegespräch scheint uns das Schönste der Novelle zu liegen, obwol freilich Mathildens Vorwurf, daſs Joseph etwas Abgöttisches in seine Liebe zu ihr einflieſsen

lasse, nicht ganz ungegründet sein möchte. Auch in den Nebenfiguren ist auf das Bedeutsame und Nothwendige der rechten Herzenswahl ernstlich hingewiesen, indem Barner, der treue Freund Sannazars, seine irrthümliche Jugendneigung für dessen Schwester Sophie aufgibt, und in Charlotten sein beschiedenes Theil findet, während Sophie mit dem Grafen Carl sich verbindet. Auch die Hochzeitsfeier ist edel und in ernster christlicher Weise fröhlich gehalten; allein der Dichter hat ein Uebriges thun wollen am Ende, und hat dann nach unserem Gefühl zu viel gethan. Er sagt zwar am Schlufse des Hochzeitsabends: „so wollen auch wir uns verhüllen vor dem Geheimnifs des Geistes und der Natur, und die Feder niederlegen." — Dann aber erzählt er weiter: „In der Brautnacht stimmte Wolfgang (ein Freund Josephs) unter den Fenstern des glücklichen Paars — — folgendes Ständchen an, welches wir, da die jüngere Gesellschaft sich noch im mondbeleuchteten Park um ihn versammelt hielt, *um es zu begleiten*, auch dem Leser mitzutheilen, uns nicht versagen können." Die letzte Strophe des Liedes lautet:

„Eins zu sein ist Götterleben,
Schön wird Leib in Geist verklärt,
Paradiesisch aufwärts schweben,
Frei der letzte Wunsch gewährt."

„Mit einer langen Dehnung wiederholte Wolfgang die Endstrophe, und stark fiel der ganze Chor mit allen Instrumenten ein. Gleichwie ein Siegsgesang, im vielfachen Echo lieblich an Wäldern und Bergen sich brechend, verklang das Lied in der stillen Nacht." Echo hätte etwas diskreter sein sollen, und wohl hätte ein liberales Naturkind diesen wohlmeinenden, religiösen Sängern zurufen können: „o haltet den Takt! Schont die Mysterien!"

Mit dem Christlich-Erotischen hangen denn auch hier die Verhandlungen über das göttliche und menschliche Recht der Ehe zusammen. Joseph redet an einer Stelle mit einem katholischen Pater über die Ehe, welcher seine Aeufserung aufgreifend, die Bemerkung macht: „Da hätten wir ja denn wieder das Sakrament der Ehe, was Sie Protestanten verworfen haben." — Er erwiedert: „Nicht so ganz, wie Sie meinen, denn im Sakrament ist die Verbindung des Wortes Gottes mit einem leiblichen Mittel, so dafs beide Eins werden. Aber so ganz vollkommen verbindet sich nie das Wort Gottes in der Ehe mit dem sündlichen Leibe, als es mit dem geheiligten Brodte und Weine des Altars verbunden ist. — Doch ist in der ehelichen Liebe und Treue ein grofses Heiligthum, wenn jener Bund in schöner, freier, gegenseitiger Neigung, durch Christus, der die Wahrheit ist, vor dem väterlichen Gott geschlossen wurde, und er wird recht eigentlich dann durch den *Geist* im Frieden seiner Hände geschlossen, wenn die Kirche ihn also schliefset und bestätiget, so stehet er fest. Ist er aber nur von eitlen Menschen zusammengekuppelt, oder gar von bösen Geistern der Lüsternheit, Habsucht und Hochfahrt gekettet, und dann durch das hohepriesterliche Siegel Ihrer Kirche festgemacht; so ist oft die arme Seele lebenslänglich daran, wie an ein Marterholz geschlagen; oder das Gottloseste im verhärteten Leicht- und Weltsinne kommt darin zu Tage, dann bleibt sie auch in Ihrer Kirche kein Sakrament mehr, sondern mufs um der Herzen Härtigkeit willen gelöst werden, eben weil sie *nicht christlich*, und nicht in und von Gott verbunden ist." — — Ein anderes Mal beschränkt er den letzteren Ausspruch: „das Zeitalter hat grofse Aufgaben, aber die gröfseste scheint mir doch die zu sein, als Christ die heiligen Gelübde zu erfüllen, das Kreuz ihm nachzutragen, und *fest im Herzen* zu bleiben." Hiermit scheinen denn auch die rechten Grundzüge und Andeutungen gegeben zu sein.

Das Werk leidet an vielen Druckfehlern. Dazu kommen manche Eigenheiten des Ausdrucks, auf welche der Verf. zu halten scheint, die aber mit dem allgemeinen Sprachgebrauch streiten, und folglich störend sind. Z. B. „das Wort steht über *den* Ton." — „In der Kutte gehüllt." — „Warnte ihn für die Intriguen." — „Auf's Spiel ständen" — u. s. w. Endlich dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen, dafs der Ausdruck selber manchmal an Unkorrektheiten leidet. Z. B. gleich im Vorwort heifst es: „Eine Novelle ist kein Roman, sie ist nur aus der poetischen Zeitung unsres Volks eine Neuigkeit u. s. w. — Diese Neuigkeit lasse ich dir nun besonders abdrucken." Es soll wohl heifsen: Eine solche Neuigkeit u. s. w. — „Der Tisch des Herrn füllte sich mit Hohen und Niedern." Die edle und kräftige Sprache des Dichters ist in dieser Beziehung noch einer höheren Vollendung werth.

Lange, in Duisburg.

XLIV.

Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, von Dr. Felix Papencordt. Eine von der Akademie zu Paris im August 1836 *gekrönte Preisschrift. Berlin,* 1837. *Verlag von Duncker und Humblot. XVI.* 444 *S.* 8.

Die Grundlage der ganzen Entwickelung des europäischen Völkerlebens finden wir in jener Periode des Ueberganges aus der antiken Welt in die Zeit der germanisch-christlichen Jahrhunderte, die wir die Völkerwanderung zu nennen gewohnt sind. Es ist eine Periode des Kampfes zwischen den absterbenden Ueberlieferungen einer grofsen Vergangenheit und der aufsteigenden Macht einer neuen und kraftvollen Nationalität, die sich in Kurzem mit der Religion des Heils verband, und einen völlig veränderten Zustand fast der ganzen historischen Welt herbeiführte. Alle Elemente des Lebens, Religion, Staat, Recht, Sitte wurden in ihren Grundvesten erschüttert; es war eine mächtig fortstürmende Bewegung, die den Theilnehmern als der Eingang zur Anarchie, als der Untergang der wohlbegründeten Ordnung erscheinen mufste, in der wir aber den Uebergang erblicken zu einem neuen und schöneren Leben Europas, das sich von dem Rande des Mittelmeeres gewissermafsen historisch erweiterte bis an die Küsten des äufsersten Nordens, in dem die Kluft zwischen den antik verfeinerten, zugleich aber zur Höhe des sittlichen Verderbens, zur überall sich aussprechenden Ohnmacht geführten Nationen des Südens und den rohen noch unentwickelten, aber kraftvollen Stämmen des Nordens sich auszugleichen begann. Die Volksthümlichkeiten beider Hälften strömten durcheinander, die Kraft überwog, aber sie wurde veredelt durch die Aufnahme einer auf langem historischem Leben beruhenden Bildung; aus der Römerwelt überkamen die Deutschen die christliche Lehre, die sie zur welthistorischen Bedeutung befähigte. — Und selbst über die Grenzen Europas hinaus erstreckte sich ihre Bewegung. Schaaren gothischer Krieger drangen von den Küsten Asiens her in das Innere des Landes; aber sie waren zu schwach hier die Stagnation des Lebens zu bewältigen. Eine förmliche Gründung dagegen gelang einem Stamme derselben an der Nordküste Afrikas, auf jenem Boden, wo in raschem Wechsel sich europäische und asiatische Herrschaft gefolgt sind.

Die ganze Reihe dieser Begebenheiten hat Gibbon in seinem unsterblichen Werke zu bewältigen gesucht. Mascov's gründliche Forschung hatte ihm für einen grofsen und schwierigen Theil den Weg gebahnt. Nach ihm ist die Geschichte um ein Bedeutendes weiter gekommen; Untersuchungen in den verschiedensten Gebieten haben dieser Periode ein neues Licht gegeben, vorzüglich die germanische Welt ist erst durch die Forschungen unserer Tage vor Allem in Recht und Sprache uns mehr und mehr verständlich geworden. Aber doch fehlt noch Vieles, dafs wir sagen könnten, die Zeit der Völkerwanderung sei ergründet und dargestellt, wie die Wissenschaft sich es als Aufgabe vorhalten mag. Es bleibt der Einzelforschung hier ein weites Feld. Mehrere unter den lebenden Geschichtsforschern haben dieser Periode ihre Aufmerksamkeit zugewandt; alle Bestrebungen verdienen Anerkennung, doch befriedigen sie nicht in gleichem Maafse eine strengere Anforderung. Mascov's Forschung, Gibbons Darstellung sind nicht selten über Gebühr den neueren Arbeiten zu Grunde gelegt. Jetzt bietet die reiche und fleifsige Sammlung von Zeuss in Verbindung mit dem, was in Grimm's grofsen Werken niedergelegt worden ist, ein Material, aus dem noch viele schöpfen werden, bereit die lebendige Gliederung, die solchen Büchern zu fehlen scheint, aus eigenen Mitteln zu ersetzen. Aber es ist nicht das, was der Wissenschaft frommt; wo nicht eigene Sammlung und Forschung, lebendige Kenntnifs und Ergründung der Quellen die Grundlage bietet, wird weder eine umfassende Arbeit noch eine Behandlung einzelner Theile ihr einen ersprieſslichen Nutzen bringen.

Das Buch, das uns hier beschäftigt, gehört nicht in diese Klasse. Der Verf. hat einen selbstständigen Weg verfolgt, nicht ohne Rücksicht auf die Arbeiten seiner Vorgänger, aber nur um auf diesem Grunde sich weit über sie zu erheben und einen Theil dieser Völkerbewegung in ein neues und erfreuliches Licht zu stellen. — Es ist eine der äufsersten Spitzen des germanischen Einflusses auf die Römerwelt jene Gründung an der Nordküste Afrikas, die, zunächst veranlafst durch ein ähnliches Ereignifs unserer Tage, hier

einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen worden ist. Der Verf. hat sein Buch auf Quellenstudium gegründet, er ist vertraut mit der Entwickelung der historischen Studien überhaupt und dem was die neuere Zeit in diesem Theile geleistet hat; er ist unbefangen an die Forschung gegangen, und theilt einfach ohne gesuchten Prunk, aber in nicht unangenehmer Darstellung die Resultate seines Fleifses mit.

Es zerfällt das Buch in zwei Hauptabtheilungen, die politische Geschichte der Vandalen, die Betrachtung des inneren Zustandes ihres Reichs; ein einleitendes Capitel zeigt uns die frühere Geschichte des Volkes, die Lage des Landes, das sie sich unterwarfen; ein Anhang erläutert mehrere einzelne Fragen und giebt Rechenschaft von den Quellen, die bei der Arbeit zu Grunde gelegt worden sind.

Ich bescheide mich gern, den Verf. nicht in dem ganzen Umfang seiner Forschung begleiten zu können; aus mehreren Abschnitten habe ich nur eine mannigfache Belehrung geschöpft. Doch kann ich mich weder mit der Behandlung des Ganzen noch mit dem Einzelnen überall einverstanden erklären. — Nicht genügend scheinen mir zuvörderst einige Punkte behandelt, die freilich nicht die Aufgabe des Buches bilden, aber doch nicht wohl von dem Kreis der geführten Untersuchungen ausgeschlossen werden konnten.

Es ist der Aufsatz über die Quellen der vandalischen Geschichte geeignet, unsere Aufmerksamkeit in hohem Maafse in Anspruch zu nehmen, da manche schwierige Fragen hier einer Erledigung entgegengeführt werden konnten. Doch ist dies nicht überall geschehen. — Es wird zuerst von den eigentlichen Chroniken gehandelt, aber über Jdatius nur das bekannte, über die verschiedenen Chroniken, die unter Prosper's Namen im Umlauf sind, kaum dies gesagt. Aufser der Zusammenstellung des P. Antelmi in der Gesammtausgabe der opera Prosperi hätten wenigstens die Abhandlungen von Basnage und Rivet benutzt werden sollen. Noch erwünschter wäre es gewesen, aus einer Vergleichung der verschiedenen Ausgaben und wo möglich einzelner Handschriften die Untersuchung selbst weiter gefördert zu sehen. Dies ist nicht der Fall, und auch die einzelnen Angaben sind ungenau genug. So wird ohne weitere Prüfung die Meinung angenommen, es habe Prosper das Werk dreimal edirt; der Vermuthung, die letzten Jahre seien nicht von ihm selber, sondern von anderer Hand hinzugefügt, die wenigstens manches für sich hat, wird nicht gedacht. Sehr uneigentlich wird der Auszug des Prosper in der Augsburger Handschrift als das sogenannte Tironis Prosperi chronicon aufgeführt, da man vielmehr gewohnt ist, das chronicon imperiale, das Pithöus herausgab, so zu bezeichnen, und nur durch einen Zufall in der Ausgabe des Basnage (daraus ohne Zweifel Noncallius, der mir leider jetzt nicht zur Hand ist) jener Name, den Pithoeus, Labbé und Canisius überhaupt für den heiligen Prosper gebraucht hatten, gerade diesem Abdruck gelassen ist. Am wenigsten endlich befriedigt, was über das chronicon imperiale selbst gesagt wird. Auch dies wird als eine Bearbeitung des echten Prosper angesehen; der Verf. nennt ihn das Original und scheint sich das Verhältnifs ähnlich gedacht zu haben, wie bei den Auszügen der Augsburger und Vatikanischen Handschrift. Eine nähere Vergleichung hätte ihn jedoch belehrt, dafs, eine Aehnlichkeit in den ersten Worten und ein Zusammentreffen der letzten Jahre ausgenommen, beide Werke vollkommen verschieden sind und sich in ihren Nachrichten kaum irgendwo berühren *). — Dagegen ist hier treffend nachgewiesen, dafs die ersten Jahre des uns bekannten Victor Tunnunensis meistentheils ein Auszug aus Prosper sind, und ich trage kein Bedenken, der Annahme völlig beizustimmen, dafs Victor, wie Isidor meldet, eine vollständige Weltchronik schrieb und erst später den beim Jahr 444 endigenden Handschriften des Hieronymus-Prosper aus seinem Werke eine weitere Fortsetzung angehängt worden ist, die sich allein erhalten zu haben scheint.

*) Was nach den bisherigen Untersuchungen über die Chroniken, die unter Prospers Namen bekannt sind, sich feststellen läfst und worauf es bei Untersuchungen von Handschriften zunächst ankommt, habe ich in einem kurzen Aufsatz im 7ten Bande des Archivs der G. f. ä. D. G. zusammenzustellen versucht.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika, von Dr. Felix Papencordt.

(Schlufs.)

Kürzer, doch dem Zweck angemessen, wird über Orosius und über mehrere Kirchenschriftsteller, die in ihren Werken schätzenswerthe Nachrichten zur Würdigung ihrer Zeit hinterlassen haben, gesprochen, etwas ausführlicher über Victor Vitensis, dessen Buch über die Verfolgung der Katholiken durch die vandalischen Könige eine der wichtigsten Quellen dieser Begebenheiten ist. Einen Theil dieses Werkes bildet das Glaubensbekenntnifs der Bischöfe, über dessen Verf. Hr. P. keine Auskunft zu geben weifs. Mir scheinen die Gründe Rivets in der Hist. litteraire de France III, 40., die er nicht gekannt hat, überzeugend, es dem Bischof Eugen von Karthago zuzuschreiben. Auch kann ich der Meinung nicht beistimmen, dafs es ursprünglich von Victor in seine Darstellung nicht aufgenommen sei, da, so viel ich sehe, alle Handschriften es enthalten *), und es ungeachtet dieser Vereinigung mit Victors Geschichte natürlich auch als Werk eines anderen Verfs. besonders abgeschrieben und verbreitet werden konnte.

Es würde zu weit führen, ähnliche kleine Differenzen im Folgenden anzuführen, wo z. B. die Erklärung der Siglen bei den Namen der einzelnen Bischöfe in der Notitia mir doch noch ungenügend erscheint **). Die Bemerkungen über Jordanis (der Verf. schreibt unrichtig Jornandes), Gregor von Tours und Fredegar beleuchten zudem nur einzelne Nachrichten, die sich speciell auf die Geschichte der Vandalen beziehen. Ein ziemlich arges Versehen aber ist es, die Excerpte bei Bouquet aus dem sogenannten Fredegar und den Abdruck des ganzen Werks bei Canisius für zwei verschiedene Schriftsteller zu halten. — Besser ist die kurze Würdigung von Isidors vandalischer Geschichte; besondere Aufmerksamkeit aber verdiente der Aufsatz über die merkwürdige Historia miscella, über die, so wenig schwierig es auch war zu einer richtigen Einsicht zu gelangen, man bis vor Kurzem völlig schiefe Vorstellungen hegte.

Es wurden fast immer zwei Werke verschiedener Verfasser und verschiedener Zeit unter diesem Namen zusammengeworfen, die römische Geschichte des Paulus Diaconus und die eigentlich sogenannte Historia miscella. Jener vermehrte auf den Wunsch der Herzogin Adelperga das Buch des Eutropius mit zahlreichen Zusätzen und lieferte eine Fortsetzung bis auf die Zeit Justinians in 6 Büchern; diese entstand, als ein späterer Verfasser aus Aurelius Victor, Orosius, des Anastasius bibliothecarius Bearbeitung der Kirchengeschichte u. a. aufs Neue das Werk des Paulus erweiterte und eine zweite Fortsetzung hinzufügte. Die erste Arbeit kennen wir nicht blofs aus den Lesarten des Cod. Ambrosianus bei Muratori, sondern sie ist auch früher schon mehrmals herausgegeben worden *), aber sie war in Vergessenheit gerathen, bis

*) Ebenso war schon in Handschriften und alten Ausgaben die passio martyrum sub imperio Hunerici hinzugefügt. Doch ist mir leider Ruinarts Ausgabe zur Vergleichung nicht zur Hand.

**) Die Erklärung des per. scheint mir richtig, die des hic und exsilium befriedigt nicht, am wenigsten möchte ich glauben, dafs non occurrit auf das Nichterscheinen in der Versammlung zu deuten sei, sondern analog den anderen auf die spätere Zeit der Abfassung bezogen werden müsse, und man daher vielleicht erklären könne, es sei dem Schreiber das Schicksal des Mannes nicht bekannt.

*) Vollständig z. B. in dem Buche: Ex recensione D. Erasmi Roterodami Suetonius — Eutropius. Basileae 1518 fol. Die 10 ersten Bücher unter Eutrops Namen sind öfter gedruckt, der reine Eutrop mit der Fortsetzung des Paulus auch in dem Historiae Romanae SS. Latinorum Tom. I. Aureliae Allobrogum 1609 fol.

Champollion-Figeac aus den zahlreichen Handschriften der Pariser Bibliothek ihr Dasein auf's Neue erwies und den interessanten Brief an die Herzogin Adelperga, wie es scheint, zum ersten Mal bekannt machte. Hr. P. fügt diesen Untersuchungen einige dankenswerthe Nachträge aus den Handschriften des Vatikan hinzu, er berichtigt, und sehr mit Grund, die Meinung Champollion-Figeac's, als habe Paulus selbst sein Werk umgearbeitet in der Gestalt wie die erste Hälfte der eigentlichen Historia miscella uns vorliegt. Durchaus neu ist übrigens nur der Nachweis einer andern Umarbeitung von der historia Romana des genannten Autors in cod. Vat. 1984. Denn die Lücke in den gewöhnlichen Ausgaben und einigen Handschriften der Hist. miscella hat schon Gruter, ohne Zweifel aus derselben palatinischen Handschrift, die Hr. P. benutzte, ausgefüllt, SS. rerum Aug. Notae p. 80—88, was hier unbeachtet geblieben ist.

Soll ich ein allgemeines Urtheil über die Leistung des Verfs. in diesem Theile seines Buches abgeben, so finde ich die Forschung mehr fleifsig und ruhig als tief und erschöpfend, die Resultate übersichtlich und einfach, aber weder überraschend neu noch von schlagender Evidenz. Und man thut wohl nicht Unrecht, ziemlich dasselbe über die eigentlich historische Darstellung zu urtheilen. Der Verf. legt die Begebenheiten einfach vor, ohne durch gelehrte Combination oder scharfsinnige Vermuthung das Gebiet unserer Einsicht zu erweitern. —

Was über die früheren Schicksale des vandalischen Volkes gesagt wird, soll nur dienen in kurzen Umrissen zu der eigentlichen Aufgabe hinzuführen; ich wüfste nichts was hier auf besondere Beachtung Anspruch machen könnte; hier ist wirklich beinahe nur Mascov als Quelle zu betrachten. — In einem Nachtrage wird besonders über die Stellung Stilichos gehandelt, aber sie wird nicht umfassend gewürdigt, weder die Anklage der christlichen Schriftsteller Orosius, Jordanis, Marcellinus und der eigentlichen Kirchenhistoriker, noch die Vertheidigung des Olympiodor und Zosimus in's volle Licht gestellt. Es konnte dies nur geschehen, wenn auch die Verhältnisse des tüchtigen, aber verschlagenen und ehrgeizigen Mannes zu den Gothen, besonders dem Alarich, in Betracht gezogen wären; denn hier fast mehr als bei dem Einfall der Vandalen werden die Anklagen gegen ihn laut. Aber auch der umfassendsten Untersuchung wird es schwer bleiben, in den widersprechenden Nachrichten, in dem Dunkel, das alle Begebenheiten und Verhältnisse umhüllt, das Richtige zu ermitteln. Der 2te Anhang über die vandalischen Könige konnte durch eine Verweisung auf Mascov's VIII. Anmerkung ersetzt werden.

Mehr Sorgfalt ist auf die Darstellung des Zustandes Afrikas vor dem Einfalle der Vandalen gewendet. — Es folgt die Erzählung der Eroberung selbst, der Regierung der einzelnen Könige bis zur Unterwerfung durch Belisar, in der einfachen aber nicht ganz befriedigenden Weise des Verfassers. Es wird sich nicht vermeiden lassen, an ein paar Stellen über die Behandlung desselben einige Bemerkungen hinzuzufügen. — Nicht ohne Bedeutung war der Friede, der im Jahre 435 zwischen den Vandalen und Römern abgeschlossen wurde. In einem besonderen Nachtrag wird die Muthmafsung aufgestellt, in der Nachricht des Prosper, die sich hierauf bezieht, wo die alten Ausgaben data eis ad habitandum *per triennium* Africae portione, die neueren seit Labbé: *per Trigetium* lesen *), sei per trigennium an die Stelle zu setzen. Ich bezweifele diese Emendation, will jedoch die Entscheidung den Handschriften anheimstellen. Im Texte wird fortgefahren, Procop setze hinzu, die Vandalen hätten nach dem Frieden Tribut zahlen und Geiserichs Sohn Hunerich als Geisel stellen müssen, diesen aber habe der Kaiser Valentinian aus Freundschaft für den Vater zurückgesandt. „Was den Tribut, heifst es weiter (p. 72), angeht, so kann dieser wohl in den für Rom unentbehrlichen Naturalien, in Getraide und Oel bestanden haben. Dafs aber Geiserich seinen Sohn als Geisel gestellt habe, ist nicht recht zu glauben; denn so schlecht standen seine Sachen nicht. Er war immer Sieger, wenn auch andere Umstände ihn den Frieden wünschen liefsen. Noch unwahrscheinlicher ist jenes freundschaftliche Verhältnifs, da Geiserich fortwährend die Katholiken verfolgte und vier Jahre später einen neuen Krieg begann. Vielleicht war Hunerich nur ein *vorläufiges* Unterpfand für die Erfüllungen einzelner Bedingungen, und die Eitelkeit der Römer gab diesem Ereignisse die obige Auslegung."

*) Dagegen lassen nicht, wie der Verf sagt, einige Handschriften des Prosper und des Paulus Diaconus die Worte weg, sondern der letztere allein hat, wie so oft und gerade wie hier auch Cassiodor, diesen Zusatz nicht aufgenommen.

Unsere Einsicht ist hier überall sehr beschränkt: ob wir dieselbe aber auf solche Weise vermehren, scheint mir, steht sehr dahin. Prospers Worte beim Angriff Geiserichs auf Karthago: de cujus *amicitia* nihil metuebatur sind nicht herbeigezogen, obschon solche Uebereinstimmung stets Beachtung verdient. Die Bedingungen selbst hat schon Mascov bezweifelt, derselbe gleich darauf die Stelle des Salvian, und richtiger als es hier geschehen ist, angeführt. — Später wird nur aus Idatius das Datum der Eroberung Karthages citirt, es findet sich aber auch im Prosper und sogar in einigen Ausgaben des Marcellin, verdient also gewiſs den Vorzug vor dem 10 Kal., was andere bei diesem lesen. — Es folgt der Zug nach Sicilien; für die Eroberung Lilybäums wird keine Quelle genannt, daſs Panormus *zuletzt* belagert sei, sagt Idatius auch nicht; was über Sebastianus im Text und Anmerkung bemerkt wird, hebt sich fast gänzlich auf. Auch über den Tag der Einnahme Roms (455) kommt der Verf. nicht ganz ins Reine. Ich glaube, der 2te Juni wird sich mit Sicherheit festsetzen lassen. Gewiſs mit Recht wird unter der Angabe über Maximus Tod dem pridie Kal. Junias der Vorzug geschenkt, sowohl pridie Idus Jun. als XII. Kal. Jun. sind nichts als falsche Lesarten; 3 Tage später, wie Victor sagt, rückte Geiserich in die Stadt ein, d. i. am 2ten Juni, ein Datum, das durch eine bisher ungedruckte Chronik des 7ten Jahrhunderts bestätigt wird, wo wir IIII. Nonas Julias offenbar verschrieben für IIII. Nonas Junias als Tag der Eroberung angegeben finden.

Es sind dies Kleinigkeiten, aber Mängel der Art kehren häufig wieder, und sie nöthigen zu dem Ausspruch, daſs dieser Theil der Geschichte nicht in dem Maaſse begründet worden ist, wie es von einer kritischen Arbeit gehofft werden durfte. — Es ist freilich ein Verdienst mehr zu geben, als die sorgfältige Durchprüfung des Einzelnen, sich zu erheben zu einer lebendigen Darlegung des Ganzen. Aber man mag bezweifeln, ob das letzte hier erreicht worden ist und es dann doppelt bedauern, nicht durchgehend wenigstens in einer Beziehung seine Erwartungen befriedigt zu finden. Dennoch, was ich zuerst urtheilte, es sei das Werk auf fleiſsiger Lectüre der Quellen gegründet und ein wichtiger Beitrag zur Kenntniſs der Begebenheiten des 5ten und 6ten Jahrhunderts, wird niemand in Abrede stellen. Auch ist schon die Unterwerfung der Vandalen durch Belisar, wo Procops Erzählung einen leitenden Faden darbot, auf eine Weise behandelt, die eine deutlichere Einsicht in die Begebenheit selbst bei dem Vf. erkennen läſst. Und die Hauptleistung desselben bleibt noch zu erwähnen.

Wie die Aufgabe der Pariser Akademie, die auf eine sehr ehrenvolle Weise dieser Arbeit den Preis zuerkannt hat, es mit sich brachte, ist eine besondere Sorgfalt auf die Erforschung des innern Zustandes der vandalischen Herrschaft gewandt und hier werden sowohl über die Entwickelung dieser reichen und durch eine wunderbare Geschichte ausgezeichneten Lande als über die Ausbildung des germanischen Lebens auf einem durchaus fremden Boden interessante Mittheilungen gegeben. — Zu Anfang ist ausführlich das Verhältniſs der Vandalen zu den übrigen Bewohnern des Landes untersucht. Analog den übrigen Gründungen der Germanen auf römischem Boden entwickelte sich in mehreren Hauptbeziehungen die Lage der früheren Bevölkerung; nur war das Schicksal eines groſsen Theils derselben das härteste, das sie treffen konnte. Sie verloren ihr ganzes Eigenthum und wurden zu Hörigen. — Dies, nicht Ministerialen, wie der Vf. gewöhnlich sagt, scheint mir das passende Wort — der Eroberer. Doch wird mit Scharfsinn aus den dürftigen Zeugnissen ermittelt, wie dieser Zustand sich auf die Proconsularprovinz beschränkt, in den übrigen Theilen das freie Eigenthum der Römer und damit im Wesentlichen der ganze frühere Zustand des Landes sich erhalten habe. Eine Theilung des Eigenthums zwischen Sieger und Unterworfene, wie häufig in dieser Periode vorgenommen wurde, fand bei der völligen Unterjochung der Eingebornen nicht Statt. Die Vandalen nahmen Alles, so weit sie sich ansiedeln konnten; in den entfernteren Provinzen, wohin sich nur ihre Herrschaft erstreckte, begnügten sie sich einen Tribut von den Römern zu erheben. In den Städten behaupteten diese ohne dies Eigenthum, Ansehn und römisches Wesen. — Neben ihnen lebten die Vandalen, deren Einrichtung von der der übrigen germanischen Stämme nicht wesentlich verschieden erscheint. Doch war es eigenthümlich, daſs schon Geiserich es unternahm, die stets bei den Deutschen auf einer eigenthümlichen Verbindung von Wahl und Erblichkeit beruhende Thronfolge durch ein Hausgesetz zu ordnen, das ein Seniorat unter seiner gesammten Nachkommenschaft begründete, und wie

Hr. P. meint die Zustimmung des Volkes ganz ausgeschlossen hat. Doch halte ich das Letzte für nicht richtig. Es konnte das Gesetz nur die Folge für die verschiedenen Verwandten des königlichen Hauses regeln; das Recht der Zustimmung blieb dem Volke unbenommen; aber wie es stets durch das Herkommen gebunden sich der Erbfolge anschlofs, so wurde es auch in diesem Falle durch die neue Anordnung bestimmt, also nicht aufgehoben, nur anders geleitet.

Was sich über das Kriegswesen, die Rechtspflege, die Finanzen, den kirchlichen Zustand und die Sprache der Vandalen ermitteln läfst, wird in einzelnen Capiteln fleifsig und übersichtlich zusammengestellt. Hr. P. legt die bekannten Forschungen Savigny's, Eichhorn's, Grimm's seiner Darstellung zu Grunde, er beachtet sorgfältig jede Einzelheit, die unter den Vandalen das Vorhandensein ähnlicher Institute wie bei den übrigen deutschen Stämmen anzeigt, und hebt hervor wo eine Abweichung, eine eigenthümliche Entwicklung sich findet. Der Abschnitt über die Sprache erweist, auf Grimm sich stützend, was eben keiner bezweifelt hat, dafs auch die Vandalen dem gothischen Sprachstamme angehört haben.

Aber auch römische Bildung, Literatur und Sprache übten auf sie einen nicht unbedeutenden Einflufs. Scheint es auch auf der einen Seite, es hätten die Vandalen weniger als andere eingewanderte deutsche Völker eine Vereinigung mit den Eingebornen gewollt, treten sie auch den römischen Kaisern feindlicher entgegen, verfolgen die katholischen Unterthanen mit blutiger Strenge; doch führte die Gemeinsamkeit des Lebens, die Macht der Bildung auf der Seite der Gegner, die stete Berührung der streitenden Kirchen nothwendig zu einer gewifsen Entfremdung von dem althergebrachten Wesen. Hätte das Volk der Vandalen sich länger auf dem Boden, den es besafs, zu behaupten vermocht, wo alle Einflüsse des Klimas seine Eigenthümlichkeit zu zerstören beitrugen, so würde es wahrscheinlich in nicht langer Zeit den deutschen Charakter gänzlich verloren haben; es wäre ihm schwerlich gelungen hier auf ähnliche Weise, wie es andere Stämme in Südeuropa thaten, eine germanische Bildung zur Geltung zu erheben, nur einzelne Elemente hätten sich vielleicht erhalten und eine Kräftigung gegen die Einfälle der östlichen Araber gegeben, die hier nach reichlich 100 Jahren nur entartete Römer fanden. — Hr. P. betrachtet die vandalische Eroberung als ein trauriges Ereignifs; sie habe nur zerstört und verfolgt, nichts Bleibendes hinterlassen, sei ruhmlos untergegangen. Wir können nicht widersprechen. Es ist ein Ausflufs aus der Bewegung jener Zeit, ich möchte sagen, ein Ueberströmen der grofsen Fluth über die Grenzen, die damals den germanischen Bildungen gesteckt wurden. Der Kampf zwischen der orientalischen und der christlichen Welt des Abendlandes sollte nicht hier, sondern auf dem Boden Europas in der nächsten Zeit seinen Schauplatz finden, und erst den folgenden Jahrhunderten war es vorbehalten, auch auf die fremden Erdtheile den Einflufs des ausgebildeten historischen Lebens der germanisch-romanischen Völker zu erweitern.

Georg Waitz.

XLV.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Von Dr. Ernst Freih. von Feuchtersleben. Wien, 1837.

Es erweckt ein gutes Vorurtheil für dieses Buch, dafs der Verf. sich als einen Arzt zu erkennen giebt; denn bei Männern dieser Wissenschaft findet man in der Regel einen durch Theorieen weniger beschränkten Sinn; sie sind an die Natur gewiesen, die eine falsche Theorie am sichersten und bäldesten zurückweist und von Extremen zurückhält. Ferner beschäftigt sich das Buch grofsentheils mit Goethe; und wenn bei irgend einem Dichter die Kritik von der Natur auszugehen hat, so ist dieses bei Goethe der Fall. Natürlich ist hier von dem Arzte die Rede, der in dem Buche der Natur zu lesen versteht, dem dieses Buch den Sinn für das Natürliche, d. h. für das Wahre, erhält und schärft, der durch den beständigen Umgang mit der Natur gerecht, milde, freundlich gestimmt worden ist. Als einen solchen thut sich uns Hr. v. F. durch sein ganzes Buch kund, zugleich als einen Mann von vielseitiger Bildung, als einen warmen und gebildeten Freund der Literatur und Kunst. Wenn sich auch in der Einleitung einige Bitterkeit gegen das Publikum im Allgemeinen zeigt, so ist diese leicht verzeihlich, und dasselbe wird sofort durch den Verf. selbst entschuldigt, indem er nachdrücklich zeigt, wie die Kritiker es geflissentlich darauf anzulegen scheinen, das Publikum zu verwirren und Urtheil und Geschmack in ihm zu verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Von Dr. Ernst Freih. von Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

Welcher Gemäfsigte, Wohlmeinende hat dies nicht empfunden! wer sich nicht gern in eine Zeit versetzt, wo dies anders war! Es ist wunderbar, wie schnell die Zeiten sich geändert haben; man braucht nicht alt zu sein, um, verstimmt durch unsre Aristarche, sich zu erinnern, wie Herder, Goethe, Schiller in ihren Schriften zur Literatur und Kritik als Suchende, Lernende erschienen. An Lessing würde man nicht ohne Schmerz denken können, wenn des Mannes Kraft und edler Geist nicht auch den Schmerz bewältigte, wenn nicht jedes seiner Blätter reiche Mittel enthielte, den Deutschen von seiner Thorheit zurückzurufen und für Wahrheit und Recht zu stärken.

„Je gröfser im Gebiet der Kritik das Chaos, sagt der Verf., desto nöthiger solche, die orientiren." Gewifs; und wie schwierig dies in unsern Tagen auch sein möge, doch kann der Gutgesinnte die Hoffnung nicht aufgeben, es finden sich noch Männer, wie sie S. 5 so schön geschildert werden, Männer, in deren Wort und Schrift keine Parteisprache anklingt, vielmehr der reine Wohllaut redlicher Gesinnung zu erkennen ist, Männer, die überall beweisen, dafs sie fähig sind die Vorzüge würdiger Geister zu schätzen, das vorhandene Grofse und Gute zu würdigen, deren Schriften in der Seele des denkenden, unbefangenen Lesers Klarheit erzeugen, die, nach dem Motto des Verfs., non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitant, die so sich legitimiren als die ächten Kritiker. Auf diesem Wege finden wir unsern Autor, und nach den Proben, die er vorlegt, dürfen wir Tüchtiges von ihm hoffen; wir dürfen dies von der Urtheilskraft, die er in manchem Falle beweist, von der Freisinnigkeit, von der Gesinnung überhaupt, die sich in dem Buche kund giebt; denn gewifs hat er das Wort Goethe's an Eckermann (Gespräche mit G. 1, S. 226) verstanden und beherzigt: „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth. Denn wodurch ist dieser so grofs als durch seinen Charakter, sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen giebt es viele; aber wo ist ein solcher Charakter!" Ein Mann, in dem sich geistige und sittliche Kraft so durchdringen, wie in Lessing, wird immer eine seltne Erscheinung sein; aber auch der wird schon Gutes schaffen, der, bei nicht gewöhnlichem Talent, den Gedanken gefafst hat, welchen wir S. 6 ausgesprochen finden: „Autorität ist der Hebel der Bildung. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Grofsen so geschadet als Verachtung aller Autorität;" und mit Freude finden wir auf derselben Seite eine Gesinnung sich offenbaren, die an das schöne Wort Goethe's erinnert:

In's Meer wirf deine Kuchen;
Wer weifs, wer sie geniefst?

Sprechen wir nun gleich von vorn herein den eigentlichen Gewinn aus, den wir von der Lektüre des Buchs gehabt. Der Verf. desselben hat einen schönen und hohen Begriff von der Kritik; er weifs diesen in seinen Lesern zu erwecken und dafür zu erwärmen; die Gedanken, die er in den beiden Abschnitten, *Kritik* und *die Leser* betitelt, mittheilt, enthalten manches Geistreiche, Beherzigungswerthe: so die Classificirung der Kritik nach ihren verschiedenen Qualitäten, die Hinweisung auf Muster für jede Art derselben. Was die *Leser* betrifft, so werden wir auf nachdrückliche Weise an den alten Spruch erinnert: „Leser, wie gefall' ich dir? Leser, wie gefällst du mir?" Ebenso erfüllt uns das Buch mit Schonung, Mäfsigung, Ehrfurcht, die, wie S. 15 mit Wahrheit gesagt wird, noch nie fehlgesprochen haben. Dasselbe entzieht uns auf

gelinde Weise der drückenden, verpesteten Atmosphäre, die im Gebiet der schönen Literatur von der Kritik, den Tageblättern unsrer Zeit erzeugt wird, und läfst uns eine milde Luft einathmen. Diese milde Luft ist ein Hauch der Natur, die immer wohlthätig wirkt, die beschwichtigt, wenn Unnatur, Unsitte uns verstimmten. Sollen wir zugleich die Mängel nennen, die wir an dem Buche bemerkten, so rechnen wir dahin eine zu grofse Milde in der Beurtheilung, die das anerkannt wahre Grofse nicht gehörig von dem minder Bedeutenden scheidet, eine zu aphoristische Darstellungsweise, eine zu geringe Benutzung dessen, was sonst so schön über Goethe's Studium der Natur gesagt ist, für die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters.

Die Betrachtungen, die sich an *Goethe* knüpfen, nehmen die Hälfte des Buches ein; sie sind das Bedeutendste in ihm, und so möge ihnen auch hier der gröfsere Raum gegönnt sein. Hr. v. F., im Widerspruch gegen so manche Physiker vom Fach, legt grofses Gewicht auf Goethe's Bemühungen und Erforschungen im Gebiete der Naturwissenschaft; ja, er glaubt, dafs seine mit ihr sich beschäftigenden Werke neben den vollendeten unter seinen poetischen Gebilden die Prüfung der Zeiten am glorreichsten bestehen werden. Rec., der nicht Arzt, nicht Naturforscher ist, der Goethe's zur Naturwissenschaft gehörige Werke nur als Dilettant gelesen, hat hier keine Stimme; wenn aber eine lange und ernste Forschung in Goethe's Dichtungen, in denen, wie in keinen andern, Natur und Kunst sich gegenseitig durchdringen, ihm erlauben aus diesen Dichtungen auf des Dichters Ansichten der Natur zu schliefsen, dann kann er den Glauben nicht abweisen, diese letztern ruhen auf eben so sicherm Fundamente wie seine Kunst. Darin stimmt er Hrn. v. F. bei, dafs Goethe's dichterische Erzeugnisse wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind. Nur hätte er in einem Aufsatze, der recht eigentlich Goethe'n zu charakterisiren bestimmt ist, etwas mehr gewünscht als derselbe giebt. Der Verf. zeigt, welchen Weg Goethe's Naturstudien genommen, giebt die äufsern Anlässe an, die dieses Studium anregten und förderten, findet den Grund besonderer Naturstudien in den Studien zur Kunst, läfst sich dann über einige Hauptmomente von Goethe's Forschungen aus. Alles hier geäufserte hat seine Richtigkeit; da aber gleich im Anfange des Aufsatzes gesagt, und mit vollem Rechte gesagt ward, der erste Keim zu späteren Entfaltungen jener Richtung auf die Natur sei in Goethe's Naturell zu suchen, so wäre der Aufsatz gewifs viel fruchtbarer geworden, wenn er die innige Durchdringung von Natur und Kunst im Geist und in den Werken des grofsen Dichters nachgewiesen, wenn er gezeigt hätte, wie die Natur recht eigentlich die Seele war in Goethe's Kunst, so dafs man ihn im höchsten Sinne des Worts den Dichter der Natur nennen kann.

Lassen wir die frühesten Produkte des Dichters, den Goez eingeschlossen, bei Seite (denn in ihnen, wie vortrefflich und bedeutend auch namentlich der letztere, haben wir doch nur ein Tasten, welches indefs im Goez mächtig auf *die* Natur deutet, welche die todte Regel durchbricht), so finden wir im Werther — nicht blofse Schilderung der Natur, sondern den Dichter, der, mehr freilich in Ahndung als in klarem Begriff, in ihre Tiefen schaut und von ihrem geheimnifsvollen Walten durchdrungen ist. Denn Werther ist Goethe; vielmehr *der* Mann, der der Dichter geworden wäre, wenn er nicht weiter geforscht hätte in der Natur, wenn nicht die ihm inwohnende sittliche Kraft das Mafs erzeugt hätte, „nach dem und zu dem unser Innerstes erschaffen ist." Kein Mensch geht durch die Welt, unberührt von seiner Zeit; es war daher nur natürlich, dafs Goethe von jener Empfindsamkeits-Periode sein Theil bekam; aber, bei seiner Natur, eben so natürlich, dafs auch diese Empfindsamkeit einen grofsartigen Charakter trug; und darin zeigt sich seine Gröfse, dafs er in wahrhaft sittlicher Weise dieser Gemüthsstimmung Herr ward. Wie seine Erkenntnifs sich frei machte, indem sie den Werther absetzte, so seine hohe sittliche Natur, indem er Lotte'n entsagte. Wenn den Deutschen das Glück wird, Goethe's Briefe an die Geliebte und ihren Gatten, die noch vorhanden sind, dereinst zu lesen, dann werden sie die Wahrheit des Obengesagten erkennen. Hier machen wir nur noch aufmerksam auf die Kluft, die zwischen *der* Natur liegt, welche Werthern „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" erschien, und der, „deren Geist an ihm vorüberging, ehe er's gewahr wurde, und sich wandelte, ehe ers merkte" (Buch Hiob, 9, 11. Morphologie, H. 1).

Wie im Werther, so staunen wir in den Anfängen des Faust über die unendliche Fülle und Tiefe der Natur-Ansicht, wir fühlen und erkennen den Dich-

ter als ein Gefäfs, in welchem der Geist der Natur sich eine Wohnung gewählt; nur dafs, wie im Werther jene Ansichten durch die Einflüsse der Zeit getrübt erscheinen, im Faust etwas von den Beschäftigungen in der Krankenstube wiederklingt. Die Natur gährt noch in dem Dichter; aber es ist eine Gährung, aus der ein edler Wein hervorgehn soll. Nach wenigen Jahren finden wir Goethe'n sehr ernst mit eigentlichen Naturstudien beschäftigt. Der Gegenstand, dem er eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmet, der Zwischenknochen, erscheint wohl Manchem ein geringer; und doch ist in dem so materiell scheinenden eine Hindeutung in die geistige Region nicht zu verkennen. Nehmen wir hier den theologischen Gesichtspunkt. Goethe wendete sich früh von den Theologen ab, die in Hinsicht auf den Menschen die Natur mit dem Reiche der Gnade in eine vollkommne Opposition treten lassen; eine Ansicht, die zu Verdammung der Natur führt; wie ja der Pietismus diese mit dem Sündenfall verdorben werden läfst. Man lese, wie er sich über diesen äufserst wichtigen Punkt im 15. Buche seiner Bekenntnisse ausspricht. Der Pietismus fand den *natürlichen* Menschen verdammungswürdig, als den, der nichts von Gott wisse; nur insofern die Gnade über ihm und in ihm waltete, war er seiner Achtung werth; die minder strengen, zum Rationalismus sich neigenden Theologen dagegen mochten die Natur, als ein Geschöpf Gottes, nicht verwerfen, wollten aber zugleich den Menschen über die Natur stellen, und ihnen war von hoher Bedeutung, was, auch im Körperlichen, zwischen dem Menschen und der Natur, vor allem dem Thiere, eine Scheidewand hinzustellen schien. Goethe konnte den letztern so wenig als den erstern beistimmen. In ihm hatte sich mehr und mehr und in immer gröfserer Klarheit und Herrlichkeit der hohe Gedanke entwickelt, dafs die Natur, grofs und rein aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen, den Menschen als ihr höchstes Gebilde erzeuge, ein Geschöpf, der Sittlichkeit und Religiosität fähig, die um so edler und reiner sich zeigen, je weniger sie sich trennen von der Unschuld der Natur. Sie können, lehrt er in der letzten seiner gröfseren Dichtungen, durch Umstände in Conflict treten mit der Natur; aber der Geist finde in sich auch eine Versöhnung mit ihr und reiche über die Erscheinung hinaus. Dürfen wir nicht annehmen, dafs ihm jener Zwischenknochen als symbolisch bedeutend für seine Ansicht erschien? er, der als ein unterscheidendes Merkmal zwischen Mensch und Thier in den Lehrbüchern auch der besseren Naturforscher aufgestellt war.

In der Metamorphose der Pflanzen, in der Lehre von den Wirbelknochen, in der Farbenlehre finden wir die reichsten, durchgreifendsten Bezüge auf die geistige Natur des Menschen, in der sich, damit wir uns der vortrefflichen Worte Goethe's bedienen (Farbenl. Th. 1, S. XII und 16), eben so wie in der materiellen, „ein Mehr ein Weniger überall bemerken läfst, ein Wirken ein Widerstreben, ein Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäfsigendes, ein Männliches ein Weibliches, ein Einathmen ein Ausathmen, eine Systole eine Diastole, die ewige Formel des Lebens." Diese Natur ist die Seele in allen Goethe'schen Dichtungen; die gröfsesten würde man nicht ohne seine Ansicht von ihr verstehen, und im Kleinsten begegnen wir der Natur. Mignon und Augustin, in der geistigen Welt, weisen im Grofsen auf das Gesetz hin, welches in der Farbenlehre (Th. 1, S. 92) so herrlich ausgesprochen ist: „die krankhaften Phänomene deuten auf organische und physische Gesetze; denn wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist und durch welche sie zusammengehalten wird." Aber auch im Schmuck, den Alexis seiner Geliebten bestimmt, wo Rubin und Smaragd wetteifern und der Sapphir dem Hyazinth sich gegenüberstellt, in dem einzigen Gleichnifs, womit das 7. Buch von Hermann und Dorothea beginnt, in der stummen Bewegung der Lippen, die Ottiliens letzten Worten vorausgeht, finden wir den Dichter der Natur.

Es ist in unsern Tagen recht klar geworden, welche ungeheure, nie zu bewältigende Kluft Goethe'n von denen trennt, welche die Natur nicht als etwas Reines, Heiliges, als das Fundament der wahren Humanität betrachten. Um nur noch einen, aber wichtigen Punkt zu bemerken: wie spielt in dem Gedichte, *Metamorphose der Thiere* überschrieben, wiederum das Körperliche in das Geistige hinüber! durch die Verse gegen das Ende des Gedichts:

Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste;
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel;

durch das Beispiel vom Löwen und Rinde bekommen wir Aufschlufs über manches Werk des Dichters, namentlich über Manches im W. Meister. Und fordert der Dichter selbst uns nicht auf, diese der Natur abgewonnenen Gedanken in das Gebiet der Sitte und Freiheit hineinspielen zu lassen?

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Mafs, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut nur durch ihn sich der Krone.

Eine Darstellung, wie bei Goethe an die Natur die Sitte, die Humanität sich knüpft, würde sehr interessant und belehrend sein. Nach unsrer Meinung würde Ottilie den Gipfel solcher Betrachtungen machen; und da könnte das Wort: „Es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrthum" erschrecken, wenn nicht Charlotte an ihrer Seite lehrte, wie Bildung, Mafs, Ruhe eine Stimmung der Seele erzeugen, die der Mensch auch ohne Genie zu sein sich anzueignen vermag.

Um auf Goethe's Naturstudien zurückzukommen, so giebt Hr. v. F. trefflich die Weise an, wie er sie betrieb. „Die Idee, sagt er S. 134, kommt von oben; und wenn Aristoteles, der zu ihr hinauf, und Plato, der von ihr herab lehrte, das Symbol zweier Seiten der Menschenbildung darstellen, so verehren wir in Goethe die ganze." Wie treffend diese Bemerkung, das wird der erkennen, der Goethe's vortreffliche Recension von Geoffroy de St. Hilaire, Principes de philosophie zoologique gelesen hat. Seine Methode ist von den grofsen Männern jeder Wissenschaft, von den Männern, welche dieselbe eigentlich gefördert haben, beobachtet worden, und man wird hier nicht ohne Vergnügen lesen, wie der Historiker Polybius sich über sie (im ersten Capitel des dritten Buchs seiner Geschichte) ausspricht: *Πολλὰ μὲν προλαμβανούσης τῆς ψυχῆς ἐκ τῶν ὅλων πρὸς τὴν κατὰ μέρος τῶν πραγμάτων γνῶσιν, πολλὰ δ' ἐκ τῶν κατὰ μέρος πρὸς τὴν τῶν ὅλων ἐπιστήμην, ἀρίστην ἡγούμεθα τὴν ἐξ ἀμφοῖν ἐπίστασιν καὶ θεάν.*

Wie hoch Hr. v. F. Goethe'n stellt, wie durchdrungen von Ehrfurcht von dem hohen Geiste desselben er ist, so erweiset er sich doch keinesweges als blinden Verehrer. Er findet hie und da etwas an ihm auszusetzen, und namentlich in seiner Kritik des Eckermann'schen Werks. Hier aber geht er oft zu weit, und erwägt nicht genug, wie bei aller Gewissenhaftigkeit, die das höchst interessante Buch bezeugt, doch immer die Worte Goethe's aus der Feder eines Andern kommen, dafs ferner manches Wort, wie es bei Eckermann erscheint, eine andre Bedeutung gewinnen würde, wenn wir es, durch Umstände und Zusammenhang motivirt, vernähmen. In diesen und jenen Bemerkungen und Gegenbemerkungen finden wir den jugendlichen, lebenskräftigen Beurtheiler dem erfahrenen Greise gegenüber. Was Goethe (S. 248 f.) über die vorschreitenden und rückschreitenden Epochen sagt, enthält gewifs eine grofse Wahrheit, die einen tüchtigen Faden durch die Weltgeschichte bietet. Demohngeachtet freuen wir uns des muthigen Worts, welches der Kritiker dagegen ausspricht. Zu einer gleichen Bemerkung wird man S. 241 veranlafst. Durchaus aber werden die Kenner Goethe's nicht mit Hrn. v. F. einverstanden sein, wenn er bei Gelegenheit des Goethe'schen Werkes: „Die grofsen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu sein" die Frage aufwirft: „Hat auch Goethe schon aufgehört Mittel zu sein?" und diese beantwortet: „Wenn uns die östlichen Lichtstreifen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören." Wie konnte doch er, der in dem *die Alten als Bildungsgrundlage* überschriebenen Aufsatze so schöne Gedanken über das Alterthum ausspricht, sich also äufsern? — Wir möchten behaupten: je mehr uns der Orient aufgeklärt wird — und wir wünschen aufrichtig, dafs dieses geschehe — desto mehr ist ein Dichter nöthig, der, durchdrungen von ächtem künstlerischen Geiste, wie das Alterthum ihn besafs, Gebilde schaffe, die vor Zeit und Nachwelt, vor allen Nationen die Probe halten. Es ist wohl ein schönes Wort:

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen;

aber der Thon und, was er vorbildet, der Marmor und das Erz werden am Ende doch das flüssige Element übermeistern.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Von Dr. Ernst Freih. von Feuchtersleben.

(Schlufs.)

Diese Bemerkung sprechen wir unbedenklich aus, wie lebhaft auch die Freude ist, mit der uns die *Ergänzungen zu den Noten des Divan* erfüllt haben. Zu wenig Kenner jener orientalischen Schätze, dürfen wir uns hier kein Urtheil anmafsen. Doch das hat auch wohl ein oberflächlicher Kenner bemerkt, dafs Goethe in seinem Divan eine Hauptrichtung des Orients zu wenig berücksichtigt hat; eben weil seiner eigentlichen Natur die Mystik weniger zusagte. Um so dankbarer müssen wir Laien Hrn. v. F. sein, der uns auf eine so ansprechende Weise einen Blick auch in dieses Gebiet eröffnet. Was über die Vogelgespräche des Attar berichtet wird, über den Unterschied seiner Mystik von der des Dschelaleddin, den Goethe als Muster orientalischer Mystik hervorhob, ist vortrefflich, und bezeugt, mit welchem Geiste er sich auch in dieser Region heimisch gemacht hat.

Wenn der Verf. sich durch das ganze Buch als vielseitig gebildet offenbart, wenn diese Vielseitigkeit ihm Milde und Toleranz gegeben hat, wenn wir auch anerkennen, dafs diese nie in schwächliche Duldung des Gemeinen ausarten: so wäre im Einzelnen doch eine gröfsere Schärfe zu wünschen gewesen. So steht in dem *Scott und Bulwer* betitelten Aufsatze das Zünglein der Wage, auf der beide Schriftsteller gewogen werden, allzu gerade empor, da doch, nach unserm Bedünken, der Tory den Whig mächtig in die Höhe schnellen müfste. Wie frei und leidenschaftslos schwebt Scotts Geist über seinen Gebilden! — wir denken hier an die vornehmsten unter denselben — Wie lebendig dargestellt erscheint jegliche Tugend, jede Thorheit und Schwäche des Menschen! Wie unendlich liebenswürdig jene! und mit welcher wahrhaft poetischen Milde betrachtet er diese! Wogegen Bulwer nur zu oft als Mann der Partei erscheint und seinen oft outrirenden Whigism, über das Gebiet der Politik hinaus, in alle Verhältnisse des Lebens hineinspielen läfst. Wo es vollends auf künstlerische Composition, Beleuchtung u. s. w. ankommt, da begreifen wir nicht, wie Bulwer neben Scott nur genannt werden kann. Eben so wenig, wie Hr. v. F. den liebenswürdigen W. Irwing so strenge beurtheilen konnte gegen Cooper. Von *Grillparzer* heifst es (S. 70): „Eine Oase in der Wüste stehen seine lebendigen Schöpfungen da. Alles wahr, bedeutend, erlebt." Wahr! — auch die Charaktere in der Sappho? Bedeutend! — diese Afternaturen in der Ahnfrau? Und das alles erlebt! Recens. denkt zu gut von den spätern Erzeugnissen dieses Dichters, als dafs er nicht glauben sollte, er selbst sehe jene früheren als Gebilde eines unglücklichen Traumes an.

Dafs der kritisirende Arzt die merkwürdige Erscheinung *Rahel* von der krankhaften Seite auffassen würde, war natürlich, da sie auch den Nichtarzt schon durch die ihren Blättern so häufig vorausgeschickten Bemerkungen über die Witterung auf die „bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewufstseins erlaubt, gesteigerte Sensibilität bei verhältnifsmäfsig zurückgehaltenem vegetativen Leben" (S. 183) aufmerksam macht. Wenn Hr. v. F. aber weiterhin sagt: „Ihre penetrantesten Aussprüche, ihre wie Blitzstrahlen sternenlose Nächte afuhellenden Seherworte, ihre tiefsten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unsers Herzens ertönen machen — was sind sie anders als Divinationen einer Clairvoyante?" (S. 185) so halten wir uns an ein früheres Wort von ihm, demzufolge jene Sensibilität nur die eine Hälfte ihres Wesens ausmacht, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geistes zugestehn müssen. In dem Weihe

konnte sich diese Fülle des Geistes, die uns staunen macht, nicht anders kund geben; aber wahrhaft rührend ist es, in dem Buche, welches ihren Namen trägt, zu lesen, wie, trotz dem schwachen Körper, die eigentliche weibliche Thätigkeit sich regte, als diese durch die gewaltigen Ereignisse der Zeit in Anspruch genommen ward.

Die zwischen Rahel und *Bettina* angestellte Vergleichung ist geistreich, in vielen Puncten treffend; nur widerspricht sich der Kritiker, wenn er (S. 196) Rahel „ein exquisites Kunstproduct" nennt; die Kunst, nehme man dieses Wort in welchem Sinne man wolle, bringt keine „Clairvoyante" hervor. Dagegen wird Bettina „ein reines Naturproduct" genannt. In ihrem Buche, welches voll ist des anmuthigsten Zaubers, stellt sie sich so dar. Ob aber ein reines Naturproduct ein Buch zu produciren vermöge, welches in einem weit entschiedneren Sinne als Goethe's Selbstbiographie den Titel „Dichtung und Wahrheit" verdienen möchte, das ist die Frage. Anmuthig übrigens und geistreich ergeht sich Hr. v. F. über das Buch; man folgt ihm gern, und läfst sich mit Lust abermals in diese Phantasieen und Träume einwiegen, mit denen uns ein geistreiches, mit ausgezeichnetem Talent begabtes Wesen früher beglückt hatte.

Nicht tief in den Gegenstand eingehend, doch geistvoll-anregend sind die Bemerkungen in dem *Goethe und Schiller* überschriebenen Aufsatze; und auch in ihm thut sich neben dem Geiste Herz und Gemüth kund, wie diese bei jedem zusammen wirken müssen, der Dichter beurtheilen will. Es war eine von den Thorheiten, welche eine vor ein paar Decennien aufkommende philosophisch-ästhetische Schule erzeugte, dafs man annahm, der Dichter könne kalt und liebeleer sein, während er das Wärmste, Liebevollste dichte. Man lese so manche Worte Goethe's bei Eckermann, um hierüber in's Klare zu kommen. Wie will man nun ohne Wärme und Liebe den Dichter, der dieser voll ist, beurtheilen? Der Liebe aber bei der Beurtheilung bedarf besonders Schiller; denn wenn wir ihn, wie es uns einmal zur schönen Gewohnheit geworden, neben Goethe nennen, und beide Dichter wie ein Dioskuren-Paar zu betrachten uns nicht enthalten: so müssen wir Gemüth, Freiheit und Streben des Geistes, Liebe immer in Schillers Wage legen; und wir thun dies um so lieber, da es nicht anders als wohlthätig wirken kann, wenn dem Deutschen diese edlen Eigenschaften im Ideale vorschweben. Goethe war sich seines eignen hohen Werthes wohl bewufst, er wufste auch, wie viel Schiller ihm verdankte; wie hat er ihn dennoch geehrt! Man lese Eckermanns Buch, vor allem Th. 2, S. 11; und wenn Goethe dort sagt: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" dann werden wir die Bedeutung und den Gehalt des Goethe'schen Worts, welches Hr. v. F. anführt, verstehen: „Da streiten sie sich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene. Sie sollten lieber Gott danken, dafs ein paar Kerls da sind, über die sie streiten können."

Ueber den Abschnitt unsres Buches, der *Kunst* überschrieben ist und die bildende zum Gegenstande hat, müssen wir uns kürzer fassen. Auch in ihm finden wir geistreiche Bemerkungen und den Sinn, der das vorhandene Würdige zu schützen weifs. Hr. v. F. hat die Propyläen und was Goethe anderweitig über die bildende Kunst geschrieben, wohl studirt, und er versteht dieses in seiner Weise gefällig, fern von aller Pedanterei wiederzugeben. Wenn aber auf demselben Blatte gesagt wird: „Es handelt sich darum, erst der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann sich zu bilden, damit man etwas habe, was jenes Scheins würdig ist," und: „Wenn Goethe einmal zu verlangen *scheint*, der Landschafter solle fleifsig seine Metamorphose der Pflanzen studiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäfsen, um sie in seinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu lassen, so gönne man dem Philosophen seine Freude! Die Kunst will den ganzen Menschen, die Wissenschaft cultivirt nur den halben" (S. 305): so möchten wir fragen, ob man nicht, *um der Natur ihren Schein abzugewinnen*, das Gesetz kennen müsse, das in der Metamorphose der Pflanzen ausgesprochen ist? ob nicht, eben weil die Kunst den ganzen Menschen verlangt, der halbe, der die Wissenschaft fördert, in jenem aufgehn mufs, und dies namentlich in unsern Tagen? Die ächten, grofsen Künstler haben jenes Gesetz wenigstens geahndet; die, welche nicht so grofs sind, aber doch zu Bedeutendem sich erheben können, die, welchen jener künstlerische Instinct fehlt, sollen auf das Wahre hingewiesen werden, sollen sich unterrichten. An ein Studium, wie der Botaniker von Fach es anstellt, dachte Goethe:

in Hinsicht auf den Künstler gewifs nicht. Willkommen wird manchem Leser die Kritik der *Wiener Kunstausstellung* v. J. 1836 sein.

Der letzte Abschnitt des Buchs ist *Aphorismen* überschrieben. Sie erinnern an Goethe's *Maximen und Reflexionen*; nur dafs wir freilich in den letztern den erfahrnen, bejahrten Mann, in jenen den strebenden, jugendlich-frischen, dabei immer geistreichen, erkennen. Wir haben wohl zu lange bei dem Buche verweilt, als dafs wir in Bezug auf seinen Schlufs noch in's Einzelne gehen dürften; obgleich manche Sentenz, manches Urtheil zu weiterer Erörterung, auch wohl zum Widerspruch reizt. Ist der letztere im Obigen hie und da laut geworden, so hält sich Rec. doch überzeugt, Hr. v. F. werde ihn nicht in die Kategorie derer bringen, von denen in den Aphorismen (S. 353) so schön und wahr gesagt wird: „Abscheulicher Grundsatz moderner Kritik: es müsse Alles von der Licht- und Schattenseite betrachtet werden; Lob sei platt, Tadel zeuge von Einsicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je imposanter die Erscheinung, desto bewaffneter müsse der Blick für die Schwächen sein. O über den Areopag! So werden wir weit kommen!"

Abeken.

XLVI.

Codex inscriptionum romanarum Rheni. Bearbeitet vom Hofrath Dr. Steiner, *Historiographen des Gr. Hess. Hauses u. s. w. I. Theil: die römischen Inscriptionen des oberrheinischen Gebiets (XIV u.* 328 S.*). II. Theil: die römischen Inscriptionen des niederrheinischen Gebiets, nebst Anhang und Registern zum ganzen Werke (XV. u.* 246 S.*). Darmstadt,* 1837. *Auf Kosten und im Verlage des Verfassers. In gr.* 8.

Hr. Dr. Steiner, schon seit längerer Zeit mit der historisch-antiquarischen Aufhellung des untern Maingebiets ununterbrochen beschäftigt *), fühlte bei seinen Forschungen sehr bald das Bedürfnifs, einen Codex inscript. rom. des mittelrheinischen Gebiets anzulegen. Dieses Gefühl steigerte sich, als er, den Kreis seiner Forschungen allmählig erweiternd, die Geschichte des Grofsherzogthums Hessen unter den Römern zu bearbeiten begann. Aber, anstatt sich nun mit weiser Vorsicht blos auf diese, einem Einzelnen nicht gerade schwer zu bewältigende Partie zu beschränken, und diese vor Allem auf eine den in solchen Dingen besonders strengen Forderungen der heutigen Kritik genügende Weise zu Ende zu führen, unternahm er es plötzlich, das ganze Rheingebiet, soweit sich unter den Römern die germanischen und belgischen Provinzen, sowie das Decumatenland erstreckten, in den Kreis seiner gelehrten Forschungen zu ziehen und als nothwendige Vorarbeit dazu sämmtliche Inschriften dieses grofsen Gebiets in vorliegendem Werke zusammenzustellen und zu erklären.

Fanden wir es nun früher anerkennenswerth, dafs Hr. St., um etwas Gediegenes zu leisten, sich seit Jahren, mit Aufbietung aller seiner Kräfte, fast ausschliefslich *einen* — dem oben angedeuteten — Ziele zuwandte; so müssen wir jetzt leider bedauern, dafs er, von seinem an sich sehr löblichen Forschungseifer fortgerissen, das Riesenmäfsige und für einen *Einzelnen* Unausführbare seines gegenwärtigen Unternehmens so völlig aus den Augen verlieren konnte!

Wir läugnen zwar nicht, dafs ein derartiges Sammelwerk, welches das bisher vereinzelte Material der Inscriptionen in ein übersichtliches Ganze brächte, ein höchst verdienstliches und die römisch-rheinische Geschichtsforschung überaus beförderndes wäre; aber wir sind auch zugleich der festen Ueberzeugung — und Hrn. St.'s vorliegende Leistungen haben nicht den unbedeutendsten Antheil daran! — dafs ein solches Werk, wenn es, was sich doch wohl von selbst versteht, gediegen und gründlich sein soll, die Kräfte eines Einzelnen völlig übersteigt und defshalb nur die gemeinsame Aufgabe mehrerer Gelehrten an Ort und Stelle, und zwar am natürlichsten wohl der Vorsteher der Hauptmuseen innerhalb jenes grofsen Gebietes, sein kann. Und selbst ein auf solche Weise entstandenes Sammelwerk müfste noch immer mit dem Motto: in magnis voluisse sat est bescheiden vor das Forum der Kritik treten.

Trotz dieser grofsen und durch keine blofsen Supplemente ganz zu tilgenden Mängel, welche diesemnach vorliegender Inschriftensammlung *nothwendig* an-

*) Vgl. meine Recens. s. „Geschichte und Topographie des Maingebiets und Spessarts unter den Römern." Jahrb. f. wiss. Kritik. März, 1837. XXXVII.

kleben müssen, bleibt sie doch immer sowohl ein neuer Beweis von dem unermüdlichen Eifer und Fleifse ihres Verfs., als auch selbst ein die Wissenschaft, und zwar nicht blos negative, förderndes Werk, indem dasselbe wenigstens eine vorläufige Uebersicht über das reiche Material gewährt und auch einzelne in Abdruck und Erklärung wohl gelungene Partieen hat.

Wir hielten es für nöthig, mit diesen einleitenden Bemerkungen den Standpunct zu bezeichnen, von welchem die nun folgende kritische Beleuchtung der in der Vorrede ausgesprochenen und bei diesem Werke selbst befolgten Grundsätze, sowie der eines Theils der gegebenen Inschriften selbst ausgegangen ist. Die rein wissenschaftliche Tendenz dieser Blätter verlangte überdiefs ein strengeres Votum in dieser Sache, als wir es, dem uns sonst sehr schätzenswerthen Verf. gegenüber, gerne abgegeben hätten.

Wir finden es zunächst rügenswerth, dafs Hr. St., der doch durch vieljährige Erfahrung wissen mufste, wie schwer in derartigen literarischen Unternehmungen eine auch nur einigermafsen genügende Vollständigkeit zu erstreben ist, gleichwohl in der Vorrede zum I. Theil die pompösesten defsfallsigen Ankündigungen nicht scheute. In blofsen buchhändlerischen Anzeigen liefse sich dies, des hier einmal hergebrachten Styles wegen, etwa noch entschuldigen, allein in einer Vorrede und respektiven Einleitung zu einem streng wissenschaftlichen Werke hätte man doch einen ruhigen, besonnenen und bescheidenen Bericht über das gesteckte Ziel und die etwaige Annäherung an dasselbe — denn von Erreichung desselben kann hier a priori nicht die Rede sein — erwarten sollen. Hr. St. hat sich offenbar selbst am meisten dadurch geschadet, dafs jetzt seine Leistungen mit seinen Versprechungen im offenbaren Widerspruche stehen. Denn wenn es S. VIII heifst: „Nicht Selecta, sondern Alles, was je auf Stein und Metall von Römerhänden geschrieben wurde, zu sammeln, habe der Verf. für nothwendig erachtet," und wenn ferner übereinstimmend damit, S. IX. dieses Werk „gleichsam der allgemeine Aufbewahrungsort für alle bis jetzt entdeckten, edirten und noch nicht edirten rheinischen Inschriften" genannt wird; so verdient wohl eine solche Ueberbietung des Ausdrucks einen um so gröfsern Tadel, als selbst, um nicht von den entfernteren Antiquitätensammlungen zu Strafsburg, Speier, Cöln u. s. w. zu reden, nicht einmal von den zunächst gelegenen Museen zu Mainz und Mannheim die Hälfte der daselbst aufbewahrten Inschriften aufgenommen ist, wie dies der blofse Augenschein derselben einen jeden Autopten auf den ersten Blick lehren kann. Zur Bestätigung dieser Behauptung führen wir hier nur an, dafs Zahlbach bei Mainz als Fundort von nur 10 Steinen angegeben ist, da doch gewifs nahe an 100 daselbst gefunden worden sind, und verweisen im Uebrigen auf die hiehergehörigen Schriften von Lehne, sowie, in Bezug auf Mannheim, auf die neu erschienene Schrift von Hrn. Fr. Gräff „das Grofsherzogl Antiquarium in Mannheim. Mannh. 1837. 8." — Wie steht es demnach mit der so oft und so vielfach gerühmten Autopsie des Verfs. in entfernteren Orten, da sie sich schon in den näheren und nächsten als unzuverlässig erweiset? —

So verdienstlich es ferner war, (nach S. VIII) nicht blos die gegenwärtigen Aufbewahrungsorte der einzelnen Denkmäler, sondern auch ihre ursprünglichen Fundorte zu bezeichnen und den letztern eine kurze topographische Geschichte beizugeben; so verschwindet doch wieder ein Theil dieses Verdienstes wegen der vielerlei Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, durch welche diese Angaben häufig genug entstellt sind. *Neustadt an der Linde* z. B. versetzt der Verf. im II. Th. Anhang S. 176 in das Königreich Bayern, während es doch zum Königreich Würtemberg gehört. Andere Beispiele der Art werden wir in Bezug auf die Nassauischen Alterthümer weiter unten beibringen.

Verwitterte oder sonst veränderte Denkmäler hätten (nach S. X) nicht blos in dem frühern Zustande der ersten Benutzung durch die alten Epigraphiker, sondern auch, da diese nicht selten falsch lasen und abschrieben, in ihrem jetzigen Zustande gegeben werden müssen.

Die gleich darauf folgende Behauptung, dafs die (noch vollständig) vorhandenen Denkmale alle (!) nochmals von dem Verf. eingesehen worden, ist gewifs, da so manche Beweise des Gegentheils vorliegen, ebenso auffallend als die Versetzung eines Dorow (!) unter die Zahl der Kenner, deren Fingerzeig der Verf. bei dieser Autopsie oft gefolgt sei.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Codex inscriptionum romanarum Rheni. Bearbeitet vom Hofrath Dr. Steiner.

(Schluſs).

Mit der S. XI. der Vorrede zum I. Th. angedeuteten und S. VI der Vorrede zum II. Th. weiter ausgeführten Behauptung, „daſs die Inschriften auf behauenen Steinen sämmtlich Erzeugnisse collegialischer Kunstfertigkeit und Wissenschaft seien, welche „selbst von Nichteingeweihten der Kunst" nach den feststehenden Regeln und Grundsätzen der Kunstgenossenschaft gefertigt wurden und jede Willkür und Laune von sich ausschlossen," glaubt sich der Verf., zumal bei der übersichtlichen Vergleichung aller rheinischen Denkmäler mit einander den Weg der zureichenden Erklärung auch für alle solche Fälle gebahnt zu haben, wo nur vereinzelte Buchstaben übrig geblieben sind. Allein, wenn wir ihm auch in Bezug auf eigentliche Staatsdenkmäler hierin nicht geradezu widersprechen wollen, so müssen wir dies doch Hinsichts der Privatdenkmäler, bei welchen gewiſs nur das bloſse Herkommen den meisten Einfluſs auf Gleichförmigkeit gehabt haben mag, und bei welchen, zumal in den entferntern Provinzen, schon der Natur der Sache nach, auch wenn die rheinischen Inschriften nicht häufig genug das Gegentheil davon bewiesen, wenigstens an eine so stricte genommene Regel, wie sie der Verf. aufstellt, gewiſs nicht zu denken ist. Dieser Grundsatz wird um so miſslicher, als er, wie dies bei Hrn. St. nicht selten der Fall ist, gar leicht verleitet, a priorische Erklärungen und Ergänzungen zu versuchen, ohne vorher die wahre Form und Bedeutung der einzelnen noch übrig gebliebenen Buchstaben einer verstümmelten Inschrift genau berücksichtigt zu haben.

Allein gerade auf diesen Umstand scheint der Verf. einen geringeren Werth zu legen, als er jedenfalls verdiente; wie er denn auch die Darstellung der Buchstaben in gröſserer oder kleinerer Uncialschrift und ihrer Verschlingungen für unnöthig hält. Und doch wird Jeder, der sich mit Epigraphik beschäftigt hat, zur Genüge wissen, wie wichtig diese Dinge für die Zeitbestimmung, für die alte Orthographie etc. sind, und wie sich namentlich durch solche Contortuplicationen der Buchstaben zuweilen selbst verschiedene Lesarten ergeben. Wie leicht wäre es überdieſs gewesen, diese nicht allzuhäufigen Doppelbuchstaben besonders schneiden und selbst die zweifelhaften, halb erloschenen Buchstaben vermittelst Durchschneidung der Typen durch bloſse Punkte andeuten zu lassen, wie dieſs auch in den von Dr. Kulb neuerlich herausgegebenen Schriften F. Lehne's geschehen ist.

Nicht minder willkürlich und deſshalb unstatthaft, als diese Auseinanderlegung zweier eng mit einander verbundnen Buchstaben ist auch die Setzung eines Punktes bei jedem Worte und bei jeder Abkürzung, wenn er auch im Original nicht steht.

Beiderlei Verfahren kann zwar in der Erklärung, keineswegs aber in der Darstellung der Inschrift selbst, welche immer eine möglichst streng diplomatische sein muſs, statthaben.

Und während der Verf. sich hier solche willkürliche Zusätze erlaubte, versäumt er auf der andern Seite die wegen Bestimmung des jedesmaligen Werths eines Monuments keineswegs unnöthige Angabe der Gröſse desselben, sowie auch fast durchgängig die so wesentliche Angabe des Bildwerks, Reliefs u. s. w., worauf sich die jedesmalige Inschrift befindet, obwol sich letztere bisweilen selbst darauf bezieht.

Was endlich die Erklärung der auf den Denkmalen vorkommenden Sachen und Personen betrifft, so versprach Hr. St. anfangs (laut Vorrede zu Th. I. S. XII) auſser den Erklärungen für die weniger oft vorkommenden Gegenstände, welche jedesmal der dazu geeignetsten Inschrift beigegeben sind, für die häufi-

ger vorkommenden einen kleinen Commentar im Anhang des Werkes; allein statt dessen erhalten wir in dem im Anfang des II. Th. befindlichen Nachtrag zur Vorrede des I. Th. nichts weiter als einige ziemlich oberflächliche allgemeine Bemerkungen über römische Epigraphik, wovon wir bereits oben eine kritisch zu beleuchten Gelegenheit hatten und wovon wir hier nur noch des sehr mangelhaften Verzeichnisses der Abkürzungen, welche jedenfalls ein eignes alphabetisches Register, gleichwie in Orelli's Collectio inscript. latin. select. (Turici 1828), verdient hätten, gedenken wollen.

Eben dasselbe Werk hätte dem Verf. auch als Muster lichtvoller Ordnung bei der Anlegung seiner Register — eines der wesentlichsten Esfordernisse eines solchen Werkes — voranleuchten können; denn so zahlreich sie sind, so ungenügend und verworren sind sie auch, und können am wenigsten „den Geist des Werkes zu extrahiren" dienen. Einige wenige Bemerkungen mögen dies darthun.

Ad Reg. 1. *Verzeichniſs der Legionen.* Warum stehen die Beispiele für die gleichbenannten Legionen nicht jedesmal unmittelbar beisammen? Warum sind z. B. die zwei ersten Beispiele der Leg. I minervia durch ein Beispiel der Leg. I adjutrix, eins der Leg. I minervia pia fidelis *) und vier der Leg. I ohne Epithet von den acht übrigen getrennt? u. s. w. Auch hätten die Fundorte dabei alphabetisch oder nach einem andern Eintheilungsgrunde geordnet werden müssen. Ad Reg. 2. *Genealogisch nach den Kaisern und Consuln, deren Namen auf Leuken und Meilenzeigern und Votivsteinen erscheinen.* Hier wäre zum leichteren Nachschlagen die alphabetische Eintheilung wünschenswerther gewesen, oder sie hätte noch dazu gesetzt werden können. (Reg. 3. *Jahrzahlen nach Conclusionen.* Reg. 4. *Namen römischer auf Denkmalen vorkommender Kaiser*). Ad Reg. 5. *Gottheiten.* Hier stehen wiederum die Beispiele gleicher Epitheta nicht beisammen; z. B. Fortuna redux ist durch Fortuna supera und dann noch einmal durch Fortuna respiciens, die Beispiele für Genius loci sind gar viermal von einander getrennt u. s. w. Andererseits hätte dieses und jenes getrennt werden sollen; so die Beispiele für Mithras von denen für Sol (S. 206); denn wenn auch beide Gottheiten in mancher Beziehung gleichbedeutend sind, so macht es gleichwol keinen geringen Unterschied, ob auf einer Inschrift Mithras oder Sol stehe. Nach der Art aber, wie Hr. St. die Beispiele dafür aufgeführt hat, sollte man meinen, beide Namen kämen auf einigen Inschriften zu gleicher Zeit vor; die Inschrift zu Zwiefalten, welche Deus invictus Sol hat, wird gar im Register unter Mithras schlechthin angeführt und bei einer andern Stelle Mithras Imperator gesetzt, wo Deus Sol invictus Imperator in der Inschrift steht; und dergleichen Ungenauigkeiten mehr. Ad Reg. 6. *Topische Gottheiten.* Diese Lokalgottheiten hätte der Verf., der consequenten Ordnung wegen, entweder in das vorhergehende Register einschalten, oder eine strengere Scheidung zwischen beiden eintreten lassen sollen. So aber kommen nun Gabiae matres in beiden Verzeichnissen vor, (S. 198 und 208; an letzterm Orte mit argem Druckfehler Gabiabae matres!); Apollo Toutiorix erscheint S. 196 und mit letzterer Lokalbenennung allein nochmals S. 209. (Reg. 7. *Zur alten Geographie des Rheinstroms.*) Ad Reg. 8. *Sachen* und ad Reg. 9. *Zum Staatsdienste.* Beide Ueberschriften sind eben so ungeeignet, als die höchst zufällige Art und Weise der Zusammenstellung und Trennung der darunter befindlichen Beispiele. Ein Theil der Militairbeamten stehen in Reg. 9, während der Buccinator u. a. Militairchargen, sowie fast sämmtliche Civildiener, z. B. die Aediles, Augustales, Decuriones in Reg. 8. unter den Sachen (!) stehen. Die Verwirrung zu vermehren, stehen die Centuriones nicht einmal nach der Folge der Legionen neben einander, sondern der Centurie leg. I. neben dem C. leg. XXII. u. s. w. Ueberdieſs hätte der Verf., etwa unter der Rubrik Civil- und Militairchargen, die Aemter, nicht aber die Personennamen als Eintheilungsgrund annehmen und alphabetisch ordnen oder wenigstens noch ein besonderes Register darüber machen sollen. Die noch übrigen Reg. 10—13. enthalten die Gentes, die sogenannten *gallisch-germanischen Personennamen*, und zum Schlusse die Cohortes u. a. Corps; welches letztere Verzeichniſs jedenfalls gleich nach dem der Legiones (Reg. 1) hätte folgen sollen. Ein Register über die vornehmsten Aufbewahrungsorte nebst Angabe der Nummern, welche

*) Fidelis steht in diesem Beispiel in den Worten der Erklärung und nicht in denen der Inschrift selbst. Welches ist nun das Richtige?

sich daselbst befinden, wird vermifst; und doch würde ein solches bei dem Besuchen derselben für einen Jeden gewifs sehr wünschenswerth sein.

Kehren wir nun von den Registern zu dem Werke selbst zurück, um den Inhalt desselben mehr im Einzelnen kennen zu lernen, so umfafst dasselbe im I. Th. die *römischen Inschriften des oberrheinischen Gebiets*, unter folgenden Specialtiteln: das Rheingebiet *a*) des Königreichs Würtemberg (mit Ausnahme des Donaugebiets der ganze übrige Staat), *b*) des Grofsherzogthums Baden (desgl.), *c*) des Königreichs Frankreich (die Departemente des Ober- und Niederrheins), *d*) des Königreichs Bayern (Rheinbayern und ein Theil des Untermainkreises bis an die ehemalige römische Reichsgrenze), *e*) des Kurfürstenthums Hessen (mit Ausnahme des Wesergebiets der ganze übrige Staat), *f*) der Landgrafschaft Hessen-Homburg (der ganze Staat), *g*) des Herzogthums Nassau (desgl.), *h*) des Grofsherzogthums Hessen (mit Ausnahme des kleinen Wesergebiets der ganze übrige Staat), *i*) der Schweiz; — im II. Th. die des *niederrheinischen Gebiets*, unter folgenden Specialtiteln: das Rheingebiet *a*) des Königreichs Preufsen (ein Theil der Provinz Westphalen, das Grofsherzogthum Niederrhein, die Provinz Jülich, Cleve und Berg), *b*) der Niederlande, *c*) des Grofsherzogthums Luxemburg; nebst Nachtrag zu *c*, *d* und *h* des I. Th. und zu *a* des II. Th.

Die Gesammtzahl der Nummern beträgt 1003, von welchen dem Königreich Preufsen und dem Grofsherzogthum Hessen mehr als die Hälfte (dem ersteren nämlich 345, dem letztern 250) zufällt. Wie der Verf. selbst bemerkt, gehören davon dem oberrheinischen Gebiete 672, dem niederrheinischen 421, an; dem linken Rheinufer 672, dem rechten nur 330. Indefs ist es unstatthaft, bei der Unvollständigkeit dieser Sammlung schon nach dieser Zahlenvergleichung, wie der Verf. meint, einen *sichern* Ueberblick für die geschichtliche Darstellung gewinnen zu wollen. Zu diesem Zwecke müfste nicht nur das bereits vorhandene Material sammt und sonders beisammen, sondern auch manche noch weniger benutzte Fundgrube erst noch mehr ausgebeutet werden.

Als Probe des Ganzen und namentlich zum Beweise, dafs bei dem schwankenden Fundament desselben Willkürlichkeiten und Mifsverständnisse nothwendig mitunterlaufen müssen, mögen hier noch einige kritische Bemerkungen über *die römischen Inschriften des Herzogthums Nassau*, worüber Hr. St. in den Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und andern Schriften, zum Theil wenigstens, nähere Nachrichten hätte finden können, diese Recension beschliefsen.

Einige unbedeutendere Unrichtigkeiten, wie die Schreibung Flourshеim statt Flursheim, Nida statt Nied, Hädernheim statt Heddernheim, sowie auch die kühne Conjectur über D . . . . . V in Nr. 221: Decurio civitatis Taunensis u. s. w. nur im Vorbeigehen berührend, rügen wir zunächst ad *Fundort Nied*, dafs der Verf. nur von Ziegelstempeln der XXII Legion spricht, da sich daselbst doch auch viele von der XIV Gemina martia victrix vorfanden (jetzt zu Wiesbaden). Von der XXII Legion giebt es aufserdem noch eine Anzahl Ziegelstempel mit den Centuriennamen, die Hrn. St. gleichfalls entgingen. Ad *Fundort Heddernheim*. Nr. 229 mit dem Jupiter casius entnahm der Verf. aus Lehnes gesammten Schriften S. 125. Leider ist aber ein solcher Stein weder je zu Heddernheim gefunden worden noch sonsther in das Museum zu Wiesbaden (wie Hr. St. angiebt) gekommen. Diese irrige Angabe scheint demnach eine Verwechslung des Fundorts von Seiten Lehne's gewesen zu sein; was wir um so mehr vermuthen müssen, als ähnliche Inschriften auch (s. Reg. 5. S. 202) an verschiedenen Orten des Niederrheins vorkommen. Die gegenwärtigen Aufbewahrungsorte von Nr. 231 und 233 sind falsch angegeben, indem sich dieselben seit langer Zeit als Geschenk des Hrn. v. Breidbach im Museum zu Wiesbaden befinden. In Nr. 231 hätte das fast ausgelöschte Wort ALEXAND. leicht, wie oben bemerkt, vermittelst Durchschneidung der Typen angedeutet werden können. Die in Anm. 2. zu dieser Inschrift stehende Erklärung von Aedicula „eine nischenartige Einrichtung, worin der Genius auf einem Altar stand" mufs dahin berichtigt werden, dafs, wie unzählige Reliefs zeigen, die Bildsäulen nicht auf den Opferaltären, sondern diese vor ihnen stehen. Nr. 233 enthält mehrfache Unrichtigkeiten. Die oberste Zeile IN HDD gehört nicht zur Inschrift selbst, sondern steht auf der Basis des nischenförmig ausgehöhlten Steins, in welchem sich die Figur eines kleinen Genius mit Füllhorn und Patera befindet. Die Inschrift selbst steht auf einer einzelnen Steinplatte, welche wahrscheinlich unter jenem Stei-

ne mit dem Genius eingemauert war, und lautet, mit Weglassung der willkürlich zugesetzten Interpunction und sonst noch angebrachten Veränderung Hrn. St.'s, diplomatisch genau, wie folgt:

GENIO PLATIAE
NOVI VICI AEMI
LIVS BARICIO
TVDIVM SOL-LEM

Die drei ersten Zeilen bieten uns keine weitern Bemerkungen dar; aufser dafs Hr. St. in Genius platiae den Genius einer bestimmten Strafse, und zwar der praetoria, erkennen will, während es im Allgemeinen als Strafsengenius zu erklären ist, dergleichen sich wahrscheinlich fast auf allen Strafsen des Vicus fanden. Die vierte Zeile aber, welche offenbar durch Unkunde des Steinhauers entstellt ist, soll wohl heifsen:

T.aunensis VOTVM SOLvit LEtus Merito.

So las bereits Lehne mit dem alleinigen Unterschiede, dafs er LIbenter st. LEtus setzte; was aber nicht wohl angeht, da der vorletzte Buchstabe ein deutliches E st. AE vorstellt. Bei T fehlt zwar die Interpunction; dieser Mangel aber ist wahrscheinlich ebensowohl als die Verunstaltung des dritten Buchstabens O in D der Unkunde des Steinmetzen zuzuschreiben. Bei dem darauf folgenden I endlich läfst ein seitwärts gehender Strich nicht undeutlich ein T errathen. Die Inschrift Nr. 235 befindet sich auf einem im Mithrastempel zu Heddernheim gefundenen sechsseitigen Altare (vgl. die Abbildung des im II. und III. Heft der Annalen des Vereins f. nass. Alterthumskunde); daher man über die Lesart der obersten Zeile — ob Diis inferis Manibus oder Deo invicto Mithrae — gar nicht zweifelhaft sein kann.

In der zweiten Zeile aber fehlen keine Buchstaben, wie der Verf. angiebt; sondern sie heifst schlechtweg: M·TER. Die Inschrift Nr. 236 ist wiederum in Buchstaben und Interpunction ungenau abgeschrieben, obgleich Archivar Habel, Kenner und Meister in diesen Dingen, im II. und III. Heft der von ihm redigirten Vereinsannalen, Taf. VII. fig. 9a. u. 9b. eine Zeichnung davon mit der Seitenansicht gegeben hat. Der auf der Inschrift vorkommende Aedilis civium taunensium wird in Anm. 1. als Gefällverweser (?) der taunensischen Bürger erklärt. Die Inschrift Nr. 237. ist bei Heddernheim in dem einen Mithrastempel gefunden worden, und steht auf einem der 7 Altäre desselben. Die Inschrift Nr. 228. hätte in ihrer gegenwärtigen, fast um die ganze vordere Hälfte mutilirten Gestalt und nicht mit den von Lehne herrührenden Ergänzungen aufgenommen werden müssen. Ad *Fundort Wiesbaden.* In Nr. 240. vertauscht Hr. St. nicht blos die beiden Q mit C, sondern läfst auch das Chrismon mit α und ω weg, wiewohl er der beiden Tauben zur Seite desselben erwähnt. Es ist dies eine christliche Grabinschrift aus den Zeiten der Römerherrschaft, dergleichen Trier (vgl. Nr. 829 ff.) so viele und so höchst interessante besitzt. (Dieser kleine Stein ist übrigens nicht, wie der Verf. meint, im Besitz des Hrn. v. Dorow), sondern in der öffentlichen Sammlung zu Wiesbaden Ad *Fundort Liebach.* Nr. 254. wurde, wie Hr. St. richtig bemerkt, auf der Stätte der Altenburg, eines der Pfahlgrabencastelle, gefunden; dieselbe liegt jedoch nicht in der Nähe des Dorfes Liebach auf einer grofsen Haide, sondern ziemlich entfernt von dem erstern auf einem der höchsten Puncte des Gebirgs, nahe an der von Wiesbaden nach Limburg führenden Chaussee. Was die Inschrift selbst betrifft, die sich auf der Stirnfläche eines gewöhnlichen Mauersteins befindet, so läfst Hr. St. nicht nur den Zwischenraum zwischen der 2ten und 3ten Zeile weg, sondern setzt auch statt des ersten, irrig durch einen Punct getrennten, Wortes: PEDA/.ura die beiden Wörter: Peditum numerus, sowie statt des Centuriozeichens ⟩ = centurio in der 4ten Zeile ein S = signifer (der Stein ist gegenwärtig zu Wiesbaden). Die Inschrift Nr. 257. ist gleichfalls ungenau abgeschrieben, indem Hr. St., das durchstrichene ⊂ = Cohortis für ein Є (E) und das darauf folgende verschränkte A/ für ein N nehmend, Genio Treverorum las, während es wohl heifsen sollte: G.enio ⊂ (Cohortis) A/ (Augustae) ΓP.everorum oder vielleicht . . aetoriae. (Auch diese Inschrift ist nebst dem Fragment des dazu gehörigen Genius in Wiesbaden). In Nr. 258, der letzten der aus dem Herzogthum Nassau aufgenommenen Inschriften, liest Hr. St. in der vorletzten Zeile MVRVMA st. MVRVMS; es fällt mithin die auf den letzten Buchstaben gestützte Ergänzung Muruma fundamento weg.

An Druckfehlern, und zum Theil sehr auffallenden, fehlt es, besonders im II. Th., leider auch nicht. Zu den vom Vf. angemerkten hier nur eine kleine Nachlese: I, p. 137 Z. 7 v. u. est st. ex; p. 239 Nr. 104 st. 404. p. 309 st. Nr. 513. zweimal und ist dadurch eine Nummer zu wenig gezählt; II, p. 91 Nr. 812. st. 813; p. 92 Nr. 715 st. 815; p. 180 sind die zwei obersten Nummern falsch citirt st. 376 u. 377; desgl. p. 220 Nr. 656 st. 659, u. s. w., p. 184 Reg. 1. wird die Geschichte der XXII. Legion als sub Nr. 408 stehend citirt und ist doch Nichts der Art da! — Im Uebrigen ist der Druck lobenswerth; nicht so das Papier, welches etwas grau ausgefallen ist.

Schliefslich können wir nicht umhin, den geehrten Hrn. Vf., trotz unserer mancherlei Ausstellungen an seinem Werke, gleichwohl zur Herausgabe des von ihm bereits angekündigten *Supplementbandes* nachdrücklichst zu ermuntern, indem er nur dadurch, dafs er sich, vielleicht durch unsere Beurtheilung darauf aufmerksam gemacht, durch Autopsie oder Einziehung zuverlässigerer Nachrichten, das Fehlende zu ergänzen und das Fehlerhafte zu verbessern bemüht, sein Werk der zu wünschenden Vollständigkeit näher bringen könnte.

Dr. Georg Lange, in Worms.

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

XLVII.

Briefe an und von Joh. Heinr. Merck. Eine selbstständige Folge der im Jahre 1835 *erschienenen Briefe an Joh. Heinr. Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Mit Facsimilien der Handschrift von Goethe, Herder, Wieland, Karl August Herzog von Weimar, Amalia Herzogin von Weimar u. s. w. Darmstadt,* 1838. *Verlag von Johann Philipp Diehl. XII. und* 322 S. *in* 8.

Bei Mittheilungen vorliegender Art kommt hauptsächlich der Gehalt in Betracht, und entscheidet mehr als der Stoff und die Form, auch wenn diese ausgezeichnet und jener bedeutend ist. Was aber der Gehalt sei, darüber pflegen die Leute sich in grofser Verwirrung zu befinden, ihn am unrechten Orte zu suchen, völlig zu verkennen, etwas ganz Falsches dafür zu nehmen. Daher sind die Forderungen und Urtheile, in Betreff von Sammlungen wie die gegenwärtige, so abweichend und widersprechend, und stellen so oft nur die Unkunde und Schiefheit derer blofs, die fordern und urtheilen. Der Gehalt aber ist hier nicht der Ertrag an einzelnen Gedanken, besondern Thatsachen, unterhaltenden oder lehrreichen Bemerkungen, — wir lassen dies alles in seinem Werthe, und wollen auch keineswegs darauf verzichten, — sondern der Gehalt ist das in allen solchen Richtungen vordringende Menschliche, das Leben selbst, der lebendige Verkehr. Die hier festzuhaltenden Unterscheidungen werden an dem einfachsten Beispiele klar. Ein Jüngling hat das Glück, ausgezeichnete Lehrer zu haben, er hört ihre Vorträge, er liest ihre Schriften: ohne Zweifel empfängt er auf diese Weise den Kern ihres Wissens, die Blüthe ihres Geistes, sie geben das, was ihren Werth für die Welt bestimmt, worin allein sie auf die Nachwelt kommen, sie halten schwerlich Besseres zurück: wird nun der eifrige Jünger, beglückt durch den Gewinn, den er aus Vorträgen und Schriften zieht, sich mit diesen begnügen? Gewifs nicht! Er wird begierig den persönlichen Umgang des Meisters suchen, die tägliche Nähe desselben. Hofft er jene strengeren Mittheilungen durch bequemere zu ersetzen? Keineswegs! Er wird nur erhöhten Fleifs auf jene wenden. Will er etwa, nach den Vorzügen, schadenfroh auch die Mängel und Schwächen des Mannes aufspüren, sich an ihnen weiden? Das wollen wir ihm nicht Schuld geben. Und doch ist es wahr, auch die Mängel und Schwächen wird er kennen wollen, sich mit ihnen beschäftigen, und sie mit den Vorzügen zusammenfassen. Mit Einem Wort, er will Anderes als die Wissenschaft, als den Geist, er will die Persönlichkeit, den Lebensverkehr. Hier finden nun ganz neue Beziehungen Statt; die Gedanken, der Witz, die Bedeutung des Stoffes, gelten nicht mehr einzig durch sich selbst, so wenig wie die Schwächen und Fehler alsdann nur sich selber bedeuten, sie werden insgesammt zum Gegenstande, in und an welchem das Menschliche sich darthut, und wenn dies als Eigenthümliches hervortritt, als wirkliches, ungeheucheltes und unverzerrtes Leben, so wird die Frage nach dem einzelnen Werthe der Bestandtheile nur eine untergeordnete sein können. Grade die Mischung ist es, die hier alles gilt, die Mischung, welche das Ausgezeichnete mit dem Gewöhnlichen eingeht, in der beide sich bedingen, abwechselnd das Eine und das Andre vorherrscht, doch jedesmal zur Förderung des Ganzen. Und daher folgt für Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen nicht nur die Erlaubnifs, sondern sogar die Nothwendigkeit, mit dem Wichtigen und Bedeutenden auch das Alltägliche und

Geringe zu geben. Jenes, für sich allein ausgesondert, wird seinen Werth haben, aber nicht mehr das Leben darstellen. Wer möchte z. B. nur die ausgewählten Glanzstellen aus den Briefen der Frau von Sévigné diesen Briefen selbst vorziehen? wer dürfte dies Element des täglichen Lebens, worin alles sich bewegt, vernichten wollen? Freilich wird ein richtiges Verhältnifs beider Bestandtheile immer in Betracht kommen, und ein Herausgeber solcher Schriften auch vorzüglich darin seinen Takt beweisen, dafs er uns gegen Ueberladung des Gewöhnlichen bewahrt, ohne hinwieder dasselbe zu sehr zu unterdrücken. Eine schon entschiedne grofse Theilnahme, ein schon umschriebener Raum wichtigen und anziehenden Lebens, verleihen aber auch dem Unbedeutenderen einen erhöhten Werth, und wenn es sich z. B. um Goethe's und Schiller's Briefwechsel handelt, so möchten wir auch die geringsten Zettel nicht wegwerfen. Als wenn die Folgezeit nicht ohnehin dies noch immer früh genug thun könnte! —

Das Buch, welches uns zu dieser Einleitung veranlafst, gehört dem denkwürdigen Zeitraum an, in welchem die deutsche Geistesbildung vor etwa sechzig Jahren ihren Aufschwung nahm, und besonders Weimar durch den Verein der reichsten Genien die gröfsten Städte überstrahlte. In diesem Kreise, auf dessen Erzeugnissen der Stolz unsrer Nation beruht, und von dessen Schätzen die spätesten Geschlechter noch zehren werden, ist alles wichtig, was irgend einen Bezug auf jene Erzeugnisse, auf jene Geister hat, und was die Lebenszustände zu erhellen beiträgt. Wir müssen uns nur gewöhnen, bei jedem Einzelnen, das uns dargeboten wird, immer das Ganze im Auge zu haben, von dem jenes oft erst sein wahres Licht und seine Bedeutung empfängt. Wer es bei solchen Schriften, — wie die beiden Sammlungen Wieland'scher Briefe, die vertrauten Nachrichten über Herder, dann die Briefwechsel Goethe's mit Schiller und Zelter, die Merck'schen Briefsammlungen, die Knebel'schen Schriften, ferner die von Falk und Böttiger hinterlassenen Denkwürdigkeiten, die Eckermann'schen Gespräche, — nicht darauf anlegt, vermöge aller dieser Hülfsmittel sich in das innerste Leben jener Zeit zu versetzen, wer nicht dahin gelangt, auf diese Weise für sich eine Art persönlichen Umgangs mit jenen Grofsen hervorzurufen, der hat eigentlich gar kein Recht, in diesen Sachen litterarisch mitzusprechen, der mag das Einzelne immerhin einzeln abschätzen, verwerfen oder gelten lassen, sein beschränktes Urtheil kann sich etwa gewaltsam aufblähen, wird aber dadurch nur um so mehr seine Leerheit zeigen.

Doch, um die gegenwärtige Sammlung, so wie die vorhergegangene, deren Fortsetzung sie ist, höchst werthvoll und dankenswürdig zu finden, bedarf es kaum eines so ausgesuchten Standpunktes; schon von dem gewöhnlichen, wo kein gröfserer Zusammenhang, sondern nur der vereinzelte Tagesreiz gilt, wird hier ein reicher und durchdringender Lebensgehalt anerkannt werden. Diese beiden Bände sind, nebst Eckermann's Gesprächen, die gediegensten Ueberlieferungen, bei denen schwerlich eine Klage Statt finden kann, dafs Unbedeutendes darin sich ausbreite, und eine strengere Sichtung zu wünschen wäre. Hier ist schon durch den Mann, an welchen diese Bezüge sich knüpfen, von dem diese Wirkungen ausgehen, ein so gesunder Kern gegeben, dafs er von allen Seiten nur die beste Nahrung an sich zieht. Für Merck, dessen Energie und Bedeutung uns Goethe so bezeichnend ausgedrückt, und dessen Lebensthätigkeit sich hier in ganzer Ausdehnung zeigt, schliefst jeder, der mit ihm zu thun hat, das Frischeste und Kräftigste seines Innern auf, und wir sehen die Meisten derer, die an ihn schreiben, in ihrer vollesten Erscheinung, vorzüglich Wieland, und Goethe'n selbst, die Herzogin Amalia und den Herzog Karl August. Die Kenntnifs der merkwürdigsten Menschen, der eigensten Zustände und Verhältnisse, eines Theils der Erwerbungskämpfe unsrer heutigen Besitzthümer, strömt uns aus diesen Quellen so reich wie aus wenig andern, und mit diesem ernsten Gewinn verbindet sich der einer durch Witz, Laune, Frische und Derbheit stets reizenden Unterhaltung.

Von Merck selber sind nur wenige Briefe vorhanden; wir dürfen indefs die Hoffnung hegen, dafs in der Folge sich noch mehrere anreihen werden, so wie auch einige der überkräftigen Gedichte, die noch immer die Oeffentlichkeit scheuen, aber für den günstigen Augenblick wohlverwahrt liegen. Die zahlreichsten Blätter sind von Wieland, der sich in besonders liebenswürdiger und freier Gestalt hier zeigt,

wie er nicht immer zu finden ist. In gröfstem Werthe, den herrlich begabten Menschen und ächt berufenen Fürsten zeigend, erscheinen die Briefe des Herzogs; der Brief an Merck vom 17. Juni 1781 ist ein sprechendes Denkmal seines freien Geistes und grofsen Sinnes. Sechzehn Briefe von Goethe, die das volle Geprägo seines Genius haben, würden allein schon die ganze Sammlung tragen. Aber auch ohne den Beitrag seiner eignen Blätter, ist er durch die Art, wie er in denen der Andern lebt, die wahre Mitte der ganzen Sammlung. Er ist eine der seltnen, erhabenen Menschengestalten, auf welche die Natur und der Geist die Fülle ihrer Gaben ausgeschüttet haben, und in denen diese Gaben sich zu sittlicher Kraft vereinigen. Jemehr wir von ihm vernehmen, jemehr Zeugnisse von ihm offenbar werden, desto herrlicher steht er vor unsern Augen; er ist, wie der hellenische Glaube von den abgeschiedenen Heroen meint, auch nach dem Tode in beständigem Wachsen. Möge man nur auch hier wieder nicht an dem Einzelnen hängen, nicht Theile und Theilchen eines grofsen langen Lebens in ihrer Absonderung festhalten und beurtheilen, sondern sie in ihrem Zusammenhange betrachten, wie sie einander ergänzen, fördern, vermitteln, und zuletzt ein Ganzes darstellen, das in dieser Macht und Schönheit uns auf Erden nicht oft begegnet! Dem reifen, weisen Alter entspricht eine frische, wallende Jugend, beide verbindet eine starke, mafsvolle Manneszeit. Allein nicht blofs in der Aufeinanderfolge nehmen wir diese verschiedenen Erscheinungsarten wahr, wir finden sie auch gleichzeitig vereint, jede mit und in der andern, in gegenseitiger Durchdringung. Zwar seinem Alter hat man öfters das Feuer der Jugend absprechen wollen; aber das Herz, welches noch in spätester Zeit solche Empfindungen haben und ihnen solchen Ausdruck geben konnte, wie uns die „Trilogie der Leidenschaft" erblicken läfst, beschämt jeden Zweifel. Die vorliegenden Mittheilungen führen uns in Goethe's Jugend zurück, in die Zeiten zwischen seinem zwanzigsten und dreifsigsten Lebensjahre; und wie zeigt er sich hier, in seiner brausenden Kraft! wie milde zugleich und reif in seinem hinreifsenden Lebensdrange!

Wieland ist es vorzüglich, dessen Zeugnisse wir zu vernehmen haben, Wieland, der schon ältere Freund, dem frühere Verletzungen in dem vollen Eindruck der Gegenwart völlig verschwunden sind. Lassen wir einige seiner Aussprüche hier gedrängt vorübergehen! Im Jahre 1776 schreibt er an Merck: „Unser Goethe hat sich der Welt durch seine Stelle wieder herrlich geoffenbaret. Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, dafs jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, dafs es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich, gegen ihn, am Ende doch nur ein schwacher Erdenklofs bin. Denn sagt nicht Plato, der Geliebte ist reich, und der Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Lafst's gut sein! Mein Herz ist nun so, und genug, dafs es mich glücklich macht." Und bald nachher heifst es abermals: „Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, dafs er mir so schön *übern Kopf wächst*, und alles das *ist*, was ich nicht habe werden können." Noch aus demselben Jahre, also aus Goethe's siebenundzwanzigstem, ist folgende wichtige Stelle: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt, und dem Diabolus Prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher σωφροσυνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, dafs die Kabale gegen Goethen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mifsvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat." Ferner: „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat grofs Unrecht." Dann, ein paar Monate darauf: „Goethe ist bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott *allenthalben* sein! — Wenn Goethens Idee Statt findet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fufs fassen können, während dafs allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt." Um einige Tage später: „Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam

uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnehmung glücklich, — ein grofser, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen." Im folgenden Jahre schreibt er gleichen Sinnes: „Goethe spielt allerdings grofs Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eignen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. — Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt alles, und jederman ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehn?" — Folgende Stelle is aus dem Jahre 1778: „Ich werde je länger je mehr überzeugt, dafs Goethe den Herzog recht geführt, und dafs er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird. — Er ist und bleibt mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden, und damit Punktum." Sechs Jahre später wird dies noch immer bestätigt: „Goethe schickt sich überaus gut — schreibt Wieland — in das was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzusichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allen Kontenance hält, und den Gram gleich einem verborgnen Wurm an seinem Inwendigen nagen läfst." — Und in gleich ehrender Weise spricht auch der Herzog von ihm, rühmt seine Thätigkeit und Bravheit, und sagt, „mit Ehren könne man Goethe's Bild im Siegel führen, und wer dieses Petschaft mit demjenigen Respekt brauche, welchen es verdiene, werde gewifs nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken." Und so lebt und webt sein Geist, seine Anerkennung, sein Abglanz und Einflufs in allen diesen Blättern; alle verschiedensten Personen, die hier vorkommen, haben ihn zum Augenmerk, beziehen sich auf ihn, wollen seine Meinung, seine Zustimmung haben. Wir möchten dem Geschlechte elender Detraktoren, das unter mannigfach gleifsender Hülle fortwuchert, und den kalten Selbstsüchtigen, die keiner Bewunderung, sondern nur des Neides und Zweifels fähig sind, und sich solchen schmählichen Gebrechens in ihrer Blindheit wohl gar als eines Vorzugs rühmen, wir möchten ihnen diesen Spiegel vorhalten, und sie fragen, was sie wohl hoffen, aus ihren Verhältnissen und Wirkungen einst diesen Zeugnissen an die Seite stellen zu können? —

Der Herausgeber hat sich durch die beiden Sammlungen, welche er an's Licht gefördert, ein wahres Verdienst um unsre Litteratur erworben, und dies auch besonders darin bethätigt, dafs er seine Arbeit mit Einsicht und Liebe, und daher auch mit Fleifs und Sorgfalt, wie sie heutiges Tages bei solchen Aufgaben nur selten bewiesen werden, durchgeführt hat. An Verständigung, an Nachweisungen, an Uebersichten und Registern, die so sehr den Gebrauch erleichtern, hat er es nicht fehlen lassen. Seiner Vertheidigung des wackern und in aller Herbheit des Geistes gemüthvollen und hochsinnigen Merck gegen allerlei Mifsurtheile, zu denen einseitige und zerstückelte Nachrichten so leicht verleiten, werden die ächten Menschenkundigen, deren Scharfsinn vorzugsweise auf das Gute und Ganze gerichtet ist, gern beistimmen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

XLVIII.

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von Drumann. Bd. 3. (Domitii-Julii). Königsberg, 1837. 780 S. 8. *(Bd. 1. 2. sind 1836. Oct. Nr. 61. 62. recensirt).*

Wenn vielleicht Mancher glauben mochte, dafs zwar nicht die Invektiven, aber doch die sachliche Entgegnung des Hrn. Dr. in seiner Antikritik (Hall. A. L. Z. 1836 Intell. 73) eine sofortige Antwort erfordert hätte: so denke ich mein bisheriges Schweigen damit rechtfertigen zu können, dafs durch den Aufschub bis zum Erscheinen des vorliegenden dritten Bandes die Sache nur gewinnen konnte, indem je später, desto mehr alle persönliche Gereiztheit aus dem Spiele bleibt und die ruhige Ueberlegung der Controverse selbst die Oberhand gewinnt. Einer besondern Widerlegung der persönlichen Angriffe aber bedurfte es um so weniger, als die Leidenschaftlichkeit des Hrn. Dr. zu offen am Tage lag, um nicht jedem Unbefangenen seine Vorwürfe verdächtig zu machen. Die Art, wie Hr. Dr. die amtliche Stellung des Rec. bezeichnet, die wiederholte Hindeutung auf dieselbe, das geflissentliche Verschweigen von des Rec. Namen, als solle diesen der Uhlandische Sängerfluch treffen, der ganze Ton der Abfertigung, nicht Widerlegung — dies Alles zeigt, dafs gekränkte Eitelkeit keinen geringen Antheil an der geharnischten Antikritik hatte. Wie hätte sonst Hr. Dr. die Sache so auf die Spitze stellen können, dafs er des Rec. Frage: „liegt des Verfs. Verfahren absichtliche Verletzung der Wahrheit oder leidenschaftliche Partheilichkeit zu Grunde?" so interpretirte: „ist der Verf. ein Schurke oder ein Pinsel?". Es thut uns leid, die Sache so leidenschaftlich verdreht zu sehen; aber wer würde wohl diesen Sinn in obige Frage legen, wenn Jemand dieselbe z. B. in Bezug auf Walter Scott's Napoleon aufwürfe? wer würde den ehrenwerthen Baronet wohl für eins von beiden erklären?, wenn sich gleich in seinem Geschichtswerke beide Vorwürfe ziemlich gründlich nachweisen lassen.

Von der Unrichtigkeit des andern Vorwurfes, als ob wir ohne genaueres Studium dieser Zeit und ihrer Begebenheiten sein Werk beurtheilt hätten, hat Hr. Dr. seitdem Gelegenheit gehabt sich selbst zu überzeugen.*) und damit möchte denn auch der dritte zum Sachverhältnifs gehörende Vorwurf, es habe Rec. blofs Hr. Schlosser's Vorwürfe nachgesprochen, in sein Nichts zerfallen. Leider ist dessen Recension weder in dieser Stadt, noch in der Nachbarschaft zu haben, und wir können also auch nicht beurtheilen, wieviel Recht Hr. Dr. zu seiner Annahme habe: höchst wahrscheinlich aber besteht die Uebereinstimmung nur in dem Hauptgedanken, Cicero und die Verschwornen seien von Hrn. Dr. auf eine nicht blofs einseitige, sondern ganz ungerechte, oft empörende Weise beurtheilt; ist denn aber dieser Gedanke ein so fern und tief liegender, dafs ihn nicht zwei, ja funfzig Leser zugleich haben können? Aus Hrn. Dr.'s Leidenschaftlichkeit folgt augenscheinlich die Unfähigkeit an vielen Stellen die Wahrheit einzusehen oder Einwürfe zu prüfen; allein ist es auch blofse Unfähigkeit, oder vielmehr Mangel an Willen, wenn derselbe in der Antikritik den

*) Freilich scheint derselbe von der schon 1836 erschienenen Abhandlung des Rec. über Cicero's Briefe keine Notiz genommen zu haben, da er z. B. (Bd. III. S. 679) die Briefe an Acilius im Jahre 708 geschrieben sein läfst, in welchem Acilius nicht Procos. v. Sicilien sein konnte, da Allienus es war, worauf Rec. dort aufmerksam machte. Die Schwierigkeit wird aber verdoppelt, da im J. 709 Furfanius der Nachfolger des Allienus scheint (Cic. ad fam. IV, 8 und 9) und 710 Acilius schon nach Achaja ging.

richtigen Standpunkt der Controverse verrückt, um so den Vorwurf des Rec. als ungereimt darzustellen; wenn derselbe durch nachträgliche Interpretation seinen getadelten Ausdrücken einen andern Sinn unterlegt und sich dann verwundert stellt, dafs der Rec. dies nicht von selbst hat finden können; wenn er endlich einzelne Punkte mit einem Schwall von Worten und zwar Schmähworten angreift, und dabei die wichtigsten stillschweigend übergeht: und doch hätte es an Raum für dieselben nicht gefehlt, wenn Hr. Dr. statt Commata und vermeintliche Sprachfehler *) zu rügen, bei der Sache selbst geblieben wäre. Erstens verrückt Hr. Dr. den Standpunkt der Controverse, indem er es ungereimt nennt, Cicero's Eitelkeit und Eingebildetheit, als ob er an der Spitze der Regierung stände, nicht erkennen zu wollen. Hr. Dr. verschweigt, dafs wir vielmehr den Widerspruch tadelten, mit dem er an andern Stellen selbst zeigt, dafs Cicero nicht blofs alle friedlichen Maafsregeln vereitelte, sondern Senat und Volk ganz und gar leitete, ja dafs selbst die Statthalter in den Provinzen alle an Cicero berichten und ihm sogar die Vollmacht geben, ihre Berichte *nach Gutdünken* zu ändern. Eben so handelt es sich bei dem Citat Sall. Cat. 38 zu I, S. 536 nicht darum, ob es eine Partei Cicero's gegeben habe (obwol Cicero an der Spitze der Gegner Catilina's stand), sondern darum, ob Sallust von denselben Parteien spricht, von denen Hr. Dr. und namentlich ob also die Gegenpartei Catilina's auch zu denen gehört, von welchen Sallust sagt „quicunque rempublicam agitavere." Zweitens interpretirt Hr. Dr. das getadelte „*theilnehmend* mochte Antonius die Verschwornen warnen" durch *Theilnahme heuchelnd*; das könnte man so verstehen, wenn Hr. Dr. von Cicero spräche, oder den Antonius überhaupt anders charakterisirt hätte. Allein von demselben heifst es I, S. 70. „Auf eine *verbindliche* Art rieth er Cicero ab, sich zu entfernen" und „für eine solche *Zartheit* (des Antonius!) hatte Cicero keinen Sinn." Soll man an diesen Stellen auch verstehen: *Verbindlichkeit heuchelnd, geheuchelte Zartheit?* — Der Zusatz apposita mensa secunda (Cic. ad Att. 14, 6) hat natürlich bei Cicero keine Beziehung als die der Zeit; wenn Hr. Dr. ihn (I, S. 154) als eignen Satz hervorhebt „So Cicero zu Fundi, als der Nachtisch aufgetragen war," so ist das Hämische nicht zu verkennen; allein Hr. Dr. weist dies ab, denn er habe ja nichts gethan, als Cicero's eigne Worte gebraucht. Wenn ferner Hr. Dr. behauptet, nicht er selbst bezeichne Cicero II, S. 250 als „Verbrecher, im Namen des Gesetzes gebrandmarkt," sondern nur im Sinn des Clodius stelle er ihn so dar; so mufs jeder einsehen, dafs es dann an unzähligen Stellen zweifelhaft werden mufs, ob Hr. Dr. die Meinung der Gegner Cicero's über denselben theile, oder nicht; denn Hr. Dr. trägt meist die Ansichten der Feinde Cicero's als die seinigen vor, ohne sie durch die äufsere Form der Rede als fremde Ansicht zu bezeichnen, oder etwas dagegen zu erinnern. — Solche Interpretationen können nur zeigen, dafs Hr. Dr. selbst fühlt, er sei manchmal zu weit gegangen, wolle es aber nicht (vielleicht nicht einmal sich selber) eingestehen und suche daher durch Erklärung zu mildern, was zu hart sei. — Drittens hat Hr. Dr. von etwa 20 Einwürfen 9 ausgewählt und auf die wichtigsten Beweise *falscher* Darstellung gar nichts geantwortet; so in Beziehung auf das Verhältnifs des Cicero zu Matius, zu Cornificius und vor Allem zu Atticus, der in einer Sache, die Cicero's ganze Existenz betrifft, ihn durch *ironischen* Rath irre führen soll, weil sonst des Atticus Worte gegen Hrn. Dr. sprechen würden. Nichts ist zur Lösung des Widerspruches geantwortet, mit welchem Hr. Dr. einmal Cicero lächerlich macht, dafs er so eitel gewesen sei zu glauben, er stehe an der Spitze und dann wieder Senat, Volk, Statthalter von ihm leiten läfst; mit welchem er ferner die Verschwornen Verbrecher nennt und doch die „Herstellung der Gesetze" als Zweck ihrer Handlung bezeichnet. — Hr. Dr. findet es auch ganz unvernünftig, dafs Rec. bei der Charakteristik eines Antonius und Clodius das verdammende Urtheil vermifst, weil ja die Thaten selbst dafür sprächen; allein warum läfst der Verf. nicht auch Cicero's Thaten selbst sprechen? Ist es eine gleichmäfsige, unpartheiische Darstellung, wenn Clodius und Antonius durch die Schlechtigkeit ihrer Zeitgenossen entschuldigt wer-

*) Auch diese beweisen nach Hrn. Dr. die Incompetenz des Rec.; aber wie leicht ist es ihm selbst dergleichen nachzuweisen, z. B. dafs er declinirt des Consuls, aber *des Dictator, des Marianer*; *die Tribune* statt *die Tribunen*; dafs er schreibt: *für es* statt *für dasselbe*; *sie geben, können, mögen* statt *gäben, könnten, möchten* in der indirekten Rede; dafs er bildet der *Pontif* statt *Pontifex*; also wohl auch *Harusp* statt *Haruspex*?

den; hingegen bei Cicero's Provinzverwaltung ein vielleicht ganz rechtlicher, jedenfalls mäfsiger, Erwerb desselben gehässig als Erpressung bezeichnet wird (I, S. 538), ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dafs bei der Provinzverwaltung schon der Lob erwarb, der in seinen Erpressungen nicht allzu unverschämt war: warum ist es bei Cäsar (III, 189) und nicht bei Cicero „glaublich, dafs er . . . Geschenke nahm, vielleicht als Dank für unparteiische und sorgfältige Rechtspflege." — Wie kann endlich Hr. Dr. verlangen, dafs in einer Recension eine ausführliche Rechtfertigung der einzelnen Handlungen Cicero's gegeben werde (denn nur eine solche kann hier entscheiden), die ja ein eignes Buch erfordert. Bei solchen Controversen ist es überhaupt unmöglich, in einer Recension den Beweis so ausführlich zu geben, dafs selbst solche Leser, die der Mühe des Nachschlagens und Untersuchens ganz überhoben sein wollen, die Wahrheit auf der einen oder andern Seite erkennen; man kann nur diejenigen berücksichtigen, die mit der Sache schon vertraut sind, oder sich vertraut zu machen für der Mühe werth halten; solchen Lesern aber können wir getrosten Muthes die Entscheidung überlassen.

Ein Gutes scheint jedoch, wenn auch nicht gerade unsere, doch die fast allgemeine Anfechtung von Hrn. Dr.'s Charakteristiken gehabt zu haben: wir lesen in dem vorliegenden dritten Bande, Vorrede S. X. „der Leser hat nur Bruchstücke aus dem Leben Cicero's erhalten und auch diese nur aus dem öffentlichen; woher weifs man, ob ich die wahren Vorzüge des Mannes verkenne und das Unvollkommene an ihm lediglich seinem Charakter aufbürde? Man unterbricht mich und spricht das Urtheil, ehe die Akten geschlossen sind." Und wirklich liest man III, S. 220. „In Cäsars Verfahren gegen Cicero bemerkt man eine Schonung, welche seine Achtung gegen den hochgebildeten Mann beurkundet," das erste schonende, anerkennende Wort, dessen er sich erfreut; in den beiden ersten Bänden erinnern wir uns nie dergleichen gelesen zu haben; vgl. auch III, S. 322 unten, 609, 708; selbst über das Verhältnifs zu Cornificius jetzt anderslautende Worte S. 651. — Allein wie wird es mit der Rechtfertigung eines Charakters stehen, der bisher so geschildert ist, dafs man ihm stets das Schlechteste zutrauen mufs; der einen „gänzlichen Mangel an Haltung und *Selbstachtung* zeigt" (I, S. 131), weil er sich immer, wo er fürchten mufs, erniedrigt; der „Andere vorschob und auf die Beute lauerte, sich zwischen beiden Parteien (Antonius und Brutus) durchwand, um mit jeder Sieger zu sein" (I, 151); der „den Bürgerkrieg will, wo ihm Meuchelmord nicht sicher genug schien" (I, 173); der selbst die Freunde aufs Schamloseste betrog (I, 49), daher, wie oben erwähnt, keinen wahren Freund hatte; der die Provinzen selbst plünderte und von der Erpressung Anderer sich seinen Antheil sichern wollte (I, 537 u. 538), u. s. w. Wird Hr. Dr. nicht bei der milderen Beurtheilung eines solchen Charakters in eben solche Widersprüche verfallen, wie bei den Verschworenen, von denen es I, S. 79 heifst „*man hoffte*, dafs der Senat lauten Beifall zollen, und dadurch das Verbrechen heiligen, dafs das Volk sich erheben werde, jeder Feind Cäsar's und jeder Feind seiner Anhänger, dem seine Herrschaft eine verhafste Zugabe zu seinen Wohlthaten gewesen sei. — So hatte es die Einfalt der Verschwornen vorausgesetzt." S. 83 „Mit Recht glaubte Cicero, dafs mit dem Morde nicht Alles gethan sei . . . . dafs man nicht säumen dürfe, die Anhänger des Ermordeten zu unterdrücken. Er drang nicht durch; nicht weil man (d. h. die Verschwornen) nicht voll Mifstrauen gegen das Ansehen und die Absichten des Senats kräftiger einschreiten, sondern weil man nicht mit einer Auflehnung gegen das Gesetz *dessen Herstellung* beginnen wollte . . . . Daraus also, dafs der Eine (Cic.) durch Dekrete wirken, der Andere (Brutus) die *Verfassung ehren* wollte, Allen aber Klugheit und Muth zum Handeln gebrach, folgte das Stillsitzen auf dem Capitol". Dagegen lesen wir III, S. 721: „Der Grund lag nicht blofs in ihrer geistigen Beschränktheit, welche sie hoffen liefs, es werde sich von selbst wieder einrichten, was sie aus den Angeln hoben; sondern noch *weit mehr* in ihrer *Gleichgültigkeit* gegen den Staat; Cäsar sollte sterben, *mochte werden, was da wollte*; er starb und sie starrten in die Leere."

Doch wir wollen dem Verlangen Hrn. Dr.'s gemäfs die Akten über Cicero als nicht abgeschlossen betrachtend ruhig abwarten, was der vierte Band uns bringen wird, und uns hiermit zu dem dritten wenden, wobei wir sowohl das Treffliche und Verdienstliche in Hrn. Dr.'s Werk, als auch einige früher übergangene oder nur kurzberührte Mängel ausführlicher besprechen wollen, und besonders Ersteres recht gern thun,

weil uns weder die Mifsbilligung der Ansicht so mancher Begebenheiten und Hauptpersonen, noch die Schmähungen des Hrn. Verfs. blind gegen das Gute machen, wo wir es wirklich finden.

Dieser Band enthält die Domitii, Favonius, Gabinii, Gellii, Hirtii, Hortensii, Julii: dafs einige gentes fehlen, ist an und für sich unbedeutend; aber aus welchem Grunde fehlt z. B. die gens Aurelia, da doch die noch unwichtigere Gellia aufgenommen ist? Voraussehen läfst sich auch, dafs dem vierten Bande, welcher hauptsächlich den Pompejus umfassen wird, so wie dieser dritte den Cäsar (S. 129—780), ein fünfter folgen mufs, da aufser Crassus und Cicero noch mehrere nicht ganz unbedeutende Männer, wie Lucullus, Brutus, Curio u. a. übrig sind, und ein recht ausführlicher Personen- und Sach-Index wünschenswerth, ja, wie wir unten sehen werden, nothwendig ist. — Da Hr. Dr. den Plan und die Anordnung des Werkes damit rechtfertigen will, dafs er nicht anders auch die untergeordneten Personen und das Privatleben der Römer habe mitumfassen können; so geben wir ihm darin Recht; allein eben weil so heterogene Elemente sich in der Behandlung nicht zu einem Ganzen vereinigen lassen, nicht Vollständigkeit der Biographie und Staatengeschichte, Zusammenhang der Begebenheiten und der Persönlichkeiten: mufste Hr. Dr. es aufgeben Beides auf einmal zu erstreben. Die Unbequemlichkeiten und Nachtheile des befolgten Planes werden zwar weniger dem blofsen Leser in's Auge und beschwerlich fallen, desto mehr aber dem, der das Buch studirt und benutzt. Einerseits sind viele wichtige Begebenheiten, ja die meisten, mehr oder minder zersplittert und aus dem Bestreben diese Zersplitterung möglichst zu vermeiden, sind Wiederholungen entstanden, und beides veranlafste eine Masse von Verweisungen von einer Stelle des Werkes auf andere. Anderseits hat der Gang der Begebenheiten und das Bemühen sie an einer Stelle möglichst erschöpfend darzustellen dahin geführt, dafs man oft die Person in ihrer Lebensbeschreibung ganz aus dem Auge verliert und viele Einzelheiten aus dem Leben Anderer an einer biographisch fremden Stelle liest. Wo ist z. B. die erstrebte Einheit der Zeitgeschichte, wenn wir die Geschichte des einen Bürgerkrieges in Cäsar's und Pompejus Leben suchen müssen, wie der Vf. II, S. 549 Anm. 6. selbst angiebt, oder die Begebenheiten in der Stadt während Cäsars Aufenthalt in Gallien zum Theil in dessen Leben (III, S. 261—65), zum Theil im Clodius II, 285 ff., Lentulus II, 538, Gabinius III, 53, und Pompejus III, S. 285 Anm. 77. — Eben so wenig wufste der Verf. Wiederholungen zu vermeiden, wie über Cassius als Verschwornen II. S. 123 u. III, 704 ff.; über den Prozefs des Dolabella II, 562 u. III, 134; über den des Antonius II, 532 u. III, 134; wo wir, wie an unzähligen andern Stellen entweder beidemal dasselbe lesen oder die Erzählung an jeder Stelle unvollständig haben und sie daher erst zusammensetzen müssen. Wo ist aber ferner die Einheit der Biographie, wenn der Verf. selbst sagt, I. S. 68, „die Darstellung seines (des Antonius) öffentlichen Lebens kann von jetzt an bis zum J. 44 von der Geschichte des Pompejus und Cäsar *nicht mehr getrennt*, und hier nur *übersichtlich* (also auch eine Wiederholung) aufgenommen werden"; wenn in der spätern Geschichte des Antonius „der Geschichte anderer Geschlechter vorbehalten wird, was ihr näher angehört" (S. 384) und dabei in dem Leben des Antonius ganze Abschnitte (§. 18. 19) von Cicero's Absichten, Ansichten, Benehmen u. s. w. handeln, oder in Clodius Leben fünf Seiten (251—55) über Cicero's Feigheit und Eitelkeit, die ganz fehlen könnten, ohne der Geschichte der Zeit oder des Clodius Abbruch zu thun, wie überhaupt Cicero's *falsche* Ansichten von den Begebenheiten und Personen allzuoft und weitläufig dargestellt werden, wo sie für den Gang der Begebenheiten ganz gleichgültig und einflufslos sind. — Aus dieser Darstellungsweise entsteht aber noch für den Gebrauch der Citate, die einen so wesentlichen Theil des Werkes bilden, die gröfste Unbequemlichkeit, nämlich ein beständiges Hin- und Herschicken oft um unbedeutender Dinge willen. So ist III, S. 616, A. 52. verwiesen auf: §. 56. A. 67, Th. 1, S. 400 A. 33. und Th. 2, 568 A. 8.; das erste Citat verweist wieder auf §. 46. A. 53.; dies wieder auf §. 40. A. 53.; da steht dann: ad Att. 10, 8. Hat man dies Alles nebst den beiden andern Citaten nachgeschlagen, so findet man eben nur, was die Interpreten zu Sueton. Caes. 38 seit Casaubon schon geben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Von Drumann.

(Schluſs.)

Man vergl. auch S. 668 A. 51, wo man wieder auf 4 andere Stellen des Buches verwiesen wird, die zum Theil wieder auf andere verweisen. Dabei fehlt es nicht an Citaten, die sich auf einander beziehen und beide dasselbe oder auch beide nichts geben, z. B. III, 137 A. 20. u. 161 A. 16; 141 A. 33. u. 218 A. 79; 636 A. 95. u. 425 A. 23. Dieses unaufhörliche Hin- und Herschicken ist aber eine unausbleibliche Folge der Zerrissenheit der Geschichte und der häufigen Wiederholungen, wobei letztere freilich die erstere weniger fühlbar machen, wenn man nur eben liest und nicht genauer auf die Vollständigkeit der Begebenheiten eingeht. — Daſs es hierbei nicht leicht ist, jedesmal gleich zu finden, in welcher Lebensbeschreibung jede einzelne Begebenheit erzählt ist, versteht sich leicht von selbst; ein genauer Index ist daher für dieses durch seine Vollständigkeit so werthvolle Werk um so nöthiger, als auch die Notizen über untergeordnete Personen, deren gens nicht besonders behandelt ist, durch das ganze Werk zerstreut sind. Denn warum soll das Buch, wenn gleich in ganz anderem Geiste verfaſst, nicht nebenher auch den so erwünschten Gebrauch eines Repertoriums der Geschichte dieser Zeit gewähren?

In dem vorliegenden Bande tritt übrigens die oben erwähnte Unbequemlichkeit desto weniger hervor, je mehr Cäsar wirklich nicht bloſs der Mittelpunkt, sondern auch der Lenker und Leiter fast aller Ereignisse von einiger Bedeutung ist, der auch die zufälligen und von Andern herbeigeführten Vorfälle stets für sich zu benutzen und in den Kreis seiner Berechnung zu ziehen wuſste. Gerade diese vollkommene Planmäſsigkeit Cäsars in seinem gesammten Handeln, der Scharfblick, mit dem er die Verhältnisse und Persönlichkeiten durchschaute und seine Maſsregeln darnach nahm, ist der durch Cäsar's ganze Lebensbeschreibung sich durchziehende Faden der Darstellung, an den sich alles Einzelne, Bedeutende und Geringfügige anreiht, der Alles in Verbindung bringt, Nichts vereinzelt dastehen läſst, und diese Darstellung ist Hrn. Dr. meisterhaft gelungen. Treffend geschildert ist der Zustand der Parteien, ihre Absichten und gegenseitigen Verhältnisse, und je weniger Cicero dabei in Betracht kommt, desto seltner ist Veranlassung dem Verf. einseitige Ungerechtigkeit Schuld zu geben. Eben so viel Scharfsinn als zu jenes Verunglimpfung hat Hr. Dr. hier zu Cäsars Rechtfertigung aufgeboten, von der Grundansicht ausgehend „Stets that er lieber das Gute, als das Schlechte; wenn er als Herrscher geboren wäre, so würde kein Anderer ihm an Gröſse und Tugend vergleichbar sein" (S. 189); doch ohne zu verläugnen, daſs sein unbegränzter Ehrgeiz ihn jedes Mittel anwenden lieſs, welches zu seinem Ziele, zur Alleinherrschaft, führte (S. 415 u. 740). Eben so treffend ist die Handlungsweise des Pompejus und Crassus charakterisirt: S. 194 „P. u. C. hatten nur Wünsche, aber keinen Plan für das Leben; sie fühlten sich befriedigt, wenn Cäsar ihnen gewährte, was sie von der Gegenwart verlangten; für ihn war jedes Erreichte nur Mittel und nichts ohne Zusammenhang" und dieser Gegensatz ist im Verlauf der Erzählung, namentlich in Beziehung auf Pompejus, überall auf das Anschaulichste dargestellt: wie schlau Cäsar den Pompejus von den Aristokraten zu trennen, ihn diesen verdächtig, ja zum Theil verhaſst zu machen wuſste; wie er anfangs allen Vortheil ihrer Verbindung schein-

bar dem Pompejus zuwandte und dadurch auch alle Mifsgunst ihm auflud, ihn als den Furchtbaren, dessen ehrgeizige Plane man hemmen müsse, vorschob und die Aufmerksamkeit von sich abwandte (S. 142). Doch möchte der Verf. hier wohl zu weit gegangen sein, wenn er schon dem achtzehnjährigen Jüngling (S. 131) diese weit voraussehende Berechnung und Planmäfsigkeit in seinem Verfahren zuschreibt; namentlich möchten wir nicht in Folge der spätern Vorsicht Cäsars alle seine frühern Uebereilungen und Theilnahmen an Unruhen, die besonders Sueton erzählt, wegläugnen, wie Hr. Dr. thut; dafs man sie ihm erst in späterer Zeit zum Vorwurf machte, erklärt sich ja leicht daraus, dafs man eben dann erst sich derselben wieder erinnerte, als man Cäsars Streben richtiger beurtheilte und würdigte und daher seine früher als unwichtig übersehenen Schritte als Vorzeichen dessen erkannte, was er später wollte und wirkte. — Nicht minder klar ist Cäsar's Verfahren bei der Unterwerfung Galliens und seine stete Theilnahme an allen städtischen Vorfällen während dieser Zeit geschildert und von manchen eigenthümlichen Bemerkungen des Verfs. wollen wir hier eine (S. 330) über die Episode im 6. Buche von Cäsar's Commentarien herausheben: „Cäsar war nicht geneigt die Sueven dort (in ihren Wäldern) zu suchen. Indefs sollte in seinen Denkwürdigkeiten „ich kam und ging" nicht neben einander stehen, deshalb trennte er es durch die Schilderung und Vergleichung der Gallier und Germanen, welche für uns freilich wichtiger ist, als einige Schlachtenberichte." —

Dafs bei einer so ausführlichen und gründlichen Darstellung gar manche bisher unerledigt gebliebenen Controversen zur Entscheidung gebracht sind, ist ebenfalls ein nicht unbedeutender Gewinn im Einzelnen. Dahin gehört vorzüglich die Untersuchung über das agrarische Gesetz des Cäsar (S. 197 ff.), wo die Confusion der griechischen Schriftsteller berichtigt und gezeigt wird, dafs Cäsar nur eins gegeben und dies den campanischen Acker gleich anfangs mit umfafst habe; über die Zahl der Legionen Cäsar's (S. 234); über die widersprechenden Nachrichten von der gesetzlichen Dauer seines Proconsulats (S. 240), wonach erst mit dem Jahre 49 die Zeit seiner Statthalterschaft ablief; so ist die Bezeichnung Cäsar's Cons. III. Dict. iter. auf Münzen dadurch gerechtfertigt, dafs Cäsar die erste 11tägige Dictatur, als ein *republikanisches* Amt, nicht habe mitzählen lassen, und die jährige Dictatur immer schon im September, also 3 Monate eher als das Consulat abgelaufen war; wobei freilich bei Cäsar's übriger Vorsicht auffallen mufs, dafs er so früh schon eine Hintansetzung der *republikanischen* Würden öffentlich ausgesprochen haben soll. Ueberzeugend dargethan ist endlich S. 681 ff., dafs Cäsar nur auf zwei Jahre Magistrate designirt habe.

Aus dem, was wir über den Werth des Werkes im Ganzen, wie im Einzelnen, anerkennend gesagt haben, wird jeder leicht erkennen, dafs dasselbe sowohl für jeden, der die Geschichte dieser Zeit genauer studiren will, unentbehrlich ist; als auch sehr brauchbar als Repertorium aller Nachrichten über diese Periode für andere Zwecke, besonders für jede Interpretation der hiehergehörigen Schriftsteller, und diese nicht unwichtige Brauchbarkeit wurde durch einen recht genauen Index nicht wenig erhöht und die allgemeinere Verbreitung der gewonnenen Resultate auf diese Weise befördert werden.

Nur in einer Beziehung haben wir sowohl die Vollständigkeit als die Gründlichkeit der Behandlung oft vermifst; in dem, was die Verfassung und Institutionen des römischen Staates betrifft, deren Auseinandersetzung eine schwache Seite des Buches ist, vielleicht besonders darum, weil Hr. Dr. die Literatur dieses Theiles der Antiquitäten und besonders der Rechtsverhältnisse nur oberflächlich kannte und sich wohl meist mit dem begnügte, was die Interpreten der Schriftsteller geben und was ihn aufserdem der Zufall gerade kennen lernen liefs. Allein wenn Hr. Dr. hier nicht mit gleichem Fleifse verfuhr, wenn derselbe vielleicht diese Punkte als Nebenpartie betrachtete; so mufste er dies auch durch die Art der Behandlung zeigen, damit man gleich sah, wieviel man da zu suchen habe, und mufste nicht in peremtorischer Entscheidung über Schwieriges aburtheilen, ohne die genaueren Untersuchungen auch nur zu kennen, und über Leichteres oder Bekanntes lange Bemerkungen geben, die man eben so gut in jedem Lehrbuche der Antiquitäten, in gangbaren Commentaren, und in jeder den Gegenstand betreffenden Abhandlung findet. — So scheint Hr. Dr. weder die Untersuchung über den judex quaestionis (der seiner Meinung nach, III, S. 147,

eintrat, wenn der Prätor krank oder zu sehr beschäftigt war), noch den Unterschied zwischen dem ächten und unächten Asconius (vgl. II, S. 562) zu kennen: beides war aus Madvig de Asconio zu lernen. — Ueber die Competenz des Senates zum Todesurtheil über Catilina's Genossen mufste Hr. Dr. Dirksens Abhandlung im ersten Bande seiner civilistischen Abhandlungen kennen und anführen, woraus er zugleich gelernt hätte, dafs die Ausübung dieser Befugnifs keine so seltene war. Statt dessen redet Hr. Dr. (III. S. 169) ein Breites über das nur halb herpassende Beispiel bei Liv. IX, 26, und parallelisirt gewissermafsen gar das Gericht über Rabirius mit dem über Catilina. Wenn der Vf. über wichtige Gegenstände die wichtigsten Abhandlungen nicht citirt, und doch an andern Stellen, wo es weit unwichtiger ist (z. B. S. 517 über Pharsalus Dirksen zum Plebisc. de Thermens.), die Gelegenheit zum Citiren nicht verschmäht; so geht daraus hervor, dafs Hr. Dr. es dem Zufall überliefs, ob ihm die Leistungen Neuerer bekannt wurden; dies darf aber gerade da am Wenigsten geschehen, wo man nicht recht fähig ist, selbstständig und gründlich zu forschen. Wenn Hr. Dr. Dirksen's treffliche Abhandlungen kannte, warum fehlt II, 240 über die collegia die aus Bd. II. S. 1 über den Zustand juristischer Personen? — Sehr leicht macht sich Hr. Dr. die Sache mit dem quaestor Nevius bei Sueton. Caes. 17.: „ein judex quaestionis, ohne Zweifel ein gewesener Aedil, und deshalb vom Cäsar angeklagt, weil er seine Befugnifs überschritten" III. S. 185. Wo heifst je ein judex quaestionis Quaestor? warum nicht auf Burmann verwiesen, der schon dasselbe sagt? und nun die sonderbare Zugabe „*ohne Zweifel ein gewesener Aedil*", als ob dies der streitige Punkt wäre! — So sind die silvae callesque bei Suet. Caes. 19. die Aufsicht über Waldungen und Triften, welche die Consuln als Provinz erhielten, und Baumgarten-Crusius wird abgefertigt, dafs er sich *ohne Grund* gegen Lipsius erkläre. Ist es nicht Grund genug, dafs wir von solchen Provinzen gar nichts wissen, geschweige denn, dafs man sie Consuln hätte übertragen können? — Cäsar's Schuldgesetz (Suet. 42) wird ebenfalls peremtorisch erklärt S. 472: die gezahlten Zinsen seien vom Zeitpunkte der unwirksam gebliebenen Kündigung an abgezogen worden; allein worauf stützt sich die Erklärung? Hr. Dr. hat nicht für gut befunden, seine Entscheidung zu beweisen oder die andern abgefertigten Meinungen zu widerlegen. Sueton sagt ausdrücklich, es sei dadurch der vierte Theil des Capitals verloren gegangen, also die Zinsen von 2 Jahren abgezogen worden, nicht aber von einem Zeitpunkte an, der bei jedem Schuldner ein anderer sein konnte. Wie nun, wenn die Kündigung schon vor 8 Jahren geschehen war? dann bekam also der Gläubiger nichts? und eben so passen auch die 2 Jahre als Termin für die Güterabschätzung, da diese wahrscheinlich nicht erst beim Ausbruch des Bürgerkrieges, sondern schon vorher bei den drohenden Anzeichen desselben im Werthe gefallen waren. — Eben so ungenau, als nichtssagend ist II. S. 486 die Bemerkung „Nach Einigen wurden auch die Injurien in diesem Gesetze (lex Corn. de sicariis) verpönt, obgleich sie die Rechtspflege in Privatsachen angingen". Wer sind die Einigen? Quellenschriftsteller oder Interpreten? haben sie Recht oder Unrecht? gehörten die Injurien überhaupt gar nicht zu den judiciis publicis? — II. S. 487 spricht Herr Drumann viel über die perduellio, die er „durch die mildere majestas verdrängt werden" läfst, ohne andere Meinungen zu kennen oder zu erwähnen. — Bei den Senatsverhandlungen, zu denen die vierte catilinarische Rede gehört, legt Herr Drumann diese letztere der Darstellung (III. S. 169) zu Grunde, ohne die von Ahrens aufgestellten, doch nicht unwichtigen Gründe gegen deren Aechtheit zu erwähnen. Wo bleibt denn der in der Vorrede des ersten Bandes versprochene Beweis der Aechtheit? oder zählte Herr Drumann diese Rede gar nicht zu den angefochtenen? Mit dieser Rede wird nun Sallust in Uebereinstimmung gebracht, der doch Cicero's Rede gar nicht kennt, ja sogar Cicero selbst ad Att. XII, 21. auf ihre Angaben hin berichtigt, obwohl es schwer zu glauben ist, dafs Cicero, zumal so eitel als er war, nur in einem Nebenumstande, geschweige denn in einer Hauptsache etwas sollte vergessen haben. — Bei allen diesen Punkten wäre entweder genauere eigne Forschung oder Verweisung auf die neuesten Untersuchungen doch erforderlicher gewesen, als dafs Herr Drumann ganz Bekanntes giebt über die Prätoren (S. 567 Anm. 73, wobei wir wieder auf 4 andere Stellen des Buches statt auf Lipsius, Exc. ad Tac. Ann. I, 14. verwiesen

werden), über die tribuni rufuli (S. 137), über die Beschränkung der Intercession durch Sulla (II, S. 484, wo ganz kurz auf Rubino de tribun. pot. zu verweisen war); — oder ein Breites darüber, ob Cäsar in Alexandrien mit oder ohne Schriften in der Hand geschwommen sei (S. 543), ob er die Fackeln und Elephanten beim gallischen oder afrikanischen Triumph gebraucht habe (S. 615), ob Cleopatra die Schlange sich an den Arm oder die Brust gesetzt habe (I. S. 500); — über die Verwechslung von au und o (II, S. 200); über die sacra Bonae Deae (II. S. 204) und hundert andere Nebensachen, denen wir ihren Platz nicht mifsgönnen, wenn nur Wichtigeres auch den seinen gefunden hätte. — Wir würden jedoch auf diesen Mangel weniger Gewicht legen, ihn minder scharf bezeichnet haben, wenn nicht Herr Drumann durch den Ton kurzer Entscheidung und grofser Bestimmtheit uns dazu veranlafst hätte, sei es auch blofs, um eben so behutsam gegen seine Aussprüche in diesen antiquarischen Controversen, als in seinen Charakteristiken zu machen. In Bezug auf die letztern können wir nicht umhin Herrn Drumann's Werk zum Schlufs seinen Platz unter den in vieler Hinsicht verdienstlichen, aber eben nicht erfreulichen Geschichtsforschungen anzuweisen, in denen nachgewiesen wird, dafs weder alles Gute und Schöne so makellos, noch das Böse so verabscheuungswürdig gewesen sei, als man bisher glaubte. Es ist nicht zu läugnen, dafs auf diesem Wege der Forschung vieles bisher Uebersehene aufgefunden, manches Verschleierte enthüllt worden ist und hierin besteht das Verdienst dieser Forschung; ein Verdienst, welches aber jeder Opposition, auch der einseitigsten, nicht abzusprechen ist; so ist es den hochherzigen Schweizern, den freiheitsliebenden Niederländern, dem Retter der Protestanten, Gustav Adolf, dem Protestantismus überhaupt und den Reformatoren insbesondere ergangen; sie alle sind zum Theil falschen, zum Theil aber auch ihres wahren Glanzes von einer solchen Geschichtsforschung entkleidet worden. Aber auch das Einseitige und Unerfreuliche solcher Geschichtsforschung leuchtet ein. Durch die beständige und ausschliefsliche Hervorhebung und Beleuchtung der Schwächen und Fehler grofser Charaktere entsteht ein viel unrichtigeres Bild derselben, als das frühere war, indem nun die Hauptzüge durch Nebenzüge ganz verdunkelt werden. Untergeordnete Compilatoren und Epitomatoren ergreifen nun mit Freude die Gelegenheit, die neue Entdeckung als einzige Wahrheit in ihren Lehrbüchern zu verkündigen und so die lebendige Freude am Guten und Schönen zu verkümmern und zu schmälern, indem man uns nun statt der bisherigen Ideale Menschen zeichnet, die uns die tröstliche Ueberzeugung geben sollen, sie seien im Grunde auch nicht besser als wir alle gewesen, oder wir vielleicht gar noch besser als jene. Sollte aber ein solches Geständnifs, wie Herr Drumann in seiner Vorrede (I. S. VIII) ausspricht, dafs es ihm selbst Ueberwindung gekostet habe, im Urtheil über Cicero so streng zu verfahren, sollte es nicht zum Theil ein Zeichen des Kampfes mit der innern Stimme der Billigkeit sein? Rechneten wir nun oben der einseitigen Opposition gegen hergebrachte Meinungen die Auffindung so mancher Wahrheit zum Verdienst an; so müssen wir gerechter Weise derselben die Verkümmernifs des Guten und Schönen, das Herabziehen des Bewunderten in den Kreis der Mittelmäfsigkeit eben so zum Vorwurf machen. Möge Herr Drumann von diesem Gesichtspunkte aus meine Opposition gegen ihn würdigen; möge er demgemäfs keine Persönlichkeit in derselben finden, noch hineinbringen und endlich seiner eignen Worte (II, S. 79) eingedenk sein „Wer mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, mit so gemeinen und empörenden Schmähworten von seinem Gegner spricht, wie Cicero, dem wird man nur zur Hälfte glauben."

Johannes von Gruber.

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

XLIX.

Die Geschichte Würtembergs nach seinen Sagen und Thaten dargestellt von Dr. Wilhelm Zimmermann. Stuttgardt, 1836. 8. *Th. I. S.* 683. *Th. II. S.* 563.

Man kann zwar eigentlich nicht sagen, dafs die Geschichte Würtembergs in neuern Zeiten weniger als andere Specialgeschichten unsers deutschen Vaterlandes behandelt worden sei, doch sind häufig diese Arbeiten im Norden Deutschlands minder verbreitet und bekannt, oder sie sind zum Theil auch nur für das Volk geschrieben und können demnach auf ihre Verbreitung aufserhalb der Heimath nicht viele Ansprüche machen. Vorliegendes Werk trägt nun zwar auch nicht einen gelehrten Charakter, aber man wird nicht verkennen können, dafs es nach den neuern Arbeiten über die allgemeine und specielle schwäbische Geschichte sehr sorgfältig behandelt und in einer sehr gefälligen Darstellungsweise geschrieben worden ist. Daher möchte diese Schrift um so mehr der allgemeinen Beachtung zu empfehlen sein, als sie nicht nur die Resultate der neuesten Forschungen über die würtembergische Geschichte in populärer Form liefert, sondern sich auch über die frühere Geschichte Schwabens verbreitet, so dafs man sieht, wie aus jenem alten Herzogthum, das seit der Hohenstaufen Zeit den Namen des Reichslandes im engern Sinne führte, die Grafschaft und das Herzogthum Würtemberg allmählig sich gebildet hat, bis in unsern Tagen in einem ganz andern Umfange, als bis wie weit die würtembergischen Stammlande zerstreut lagen, das gleichnamige Königreich daraus hervorgegangen ist. Würtembergs Geschichte unter der Herrschaft der Grafen bis zum Schlufse des Mittelalters kann sich übrigens an Interesse und Wichtigkeit für die schwäbische und allgemeine deutsche Geschichte mit der vieler andern deutschen Gebiete zu jener Zeit vollkommen messen, und an Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit seiner damaligen Herrscher übertrifft das Land gewifs viele weit gröfsere Gebiete, deren Beherrscher damals mit zu den ersten Fürsten des Reiches gerechnet wurden. Der interessante und lehrreiche Stoff des ganzen ersten Theiles, welcher aufser einer Uebersicht der ältern schwäbischen Geschichte die Geschichte der würtembergischen Grafen bis zu ihrer Erhebung zur herzoglichen Würde giebt, hat den Verf. auch mit einer gewissen Wärme erfüllt, so dafs man ihm in seiner Schilderung mit der gröfsten Theilnahme folgt, und wenn die traurigen Zeiten Würtembergs unter der Herrschaft der Herzoge seit dem Beginne der neueren Zeit, welche uns in dem zweiten Theile vorgeführt wird, ihn mit einer gewissen Wehmuth erfüllen, und wenn die Elendigkeit der damaligen Beherrscher des Landes seinen Unwillen erregt, so sieht man doch überall den beruhigenden und versöhnenden Gedanken bei ihm hervortreten, dafs alle diese Leiden überwunden werden mufsten, damit dereinst als glorreiches Resultat von dem, was Würtembergs ausgezeichnete Grafen im politischen Leben gewirkt hatten, eine höhere und umfassendere Gestaltung des Lebens in verjüngter Lebenskraft daraus hervorgehen könne.

Schwerlich kann sich irgend eins der andern deutschen Gebiete an Mannigfaltigkeit, Lieblichkeit und Schönheit seiner Naturbildung mit dem alten Schwaben vergleichen, dem Vaterlande der deutschen Lyrik, und so wenig wie man den Einflufs der Natur des Landes auf die Entwickelung jener Poesie der Minnesänger wird läugnen können, eben so wenig ist zu läugnen, dafs die gesammte Geschichte des Landes in der wesentlichsten Uebereinstimmung mit der landschaftlichen Natur Schwabens stehe und ohne eine ge-

nauere Kenntnifs derselben eigentlich gar nicht verstanden werden kann. Schwaben ist rücksichtlich seiner Naturbildung gleichsam ein Deutschland im Kleinen zu nennen, indem es in dem alpinischen Hochgebirge, in der verschiedenartigen Thalbildung des Rheins und der Donau und der ihnen angelagerten Ebenen, in dem Schwarzwalde, in der schwäbischen Alp und in dem Neckar-Thale eben so viele mannigfaltige Formen obschon mehr zusammengedrängt zeigt, welche auf das besondere Leben ihrer Bewohner stets den mächtigsten Einflufs ausgeübt haben, der sich bei einer sorgfältigen Betrachtung der verschiedenen Momente des allgemeinen schwäbischen Lebens leicht erkennen läfst. Als ein nicht unbedeutender Mangel mufs es an dem grofsen Werke von Pfister über die Geschichte Schwabens gerügt werden, dafs diesem Verhältnisse, der Beziehung der Natur des Landes zur geistigen Entwickelung seiner Bewohner, gar keine Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, wie denn überhaupt auch nach jenem Werke eine neue Bearbeitung der Geschichte Schwabens von den Kennern dieses Theiles der vaterländischen Geschichte nicht ungern gesehen werden möchte. Zu sparsam sind auch bei unserm Verf. die Andeutungen in dieser Beziehung, wenn gleich wir doch vor nur wenig Jahren in dem kleinen Werke von Schwarz über die natürliche Geographie von Würtemberg eine treffliche Darstellung von dem gesammten Innern des schwäbischen Landes erhalten haben, bei dessen Benutzung für historische Zwecke sich in der That eine ganz andere Geschichte von Schwaben und Würtemberg herausstellt, als man sonst wohl zu haben pflegt. Wie die hellenische Geschichte ohne die Kenntnifs ihres Entwickelungsschauplatzes eine todte und abstrakte bleibt, ganz in demselben Maafse, möchte man sagen, sei es in der Heimath der deutschen Minnesänger und der Hohenstaufen. Als eine nothwendige Folge der bisherigen mangelhaften Kenntnifs der Natur des schwäbischen Landes und seines Einflusses auf die Bewohner mufs man es auch betrachten, dafs die mittelaltrige Geographie Schwabens und namentlich die schwäbische Gaugeographie noch so sehr im Dunkeln liegt, womit dann wieder unsere bis jetzt so dürftige Kenntnifs von dem Zustande des Landes unter der Römer Herrschaft genau zusammenhängt. Dafs aber beide Verhältnisse, die römischen Ansiedlungen in Schwaben bis zu dem grofsen durch Franken hindurchziehenden Grenzwall, der sogenannten Teufelsmauer, und die Eintheilung des Landes in Gaue nach den verschiedenen Kirchensprengeln, für ein gründliches Verständnifs der schwäbischen Geschichte im Mittelalter nothwendig berücksichtigt werden müssen, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur erst in den jüngsten Zeiten hat man diese Verhältnisse näher zu erforschen angefangen, und wie Leichtlen in seinen verschiedenen Schriften, wie über die Zähringer und über die römischen Strafsenzüge in Schwaben, die letztern etwas lichtete, so geschah es mit den erstern durch den verdienstvollen Memminger in seinen würtembergischen Jahrbüchern und in seinen Beschreibungen der einzelnen würtembergischen Oberämter.

Von den eilf Kapiteln, aus welchen der erste Theil besteht, führen uns die fünf ersten durch die frühern Zeiten der schwäbischen Geschichte bis zum Untergange der Hohenstaufen und bis zur Auflösung des Herzogthums. Nur weniges hat der Verf. über die älteste Geschichte des Landes unter den Römern, zur Zeit der Völkerwanderung und der fränkischen Herrschaft der Merowinger voraufgeschickt, er geht vielmehr schnell über zur Gestaltung des neuen Herzogthums Alemannien oder Schwaben, wie es seit der Hohenstaufen Zeit mit Recht genannt wurde, zur Zeit des ersten Königs Konrad, berührt dann auch nur kurz die Geschichte der ersten Herzoge, welche durch die Politik der sächsischen und fränkischen Kaiser aus verschiedenen Geschlechtern und Volksstämmen hier eingesetzt wurden, behandelt dann aber um so ausführlicher den Zustand des Landes seit der Zeit des Herzogs Rudolf von Rheinfelden, welcher, obwohl ein Schwager des Königs Heinrich IV, dennoch im Bunde mit dem mächtigen schwäbischen Grafengeschlecht der Zähringer als Gegenkönig gegen jenen Heinrich auftrat. In dem langwierigen Kampfe, welcher Schwaben gegen das Ende des eilften Jahrhunderts zerrüttete, trugen endlich die Hohenstaufen als Vertheidiger der königlichen Parthei den Sieg davon, und erlangten als Kampfpreis das Herzogthum, welches fortan als erbliches Eigenthum bei ihrer Familie blieb, wenn gleich es durch eine gewisse Theilung mit den Zähringern nicht in seinem frühern Umfang an sie überging.

Möchte auch die Geschichte des hohenstaufenschen Geschlechtes selbst etwas zu ausführlich und mit dem Umfang und Zweck des Werkes nicht ganz im Verhältniſs stehend geschildert sein, so folgt man doch dem Verf. gern in der schönen Darstellung dieser stets anziehenden Verhältnisse, und er hat seiner Schilderung noch dadurch einen eigenthümlichen Reiz zu geben gewuſst, daſs er, wie auch der Titel besagt, auf die mannigfachen historischen Sagen Rücksicht genommen hat, an welchen das romantische Land Schwaben vielleicht reicher als irgend ein anderes deutsches Gebiet ist. Haben diese Sagen, welche mit der Geschichte so vieler Dynastengeschlechter und der Gründung der Klöster verknüpft sind, auch nicht immer eine sichere historische Grundlage, so erläutern sie doch stets das Leben, die Sitten und die Denkungsart der damaligen Bewohner des Landes und sind in so fern immer als historische Zeugnisse zu gebrauchen. Die hier mitgetheilte Sage von der Hohenstaufenburg nur wenige Stunden ostwärts von Stuttgardt zwischen den Thälern der Rems und Fils, welche sich zum lieblichen Neckar-Thale ergieſsen, beurkundet noch jetzt den Eindruck, den jenes gröſste aller Heldengeschlechter auf die Bewohner jener Gebiete gemacht hat. Die Geschichte der schwäbischen Klöster, deren viele zu den wichtigsten Deutschlands gehören, das Ritterthum und die Poesie der Minnesänger sind sämmtlich an ihrem Orte berücksichtigt worden, und bei der Geschichte des schwäbischen Städtewesens hat der Verf. auch die neuern verdienstvollen Arbeiten über diesen Gegenstand, wie die von Jäger über die Städte Ulm und Heilbronn, gebührend benutzt. Den Uebergang von der allgemeinern schwäbischen Geschichte zu der von Würtemberg bildet eine lehrreiche Uebersicht von dem Zustande Schwabens bei der Auflösung des Herzogthums vornehmlich nach den zahlreichen Grafen- und Dynastengeschlechtern, welche dort theils geblüht hatten, theils noch in Ansehn und Macht standen und nun unter der unmittelbaren Oberhoheit des Reiches im Kampfe mit einander sich höher emporzuschwingen suchten. Grade von diesen Verhältnissen wäre es wohl sehr wünschenswerth, daſs sie bald einmal ein einheimischer Geschichtsforscher zum Gegenstande besonderer Untersuchungen machte, da die allgemeine Geschichte des Landes schwerlich eher recht ins Klare gebracht werden möchte, ehe es nicht mit jenen besondern Verhältnissen der Fall gewesen ist. Ganz besonders möchte Ref. darauf hinweisen, daſs die Geschichte des Doppelhauses der Montforts und Werdenbergs eine solche Arbeit von jemandem, dem die gehörigen Quellen zu Gebote stehen, zum gröſsten Vortheil der Wissenschaft wohl verdient und bis jetzt beim Studium der schwäbischen Geschichte noch immer schmerzlich vermiſst wird. Schon Pfister bemerkte ganz mit Recht, daſs dieses Grafengeschlecht, welches zuerst im eilften Jahrhundert vorkommt und dessen Besitzungen sich von Hohenrhätien am Rhein und Bodensee abwärts bis zur schwäbischen Alp erstreckten, in Oberschwaben leicht eben solches Fürstenthum hätte begründen können, als wie es durch die Grafen von Würtemberg in Niederschwaben am Neckar geschehen ist, wenn nicht beständige Theilungen und innere Zwistigkeiten unter den verschiedenen Linien dieses Hauses dessen Macht zerstört hätten. So wurde gröſstentheils das Haus Habsburg der Erbe der zahlreichen Besitzungen des Geschlechtes der Montforts und Werdenbergs in Oberschwaben, bis die groſse Umgestaltung des deutschen Reiches Oestreichs schwäbische Länder meistens dem Hause Würtemberg zuführte.

Die sechs letzten Kapitel des ersten Theiles geben sodann die ältere Geschichte Würtembergs, es ist die schöne Zeit des Landes unter der Herrschaft der Grafen, gleichsam das Heldenzeitalter des würtembergischen Geschlechtes. Den frühern Untersuchungen über die ältere etwas dunkle Genealogie dieses Grafenhauses folgend, läſst der Verf. die zusammenhängende Geschichte desselben erst mit dem Grafen Ulrich mit dem Daumen zur Zeit des Kaisers Friedrich im dreizehnten Jahrhundert beginnen, wenn gleich er auch auf das schon frühere Vorkommen mehrerer Grafen von Würtemberg und Beutelsbach, welche als unmittelbare Nachbarn der Hohenstaufen an der Vereinigung der Thäler des Neckar und der Rems und als deren stete Anhänger schon im zwölften Jahrhundert vorkommen, hinweiset. Die Geschichte der Begründung und der allmähligen Bildung der würtembergischen Staatsmacht gehört zu den anziehendsten Parthien der deutschen Geschichte und die ganze Reihe der Ulriche und Eberharde von jenem ersten Ulrich an bis auf den Anfang der neuern Zeit bildet eine der

merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Fürstengeschlechter. Aus einer solchen Wirksamkeit, wie sie von diesen würtembergischen Grafen ausging, mufste nothwendig im Laufe der Zeit eine höhere politische Gestaltung hervorgehen, selbst wenn auch lange Zeiten folgten, in denen alles das wieder vernichtet werden zu müssen schien, was die Ahnen erbaut hatten. Die wilde ritterliche Thätigkeit eines Eberhard des Erlauchten, welcher als Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg so wie seiner nächsten Nachfolger als der eigentliche Begründer der politischen Macht Würtembergs genannt werden mufs, und die seines gleichnamigen Enkels, Eberhards II. des Greiners, erinnert in ihren Kämpfen mit den verschiedenen Ständen Schwabens, mit den Reichsstädten und Prälaten, so wie mit den Kaisern, an ein heroisches Zeitalter, wo im Zustande eines Naturlebens oder allgemeiner Anarchie durch die Thatkraft der Helden eine neue sittliche Weltordnung begründet werden soll. Anschaulich tritt aus des Verfassers Darstellung der ritterliche Sinn hervor, welcher Würtembergs Grafen wie kaum ein anderes Fürstengeschlecht der letzten Zeiten des Mittelalters beseelte, und welcher den Greiner Eberhard den Heldentod seines einzigen Sohnes Ulrich des Jüngern im Kampf mit den Reichsstädten Schwabens ruhig ertragen liefs und ihn, als er auf dem Schlachtfelde die Botschaft vernahm, dafs Ulrichs nachgelassener Sohn eben durch die Geburt eines Sohnes erfreut worden sei, zu dem naiven Ausspruch veranlafste „alles stehe gut, Fink habe wieder Saamen." Freilich war die Thätigkeit dieser Helden auch nicht selten mit gewaltsamen Maafsregeln gegen ihre schwäbischen Mitstände verbunden, aber es war auch ein halber Naturzustand, aus welchem sich das wahrhaft in sich Berechtigte nach vielen Kämpfen unter sich erst herausbilden sollte. Die meisten der schwäbischen Stände, wie zumal die Städte, überlebten in Wahrheit das Mittelalter eigentlich nicht, und nur ausnahmsweise fand die Reformation, die im wesentlichen von den Fürsten befördert wurde, einen gedeihlichen Boden in jenen Städten. Was die beiden ersten Eberharde begründet hatten, das befestigte der dritte Eberhard, genannt der Milde, sein Enkel Ulrich V. der Vielgeliebte und dessen Neffe Eberhard V. genannt im Bart. Mit diesem letztern ausgezeichneten Fürsten beschäftigt sich das ganze letzte Kapitel des ersten Theiles, er war es, der die landständische Verfassung in Würtemberg begründete, der als Freund Maximilians sich gleiche Verdienste um ganz Schwaben und Deutschland, wie um sein eigenes Land erwarb und dafür mit der Würde eines Herzogs belohnt wurde. Dieser Fürst ist stets im Andenken der spätern Geschlechter des würtembergischen Landes geblieben, die folgenden trüben Zeiten wandten stets die Aufmerksamkeit auf den ersten Herzog des Landes zurück, und auch der Verfasser nimmt wehmüthig Abschied von der alten guten Zeit, um die Schreckenszeit Würtembergs unter der Herrschaft der Herzoge im zweiten Theile zu schildern.

Denn ähnlich wie bei den Fürsten von Savoyen oder Sardinien scheint hier die Natur in ihren Produktionen sich gleichsam erschöpft zu haben, mit der Erringung einer höhern Würde als endlichen Preises der langen Bestrebungen der Vorfahren erscheinen die Nachkommen völlig entartet und nicht werth der Würde, welche die Ahnen zu ihrer Gröfse nicht einmal bedurften. Eberhard im Bart hatte keine Erben, und sein Vetter, der wahnsinnige Graf Heinrich von Würtemberg Mümpelgard, war der Stammvater des jüngern Hauses Würtemberg, welches an Elendigkeit und Nichtsnutzigkeit seiner Mitglieder mit nur sehr geringen Ausnahmen kaum seines gleichen in Deutschland haben möchte. Leider ist dies der Ausspruch des Verfs. selbst und wird durch die Darstellung im zweiten Theile nur zu sehr gerechtfertigt. Zugleich mufs man aber auch hier dem Verf. das Lob zu Theil werden lassen, dafs er es wohl verstanden hat auch bei diesem Abschnitte der Geschichte, so widerlich er für manchen Leser sein mag, die Aufmerksamkeit und Theilnahme ganz für sich in Anspruch zu nehmen. Die fünf ersten Kapitel des zweiten Theiles führt uns die Zeiten des Herzogs Ulrich vor, der zwar häufig hoch genug gestellt worden ist, weil er es war, der die Reformation der Kirche in seinem Lande zur Geltung brachte und somit die neue Zeit begründete, der aber in der That, wie aus des Verfs. Darstellung klar hervorgeht, ein blutdürstiges Ungeheuer genannt werden mufs, dessen wilder Charakter durch die vernachlässigte Erziehung keineswegs zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Die Geschichte Würtembergs nach seinen Sagen und Thaten dargestellt von Dr. Wilhelm Zimmermann.

(Schluſs).

Nur aus äuſsern politischen Gründen neigte sich dieser Fürst zur Reformation, ohne welche er sein Erbland, aus welchem er durch die Verzweiflung der Unterthanen mehrmals vertrieben war, schwerlich wieder erhalten haben würde. Das Unglück des Landes unter diesem Ulrich, der damit zusammenhängende groſse schwäbische Bauernkrieg sind nach den neuern Arbeiten darüber sehr ausführlich und lehrreich von dem Verf. geschildert worden, und es schlieſst diese Parthie mit der Darstellung der vollendeten Durchführung der Reformation in Kirche und Staat unter Ulrichs edlem Sohn, dem Herzog Christoph, der uns einigermaſsen mit der vorangegangenen unseligen Zeit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder versöhnt.

Dann aber folgt in den acht nächsten Kapiteln, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Leidensgeschichte des Landes, wie dasselbe an zwei Jahrhunderte lang mit wenigen Lichtblicken besserer Tage durch die Verheerungen der Religionskriege, durch den Despotismus der Regierenden und Pflichtvergessenheit und Selbstsucht der Stände litt, bis auf die Zeiten der groſsen Revolution, da der alte Staat mit seinen Ständen zusammenbrach. Hatte auch die Reformation in Würtemberg eine Stätte ihres Daseins gewonnen, so verknöcherte die neue Lehre in Tübingen, ihrem Hauptsitze, bald so sehr und lieſs ein so fanatisches Pfaffenthum aus ihrem Schooſse hervorgehen, daſs man fast zweifeln kann, ob der neue kirchlich-religiöse Zustand irgend wie besser gewesen sei als der unter der papistisch-römischen Herrschaft im Mittelalter. Das Walten der Stände in diesem Lande während jener Zeit läſst hier recht deutlich erkennen, wie auch die besten Institutionen in politischer Beziehung ohne die Grundlage eines vernünftig sittlichen Geistes einem Lande nichts frommen können, und daſs ein Land, wo die Fürsten und das Volk von einem gesunden Leben erfüllt in sittlicher Gemeinschaft mit einander stehen, häufig eher das Ziel einer vernünftigen politischen Entwickelung erreichen kann als manches andere, welches formell trefflich eingerichtet ist. In einem weit groſsartigern Maaſsstabe als wie hier hat, um von Polen zu schweigen, die schwedische Aristokratie der Stände im achtzehnten Jahrhundert gezeigt, wie sehr ein einstmals blühender und mächtiger Staat durch die Einführung des Familienprinzips und der Privatinteressen in das allgemeine politische Leben heruntergebracht werden könne. Daſs die Herzoge mit solchen Landständen nicht in gutem Vernehmen stehen konnten und sie auf jede Weise zu beseitigen suchten, liegt in der Natur der Sache, selbst wenn sie auch an sich tüchtigere und edlere Männer gewesen wären. Denn kaum ist es glaublich, wie das würtembergische Land, welches schon durch die Zeiten des dreiſsigjährigen Krieges und bei allen spätern Kämpfen zwischen Frankreich und Oestreich so viel gelitten hatte, eine solche Maitressenherrschaft, wie der Grävenitz unter Eberhard Ludwig, und ein solches Judenregiment, wie des jüdischen Finanzministers Süſs unter Karl Alexander während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hat ertragen können. Nur der Hinblick auf den Beginn einer bessern Zeit, wie sie unter dem letzten Herzoge Friedrich Wilhelm in mehrfacher Beziehung eintrat, mag dem einheimischen Geschichtschreiber Muth und Kraft geben auch jene Unglückszeiten des Landes zur Lehre für alle spätern Geschlechter so zu schildern, wie es hier geschehen ist. Die jüngsten Zeiten der würtembergischen Geschichte bis auf un-

sere Tage unter den Königen Friedrich und seinem ausgezeichneten Sohne Wilhelm charakterisirt die Schlufsparthie des Werkes, und läfst hoffen, dafs Würtemberg unter seinen Königen in einem verdoppelten Umfange und mit neu organisirten Landständen glücklichere Tage als wie unter seinen Herzogen erleben oder wenigstens doch die Zeiten wie unter seinen Grafen werde wiederkehren sehen.

Ferdinand Müller.

L.

Der Urevangelist, oder exegetisch-kritische Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältnifs der drei ersten Evangelien. Von Chr. Gottlob Wilke, ehemal. Pfarrer zu Hermannsdorf im sächs. Erzgebirge. Dresden u. Leipzig, 1838. *Verlag von Gerh. Fleischer. VIII* 694 *S. gr.* 8.

Die vorliegende Schrift mufste in nicht geringem Grade die Aufmerksamkeit des Ref. auf sich ziehen, aus dem Grunde, weil sie auf eine für ihn höchst überraschende Weise in ihrem Hauptergebnisse mit dem gleichzeitig erscheinenden Werke des Ref. über die evangelische Geschichte zusammentrifft. Ihre Tendenz nämlich geht, um es kurz zu sagen, dahin, zu erweisen, dafs die Harmonie der drei synoptischen Evangelien unter einander ihrem gröfsten und wichtigsten Theile nach darauf beruht, dafs das eine darunter, das Evangelium des Marcus, in derselben Gestalt, in welcher wir es noch jetzt besitzen, zugleich die Quelle der beiden andern ist. — Keinem aufmerksamen Leser beider Werke wird es entgehen, dafs auf diesen, den vorherrschenden Ansichten der gegenwärtigen Evangelienkritik so widersprechenden, Satz der Verf. des vorliegenden und der Ref. vollkommen unabhängig von einander gekommen sind. Der Zeit nach zwar mufs sich, wie aus der Vorrede und auch aus der Beschaffenheit des Buches selbst zu schliefsen, welches offenbar nicht das Werk eines kurzen Zeitraumes sein kann, der Verf. längst vor dem Ref. in dem Besitze jenes Resultates befunden haben; allein dem Letzteren war davon eben so wenig eine Kunde zugekommen, wie umgekehrt Hr. Wilke, dessen Vorrede vom 12ten April 1838 datirt ist, bei der Herausgabe seines Werkes von dem um einen Monat früher erfolgten Erscheinen des ersten Bandes der evangelischen Geschichte des Ref. eine Notiz gehabt zu haben scheint. Ref. schmeichelt sich mit der Hoffnung, dafs diese Zufälligkeit der Begegnung in dem gemeinschaftlichem Ergebnisse ein nicht unwichtiges Moment zur Empfehlung und Beglaubigung dieses Ergebnisses abgeben wird, zumal da dem Leser nicht etwa zugemuthet zu werden braucht, die Unabhängigkeit beider Verfasser von einander im Auffinden dieses Ergebnisses auf Treue und Glauben hinzunehmen, sondern die Ausführung desselben, schon in Folge des ganz verschiedenen Charakters und Zweckes der beiderseitigen Werke, eine so durchaus verschiedene, kaum hin und wieder in einzelnen Puncten zusammentreffende ist, dafs man daraus wohl auch ohne die ausdrückliche Versicherung des Ref. (die gleichlautende des Verfs. setzt Ref. voraus, ohne darüber eine ausdrückliche Notiz eingezogen zu haben) auf solche Unabhängigkeit zu schliefsen sich veranlafst finden würde.

Ueber den Weg, auf welchem der Hr. Verf. für seine Person zu der Erkenntnifs des thatsächlichen Umstandes, dessen wissenschaftlichem Erweis seine Arbeit gewidmet ist, gelangte, giebt er uns in dem Buche selbst keine ausdrückliche Rechenschaft. Dürften wir aus dem Charakter jener Beweisführung und aus einigen gelegentlichen, aber öfter wiederholten Aeufserungen einen Schlufs zu ziehen wagen, so würde Ref. vermuthen, dafs es der umgekehrte war von jenem, auf welchem er selbst diese Erkenntnifs gewonnen zu haben sich bewufst ist. Dem Ref. kam jenes Aperçu (er erlaubt sich hier nochmals den Ausdruck zu brauchen, dessen öftere Wiederholung in dem betreffenden Abschnitte der evangelischen Geschichte man auffällig hat befinden wollen; — er kennt für das hier Auszudrückende keinen angemessenern) völlig ungesucht, bei einem vergleichenden Studium der Evangelien, welches nur auf ihren Inhalt, keineswegs auf ihr gegenseitiges formales Verhältnifs gerichtet war; — einen vorbereitenden Einflufs kann dabei, so viel die ihm früher bekannt gewordenen kritischen Arbeiten Anderer betrifft, nur etwa die Schleiermachersche Hypothese über die λόγια des Matthäus und deren Verhältnifs zu unserm gegenwärtigen Matthäusevangelium, der er schon zuvor seine Zustimmung nicht hatte versagen können, verbunden mit der daran sich anschlie-

fenden Abhandlung Lachmanns de ordine narrationum in evv. synopt., geübt haben. Hr. Wilke dagegen unterscheidet in dem ganzen Verlaufe seines Werkes allenthalben mit solcher Genauigkeit die Stellung des Problems von seiner Lösung, er spricht mit solcher Entschiedenheit, schon bevor er die Lösung giebt, und auch da, wo er es unterläfst, überhaupt mit ausdrücklichen Worten eine Lösung zu geben, das Bewufstsein aus, es müsse sich eine Lösung finden lassen, es müsse zu einer sichern, unzweifelhaften Entscheidung zu gelangen sein, dafs man unwillkührlich sich versucht findet, dies für eine Nachbildung des Weges zu halten, auf welchem der Verf. selbst zu seinen Resultaten gelangt ist. Hiermit stimmt auch der gesammte Charakter des Werkes sowohl in seinen positiven, als in seinen negativen Eigenschaften, durchaus zusammen. Es ist nämlich ein Werk überaus mühevoller, gründlicher, bis zur äufsersten Scrupulosität genauer und ausführlicher Forschung, einer Forschung solcher Art, welche ihre Resultate *sucht*, und durch treue, unverdrossene Arbeit das Gesuchte auch wirklich findet; — es ist ferner ein Werk, welches sich im allerstrengsten Wortsinn nur auf die Erledigung der ihm zunächst vorliegenden, rein formalen Aufgabe beschränkt und, bei allem vom Verf. S. 18 f. an den Tag gelegten Bewufstsein über die Wichtigkeit seiner Untersuchung für das Verständnifs und die Beurtheilung des Inhalts der Evangelien, doch durch keinerlei ausdrücklichen Hinblick auf diesen Inhalt ein vorgefafstes Interesse oder eine Vorliebe für die so oder anders ausfallende Entscheidung hindurchblicken läfst. — Wir stellen nicht in Abrede, dafs es auch auf dem Gebiete geschichtlicher und philologischer Forschung, (noch mehr unstreitig der philosophischen) Probleme giebt, welche die Eigenthümlichkeit haben, dafs sie *als* Probleme nicht eher zum Bewufstsein kommen können, bevor man, zugleich mit ihnen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, ihre Lösung gefunden hat. Allein es liegt am Tage, dafs zu diesen das Problem über den Ursprung und die gegenseitige Verwandtschaft der synoptischen Evangelien nicht gehört. Denn woher anders, als aus diesem Bewufstsein bei noch nicht wirklich gefundner Lösung, könnten die zahllosen Lösungsversuche rühren, welche, seit den ersten Regungen einer freiern Bibelkritik unter den arminianischen Theologen, die theologische Wissenschaft der neuern Zeit immer auf's neue wieder unternommen hat? — Sollte den Ref. diese seine Vermuthung über den Ursprung des vorliegenden Werkes nicht betrogen haben: so würde er dasselbe in noch höherm Grade, als auch ohnedies der Fall ist, für geeignet halten, sich mit dem seinigen gegenseitig zu ergänzen und zu erläutern. Er würde dann in noch vollständigerem Sinne darin, so zu sagen, eine Rechnungsprobe für die Wahrheit seiner, auf einem Wege, der vielleicht nicht ganz der streng wissenschaftliche genannt werden kann, gefafsten, und auf eine Weise, die nicht alle Forderungen einer rigoristischen Kritik erfüllt, ausgeführten Hypothese finden. Denn allerdings steht nicht zu läugnen, dafs auf einem Verfahren der Art, wie dasjenige ist, zu welchem sich Ref. in diesem Falle bekennen mufs, auch selbst beim besten Gelingen ein Verdacht der Parteilichkeit haften bleibt, welcher durch nichts besser widerlegt werden kann, als wenn ein Anderer dasselbe Resultat, ohne zuvor gefafstes Vorurtheil dafür, bei vollkommen unbefangener Durchforschung des schon vorher zur allseitigen Klarheit des Bewufstseins gebrachten Problems gewinnt.

Wie sich indessen dies bei unserm Vf. auch verhalten haben möge: jedenfalls ist die Art und Weise seines Verfahrens eine solche, welcher man nicht absprechen wird, dafs sie sowohl für seine Unpartheilichkeit, als auch für die Gediegenheit seines Bewufstseins über die Erfordernisse einer gründlichen Entscheidung ein günstiges Zeugnifs ablegt. — Das Werk hebt an mit einer Einleitung, welche in einer dreifachen tabellarischen Uebersicht zuerst die dem Matthäus oder dem Lukas, oder beiden zugleich mit Marcus, dann die dem Matthäus und Lukas mit Ausschlufs des Marcus gemeinschaftlichen, endlich die jedem der Drei eigenthümlichen Abschnitte zusammenstellt. Indem nun der Verf. in Bezug auf die gemeinschaftlichen Abschnitte darauf aufmerksam macht, wie die Uebereinstimmung der Evangelisten eine doppelte ist, theils in der Aufeinanderfolge dieser Abschnitte, in welcher, bei den Abschnitten der ersten Tafel, meist immer wenigstens je zwei, auch bei etwaniger Abweichung des dritten, dieselbe Ordnung befolgen, theils und mehr noch in der Form und Fassung der einzelnen: so lenkt er die Untersuchung vorzugsweise auf die ebengenannte erste Tafel, und stellt das Problem, dessen Lösung unternommen werden soll, folgendergestalt: ob der In-

halt dieser Tafel ein Werk für sich ausgemacht haben könne oder nicht? Die Untersuchung selbst, welcher der Verf. auch noch die weitere Ueberschrift giebt: *Exegetisch kritische Untersuchung über den Ursprung der Evangelienharmonie*, zerfällt in zwei Theile, von ungleichem Umfang jedoch und verschiedener Behandlungsart. Der erste, bei weitem kürzere (S. 26—161) verhandelt die „*Data in Bezug auf eine nicht schriftliche Einigungsnorm der evangelischen Berichte*". Diesen Datis selbst werden fünf „Allgemeine Sätze" vorangeschickt, welche in Bezug auf den Inhalt der Evangelien zuvörderst die Unterscheidung aufstellen, dafs derselbe theils ein *gedächtnifsmäfsig*, theils ein *reflexionsmäfsig* überlieferter sei (unter dem erstern nämlich werden die überlieferten Reden, unter dem zweiten die Erzählungen von Thatsächlichem verstanden), dann, auf die Bemerkung, wie sowohl in Betreff der einen, als der andern, die Uebereinstimmung der Evangelisten eine mehr oder weniger allenthalben bemerkbare, und sogar über Zufälligkeiten des Ausdrucks sich erstreckende sei, eine nähere Bezeichnung der Beschaffenheit einer Tradition gründen, aus welcher solche Uebereinstimmung als geflossen zu denken sein solle, und, unter allgemeiner Anerkennung der *Möglichkeit* einer solchen Tradition, die Bedingungen namhaft machen, unter welchen das *wirkliche Dasein* derselben zugestanden werden könne. Nach Mafsgabe dieser Bedingungen erfolgt nun in den „Datis" selbst, deren neun aufgeführt werden, die Prüfung der Anwendbarkeit jener Einigungsnorm auf den vorliegenden Stoff. Die Antwort fällt verneinend aus; die Gründe, welche der Verf. dafür anführt, sind theils negativer, theils positiver Art. Im negativen Sinne werden unserm Evangelientexte die Eigenschaften eines aus lebendiger Tradition geflossenen abgesprochen, weil er (S. 43 ff.) bei den mitgetheilten Reden die geschichtlichen Veranlassungen entweder gar nicht, oder nicht bestimmt genug, oder zuweilen auch ganz verschieden angiebt, und weil er (S. 79 ff.) selbst in solchen Theilen des erzählenden Vortrags, welche als eine zusammenhängende Geschichte gegeben werden, die für den Hauptgegenstand einer das Leben Jesu umfassenden traditionellen Mittheilung gehalten werden müfste, dennoch den gediegenen Zusammenhang, die Stetigkeit und Gleichförmigkeit einer aus dem Ganzen und Vollen schöpfenden Tradition vermissen läfst. Positive Eigenschaften eben jenes Textes, welche der Traditionshypothese entgegenstehen, sind: dafs (S. 48 ff.) von manchen der übereinstimmend gegebenen Relationen anderswo innerhalb jener angeblich aus einer gleichförmigen Ueberlieferung stammenden Urkunden Exemplare übrigens gleichen Charakters vorkommen, die an Form oder Inhalt sich von ihnen unterscheiden oder mit ihnen im Widerspruch stehen; dafs (S. 87 ff.) die Masse des wirklich Uebereinstimmenden dergestalt in sich verkettet ist, dafs sie für sich zu einem Ganzen sich abschliefst, aus welchem jedoch Vieles ausgeschlossen bleiben würde, von welchem man nicht annehmen kann, dafs es in dem Grundstamme der Ueberlieferung gefehlt haben sollte; dafs (S. 91 ff.) eben dieser gemeinschaftliche, für sich abgeschlossene Grundtext (namentlich im Matthäusevangelium) mit Einschaltungen versehen ist, die seine organische Stetigkeit unterbrechen und, eben so wie (S. 99 ff.) Abweichungen aller Art auch an dem sonst vorzugsweise auf Tradition reducibles Stoffe, nur von schriftstellerischer Willkühr abgeleitet werden können; dafs endlich (S. 120 ff.) die Erzählungen von Thatsachen sowohl, als auch die berichteten Reden das Gepräge einer Planmäfsigkeit tragen, wie solche nur schriftstellerischen Compositionen eigenthümlich ist. Aufserdem beruft sich der Vf. noch (S. 108) auf das Proëmium des Lukas, welches eine ausdrückliche Unterscheidung enthalte zwischen der schriftlich abgefafsten und geordneten Diegese und der mündlichen Ueberlieferung der Apostel und anfänglichen Diener des Wortes, und die zusammenhängende Darstellung der Lebensgeschichte Jesu, welche unsere Evangelien enthalten, eben so ausdrücklich nicht unter die letztere, sondern unter die erstere Kategorie stelle, und (S. 143 ff.) auf die unverkennbare Originalität des *griechischen* Typus der evangelischen Erzählungen, während die Ursprache des von den Aposteln geformten Traditionstypus nicht die griechische hätte sein können. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Der Urevangelist, oder exegetisch kritische Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältniss der drei ersten Evangelien. Von Chr. Gottlob Wilke.

(Fortsetzung.)

In einer Anmerkung, welche auf die Ausführung jener neun Data folgt, zieht der Verf. das Resultat mit folgenden Worten (S. 152): „Wir läugnen nicht, dass die Apostel das Evangelium mündlich verkündigt haben, und glauben gern, dass sie ihren Vorträgen geschichtliche Notizen aus Jesu Leben werden eingestreut haben. Allein was man jener Hypothese nach von *der Form* dieser ihrer Vorträge behauptet, das ist's, was wir für nicht mehr als eine Fiction halten. Die Apostel hielten *freie* Vorträge, nach den Bedürfnissen ihrer Zuhörer. In einer blossen Geschichtserzählung können diese nicht bestanden haben. Wenn die Sprecher ihren Reden historische Notizen oder ausführlichere Erzählungen einwebten, so werden sie dieselbe Erzählung, sollte sie auch in andern Vorträgen wieder vorgekommen sein, doch nicht mit denselben Worten wiederholt haben, und gesetzt auch, dies wäre geschehen, so kann das Erzählte nicht einerlei Stellung und Beziehung, und Verknüpfung mit Anderem gehabt haben. Das Geschichtliche hätte für sich herausgetrennt werden müssen, und wem es darum zu thun gewesen wäre, ein Ganzes solcher Notizen zu erhalten, der würde nichts Anderes haben thun können, als was Marcus, einer Angabe zufolge, mit den Petrinischen Vorträgen gethan haben soll, nämlich einen Auszug aus solchen Vorträgen zu machen, und diesem nach einem Gesichtspunkte eine geschichtliche Fassung zu geben. Anders können wir wenigstens die Sache uns nicht vorstellen, und es ist uns ganz unglaublich, dass sich die Apostel, oder wer sonst neben ihnen das Evangelium lehrte, auf ein Hererzählen gewisser Anekdoten aus Kapernaum u. dergl. beschränkt und immerfort wiederholt haben sollten, z. B. wie es bei Gadara zugegangen, wie man den Paralytischen durch's Dach herabgelassen, wie Jesus die Pharisäer und Schriftgelehrten in Reden gezüchtigt, und was dergleichen Einzeldinge mehr sind." — Zuletzt entgegnet der Verf. (S. 153 ff.) noch kürzlich auf Credners Hypothese von einem formlosen aus Einzelheiten bestehenden mündlichen Urevangelium, aus dessen allmählig eintretender Entartung erst die schriftlichen Aufzeichnungen entstanden seien, und stellt (S. 156) die gesammte Traditionshypothese mit der Eichhorn'schen Hypothese von einem schriftlichen Urevangelium in Parallele, von welcher letztern er behauptet, dass sie gegen jene noch im Vortheil stehe.

Dem *zweiten*, ausführlichern und zu positiveren Ergebnissen fortschreitenden Theile giebt der Verf. die Ueberschrift: „*Data in Bezug auf eine schriftliche Einigungsnorm der evangelischen Berichte.*" Auch hier werden wiederum in fünf „allgemeinen Sätzen" zuvörderst die verschiedenen Möglichkeiten in Bezug auf den gegenseitigen Zusammenhang der evangelischen Darstellungen unter Voraussetzung einer schriftlichen Norm ihrer Uebereinstimmung zusammengestellt, der Scheidepunkt ihres Auseinandergehens genau bezeichnet; es wird die Zuversicht ausgesprochen, über die Wahrheit der einen oder der andern unter ihnen zur Gewissheit gelangen zu können, und die Punkte nahmhaft gemacht, welche die nachfolgende Untersuchung der Reihe nach erledigen soll. Diese Untersuchung selbst nämlich zerfällt, nach der schon oben in den allgemeinen Sätzen des ersten Theils aufgestellten Unterscheidung, wiederum in zwei Abschnitte, von denen der erste (S. 178—472) die *Data aus den Reden oder dem gedächtnissmässig überlieferten Stoff*, der zweite (S. 472—694) die *Data aus dem Reflexionsmässigen* enthält. Das Verfahren

innerhalb des einen und des andern der beiden Abschnitte ist nicht ganz gleichmäfsig. In dem ersten wird zuvörderst (S. 179—286) der parallele Text von neun und zwanzig einzelnen, allen drei synoptischen Evangelien gemeinsamen Redestücken neben einander gestellt und mit Bemerkungen begleitet; in der Absicht, um (S. 178 vergl. S. 286) dem Leser die Extracte, an welche sich in der weiteren Untersuchung die Beweisführung zunächst halten soll, von dem übrigen Textesapparat abgesondert vorzulegen und durch genaue Beleuchtung derselben dem Scheine zu begegnen, als werde nur Einiges der Absicht des Verfs. zusagendes ausgehoben," Anderes aber liegen gelassen, und um den Leser in Stand zu setzen, von dem Gange, den die Untersuchung nehmen soll, die Spuren zu verfolgen und nach dem vorausgegebenen Mafsstabe zu ermessen, ob der Aufgabe Genüge geleistet worden sei oder nicht. Die den Texten beigegebenen Anmerkungen benutzt der Verf. zugleich, theils auf die besondere Schreibart der verschiedenen Evangelisten aufmerksam zu machen, theils die Punkte zu notiren, auf welche seiner Absicht zufolge vornehmlich Gewicht zu legen ist, theils endlich, durch allerhand von ihm für nöthig erachtete Textesreinigungen (besonders im Marcus) dasjenige zu beseitigen, was auf die Untersuchung einen störenden Einflufs üben könnte. (Die Weitläuftigkeit dieses Verfahrens entschuldigt der Verf. mit Worten, die so charakteristisch für die gesammte Anlage seines Werkes sind, dafs wir es für unsere Pflicht halten, sie anzuführen: „Wir müssen bemerken, dafs wir uns bei der Anlage des Werks ganz besonders gehütet haben, uns zu enge Grenzen abzustecken, und dafs wir es in dieser Untersuchung mit jenem oratorischen: „„doch das würde uns zu weit führen" gar nicht halten. Wenn irgend ein Punkt unerörtert bleibt, oder sich irgendwohin Zweifel zurückverkriechen können, so ist die gange Erörterung vergeblich. Mancher, der jene Floskel gebraucht hat, würde seine Muthmafsungen und Einfälle über den Gegenstand vorzubringen unterlassen haben, wenn er das zugleich mit hätte erörtern wollen, wovon er gesagt, dafs es ihn zu weit abgeführt haben würde, und dafs es in seiner Aufgabe nicht gelegen.") Hierauf nun folgen die „Data aus den Reden" selbst, zwei und zwanzig an der Zahl. Wir zeichnen darunter, als enthaltend die eigentlichen Cardinalpunkte von des Verfs. Untersuchung, folgende aus; wobei wir uns jedoch, wie schon früher, nicht genau an des Verfs. Unterscheidung der einzelnen Data gegenseitig von einander, und von ihrer speciellen Ausführung, so wie auch nicht an seinen wörtlichen Ausdruck, den hin und wieder präciser sein könnte, binden. Das Verhältnifs der evangelischen Berichterstatter bei Ueberlieferung der allen dreien gemeinschaftlichen Reden ist dieses, dafs immer der Text des Marcus an der Uebereinstimmung Theil hat, indem er entweder mit den beiden Andern übereinstimmt, oder doch mit einem derselben übereinstimmt, während dagegen Matthäus und Lukas, wenn es auf ganze Sätze ankommt, nicht mit einander übereinstimmen, wenn nicht Marcus zugleich mit beiden übereinstimmt (S. 293. 389). Stimmt aber Marcus mit ihnen überein, so ist auch ihre Uebereinstimmung nicht selten, auch abgesehen von Marcus, eine wörtliche (S. 297). Die Uebereinstimmung erscheint überall als das Wesentliche, die Abweichungen als das Zufällige, durch die schriftstellerische Individualität der einzelnen Evangelisten Bedingte (S. 297. 305. 318). Eben so tragen auch die Zusätze, welche von den verschiedenen Evangelisten zu dem gemeinschaftlichen Texte gemacht werden, einen verschiedenen, durch dieselbe Individualität bedingten Charakter (S. 322). Die Zusätze des Marcus sind die seltneren; sie können alle, was bei denen der beiden andern nicht der Fall ist, von dem übereinstimmenden Texte abgesondert werden, ohne dafs im Ausdruck desselben irgendwo etwas verändert werden darf (S. 325. — Was hieraus erwiesen werden soll, ist nämlich, wie man sieht, dafs dieser gemeinschaftliche Text ein von den Abkürzungen des Matthäus und des Lukas, nicht aber von den scheinbaren des Marcus unabhängiger ist). Wo in dem Texte des Matthäus oder Lukas Vermehrungen und Erweiterungen angebracht sind, da fehlt den zwei andern Texten nichts desto weniger nichts zur Vollständigkeit (S. 327). Wo dagegen den übereinstimmenden Texten ein kürzerer aus Matthäus oder Lukas gegenübersteht, da kann das Vollständigere nicht für spätere Erweiterung angesehen werden, wohl aber zeigen sich auf der andern Seite Spuren einer absichtlichen Textesverkürzung (S. 336. 376). Dem entsprechend werden die materialen Zusätze bei Matthäus und Lukas von dem übereinstimmenden Texte schon vermöge der Construction seiner Sätze als ein Fremdartiges ausge-

schieden (S. 346—349). Bei Marcus dagegen lassen sich weder absichtliche Erweiterungen noch absichtliche Verstümmelungen nachweisen (S. 385). Die in den parallelen Relationen innerhalb der identischen Sätze vorkommenden Verschiedenheiten des Ausdrucks erweisen sich als Variationen eines griechischen Originaltextes (S. 396), welchen die Berichtsteller in der gleichen unveränderten Gestalt vor sich gehabt haben müssen (S. 408). Was bei Matthäus und Lukas als Textesbearbeitung erscheint, das setzt unmittelbar entweder den Text des Marcus, oder einen früheren Text, den Marcus reiner, als jener, ausgedrückt hat, voraus (S. 417). Marcus hat nichts von dem, was eigenthümliche Schreibart seiner Nebenschriftsteller ist (S. 428), dagegen ist der Geist seiner Rede und Darstellung da, wo er allein schreibt, derselbe, der sich im Urtypus der gemeinschaftlichen Mittheilungen abgebildet hat (S. 437). Eben so wenig finden sich bei Marcus Spuren, sei es einer Absichtlichkeit in der Combination der zwei parallelgehenden Texte, oder einer Zufälligkeit in ihrer Compilation (S. 438). — Aus diesem allen zieht der Verf. zuletzt den Schlufs, dafs die Annahme, dafs Marcus der Verfasser der gemeinschaftlichen Relationen sei, nichts im Wege stehe, als nur die Zusätze, um welche sein Text reicher, als der gemeinschaftliche ist (S. 456). Er bemüht sich, auch diesen Einwurf noch hinwegzuräumen (S. 463), läfst es aber vorläufig bei jenem negativ ausgedrückten Resultate bewenden, indem er die positive Vervollständigung desselben dem weiteren Verlaufe der Untersuchung anheimstellt. Im Allgemeinen wird über das Verhältnifs der Evangelisten zu den Reden als dem gedächtnifsmäfsig von ihnen überlieferten Stoffe noch bemerkt, dafs dieselben der von ihnen benutzten Geschichtsquelle darin vollen Glauben geschenkt haben, dafs Jesus die referirten Reden wirklich gesprochen, aber dafs sie der Meinung gewesen seien, dafs ihnen die Vornachricht die Freiheit nicht benehme, weder diese Reden in einen andern Zusammenhang zu stellen, noch zum Ausdrucke ihres Sinnes andere Worte zu gebrauchen (S. 467). Das Streben des Matthäus sei auf Vollständigkeit der Materialien ausgegangen; Lukas pflege nichts von einem Berichte wegzulassen, was er nicht wiederum ersetzte, oder wovon er nicht das Wesentliche beibehielte (S. 468).

Der zweite Abschnitt des zweiten Theiles giebt über die „*Data aus dem Reflexionsmäfsigen*", — welche der Verf. von den Datis aus dem Gedächtnifsmäfsigen abgesondert zu behandeln für zweckmäfsig befunden hat, ungeachtet, wie man zum Theil auch schon aus unserer Relation ersehen haben wird, in manche Bemerkungen über jenes gar wohl auch dieses schon als mit eingeschlossen betrachtet werden kann, — zuvörderst einige Vorbemerkungen (S. 472 ff.), deren Zweck ist, das „psychologische Datum" geltend zu machen, dafs in dem Ausdruck der Reflexion, so wie sich derselbe hauptsächlich in den Anfangs- und Schlufsformeln der einzelnen evangelischen Perikopen, in den Erzählungen von Thatsachen, insofern der Stoff derselben nicht aus blofsen Anschauungsmomenten gebildet sein kann, ohne durch Begriffe bezeichnet und in einen Zusammenhang geordnet worden zu sein, in der Quantificirung und der sprachlichen Gestaltung des in den Redestücken mitgetheilten Redestoffs, in der gesammten Anlage und Anordnung der Materialien endlich, beurkundet, — dafs, sagen wir, in diesem Ausdruck verschiedene Schriftsteller, ohne eine Einigungsnorm vor sich zu haben oder sich von einander abhängig zu machen, *durchaus nicht zusammentreffen können*. Er dringt aus diesem Grunde auf den Grundsatz als methodisches Princip, vor allen Dingen auf das *Uebereinstimmende* der evangelischen Berichte zu sehen, und erklärt sich scharf und entschieden gegen das entgegengesetzte, von Schleiermacher befolgte und empfohlene Verfahren; auch wiederlegt er die Ausflucht, als könne das Zusammentreffen der evangelischen Berichte in Worten und Phrasen von der Anmuth der hebräischen Sprache und von den ihr eigenen Rhetorik, so wie von der Vertrautheit der Verfasser mit alttestamentlicher Typik herrühren. Die Untersuchung selbst wird hierauf unter drei Fragepuncte geordnet. Der erste Fragepunkt (S. 482) geht darauf: *ob die parallelen Erzählungsabschnitte aus einer Urrelation stammen*. Er wird durch sieben Data beantwortet, folgenden Inhalts: Die den Reden beigegebenen Vor- und Schlufsbemerkungen sind, wenn nicht die verschiedene Verknüpfung der Stücke einen Einflufs darauf gehabt hat, wörtlich oder dem Sinne nach gleichlautend und stehen an derselben Stelle des Stücks (S. 483). Eben so haben die parallelen Berichte von Wunderhandlungen die gleiche Disposition und Aufeinanderfolge der Momente und fassen ganze

Reihen von Sätzen in einerlei wörtlichen Ausdruck (S. 506). Abweichungen vom gemeinschaftlichen Typus beruhen in beiderlei Fällen auf schriftstellerischer Berechnung; sie verrathen sich durch ihre Schreibart als Produkt desjenigen Schriftstellers, bei welchem sie sich finden; übrigens werden sie stets an demjenigen Texte sichtbar, *gegen* welchen Marcus mit den andern in Harmonie steht (S. 521). Der in Abweichung von Marcus verkürzte Text setzt allenthalben nach seiner Construction den längeren voraus, aber nicht umgekehrt der Text des Marcus, da wo er der kürzere ist (S. 539). Lukas insbesondere macht den Commentator des gemeinschaftlichen Textes und legt zuweilen fremdartige Bestimmtheiten in ihn hinein; allein auch da, wo er am meisten von den Nebenberichten abweicht, blickt dieser Text noch immer hindurch (S. 540. 545). Doch finden sich hin und wieder auch Stellen, wo zufällig Lukas und Matthäus sich im Ausschlufs einzelner Formeln und Sätze des Markus oder in der Wahl einzelner ihm fremder Worte und Redensarten vereinigen (S. 551). — Der zweite Fragepunkt (S. 556) ist der schon oben als der Cardinalpunkt der gesammten Untersuchung angegebene: *ob die erste Tafel des Verf.* (die der Stücke, welche dem Markus mit den andern gemeinsam sind) *den Grundrifs eines Werkes darstelle, das für sich bestanden hat.* Hierauf wird mit siebzehn Datis geantwortet. Es wird zuvörderst an die schon früher erwiesene Thatsache erinnert, wie Matthäus und Lukas auch abgesehen von Marcus, wiewohl in Uebereinstimmung auch mit ihm, nicht selten wörtlich zusammenstimmen, und diese Bemerkung dahin erweitert, dafs solches Zusammentreffen sich auch auf das Ordnungsverhältnifs der Erzählungen unter einander erstreckt; — auch dies in ausdrücklichem Gegensatze gegen Schleiermachers Hypothese von der Zusammensetzung der Evangelien aus einzelnen Sammlungen und Erzählungsstücken. Was aber die Abweichungen in dieser Ordnung und in der Darstellung des Einzelnen betrifft: so lasse sich zuvörderst von Lukas nachweisen, dafs er, immer in Folge einer ausdrücklichen schriftstellerischen Berechnung (S. 599) ganze Erzählungsstücke des gemeinschaftlichen Typus mit andern vertauscht und diese andern anders, als jene früheren gestellt hat (S. 565), dafs er andere verkürzt und die dadurch entstandenen Lücken durch besondere Einschaltungen ausgefüllt, überhaupt aber Fleifs angewendet hat, die von ihm vorgefundenen Abänderungen dergestalt zu verdecken, dafs sein Werk nicht als eine rhapsodische Zusammensetzung erscheinen sollte, (S. 582. 588) was ihm aber doch nicht so vollständig gelungen ist, dafs man nicht zur Ergänzung oder Erklärung seiner Darstellung den Text des Marcus oder Matthäus herzunehmen müfste (S. 602). Entsprechendes, wenn auch in anderer Weise, gilt von Matthäus. Auch hier finden wir einen dem Grundtypus fremdartigen Apparat, und zwar grofsentheils einen mit dem Stoffe, der bei Lukas die Einschaltungen bildet, zusammenfallenden zwischen die ursprüngliche Perikopenreihe eingeschoben, die Stücke der letzteren theilweise aus diesem Grunde verkürzt und in eine andere Ordnung gestellt, die neue Ordnung aber trotz der angewandten Kunst, in sich selbst keineswegs einen chronologischen oder sachlichen Zusammenhang bildend (S. 607, 617. 626. 635. 637). Es fehlt nicht an Spuren, welche auf die ursprüngliche Ordnung des Grundtypus, so wie diese sich bei Marcus darstellt, zurückweisen (S. 622). Nach dem Urtypus hat Jesus vor der Ankündigung, dafs er leiden und sterben müsse, über seine Messiaswürde nichts geäufsert. Alle bestimmten Aeufserungen dieser Art, welche in der vorderen Perikopenreihe bei Matthäus allein vorkommen, scheidet demnach der evangelische Urbericht von sich aus (S. 630). Gemeinschaftlich von beiden Evangelien gilt, dafs die Vornachrichten, die sie vor dem Anfange der Geschichtserzählung des Marcus geben, sich als spätere, nach der eigenthümlichen Ausdrucksweise jener beiden Evangelisten, geformte Beigaben von dieser Geschichtserzählung isoliren (S. 641), dafs sie am Schlusse dagegen besondere Bearbeitungen eines ursprünglich Gegebenen liefern, welches wir bei Marcus freilich nur interpolirt besitzen (S. 647), dafs endlich die Art und Weise, wie beide das einfachere Werk im Ganzen mit andern Materialien versetzt, und die Verbindung seiner Theile geändert haben, der Methode ihrer Veränderungen im Einzelnen entspricht (S. 651). —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Der Urevangelist, oder exegetisch-kritische Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältniſs der drei ersten Evangelien. Von Chr. Gottlob Wilke.

(Fortsetzung.)

So geht denn nun der Verf. zum dritten und letzten Fragepuncte über: „*ob Marcus selbst der Verfasser der Urschrift sei*" (S. 659). Die Antwort erfolgt in sieben Datis, welche nun abschlieſselich das Endresultat feststellen, daſs nur bei Marcus das Einzelne zum Ganzen das angemessene Verhältniſs hat und damit eine gediegene Einheit bildet (S. 665), daſs, was bei Marcus als Zusatz erscheint, entweder unächt, oder, wo es ächt, unwesentlich und nur aus Zufall von beiden Nebenevangelisten zugleich weggelassen oder mit Anderem, Gleichgeltendem vertauscht worden ist (S. 671), daſs es sich endlich im Einzelnen auf das Vielfachste erweisen läſst, wie Matthäus sowohl als Lukas auch da selbst, wo sie abweichen oder kürzen, keinen andern Text, als den unsers Marcusevangeliums, vor Augen gehabt haben können (S. 659. 677. 680. 692). Von denjenigen Einschaltungen, welche Matthäus und Lukas mit einander gemein haben, behauptet der Verf., daſs der Erstere sie vom Letzteren entlehnt haben müsse (S. 685).

Unsere Absicht bei vorstehendem Bericht über den Inhalt des gegenwärtigen Werkes konnte keine andere sein, als diese, in die eigenthümlichen Wendungen und Fragestellungen des Verfs. einen Einblick zu geben; was die beweisende Kraft der Ausführung betrifft, so kann nur an das eigene Studium des Werkes verwiesen werden, da sich von letzterer der Natur der Sache nach kein Auszug geben läſst. Wir hoffen indeſs, daſs auch schon jene Uebersicht den kundigen Leser überzeugt haben wird, wie er hier eine Untersuchung vor sich hat, dergleichen in solchem Umfange und von solchen Gesichtspuncten aus bisher noch nicht unternommen worden ist, und deren Resultat zu prüfen, es wohl der Mühe lohnen mag, sich der vorgefaſsten Ansichten, welche man etwa als das Resultat bisheriger Forschung über diesen Gegenstand hinzunehmen geneigt war, für einen Augenblick zu entschlagen und die Lösung des Problemes, als wäre sie eine noch nicht erfolgte, noch einmal von vorn zu versuchen. Der Verf. selbst äuſsert wenig Hoffnung, daſs es bei aller angewandten Mühe ihm gelingen werde, diejenigen zu überzeugen, welche sich einmal in die Meinung, als ob Marcus der Epitomator des Matthäus und des Lucas sei, hineingesponnen haben, und auch wir kennen die Hartnäckigkeit solcher Vorurtheile nur zu wohl. Doch sollten wir meinen, daſs auch unter Diesen sich Manche befinden müssen, welche nur aus Ermanglung einer besseren Erklärungsweise der Evangelienharmonie sich zur Annahme der Grieſsbach'schen Hypothese entschlossen haben, und von Solchen zweifeln wir nicht, eben so wenig, wie ohnehin nicht von den wirklich Unpartheiischen und für keine Hypothese zum voraus Eingenommenen, daſs sie einsehen werden, wie ohne allen Vergleich sowohl gründlicher, als unbefangener das Verfahren ist, durch welches unser Vf. auf seinem Wege zur Entscheidung der Streitfrage, zur Enträthselung des sonderbaren Phänomens jener Harmonie gelangte, als das Verfahren irgend eins der bisherigen Anhänger der eben genannten Hypothese, welche, auſserdem, daſs sie von der Entstehung und Composition des Marcusevangeliums die gezwungenste und unnatürlichste Erklärung giebt, überdies noch die ganze Hälfte des Phänomens, nämlich die Uebereinstimmung zwischen Matthäus und Lukas, unerklärt läſst, und daher durch eine zweite, nicht minder unnatürliche und erkünstelte, nicht minder aller und jeder historischen Begründung ermangelnde Hypothese, die Hypothese von einem Traditionstypus, aus welchem die

Evangelisten nicht nur die von ihnen überlieferten Thatsachen, sondern sogar die Worte und Phrasen geschöpft haben sollen, sich ergänzen mufs. — An genauem, scharfem und vielumfassendem Eingehen ins Detail kann sich von allen bisherigen Werken über vergleichende Evangelienkritik nur etwa das Eichhorn'sche dem gegenwärtigen an die Seite stellen; es ist daher Grund zu der Hoffnung vorhanden, dafs letzteres zu unserer Zeit ein nicht minder gewichtiges Moment in der Wagschaale für die von ihm vertretene Ansicht abgeben wird, wie das Eichhorn'sche einst für die seinige. Wie aber Ref. seinerseits die Ansicht des Verfs. schon unabhängig von demselben für die einzig richtige erkannt hat, so wagt er diese Hoffnung noch weiter, nämlich dahin zu erstrecken, dafs die durch das vorliegende Werk in seinem Zusammentreffen mit dem des Ref. präsumtiv herbeizuführende Entscheidung nicht von so vorübergehender Dauer sein wird, wie die ehemals scheinbar durch das vorhin genannte Werk herbeigeführte.

Man wird bemerkt haben, dafs der Verf. in der Ausführung seines Thema streng sich auf den aus der Betrachtung der Urkunden, um deren gegenseitiges Verhältnifs es sich handelt, selbst zu entnehmenden Beweis beschränkt, und alle äufserlich historischen Notizen, welche ein Moment zur Entscheidung der Frage abgeben könnten, zur Seite liegen läfst. Nicht minder läfst er zur Seite liegen alle Betrachtungen über den Einflufs, welchen die Entscheidung jener Frage möglicher Weise auf die Gestaltung des Inhalts der evangelischen Geschichte haben kann, und über die Gründe, welche umgekehrt aus dieser Gestaltung sich für eine so oder anders zu fassende Entscheidung jener Vorfrage entnehmen lassen. Dieses Verfahren hat das Gute, dafs es dem Leser zu deutlichem Bewufstsein bringt, wie allerdings schon innerhalb der vom Verf. für seine Untersuchung abgegränzten Sphäre die Entscheidung vollständig gewonnen werden kann, und wie die so gewonnene von allen auf andern Gebieten oder nach andern Richtungen hin zu gewinnenden Ergebnissen völlig unabhängig ist. Zu den äufseren Zeugnissen über die Verfasser und die frühesten Schicksale der schriftlichen Evangelien verhält sich des Verfs. Untersuchung, so zu sagen, wie die Feststellung einer species facti zu den Zeugenaussagen; eben so nun, wie in einem juristischen Verfahren die letzteren kein Gewicht haben können, wenn nicht die erstere ihnen vorangegangen ist, auch im gegenwärtigen Falle. Wer die Entscheidung der hier vorliegenden Frage nur auf die Aussagen kirchlicher Schriftsteller, die sich zu diesem Behufe herbeiziehen lassen, ankommen lassen wollte, würde, bei der Vieldeutigkeit und Unzuverlässigkeit derselben, nie zu einem Resultate kommen; diese Angaben bedürfen, um in ihrem Zusammenhange verstanden zu werden, selbst eines leitenden Fadens, der anderswoher zu entnehmen ist, statt dafs sie einen solchen Faden abgeben könnten. Ist aber, in einer Betrachtung solcher Art, wie die von unserm Vf. angestellte, die Entscheidung schon gewonnen, dann allerdings findet sich, wie Ref. der Hauptsache nach im ersten Buche seiner evangelischen Geschichte gezeigt zu haben glaubt und diesen Beweis nach manchen Seiten hin auch noch weiter ausführen zu können sich getraut, nicht nur, dafs dieselbe mit dem Inhalt jener Zeugnisse im besten Einklang steht, sondern auch, dafs die Zeugnisse selbst nur unter jener Voraussetzung verständlich, und unter einander in Uebereinstimmung gebracht werden. Von noch gröfserer Bedeutung aber ist die Unabhängigkeit der von unserm Vf. aufgefundenen Entscheidung von der Betrachtung des Inhalts als solchem. Nicht als ob diese Betrachtung, scharf und vorurtheilsfrei durchgeführt, ein anderes oder ein unsicheres und zweideutiges Resultat gäbe, sondern weil es für die Beglaubigung des Gesammtresultates dieser Betrachtung von der entschiedensten Wichtigkeit ist, dafs letztere, statt ihrerseits als Beweismittel für jenes formale Ergebnifs dienen zu müssen, auf eine schon zuvor und unabhängig von ihr festgestellte Einsicht über die Entstehungsart und über das gegenseitige Verhältnifs der Urkunden, aus denen sie zu schöpfen hat, sich begründen könne. Hätte Ref. bei Abfassung seiner evangelischen Geschichte sich auf das Werk des Verfs. beziehen, und das Ergebnifs, welches er dort selbst in jener aus allen drei Beweisarten gemischten Weise, welche die Anlage seiner Arbeit mitbrachte, neu zu begründen suchen mufste, als ein durch solche Voruntersuchungen, wie die hier vorliegende, bereits festgestelltes und zur allgemeinen Anerkennung gebrachtes voraussetzen können: so würden gar manche sowohl der besonderen Ergebnisse, als der allgemeinen Ansichten jenes Buches, welche jetzt von Vielen als stammend aus subjectiver Will-

führ angesehen werden mögen, in einem andern Lichte erscheinen, und als ruhend auf sicherer, objectiver Begründung erkannt werden. Eben so würde bei derselben Voraussetzung die von Strauſs an der evangelischen Geschichte geübte Kritik von vorn herein eine andere Wendung erhalten haben, und gar nicht bis zu jenem Extrem der Verneinung haben fortschreiten können, bis zu welchem wir sie jetzt fortgeschritten erblicken.

So vollkommen einstimmig nun aber auch Ref. mit dem Hauptergebnisse des vorliegenden Werkes ist, und für so wohlangewandt und erfolgreich er den in der That bewundernswürdigen Fleiſs und Scharfsinn hält, welchen der Verf. auf die Abfassung desselben verwandt hat: so kann er doch in Bezug auf einige Nebenpuncte seine Abweichung nicht verhehlen; er findet sich über diese zu einer offenen und bestimmten Erklärung um so mehr veranlaſst, je mehr er fürchten muſs, daſs diese Puncte auch für manche Andere ein Stein des Anstoſses sein werden und dem Erfolge des Werkes vielleicht wesentlichen Eintrag thun können. Besonders gilt dies von dem ersten der hier zu erwähnenden Puncte, nämlich von der Menge gewaltsamer Textesveränderungen, namentlich Eliminationen, welche der Verf. insbesondere mit dem Texte des Marcus sich erlaubt hat. Solches Verfahren ist um so bedauerlicher, je unvermeidlicher es bei Unkundigen, und noch mehr bei Uebelwollenden den Verdacht erwecken muſs, als könne eine Hypothese, die, um sich durchzuführen, solcher Gewaltsamkeiten bedürfe, unmöglich wohl begründet sein. Um diesem Verdacht zu begegnen, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, wie ganz und gar unnöthig jene vermeintlichen Verbesserungen zu dem Zwecke sind, um auch in denjenigen Parthien, welche der Verf. ihrer benöthigt glaubt, die Priorität des Marcus vor seinen beiden Nebenreferenten zu rechtfertigen. Ein Beispiel entnehmen wir von der Stelle Marc. 9, 33 ff. (Parall. Matth. 18, 1 ff. Luk. 9, 46 ff.), welche Ref. auch in seiner evang. Gesch. (Bd. I, S. 74 ff.) zum Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit gemacht hat, um an ihr das gegenseitige Verhältniſs der drei Synoptiker zu erläutern. Hier will der Verf. eine doppelte fremdartige Einschiebung in den Text des Evangelisten bemerkt haben; er erklärt für unächt und eingeschoben erstens V. 35. (S. 220 vergl. S. 333. 341), und sodann V. 38—40. (S. 218. 286. 636). Was V. 35. betrifft: so ist seine Meinung: dieser Vers sei unnöthig, denn die Antwort auf den Rangstreit der Jünger enthalte das Folgende: Jesus stelle (vgl. S. 380) das Kind in die Mitte der Jünger, nicht um ihnen Demuth zu empfehlen, sondern um ihnen, durch die Ermahnung, an *Solchen* sich als seine Jünger zu erweisen, den Weg zu zeigen, wie sie groſs in seinem Reiche werden können. Die zwei Mitevangelisten haben diese Absicht miſsverstanden und falsch gedeutet; daher bei Lukas der Schluſs von V. 48, woraus ein Interpolator bei Marcus jenes Einschiebsel gebildet habe; eben daher bei Matthäus die gleichfalls nicht in diesen Zusammenhang gehörigen Verse 3 und 4. Mit V. 38—40. aber sei es ungefähr so zugegangen, wie mit der Geschichte von der Ehebrecherin im Ev. Joh.; die dort erzählte Anekdote gehöre dem Lukas an; dieser habe sie, V. 49. 50., zugleich mit der nachfolgenden, durch Sachordnung mit ihr verbundenen V. 51—56., willkührlich hier eingeschaltet, nachdem er die Erzählung des Marcus mit V. 48. (V. 37. des Marc.) abgebrochen. Daſs sie dem Texte des Marcus nicht ursprünglich eigen sei, erhelle daraus, daſs dort V. 37. und V. 41. offenbar zusammengehören (vgl. Matth. 10, 40—42.). — Es bedarf nur einer geringen Unbefangenheit, um zu bemerken, daſs die Willkühr, deren der Verf. hier den Lukas und den angeblichen Interpolator des Marcus zeiht, in Wahrheit nur die seinige ist. Um von dem zuletzt erwähnten Puncte zu beginnen, so hat, wie Strauſs (Leben Jesu, erste Aufl. I, S. 615) richtig bemerkt, die Beschwerdeführung des Johannes über den Dämonenbeschwörer aus keinem andern Grunde in diesem Zusammenhange Platz gefunden, als durch zufällige lexikalische Anknüpfung auf Anlaſs der Redensart ἐπὶ τῷ ὀνόματί μου, welche Marc. V. 37., Luk. V. 48. zuerst vorkommt und Marc. V. 38., Luk. V. 49. (bei Marc. mit einer unbedeutenden Veränderung) wiederholt wird. Nun aber ist es, aus einem doppelten Grunde (welchen Strauſs, als Anhänger der Griesbach'schen Hypothese, nicht hat bemerken wollen) ungleich wahrscheinlicher, daſs Marcus, als daſs Lukas der Urheber dieser lexikalischen Verknüpfung sei. Zuvörderst nämlich stehen nur bei Ersterem die Sätze, in denen jener Ausdruck zwiefach vorkommt, unmittelbar neben einander, während Lukas den Satz: ὁ γὰρ μικρότερος — ἔσται μέγας dazwischengeschoben hat. Sodann aber, und dies dünkt

uns das Entscheidende, würde diese Verknüpfung bei Lukas ganz vereinzelt stehen, während sie dagegen bei Marcus in einem Zusammenhange vorkommt, wo noch mehrere ähnliche lexikalische Verknüpfungen (V. 42. *τῶν μικρῶν*, V. 43. *σκανδαλίζῃ*, V. 49. *πυρί*, V. 50. *ἅλας*) darauf folgen. Wie unwahrscheinlich, dafs grade an dieser Stelle beide Evangelisten sich in solchen lexikalischen Anknüpfungen zufällig sollten begegnet, oder dafs Lukas an die Stelle der von ihm weggelassenen des Marcus eine andere, gleich willkührliche sollte gesetzt haben, welche ihm dann der Interpolator des Marcus, damit ja nichts von diesen so hübsch zusammenklappenden Redensarten verloren gehe, entwendet und in den Text des Letzteren übergetragen hätte! — Nicht viel anders verhält es sich mit V. 35. Hier hat der Verf. zwar vollkommen Recht, die Verbindung zwischen diesem Verse und dem Nachfolgenden zu desavouiren, welche, jeder auf seine Weise, die beiden Nebenevangelisten hineingetragen haben (vgl. des Ref. evang. Gesch. I, S. 554, wo auch von der Versetzung der Worte Marc. 10, 15. an die Stelle Matth. 18, 3., während sie Matth. 19, 14. fehlen, eine mit dem Verf. S. 338 f. übereinstimmende Erklärung gegeben wird). Allein sein Irrthum besteht darin, dafs er V. 36 f. überhaupt noch, wie es freilich jene Beiden auch gethan haben, mit zu der Antwort auf den Rangstreit der Jünger zieht. Diese Antwort ist V. 35. vollständig gegeben und das Nachfolgende ganz eben so äufserlich an jenen Vorfall angeknüpft, wie in dem Nachfolgenden selbst die verschiedenen einander gegenseitig nichts angehenden Aussprüche Jesu an einander. Giebt man dies zu, so fällt der Anstofs weg, welchen der Verf. nicht ohne Grund an der Combination von V. 35. mit dem Nachfolgenden nimmt, wie wir solche allerdings bei Lukas V. 48. finden.

Eben so wenig, wie mit diesen beiden Eliminationen, können wir uns mit der grofsen Anzahl der übrigen einverstanden erklären, welche der Verf. an verschiedenen Stellen seines Werkes wiederholt vornimmt und S. 672 f. in einem summarischen Verzeichnisse zusammenfafst. Von einigen derselben vermögen wir kaum einen auch nur scheinbaren Grund zu entdecken und können sie nicht anders als für die Wirkungen einer Hyperkritik solcher Art ansehen, wie sie sich allerdings nur zu leicht da einzufinden pflegt, wo die Aufmerksamkeit, wie bei unserm Verf., einen langen Zeitraum hindurch einseitig auf das Formale der Darstellung und Redeweise einzelner Schriftsteller gerichtet ist. Hätte der Verf. zugleich auf den Inhalt reflectiren wollen, so würde er hin und wieder die Unentbehrlichkeit solcher Bestandtheile der Erzählung haben erkennen können, die, blos formal betrachtet, allerdings überflüssig scheinen mögen. So z. B. die zweite Speisungsgeschichte Marc. 8, 1—10., welche der Verf., — wohl der keckste aller derartigen von ihm verübten Gewaltstreiche, — nebst den auf sie sich zurückbeziehenden Worten V. 20. aus dem Text des Marcus herauswerfen, oder als hineingetragen in ihn aus dem Texte des Matthäus bezeichnen will (S. 567 ff.). Es bedarf nur einer Reflexion auf die wahrscheinliche Entstehung der Erzählung von dem Speisungswunder überhaupt, so wie sich dieselbe an der zweiten der angeführten Stellen so augenscheinlich kund giebt (vgl. des Ref. evang. Gesch. I, S. 511 ff.), um gewahr zu werden, wie gerade die Verdoppelung dieser Anekdote zur ursprünglichen Fassung derselben wesentlich gehört, während es dagegen unerklärlich bleibt, wie um blofser Abweichungen in den Zahlangaben willen die sagenhafte Ueberlieferung später solche Verdoppelung sollte herbeigeführt haben, da doch sonst die evangelischen Schriftsteller so scrupulös nicht zu sein pflegen, durch dergleichen Variationen die Identität eines von ihnen berichteten Vorfalls gefährdet zu meinen. Abgesehen übrigens auch hiervon, so können wir nicht umhin uns zu wundern, wie in diesem sowohl, als noch in manchen andern Fällen dem Verf. hat unbemerkt bleiben können, wie sehr auch in allen Nuancen des Ausdrucks das von ihm Herausgeworfene dem übrigen Texte des Marcus homogen ist, so dafs man nicht ohne die Annahme auskommen würde, als ob selbst die kleineren nirgends ganz fehlenden Abweichungen von dem parallelen Texte dem Marcus ausdrücklich von seinem Interpolator künstlich seien angepafst worden. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Der Urevangelist, oder exegetisch-kritische Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältniſs der drei ersten Evangelien. Von Chr. Gottlob Wilke.

(Schluſs.)

Zu den verwegensten dieser angeblichen Textesreinigungen gehört ferner die Verwerfung von Marcus 14. V. 47 und V. 51. 52 (S. 491 f.), woselbst zwei Facta berichtet werden, von denen das eine nicht nur durch die parallele Erzählung der zwei andern Synoptiker, sondern auch durch die davon unabhängige des vierten Evangeliums beglaubigt ist, das andere an sich selbst so gleichgültig und unbedeutend, daſs man für seine Einschiebung, die noch dazu so zu sagen aus heiler Haut, ohne den Vorgang eines andern Evangelisten geschehen sein müſste, keinen Grund absieht; — zu den müssigsten und grundlosesten die von Marc. 3, 6: *μετὰ τῶν Ἡρῳδιανῶν*, von 4, 10: *σὺν τοῖς δώδεκα*, von 6, 37: *δηναρίων διακοσίων*, von 9, 6: *ἦσαν γὰρ ἔκφοβοι* (vergl. Matth. 17, 6. Luk. 9, 34.), von 9, 32 u. s. w. u. s. w. Hinsichtlich der Worte Marc. 14, 18: *ὁ ἐσθίων μετ' ἐμοῦ*, welche nach dem Verf. wegen des nachfolgenden *ὁ ἐμβαπτόμενος* (V. 20) nicht sollen „Platz finden können, bürde man dem Marcus auf, so viel man wolle" (S. 274 f.) erlaubt sich Ref., den Verf. auf seine evang. Gesch. I, S. 601 ff. zu verweisen, in der Hoffnung, daſs er die hinsichtlich des dem Verf. anstöſsigen Umstandes dort gegebene Erklärung befriedigend finden wird. Die Elimination von Marc. 13, 21—23 (S. 260) und der Parallelstelle Matth. 24, 23—28 mag auf den ersten Anblick etwas Scheinbares haben, wie vielleicht auch noch eine oder die andere unter den übrigen; aber sie scheitert an der Betrachtung der Unwahrscheinlichkeit, daſs an einer und derselben Stelle beider Evangelientexte eine Einschaltung desselben Inhalts, aber dem Ausdruck und dem Umfange nach nicht ohne Verschiedenheit und der Weise jedes der beiden Verfasser angepaſst, sollte gemacht worden sein.

Ein zweiter Punkt, hinsichtlich dessen wir uns mit dem Verf. nicht einverstehen können, ist seine Ansicht über die dem Matthäus und Lukas mit Ausschluſs des Marcus gemeinsamen Parthien, diese so ansehnliche und bedeutend hervortretende Masse, deren Dasein, wir dürfen es uns nicht verhehlen, so lange keine andere befriedigende Erklärung gefunden wird, allerdings gar laut *gegen* die Ableitung jener beiden Evangelienschriften aus Marcus zu zeugen scheint. Der Verf. hat zur Erklärung dieser Gemeinsamkeit eine Hypothese ersonnen, welche uns, wir verhehlen es nicht, die unwahrscheinlichste von allen bedünkt, durch welche man dieses Phänomen zu erklären versuchen mag. Der „Matthäische Compilator" (so liebt der Verf. den Urheber unsers ersten kanonischen Evangeliums zu nennen) soll aus Lukas geschöpft, er soll zugleich mit dem Marcus auch den Lukas vor Augen gehabt und, mit wenig eigenthümlichen Zusätzen, aus beiden Vorgängern seine Erzählung zusammengesetzt haben. Man sieht, unser Verf. theilt dem Verfasser des ersten Evangeliums dieselbe Rolle zu, welche nach der Griesbach'schen Hypothese dem Verf. des zweiten zugetheilt wird, nur mit dem Unterschiede, daſs er nicht an jeder einzelnen Stelle aus den Erzählungen der beiden Mitreferenten zusammengesetzt haben, sondern, wo Marcus ihm voranging, dem Marcus allein gefolgt sein, jedoch dessen Erzählungen nach Willkühr versetzt, und mit gleicher Willkühr Ergänzungen, die er aus Lukas entlehnt, dazwischen geschoben haben soll. Solches Verfahren ist schon an sich selbst nicht im Geringsten wahrscheinlicher, als das nach jener Hypothese dem Marcus aufgebürdete; — warum hätte Matthäus, wenn er so verfahren wollte, nicht lieber geradezu den Lukas abgeschrieben? Es wider-

legt sich aber auch auf das Vollständigste durch Vergleichung der gänzlich verschiedenen Art, wie Matthäus sich zu Marcus, und wie er sich zu Lukas verhält. Nicht allein nämlich, dafs in der Anordnung des Ganzen Matthäus die entschiedenste Abhängigkeit von Marcus, aber nicht die geringste von Lukas verräth, so läfst sich auch in dem einzelnen angeblich von ihm aus Lukas entlehnten Material nicht im Entferntesten eine gleiche Verwandtschaft des Ausdrucks und der Darstellungsweise entdecken, wie in dem beiden Evangelisten mit Marcus gemeinsamen Material zwischen ihnen und Marcus. Dieses Material gehört, — ein merkwürdiger Umstand ohne Zweifel, — durchgängig derjenigen Seite der Ueberlieferung an, welche der Verf. die gedächtnifsmäfsige nennt, — es sind fast ohne Ausnahme nur Reden und Aussprüche Christi; — von Reflexionsmäfsigem findet sich nichts, als allein nur (doch auch diese im Grunde nur scheinbar: vergl. des Ref. evang. Gesch. II, S. 51 ff.) die Anekdote vom Hauptmanne zu Kapernaum; gerade hier aber findet im Ausdruck und in der gesammten reflexionsmäfsigen Gestaltung des Berichts die radicalste Verschiedenheit zwischen beiden Evangelisten statt. Allein auch im Ausdrucke des gedächtnifsmäfsig Ueberlieferten zeigt sich, dafs, wollte man Matthäus ja von Lukas abhängig glauben, seine Art und Weise den Lukas zu paraphrasiren, eine völlig andere, bei weitem freiere und ungebundnere sein müfste, als die Art, mit welcher er anderwärts den Marcus paraphrasirt hat. Dies ergiebt sich unwillkürlich schon aus der eigenen Darstellung unsers Verfs.; während der Verf. nämlich, was Marcus betrifft, auf jedem einzelnen Punkte die augenscheinlichsten Spuren der Abhängigkeit der beiden andern Evangelisten von ihm nachweisen konnte, so mufs er sich hier mühsam abquälen, um nur hin und wieder (S. 689) bei Matthäus ein paar Worte aufzufinden, die er, da sie häufiger bei Lukas vorkommen, für charakteristische Ausdrücke des letztgenannten Evangelisten ausgeben kann, oder um (S. 460 ff. 685 ff.) in der abweichenden Verbindung, in welcher Matthäus solche angeblich von ihm aus Lukas entlehnte Redestücke aufführt, vermeintliche Spuren des Zusammenhangs, in welchem sie bei Lukas stehen, aufzuzeigen. Was es mit dem letztern Umstande für eine Bewandtnifs habe, halten wir der Mühe werth, an ein paar Beispielen nachzuweisen. Matth. 5, 23 f. soll (S. 686) eine Anspielung enthalten auf Luk. 13, 1. „Selbst wenn du, wie jene Galiläer, schon am Opferaltar stehest (so übersetzt unser Verf. die Worte: *ἐὰν προσφέρῃς τὸ δῶρόν σου ἐπὶ τὸ θυσιαστήριον*), versäume nicht, mit deinem Gegner dich auszugleichen" — soll hier Matthäus haben sagen wollen. — Es ist klar, dafs, wenn wirklich eine Beziehung beider Stellen stattfindet, vielmehr umgekehrt Lukas die Gestaltung jenes Ausspruchs bei Matthäus vor Augen gehabt, und indem er, bei seiner Wiedergabe desselben (12, 58 f.) die Erwähnung des Opferaltars wegliefs, durch diese Erwähnung daran erinnert, den Ausspruch von den Galiläern am Opferaltar zunächst auf jenen Ausspruch hat folgen lassen. — Matth. 8, 22 soll der Ausdruck *ἀκολούθει μοι* nur erklärlich sein aus dem Zusammenhange, in welchem dieser Zuruf Luk. 9, 59 vorkommt. Hier hat der Verf. übersehen, dafs der Zuruf *ἀκολούθει μοι*, wie aus Marc. 2, 14 erhellt, überhaupt nur die Aufforderung zur Nachfolge oder Jüngerschaft des Herrn bezeichnet, und also keineswegs nothwendig das Begriffensein auf einer Reise voraussetzt. — Was sonst noch der Verf. als Beleg für seine Behauptung vorbringt, das beweist, wiefern es überhaupt etwas beweist, nur für eine gemeinschaftliche von Marcus verschiedene Quelle, aus welcher die Verfasser des ersten und des dritten Evangeliums geschöpft haben müssen, aber nicht für die unmittelbare Abhängigkeit des einen von dem andern. Diese Quelle in den hebräischen *λογίοις* des ächten Matthäus zu suchen, von denen bekanntlich Papias spricht, hätte gerade unserm Verf. um so näher gelegen, je mehr die Glaubwürdigkeit der Notiz dieses Schriftstellers durch die im gegenwärtigen Buche ausgeführte Ansicht über das Marcusevangelium bestätigt wird. Auch giebt der Verf. S. 175 eine Andeutung, wie die *λόγια*, falls man sie als ein für sich Bestehendes ansehen wolle, nirgends anders als unter den dem ersten und dritten Evangelium für sich gemeinschaftlichen Bestandtheilen zu suchen seien. Später jedoch scheint er diese Andeutung vergessen zu haben, denn er erklärt sich ausdrücklich dagegen, namentlich die Bergrede und andere ähnliche Spruchsammlungen unsers gegenwärtigen Matthäusevangeliums aus den *λογίοις* abzuleiten, in der Vorrede aber stellt er es einer weitern Untersuchung anheim, auszumitteln, woher Lukas die Materialien, mit denen er das Marcus-Evangelium bereichert, entlehnt habe. Ref. hat

seine Ansicht auch über diesen Punkt umständlich in seiner evangelischen Geschichte auseinandergesetzt, und glaubt das insbesondere, der jetzt vorherrschenden Meinung allerdings entgegen, nachgewiesen zu haben, wie die Gestalt, in welcher Matthäus die Aussprüche des Herrn überliefert hat, eine vollständigere, reinere und unverfälschtere ist, als die des Lukas. Dafs dem Verf. dies entgehen konnte, darin können wir nicht umhin, eine Folge seiner geringen Aufmerksamkeit auf den geistigen Inhalt der evangelischen Ueberlieferung zu erblicken; denn wenn irgend ein Theil dieser Ueberlieferung durch das Zeugnifs des Geistes sich beglaubigt, so sind es die Reden des Matthäusevangeliums, — nicht gerade durch ihre Zusammensetzung als organische Ganze, wiewohl auch diese Zusammensetzung wenigstens nicht ein Werk der Willkühr des letzten Erzählers ist, wie die künstlichen Motivirungen und Zusammenhänge bei Lukas, wohl aber durch den Sinn und den Charakter des Einzelnen, der bei Lukas meist nur geschwächt und abgebleicht, bei Matthäus aber allenthalben in gleicher Kraft und Geistesfülle, wie sonst nur bei Marcus, uns entgegentritt. — Uebrigens widerspricht der Ansicht des Verfs. über die Abhängigkeit des Matthäus von Lukas auch die ausdrücklich von ihm (S. 468) gemachte Bemerkung, dafs das Streben des Matthäus auf Vollständigkeit der Materialien ausgegangen sei; da wir ja bei weitem nicht allen von Lukas gegebenen Stoff bei ihm wiederfinden.

Wie in den beiden hier ausgehobenen Punkten, so scheint uns der Verf. auch in den meisten übrigen Nebenbemerkungen, exegetischen und kritischen, deren er hier und da gar manche, meist als Noten unter dem Text, seinem Werke einverleibt hat, nicht eben glücklich, und bestärkt uns dadurch in unserer Gesammtansicht seines Buchs, welche das Verdienst desselben in der treuen und gewissenhaften, mit unermüdetem Fleifs und fortwährend gesteigerter Schärfe des Blicks auf Einen Punkt gerichteten und dadurch diesen Punkt zu wirklicher Erledigung bringenden Forschung, nicht aber in einer geistreichen Unwillkührlichkeit der Gedanken und Einfälle setzt. Fast allenthalben, wo der Verf. den Blick von dem Einen Hauptziele seiner Untersuchung ablenkt, trübt und verwirrt sich dieser Blick; er folgt auch dann noch seiner Neigung zu einer an dem Einzelsten und Kleinsten herumarbeitenden Specialkritik, ohne zu bedenken, dafs durch solche Kritik nur da ein reifes Ergebnifs gewonnen werden kann, wo sie durch grofsartig und glücklich im Allgemeinen gefafste Gesichtspunkte geleitet wird. — Dies soll jedoch nicht etwa gesagt sein, um den Verf. von der Uebernahme der weiteren Untersuchungen über die übrigen Quellen der Synoptiker, über die Zwecke der verschiedenen Evangelien, und über das Verhältnifs der Synoptiker zu Johannes abzuschrecken, zu welchen er uns in der Vorrede Hoffnung macht. Wir zweifeln keineswegs, dafs er auch in diesen Untersuchungen Dankenswerthes und Bedeutendes zu Stande bringen wird, wenn er sich mit gleicher Sorgfalt und Unbefangenheit ihnen unterzieht, wie der gegenwärtigen. Finden wir doch auch in dem gegenwärtigen Buche einige der an jene weiteren Untersuchungen anstreifenden Nebenpunkte mit Glück und Erfolg erledigt, wenn der Verf. durch ihren Zusammenhang mit der Hauptuntersuchung sich veranlafst fand, ihnen eine schärfere und umsichtigere Aufmerksamkeit zuzuwenden, und zugleich durch eben diesen Zusammenhang einen leitenden Gesichtspunkt dafür gewonnen hatte. Als Beispiel hierfür wollen wir hier zum Schlusse noch des Verfs. Behandlung des Berichts von der Einsetzung des Abendmahls bei Lukas (S. 140 ff. vergl. S. 414) anführen. Mit vielem Scharfsinn hat er hier herausgefunden, wie die so auffallende Verdoppelung des Kelches bei Luk. 22, V. 17 und V. 20 keinen andern Grund haben kann, als dafs der Evangelist die Darstellung des Marcus durch 1 Kor. 11, 25 ergänzt hat. Die Zusammensetzung aus verschiedenartigen Bestandtheilen macht sich, wie wir hier nachträglich bemerken wollen, besonders auffallend in den Worten τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον, welche grammatisch zwar als Apposition zu ποτήριον genommen werden müssen, mit denen aber offenbar vielmehr der Evangelist aus der Construction fällt, indem er zu den Worten des Paulus ἡ καινὴ διαθήκη ἐν τῷ αἵματί μου die Worte des Marcus hinzufügt, ohne zu beachten, dafs diese sich auf τὸ αἷμα beziehen, welches dort im Casus directus gesetzt war. — Wir machen auf diesen kleinen, aber charakteristischen Zug darum aufmerksam, weil er als Beleg dafür dienen kann, von welcher Art die Züge etwa sein müfsten, durch welche man den Beweis dürfte zu führen glauben, dafs Marcus seinen Text aus Matthäus und Lukas zusammengefügt habe. Züge dieser Art, wie

die hier angeführten, würde man im ganzen Marcusevangelium vergeblich suchen.

Weifse.

LI.

Belgisch Museum voor de nederduitsche tael-en letterkunde en de geschiedenis des vaderlands, uitgegeven op last der maetschappy tot bevordering der nederduitsche tael-en letterkunde door J. F. Willems. Eerste Deel (4 Afleveringen); te Gent, 1837. 8.

Nouvelles archives historiques, philosophiques et litteraires; revue trimestrielle publiée par MM. J. B. D'Hane, administrateur-inspecteur de l'université de Gand; F. Huet, P. A. Lenz et H. G. Moke, professeurs à la même université; avec la collaboration de plusieurs savants et hommes de lettres. (4. livraisons). Gand, 1837. 8.

Die geistige Thätigkeit, welche Belgier seit der Trennung der belgischen Provinzen von den nordniederländischen im 16ten Jahrhundert pflegten, ist nur selten den in Deutschland mit Vorliebe erfafsten Wissenschaften zu Gute gekommen, denn theils war diese Thätigkeit ganz localen Interessen zugewendet, theils Seiten der katholischen Theologie, die auch, wo sie in Deutschland selbst gepflegt wurden, einen Einflufs auf die allgemeine Bildung nicht weiter zu gewinnen vermocht haben. Seit der Ausdehnung der französischen Revolution auf die Niederlande schien es, als sollte Belgien geistig ganz den Franzosen verfallen, und selbst als Belgien wieder mit den Nordniederlanden verbunden ward, behielt das französische Wesen ein gewisses vorwaltendes Gewicht um so mehr, als man mit holländischem Wesen in Opposition gerieth. Erst seit diese Provinzen selbstständig in der Reihe der europäischen Staaten dastehen, fühlen sie, was sie in ihrem deutschen Dialect haben; und was die holländische Regierung unter stetem Widerstreben der Belgier angeregt, trägt nun seine reichen Früchte. Belgien ist nicht in dem Grade wie Holland durch Eigenheiten der Lebensweise und der äufseren Lebensumgebung Deutschland entfremdet; sogar die Aussprache seines niederdeutschen Dialectes schliefst sich mehr dem in Deutschland gangbaren Plattdeutsch an; und dafs sie nur in dem Gewinnen einer allgemeineren wissenschaftlichen Bildung sich bei der Kleinheit ihres Territoriums in Europa eine höhere Bedeutung gewinnen können, fühlen wohl die ausgezeichneteren in dem frisch und mit reichen Kräften vorwärtsstrebenden Volke alle. Durch Geschichte, eigenthümliche Art und Sprache ist Belgien gleich sehr auf Deutschland hingewiesen; der wallonische Dialect ist ein blofses Patois des Französischen, welches zu einer eignen Schriftsprache in Europa zu erheben wohl niemand den Drang in sich fühlen, noch die Möglichkeit einsehen wird; die französische Sprache ist aber aufser dem Drittheil des Landes, wo wallonisch geredet wird und fast von jeher wallonisch geredet ward (denn der flämischredende Belgier hängt so treu an seinem deutschen Dialect wie der deutschredende Elsasser und das wallonische Sprachelement hat seit Jahrhunderten kaum ein paar Dörfer erobert) — die französische Sprache, sagten wir, ist aufser den wallonischen Districten lediglich eine Culturpflanze, eine Eindringlingin, die nirgends vom Volke gehalten wird *). Unter diesen Umständen ist wohl zu erwarten, dafs sich Belgien geistig je eigenthümlicher es hervortritt, je entschiedener auch auch als verwandtes deutsches Land zeigen wird, und es scheint unsere verwandtschaftliche Pflicht bei diesem Entwickelungsprocefs auch unsererseits durch Theilnahme, Anerkennung und Förderung uns in freundlicher Weise zu erweisen.

---

*) Hoffmann v. F. behauptet zwar das Gegentheil, allein seinem Zeugnisse kann ich das meinige entgegensetzen; als ich im Herbst 1836 in der Diligence von Lüttich nach Brüssel fuhr mit Leuten aus Loewen und Gent, führten diese unter einander die Conversation ganz in flämischer Sprache; ich habe in Brüssel das Volk fast nur flämisch reden hören, habe den gröfsten Theil der öffentlichen Anschriften entweder blos flämisch oder allenfalls flämisch und französisch zugleich gefunden; ebenso habe ich in Antwerpen auf den Strafsen fast nur flämisch reden hören, und mich mit meinem Lohnbedienten in Antwerpen (der allerdings auch französisch sprach) mittelst eines dem Flämischen nach meinen Kräften genäherten Plattdeutsch vollkommen verständigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Belgisch Museum voor de nederduitsche tael-en letterkunde en de geschiedenis des vaderlands, uitgegeven op last der maetschappy tot bevordering der nederduitsche tael-en letterkunde door J. F. Willems.

Nouvelles archives historiques, philosophiques et litteraires; revue trimestrielle publiée par MM. J. B. D'Hane, F. Huet, P. A. Lenz et H. G. Moke.

(Fortsetzung.)

Für diese deutschere Entwickelung Belgiens ist nicht Brüssel der Hauptanhaltepunct, denn obwohl das eigentliche Stadtvolk auch hier grunddeutsch ist, überwiegen doch zu viele französische Elemente in der commereiellen und diplomatischen Welt; — vielmehr ist der Hauptanhaltepunct *Gent*. So müssen wir es ganz natürlich finden, dafs hier im letztverflossenen Jahre zwei Zeitschriften erschienen sind, welche die Förderung eigenthümlich belgischer Nationalität sich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen; die eine in flämischer, die andere in französischer Sprache, unter den diesem Artikel als Ueberschrift dienenden Titeln.

Was die flämische Sprache anbetrifft, so ist sie allerdings nur ein Dialect der deutschen Sprache, aber keinesweges ein Patois. Sie war im Mittelalter Schriftsprache, und so reich, schön und eigenthümlich ausgebildete Schriftsprache, als das Mittelhochdeutsche es nur irgend bei uns war. Auch ist diese Sprache später nie ganz in Schriften verstummt, vielmehr sind fortwährend für das Volk bestimmte Abfassungen in ihr gegeben worden. Sie steht dem in Nordniederland geredeten Dialect so nahe, dafs sie sich leicht und sofort Alles, was dieser an wahrer Bildung gewonnen hat und gewinnt, aneignen kann, und hat doch an dem naiveren Volksbewufstsein noch eine lebendiger sprudelnde und anerkanntere Geistesquelle als das Holländische mit seiner in Predigtribomben rhetorisirenden Prosa und seinen langweiligen Alexandrinern. Eine eigenthümliche flämische Litteratur könnte, wenn die Männer dazu da wären (und hoffentlich sind sie dazu da oder werden doch in Kurzem dazu da sein), die holländische Nationallitteratur sofort in's Schlepptau nehmen. Der niederdeutsche Dialect vermöchte sich hier vielleicht von Neuem zu einer mit dem Hochdeutsch in der geistigen Welt rivalisirenden Sprachmasse zu erheben.

Der Herausgeber der erwähnten, in flämischer Sprache erscheinenden Zeitschrift, hat sich durch die Herausgabe des Gedichtes auf die Woringer Schlacht von Jan van Helu und des alten Reinaert schon als gründlichen und historischen Kenner des Mittelniederländischen bewährt, und den Dank aller, die sich mit deutschen Sprachstudien beschäftigen, erworben. Manche andere Förderungen dieser Studien sind von ihm zu erwarten. Nun hat er es unternommen, die Liebe und Achtung, welche er selbst zu seiner vaterländischen Geistesart in sich pflegt, auch bei Anderen zu wecken, und zu nähren. Das verdient auch in Deutschland Anerkennung und Würdigung. Wie verkümmernd der Einflufs französischer Geistesart auf Belgien wirken müsse, erkennt er vollkommen an, und spricht vollkommen richtig S. 209 und 210 in Beziehung auf die Franzosen von einem sklavischen Unterwürfigkeitssinn, der ihre geistige Entwickelung auszeichne; denn wie mächtig revolutionirend die Franzosen auch nach allen Seiten auftreten, so erweisen sie sich doch auch darin nur als das *Bienenvolk*, was sie zu allen Zeiten waren. Von einer aus dem Streben unabhängig neben einander stehender Individualitäten und Ueberzeugungen hervorgegangenen freien Geistesbildung haben die Franzosen nie etwas gewufst; sondern Alles wird so-

fort zur *Richtung*; jeder angeschlagene Ton verklingt unbeachtet, oder er wird eine Fahne, um welche sich nachahmende, gehorchende Massen sammeln, wie die Bienen um den Weisel. Einzelnstehende Geister Frankreichs finden nur aufser ihrem Vaterlande volle Anerkennung und Würdigung, und *Moden*, *Aristokratieen* herrschen in unserm Nachbarlande, wie in den Salons, so in der Litteratur. Die Unabhängigkeit ist dort Mode geworden, als die Aristokratie des Geistes sich massenhaft in die Opposition warf, sie ist aber auch nur Mode, und also keine wahre Unabhängigkeit, und die Revolution selbst beruht auf einer Singerie, die dem Franzosen von der Natur eingeboren ist. Dadurch dafs Alles bei diesem Volke sich schwarmweise in Richtungen um Obmänner und Vormänner sammelt, ist es allerdings möglich, dafs Richtungen, die einmal ihre Obmänner und Vormänner finden, durch die Franzosen auch weit mächtiger und abstracter geltend gemacht werden, als dies bei irgend einem deutschen Volke (mit Ausnahme der halbfranzösirten Engländer) möglich ist. Frankreich ist deshalb das Land der *Factionen* gewesen seit Cäsars Zeiten, und wie hiebei eine individuel-freie Stellung des assecla nicht zu halten ist, so ist auch wieder der dux oder patronus der Faction durch die Interessen seiner Factionsmasse in seiner Aeufserung gehemmt und gebunden. „In Gallia non solum in omnibus civitatibus atque in omnibus pagis partibusque, sed paene etiam in singulis domibus factiones sunt: earumque factionum principes sunt, qui summam auctoritatem eorum judicio habere existimantur, quorum ad arbitrium judiciumque summa omnium rerum consiliorumque redeat." Das ist heute wahr, wie vor 1900 Jahren, und daran, dafs das Individuum frei in sich und unabhängig die Sache walten, sich von der Entwickelung des Gedankens in ihm selbst tragen und bewegen lassen sollte, ist heute so wenig in Frankreich zu denken, als zu Cäsars Zeit. *Alles keimt voll Absicht auf!* — Wie elend aber ist ein anderes Volk daran, das sich an diese Kämpfe und Erzeugnisse französischer Intentionen mit seinem Geistesleben anhängt? Mögen es die Belgier recht tief, recht in den eigensten Quellen des deutschen Blutes, was in ihren Adern strömt, empfinden, dafs sie zu etwas besserem geboren sind, als die Affen von Affen zu sein. Herr Willems sagt in diesem Gefühl des Zugehörens zu einem Volke, welches noch eine ureigne, in allen Theilen der Hauptsache nach organisch erwachsene und gebildete Sprache besitzt: „Glücklich das Volk, welches eine Sprache besitzt, aus deren reinem Born Form und Bedeutung der Worte noch hervorquellen; bei welchem die Etymologie als die beste Ueberbringerin und Erklärerin der vorväterlichen Sinnesweisen bei den Enkeln, ja! wo sie als die Grundlage einer nationalen Philosophie gelten kann!" Die Sprache eines Volkes ist der reinste, der geistigste Abdruck seiner Sinnesweisen — aber ist dieser Abdruck vorhanden, so wirkt er auch wieder auf die organische Erhaltung der väterlichen Sinnesweise bei den kommenden Geschlechtern. Sprachwechsel bei einem Volke ist allezeit auch mit einer Trübung und Zerstörung der höheren Eigenthümlichkeit verbunden und das Denken ist zum Theil durch die Möglichkeit des Aussprechens des Gedachten bedingt. Mögen dessen die Belgier sich recht deutlich bewufst werden, und mit aller Anstrengung dahin arbeiten, ihrer deutschen Volkssprache wieder eine breitere Berechtigung zu gewinnen.

Da die erste Abhandlung des Hrn. Willems: over den oorsprong, den aert en de natuerlyke vorming der nederduitsche tael in dem eben angedeuteten Sinne geschrieben und bestimmt ist, den Flämingern, Brabäntern, Limburgern zu zeigen, welch' unschätzbares Gut sie in der That an ihrer flämischen Sprache haben, können wir uns auch im Ganzen vollkommen einverstanden damit erklären. Im Einzelnen wäre etwa noch folgendes zu bemerken: Hr. Willems stellt überall bei der niederdeutschen Sprache die Sachsen in den Vordergrund; allein die Betrachtung der von Tacitus und anderen römischen Autoren uns aus dem nordwestlichen Deutschland überlieferten Namen zeigt, dafs auch die Völker, aus welchen nachher die Franken erwachsen sind, einen niederdeutschen Dialect sprachen, und so ist sicher die Herrschaft der niederdeutschen Sprache in den Niederlanden nicht so wohl von den *sächsischen* Colonien als von der *salfränkischen* Besetzung des Landes abzuleiten; auch unterscheiden sich bis heutigen Tags die plattdeutschen Dialecte nicht blos des salischen, sondern sogar des ehemals ripuarischen Landes, besonders in der Vocalisation und dem Accent der Rede wesentlich von den benachbarten des sächsischen Landes. Herr Willems wünscht seinen Landsleuten ihre Mundart als dieselbe

Sprache darzustellen, die durch ganz Norddeutschland gesprochen wird; darin hat er recht, sobald er sie dem Hochdeutschen gegenüber vergleicht; — aber diese Einerleiheit der Sprachmasse bleibt auch, wenn er den fränkischen Ursprung hervorhebt, denn die Sachsen mögen nun eingewandert sein oder aus einem Agglomeriren kleinerer Völker entstanden sein, ihre Sprache bleibt immer ein niederdeutscher, dem Fränkischen und Friesischen nächst verwandter Dialect. Das Gebiet dieses Dialectes hätte Herr Willems noch weiter nach Osten hin ausdehnen sollen. Er schliefst mit den Danziger Gegenden, aber auch in dem ganzen Herzogthum Preufsen spricht das Volk einen niederdeutschen Dialect, der sich hier durch die vielen niederrheinischen und niederländischen Colonisten wieder sehr den westlichsten Mundarten nähert, ja! selbst noch in den russischen Ostseeküsten wird von dem Volke in den Städten, so viel ich weifs, noch vielfach ein plattdeutscher Dialect geredet, der, wie sehr auch die scharfe Accentuation der slawischen und halbslawischen Sprachen des östlichen Europas auf die Aussprache auch der gebildeten Kurländer und Liefländer entfremdend eingewirkt hat (alberne Deutsche halten diese hackende, scharfe, osteuropäische Accentuation sogar für eine Schönheit an der liefländischen Aussprache), doch im Ganzen seinen niederrheinischen Ursprung nicht verläugnet.

Ferner wünschten wir im Interesse der Sache, Hr. Willems machte sich frei von jenen vagen, zu ihrer Zeit ganz anregenden aber auch auf tausend unfruchtbare Abwege führenden und nunmehr völlig abgethanen und begrabenen linguistischen Spielereien, mit denen sich Adelung, Vater, Bilderdyk, von Arndt u. s. w. herumgetrieben haben. Wir haben durch Grimm, Bopp und Andere nun sichere Fundamente der Sprachforschung gewonnen; die beiherspielende Wurzelsucherei kann ganz untergeordneten Kreisen als Domäne gegönnt werden.

Hie und da hätte sich die Untersuchung auch, ohne ihre populare Wirkung fallen zu lassen, in dem vorliegenden Aufsatze sachgerechter zuspitzen lassen; so hätten sich z. B. S. 212 die Verbalnuancen, die durch einzelne Buchstabenveränderungen und Buchstabenzusätze erreicht werden, sehr leicht classificiren lassen, wodurch sich die Analogie der Verhältnisse von: *liggen* und *leggen*, *varen* und *voeren* und die Verschiedenheit davon, die in dem Verhältnifs von *weten* und *wyten*, *langen* und *lengen* u. s. w. liegt, zugleich an den Tag gegeben hätte. Ganz verfehlt, und nur durch die Autorität, die jenen eben erwähnten Linguisten einer abgestorbenen Forschungsperiode eingeräumt ist, hervorgerufen, ist die Betrachtung über die flämischen Pronomina S. 217 u. ff: Schellersche Ausgaben niederdeutscher Schriftwerke brauchten auch nicht citirt zu werden.

Dieser Abhandlung schliefst sich eine zweite an: over de nieuwere vlaemsche spraekkunsten. Sie geht von dem richtigen Satze aus, dafs Holländisch und Flämisch nur eine und dieselbe Mundart, erst in neuerer Zeit nach verschiedenen Seiten hin abweichend gebildet seien. Doch möchten wir dagegen Protest einlegen, dafs die Verschiedenheit des Holländischen wesentlich auf dessen Anlehnung an das Hochdeutsche in neuerer Zeit entstanden sei. Mir haben die flämischen Chroniken immer einen dem unsrigen verwandteren Sprachgeist geathmet, als Hooft, dessen carrikirende Ausdrucksweise mir einen so widerwärtigen Eindruck macht als Vossische Uebersetzungen oder Roths tacitisirende Prosa. Wir Deutschen, wie wir jetzt sind, werden uns, wenn ich recht fühle, immer leichter heimisch fühlen bei flämischen Schriften; denn an dem gröfsten Theile der holländischen Schriftwerke widersteht einem dieselbe stylisirende Zierpupperei, die einem Mansos deutsche Schriften so widerwärtig macht. Es ist die schulgezogene Classicität, durch welche die in Holland neuerdings geübte Schriftsprache oft noch einen so langweiligen Eindruck macht, nicht aber das Sprachelement selbst; und während ein Anlehnen an das, was in Deutschland allgemeine Wirkung hervorbringt, die Holländer naiver macht, wo sie statt findet, hat sie dagegen die Ehrfurcht vor der Schulclassicität allezeit langweilig gemacht. Darauf auch allein ruht die Hauptsache des jetzigen Unterschiedes im Eindruck, den uns das Flämische und Holländische macht, und dafs wir in Deutschland zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts auch eine Anzahl Schriftsteller gehabt haben, welche unsere Sprache in den Vorrathskeller der Schulclassicität einzuschachteln geneigt waren, bringt manche Analogieen zwischen holländischer und deutscher Sprachbehandlung, aber keine Anlehnung der ersteren an die letztere. Wo sich die neuere

holländische Prosa, wie z. B. in de Jonge's vortrefflichen Schriften, schlicht und einfach bewegt, macht sie auch dem Deutschen einen höchst angenehmen Eindruck; ich sehe aber den Grund nicht, weshalb die Fläminger etwa diese natürlicheren Ausdrucksweisen neuerdings verschmähen müfsten. Eine gesuchte alterthümliche Naivität hört auf natürlich zu sein, und wird, wo nicht ganz Befähigte diese Art Kunstmalerei üben, widerwärtig. Allerdings haben die Fläminger in ihrer Rede manche ältere Ausdrucksweise als gang und gäbe bewahrt, welche die Holländer aufgegeben und wofür sie hie und da dem Hochdeutschen analoge dafür aufgenommen haben — dafür haben die Holländer auch manches eigne Wort bewahrt, wo die flämische Umgangssprache sich mit französischen Ueberpflänzlingen recrutirt.

Vollkommen einverstanden müssen wir uns erklären mit Hrn. Willems Ansicht, dafs wo jetzt durch die Localdialecte Schwanken in der flämischen Mundart statt findet, man die Entscheidung zu holen habe in der alten ganz allgemein die Niederlande beherrschenden Sprache des 16. Jahrhs. Bis neue grofse Schriftsteller als sprachliche Autorität gelten, ist dies der einzige Weg aus diesen kleinen Prätensionen herauszukommen; so hat man auch bis zur Mitte des vorigen Jahrhs. in Deutschland sich getrost auf den lutherischen Sprachgebrauch berufen mögen. Kömmt die Zeit, wo grofse Geister in Belgien Herrliches in der Nationalsprache zu sagen haben, so wird ihnen auch der Tact nicht fehlen, das für den harmonischen Organismus der jezeitigen Mundart Richtige in ihrem Ausdruck zu wählen, und dann ist man über alle die kleinen Zänkereien der Grammatiker hinüber.

(Der Beschlufs folgt).

LII.

Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Brieg. Brieg, Verlag von Karl Schwartz, 1838. 270 *Seiten* 8.

Referenten hat sich schon oft die Bemerkung aufgedrängt, dafs die neuern Deutschen Reiseberichte meist von vorn herein eine ganz andere Farbe als die Englischen oder Französischen haben. Der Deutsche Reisende stellt sich selbst im Gegensatz zu den Dingen, oder die Dinge im Gegensatz zu seiner Person dar, sein Bericht ist ein gemüthlicher; der Engländer spricht wenig von sich und beschreibt rein objectiv; wir wissen dafs er seine Person sehr liebt, aber er hält es für unanständig von den tausend kleinen Bezügen zu sprechen, worin seine Person zur umgebenden Welt tritt. Der Franzose endlich spricht von sich eben so gut wie der Deutsche, aber seine Darstellung bezieht sich auf das Allgemeine; er verweilt nicht bei dem Einzelnen und Persönlichen; er räsonnirt und philosophirt, während der Deutsche poëtisirt, er mahlt eben so gern ins Grofse, wie der Deutsche Genrebilder zeichnet. Zu dieser Bemerkung gab uns von Neuem die Lectüre der vorliegenden *Erinnerungen an Griechenland* Veranlassung. Der Verf. stellt sich uns als ein philologischer Schulmann im angehenden Mannesalter dar, der das Heimathland seiner jugendlichen Phantasie, Griechenland und Italien, im Sommer 1836 mit rüstiger Kraft durchwandern will, um seiner Kenntnifs des Alterthums Grund und Boden und Nahrung zu verschaffen. Er jubelt bei dem Betreten des klassischen Bodens, er bietet den Entbehrungen und der körperlichen Anstrengung mit leichtem Muthe Trotz, das grofse Andenken versüfst ihm den kümmerlichen Genufs. Seine Reise vom Landungsorte Patras über Korinth nach Athen geschah eilig und zur See; Athen belehrte und erfreute ihn zwei Wochen; der Glanzpunkt seiner Reise war die Wanderung von Athen nach Lamia (Zeitun) an der Gränze Thessaliens, und dort herum, vom 9ten bis zum 22. August; er trat auch die Rückreise nach Athen eben so frisch und untersuchungslustig an, aber schon am 27. August ergriff ihn in Egripo (Chalkis) das Fieber, und nun ist sein Aufenthalt in Griechenland und (im Frühjahr 1837) in Italien bis zum Juni 37 nur eine Kette von Krankheit, Mifsstimmung und Widerwärtigkeiten aller Art, deren Beschreibung ein elegisches Interesse erweckt. Es ist das Loos so vieler Nordländer, die strotzend von Gesundheit nach dem Süden kamen und ihre Kräfte hinschwinden sahen; Hr. Schönwälder hat übel daran gethan, dafs er sich von der täuschenden Hoffnung dort zu gesunden, wo er erkrankt war, so lange hinhalten liefs und dadurch seine Krankheit nur verbitterte. Er ward gesund in dem himmlischen Albano bei Rom, in einem Klima, dem südlichen Deutschland vergleichbar. Die Ansicht, die der Gesunde von einem fremden Lande und Volke hat, ist sehr verschieden von der krankhaft gereizten Betrachtungsart; es gereicht Herrn Schönwälder zur Ehre, dafs er nur selten sich von seinem Unmuth überwältigen liefs, wie S. 169 wo er den Leuten beim Abschied zuruft: *ihr seid alle Spitzbuben.* Die Lectüre des Buchs wird dem Deutschen besonders als Schilderung der Gemüthswelt interessant sein; es wird sich aufserdem daraus ergeben, dafs unsere geographische Kenntnifs des alten Böotiens und Phokis, wobei der Verf. es besonders mit K. O. Müller zu thun hat, noch sehr unsicher ist. Die allgemeinen Bemerkungen über Griechische Verhältnisse, Land, Volk und Sprache, am Schlufs des Reiseberichts sind eine sehr belehrende Zugabe, und zeigen, dafs Hr. Schönwälder auch unter ungünstigen Umständen gut zu beobachten verstand.

C. G. Z.

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1838.

Belgisch Museum voor de nederduitsche tael-en letterkunde en de geschiedenis des vaderlands, uitgegeven op last der maetschappy tot bevordering der nederduitsche tael-en letterkunde door J. F. Willems.

Nouvelles archives historiques, philosophiques et litteraires; revue trimestrielle publiée par MM. J. B. D'Hane, F. Huet, P. A. Lenz et H. G. Moke.

(Schlufs.)

Diesen Abhandlungen möchten sich zunächst bei unsrer Betrachtung anreihen lassen die verschiedenen Proben niederländischer Volksmundarten, deren Mittheilung durch das Vorbild deutscher Idiotika und durch den Vorgang Mone's, der in seinem Anzeiger schon eine Reihe solcher Proben gegeben hat, angeregt worden ist. Nach einigen Vorbemerkungen S. 33—37 theilt dann Hr. Willems die Parabel vom verlornen Sohne S. 37 ff. in brüsselischer Mundart mit; S. 206 ff. in gentischer; S. 284 ff. in antwerpenscher; daran schliefst sich sodann noch eine kleine Abhandlung des Archivar Lambin in Ypern an über die Volksmundart (Straettael) von Ypern (S. 396 u. ff.), welche ein Verzeichnifs giebt eigenthümlicher Worte und Redensarten, deren Eigenthümlichkeit grofsentheils durch mundartliche Lautwandelung oder dadurch bedingt ist, dafs deutsche oder alte Worte im übrigen Flämischen abgestorben und eben nur in Ypern in Uebung geblieben sind. Endlich gehört in dieselbe Kategorie ein kurzer Aufsatz von Hrn. Courtmans über die in der Gemeinde Zele (zwischen Dendermonde und Lokeren) gesprochene s. g. *burgundische Sprache*, ein flämisches Rothwälsch, was wie unser deutsches Rothwälsch oft concrete Dinge durch ursprünglich allgemeinere Begriffe ausdrückt (z. B. lichterik, der Tag; terterik [Treterich] der Fufs), und durch Einmengung fremder Worte (grandig, grofs), aber auch ganz unbekannter, so stark von der flämischen Sprache abweicht, dafs es völlig unverständlich wird, wie die mitgetheilte Parabel vom verlornen Sohne vollständig darthut. Willems hält es auch für wahrscheinlich, dafs sich dies Burgundische ganz als Gaunersprache entwickelt habe, und nicht etwa anderswoher gebracht sei. Man kann seinen Gründen nur beistimmen.

Eine Anzahl anderer Abhandlungen in den vor uns liegenden Heften sind litterarhistorischen Inhalts, oder betreffen mit der Litteraturgeschichte zusammenhängende Themata. Wir stellen hier zuerst zusammen, was sich auf die rhetorykkamers bezieht. Zuerst findet sich in dieser Hinsicht eine Abhandlung P. Vischers: „een woord over de oude rhetorykkamers in het algemeen, en over die van Antwerpen in het byzonder." Diese Rhetorykkamers der Niederlande, welche früher Anstalten zur Förderung und Entwickelung der flämischen Sprache, sodann bis auf unsere Zeit wesentliche Stützen ihrer Erhaltung gewesen sind, sind Gesellschaften mit weit allgemeineren Absichten als unsere Meistersängergesellschaften der früheren Zeit. In Holland will man diese Rhetorykkamers schon im 12. Jahrh. in ihren Anfängen noch weisen, was schwer durchzuführen sein wird. In Brabant erscheinen sie seit dem 14. Jahrh., in welches wohl überhaupt ihre Entstehung fällt. Das Interesse an Werken der dichtenden Künste, vielleicht noch mehr ins besondere das Interesse an Darstellungen dramatischer Art, führte zu Gründung dieser Gesellschaften. Lustspiele (esbattementen), Possen (zotte kluiten) und ernstere Darstellungen (zinnespelen) wurden von diesen Rhetorykkamers zur Aufführung gebracht. Mittheilungen meines Freundes Hoffmann von Fallersleben zu Folge, wird derselbe in dem nächsten Hefte seiner vortrefflichen Horae belgicae eine Sammlung solcher altflämischer

Schauspiele aus dem Anfange des 15. Jahrhs. drucken lassen *), die ohne Zweifel den Rhetorykkamers ihre Entstehung verdanken, und über die in diesen Gesellschaften damals gepflegte Dichtkunst ein helles Licht verbreiten werden. Wie die Schützengesellschaften oft aus den Städten eines grofsen Umkreises zu einem Preisschiefsen zusammengeladen wurden, zu einem grofsen Schützenfeste, so auch die Rhetorykkamers zu den Landjuweelen, und bald verbanden sich dann, namentlich im 15. Jahrh., Schützenfeste und Landjuweelen als Glieder Eines und desselben grofsen Stadtfestes.

Die Rhetorykkamers hatten ihre von der Regierung bestätigten Statuten, und wurden, so lange die Niederlande Fürsten hatten, welche sich als Niederländer fühlten, sehr begünstigt und gehoben. Die Vorsteher (hoofden) führten den Schützenkönigen u. s. w. ähnliche Titel (keyzer, prius, factor, deken, vinder, fiskael, vaendraeger); die übrigen Mitglieder heifsen kamerbroeders. Herzog Johann von Brabant war Kammerbruder der Kammer: „das Buch" zu Brüssel; Erzherzog Philipp Bruder der Kammer „zum gentschen Balsam;" Prinz Wilhelm I. von Oranien war sogar Prinz der antwerpschen Kammer: „die Levkoje" (de violiere). Diese Levkojenkammer (mit dem Sinnspruch: uyt jonsten versaemt) war im J. 1400 gestiftet worden; aufser ihr bestanden in Antwerpen noch drei Kammern: Der Oelzweig (olyftak), die Ringelblume (goudsbloem), die Martagonlilie (lelieken van Calvarien). Der erste Landjuweel in Antwerpen war 1496, wozu sich 22 Kammern der benachbarten Städte einfanden. Die Preisaufgabe war: „Welches die gröfste Gnade sei, von Gott zum Heil der Menschen erzeigt?" Das Marienröschen (jenette bloem) von Lier gewann den Preis, nämlich drei silberne Kannen.

Dieser Abhandlung des Hrn. Visschers schliefst sich S. 146 unmittelbar an ein Zusatz von Hrn. Willems und eine chronologische Zusammenstellung von Nachrichten über die Kammern in Antwerpen bis zum Anfang des 18. Jahrhs. Sodann S. 417 eine kurze Geschichte der Rhetorykkamers von Gent von Ph. Blommaert. In Gent finden sich solche Kammern erst seit kurz vor Mitte des 15. Jahrhs., und es entstanden deren allmälig fünf. Die älteste war: die Quelle (fonteine); dann waren noch: die von St. Agnes, die: Maria zu Ehren, die von St. Barbara und endlich die Hauptkammer: Jesus mit der Balsamblume, welche Philipp der Schöne am 20. März 1492 stiftete. Die Gesellschaft der Quelle hat sich bis in die neuesten Zeiten erhalten, und ist 1820 neubegründet worden.

Nachrichten über zwanzig alte niederdeutsche Dichter bilden eine zweite hieher gehörige Abhandlung. Ein Bericht über die Entdeckungen Hoffmanns von Fallersleben in der Bibliothek von Valenciennes, welche dieser selbst und Willems unter dem Titel: *Elnonensia* im Jahre 1837 in Gent herausgegeben haben, (es sind hiervon nur 120 Exemplare gedruckt), kann als dritte hieher gehörige Abhandlung aufgezählt werden.

Ferner finden sich interessante Gedichte und Urkunden in flämischer Sprache mitgetheilt; wir führen nur auf: eine Urkunde vom 28. October 1320 von Johann III. wegens de scholen te Brussel; ein historisches Gedicht: de Leuvensche kampvechter ten jare 1326; ein für die Rechtsgeschichte höchst interessantes: oud formulier van de vlaemsche rechtspleging omtrent het jaer 1300; die Beschwerden und Verlangen der Flämmger, als sie dem Herzoge Johann von Burgund im J. 1405 als Grafen von Flandern huldigen sollten, mitgetheilt aus dem geluwen boek im Stadtarchiv zu Gent von Hrn. Blommaert; eine Anzahl interessanter alter Reimsprüche, mitgetheilt von Hrn. Willems; Stadtverordnungen von Brüssel von 1341 — 1354 mit erklärenden Anmerkungen von Willems; eine Abhandlung von demselben über Margaretha von Oestreich als Dichterin; ein Gedicht auf das Martyrium der heiligen Margaretha, Fragment eines alten Passionals, mitgetheilt von F. V.; ein höchst interessantes Wappenlied von Johann III. Herzog von Brabant, nebst erläuternden und einleitenden Bemerkungen von Willems; ene scone exempel van eenen joughen kinde ende van haren scoelmeester. — Auch historischen Argumenten in engerem Sinne sind einige Abhandlungen gewidmet: Nikolaes *Zannequin* von Lambin; *Maximilian* in Brügge im J. 1488 von F. A. Snellaert; über die Spottnamen der Bewohner einzelner flämischer Städte, namentlich warum die Yperlinge: *Kinder von Ypern* genannt werden, von Lambin; Notizen über die Unterdrückung des katholischen Gottesdienstes in Brüssel

*) Sie sind nun bereits erschienen, und werden wir später Veranlassung nehmen auf diese höchst interessante Publication zurückzukommen.

in den Jahren 1582 u. 1583. Endlich finden sich, außer einigen neueren Gedichten, auch eine Anzahl Bemerkungen über eigenthümliche Sitten, theils noch erhaltene, theils alte und einige sonstige Curiosa, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde.

Die zweite der vorliegenden Zeitschriften, in französischer Sprache herausgegeben, hat ihrem Inhalte nach einen weiteren Umfang und scheint mehr bestimmt zu sein, überhaupt wissenschaftliches Leben in Belgien zu pflegen; doch ist es ein ausgesprochener Zweck ebenfalls bei dieser Publication, obwohl sie sich selbst der französischen Sprache bedient, *eine belgische Nationallitteratur zu gründen.* Vollkommen stimmen wir den Worten des Prospectus bei: La littérature courante aujourd'hui en voque chez nos voisins, qui parle de tout et à tout propos, qui semble redouter de rien approfondir, dont la vie artificielle ne s'entretient qu-à force d'adresse et par une dépense d'imagination aussi abondante que stérile, qui torture des mots dans l'impuissance de remuer des idées, qui affecte de rajeunir la langue en la vieillissant, une telle littérature ne prendra jamais racine chez nous — wir wollen es als ein besonderes Glück für Belgien betrachten, dafs die französische Litteratur in den letzten Jahren eine Wendung genommen hat, welche den deutschen Sinn der Belgier nur beleidigen kann. Die Aufgabe, welche sich die Herausgeber der nouvelles archives gestellt haben, ist nun also, im Gegensatz der oberflächlichen und krankhaften französischen Tageslitteratur die ernsten, gründlichen Wissenschaften in Belgien zur Anerkennung zu bringen, und namentlich dahin gehörige Erscheinungen bei anderen Nachbarvölkern Belgien nahe zu bringen; in Beziehung auf belgische Publicationen aber ein unbestochenes wissenschaftliches Urtheil zu üben.

Man kann über die Lösung dieser Aufgabe im ersten Jahrgange der Zeitschrift im Ganzen nur seine Freude ausdrücken. Der erste Aufsatz: état de Rome sous ses derniers rois von Hrn. Prof. Moke ist eine historisch-statistische Erörterung im Wesentlichen auf dem Standpuncte der von Niebuhr gefundenen Fundamente. Ein zweiter Aufsatz von Hrn. Prof. Huet: le chancelier Bacon et le comte Joseph de Maistre gehört den Studien über Geschichte der Philosophie an, in denen wir uns kein Urtheil erlauben. Um so entschiedener können wir ein Lob aussprechen über den Artikel des Hrn. Prof. Lenz: recherches sur l'état moral de la Flandre au 14 siècle, indem derselbe kurz, aber schlagend eine Angabe über eine ungeheure Zahl von Ermordungen, die allein im Jahre 1378 in Gent vorgekommen sein sollten, berichtigt, und zeigt, dafs damals keinesweges eine so rohe und sicherheitslose Zeit war, wie sie von fast allen neueren Schriftstellern auf jene Angabe hin geschildert wird. „On nous répondra peut-être que c'est une faute de copiste ou d'impression. C'est possible. Qu'au lieu de 4 assassins on aît mis 14, puis 1400, puis 14000, et toujours par erreur, nous sommes disposés à le croire. Mais quand à l'appui de ces erreurs on invoque des témoignages respectables, après les avoir dénaturés, lorsqu'on parle *de documents du temps* et *de rapports des échevins*, qui n'ont jamais existé, ce sont là, ce nous semble, des fautes d'orthographe que l'honneur national commande de redresser."

Unmittelbarer mit Interessen der concretesten Gegenwart Belgiens hängt die Abhandlung des Herrn D'Hane zusammen: de la liberté d'enseignement et du jury d'examen; wogegen die Recension von Warnkönigs Staats- und Rechtsgeschichte Flanderns von Hrn. Prof. Lenz wieder in das Gebiet der Geschichte des Mittelalters führt. Die Richtigkeit der gemachten Ausstellungen einmal zugegeben, würde doch das, was die Geschichte der Niederlande den Arbeiten Warnkönigs zu danken hat, eine energischere Anerkennung fordern, als ihr hier bei allem Lob, was man nicht verweigern kann, zu Theil wird. Es scheint aber, als wenn neuerdings mehrfach belgische Gelehrte einer Stimmung in Beziehung auf die Arbeiten des Hrn. Prof. Warnkönig Raum gäben, die über dem Kleinen das Grofse vergifst. Auch Hr. de Smet scheint uns in dem avis, welches seinem Corpus der flämischen Chroniken vorausgeht, der Vorarbeiten Warnkönigs nicht in einem Grade der Anerkennung zu gedenken, wie es wohl der müfste, der zum gröfsten Theile selbst auf dem Fundament steht, was diese Vorarbeiten gelegt haben.

Das 2te Heft setzt in einem Aufsatze: Commerce de Rome sous ses derniers rois, die frühere historisch-statistische Abhandlung des Hrn. Moke gewissermafsen fort. Zwei Aufsätze von Hrn. Huet: Le christianisme considéré dans ses rapports avec la civilisation moderne und der zweite über: essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas, par L. F. Dehaut.

Bruxelles. 1836. gehören wieder dem Kreise philosophischer Erörterungen an; der Rechtsgeschichte mit ganz interessanten Mittheilungen aus dem älteren Recht der belgischen Lande gehört der Aufsatz von Laurent an: de la législation sur la contrainte par corps; derselbe wird im 4. Heft durch einen zweiten Artikel fortgesetzt. Höchst anziehend war Ref. speciell ein Aufsatz des Hrn. Prof. Lenz in diesem 2. Heft: Jacques van Artevelde. Situation de la Flandre à son avénement. Histoire des six premiers mois de son administration. Diese Arbeit stellt van Artevelde grofsen Theils in einem neuen, ehrenwertherem Lichte dar, als man ihn zeither betrachten konnte. Mit Beiseitelassung der Untersuchung über seine Herkunft und frühere Stellung wird sein öffentliches Leben zum Gegenstande der Betrachtung gewählt, und seine Geschichte von einer Reihe zugedichteter Angaben gereinigt. Es thut uns leid, dafs der Raum uns nicht erlaubt einen eigentlichen Auszug aus dieser höchst interessanten Abhandlung zu liefern.

Eine Abhandlung von Hrn. Huet: rôle de Henri de Gand dans l'histoire de la scolastique et de l'université de Paris, darf als ein sehr willkommener Beitrag zu der noch so wenig bearbeiteten Geschichte der Philosophie im Mittelalter bezeichnet werden. Unbedeutender, doch auch dankenswerth ist die Mittheilung von Hrn. Becart: une ancienne chronique Belge. Gegen einen Aufsatz des Hrn. Prof. Moke: des principales branches de la race germanique, dürfte vom Standpuncte deutscher historischer Wissenschaft einiges erhebliche einzuwenden sein; doch wird die Kritik durch die bescheidene Erklärung der introduction entwaffnet. Für die älteste Zeit, namentlich für die Nachrichten Cäsars und für die den Galliern angrenzenden deutschen oder angeblich deutschen Stämme glauben wir den belgischen Gelehrten Herrmann Müllers Marken des Vaterlandes (Bonn, 1837) nicht nachdrücklich genug empfehlen zu können, wie wenig Ref. auch sonst geneigt ist, die wildrankenden Triebe, die dies Buch auch enthält, in Schutz zu nehmen. Für die Erklärung der Namen Ingaevones, Iscaevones und Herminones eröffnet sicher Grimm's Mythologie den einzig richtigen Weg; und von solchen Etymologieen wie: Ingewohner, Ausgewohner und Herzgewohner wäre nun wohl völlig abzusehen, eben so wie von der Parallelisirung der sylva Hercynia und des Erzgebirges, und von der Ableitung des Namens Langobarden von Barde, angeblich: Spiefs. Das althochdeutsche Wort parta bedeutet nicht Spiefs, sondern: Haue, Beil; und *Hellebarde* ist nicht ein halber Spiefs, sondern eine *Helmparte* d. i. ein Beil, eine Haue, womit man Helme zerschlägt (Grimm, Gramm. III. 442.). Von den Cauchen, deren Trümmer unter den Friesen vorkommen, deren Landschaften zu einer Kriegswüste (Wigmodi) geworden sind, kann bei den Sachsen nicht die Rede sein. Die Angelsachsen unterscheiden das Volk, welches sie Hûcas oder Hûgas (d. i. Cauchen, Chauken) nennen *), und in friesischer Gegend wohnen lassen, recht wohl von den Sachsen. Für die Darstellung der fränkischen Völkergruppe dürften v. Ledeburs Arbeiten (Land und Volk der Bructerer (Berlin 1827) nirgends mehr übersehen werden. Das vierte Heft endlich bringt uns wieder zwei werthvolle historische Abhandlungen; eine von Gantrel-Rather, évêque de Vérone et de Liège, und eine zweite von Lenz über die Schlacht von Cassel (1328.). Aufserdem enthält es eine Recension von Moke über Möllers manuel d'histoire du moyen-âge und über Altmeyers précis de l'histoire ancienne; eine Abhandlung von Toussaint: le nombre des propriétaires fonciers diminue chaque jour dans les campagnes flamandes; explication de ce fait, und ein Paar uns weniger interessirende Anzeigen **).

Dies ist übersichtlich die Inhaltsangabe des ersten Jahrganges einer wissenschaftlichen Zeitschrift, welche sich, was Haltung und Gediegenheit anbetrifft, dreist allen unseren deutschen Zeitschriften von ähnlich allgemeiner Tendenz an die Seite stellen darf, sie durch das Geschick, womit sie redigirt wird, noch übertrifft und nicht blos für Belgien, sondern für die ganze gelehrte Welt die schönsten Ergebnisse verheifst. Uns hat besonders der Deutschland und deutschem Geistesleben verwandte Geist und Hauch, der das Ganze durchdringt, wohl gethan und wünschen wir dem Unternehmen auch in Deutschland alle die Anerkennung, welche es in Anspruch zu nehmen berechtigt ist.

Heinrich Leo.

---

*) Im Inlaut werden c und g im Angelsächsischen öfter verwechselt, so z B. kömmt dasselbe Wort in der Form cincan und in der Form cringan vor, und so in mehreren Fällen.

**) Zu der einen von diesen, der Ankündigung einer Preisfrage: Quelle part les Flamands et d'autres Belges ont-ils prise à la conquête de l'Angleterre par les Normands, à l'établissement des vainqueurs dans ce pays et aux guerres dont il devint le théâtre sous les rois Etienne et Henri II? — bemerken wir in Betreff der Anmerkung 1. auf S. 557, dafs die Flandrenses *lupi* (vëargas) wohl ohne Zweifel *verbannte* oder aus der Heimath freiwillig, um einer Strafe zu entgehen, *entwichene* Fläminge sind.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

LIII.

Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen von Ernst Raupach. (In acht Bänden). Hamburg, 1837. *bei Hoffmann u. Campe.*

Ein jeder Mensch kann fordern nach seiner Ehre behandelt zu werden. So wenig nun der sittliche Mensch darin eine Genugthuung finden könnte, wenn man nur den relativen Maafsstab, hergenommen aus seinen zufälligen Verhältnissen, oder aus der Vergleichung mit sittlich Verwahrlosten, an ihn legen wollte, sondern er, falls er von der menschlichen Würde überhaupt eine erhabene Vorstellung hätte, an das Forum des Sittengesetzes appelliren würde, eben so wird auch ein Gelehrter, oder Künstler, sich nur dann nach seiner Ehre behandelt glauben, wenn er nach einem absoluten Maafsstabe gemessen wird. Die gegenwärtige Kritik wird Hrn. Raupach nach seiner Dichterehre behandeln, überzeugt, ihm dadurch einen wesentlichen Dienst zu erweisen, indem ihm daran liegen mufs, über den Werth seiner Gaben und Früchte ins Klare gesetzt zu werden.

Nachdem Hr. Raupach seit einer Reihe von Jahren eine bunte Gallerie von Dramen aller Art zu Tage gefördert, und namentlich die Berliner Bühne, durch die ihm zugestandene freie Einfuhr seiner Produkte, fast ausschliefslich versorgt hat, nimmt derselbe durch einen *Cyclus von* 16 *historischen Schauspielen* den Charakter eines Nationaldichters für sich in Anspruch. Hr. Raupach hat nach seinem eigenen Geständnifs an dies Werk *sieben Jahre* seines Lebens gewendet. Wer die unglaubliche Schnelligkeit kennt, mit der Hr. Raupach Dramen seiner Phantasie entläfst, wird schon in dieser Angabe erkennen, dafs derselbe auf diese Werke einen ganz besondern Werth zu legen geneigt ist und man ihn als Dichter vorzugsweise nach ihnen beurtheilen solle. Zugleich hat derselbe laut der Vorrede, zum ersten Male in seinem Leben, ein Wort an das Publikum gerichtet, „weil man eine That nur dann richtig beurtheilt, wenn man die Absichten des Thäters kennt." Eine zu einladende Aufforderung, um nicht dem ästhetischen Bewufstsein nachzugehn, welches die 16 Hohenstaufen als Kanon begleitet hat.

Schon hier mufs der subordinirte Standpunkt der Aesthetik auffallen, auf dem sich Hr. Raupach befindet. Hr. Raupach hat nämlich „nach mehrjährigen Versuchen zu bemerken geglaubt, dafs die historischen Stoffe bei den Gebildeten den meisten Anklang finden und selbst bei den Mindergebildeten durch die Idee, das auf der Bühne Vorgehende sei doch eine wahre Geschichte, Theilnahme erregten." Daher habe er seine Thätigkeit vorzugsweise dem historischen Drama zugewendet. Hrn. Raupachs Neigung hat also weder in der Intelligenz, noch in dem unwiderstehlichen Triebe des Genius ihre Wurzel, sondern ist von den Beobachtungen, die er über den Geschmack des Publikums angestellt hat, abhängig. Hr. Raupach erstrebt dabei überhaupt einen *pädagogischen* Zweck.

Wir überliefsen uns noch vor Kurzem dem guten Glauben, aus der Aesthetik seien die didaktischen Zwecke längst verbannt. Hr. Raupach hat uns darin eines Andern belehrt. Denn in der That tritt uns der pädagogische Gesichtspunkt mit seiner ganzen Schulmeisterlichkeit und Pedanterie hier noch einmal entgegen und benimmt sich mit einer Unbefangenheit, die nur aus dem Wahne erklärlich ist, es sei aufser uns nichts vor sich gegangen, weil in uns Alles beim Alten geblieben; es habe sich in der Welt des Geistes nichts umgestaltet, weil wir während seiner rastlosen Bewegung geschlafen und geträumt haben. Hr. Raupach räumt nämlich ein Umbilden der Verhältnisse und Charaktere dem Dichter darum nicht ein, „weil dies eine Verfälschung der Geschichte sei, der lehrreichsten, ja nothwendigsten Wissenschaft, des wirksamsten Bil-

dungsmittels, das wir besitzen, eine um so gefährlichere Verfälschung, da sie durch das Gewand, in dem sie erscheint, mächtiger wirkend, als die Wahrheit, diese leicht verdrängt und sich selbst als Wahrheit in den Glauben der Menschen stiehlt." Also hat, nach Hrn. Raupach, der Dichter für den Riſs zu stehn, wenn Jemand nach der Anschauung eines Dramas ein anderes Bild von einer geschichtlichen Person gewinnt, als die Geschichte uns giebt! Gewiſs würde auch das Bewuſstsein eines leidlichen Tertianers, dem der Vorwurf gemacht würde, geschichtliche Verhältnisse unrichtig aufgefaſst, Begebenheiten verschoben zu haben, die Entschuldigung abweisen, er habe es aber gestern so bei Hrn. Raupach auf der Bühne gesehn; ja er möchte wohl eher den Vorwurf einer Unachtsamkeit auf sich nehmen, als sich mit der Berufung auf ein historisches Drama salviren. Hr. Raupach kennt, wie aus den angeführten Worten hervorgeht, keine andere Wahrheit, als die *faktische*. Diese darf, um Gotteswillen, von der Poesie nicht getrübt werden, denn das lügenhafte Bild des Dichters könnte sonst die faktische Wahrheit der Geschichte verdrängen. Hr. Raupach stellt sich die menschliche Natur seltsam organisirt vor. Wenn sich uns durch die Poesie das Bild einer geschichtlichen Individualität eingedrückt hat, so würden wir also die wirkliche geschichtliche Figur gar nicht mehr davon trennen können, es würden uns unbewuſst beide immer in einander rennen. Die Besorgniſs und die Zärtlichkeit für die Fixirung des geschichtlichen Faktums liegt ja allein diesem Räsonnement zum Grunde. Auch selbst in einer sehr konfusen Natur würden sich wohl schwerlich der geschichtliche Don Karlos und der Don Karlos des Dichters so durcheinander wälzen, daſs in dem Momente, wo ein Mensch den geschichtlichen festhalten wollte, ihm der poetische immer ein Bein unterschlüge. In wessen Glauben sich aber, nach Hrn. Raupachs Ausdruck, wirklich das dichterische Bild so ganz als das historische unterschiebt, daſs er das letztere gar nicht mehr wieder finden kann, um den haben, mein' ich, weder Geschichte noch Poesie sich zu grämen, und wir überlassen ihn billig ganz sich selber.

Und welch' eines Arguments bedient sich Hr. Raupach, um seine Behauptung zu unterstützen? „*Was würde man*, heiſst es, *von dem sagen, der in die Biographie eines lebenden, oder jüngst verstorbenen berühmten Mannes absichtlich Lügen einzuflechten wagte?*" Den, Hr. Raupach, würden wir als einen Mann bezeichnen, der sich dadurch eben so unfähig gezeigt habe, ein wahrhaftiges Bild eines bedeutenden Menschen wieder hervorzurufen, als der Dichter, welcher die Rolle des Biographen übernehmen will und die poetische und empirische Wahrheit bunt durcheinander würfelt. Wie sehr sich aber Hr. Raupach in diese so ganz verkommene Vorstellungsweise eingenistet, beweist, daſs er im Folgenden gar das Urtheil der Welt über geschichtliche Charaktere von der Art und Weise abhängig macht, wie sie der Dichter gestaltet hat. „Denn, ruft Hr. Raupach aus, sollte etwa darum dem Dichter die Umprägung eines Charakters erlaubt sein, weil der Held einer Tragödie seit Jahrhunderten todt ist? Wer sich einmal einen Namen in der Geschichte erworben hat, der ist nicht todt; er lebt und hat entweder ein immerwährendes Recht auf die Liebe und Hochachtung der Menschen, oder er verdient immerwährend ihren Tadel, ihre Verachtung; ihm jene zu entziehn, oder ihn vor dieser zu schützen, dünkt mich gleich unredlich und unrechtlich." Ganz richtig, sobald überhaupt Jemand durch ein Drama Geschichte lernen und das Gelernte für Geschichte ausgeben und behaupten will. Solche Naturen kann Hr. Raupach allein vor Augen gehabt haben. Denn wer bereits sich durch Studien ein Bild der geschichtlichen Verhältnisse und der leitenden Individuen gemacht hat, der wird dies doch wohl durch ein Drama nicht mit einem male einbüſsen, sondern es wird ihm dann vor der Seele stehen, wenn er es braucht, und wenn er sich in der Wirklichkeit auf die geschichtliche Wahrheit zu berufen hat. Wer aber ganz baar und blank an geschichtlichen Kenntnissen vor ein dramatisches Gemälde tritt, nimmt dies auch eben als eine Schöpfung der freien Phantasie auf, welche er ganz ungehindert in sich walten läſst. Es wäre also nur die Besorgniſs vorhanden, daſs ein solcher, wenn er einmal die geschichtlichen Verhältnisse kennen lernte, sein poetisches Bild unverrückt festhielte und immerfort als Maaſsstab an die Wirklichkeit mit hinzubrächte. Solchen tölpelhaften Subjekten soll also der Dichter zu einem Schulmeister dienen, der ihr albernes Urtheilen von der Geschichte abhält?

Es war wahrlich keine zu hohe Forderung für Jemand, der in unserer Zeit 16 historische Schauspiele

geschrieben und dabei sich wohl schwerlich beruhigen wird, einen Standpunkt gewonnen zu haben, den *Aristoteles* bereits in seiner Poetik (Cap. IX.) in so tiefsinniger Weise bezeichnete, wenn er sagt, dafs die Poesie mehr philosophischen Gehalt habe, als die Geschichte, weil der Dichter nicht das Geschehene darstelle, sondern das unter gewissen Bedingungen Mögliche, weil die Poesie auf das Allgemeine hingehe, die Geschichte aber auf das Besondere. Dies Allgemeine ist aber grade das innerlich Nothwendige, was die Poesie hervorruft und erstrebt, indem sie den Ideen gewisse Namen hinzufügt, die sie also zu Trägern derselben macht. (Vgl. Lessings Dramaturgie 1, 246. und die gröfstentheils sehr befriedigende Auffassung der Aristotelischen Stelle in Müllers Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten 2. p. 48 u. s. f. und 2. p. 114 u. s. f.) Dasselbe Verhältnifs der Poesie zur Geschichte, was Aristoteles in der von uns dem Sinne nach wiedergegebenen Stelle angedeutet, hat der gröfste deutsche Dichter neuerdings mit einer offenbar absichtlichen Kühnheit, den schwachen Gemüthern gegenüber, dahin ausgesprochen: „*Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm seine sittliche Welt darzustellen und er erweist zu diesem Zwecke gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen.*" (Goethe bei Gelegenheit des Grafen Carmagnola von Manzoni. W. 38. p. 265; vgl. des Referenten Abhandlungen zur Philosophie der Kunst 1. p. 4 u. s. f.). Diese Zusammenstellung genügt, um die Armseligkeit des dichterischen Standpunktes des Hrn. Raupach hervorzukehren, den ausführlicher zu bekämpfen, Referent um so überflüssiger hält, als er von dem wissenschaftlichen Bewufstsein bereits längst verlassen worden ist. Aber es war nothwendig, ihn für die Beurtheilung der künstlerischen Thätigkeit des Hrn. Raupach, in seiner ganzen untröstlichen Bestimmtheit zur Stelle zu schaffen, weil der Verf. selbst ihn mit einer solchen Harmlosigkeit behauptet.

Wie aber im Leben oft das Handeln der Menschen besser ist, als ihr System, so könnten auch wohl bei einem wirklichen Dichter die Produkte seiner Phantasie die Dürftigkeit seiner Reflexion widerlegen und sein ästhetisches Bewufstsein weit überflügeln. Leider sind wir nicht so glücklich in Hrn. Raupachs Hohenstaufen eine solche Differenz des künstlerischen Instinkts und der Reflexion zu finden. Dichten und Denken, That und Absicht stimmen so wunderbar überein, dafs man Hrn. Raupach wenigstens die Konsequenz zugestehn mufs, auch in keinem unbewachten Augenblicke des Dichters über seine Theorie hinausgekommen zu sein, sondern in seinen geschichtlichen Schauspielen den beredtesten Kommentar zu seinem ästhetischen Bewufstsein gegeben zu haben. — So wenig, nach Aristoteles, (Poetik cap. IX.) der Dichter und der Historiker sich durch die gebundene und ungebundene Rede von einander unterscheiden, und des Herodot Geschichte in Verse gebracht, nichts desto weniger Geschichte bliebe und nimmermehr zur Poesie würde; so nimmt auch den Hohenstaufen des Hrn. Raupach Nichts den Charakter *versificirter Geschichte.* Wir verwahren uns aber bei diesem Urtheil sogleich vor der Deutung, als ob Hr. Raupach eine wirkliche Geschichte, d. h. eine Entfaltung des Weltgeistes dargestellt habe, in der die historischen Individuen die Träger von Ideen sind. Aus einem wahrhaften Geschichtschreiber weht uns vielmehr ein ganz anderer Geist der Zeit an, welche er entwickelt, in ihm offenbart sich eine ganz andere Kraft und Lebendigkeit der Zustände und Charaktere, als in Hrn. Raupachs Hohenstaufen. So weit ein wirklicher Dichter, wie Shakespeare in seinem Cyclus historischer Dramen an Intensität der Anschauung, Lebendigkeit und Offenbarung des substanziellen Gehaltes der Geschichte jedweden Historiker überragt, weil er, so zu sagen, das Ewige von dem Zeitlichen so ganz rein abzulösen und in unverlöschlichen Zügen auszuprägen vermag; eben so weit läfst ein geistreicher Historiker in Auffassung, Anschaulichkeit, Energie der Darstellung die versificirte Geschichte des Hrn. Raupach hinter sich zurück.

Die Dramen des Hrn. Raupach haben, verglichen mit einer wahrhaften Geschichte, vielmehr den Charakter von Annalen, in denen die Begebenheiten an einen ganz äufserlichen Faden aufgereiht werden. So fallen denn auch bei Hrn. Raupach die Verhältnisse nicht selten völlig auseinander und zerbröckeln sich in trockene, ganz zufällig neben einander gestellte Fakta, denen ein springender Einheits-Punkt durchaus fehlt. Als Beleg für diese Behauptung mag etwa Heinrich VI. und die Welfen dienen. Wer darin einen zu dramatischer Lebendigkeit entfalteten Gegensatz der ghibellinischen und welfischen Interessen zu finden hofft, ein

anschauliches Bild wirklicher grofser Konflikte, welche auf eine höhere Lösung in den folgenden Tragödien hinweisen, irrt sich gänzlich. Die Fakta reihen sich vielmehr ganz zufällig an einander, ohne dafs eine innere Verwandtschaft und ideale Bezüge ihre Zusammenstellung irgend rechtfertigten.

Nach einem Vorspiele, worin Kaiser Heinrich VI. und Philipp von Frankreich gegen die Welfen und Plantagenet einen Bund schliefsen, fällt das Auftreten König Richards in Wien und seine Gefangennehmung durch Leopold von Oestreich den gröfsten Theil des ersten Akts. Es gehört zu der eigenthümlichen Kunst des Hrn. Raupach Zustände zu zeichnen, dafs er uns König Richard nach seiner ausdrücklichen Vorschrift *nach mehrmaligem Gähnen* also redend einführt:

O lange Weile, du verwünschter Kobold,
Dich hat der Teufel in die Welt geschickt!

Wie malt hier ein einziger Pinselstrich den ganzen Menschen; mit welch geringem Aufwand von Mitteln ist hier ein Bild der langen Weile gegeben! Den zweiten Akt füllt die Bewerbung des Königs von Frankreich um Agnes von Hohenstaufen, sein Gesuch ihm Richard auszuliefern und des Letztern Verhör vor dem Kaiser aus.

Des dritten Akts erste Hälfte macht sich wieder mit dem König Richard zu schaffen. Die Scene desselben mit Herzog Konrad soll nach des Verfs. Intention Richards Wildheit malen; aber dies geschieht in so groben Zügen, mit so dick aufgetragenen Farben, dafs wir nur einen brutalen Kerl hören, bei dem an die Stelle der Kühnheit und des verachtenden Trotzes eines ritterlichen Königs die Rohheit getreten, die uns aber nicht etwa durch eine gewisse Gewalt des Ausdrucks entschädigt. Wir wenigsten können, ohne einer Zimperlichkeit beschuldigt zu werden, das Urtheil Richards, das er gegen Herzog Konrad über den Kaiser ausspricht, nur roh und unpoetisch finden. Konrad sagt von seinem Bruder: „er lacht und weint, er liebt und hasset nicht, er rechnet nur." Richard ewidert:

„Wifst ihr warum? *Er trinkt den Wein mit Wasser*
Und hat 'ne alte Frau, und ist ihr treu."

Der zweite Theil des dritten Akts giebt uns das Geständnifs von Agnes Liebe, das sie gegen ihre Mutter ausspricht, und führt uns den Welfen Otto an den Hof. Dann eröffnet plötzlich, *ohne alle Vorbereitung*, der berühmte und grofssinnige Antrag des Kaisers die Krone in seinem Hause erblich zu machen, den vierten Akt des Dramas, ohne dafs dieser so wichtige Gedanke in irgend eine innere Beziehung zur vorhergehenden und nachfolgenden Entwickelung gesetzt wäre. Aber die Geschichte erzählt ihn, also mufs er, nach Hrn. Raupach, auch neben andern seine Stelle haben, es wird sich schon ein Plätzchen dazu finden. Die heimliche Vermählung der Agnes mit dem jungen Welf, die maafslose Wuth des Kaisers, als er den Abschlufs der Ehe erfährt und seine Plane dadurch gekreuzt sieht und eine plötzliche Umkehrung desselben zur Ruhe und Versöhnung füllen den Rest des Dramas, ohne dafs sich irgend wie aus diesen ganz parallel laufenden Verhältnissen, der Gefangenschaft und Lösung König Richards, des heimlichen Bündnisses der Agnes mit dem jungen Welf und des Antrags des Kaisers die Krone erblich zu machen, nur ein Anklang an einen Gedankengegensatz, und an eine andere, als jene ganz äufserliche und faktische, durch ein Faktum herbeigeführte Versöhnung hervorhöbe. Dieses völlige Auseinanderfallen aller Verhältnisse, die Auflösung innerlicher Bezüge in nackte Fakta, wenn nicht etwa die Geschichte selbst mit den schärfsten Zügen und auf die handgreiflichste Weise eine tiefere Beziehung, einen erschütternden Gedankenkampf aufgedrungen hat, macht durchweg einen Grundzug in der Raupachschen Komposition, welche daher freilich gröfstentheils das wirklich Zusammenhängende, das innerlich Verwandte decomponirt und zerstört. Es hat sich uns bei der aufmerksamen Lesung der 16 Hohenstaufen die Ueberzeugung mehr und mehr befestigt, dafs, sobald nicht die Geschichte dem Hrn. Raupach die Zustände, Verhältnisse und Konflikte so dramatisch präparirt und zugeschnitten hat, dafs er nur zuzugreifen und die Geschichte gleichsam abzuschreiben hat, sich die ganze Dürftigkeit künstlerischer Komposition, der Mangel an schöpferischer Kraft und Gestaltungsfähigkeit, ja oft die völligste Rathlosigkeit mit siegreicher Gewalt aufdringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen von Ernst Raupach.

(Fortsetzung.)

Wenn also z. B. Hr. Raupach den Moment darstellt (Friedrich und Alexander Akt 3. Auftritt 4), wo Barbarossa den kühnen Vasallen, Heinrich den Löwen, beschwört, ihn im Kampfe mit dem Lombardenbunde zu beschützen, und der weltliche Herrscher der Christenheit im Gefühle seiner Noth sich bis zum Fufsfalle vor dem übermüthigen Welfen erniedrigt, und dieser sich in stolzer Selbstgenügsamkeit an diesem Anblick weidet und doch trotzig auf seiner Weigerung beharrt, so, sage ich, ist hier Alles von der Geschichte selbst schon so dramatisch zugespitzt, dafs das Erschütternde der Situation auch selbst bei Hrn. Raupach seine Wirkung nicht verfehlen kann.

Dagegen treffen wir auf grofse geschichtliche Situationen, deren Gedankenschwere wieder von Hrn. Raupach gar nicht zu dramatischer Lebendigkeit und Tiefe hat verarbeitet werden können, und wo die Wirklichkeit die poetische Darstellung weit überragt. Wir erinnern nur, der Zustimmung der Leser gewifs, dabei an die Zusammenkunft Friedrich Barbarossas mit Alexander III., dem grofsen Kirchenfürsten, zu Venedig, in: Friedrich und Alexander (Akt 5. Auftritt 5) und an das grofse Kirchenconcilium zu Lyon in: Friedrich II. vierter Theil (Akt 1. Auftritt 5). Was hat Hr. Raupach aus jener ersten gigantischen Situation gemacht, wo die Kirche, von dem geistig mächtigen Alexander III. vertreten, über den kühnen und grofssinnigen König endlich triumphirt und dieser sich der unsichtbar die Gemüther zusammenhaltenden Macht der Kirche beugen mufs, wo der Kaiser es an sich selbst erfährt, wie auch der geistig mächtigste Mann erliegt, wenn er gegen eine Welt ankämpft, die ihren Halt im Glauben der Gemüther hat. Während in der Geschichte der Pabst Alexander den Kaiser vor der Thür der Markuskirche feierlich erwartet, der Kaiser, von grofsem Gefolge begleitet, das Knie vor dem Pabste beugt, dieser ihn dann in die Kirche geleitet, ihn vor dem Altare segnet und ein Tedeum die Versöhnung der beiden ersten Männer der Zeit verkündet, während die Geschichte schon alle dramatischen Elemente vollständig heraufbeschworen hat, entkleidet Hr. Raupach diese Scene aller Hoheit und schrumpft sie in eine spiefsbürgerliche Unterredung zusammen, in der der Pabst damit beginnt, dem Kaiser einige Artigkeiten über seine Frau Gemahlin zu sagen, die wahrscheinlich den alten Herrn für die unbehagliche Lage entschädigen sollen, in der er sich jetzt befindet. Der Kaiser freut sich denn auch dieses Lobes, als guter Ehemann, nicht wenig und versichert zugleich, dafs auch der Pabst auf die Frau Gemahlin einen ganz besondern Eindruck gemacht habe.

„Jedoch, Herr Pabst, ich bin nicht eifersüchtig."

In diesem Style werden denn auch natürlich die absoluten Interessen behandelt, indem jeder der beiden Männer sich in abgestandenen, ganz trivial ausgedrückten Reflexionen ergeht, wobei denn unter andern dem Kaiser die erbauliche Betrachtung entwischt:

Es ist beinah' zuviel, dafs zweien Menschen
Der Völker Schicksal übergeben ist.

welche noch lustiger vom Raupachschen Pabste durch die Worte: „*Es ist sehr viel*" bestätigt wird. Diese beiden Leute haben freilich nicht unrecht, wenn sie in einem vertrauten Augenblicke sich einmal gegenseitig ihre bedientenhaften Gesinnungen eingestehn, und sie ein Gefühl ihres Mifsverhältnisses mit dem, was sie sein sollen, überrascht.

Nun ist es aber doch wirklich possierlich, den Kaiser, der sich so eben dem Pabste gebeugt hat, in vertraulicher Unterredung mit demselben so zu seinem eigenen Vergnügen wieder die ganze Stellung der

geistlichen Gewalt und ihres Verhältnisses zur Weltlichkeit anzweifeln und bekritteln zu hören. Der Pabst hat dem Kaiser das Verhältnifs der weltlichen und geistlichen Gewalt durch ein Gleichnifs begreiflich zu machen gesucht, in welchem die Majestät mit dem Verstande, die Kirche mit dem Gewissen verglichen wird. Dem Kaiser gefällt dies Gleichnifs, nur fragt er den Pabst auf sein Gewissen:

„Glaubt ihr von Euch, dafs ihr nicht irren könnt?"

Man fühlt es dem ganzen Manne an, wie viel er sich auf diese pfiffige Frage zu Gute thut, die am Ende wohl gar den Pabst in Verlegenheit setzen müsse. Als nun der Pabst den Frager mit der Antwort abweist, dafs er wohl im Menschlichen, doch nie im Göttlichen irren könne, weil hier der heilige Geist schaffe, ist es mit des Kaisers Weisheit zu Ende. Er sagt:

So mag es sein, doch mufs ich Euch gestehn,
Dafs ich es nicht begreife, und ich fürchte
Nie wird der Kaiser kommen, der's begreift.

Wenn sich nicht schon Jedem das Widersinnige einer so gehaltenen Unterredung aufdringt, wo der Kaiser, um sich vor sich selber etwas zu Gute zu thun, unter vier Augen den Räsonneur spielt, während er doch vor der Welt diese Macht eben hat anerkennen, und ihre Versöhnung suchen müssen, so hat Hr. Raupach durch die Geistlosigkeit der Fassung dafür vollständig gesorgt.

Es mag von dieser und unzähligen Stellen der Hohenstaufen die Bemerkung gelten, dafs, wenn Hr. Raupach in seiner Vorrede vom Dichter fordert, er solle die Stunden überspringen, wo die Geschichte, wie zuweilen Vater Homeros, schlummert, er grade in das Entgegengesetzte gefallen ist, nämlich da oft zu *schlummern*, wo die Geschichte am meisten *wacht*. Im Leben kann und wird auch ein grofser Mann in unbewachten Augenblicken sich bisweilen zu beschränkten Aeufserungen, ja wohl zu einer Trivialität verirren, weil er nicht in jedem Augenblicke der Idee, die ihn bewegt, entsprechen kann, weil die Erscheinung und der Gedanke einander nicht absolut decken. Er hat aber auch, so zu sagen, Zeit genug sich von dieser Schlacke der Endlichkeit im nächsten Augenblicke zu reinigen. In der Kunst sollen aber die Gestalten *in jedem Augenblicke bedeutsam sein*, da hat in der That der Mensch keinen besondern Spielraum, eine thörichte, bedeutungslose, oder triviale Aeufserung wieder gut zu machen, die Minuten sind kostbar. Hier wird ihm also Alles zugerechnet, weil Alles bedeutend sein soll. Daher ist es aber auch des Künstlers Aufgabe, die Gestalten in die Fluthen zu tauchen, aus denen sie, unzugänglich den Anfechtungen unserer irdischen Natur, hervorgehn. Wenn aber gar umgekehrt, schon die in der Wirklichkeit grofsen, erhebenden Momente, in welche gleichsam eine Welt von Anschauungen zusammengedrängt ist, wenn diese von dem Künstler verflacht, oder gar verzerrt werden, dann steht es um seinen Dichterberuf gewifs sehr mifslich.

Ganz so schlimm, wie dieser Unterredung, ist es dem Concil von Lyon nicht ergangen, weil hier die Geschichte schon Alles so darbot, dafs es nur wörtlich aufzunehmen war, wie dies Hr. Raupach auch zum Theil gethan hat. Deshalb hat Hr. Raupach aber durchaus kein grofsartiges Bild dieser gewaltigen Versammlung gegeben, und namentlich diesen Akt durchaus zu keinem wahrhaft dramatischen Gemälde entfaltet, worin durch das Organ der Poesie die geschichtlichen Verhältnisse wiedergeboren wären. Wie dürftig erscheint die Darstellung dieser Versammlung, verglichen mit der poetischen Kraft und idealen Lebendigkeit, mit der Schiller im Demetrius den Reichstag von Krakau versinnlicht hat, in dem die geschichtlichen Verhältnisse und nationalen Elemente durchaus treu und doch ganz durch das Organ der Phantasie vor uns enthüllt werden und uns fortreifsen. Und welch' andern Gehalt bot doch dagegen noch die Kirchenversammlung von Lyon dar! Was würde ein Dichter, dem das Pathos des Gedankens zu Gebote steht, hieraus für eine Welt geformt haben!

Wie wenig ist es überhaupt Hrn. Raupach gelungen, ein wahrhaftes Bild der geistlichen und geistigen Gewalt der Kirche zu geben, dieser Macht, an der doch die ihrer Zeit vorauseilenden Hohenstaufen recht eigentlich zerschellen. Man hört, wenn nicht etwa die geschichtlich beglaubigten Ausdrücke den Repräsentanten der Kirche in den Mund gelegt werden, in der Regel den Mann des neunzehnten Jahrhunderts durch, der durch die ganze Färbung zu erkennen giebt, wie er eigentlich ganz aufserhalb dieses Standpunktes steht und begierig jede Gelegenheit ergreift, die Kirche in ihren Vertretern herabzusetzen. Eine wirkliche Ent-

äusserung des protestantischen Bewufstseins und der modernen Reflexionsbildung, worauf es doch hier ganz besonders ankam, und worin sich wirklich eine dramatische Vertiefungs-Fähigkeit in fremde Zustände bewähren konnte, wird hier durchaus vermifst. Denn nicht das einzelne Wort, was einem Priester, der Geschichte getreu, in den Mund gelegt wird, bringt die konkrete Anschauung jener Zeit und ihrer Interessen hervor, sobald dies nicht ein organisch auf dem Boden Gewachsenes ist, sobald es nicht beredt als Zeugnifs eines lebendigen Geistes zu uns spricht. Bei Hrn. Raupach machen uns, und hier berufen wir uns auf das gesunde Bewufstsein der Leser, fast alle, die Kirche in ihrer Energie, in dem Bewufstsein ihrer Macht und Bedeutung charakterisirende Aeufserungen den Eindruck von Redensarten, welche nur mechanisch von den einzelnen Figuren eingelernt sind.

Aber Hr. Raupach ist besonders unglücklich, wenn er den Zustand der Kirche in seiner Schattenseite zu zeichnen unternimmt. Hier trifft ihn der schon oben in anderer Beziehung ausgesprochene Vorwurf, die Farben ganz roh aufgetragen zu haben. Hr. Raupach hat in der Geschichte von der Habsucht und Sittenlosigkeit einzelner Päbste und Kardinäle gelesen; diese Züge dürfen nicht fehlen. Sie scheinen ihm zu einem geschichtlichen Gemälde zu gehören. Dies wird uns unter Andern an Pabst Innocenz IV. und an dem Kardinal Gregor von Montelongo veranschaulicht (Friedrichs II. Tod Akt 2. Auftritt 5. und Akt 3. Auftritt 4). Man kann kaum etwas Plumperes lesen, als die erste der gedachten Scenen, in denen sich Kardinal Gregor und Pabst Innocenz so recht unumwunden einander in gemeiner, gaunerhafter Gesinnung überbieten. Jeder wirft dem Andern seine Habsucht und Heuchelei vor und läfst dabei einen Schmutz der Seele sichtbar werden, der einer dramatischen Darstellung dieser Zeiten um so unwürdiger ist, als die Kirche grade triumphirt, und doch selbst ausgemachte Gauner ihre Infamien einander einzugestehn scheuen. Als Beweis aus der gedachten Scene, die man übrigens zum Beleg unserer Auffassung wörtlich abschreiben müfste, nur dies. Pabst Innocenz sagt dem Kardinal: Ich will Dir Geld geben, so viel ich irgend nur *erraffen* kann. Der Kardinal erwidert:

Wenn nichts mehr fruchten will, hochwürd'ger Bruder,
So zünde Deine Kleiderkammer an,
Und bettle bei dem Klerus auf den Brand.
Innocenz: Das Wort ist frech, doch gut ist der Gedanke.

Die zweite oben citirte Scene giebt ein Seitenstück zu dieser. Nachdem *Charitas*, Priorin eines Klosters von Parma, das Volk zum Hafs gegen den Kaiser fanatisirt hat, entwickelt sich zwischen Kardinal Gregor und der Charitas eine Scene, die stellenweise auch in einem Bordell aufgeführt werden könnte. Von Vielem nur Eins. Charitas sagt: Sie hasse diesen Kaiser, wie die Sünde. Gregor erwidert:

Nicht doch, Du süfse Domina, Du hassest
Die Sünde nicht, die oft so lieblich ist.

Wer wird in Abrede stellen, dafs es sittenlose Kardinäle gegeben, aber welcher Mann von poetischem Takt wird mit dem Schmutz des Lebens die Darstellung einer Zeit beflecken, welche doch wohl andere Seiten des Lebens zur Sprache zu bringen hat. Wenn Hr. Raupach meint, durch einen lüderlichen Kardinal, dem er beliebig schamlose Reden in den Mund legt, den Wurm der Kirche bezeichnet zu haben, so ist die Naivität eines solchen Bewufstseins wahrlich nicht zu beneiden.

Das bisher Erörterte zeigt uns Hrn. Raupach als Dichter unfähig, den gigantischen Stoff zu bewältigen und dem Gewicht der Geschichte nachzukommen. Wären uns nicht so enge Grenzen gesteckt, so würden wir dies noch in einer Reihe von Beispielen nachweisen, wozu namentlich alle Volksscenen einen reichen Stoff darbieten. Das Charakteristische ist immer, dafs das Volk als durchaus bornirt und in das Wüste hinschwelgend erscheint, ohne ein Gefühl dessen, was vorgeht. Es benimmt sich etwa, wie ein Pöbelhaufen, der sich um einen in die Wache geführten Handwerksburschen sammelt und von einem tüchtigen Gensdarmen zerstreut wird. In: Friedrich und Mailand war dem Vf. besonders Gelegenheit gegeben, die Energie des Volks in den italienischen Republiken, welche auf dem wahrhaften Selbstgefühle einer freien, selbsterrungenen Existenz ruhte, mit kühnen Zügen zu zeichnen. Hier zeigt er uns aber das armseligste Gesindel, dessen Leiter sich mit einer so brutalen Prahlhaftigkeit benehmen, dafs man inne wird, der Verf. habe auch keine Ahnung gehabt von dem Sinn eines Kampfes, in welchem sich der kühne Geist der blühenden Republiken gegen die Herrschaft eines ihrem Leben durchaus

fremdartigen Mannes erhebt, und zwar für den Augenblick erliegt, aber durch den glorreich errungenen Frieden von Konstanz dem stolzen Kaiser doch die Anerkennung einer Macht aufzwingt, welche durch Handel und Industrie und durch das dadurch erzeugte Bedürfnifs der Civilisation zu einem höhern politischen Bewufstsein gelangt war, wofür es auch Gut und Blut einzusetzen, die Kraft hatte. Mit welcher Meisterschaft hat nicht dagegen Goethe die Volksscenen im Egmont behandelt, wo uns in jedem Zuge das Selbstgefühl eines Volks entgegentritt, und wie individuell ist doch auch Alles wieder gefafst!

Wir sind schon in Obigem einzelnen Charakterzügen begegnet, welche uns eben kein glänzendes Zeugnifs für die dichterische Auffassung und Gestaltungs-Fähigkeit des Hrn. Raupach in der Darstellung der Individualitäten gaben. Leider müssen wir die Ohnmacht des Hrn. Raupach, scharf ausgeprägte Charaktere, wirkliche, ganze Menschen zu schaffen, in den Hohenstaufen als eine *durchgreifende* aussprechen. Weil, wie wir gezeigt, Hr. Raupach nur da, wo er die Geschichte abzuschreiben hat, diese nicht ganz abtödten kann, so wird sich das totale Unvermögen in der Charakterbildung auch am meisten kund geben, wo Hr. Raupach auf sich selbst gewiesen ist, und die Geschichte ihm entweder nur die allgemeinsten Umrisse dargeboten, oder er gar die Gestalten fast nur aus seiner Phantasie hat formen müssen. Daher sind denn auch die Frauen und idealern Jünglingsnaturen theils ganz schwächliche, kraft- und farblose Geschöpfe, theils schlagen sie, namentlich einzelne Frauen, ganz grundlos in Wildheit, Verzweiflung und Verrücktheit um, theils sind ihnen auch die allgemeinen Züge, welche uns die Geschichte überliefert, auf eine ganz rohe Weise, wie eine uns anschreiende Etikette, aufgeheftet. Für jede dieser Behauptungen einen hinweisenden Beleg.

Es hat Hrn. Raupach von dem Anstande eines tragischen Dichters unzertrennlich geschienen, in einer Reihe von 16 Schauspielen auch einige in wüthende Verzweiflung und Wahnsinn gerathende Gestalten aufzuführen, etwa wie es bei Vornehmen zum guten Tone gehört, im Gefolge ihrer zahlreichen Dienerschaft Mohren zu haben. Wie man nun wohl in Ermanglung wirklicher Mohren bisweilen selbst zur Umwandlung ehrlicher Weifsen seine Zuflucht nimmt, so hat denn auch Hr. Raupach ganz gewöhnliche Naturen plötzlich in Megären und Verrückte umgewandelt, ohne dafs eine innere Nothwendigkeit auf ein solches Resultat irgend hinwiese. Mit einem Worte, es fehlen diesen Gestalten alle poetischen Bedingungen zu einer solchen Umwandlung; sie gehören daher auch in diesem Zustande nur einer ärztlichen, aber keiner poetischen Behandlung an. Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen Umschlagens giebt uns die *Ursina*, Borros Frau, in: Friedrich und Mailand. Was sehn wir von dieser Dame, ehe sie sich wie eine Verzweifelte geberdet und die Prätension macht, uns dadurch erschüttern zu wollen? Sie erscheint uns vorher in einer einzigen Scene mit ihrem Manne, (Akt 3. Auftritt 1.) dem sie zunächst Vorwürfe macht, dafs er sich wieder von seinem Freiheitsschwindel habe hinreifsen lassen, und dem sie zugleich das Prognostikon stellt, dafs der Hunger doch Alles zwingen werde. Nur darin hat sie recht, wenn sie den Borro, den eigentlichen Helden der Mailänder, einen *Prahler* nennt. Nachdem sie ihn nun hübsch herunterkapittelt hat, löst sich diese Predigt in eine Charmirscene auf, worin sich diese Frau mit der Schalkhaftigkeit einer Putzmacherin nimmt, indem sie dem um einen Kufs bettelnden Manne, nachdem sie sich ein wenig geziert, mit den Worten: „*Ach du Unart*" das Erbetene reicht. Diese Frau sehn wir nicht eher wieder, als bis sie — *der Hunger toll gemacht hat.* So kammermädchenartig sie sich in der gedachten Scene bewegte, so ungebordig nimmt sie sich, wenn sie als Megäre für sich und ihre Kinder nach Brod schreit. Es zeugt von dem guten Geschmack des Hrn. Raupach, von dieser Person die an die Bürger gerichteten Worte zu vernehmen: Mehl und Wasser gab dem Knäblein nicht Kraft genug.

„Da hab' ich schon
Zweimal — seht her! die Ader mir geöffnet,
Und aus ein wenig Mehl und meinem Blute
Ihm einen Brei gekocht."

Darauf schreien Alle, hoffentlich vor Ekel, entsetzlich auf, und die Frau Ursina zieht, nachdem ihr diese Scene doch ein Brod eingebracht hat, ab. Dergleichen wagt uns Hr. Raupach für Poesie auszugeben!

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen von Ernst Raupach.

(Fortsetzung.)

Ganz in diese Kategorie wüthender Weiber gehört auch die Gräfin Bertha in: König Friedrich (Der Hohenstaufen vierter Band), nur dafs sie die Ursina an Rohheit noch überbietet. Die Gräfin Bertha ist von ihrem ersten Auftreten (Akt 1. Auftritt 3.) an zum Einsperren reif. Sie stürzt plötzlich, ohne dafs wir etwas anders von ihr wissen, als dafs sie nach dem Personenverzeichnifs eine italienische Gräfin ist, wie eine Wüthende in Kaiser Ottos Gemach und reifst ihn herunter, weil er sich vermählen wolle. Der Kaiser versichert, er sei längst mit Philipps Tochter verlobt gewesen. Die Maitresse, wir werden nämlich bald gewahr, dafs dies ihre Rolle ist, gesteht zwar ein, dies gewufst zu haben, meint aber, der Kaiser habe ihr dies ja immer nur als einen Vorwand dargestellt, um sich der Güter der Hohenstaufen zu bemächtigen. Der edle Kaiser eröffnet ihr darauf die Aussicht, sie auch nach seiner Vermählung an dem Hofe behalten zu wollen, „*und Jegliches zu geniefsen, was die Freundin des Kaisers fordern darf.*" Sie trampirt aber fort. Der grofsmüthige Kaiser rückt ihr vor:

Als eine arme Waise fand ich Dich,
Ich habe Dich *erhöht* und reich gemacht.

Das Letztere bringt das Weib nun ganz aufser sich. Im Bewufstsein immer nur knickerig bedacht zu sein, ruft sie in wildester Wuth:

„Mich reich gemacht? *Du bist der Mann dazu*
Du, der nach einem Heller gierig hascht!"

Die Wuth macht sie witzig und sie dringt dem Kaiser, der wie verdutzt dabei steht, ein *Stück Geld* auf mit den Worten:

„Denn Steuer mufs auch ich Dir wohl bezahlen,
Weil aufserm Sakrament ich Dich geliebt."

Da wird, besonders da sie zuletzt sogar handgreiflich zu werden droht (Mit der Bewegung eines Stofses nach seiner Brust, heifst es bei Hrn. Raupach) dem Kaiser Angst und Bange und er räumt, mit der Drohung sie einsperren zu lassen, das Feld. Die ganze Scene, wie man sieht, ein Muster idealer Wahrheit, könnte von der Darstellerin nur mit in die Seite gestemmten Armen und obligatem Fufsgestampfe völlig adäquat gegeben werden. Diese Gräfin überbietet sich nur selbst noch in wilder Raserei (Akt 2. Auftritt 10.), nachdem sie die Kaiserin vergiftet. Man mufs die ganze Scene bei Hrn. Raupach selbst nachlesen. Nur zweierlei spricht dabei mit siegreicher Gewalt zu uns, dafs diese Person sogleich eingefangen und unschädlich gemacht werden mufs, und dafs der Kaiser ihr gegenüber diesmal noch viel verdutzter ist, als bei dem ersten Entrevue.

Zu den Gestalten, welche Hr. Raupach in vollständigen Wahnsinn gerathen läfst, gehören die Gemahlin Manfreds, *Helena*, und der *Graf Richard von Caserta* in: König Konradin. Niemand würde bei der Ersteren einen solchen Zustand vermissen; denn so gut, wie Helena, kann jedwede unglückliche Person als wahnsinnig dargestellt werden; sie hat dazu grade so viel, oder so wenig Berechtigung, wie diese Helena. Uebrigens sieht man es der ganzen Wahnsinnsscene an, dafs sie nur ein Theatercoup ist, um die schon ermatteten Zuhörer am Schlusse noch aufzurütteln.

Am wunderlichsten sieht der Wahnsinn des Grafen von Caserta aus. Dieser treibt sich in einer Scene in ausgebildetster Tollheit auf dem Theater umher, ohne dafs diese Erscheinung in eine innere Beziehung zum Drama gesetzt ist. Ja, Hr. Raupach hat sich sogar die einzige Beziehung, die dieser Figur hätte abgewonnen werden können, auf Konradin durch den Anblick des Verräthers Manfreds eine tiefe Erschütterung hervorzubringen, in seiner Seele ein unheimliches

Empfinden, ein schmerzliches Innewerden wälschen Verraths hervorzurufen, gänzlich entgehn lassen. Konrad sagt nur bei Richards Anblick:

„Es hat mich *fast* erschüttert,
Warum auch grad an meines Reiches Schwelle?"

Es zeigt wieder von dem grofsen Irrthum, in dem sich Hr. Raupach über seine Dichtergaben befindet, dafs er nicht herzlich gern auf die Zeichnung von Zuständen verzichtet, welche nur dem gröfsten Genius gelingen und die ihre Rechtfertigung nur in einer höhern Weltordnung finden, welche das gesammte Drama offenbart. Wer überhaupt in der Poesie wahnsinnig wird, mufs auch ein poetisches Certificat aufweisen. Nicht jeder Schurke, oder jede ordinaire Natur hat das Recht uns durch den Wahnsinn zu inkommodiren, uns durch eine Geisteszerrüttung erschüttern zu wollen, welche ihr aus heiler Haut, nach des Dichters zufälligem Einfall, gekommen ist. —

Unter den Charakteren, deren geschichtliche Grundzüge Hr. Raupach mit rohem Pinsel hingeworfen, rechnen wir besonders diejenigen, in denen eine gewisse Rauheit und Wildheit vorherrscht, wie in dem schon erwähnten Richard Löwenherz, Otto von Wittelsbach, Heinrich dem Löwen und Karl von Anjou. Letzterer ist ein Muster einer plumpen Charakterzeichnung. Einmal erscheint uns dieser Mann, der doch immer an die Spitze der ganzen Bewegung gestellt wird, der die Hohenstaufen erliegen, als unter dem nicht eben milden Scepter seiner Frau Beatrice stehend, die den ganz willenlosen Menschen erst bestimmt und in so kläglicher Abhängigkeit von sich zeigt, dafs sie ihm, wie einem Unmündigen, erst jeden Gedanken eingeben mufs, den er dann, wie ein ganz armseliger Wicht, in Gegenwart des Kardinal Simon *fast immer wörtlich* wiederholt, (vgl. König Manfred, Vorspiel Auftritt 1. und Akt 2. Auftritt 4.) und sich nicht einmal schämt vor Andern diese elende Stellung einzugestehn. Derselbe zum Kampf, nur durch seine Frau, fortgeschobene Mann soll nun aber auch, der Geschichte nach, als habsüchtig dargestellt werden. Hr. Raupach läfst ihn zur Vergegenwärtigung dieses Zuges wie ein Kind mit Goldstücken spielen, sich an ihrem Anblick weiden, einen Berg aus ihnen formen (König Manfred Akt 5. Auftritt 1.) und sein Bedauern ausdrücken, dafs er diesen Goldberg wieder zerstören müsse. So ist uns sein Verachten musischer Bildung dargestellt, indem er einen ihn besingenden Poeten *schimpfend* wegjagt: (König Manfred Akt 2. Auftritt 1.) „Minn'- und Bänkelsänger, Gaukelspieler und Possenreisser sind ein *Ungeziefer* und mir ein *Gräuel*." Auf einen sehr ergötzlichen Zug müssen wir aber unsere Leser noch verweisen. Nachdem König Konradin gefangen worden, beschliefst Karl von Anjou ihm den Tod zu geben, weil des Knaben Leben ihn immer in seinem Schlafe stören würde. Dabei vernehmen wir das naive Geständnifs Karls, dafs er zwar *nur wenig* schlafe, *nur* 5 *Stunden*, aber diese dürfe ihm Niemand stören. Der Leser meint vielleicht, wir erlaubten uns einen Spafs. Wir setzen daher die Stelle wörtlich her. (König Konradin, Akt 4. Auftritt 3.)

„Er (K. Konradin) hat ein ganzes Jahr lang mich geängstet
Und meinen Schlaf gestört. *Ich schlafe wenig —*
Fünf Stunden etwa — doch die sollen ruhig
Und ohne Störung sein, weil neben Gold
Und Macht der Mensch einmal des Schlafs bedarf."

Unter den Gestalten, welche sich durch die Hohlheit ihres Pathos, durch Kotzebue'sche Sentimentalität und kindisches Gefasel hervorthun, nennen wir nur *König Enzio* und ganz besonders *König Konradin*. Das ganze Drama: König Enzio, ist überhaupt ein wunderbares Gewächs. Den ganzen hier vorgestellten Inhalt hätte ein wirklich dramatischer Dichter nimmermehr zu einem fünfaktigen Drama nebst Vorspiel auseinander gezogen, sondern es höchstens einem Ganzen sinnig einzuweben gewufst. Abgesehn davon, dafs der König Enzio des Hrn. Raupach in die geschichtlichen Verhältnisse gar nicht eingreift, so giebt es doch nichts Undramatischeres, als einen Helden, der zu einer *absoluten Passivität* verdammt ist; mit dem nur etwas vorgenommen wird, ohne dafs er bei Allem etwas anders thut, als *reden* und immer wieder *reden*. Enzio, in Bologna gefangen und ohne Sehnsucht seine Haft zu verlassen, weil er in heiterer Gesellschaft, bei Sang und Becherklang gemächlich lebt, wird durch Lucia, Albertis Nichte, die diesen Mann zufällig zum Gegenstande ihrer Leidenschaft gemacht hat, erst nach langem Widerstreben dazu gebracht sich einen Befreiungsversuch gefallen zu lassen. Diese Heldennatur mufs erst förmlich dazu gestofsen werden! Wie dieser Enzio einmal organisirt ist, kann ihm freilich nicht viel daran liegen, wieder auf den Schauplatz der Welt zu

treten, und in die Räder der Begebenheiten einzugreifen. Dieses weinerliche Subjekt, das Anfangs alle Gründe hervorsucht, um nur hübsch fein in seinem lustigen Gefängniſs zu bleiben, (König Enzio Akt 2. Auftritt 6) das für das Schicksal der Hohenstaufen nur Wassertropfen hat, bringt es nur bis zu einem sentimentalen Stoſseufzer, mit welchem er den Himmel fragt:

„Und wenn Du's (der Himmel) nun erreicht, wenn nun das Haus
Der Hohenstaufen hingesunken,
(*Die Stimme wird weinend*)
Wirds dann wohl besser stehn um deine Welt?"

Endlich, nachdem von allen Seiten auf Enzio eingesprochen ist, fängt er an sich zu schämen. War nun aber früher des Redens kein Ende, weil er zu Hause bleiben wollte, so strömt er jetzt auf einmal vor Courage über, und nun ergeht dasselbe Subjekt sich in Redomontaden, als ob er mit den Titanen verwandt wäre! (vgl. Akt 3 Auftritt 1). Die beste Nemesis aber für die sentimentalen Ergüsse unsers Helden ist es, daſs er so lange mit seiner Lucia fortschwärmt, daſs der Sargdeckel in der Eil nicht gehörig geschlossen werden kann und er beim Heraustragen an seiner Locke erkannt und wieder ins Gefängniſs zurückgebracht wird. Im Lustspiele wäre dies eine unvergleichliche Ironie auf alle gespreizte Sentimentalität, auf alle müſsige Empfindelei in Augenblicken, wo Schweigen kostbarer als Reden. Die Situation hat etwas unendlich Komisches. Lucia legt ihren Geliebten, nachdem er wieder von seinen zukünftigen Thaten bramarbasirt, und dann in eine siegwartsche Stimmung übergegangen ist, zuerst wie ein Kind seine Puppe in dem Sarge zurecht. (Akt 4 Auftritt 4)

„*das Haupt nicht auf die Seite, Auge gen Himmel, die Hände zum Gebet gefaltet*"

Nun fängt sie an zu schwärmen; küſst die Puppe, fährt dann wieder erschrocken zurück, weil sie sich den regungslos daliegenden Enzio als eine Leiche vorstellt. Nun muſs er noch einmal heraus, weil sie ihn lebendig sehen will. Enzio kriecht auch richtig wieder heraus, und nun beginnt erst das eigentlich sentimentale Gedudel. Er muſs versprechen *alle Jahr eine Locke zu schicken*, (Vorrath an Haar, wissen wir, hat Enzio,) und nachdem er die Locke als einen Liebesboten zu senden gelobt hat, muſs er, versteht sich von selbst, nur durch die erscheinenden Träger gezwungen, wieder in seinen Sarg hinein. Wenn Lucia ihrem Enzio die Locken gleich heruntergesäbelt hätte, würde sie viel gescheuter gethan haben, als sie sich erst durch jährliche Sendung zukommen zu lassen.

Der arme Enzio, der seine sentimentale Redseligkeit so hart büſsen muſs, erhält zum Schluſs den Trost, Lucien als Lebensgefährtin in den Kerker mitnehmen zu können. Auch hier läſst er sich, wie durchgängig, nur *etwas gefallen*. Die konsequenteste Passivität, die Enzio nur beim Reden verläſst, begleitet diesen Helden des fünfaktigen Dramas nebst Vorspiel bis zum Schluſs. Hier bietet Hr. Raupach noch einmal allen Empfindungsvorrath auf, und überschüttet den Zuhörer mit einer Fülle von Phrasen und spielenden Antithesen, deren völlige Unnatur sich jedem irgend gesunden Sinne sogleich aufdrängen muſs.

Was ist nun aber gar erst aus dem jungen *Konradin* gemacht worden! In der Zeichnung dieses Jünglings, dessen Geschick so rührend und durch den Hintergrund eines groſsen Heldengeschlechts so erschütternd ist, hätte sich, wenn irgend wo, Tiefe der Empfindung, Energie des Gedankens, überhaupt schöpferische Kraft einer idealen Auffassung hervorthun können. Von Alle dem findet sich auch nicht das Geringste, vielmehr spricht die gröſste Armseligkeit aus diesem unreifen Knaben zu uns in so beredter Weise, daſs wir immer das aufrichtigste Mitleiden empfinden, daſs derselbe, dem Willen der Geschichte zufolge, in Situationen und Konflikte versetzt ist, denen seine Seele völlig fremd ist, daſs ihm bisweilen groſsthuende Phrasen in den Mund gelegt werden, in denen er sich ausnimmt, wie ein Kind, das in den groſsen Stiefel eines robusten Mannes gepackt wird. Warum, möchten wir fragen, macht sich Karl von Anjou mit diesem Jüngelchen so viel zu schaffen; der hätte ihm seine fünf Stunden Schlaf nicht geraubt! Dieser Raupachsche Konradin ist ein recht eclatantes Beispiel, daſs man Jemand die hochtrabendsten Worte in den Mund legen kann, wie im Vorspiel, ohne doch Jemandem den Glauben daran abzunöthigen; wie umgekehrt die wahren dramatischen Figuren grade noch so viel mehr in uns wecken und ahnen lassen, als sie direkt sagen, weil sie ein poetischer Duft umgiebt. —

Schon der Abschied Konradins von der Mutter am Schlusse des Vorspiels zeigt uns vielmehr ein kindi-

sches Jüngelchen, das wie zu einer Maskerade auszieht, als eine ideale von ihrem grofsen Berufe erfüllte Natur.

Den armen Konrad siehst Du (die Mutter) schwerlich wieder,
Denn kehr ich einst zurück in meine Heimath,
So sinkt, o denke Dir die sel'ge Lust!
Der Kaiser Konrad an der Mutter Brust.

Gewifs wird aber doch jeder meinen, dafs der Einzug in Rom, der Anblick des Kapitols, dem jungen Konradin die Brust zu grofsen Empfindungen weiten müsse, dafs wir es ihm gleichsam an jedem Pulsschlage anfühlen werden, welche Erinnerungen und Hoffnungen ihn bestürmen, welche Welt von Anschauungen sich über ihn lagert. Womit, meint man, beschäftigt sich der Konradin des Hrn. Raupach? Nach einigen ganz hohlen Phrasen, in denen uns weiter nichts geboten wird, als ein wenig Topographie von Rom, ist sein erster Gedanke der, *an die Mutter zu schreiben*, und *Was* zu schreiben!

„Ich werde nichts vergessen, ihr auch sagen,
Was mir, so oft ich schrieb, entfallen war,
Dafs man in Wälschland Konradin mich nennt,
Den kleinen Konrad. Bin ich denn so klein?"

Friedrich: „Es ist so viel, als ob man Dich in Deutschland *Konrädchen* nennte."

Konrad: (lachend) „Ha! das wäre lustig.
Wenn ich einst Kaiser wäre und bei uns
Die Leute mich Konrädchen nennen wollten.
Ich will's der Mutter schreiben, sie wird lachen."

In der vorhergehenden Scene giebt uns Klara Frangipani ein Gegenstück dazu, indem sie sich unmäfsig freut, dafs Konradin sie *Klärchen* genannt, dafs dies deutsche Sitte, und dafs, wenn Klärchen für Klara in Deutschland gebräuchlich sei, die Bewohner dieses Landes *schöne Sitten haben müfsten*. Die Vorstellungsweise dieser beiden Leutchen eignet sie, wie man sieht, ganz für einander.

Dieser eben angegebene kindische Grundzug begleitet daher unser Konrädchen, als ein treuer Talisman, durch alle Situationen so konsequent, dafs er sich auch nicht einmal wirklich vergifst und von einem Gedanken durchzuckt wird. Auch das Schachspiel mit Friedrich (Akt 4. Auftritt 4) giebt dazu einen hübschen Beleg. Er kennt aber dabei seine kindische Natur wenigstens so gut, dafs er auch den Freund mit diesem Maafsstabe mifst, indem er ihm sagt:

Bist Du mir böse, dafs ich stets gewinne?
Oft nehm' ich mir es vor, Du sollst gewinnen.

In dem ganzen Verhältnisse auch nicht eine Spur wahrhafter Poesie und Idealität! — Klärchen ist indessen Nonne geworden und erscheint mit der Priorin in Konradins Gefängnifs (Akt 5. Auftritt 2). Dafs es dabei an Empfindelei nicht fehlt, versteht sich, aber auch für eine Ergötzlichkeit ist gesorgt. Klärchen gefällt dem Konrädchen so gut, dafs er eine Bitte wagt. Klärchen ist ganz aufser sich vor Entzücken, dafs er etwas von ihr bitten wolle, und ist sicher sehr überrascht, als er sie um 30 Goldstücke für einen treuen Diener *anbettelt*. Nachdem dies gewährt worden, kniet Klärchen wieder vor ihm nieder, Konrädchen segnet sie und sie scheidet. Nun wird aber ein bebender Schmerz sich Luft machen und von einer edlen Fassung bewältigt werden? Jetzt wird uns die Werkstatt eines erschütterten Gemüthes geöffnet? Keinesweges! Beide, Konrad und Friedrich, wetteifern in Seichtigkeit und Ungereimtheit. Wunders halber mag die Stelle hier stehn! Konrad sagt, gleich nach Klärchens Scheiden:

O Friedrich, fühlst Du nicht die Brust voll Thränen,
Wenn Du bedenkst, wie gut und rein der Mensch
Ursprünglich ist, und was er werden kann?
Friedrich: Wohl wahr, im Nachtheil scheint der Mensch zu stehn.
Der gute Baum, entlaubt ihn auch der Winter,
Entstellt ihn auch das Alter, kann doch nie
Entartend gift'ge Früchte bringen. Leider
Kann das der arme Mensch. Doch könnt er's nicht,
So würd er auch dagegen nicht durch Tugend
Zum Anschau'n Gottes sich erheben können.

Der saftlosen, ausgedroschenen Vorstellung hält nur der todte und phantasielose Ausdruck die Wage. Und dies Jüngelchen spricht, indem es mit Friedrich zum Tode abgeführt wird:

Es ist kein armer Jüngling, der jetzt stirbt,
Nein, ein Jahrhundert ist's, ein Weltgeschick!

(Der Beschlufs folgt.)

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen von Ernst Raupach.

(Schluss).

Nein Konrädchen, das glaubt Dir kein Mensch! Da nun Konrädchen im ganzen Stücke nichts thut, als *reden* und es damit wirklich ehrlich meint, so ist ihm auch die höchste Genugthuung aufbehalten, auch noch auf dem Schaffot — *viel reden zu dürfen*! Die ganze Situation schliefst die Tragödie in würdiger Weise. Man denke. Das ganze Volk ruft: Gnade! Gnade! Der König verweigert sie; da springt Graf Robert mit gezücktem Schwerdte vor und ruft:

Wer eine Trommel rührt, der ist des Todes.
Bei allen Heil'gen schwör ich's. *Reden soll*
Er dürfen hier, wo seine Väter herrschten.
Sprich Volk! sprecht Ritter! soll er nicht?

Und das ganze Volk ruft: Er soll! Ritter und Volk gehn also in ihrem Enthusiasmus so weit, Konrad die Erlaubniss zum Reden zu bewirken, *es koste, was es wolle*. Derselbe Mann, der sich, dem Könige trotzend, Gehorsam verschafft, um Konradin *reden* zu lassen, verliert nicht ein energisches Wort für seine Befreiung! Ich fürchte, sie haben alle Konrädchens Hang zum Schwatzen gekannt und ihm durch diese Erlaubniss zur Ausübung seiner Lieblingsthätigkeit noch die letzte Gunst erweisen wollen. Auch bei der Kritik der Charaktere haben wir uns nur bei allgemeinen Umrissen begnügt; wir könnten mit leichter Mühe ähnliche Züge in Menge aufweisen.

So schlaff und unpoetisch die Individuen, namentlich die der Phantasie des Hrn. Raupach frei entflossenen, sind (denn für die Kaiser hat die Geschichte durch die Macht der Verhältnisse und die sehr genau überlieferten Zeugnisse ihres Bewufstseins vor gänzlicher Ausartung gesorgt), so matt und phantasielos ist im Ganzen die Diktion. Wir können versichern, dafs wir uns vergebens in diesen 16 Schauspielen nach einer recht schlagenden neuen Anschauung, einem die Phantasie ergreifenden und aufregenden Bilde umgesehn haben. Der Ausdruck ist meist völlig farblos und von ganz abgeschwächten Reflexionen durchzogen. Aber es findet sich auch aufserdem eine Fülle des Ungereimten und des ganz Trivialen, das bisweilen durch den Ausdruck bis zur Unkenntlichkeit verrenkt worden ist. Am schlagendsten drängt sich das Gesagte bei dem Schlusse einzelner Scenen auf, in welchen Hr. Raupach in der Regel den Reim anwendet, wobei es aber oft nur auf den Kling-klang abgesehn ist. Zu diesen Stellen müfste sich Hr. Raupach Darsteller wünschen, welche seine Worte behandeln, wie die meisten Sängerinnen den Text, d. h. nichts davon hören lassen.

Wir stellen zum Schlusse einige Stellen zusammen, an denen der Leser das Gesagte sogleich bewährt finden wird und welche zu mehren uns nur die uns gesteckten Gränzen verbieten. Als Beispiel der ganz prosaischen, völlig undichterischen Fassung allgemeiner Reflexionen erinnern wir zunächst an die Erörterung über das Verhältniss der Kunst zur Wissenschaft, (Friedrich und Gregor Akt 5. Auftritt 2 und 3) welche durch zwei Scenen durchgeht und nichts als ein in Jamben gebrachter dürrer Kathedervortrag ist, worin sich übrigens, bei Hrn. Raupachs mangelhafter philosophischer Bildung, noch eine Menge schiefer und schielender Vorstellungen findet. Von der Gedankentiefe unsers Verfs. mögen aber Beispielsweise folgende Sentenzen zeugen, in denen theils platte, theils verkehrte Vorstellungen in ganz abstruser und phantasieloser Form ausgesprochen sind. In: König Manfred (Akt 3. Auftritt 8) sagt Manfred:

Die Seele gleicht dem Krämer, der am Abend,
Wenn er sein Kaufgewölbe zugeschlossen,
Erst anfängt wahrhaft, heifst: sich selbst, zu leben.

In: Friedrich im Morgenlande (Akt 5. Auftritt 7) sagt der Kaiser:

Es ist gar schwer das Leben recht zu sehn,
Das Leben selbst und nicht den Widerschein,
Und doch kann nur die rechte That geschehn,
Ist klar erkannt das Werden und das Sein.

In: Friedrich und Gregor (Akt 2. Auftritt 1) ergiefst sich der Kaiser beim Anblick der Leiche des deutschen Hochmeisters, Herrmann's von Salza, in folgende Tirade:

Sie nennen's Schlaf. O wär es doch ein Schlaf!
So — eine *Weltgeschichte* voller Wahn
Und Missethat und Elend zu *verschlafen*
Und dann am Morgen nach der *Erdennacht*,
Wenn sich ein Ziel die Menschheit aufgelöst,
Genesen von dem *Kopfweh dieses Lebens*,
Verjüngt, vergeistigt wieder zu erwachen —
Es wär *ein Götterlos*.

In demselben Stücke (Akt 4. Auftritt 7) schliefst der Kaiser mit dem Gedanken:

Die Zeit ist grofs, mein Freund, *der Mensch ist klein*.

In: König Enzio (Akt 3. Auftritt 3) philosophirt Filippo also über den Tod:

Was ist der Tod? Ein Nichts, doch ist dies Nichts
Im Stande jeglich *Etwas* zu vernichten:
Ist nun ein Nichts schon mächt'ger als ein Etwas:
Wie nichtig mufs dann jedes Etwas sein.

Als ein Muster von Abgeschmacktheit bezeichnen wir, aufser der Erzählung des Dauphin Ludwig (Friedrich II. erster Theil Akt 2. Auftritt 14), die man ganz nachlesen mufs, etwa folgende Tirade des Dauphin aus dem genannten Stück (Akt 4. Auftritt 16):

Mich gelüstet
Nach einer Handvoll Haar aus seinem (d. h. des Kaisers) Bart,
Mir einen Fliegenwedel draus zu machen.

ferner die erbauliche Vorstellung, welche König Heinrich in: Friedrich und sein Sohn (Akt 2. Auftritt 6) zum Grafen Gottfried und Ritter Rechberg ausspricht, welche erklären, ihm nicht gegen den Kaiser folgen zu wollen:

Nun denn, so geht und kriechet vor dem Kaiser
Und putzt mit eurer Zunge ihm die Schuh.

Endlich noch eine Probe jener von uns gedachten Klappverse, mit denen in der Regel eine Scene geschlossen wird, und welche bisweilen etwas *Fibelähnliches* haben. In: König Friedrich II. (Akt 3. Auftritt 1) schliefst der Kaiser mit den Worten:

Noch bin ich frei, erkenne keine *Schranken*,
Und Thaten sind der Könige *Gedanken*.

In: König Enzio schliefst derselbe, nachdem er bei seiner Flucht entdeckt worden, die Scene mit den Worten:

Beklagt mich nicht. *So mufst' es ja verlaufen*.
Das Glück war niemals mit den *Hohenstaufen*.

In: König Manfred (Akt 3. Auftritt 3) sagt Beatrix, Karl von Anjous Gemahlin, im Abgehn von der Helena, Manfreds Gattin:

Und mich verlangt zu sehn,
Ob sie es werth ist Helena zu heifsen,
Und ihr vom Haupt das Diadem zu reifsen.

Wir brechen hier unsere Beurtheilung ab, in der wir Rechenschaft von dem Dichterwerthe dieses Dramen-Cyclus gegeben haben, zugleich bemerkend, dafs wir durchgängig aus dem Vollen schöpften und für jede Ausstellung die Belege bedeutend vermehren könnten. Referent ist gewifs einer der Wenigen, der die aufmerksame Lesung dieser acht Bände unternommen hat. Was von diesen Werken bisjetzt zur Kenntnifs der gebildeten Welt gekommen ist, rührt fast nur von den dramatischen Darstellungen her, welche durch die Mittel, über welche Hr. Raupach verfügen kann, und die Virtuosität einzelner Talente, die derselbe sehr geschickt für sich zu verwenden weifs, die Menge oft über den Unwerth dieser Dramen hinausheben.

Laut der Vorrede des Hrn. Raupach würden wir ein Nationaltheater besitzen, wie noch nie ein Volk besessen, wenn wir unsere Geschichte von Heinrich I. bis zum westphälischen Frieden in 70—80 Dramen auf der Bühne hätten. Sollen diese 16 Hohenstaufen ein Glied dieses Cyclus bilden, so müssen wir sehr dagegen protestiren. Hat Hr. Raupach aber gar mit seinem neusten historischen Drama: *Adelheid von Burgund*, das wir aus der Darstellung kennen, den Anfang damit gemacht, so müssen wir vor dem Gedanken einer Fortsetzung wahrhaft erschrecken, weil die Elendigkeit dieses Machwerks, ja selbst die Gemeinheit der Diktion, die wir, gelte es, aus dem Gedächtnifs sogleich belegen könnten, die Hohenstaufen weit überflügelt und eine völlige Versumpfung jeder Dichtergabe unwidersprechlich darthut, ein Urtheil, welches sich selbst sonst sehr genügsamen Leuten aufgedrän-

gen hat, und hier einmal, ein seltener Fall, ohne alle Opposition geblieben ist.

— H. Th. Roetscher.

LIV.

Handbuch der Differenzial- und Integralrechnung und ihrer Anwendungen auf Geometrie und Mechanik. Zunächst zum Gebrauche in Vorlesungen herausgegeben von Dr. Ferd. Minding. Berlin, 1836, bei Dümmler.

Die bekannteren Lehrbücher oder Systeme der Mathematik verdanken gewöhnlich ihren Ursprung Gelehrten von vielen mathematischen Kenntnissen, aber nur sehr selten wirklichen Mathematikern: Wir unterscheiden diese von jenen ohngefähr wie den Dichter vom guten Stylisten. Die wenigen Lehrbücher, welche wirkliche Mathematiker, ich meine selbständige, wissenschaftliche Forscher, zu Verfassern haben, sind von den eben genannten durch Originalität, überraschende Kürze und Eleganz ausgezeichnet, und stehen ihnen fast nur in der Vollständigkeit nach, die ein fleifsiger Sammler gern erreicht.

Das vorliegende Werk ist die Arbeit eines Mannes, der mit dem vollsten Rechte zu den heranreifenden Mathematikern gezählt wird. Seine Schrift trägt theils die erwähnten Vorzüge, theils die Mängel an sich.

Der erste Band umfafst die Differenzial- und Integralrechnung mit ihren Anwendungen auf Geometrie. Da das schätzbare Lehrbuch der Differenzial- und Integralrechnung von Lacroix sehr allgemein verbreitet ist und auch auf mehreren öffentlichen Lehranstalten benutzt wird, so wünsche ich mich bisweilen auf dasselbe beziehen zu dürfen, weil durch eine solche Vergleichung beider Werke das Eigenthümliche des angezeigten vielleicht am besten heraustritt. Die Lacroixsche Schrift hat freilich eine doppelte Seitenzahl und kann daher an mehreren Stellen ausführlicher sein.

Die allgemeinen Ableitungsregeln trägt unser Verf., durch eine geschickte Bezeichnung unterstützt, klarer und verständlicher vor. Die Taylorsche Reihe ist aus allmäliger Differenziation identischer Gleichungen weit naturgemäfser entwickelt worden. Zugleich findet man die Restausdrücke dieser wichtigen Reihe von Ampère und Cauchy. Von den durch Hülfe des Taylorschen Satzes entwickelten Reihen ist vollständig gezeigt, innerhalb welcher Gränzen diese Entwicklungen ihre Gültigkeit behaupten; eine Untersuchung die man leider noch immerhin den meisten Lehrbüchern vermifst. Die wichtige Nachweisung, die nur etwas vollständiger hätte durchgeführt werden sollen, dafs die Regeln der Differenziation auch auf Potenzen mit imaginären Exponenten ausgedehnt werden können, findet man hier vielleicht zum ersten Male.

Wenn S. 43 $\cos. x + i \sin. x = u$ und $\cos. x - i \sin. x = \frac{1}{u}$ statt des schon bekannten e^{ix} und e^{-ix} gesetzt wird, so kann diese, auch sonst gebräuchliche Abkürzung eher etwas verwirren als klärer machen. Hier mufsten übrigens gleich alle Formeln zusammengestellt werden, die sich aus diesen Ausdrücken ableiten lassen, wie $arc\ tg.\ x = \frac{1}{2i} \log. \frac{1+ix}{1-ix}$ u. s. w. Sie durften nicht erst in der Integralrechnung vereinzelt vorkommen, wo sie dem Anfänger leicht als ein Product dieser Rechnung erscheinen könnten. Dieser Vorwurf läfst sich ebenfalls dem Lehrbuche von Lacroix machen.

Auch unser Werk versucht von den trigonometrischen Functionen rein analytische Definitionen zu geben und dann ihre geometrische Bedeutung nachzuweisen. Dieser jetzt gar häufige Versuch ist mit einer ganz guten analytischen Uebung verknüpft, gehört aber nicht in ein Compendium, in dem es sich einzig und allein um die Sache handelt, die auf die kürzeste und klarste Weise überliefert werden mufs.

In der recht guten Untersuchung über die besonders ausgezeichneten Werthe einer Function hätte bemerkt werden müssen, dafs der Werth von $\frac{0}{0}$ auf der Existenz zweier verschwindenden Factoren beruht. Auch ist es nützlich, diese Factoren so oft als möglich an den Tag zu legen. In demselben Abschnitte hätte auch wohl die kurze Auseinandersetzung der Methode der kleinsten Quadrate übergangen werden können, denn dieser flüchtige Ueberblick ist höchstens ausreichend, um auf die Existenz der Sache aufmerksam zu machen; ein Zweck, der zwar nicht getadelt werden dürfte, wenn nur nicht andern Gegenständen der Raum genommen würde, die durch eine etwas bequemere Breite ungemein viel nützlicher gemacht werden könnten.

Die beiden Abschnitte über die Anwendung der Differenzialrechnung auf die Theorie der krummen Linien und Flächen sind mit ungemeiner Sorgfalt und Klarheit behandelt worden und bilden einen der am meisten durchdachten Gegenstände des Buches. Der Verfasser hat sie durch eine Einschaltung unterbrochen, in welcher er die schöne Methode Fourier's zur Auflösung numerischer Gleichungen mittheilt, da dieselbe hauptsächlich aus geometrischen Betrachtungen hervorgegangen ist. Die Methode ist hier so ausführlich und deutlich vorgetragen, dafs sie allgemein verständlich sein wird, aber sie nimmt auch 30 Seiten ein, also ein Fünftel der ganzen Differenzialrechnung, wodurch sie offenbar die Mittheilung anderer Gegenstände zu sehr beeinträchtigt.

Die Integralrechnung hat durch die gleich anfängliche Einführung des Begriffes eines bestimmten Integrals ungemein an Klarheit gewonnen. Freilich möchten die ersten Blätter dieser Einleitung, der gedrängten Kürze und der Schärfe der Begriffe wegen, dem Anfänger eigenthümliche Schwierigkeiten verursachen, die sich aber mit Hülfe eines Lehrers überwinden lassen, den ein für Vorlesungen bestimmtes Compendium auch voraussetzt.

Seite 186 werden einige Reductionsformeln für das Integral $\int x^{m-1}(a+bx^n)^p dx$ durch theilweise Integration gefunden. Etwas Aehnliches kommt auch schon S. 173 vor. Diese Formeln mufsten zusammengestellt, nicht durch theilweise Integration und zugleich auch vollständiger entwickelt werden. Um diefs zu leisten bedenke man, dafs

$$d.x^m (a+bx^n)^p$$
$$= mx^{m-1}(a+bx^n)^p dx + nbp\, x^{m+n-1}(a+bx^n)^{p-1} dx$$
$$= max^{m-1}(a+bx^n)^{p-1} dx + (m+np)\, bx^{m+n-1}(a+bx^n)^{p-1} dx$$
$$= (m+np)\, x^{m-1}(a+bx^n)^p dx - nap\, x^{m-1}(a+bx^n)^{p-1} dx$$

Aus diesen Ausdrücken ergeben sich durch Integration sogleich vollständig die möglichen drei Reductionsformeln. Eben so erhält man

$$d.\sin. x^m \cos. x^n$$
$$= m \sin. x^{m-1} \cos. x^{n+1} dx - n \sin. x^{m+1} \cos. x^{n-1} dx$$
$$= (m+n) \sin. x^{m-1} \cos. x^{n+1} dx - n \sin. x^{m-1} \cos. x^{n-1} dx$$
$$= m \sin. x^{m-1} \cos. x^{n-1} dx - (m+n) \sin. x^{m+1} \cos. x^{n-1} dx$$

und durch Integration dieser Ausdrücke ebenfalls drei Reductionsformeln für das Integral $\int \sin. x^m \cos. x^n dx$, welche unser Verfasser S. 188 durch theilweise Integration findet. Auf ähnliche Weise müssen ähnliche Formeln behandelt werden.

Bei der Anwendung der Integralrechnung auf die Quadratur und Rectification der Curven sind die Grundformeln einfach und klar construirt worden. Beim Gebrauche dieser Formeln mufste aber darauf aufmerksam gemacht werden, dafs es z. B. nicht gleichgültig ist, ob man schreibt $ds = dx \sqrt{1+\frac{dy^2}{dx^2}}$ oder $ds = dy \sqrt{1+\frac{dx^2}{dy^2}}$. Die Rectification der Parabel, welche der Verfasser ausführt, wäre auch in der That durch Einführung von $ds = \frac{dy}{p}\sqrt{p^2+y^2}$ statt $ds = dx \sqrt{\frac{p+2x}{2x}}$ bequemer geworden. Fast alle Lehrbücher versäumen ihren Lesern diese kurze Ueberlegung bei der Wahl ähnlicher Formeln anzurathen.

Die Quadratur der Flächen und Cubatur der Körper erscheint hier wohl zum ersten Male in einem Compendio so vollständig. Zu den Cubaturformeln hat der Verfasser selbst eine neue hinzugethan. Nur hätten Kürze und Deutlichkeit noch gewonnen, wenn der Vortrag mehr auf geometrische Sätze gestützt worden wäre. So hat der Verfasser leider auch unterlassen, die schöne geometrische Bedeutung seiner Formeln anzugeben, wodurch sie sich weit besser dem Gedächtnifs einprägen. Die Formeln selbst werden in passenden Beispielen auf eine elegante Weise benutzt.

Die Methode von Gaufs zur näherungsweisen Berechnung eines bestimmten Integrals mit dem Jakobischen Beweise derselben wird gewifs jedem Leser willkommen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Handbuch der Differenzial- und Integralrechnung und ihrer Anwendung auf Geometrie und Mechanik. Zunächst zum Gebrauche in Vorlesungen, herausgegeben von Dr. Ferd. Minding.

(Schluſs.)

In einem Anhange erfährt man endlich auch in einem deutschen Lehrbuche etwas über bestimmte Integrale; nur hätten die verschiedenen nicht gar zu häufigen Mittel zur Auffindung derselben kurz und übersichtlich angegeben werden sollen. Ueber bestimmte Integrale herrschen bei uns noch theilweis seltsame Vorstellungen. So liest man in einem kürzlich erschienenen Werke eines bekannten Verfassers, wo unter andern auch bestimmte Integrale geliefert werden, daſs sich diese Sammlung willkürlich vergröſsern lieſse. In der That sind dort auch eine Menge Integrale aufgenommen worden, die niemand zu den bestimmten zählt. Ueber die Gränzen der Werthe, welche den im Integral enthaltenen Constanten gegeben werden können, weiſs das erwähnte Buch nichts. Unser Verfasser macht gehörig darauf aufmerksam, daſs unter bestimmten Integralen im Allgemeinen nur solche verstanden werden, deren unbestimmte Integration nicht gelingt.

Das was über die Integration der Differenzialgleichungen gesagt ist, kann, des beschränkten Raumes wegen, nur kurz sein, ist indessen vollkommen genügend. Nur wäre zu wünschen gewesen, daſs die Integration der Gleichung

$$dy + y\,\varphi(x)\,dx = \psi(x)\,dx$$

nicht durch Hülfe eines integrirenden Factors geleistet worden wäre, dessen Existenz nachzuweisen für die einfache Sache viel zu viel Apparat erfordert. Der Anfänger muſs diesen langen und unfruchtbaren Weg zum Ziele durchaus für nothwendig halten, obgleich man diese Gleichung nur mit dem Differenziale

$$d.uv = u\,dv + v\,du \text{ oder } \frac{d.uv}{u} = dv + v\,\frac{du}{u}$$

zu vergleichen braucht, um einzusehen, daſs wenn man sich y unter v vorstellt und $\varphi(x)\,dx$ unter $\frac{du}{u}$, daſs dann $\log. u = \int \varphi(x)\,dx$ und $u = e^{\int \varphi(x)\,dx}$ ist. Wird dann noch $\psi(x)\,dx = \frac{d.uv}{u}$ gesetzt, oder $u\,\psi(x)\,dx = d.uv$, so ist $\int u\,\psi(x)\,dx = uv$ und $v = \frac{1}{u}\int u\,\psi(x)\,dx$, d. h. $y = e^{-\int \varphi x\,dx} \int e^{\int \varphi x\,dx}\,\psi x\,dx$ wenn man die Constanten wegläſst. Zugleich ist es nicht unwichtig einzusehen, daſs man mit dem ganzen hier behandelten Thema überhaupt nicht weit gekommen ist, das heiſst nicht über diese unmittelbar sich darbietende Vergleichung hinaus.

Die Variationsrechnung ist eigenthümlich klar vorgetragen und durch selbständige Untersuchungen bereichert worden. Nur an einigen Stellen wird man vielleicht Lacroix etwas kürzer finden.

Die hier kurz berührten Punkte machen ohngefähr den Inhalt des Buches aus. Ungeachtet der nöthigen Kürze hätte sich doch noch Raum für einige Worte über die Differenzenrechnung und über Interpolationsprobleme finden lassen, denen bei einer zweiten Auflage doch auch wohl die Fourierschen Gleichungen und noch einige andere Sätze zum Theil werden weichen müssen. Man findet auch an keiner Stelle die Methode der unbestimmten Coefficienten benutzt, was man dem Verfasser aber nicht zum Vorwurf machen kann, da ein Compendium wohl so vollständig als möglich in der Auswahl der Sätze sein muſs, aber unmöglich mit allen Wegen bekannt machen kann, die zu ihnen führen, noch dazu, wenn der betretene nicht der kürzeste ist. Uebrigens konnte die ganze Methode auch als bekannt vorausgesetzt werden.

Der zweite erst 1838 besonders erschienene Theil, welcher die Statik und Dynamik fester Körper enthält, ist der am meisten durchgearbeitete.

Die Einleitung sucht den Satz vom Parallelogramm der Kräfte mehr vor den Augen des Lesers entstehen zu lassen, als einen strengen mathematischen Beweis davon zu liefern, was in der That auch die Anstrengungen nicht belohnt, die ihm gewidmet werden.

Der Entwicklung der einfachsten statischen Gleichungen ist mit Recht die Theorie der Kräftepaare von Poinsot zu Grunde gelegt worden.

Bei der Bestimmung der Coordinaten des Schwerpunkts eines parabolischen Bogens ist es ebenfalls, so wie schon früher bei der Bestimmung der Länge, besser $ds = dy\sqrt{1+\frac{dx^2}{dy^2}}$ statt $ds = dx\sqrt{1+\frac{dy^2}{dx^2}}$ anzuwenden. Man hat dann die Integrale $\int\sqrt{p^2+y^2}\,dy$, $\int y\sqrt{p^2+y^2}\,dy$, $\int y^2\sqrt{p^2+y^2}\,dy$ zu bestimmen, von denen das mittlere sich von selbst ergiebt und das letzte $= \frac{1}{4}y(p^2+y^2)^{\frac{3}{2}} - \frac{p^2}{4}\int\sqrt{p^2+y^2}\,dy$ auf das erste zurückgeführt wird.

Der Schwerpunkt eines rechtwinkligen sphärischen Dreiecks wird auch hier noch auf einem etwas beschwerlichen Wege gefunden. Da ich an andern Orten noch viel weitläuftigere Rechnungen gefunden habe, so verdient vielleicht diese kurze für die Leser des angezeigten Werkes hier mitgetheilt zu werden.

Sind u, v, w die Coordinaten des Schwerpunkts, so hat man nach der dortigen Figur und Bezeichnung

$$u\Delta = \int_0^\varphi d\varphi\int_0^\psi d\psi\cos.\varphi\cos.^2\psi,\quad v\Delta = \int_0^\varphi d\varphi\int_0^\psi d\psi\sin.\varphi\cos.^2\psi,$$

$$w\Delta = \int_0^\varphi d\varphi\int_0^\psi d\psi\cos.\psi\sin.\psi$$

Es ist aber $\text{tg.}\psi = \text{tg.}\alpha\sin.\varphi$, also $\frac{d\psi}{\cos.^2\psi} = \text{tg.}\alpha\cos.\varphi\,d\varphi$,

$\sin.\varphi\,d\psi = \text{tg.}\alpha\cos.\varphi\sin.\varphi\cos.^2\psi\,d\varphi$

$= \cos.\varphi\sin.\psi\cos.\psi\,d\varphi = \frac{1}{2}\cos.\varphi\sin.2\psi\,d\varphi$

Nennt man die Hypotenuse $AC = h$, so ist $\cos.h = \cos.\varphi\cos.\psi$ und $\sin.h\sin.\alpha = \sin.\psi$, daher $\sin.\alpha\cos.h\,dh = \cos.\psi\,d\psi$ oder $dh\sin.\alpha = \frac{d\psi}{\cos.\varphi}$

Hiernach ist nun

$$u\Delta = \int_0^\varphi d\varphi\cos.\varphi\int_0^\psi\cos.^2\psi\,d\psi = \frac{1}{2}\int_0^\varphi\cos.\varphi\,d\varphi\int_0^\psi(1+\cos.2\psi)\,d\psi$$

$$= \frac{1}{2}\int_0^\varphi\cos.\varphi\,d\varphi(\psi+\frac{1}{2}\sin.2\psi) = \frac{1}{2}\int_0^\varphi(\psi\cos.\varphi\,d\varphi+d\psi\sin.\varphi)$$

$$= \frac{1}{2}\int_0^\varphi d.\psi\sin.\varphi = \frac{1}{2}\psi\sin.\varphi$$

$$v\Delta = \int_0^\varphi\sin.\varphi\,d\varphi\int_0^\psi\cos.^2\psi\,d\psi = \frac{1}{2}\int_0^\varphi\sin.\varphi\,d\varphi(\psi+\frac{1}{2}\sin.2\psi)$$

$$= \frac{1}{2}\int_0^\varphi(\psi\sin.\varphi\,d\varphi+\frac{\sin.^2\varphi\,d\psi}{\cos.\varphi}) = \frac{1}{2}\int_0^\varphi(\frac{d\psi}{\cos.\varphi}-\cos.\varphi\,d\psi-\psi\,d.\cos.\varphi)$$

$$= \frac{1}{2}\int_0^\varphi(\sin.\alpha\,dh - d.\psi\cos.\varphi) = \frac{1}{2}h\sin.\alpha - \frac{1}{2}\psi\cos.\varphi$$

$$w\Delta = \int_0^\varphi d\varphi\int_0^\psi\cos.\psi\sin.\psi\,d\psi = \frac{1}{2}\int_0^\varphi d\varphi\sin.^2\psi = \frac{1}{2}\int_0^\varphi d\varphi(1-\cos.^2\psi)$$

$$= \frac{1}{2}\varphi - \frac{1}{2}\int_0^\varphi\frac{\cot.\alpha\,d\psi}{\cos.\varphi} = \frac{1}{2}\varphi - \frac{1}{2}h\cos.\alpha$$

Also ist

$$u = \frac{\psi\sin.\varphi}{2\Delta},\quad v = \frac{h\sin.\alpha-\psi\cos.\varphi}{2\Delta},\quad w = \frac{\varphi-h\cos.\alpha}{2\Delta}$$

Es folgt nun eine Erweiterung der Lehre von den Mittelpunkten der Kräfte. Diese Untersuchung, welche Hr. Dr. Minding zuerst im 14. und 15. Bande des Crelleschen Journals veröffentlichte, hat bereits eine gebührende Anerkennung bei mehreren unserer ausgezeichnetsten Mathematiker gefunden, und es ist in der That wahr, dafs sogar die elementare Betrachtung zweier Kräfte an einer unbiegsamen Linie durch sie wesentlich an Einheit und Schönheit gewinnt. Stellt man sich nämlich beliebige, aber nach Richtung und Intensität unveränderliche Kräfte an bestimmten Punkten eines Körpers angebracht vor, so soll untersucht werden, wie die Wirkung der Kräfte auf den Körper sich ändert, wenn dieser jenen in verschiedenen Lagen sich darbietet. Diese Frage ist ganz dieselbe, durch welche man bei Betrachtung paralleler Kräfte zum Begriff des Schwerpunktes gelangte. Ihre allgemeine Beantwortung führt hauptsächlich zu einem sehr merkwürdigen Lehrsatze, den man S. 97 liest. Der ganze Gegenstand eignet sich aber nicht für einen kurzen Auszug. Wenn auch diese Untersuchungen bis jetzt keine praktische Wichtigkeit haben, so bilden sie doch eine wesentliche Ergänzung des Systems der theoretischen Statik. Im 40sten Bande der Poggendorffschen Annalen hat der Hr. Verfasser eine schöne Anwendung seiner Prinzipien auf die Construction astatischer

Magnetnadeln gemacht, auf die er hier S. 108 ff. wieder zurückkommt. Auch auf die statische Theorie des Seilpolygons werden S. 197 diese Betrachtungen ausgedehnt. Ueberhaupt ist den Freunden der theoretischen Statik das Capitel: Erweiterung der Lehre von den Mittelpunkten der Kräfte sehr zu empfehlen, in welchem der Verfasser seine Untersuchungen zusammengestellt hat.

Das Seilpolygon und die Kettenlinie sind einfacher und klarer behandelt worden, als irgend wo. Mit dem gröfsten Vergnügen habe ich aber den Aufsatz über die Biegung elastischer Federn gelesen, der gewifs die Theilnahme eines Jeden durch seine hohe Einfachheit und Eleganz in Anspruch nehmen wird. Der Hr. Verfasser kommt hier zu dem schönen Resultate, dafs *eine elastische Feder von gegebener Länge L, durch zwei gleiche und entgegengesetzt gerichtete Kräfte P immer auf so viel verschiedene Arten gebogen werden kann, als die zunächst unter den Quotienten* $\frac{LVP}{\pi Vk}$ *liegende ganze Zahl Einheiten enthält.* Die Gröfse k bedeutet eine von der Länge der Feder unabhängige Constante und π das Kreisverhältnifs.

Den allgemeinen Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichts, die nun folgen, liegt zum gröfsten Theil eine Abhandlung von Poinsot zum Grunde, die sich in seiner vortrefflichen Statik befindet.

Die Dynamik ist von allen Theilen des Buches am wenigsten für die Kräfte eines Anfängers berechnet, denn auf 145 Seiten sind die wichtigsten Punkte dieser Wissenschaft berührt und sogar einzelne Capitel ausführlichern Entwicklungen gewidmet worden; allein der Kenner ähnlicher Schriften und besonders der Lehrer findet hier viele Befriedigung. Die Eleganz der Rechnung läfst oft nichts zu wünschen übrig. Da dieser Abschnitt fast durchgängig denselben Charakter trägt, so möge hier nur ganz Einzelnes kurz erwähnt werden.

Bei der Behandlung der Bewegungen, die nach dem Gravitationsgesetze erfolgen, sind auf eine einfache und schickliche Weise die gleichzeitigen Bewegungen *zweier* Punkte betrachtet worden, die diesem Gesetze folgen, eine Betrachtung, die man in den meisten Lehrbüchern vergeblich sucht.

Seite 266, wo von der Bewegung eines Rades an der Welle mit Rücksicht auf Zapfenreibung die Rede ist, findet sich Zeile 16 aus Versehen ϱdw statt ϱwdt. Dann mufs es weiter heifsen

$$\mu wdw = g\,(Rm - rm')\,wdt - f\Pi\varrho wdt$$

also, wenn man mit wdt dividirt,

$$\mu\frac{dw}{dt} = g\,(Rm - rm') - f\Pi\varrho \quad (1)$$

und $$\Pi = g\,(M + m + m') - (Rm - rm')\frac{dw}{dt} \quad (2)$$

Hieraus folgt

$$\mu\frac{dw}{dt} = gk - f\left(gq - k\frac{dw}{dt}\right),$$

also $$\frac{dw}{dt} = \frac{g\,(k - fq)}{\mu - fk}$$

Den Schlufs des ganzen Buches bildet eine schöne Abhandlung über die Bewegung einer Kugel auf einer schiefen Ebene mit Rücksicht auf Schwere und Reibung, welche, nach des Verfassers Angabe, durch das Lesen der théorie mathématique des effets du jeu de billard von Coriolis entstanden ist.

Da mir das angezeigte Werk bei meiner Lehrthätigkeit schon jetzt gute Dienste geleistet hat, so wünschte ich ihm vielleicht bei einer zweiten Auflage wieder nützlich sein zu können, daher ist diese oft ins Einzelne gehende Beurtheilung entstanden, die wohl bei einigen Lesern dieser Blätter einer Entschuldigung bedarf.

Dr. Schellbach.

LV.

Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo von Klenze. Berlin, 1838. *bei Reimer.*

Unter den wenigen Schriften, deren Verf. über Griechenland und dessen Zustände aus Autopsie zu sprechen in neuerer Zeit sich veranlafst gefunden haben, ist die vorliegende in mehr als Einer Hinsicht besonders wichtig und interessant. Sehen wir zunächst auf den Verf. selbst, so war Derselbe für eine Reise nach Griechenland vorzüglich insofern und vor Andern begünstigt, als er, weil er eine solche Reise schon früher bereits beabsichtigte und wünschte, darauf durch besondere Studien sich gehörig vorbereitet hatte; und da er nun endlich diesen seinen Wunsch sich erfüllen sah, gesellte sich hierzu und gerade für diejenige Reise nach Griechenland im Jahre 1834, auf welche sich die „aphoristischen Bemerkungen" beziehen, der in nicht

geringem Grade günstige Umstand, dafs er einerseits vom Könige von Baiern beauftragt wurde, in amtlichen Geschäften dahin zu gehen, während andererseits dieser Auftrag zugleich dem Wunsche der griechischen Regentschaft entsprach, die ihn nach Griechenland berief, damit er den von Andern bereits entworfenen Plan für die zur Hauptstadt des Königreichs bestimmte Neustadt Athen prüfe, verbessere, oder auch, wenn nöthig, neu entwerfe. Wie sehr diese Verhältnisse, unter denen demnach v. Kl. Griechenland bereiste, ihm selbst für diese seine Reise und für die Betrachtung der dortigen Verhältnisse des Landes und Volkes und die gesammten Zustände beider zu Statten kamen, ist eben so einleuchtend, als dies noch mehr von den früheren Studien des Verfs. gilt, welche ihn vornehmlich befähigten, in alle diese Verhältnisse und Zustände tiefe Blicke zu werfen, sie gründlich zu durchschauen, und auf deren Betrachtung richtige Urtheile, Winke und Warnungen verschiedener Art und für Verschiedene zu gründen. Denn man irrt, wenn man glaubt, dafs jene Vorstudien nur auf das griechische Alterthum und die bildende Kunst, vorzüglich die Architektur, an und für sich und in ihren vorhandenen Ueberbleibseln, sich beschränkten, und dafs hiernach der Verf. etwa einseitig nur das griechische Alterthum ins Auge gefafst hätte, wenn schon allerdings der Hauptinhalt des vorliegenden Buches, was übrigens bei dessen Verf. erklärlich genug ist, namentlich jenen Gegenständen und deren Betrachtung und Beschreibung zugewendet ist; vielmehr hat sich bei ihm, wie er selbst bemerkt, „einem langen, aus blofser Vorliebe begonnenen und fortgesetzten Studium der griechischen Geschichte, Literatur und Sprache ein inniges Interesse an dem Beginne und Fortgange des griechischen Befreiungskrieges" zugesellt; und nach der Autopsie, die noch zu diesem Allen trat, hat er nun auch jenem Interesse vielfach Worte geliehen und überhaupt der Gegenwart Griechenlands und den gegenwärtigen Zuständen des Landes und Volkes eine verdiente Rücksicht und manche Seite der lehrreichsten Betrachtung gewidmet. Und eben nach dieser doppelten Rücksicht, je nachdem es zunächst und an und für sich theils dem griechischen Alterthume, theils der Gegenwart Griechenlands gilt, verlohnt es sich wohl, auch hier diese „aphoristischen Bemerkungen" näher ins Auge zu fassen.

Was zuerst das äufsere Skelet derselben, nämlich diese Reise selbst, anlangt, die freilich in kurzer Zeit, von Juli bis December 1834, gemacht wurde, so ging sie von Italien aus und über Korfu nach Patras, Korinth, Navplia, Epidavros, Aegina und Athen, wo der Verf., seinem eigentlichen Reisezwecke gemäfs, längere Zeit verweilte, und sodann von da wieder durch Morea, über Navplia, Tirynth, Argos, Mykenae, Tripolitsa und Olympia zurück. Schon an diese äufseren Punkte seiner Reise knüpft sich zunächst und fast unmittelbar, gleichsam von selbst, das dem griechischen Alterthume zugewandte Interesse des Reisenden, und der Verf. unterläfst nun auch nicht, überall die verschiedenen Beziehungen zu demselben, was Mythe, Geschichte und Geographie anlangt, besonders hervorzuheben, namentlich aber die noch erhaltenen Alterthümer in Athen u. s. w. ins Auge zu fassen und an deren Betrachtung und Beschreibung längere wissenschaftliche Erörterungen über Gegenstände der griechischen Kunst im Allgemeinen anzuknüpfen. So S. 57 bis 74, gleichsam als Grundstein seiner Ansichten über die griechischen Denkmale, über den wahren Standpunkt, von welchem aus die Architektur der Griechen zu betrachten sei und uns als ein Erzeugnifs eines hohen Sinnes für das Wesentliche und Zweckmäfsige erscheint, an welchem der Schönheitssinn nach allen Richtungen hin seine Rechte geübt hat; S. 189 bis 274 über die Hauptpunkte der Geschichte, welche sich auf die griechische Kunstbildung beziehen; S. 309 f. über die Aufschlüsse, welche die erhaltenen Friese des Parthenon über das innere Wesen und die äufserlichen Bedingnisse antiker Plastik, so wie über die Nationalbegriffe gewähren, welchen diese in den schönsten Zeiten hellenischer Geschichte folgte, besonders im Gegensatze zur christlichen Kunst; S. 353 f. über architektonische Anordnung plastischer Zierden bei den Griechen; S. 356—379 über die wesentlichsten Punkte der griechischen Konstruktionsart und der Beziehungen zur Architektur unserer Zeit; S. 546 f. über kyklopische Bauart, architektonische und plastische Lithochromie, Enkaustik u. s. w., S. 684 f. über den ächt dorischen und attisch-dorischen Baustyl.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo von Klenze.

(Schluſs.)

Der Verf. schlieſst S. 704 f. seine „Bemerkungen" mit einer kurzen Erörterung der Gründe der Stetigkeit, langer Erhaltung und Rückwirkung griechischer Kunst, indem er zugleich aus diesen Gründen den Einfluſs der altgriechischen Kunst, als einer wesentlich und in den tiefsten Tiefen der Natur der Menschheit begründeten, wenn auch nicht der Form, doch dem Sinne nach als unvergänglich für eine jede Zeit darstellt, welche selbst den Charakter einer natur- und sachgerechten durchgehenden Richtung in den Künsten annimmt.

Es läſst sich nach dem Vorstehenden gewiſs von selbst abnehmen, in welchem Grade belehrend, aufklärend und anregend diese „Bemerkungen" sind, insofern sie sich mit dem griechischen Alterthume und den unmittelbaren Beziehungen des gegenwärtigen Griechenlands zu demselben, mit der altgriechischen Kunst im Allgemeinen und den in Griechenland erhaltenen Denkmalen griechischer Kunst insbesondere beschäftigen, und daſs sie von dieser Seite nicht nur ein unmittelbar wissenschaftliches Interesse haben, sondern auch über manche Verhältnisse des gegenwärtigen Griechenlands, zu deren richtiger Auffassung nur im Alterthume der Schlüssel sich findet, mannigfachen Aufschluſs gewähren. Diesen inneren Zusammenhang zwischen dem alten und neuen Griechenland, der, wie er historisch in der Vergangenheit vorhanden und begründet ist, auch für die Behandlung der Gegenwart Griechenlands und für dessen immer bessere Gestaltung in der Zukunft anerkannt und festgehalten werden muſs, hat nun auch unser Verf. überhaupt, und besonders insofern, als ihn das Interesse an der Gegenwart Griechenlands unmittelbar der Betrachtung dieser Gegenwart des Landes und Volkes zuführte, festgehalten, und er gründet darauf Lehren und Warnungen in Betreff eben jener besseren Gestaltung, die, wenn sie auch bisher eben so begründet gewesen und dennoch unbeachtet geblieben sind, auf die Länge nur zum gröſsten Nachtheile des Landes und Volkes vernachlässigt werden können. Daher unterläſst er auch nicht, wo er nur immer kann, die Nothwendigkeit geltend zu machen, daſs die neue Kultur in Griechenland wieder auf griechische Elemente (deren Grundlagen sich dort noch genug finden, wenngleich sie hin und wieder vom Roste der Jahrhunderte benagt, von dem Despotismus entstellt und durch verschiedene Einflüsse von Auſsen unscheinbar gemacht wurden), und zwar mit stetem Hinblicke auf die alte und neue Geschichte dieses Landes und Volkes, gegründet werde. Was in dieser Hinsicht und überhaupt in Betreff desjenigen Theiles des vorliegenden Buches, der mit der Gegenwart Griechenlands zunächst sich beschäftigt, die „Bemerkungen" des Hrn. v. Klenze anlangt, so ist der Exkurs S. 85 bis 139, worin er, davon ausgehend, daſs „rein menschliche Zustände in ihrer edelsten Gestaltung sich wohl nirgendwo organischer und wirksamer ausgebildet haben, als in diesem Lande," die Ursachen und Wirkungen dieser Zustände zu erforschen sucht und dabei das Volk im Allgemeinen und in historischer Hinsicht, so wie in Ansehung der einzelnen Klassen und Parteien charakterisirt und über die Behandlung des Landes von Seiten der Politik der europäischen Mächte seit 1827 und von Seiten der eigenen Regierung, wie sie gewesen, und wie sie sein müsse, sich ausspricht, in der That die Krone des Buches. Eine eben so tiefe und genaue Kenntniſs der gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände des griechischen Landes und Volkes, geläutert durch die stete Berücksichtigung der gechichtlichen Grundlagen, auf denen sie sich

entwickelt haben; ein eben so klarer und richtiger Blick in das, was dem einen und andern noththut, vereinigt sich hier mit dem wärmsten Interesse an beiden: und hieraus erklärt es sich zur Genüge, dafs die hierin enthaltenen Schilderungen und Darstellungen eben so sehr über jene Verhältnisse und Zustände aufzuklären, als die Forderungen des Verfs., wenn ihnen genügt wird, eine schöne Zukunft Griechenlands zu begründen wohl im Stande seien. Indem wir daher allen denen, die sich in der angegebenen Beziehung über Griechenland belehren wollen, so wie denen, die durch Rath und That diese Zukunft herbeizuführen vermögen, jenen Exkurs gelegentlich empfehlen, kann es unsere Absicht nicht sein, hier den Gang des Verfs. selbst, den er dabei nimmt, im Einzelnen zu verfolgen, so gern wir es auch möchten, um unser obiges Urtheil hierüber zu bestätigen; wohl aber können wir nicht unterlassen, Einiges daraus hervorzuheben und näher zu beleuchten.

Was zunächst das griechische Volk und dessen Eigenthümlichkeiten anlangt, so fafst der Verf., zur richtigen Beurtheilung jenes und dieser, vornehmlich die Lage, Gestaltung und Natur des Bodens ins Auge, und bemerkt, dafs „wenig Länderkomplexe auf dem Runde der Erde zu finden sein möchten, welche in dieser Beziehung eine so ausgesprochene und günstige Charakteristik ihrer geographischen, physischen und klimatischen Verhältnisse darbieten, als Griechenland" (S. 86); und diese Eigenschaften besitze dasselbe noch eben so heutzutage, wie in der ältesten Zeit: noch immer beständen die nämlichen geographischen und physischen Bedingungen, wie ehemals, um das Volk, welches Griechenland bewohne, so und nicht anders zu bilden und zu entwickeln; und es habe sich auch noch in allen Zeiten bewährt, dafs die Entwicklung dieses Volkes nach allen Richtungen hin die nämliche gewesen sei, wie in alter Zeit, wenn anders Unterdrückung und Sklaverei in kleinen Zwischenräumen der eigenthümlichen Kraft dieser Nation freien Lauf und Aufschwung gestatteten. Hiernach kommt er nun S. 88 (vergl. S. 701) zu dem wichtigen Ergebnisse, das er in den Worten ausspricht: „Dieser Verein von Lokal- und geschichtlichen Verhältnissen, die Gewalt des griechischen Bodens und Himmels, die nie ganz abgerissene Tradition einer hehren Vorzeit war es auch, welcher bewirkte und stets noch bewirken wird, dafs, welche Nationen auch auf griechischen Boden sich festsetzten, diese bald wieder selbst zu Griechen wurden und werden mufsten. So aber war es, so ist es, und so wird es wohl stets in diesem eigenthümlichen Lande sein." Dies wendet er sodann, in Betreff der Vergangenheit, auf alle die fremden Volksstämme (mit alleiniger Ausnahme der Türken) an, die seit zwei Jahrtausenden in Griechenland eingewandert sind und Ueberbleibsel daselbst zurückgelassen haben, welche Ueberbleibsel „sich bald dem Lande und seiner autochthonischen oder früher eingewanderten Bevölkerung assimilirt haben oder Griechen geworden sind," und er hält eben defshalb den Streit neuer Historiker, ob und in welchem Grade noch Theile der althellenischen Bevölkerung sich erhalten haben, oder ob diese nach und nach völlig vertilgt und durch slawische Stämme ersetzt wurden, in gewisser Hinsicht für ziemlich gleichgültig, da, auch wenn dieses Letzte der Fall wäre (wenngleich es der Verf. in vollem Umfange keineswegs zugesteht), „diese slawischen Stämme seit dem sechsten Jahrh. schon längst wirkliche Hellenen, so gut wie die alten, auf demselben Wege eingewanderten thrakischen Pelasger, geworden seien" (S. 88. 89). Auch habe zu der Unvergänglichkeit griechischer Gesinnung, griechischen Charakters, griechischer Tugenden und griechischer Laster die alte Sprache, welche sich in ihren Hauptelementen durch alle diese Katastrophen wunderbar erhalten habe, mächtig mitgewirkt (S. 89). Auf jenen Streit neuer Historiker kommt übrigens der Verf. am Schlusse seiner „Bemerkungen", wo er von den schwindenden Kontrasten in der Geschichte der alten Griechen in so vielen Theilen menschlichen Thun's und menschlicher Bildung, von den, in jener Geschichte vorhandenen ungeheuern Gegensätzen von Ruhm und Schmach, Freiheitssinn und Sklaverei, Frömmigkeit und Aberglauben spricht, und den Grund dieser Erscheinung darin findet, dafs die Griechen „durch göttliche Fügung und historische Nothwendigkeit auf die Ausbildung alles Menschlichen in jeder Richtung angewiesen waren und in unserer Weltperiode das Menschengeschlecht mit seinen Tugenden und Lastern repräsentiren sollten" (S. 700), nochmals zurück. Denn er findet in den Meinungen der Geschichtschreiber über die heutigen Griechen dieselben schwindenden Kontraste, wie dort; aber, zurückgehend auf die obgedachten Momente, spricht er auch hier

S. 701 es aus, dafs, „wie die Fremden, welche sich auf griechischen Boden ansiedelten, stets wieder zu Griechen werden mufsten, es demnach auch noch immer ein Griechenland im Sinne des klassischen Alterthums und ein griechisches Volk gebe, zu welchem man mit Caesar nach der Schlacht von Pharsalus sagen könne: „„Wie oft soll euch noch gegen selbst verschuldetes Verderben der Ruhm eurer Vorfahren retten?"“

Wie richtig der Gang dieser Betrachtung ist, und wie sehr dies Jeder anerkennen mufs, der nicht einseitig auf geschichtliche Thatsachen, die, in ihrer vereinzelten Existenz, um so mehr nur ein äufseres Moment abgeben können, einen zu grofsen Werth legt, bedarf kaum einer weiteren Andeutung; denn die Gegenwart des griechischen Volks spricht lauter und vernehmlicher als Geschichten der Vergangenheit. Uebrigens findet sich selbst in der Nähe Griechenlands ein ganz ähnliches Beispiel, das für obigen Gegenstand ein genügsames argumentum a posteriori abgiebt. Auf den jonischen Inseln nämlich gelang es der wälschen Zunge, trotz ihrer sechshundertjährigen Herrschaft in der Landpflege, in Recht und in Gesetz, und obgleich aus Venedig hunderte und tausende von Italienern als Beamte, Soldaten, Kaufleute und Kolonisten in die Inseln kamen, demohngeachtet nicht, das nationale griechische Element zu überwältigen. Nur die vornehmen Klassen, der sogenannte Adel, insoweit sie nicht an sich venetianischen Ursprungs sind, haben italienische Sitten und Sprache angenommen und sind eher Venetianer geworden, als Griechen geblieben, wie ein gleiches Verhältnifs auch in Griechenland selbst Statt findet und Statt fand, wo die vornehmen Klassen eher zu Türken geworden waren; aber das Volk selbst und dessen eigentliche Masse blieb hier, wie dort, dem griechischen Elemente getreu. So haben denn auch auf den jonischen Inseln die jahrhundertlangen Einwanderungen von Venetianern und eine tyrannische Beherrschung der Inseln von Venedig aus die Einwohner derselben keineswegs zu Venetianern gemacht, und auch heutzutage noch müssen die jonischen Inseln der Hauptsache nach für griechisch gelten, eben so wie das jetzige Griechenland mit der Masse seiner Bewohner auch nicht für slawisch u. s. w. gelten kann, wenn schon sich dort manches Slawische, Türkische u. s. w. finden mag.

Von dieser Masse der griechischen Nation der Gegenwart sagt nun auch unser Verf. S. 92, dafs sie dieselbe geblieben sei, welche sie zu den Zeiten des Homer und Herodot war; und wie verschieden auch ihre einzelnen Klassen seien, so bezeichnet er doch „einen hohen Grad von geistiger Ueberlegenheit vielleicht über alle Völker der Erde, eine ungemeine Bildsamkeit des Charakters, Todesverachtung und Erwerbsucht, grofses Selbstgefühl und Nationalstolz, die φιλαυτία ἑλληνική, welche auch den Hirten und Landbauern ein bedeutendes Ansehen verleiht," als allen Klassen eigenthümliche National-Eigenschaften. Dieser ganzen grofsen Masse, bestehend aus den Landleuten, Hirten und kleinen Kaufleuten, giebt es, sagt er S. 105, nur Lob zu spenden; „ruhig, fleifsig, ehrlich, mäfsig, gefällig und gastfrei sind sie überall, und ermangeln dabei weder der griechischen Klugheit und Bildsamkeit, noch einer gewissen Würde, welche ihnen in diesem Lande so wohl stehet." „Diese ganze grofse Masse des Volks ist trefflich, und wenn es möglich wäre, dafs eine Regierung sich lediglich auf die Masse des Volks stützen könnte, so wäre die griechische Regierung die ruhigste und festbegründetste in ganz Europa" (S. 707).

Indefs sind dagegen schon die verschiedenen Klassen des griechischen Volks, die sich aufserhalb jener eigentlichen Masse desselben historisch entwickelt haben und nun auch eine verschiedene Behandlung von Seiten der Regierung nöthig machen, nämlich die Primaten oder Archonten, die grofsen Kaufleute, Schiffer und Soldaten (Klephthen), welche sämmtlich vom Verf. S. 92 bis 105 geschichtlich und aus sich selbst charakterisirt werden, eben so sehr ein nicht geringeres Hindernifs, als die verschiedenen politischen Parteien, die theils auf verschiedenen geographischen und nationalen Grundlagen sich gebildet, theils historisch und nach besonderen politischen Zwecken sich entwickelt haben. Auch über diese Nationalparteien (Festländer oder Rumelioten, Moreoten und Inselbewohner, ferner Phanarioten, Heptanisier, und alle jene Fremden aus allen Ländern Europa's, die seit 1821 nach Griechenland kamen, oder die sogenannten Philhellenen), die nun wieder in politischer Hinsicht in eine nationale (welche Griechenland griechisch regiert, der europäischen Kultur stufenweise und auf dem organischen Wege der Nationalbildung und eigener Erkenntnifs des Bessern zugeführt wissen will) und eine antinationale zerfallen, verbreitet sich der Verf. S. 107 bis 113 in kurzen, aber treffenden Hauptzügen. Wenn die erstere, die aus der Masse und dem Kerne der Nation besteht, weder Griechenland, noch ihren Koryphäen selbst die Früchte der Revolution durch fremdartige Institutionen (Konstitutionen und Repräsentativverfassungen) und durch Fremde entreissen lassen will; wenn sie dagegen strenge und baldige Erfüllung der unumwundenen Versprechungen, ein festbegründetes Staatsgesetz und Anerkennung wahrer Verdienste der Nationalgriechen begehrt (S. 111 u. 112), so will die andere, bei deren Treiben übrigens versteckte Einflüsse von aufsen her

thätig zu sein scheinen, eine wahre organische Nationalität durchaus nicht aufkommen lassen, sondern das Land, sollte es auch unter der Protektion einer absoluten europäischen Macht sein müssen, durch europäische Polizeikünste oder türkische Gewalt regieren und nur insofern der europäischen Kultur entgegenführen lassen, als es nöthig ist, um das Volk an die Resignation zu gewöhnen, welche ihm und dem nationalen Verdienste jeder Art lehrt, sich den Ansprüchen einer bevorrechteten Klasse geduldig zu fügen (S. 112). Welche von diesen Parteien für die wahren Interessen des griechischen Landes und Volkes allein im Rechte sei, ist eben so offenbar, als es erfreulich ist, dafs seit 1834 (wo nach S. 137 diese Bemerkungen über die griechischen Angelegenheiten und die griechischen Zustände in der Hauptsache vom Verf. niedergeschrieben wurden) von Seiten der griechischen Regierung mehr nach den Grundsätzen und Zwecken der Nationalpartei verfahren worden ist, obgleich sie sich noch nicht ganz vor Einflüssen der Gegenpartei, wovon namentlich die Phanarioten und Kapodistrianer von jeder Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten und von einem demgemäfsen Einflusse fern gehalten werden müssen, gesichert hat.

Um das Bild des jungen Griechenlands zu vollenden, wirft der Vf. hierauf (S. 113 f.) noch einen Blick auf die Hauptstützpunkte, welche eine geordnete Regierung in dieses Reiches Zuständen finden wird. Er betrachtet in dieser Hinsicht als zwei Hauptpunkte, die aus dem Gewirre, in welches die letzte Revolution die griechische Kirche geworfen hat, hervorragen: ihr Verhältnifs theils zu der lateinischen Kirche, theils zu dem Patriarchate von Konstantinopel, in welcher letzteren Beziehung er übrigens die politische Trennung der Nationalkirche Griechenlands vom Patriarchate und die Gründung einer unabhängigen Synode an und für sich nur billigt (S. 115); macht dabei (S. 116 f.) die Nothwendigkeit der Sorge der Regierung für die Interessen der Religion und für die öffentliche Bildung (dies Letztere gerade bei der so aufserordentlichen Lernbegierde und den natürlichen Fähigkeiten der Griechen mit um so gröfserem Rechte) geltend, und schildert sodann (S. 118) als eine Hauptstütze einer jeden Regierung in Griechenland die grofse Kraft, in welcher das Familienleben dort wirkt und besteht; neben welchem nun auch noch, und gewissermaafsen aus ihm, aus dem lebendigen Beispiele und den Einrichtungen des Familien-Verhältnisses hervorgehend und auf dasselbe gestützt, eine volksthümliche Gemeindeverfassung ebenfalls eine treffliche Basis zur neuen Konstituirung des Landes darbietet (S. 118 f.). Was endlich (S. 121 f.) theils über die auswärtige Politik gegen Griechenland, theils über die allgemeinen Grundsätze mit edler Freimüthigkeit gesagt wird, nach welchen das Land zu organisiren und zu regieren, demselben wahre Zufriedenheit zu sichern und es auf dem Wege organischer Entwicklung der europäischen Kultur und dem europäischen Staatenbunde zuzuführen sei, für welchen es bestimmt ist, damit es endlich zu einer selbstständigen Existenz gelange, nicht aber etwa ein blofses Scheinleben führe, — dies Alles mag man, um auch in dieser Hinsicht ein Bild der Zustände Griechenlands, wie sie sind und zum Theil nicht sein sollten, sich zu bilden, bei dem Verf. selbst nachlesen. Er schliefst übrigens S. 139 diese seine Betrachtungen mit dem Bekenntnisse, dafs die Griechen, auch unserer Tage noch, einen indifferenten Mittelzustand, ein blofses Scheinleben ihres jungen Staates dauernd nicht würden vertragen können, dafs, vielmehr, wenn er sich hierin irren sollte, darin nur der sicherste Beweis liegen würde, dafs wirklich kein Tropfen hellenischen Blutes (wie Fallmerayer meint), kein Keim hellenischen Sinnes (was mehr ist, als nur physische Verwandtschaft, aber Jenem in der Wagschaale der Gründe für oder wieder die Abstammung der heutigen Griechen von den alten so viel als Nichts gilt) in der jetzigen Bevölkerung übrig geblieben wäre, und dafs selbst der Boden und die Sonne Griechenlands ihre sonst so mächtige, bildende Kraft verloren hätten. „Die Sympathie der gebildeten Welt, welche das junge Reich wieder aus den Trümmern zweitausendjähriger Barbarei und Zerstörung hervorzurufen suchte, würde dann auf ewig verstummen, und es würde kein Griechenland mehr geben, als in den unsterblichen Werken griechischer Kunst und Wissenschaft."

So viel über diesen Theil des vorliegenden Werks, insofern der Verf. darin absichtlich und in gröfserer Ausdehnung über die Gegenwart Griechenlands sich ausgesprochen hat. Dafs er auch aufserdem in einzelnen gelegentlichen Zügen dieselbe schildert, was Natur des Landes, Charakter des Volks, und Sitten und Zustände beider anlangt; dafs namentlich auch in Ansehung des nächsten, oben schon angegebenen Zweckes seiner Reise die „Bemerkungen" ausführlich Aufschlufs geben und über Dasjenige sich verbreiten, was er in Betreff des Planes der Neustadt Athen, ferner des Königspalastes daselbst und der Hafenstadt am Piraeeus gethan, auch für die, bisher sehr vernachläfsigten Alterthümer und deren Erhaltung wenigstens vielfach angeregt hat, dies Alles bedarf keiner besonderen Erwähnung. Denn das Ganze der vorliegenden „Bemerkungen" ist, nach allen einzelnen Seiten hin, wie ein zugleich rückwärts und vorwärtsblickender Januskopf, der die Vergangenheit beachtet und durch weise Deutung und Behandlung dieser Vergangenheit und der aus ihr hervorgegangenen Gegenwart die Zukunft vermittelt, auf welche jene Vergangenheit und diese Gegenwart so gegründete Ansprüche haben.

Kind.

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

LVI.

Ad Sophoclis tragoedias annotationes Guilelmi Dindorfii. Oxonii ex typographeo academico. MDCCCXXXVI. (394 S. gr. 8.).

Die Vorrede belehrt uns weder über Zweck noch Veranlassung dieser Anmerkungen eines der scharfsinnigsten und geachtetsten Gelehrten zu dem gröfsten der griechischen Tragiker. Wir erfahren nur, dafs der Text, auf welchen Bezug genommen wird, der des 1830 erschienenen Corpus poetarum scenicorum ist, welcher in Oxford 1832 wieder abgedruckt worden sei. Von dem Leben und den Schriften des Dichters verspricht Hr. D. theils in der Einleitung zu einer gröfsern Ausgabe der Fragmente des Sophokles, theils in einer neuen Ausgabe der Scholien zu handeln, welcher dasjenige vorangeschickt werden soll, was aus griechischen, meist späten und trüben Quellen von dem Dichter überliefert ist. Wahrscheinlich also besorgte Hr. D. in dem Auftrage einer englischen Handlung eine für dortige Leser berechnete Handausgabe, welcher aufser den eigenen Verbesserungen und Vermuthungen des Herausgebers eine Auswahl des Apparats und der Bemerkungen anderer Gelehrten beigegeben wurde, oder die gegenwärtigen Anmerkungen sind von ihm zum Gebrauche neben einer ähnlichen Handausgabe bestimmt. Es scheint uns jedoch, als wenn diese Aufgabe nicht ganz zweckmäfsig gelöst wurde. Die Varianten der hauptsächlichsten Handschriften findet man vollständig, von den übrigen eine Auswahl, beides mit Recht. Deutsche Gelehrte zwar treffen in dieser Beziehung nichts an, was nicht in dem Leipziger Abdruck der Notae variorum und des Elmsleyschen Apparates (von 1827) und den Dindorfschen Ausgaben von 1825 und 1830 vorhanden wäre, aber die vorliegende Arbeit war ja auch nicht für Deutschland zunächst gemacht. Alsdann findet man einige, aber ungemein wenige Bemerkungen von Brunck, Hermann, Matthiä und Wunder, ja was besonders auffallend ist, fast Nichts von Schäfer, dessen treffliche Bemerkungen noch jetzt einen vollständigen Wiederabdruck zu verdienen scheinen. Hierzu kommen die eigenen Bemerkungen des Herausgebers, welche allerdings nicht von grofsem Umfange sind und namentlich zur Erläuterung nur wenig beitragen, aber in kritischer Hinsicht bedeutend genannt werden müssen, weil sie eine erhebliche Anzahl von Stellen glücklich oder geistreich ändern, und selbst wo man dem Vorgetragenen seine Zustimmung nicht geben kann, viel Wohlgedachtes und Anregendes bieten. Betrachten wir also vornehmlich die kritische Seite, da die hermeneutische nur wenig und gleichsam gelegentlich hervortritt.

Zu den glücklichen Verbesserungen möchte Ref. rechnen *τινά* st. *τινάς* Oed. R. 107. aus der mailänder Handschrift des Suidas, da *τοὺς αὐτοέντας χειρὶ τιμωρεῖν τινάς* in der That sinnlos ist und nur einem Irrthum zugeschrieben werden kann, den die vorangegangenen Accusative veranlafsten; v. 434. *σχολῇ σ' ἂν οἴκους τοὺς ἐμοὺς ἐστειλάμην* statt *σχολῇ γ' ἄν*, wie seither aus dem Suidas geschrieben wurde gegen die Handschriften des Sophokles und den Cod. Par. A. des Suidas selbst; v. 587. *αἰκάλλουσί με* statt *ἐκκαλοῦσί με*, eine glänzende Verbesserung von L. Dindorf; v. 824. 5. *μὴ 'στι τοὺς ἐμοὺς ἰδεῖν, μή μ' ἐμβατεύειν πατρίδος* aus La. b. und zum Theil *Γ.*, viel kräftiger als das gewöhnliche *μήτε — μήτε*; v. 948. *κτάνοι* statt *κτάνῃ* aus La. pr. b. c. *Γ. Δ.* Pal.; v. 1458. *ὅποιπερ* aus La. b. c. *Δ. Θ.* und andern; Oed. Col. 286. *τὸ δυςπρόςοπτον (κάρα)* statt *δυςπρόςωπον* aus vier codd., unter welchen La. ist; v. 458. *προστάτισι ταῖς σεμναῖσι δημούχοις θεαῖς* statt *σὺν προστάταις* (Herm.) oder *σὺν ταῖς δὲ ταῖς* (Brunck); dafs *σὺν* ohne Autorität, scheint aus La. hervorzugehen, welcher *πρὸς ταῖσι ταῖς σὺν*; v. 674. *τὸν οἰνῶπα νέμουσα*

enthalten. Oed. R. 658. wird gegen alle Handschriften *νυν* statt *νῦν* geschrieben, wahrscheinlich weil auch die enklitische Partikel soll lang sein können. Wenn dies nun schon aus allgemeinen Gründen wenig für sich hat, so steht ja für die harmonische Prosodie unerschütterlich fest, dafs im Fall der Länge allemal *νῦν*, im Fall der Kürze allemal *νυν* zu schreiben ist, ohne Rücksicht auf die Bedeutung: wie sollte man denn aus theoretischen Gründen für die Tragiker eine Abweichung gestatten? S. Lex. Soph. v. *νῦν* und *νυν*. V. 1062. scheint Hr. D. Hermanns unerhörte Elision *εἰ 'κ* zu billigen, bemerkt aber nicht, dafs das von ihm selbst angeführte Beispiel *εἰ 'πιτάξομεσθα*, weil es keinen Wortstammvokal, sondern den einer vorgesetzten Präposition zeigt, völlig unähnlich und gar nicht beweisend ist; *εἰ 'πί* haben die Griechen eben so wenig gesagt, als *εἰ 'κ*, obwohl *ἢ 'πί* und *ἢ 'κ* gebraucht würde. v. 1160. wird die Form der Präposition *ἐς* vorgezogen und zu Ant. 212. bemerkt, dafs auch *κἀς* statt *κεἰς* zu schreiben sei. Ref. glaubt anderweitig wahrscheinlicher gemacht zu haben, dafs die Attiker vielmehr *εἰς* vorgezogen, wo das Metrum es leidet, und jedenfalls ist es unrichtig und unbewiesen, dafs auch die Handschriften auf *κἀς*, nicht auf *κεἰς* leiten. V. 1304. und an andern Stellen ist *ἀνερέσθαι* nach der gewöhnlichen falschen Betonung geschrieben, während La. die Spur des Richtigen zeigte, wie es nach Herodian zu Jl. *π*. 47. andere Grammatiker vorschrieben. V. 1388. und anderer Orten vertheidigt Hr. D. nach sehr zweifelhaften Spuren der Handschriften an andern Stellen die Krasis *μἀποκλῆσαι, μἀμαθής* (Praef. Poet. Scen. p. XXIV. Eur. Tro. 421.), *μἀφέλης* (Phil. 933); ob aber das durchaus selbstständige *μή*, welches nicht nur den Ton öfters auf sich nimmt, sondern sogar durch Interpunktion vom folgenden Worte getrennt vorkommt, durch Krasis unscheinbar gemacht werden *könne*, darüber werden wir nicht belehrt. (S. lex. Soph. v. *μή*). Oed. Col. 504. will Hr. D. das *χρῆσται* oder vielmehr *χρῆ 'σται* so erklären, dafs man *χρὴ 'στίν* gesagt habe mit substantivischem Gebrauch des *χρή* für *χρεών*, was freilich durch das Deutsche *es ist muſs*, (unseres Erachtens ist nur *es ist ein Muſs* deutsch) eben so wenig gerechtfertigt wird, als durch die Verwirrung, welche der Grammatiker bei Suidas v. *χρή* anrichtet. Der Gegengrund, man habe nicht *χρεία ἐστί* in *χρῆ 'στί* zusammen ziehen können, wenn man nicht eine Nebenform *χρέα* annehmen wolle, wie *Ρῆ, πλῆ* aus *Ρεέ, πλέα* zusammengezogen neulich aus Herodian *π. μον. λέξ.* p. 7, 5 bekannt geworden sei, ist nicht treffend. Allein *χρῆ* aus *χρεία* ist um nichts auffallender als *βασίλη* aus *βασίλεια*, *'Ιφιγένη* aus *'Ιφιγένεια*, ja selbst *Πηνελόπη* aus *Πηνελόπεια*, da man uneinig war, ob die zusammengezogene oder die gedehnte Form die ursprüngliche sei, s. Steph. Byz. v. *'Αγάμεια*. V. 1024. wird *οὐ μὴ ἐπεύχωνται* ein Solöcismus genannt und Elmsleys Beispiele aus dem Xenophon *οὐ μὴ δύνηται* (Anab. II. 2, 12) und *οὐ μή σοι δύνωνται* (Hieron. 11, 15) als nichts beweisend dargestellt, weil dies Verbum, dessen Aorist attisch nicht *ἐδυνησάμην* sondern *ἐδυνήθην* laute, eben so behandelt worden sei wie *εἰμί*, indem sich allerdings *οὐ μή ᾖς* und *οὐ μὴ ὦ* findet (Plat. Civ. I. p. 341, c. Phileb. p. 48. d). Nun, eben weil beide sich gleich verhalten, ist das Präsens nirgend Solöcismus. Es stand ja bei den Schriftstellern *οὐ μὴ δυνηθῶ* zu sagen statt *οὐ μὴ δύνωμαι*. Die Form *ἐπιτίκειος* hat Hr. D. (v. 1088.) wieder und zwar mit schwachen Gründen in Schutz genommen, wie *αὔθρειος* Ant. 358. und *ἐπιτύμφειος* Antig. 814. Die Vergleichungen mit Propriis, wie *'Ανακτόρειον* (noch dazu zweifelhaft), mit Gentilibus, wie *'Εφέσιος*, ja selbst mit Appellativis, wie *εὐτύχεια*, sind in keinem Falle schlagend, die letztere eigentlich am allerwenigsten, weil in den Worten auf $\overline{\epsilon\iota\alpha}$ oder $\overline{\iota\alpha}$, welche von Adjektiven auf $\overline{\eta\varsigma}$ herkommen, eine ungemeine Unsicherheit statt findet, s. lex. Soph. v. *προμήθεια*. Die Vermuthung *μεμνημένον* statt *μεμνημένος* v. 1361. (*ἐμοὶ μὲν οἰστέα τάδ', ὥσπερ ἂν ζῶ σοῦ φονέως μεμνημένος*) ist weit weniger wahrscheinlich als die Attraction des *μεμνημένος* zu *ζῶ*, als dem nächsten, während es eigentlich auf das entferntere *ἐμοί* gehen sollte. Warum v. 1454. vermuthet wird *ὁρᾷ ὁρᾷ πάντ' ἀεὶ χρόνος* statt *ταῦτ' ἀεί*, sieht man nicht wohl ein. Es ist allerdings etwas vorhergegangen, worauf sich *ταῦτα* passend beziehen kann, nämlich *ἀξίωμα δαιμόνων* (*μὴ μάτην γενόμενον*); denn es ist ja gewöhnlich bei den Tragikern, die Demonstrativa, namentlich *οὗτος* im Plural auf einen vorangegangenen Singular zu beziehen

(Der Beschluſs folgt.)

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Ad Sophoclis tragoedias annotationes Guilelmi Dindorfii.

(Schlufs.)

Verwerflicher scheint die Vermuthung ἔτει (statt ἐπεί) eben daselbst, welche auch Hr. D. nicht für gewifs annimmt. Eines Theils ist es nicht füglich anzunehmen, dafs ἔτει griechisch für χρόνῳ gesagt worden, andern Theils dürfte ἐπεί unantastbar sein, wenn man nur αὔξων nach Thucydides Art statt des Finitum αὔξει gesagt annimmt. Die Conjectur ἀψεφές statt ἀψεγές Electr. 496. beruht auf zwei Willkührlichkeiten. Erstens ist bei der Wortstellung μήποτ' ἡμῖν ἀψεγὲς πελᾶν τέρας τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσι gar nicht nöthig ἡμῖν und δρῶσι καὶ συνδρῶσι zusammen zu nehmen und auf dieselben Personen zu beziehen; zweitens sind die δρῶντες und συνδρῶντες keinesweges Agamemnonis ultores, wie Hr. D. will, was vielmehr δράσουσι καὶ συνδράσουσι heifsen müfste, sondern Aegisthos und Klytämnestra, *die Thäter*, auctores sceleris. Πελᾶν ἡμῖν sagt der Chor von der zu seinen Ohren gedrungenen Nachricht von dem Traumgesichte, dieses aber heifst μηπότε ἀψεγὲς τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσι, *ein steter Gegenstand des Verdrusses für Thäter und Helfer*, ἀεὶ ἀξιόμεμπτον τοῖς φονεῦσι καὶ τοῖς συμπράξασι. Warum v. 1015. und an vielen andern Orten theils nach gar keinen, theils nach den schlechtern Handschriften πιθοῦ statt πείθου geschrieben wird, während Metrum und Gedanken beides gestatten, bekennt Ref. nicht einzusehen. Reisig meinte umgekehrt, πείθου habe den Tragikern, πιθοῦ dem Aristophanes besonders gefallen: nicht minder grundlos. Stellen wie Vesp. 729. (πιθοῦ πιθοῦ λόγοισι μηδ' ἄφρων γένῃ) können nichts beweisen, obgleich Hr. D. zu El. 1207. ihnen eine solche Kraft beizulegen scheint. Denn da der Imperativ, welchen der Dichter des Gedankens wegen doppelt zu setzen vorzog, an der zweiten Stelle die vollere Präsensform nicht haben konnte, so mufste diese auch in der ersten vermieden werden. Nicht minder einseitig ist die Einführung der nach Etym. 667, 22. gebrauchten Formen πεφαργμένος st. πεφραγμένος, ἄφαρκτος st. ἄφρακτος, Antig. 235. (zugleich als eine unsichere und dem Sinne nach kaum passende Emendation statt δεδραγμένος) und Ai. 909, κατάφαρκτος st. κατάφρακτος Antig. 958. Dafs dies attisch sei, hat Niemand gesagt, obgleich Hr. D. bei der Stelle des Ajas versichert, es zu Ant. 958. gezeigt zu haben; wenn dem aber auch so wäre, so würde immer noch sehr die Frage sein, ob nicht derselbe Atticismus gemeint ist, welchem ἄρρην und πράσσω gebräuchlich sind. Dafs ἐγκλῆσοι (ἐγκλεῖσοι) Ant. 505, wie die Lesart aller Handschriften lautet, gut zu rechtfertigen, und Schäfers ἐγκλεῖοι (ἐγκλῆοι) nicht nothwendig ist, hat Hermann unseres Erachtens klar gezeigt. v. 855. scheint die Aenderung ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον προςέπεισες ὦ τέκνον πάλιν statt πολύ ganz unglücklich; allerdings hat La. nicht πολύ, sondern πολύν, weshalb Hr. D. jenes als eine ungeschickte Verbesserung des verdorbenen πολύν ansieht. Für jene Aenderung kann die Erklärung des Scholiasten nicht sprechen: προβᾶσα ἐπὶ τὸ τῆς δικαιοσύνης ἔσχατον βάθρον μετὰ θράσους, βουλομένη τε δσιόν τι δρᾶν περὶ τὸν ἄδελφον, τἀναντία πέπονθας· ἔπεσες γὰρ εἰς τὸ κενοτάφιον. Denn τἀναντία πέπονθας geht nur auf den Gegensatz προβᾶσα und προςέπεισες. Πολύ für μεγάλως ineptum zu nennen mit Hrn. D., möchte Ref. nicht wagen. Διλόφοιο statt διλόφου v. 1126. ist eben so wenig sicher den Tragikern zuzuschreiben als ἀελίοιο v. 100, obgleich La. letzteres hat. v. 1349. empfiehlt sich χρὴ δ' ἐς τὰ θεῶν eben nicht mehr als das Triclinische χρὴ δὲ τά γ' εἰς θεούς, welches bei der häufigen Verwechselung von τε und γε leicht in die handschriftliche Lesart χρὴ δὲ τά τ' εἰς θεούς verdorben werden konnte. Was über αἴθων αἴθονος zu Ai. 222. gesagt ist, wird nunmehr in Lobecks zweiter Ausgabe seine Kritik gefunden ha-

ben. Die Form χρῇς χρῇ für χρήζεις, θέλεις u. s. w. hat Hr. D. zu Ai. 1373. (und Antig. 887.) mit vieler Geschicklichkeit gerechtfertigt, aber damit weder bewiesen, dafs hier so zu schreiben, noch dafs die gewöhnliche Lesart σοὶ δὲ δρᾶν ἔξεσθ' ἃ χρή verwerflich ist. Χρή, oportet, bezeichnet vielmehr den unbesieglichen Drang, welcher dem Odysseus das, was er anrieth, als etwas durchaus Nothwendiges erscheinen liefs; der Sinn also ist *Thue, was du zu thun dich gedrungen fühlst*, ἃ ποιεῖν σοι ἀνάγκη δοκεῖ εἶναι. Die Richtigkeit der Form μίξαι statt μίξαι, welche Hr. D. aus La. hergestellt hat Phil. 106, ist nicht bewiesen. Die Verbesserung v. 1140. τὸ μὲν ἓν δίκαιον εἰπεῖν müssen wir für eine unglückliche halten. Abgesehen von dem ganz unnützen Artikel scheint der Gedanke virum decet unum quid iustum dicere nicht allein eben so matt als bonum dicere iustum oportet; sondern es ist gar nicht zwingend das τὸ μὲν εὖ der alten Lesart durch bonum zu übersetzen; es ist vielmehr τὸ εὖ ἔχον, τὸ πρέπον, τὸ προσῆκον, *die Pflicht*, und der Chor rechtfertigt damit das ganze Unternehmen gegen Philoktet, namentlich den Versuch, diesen zum Mitgehen nach Troja zu überreden.

So schätzbar nun die bisher durchgegangenen Anmerkungen auch sind, so möchte man doch wünschen, dafs der Herausgeber die reichen Schätze seiner scharfsinnigen Kritik und Erklärungsgabe der ausführlichen Construction eines Hauptwerkes nach beiden Seiten hin zuwenden möchte.

Ellendt.

LVII.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. Erster Band. Altona, 1834. *bei Hammerich, XXXII und* 728 *S.* 8. *Zweiter Band;* 1835. 774 *S. Dritter Band;* 1836. 797 *S. Vierter Band;* 1837. 778 *S. Fünfter Band;* 1838. 802 *S.*

Nachdem bereits fünf Bände dieses Werkes uns vorliegen, die es ziemlich an das Ende des Buchstaben *F* gefördert haben, bietet es Anhalt genug zur Würdigung dessen was es leistet. Bei dem Rufe seiner Herausgeber und mehrerer Mitarbeiter, bei der weiten Verbreitung, die es gefunden, der Autorität, die es in zahlreichen Kreisen erlangt hat, den Ansprüchen, die man ihm auf politische und wissenschaftliche Bedeutung beilegen mufs, fordert es jedenfalls zur Aufmerksamkeit und ernsten Prüfung auf. Bei einem Werke, was zwei Koryphäen in Verbindung mit „vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands" herausgeben, liegt die Frage sehr nahe, ob es denn in der That die Summe der politischen Weisheit Deutschlands, ob es das enthalte, wodurch wir Engländern und Franzosen beweisen können, dafs wir wenigstens in der Theorie des politischen Lebens ihnen so gleich, vielleicht so weit über ihnen stehen, wie in vielen andern Zweigen des Wissens?

Wenn diese Frage nicht unumwunden zu bejahen sein sollte, so dürfte eine Entschuldigung aus der lexikalischen Form des Werkes entlehnt werden können. Diese Form ist eigentlich nur brauchbar zur Darbietung von Notizen, nicht zur Entwickelung von Ideen. Die lexikalischen Werke verdanken ihr grofses Glück der Bequemlichkeit, die sie darbieten; der Leichtigkeit, mit der wir in ihnen eine Menge Nachrichten, Data, auffinden können, die aufserdem wohl auch vorhanden, aber in viele andere Werke verstreut, nur mühsam zusammen zu suchen waren. Es kann Männern wie die Bearbeiter des Staatslexikons nicht verargt werden, dafs sie sich nicht auf die mechanische Zusammenstellung solcher positiven Wissensmomente, an denen der Geist nur wenig zu verarbeiten hat, beschränkten; dafs sie ihr Staatslexikon nicht zu einem blofsen Hilfsmittel für Zeitungsleser machten. Es wird später besprochen werden, ob sie nicht vielleicht hierin etwas zu wenig gethan haben und warum dies geschehen sein mag. Jedenfalls mufste ihnen die Entwickelung und wissenschaftliche Begründung ihrer Ideen mehr am Herzen liegen, als das Aufsuchen eines Materials, zu dessen Bearbeitung tausend Andre ebenso geeignet gewesen wären. Dann bietet zwar das politische Wissen Stoff genug zur Füllung eines bändereichen Werkes. Allein die politische Theorie, besonders die in diesem Werke vorherrschende innere Politik, ist erst noch im Werden, ist eigentlich stets im Werden und Wechseln und läfst mehr nur ein Untersuchen, nicht ein positives Festsetzen zu. Für die

philosophische Speculation aber ist die lexikalische Form allerdings nicht geeignet. Gerade diese — oder was man so zu nennen pflegt, wenngleich die neuere philosophische Schule es nicht als solche anerkennen wird — ist vorwaltend im Staatslexikon. Meinungen, Vorschläge, Erörterungen, vornehmlich auf die obersten Fragen des Staatslebens bezüglich, Räsonnements über Zeittendenzen, Angriffe auf Bestehendes, bilden einen hauptsächlichen Theil des Inhalts, neben welchem die positive staatswissenschaftliche Kenntnifs in den Hintergrund tritt. Sie ist unläugbar vorhanden; aber ihre Entwickelung ist nicht der Hauptzweck des Werkes, das weit weniger darauf ausgeht, den wissenschaftlichen Theil an der Bildung des Staatsmannes zu übernehmen, als gewisse politische Ideen zu verbreiten, auch wohl sie vor den Machthabern zu rechtfertigen, für sie zu plädiren.

Das Alles ist Denen ganz recht, die da meinen, es genüge das gläubige Anbeten der als unumstöfslich ausgegebenen, von der gedankenlosen Menge mit Begier erfafsten Sätze, um den Staat zu beurtheilen, zu regieren, und es sei dies eine überaus leichte und einfache Sache, zu der es nicht tiefen Nachdenkens, gründlicher Kenntnifs, vielseitiger Erfahrung und Beobachtung bedürfe. Freilich wer besser mit der Sache vertraut ist, der weifs, dafs selbst diese Eigenschaften kaum zur theoretischen Beurtheilung genügen; dafs auch mit ihnen die Theorie, zwar immer nützen wird, aber vielfachen Fehlgriffen ausgesetzt bleibt; dafs bei ihr, wie bei der Praxis, der Genius dazu kommen mufs; die Befähigung zum Staatsmann eine eigenthümliche ist, wie zu jeglicher Kunst; und dafs auch der Begabteste übel fahren würde im Handeln, wenn ihm nicht das Leben zu Hilfe käme und für ihn und mit ihm wirkte. Wer tiefer eindringt in die Staatslehre und das Staatsleben, der wird sich jederzeit mehr zu einer skeptischen, als zu einer dogmatischen Richtung veranlafst halten; er wird auch hier bewährt finden, dafs in den Dingen am meisten geirrt wird, die am Leichtesten zu beurtheilen scheinen; er wird erkennen, dafs nirgends das Unbedingte so wenig anwendbar, nirgends so wenig Allgemeingültiges ist, wie im Politischen. Es ist aber ein Hauptübelstand bei diesem, dafs sich menschliche Wünsche und Bestrebungen hineinmischen und von den Meisten nicht schlicht und einfach die Wahrheit gesucht, sondern geurtheilt und entschieden wird, je nachdem die Sätze den Interessen und Neigungen zu entsprechen scheinen. Es giebt hochwichtige politische Wahrheiten, von denen man schwerlich erwarten kann, dafs sie jemals von der Mehrzahl derer, die über Staatssachen zu urtheilen unternehmen, mit Freudigkeit aufgenommen werden dürften. Sie *wollen* diese Wahrheiten nicht. Sie nehmen das Entgegengesetzte auf den seichtesten Grund hin; verschliefsen der gründlichsten Beweisführung ihr Ohr; wissen mit tausend Ausflüchten sich einen Rückhalt zu sichern und kehren auf den leichtesten Anlafs zum alten Irrthum. (Ein Glück noch, dafs das Leben diese Wahrheiten tragen und halten wird, weil ihre Wahrheit eben auf dem Leben beruht.) Die weite Verbreitung, wie des kirchlichen, so des politischen Rationalismus wird leicht erklärt durch die grofse Empfänglichkeit, welche der gemeine Verstand der grofsen Masse für seine von der Oberfläche geschöpften Sätze hat; mehr noch durch das Ansprechende, was sie für die Eitelkeit und die Selbstsucht der Menschen haben. Aber nur denen wird man mit vollem Zutrauen in ihren Untersuchungen über die Staatslehre folgen können, denen bei diesen Untersuchungen der Staat nur ein wissenschaftliches Object ist. Das Gesetz des Solon hat keinen Bezug auf Staatsphilosophen.

Wenn die Eingangs aufgestellte Frage nicht unumwunden zu bejahen ist, so liegt ein fernerer und hauptsächlicher Grund jedenfalls darin: dafs in den meisten Artikeln des Werkes eine Richtung vorherrscht, und Meinungen entwickelt werden, die vielleicht, wenigstens in gewissen Theilen Deutschlands, weiter verbreitet sind als irgend andre; die aber in der Praxis des deutschen Staatslebens nicht anerkannt und von der Doctrin desselben bereits überwunden sind. Letzteres ist noch entschiedener zu behaupten, als Ersteres. Unter den praktischen Staatsmännern giebt es viele, die in ihren wissenschaftlichen Ansichten auf der Basis desselben Systemes stehen; weil dieses System ein Product der Philosophie ist, die in ihrer Jugendzeit herrschte und deren Fortbildung sie nicht kennen. Die Gewalt der Verhältnisse, die laute Sprache der Vernunft und des Lebens zwingt sie, im Widerspruch mit diesem Systeme zu handeln. Das ist eine Inconsequenz und es rächt sich, indem es sie zu einer gewissen Halbheit, zu manchen falschen Schritten, Sophismen und Täuschungen nöthigt, sie verleitet, den Schein der Uebereinstimmung mit einer Seite

zu unterhalten, die sie doch in ihren Lebenspunkten verletzen müssen. Aber in der Doctrin sind allerdings Rotteck, Welcker und vielleicht noch Murhard — wiewohl dieser kaum noch zu den eigentlichen Theoretikern gerechnet werden mag — für ihre Richtung die letzten Vertreter von Bedeutung unter den Staatsgelehrten Deutschlands. Das hindert nicht, dafs sie nicht in vielen Dingen mit Andren, in Einigen mit den Meisten zusammentreffen sollten; wo dann der Unterschied in den Grundlagen zu suchen ist. Und aufserdem giebt es viele recht talentvolle Schriftsteller, die sich unter ihre Fahnen ordnen und dieselben Principien mit Beredsamkeit vertheidigen; nur sind das Parteimänner und nicht Staatsgelehrte. Das ist auch ein Unglück bei den politischen Fragen, dafs es Jedem leicht scheint, darüber ein Urtheil zu fällen und dafs es in der That Vielen leicht ist, über diese Dinge in geistvoller Manier sich zu verbreiten und mit einem löblichen Aufwand von Verstand und Gesinnung etwas zu Stande zu bringen, dem nichts fehlt, als — die Richtigkeit. Unter den Genannten mag zuletzt auch Murhard das System mehr nur ergriffen haben, weil es einem Geiste entsprach, der mehr französischer als deutscher Art ist, und weil es mit seinen politischen Tendenzen harmonirte. Es mag ferner bei Rotteck unentschieden bleiben, wieviel Antheil die theoretische Speculation und wieviel die praktische Bestrebung an seinen politischen Axiomen habe. Nicht dafs dabei im entferntesten an ein Aufopfern der Ueberzeugung zu Gunsten des Willens gedacht würde. Aber Männern, die Beruf zum praktischen Wirken haben, empfiehlt sich eine Ansicht gar sehr, die ihren Absichten, die der Gesammtrichtung ihres Wesens entspricht. Lediglich Sache der wissenschaftlichen Ueberzeugung, ohne allen Nebeneinflufs, ist das System am gewissesten bei Welcker. Deshalb hängt er ihm auch am starrsten an, entwickelt es am gründlichsten und zeigt die mindeste Nachgiebigkeit für die Gegner. — Noch sind, als ungefähr derselben Richtung angehörig, unter den Mitarbeitern des Staatslexikons zu erwähnen: P. A. Pfizer, ferner der nun verewigte Weitzel, dem das Staatslexikon eine Reihe geistvoller und anziehender biographischer Artikel verdankt, in denen aber sämmtlich der Verf. den Maafsstab für seine Urtheile von einer idealischen Anschauung nimmt, wie er sie in seinem Jugendleben erfafst haben mag, und wie sie etwa an Dya-Na-Sore erinnert; Paulus, dessen kirchlicher Standpunkt dem politischen dieser Männer ganz analog ist; endlich noch etwa Zschokke, der einige instructive Artikel über Schweizer Sachen geliefert, und der praktischer und zugleich weniger bitter ist, weil er sich in Zuständen bewegt, die seinen Ansichten zur Zeit besser entsprechen. Einige anonyme Mitarbeiter schliefsen sich zum Theil denselben Fahnen an. Darunter ist ein S. wegen vergleichungsweiser Gründlichkeit seiner Artikel auszuzeichnen. Mit neutralen Artikeln beschäftigen sich für politische Oekonomie und Polizeiwissenschaft der scharfsinnige Mohl in Tübingen und der Unterzeichnete; für Statistik derselbe, ferner F. List und v. Golbery; für juristische Fragen, die zwar gröfstentheils von Welcker behandelt sind, auch Mittermeier, von Wächter, Bopp, Richter in Leipzig; für militairische v. Theobald; für einzelne Specialfragen hat man mit Recht Specialmänner benutzt; so für den Artikel: physische Erziehung, Werner, für Forstwesen v. Wedekind.

Aber welche ist denn die besondere Richtung, die im Staatslexikon vorwaltet? Dabei ist zuvörderet das allgemeine System zu bezeichnen und dann die besondere Modalität, in der es sich unter den hier obschwebenden Verhältnissen ausprägt.

Die philosophische Grundlage gehört der Kantischen Schule an. In Folge der seitdem im praktischen Staatsleben, besonders in dem der Franzosen, aufgetretenen Zustände, ist das System in etwas umgebildet worden. Seine Darsteller streben auch, sich als unabhängig von Kant, dessen Staat „eine leere und todte Abstraction" genannt wird, erscheinen zu lassen; sie streben, sich dem Leben anzuschliefsen, glauben, die wahre praktische Richtung erfafst zu haben und hadern mit den „Schultheorien" ihrer Gegner; in Wahrheit aber sind sie durchgehends in den Ideen einer Schule befangen, deren einer Aufflufs Kant und seine Jünger in Deutschland, deren anderer Rousseau und seine Genossen in Frankreich erzeugte; während Rotteck zwischen Beide tritt und die französischen Sätze mit einiger deutscher Gründlichkeit, die deutsche Doctrin mit einigem französischen Leben zu versehen sucht, indefs Welcker sich die vergebliche Mühe giebt, eine Versöhnung mit dem historischen Principe anzubahnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl v. Rotteck und Carl Welcker.

(Fortsetzung.)

Es ist eine Schule, deren Staatsrecht abstrahirt ist aus dem Privatrecht der Römer, eingehüllt in das schimmernde Gewand eines sogenannten Vernunftrechts und von da den erstaunten Juristen zurückgebracht, die es freudig begrüfsten, weil sie in den neuen und kühnen Sätzen, die man ihnen als Orakel des ewigen Rechts verkündigte, denselben Geist erkannten, der ihnen von den Pandekten aus vertraut war. Der Staat und seine Gewalten wird bemessen nach den Grundsätzen seines bürgerlichen Rechts und erst für legitim erkannt, wenn er den Bedingungen entspricht, die er selbst geschaffen hat. Das System wird gezimmert aus dem Kopfe seiner Urheber und das Leben ihm angepafst. Wo es nicht gehen will, da helfen Fictionen, da wird ein Nothrecht statuirt, da mufs die Unvollkommenheit des bestehenden Zustandes entschuldigen, da wird auf das Ideal verwiesen und auf die Zukunft, die den Staat herbeiführen soll, den das System erheischt.

Die Beweise sind leicht im Buche zu finden und namentlich hat es Welcker leicht gemacht, sie zu beschaffen, indem er eine „allgemeine encyklopädische Uebersicht der Staatswissenschaft und ihrer Theile" vorausschickt, worin er sein Staatssystem niederlegt und dadurch eigentlich viele folgende Artikel sehr überflüssig macht. Ueber das was jene Uebersicht in Bezug auf den Formalismus der Staatswissenschaft bringt, wollen wir nicht mit dem Verf. rechten; es ist ein unendlich zersplitterter Schematismus. In materieller Hinsicht heben wir aber einige Sätze aus. „Die wesentlichen Grundelemente" heifst es S. 11 „des Staats, des Staatsgesetzes und der Staatstheorie aber sind nun die folgenden drei: 1) das Urgesetz oder das Vereinigungsprincip der Staatsgesellschaft: das innerliche, moralische und philosophische Grundelement des gesunden *Staats*, des Staatsgesetzes und der Staatstheorie." Hierüber bemerkt der Verf.: „Das Leben des einzelnen Menschen geht aus von dem allgemeinen göttlichen Geiste, welcher das Weltall durchdringt und harmonisch zusammenhält, und, wirksam auch im Leben des Menschen, denselben anregt, seinem allgemeinen göttlichen Gesetz zu folgen, nach göttlicher Vollkommenheit zu streben. Eben so kann nun *ein Staat*, eine Verbindung freier gesitteter Menschen zu einer würdigen und harmonischen Gesammtpersönlichkeit, nur dadurch entstehen und dauern, dafs das höchste Princip der einzelnen Glieder als *gemeinschaftliche* Grundidee, oder als gemeinschaftlicher Endzweck, als ein *höherer Gemeingeist* sie zur vereinten Erstrebung der höchsten Aufgabe der Menschheit bestimmt, in dieser Vereinigung unter sich und mit der allgemeinen Weltordnung erhält und leitet." Im Folgenden meint der Verf., dafs die Staaten nicht aus einzelnen untergeordneten Zwecken hervorgehen; dafs stets das Höchste durch sie erstrebt würde. „Wo wäre das Volk der Erde, fragt er, welches nicht Sittlichkeit, wo das, welches nicht Glückseligkeit, überhaupt das *ganze Wohl des Vaterlandes*, in seiner Verfassung und Gesetzgebung, als Staatszweck anerkannt hätte?" Mit Recht setzt er hinzu. „Die Staaten und Staatszwecke entwickeln und modificiren sich daher auch stets mit der Grundidee und der Cultur der Völker." Zu der ganzen Stelle möchten wir aber bemerken, dafs wir wenigstens daran verzweifeln würden, den Staat jemals als „eine Verbindung freier gesitteter Menschen zu einer würdigen und harmonischen Gesammtpersönlichkeit" entstehen und dauern zu sehen, wenn dies nur dadurch geschehen könnte, dafs das höchste Princip

der einzelnen Glieder als gemeinschaftliche Grundidee, als ein höherer Gemeingeist sie zur vereinten Erstrebung der höchsten Aufgabe der Menschheit bestimmte, in dieser Vereinigung unter sich und mit der allgemeinen Weltordnung erhielte und leitete." Jedenfalls würden wir auf den wahren praktischen Gemeingeist nur da mit einiger Sicherheit rechnen, wo der Staat, der überall nichts Künstliches und Gemachtes ist und sein soll, sondern der äufsere Organismus ist, mit dem die Natur den Volksgeist begabt hat, und an welchem der Volksgeist meist so unbewufst arbeitet, wie die Seele des Menschen an dem ihren, — wo dieser Staat am Wenigsten als etwas Besonderes, Getrenntes erschiene, der besondere Ansprüche und Anforderungen macht; wo vielmehr das Volk, auch ohne an den Staat zu denken, indem es so recht dem freien Zuge seines Geistes folgt und für eigne Zwecke zu wirken glaubt, eben dabei dem Ganzen dient. Was aber die Frage über den Staatszweck anlangt, so scheint es uns, als sei, wie oft sie auch besprochen worden, gleichwohl überall ein sehr wichtiger Umstand übersehen worden. Man streitet sich, ob Recht, Sittlichkeit, Glückseligkeit, Vollkommenheit (!) oder das Alles zusammengenommen, der Zweck des Staates sei: das Alles sind Zwecke des Menschen und der Staat ist ein Mittel dazu, keinesweges das Einzige, keinesweges das überall Ausreichende. Bei dem Staate kann nur davon die Rede sein, dafs er den Zweck habe, die Menschen bei ihren vernünftigen Zwecken, *soweit dies in seiner Natur liegt*, zu unterstützen. Frage man erst, was der Staat sei und was er könne; mehr von ihm zu verlangen, wäre thöricht und schädlich.

Doch der Verf. fährt fort: „Das aus der höchsten Idee und Bestimmung der Menschheit, oder aus der *Natur* derselben, philosophisch entwickelte reine Vernunft- oder Moralgesetz des gesellschaftlichen Lebens (jus naturale im ächten stoischen Sinne) und seine Theorie erhalten aber nur theilweise eine äufsere oder juristische Gültigkeit und nur erst durch ihre Aufnahme in das Rechtsgesetz und seine äufsere Form." Er kommt nun auf: „2) Die Grundform des Staatskörpers: Der äufsere, juristische und historische Bestandtheil des Staatsgesetzes und der Staatstheorie." Man könnte glauben, es werde hier zu der „Natur der Menschheit" auch die Natur der *Dinge* gesellt werden, die doch auch ihr Gewicht hat. Aber nein, der äufsere Körper des Staats besteht eben auch wieder „in der durch äufseren freien Consens oder Vertrag bewirkten Vereinigung der Staatsglieder, der Einzelnen, der Familien, der Gemeinden, und in dem objectiven oder äufserlich anerkannten Rechtsgesetz für das gleich freie friedliche Nebeneinanderbestehen und Zusammenwirken dieser Glieder (jus gentium im römischen Sinne.)" Denn „das Staatsleben besteht und dauert nur durch *freies* harmonisches Zusammenwirken und *freiwilliges* Zusammenbleiben von Gliedern, welche freie individuelle Persönlichkeiten sind und einen Selbstzweck haben. Um in friedlicher Freiheit und hülfreich nach gemeinschaftlichem Gesetz zu leben, begründen, durch Vernunft und Bedürfnifs getrieben, die gesitteten Völker, soweit es dazu nöthig ist, durch eine freie erfahrungsmäfsige Anerkennung ein nur allgemein erkennbares, äufseres Friedensgesetz, ein erfahrungsmäfsig anerkanntes gemeinschaftliches Grundgesetz der gleichen äufseren Freiheit, woraus dann alle einzelnen nöthigen Rechtsgesetze als allgemein erkenn- und beweisbare *logische* Folgesätze sich ergeben." Der Vf. hat wohl ganz richtig erkannt: dafs die Völker dabei durch Vernunft und Bedürfnifs getrieben handeln. Er hat aber keinesweges recht erwogen, welche Hauptrolle dabei das Bedürfnifs spielt und wie die Thätigkeit der Vernunft wesentlich in dem richtigen Erkennen des Bedürfnisses besteht. Dann wie viel oder wie wenig an der sogenannten Freiheit und Freiwilligkeit etwas Anderes ist, als vernünftige Unterwerfung unter die Nothwendigkeit. Ist es Freiheit, dafs ich in meinem Vaterlande lebe und mich seinen Gesetzen unterwerfe? Nun ich bin in ihm geboren und habe hier die Grundlagen meiner Existenz gefunden, die ich anderwärts erst neu zu legen versuchen müfste. Ich bin hier erzogen und verdanke dieser Erziehung und ihren Umgebungen, verdanke allen Eindrücken, unter denen ich aufgewachsen bin, ungefähr dieselbe Denkweise, aus der jene Gesetze geflossen sind, die ich vielleicht unerträglich und gottlos finden würde, wäre ich in Arabien, oder Pegu geboren. Wenn sie mir aber auch jetzt nicht zusagten, wenn ich an der Weisheit ihrer Grundlagen zweifelte, es wäre Tollheit, wollte ich ihnen den Gehorsam aufkündigen, oder auch nur Verhältnisse entgegengesetzter Art aufsuchen. Finde ich das ganze Staatswesen verkehrt, kann ich etwa dem Staate entrinnen? Ich müfste auf eine wüste Insel ziehen.

Und nun die Millionen, die in den civilisirten Staaten leben und sterben, ohne je zu einem nur einigermaaſsen klaren Bewuſstsein über das Grundwesen des Staats zu gelangen! Doch der Verf. sagt ganz ruhig: „Die Völker suchen durch solche Friedensverträge, so weit es für ein freies und friedliches Zusammenleben nothwendig ist, ihre *subjektiven innern* Vernunft- und moralischen Ueberzeugungen über dieses Leben zu vereinigen, jenes innerlich rein *philosophische Vernunftgesetz* durch die gemeinschaftliche *äuſsere oder objektive* Anerkennung zu einer festen *äuſseren* Rechtsoffenbarung zu erheben. Weder römische und griechische, noch die germanischen Rechte, weder die positiven, noch die natürlichen Rechtsgrundsätze dieser Völker, weder ihre Genossenschafts- und Fremdlingsrechte, noch ihre andern Rechtsinstitute und deren Entwickelung lassen sich auch nur gründlich verstehen, ohne Zurückführung auf ihre überall klar nachweisbaren Friedensverträge." Der Verf. verwahrt sich freilich gegen eine Ableitung gemeinschaftlicher Gesetze aus individuellen, subjektiven Meinungen und Schulphilosophemen und basirt sie auf: die gemeinschaftliche Vernunft und Anerkennung des Volks. Er meint: „Es genügt für die *objektive logische* Rechtsentwickelung, oder um das rein philosophische vernünftige Recht in seiner Entwickelung dem ewigen Streit der Schulphilosophien zu entziehen, um den festen objektiven Anfangspunkt für diese Entwickelung zu finden und um die äuſsere juristische Gültigkeit für dasselbe zu begründen, die Voraussetzung der einzigen erfahrungsmäſsigen Thatsache, daſs mehrere sittlich vernünftige Individuen, als solche, oder mit Anerkennung ihrer *gleich* heiligen und *gleich freien* persönlichen Würde und Bestimmung sämmtlich *friedlich* nebeneinander leben *wollen*." Der Verf. legt hohen Werth auf diese „*mittelbare* Ableitung des Rechts aus Vernunftgrundsätzen (nämlich (sic) vermittelst ihrer gemeinschaftlichen Anerkennung)" — Es ist fast unglaublich, sagt er, „ein wie groſser Theil Fehler und Widersprüche in unserer neueren Theorie und Praxis sich allein auf Vernachlässigung dieses Grundprincipes der Objectivität, oder des freien Volksconsenses gründen; dieses Princips, dessen stete Anerkennung die römische Jurisprudenz selbst noch im scheuſslichsten factischen Despotismus der Kaiserzeit frei, würdig und consequent erhielt, die englische Nation aber fast allein im neueren Europa vor der Zerstörung ihrer politischen Freiheit bewahrte." Mit Verachtung blickt er auf die Theorie, welche den Zwang als die eigentliche positive Lebenskraft des Rechts erklärt habe. Die Vernachlässigung der Objectivität durch den freien Volksconsens habe zur Zerstörung alles sichern und festen Volksrechts, zu endlosem Streit und vernichtendem Despotismus geführt. Vorzüglich aber zur Vernachlässigung der freien Staatsverfassungen, Volksgesetzgebungen, Volksgerichte und Volksrechte und ihres wahren Sinnes. Man hätte in sie eingehen, das Unvollkommene ausscheiden und die etwaigen neuen Fortschritte freier Philosophie wieder zur Volksüberzeugung erheben und so das Recht frei und national fortbilden sollen. Statt dessen hätten die Gelehrten und Regierungsbehörden, revolutionär wie servil gesinnte, das Recht aus individueller Ansicht und Willkür geschöpft, gestritten, despotisirt und zerstört. (Der Verf. vergiſst hier, das Kriterium für den Unterschied zwischen „freier Philosophie" und dem Schöpfer des Rechts aus „individueller Ansicht" anzugeben.) Nach *seinen* Grundsätzen sollen „einestheils eine höhere Idee und eine freie philosophische Theorie von Recht und Politik, ein rein *philosophisches Vernunftrecht*, als *Lehre* für die Völker, ihre öffentliche Meinung erleuchten, ihnen zur richtigen Auffassung und Würdigung, wie zur freien Reform ihrer Vereine und ihrer bisher anerkannten Grundsätze verhelfen." Es sollen anderntheils „die aus der Natur des vernünftigen freien Friedensvereins abgeleiteten *natürlichen* Rechtsgrundsätze mit ihren logischen Folgesätzen, als ein *juristisches Naturrecht*, der *Regierung* zur Norm, dem *Richter* zur Auslegung und Ergänzung der positiven Gesetze dienen und die höhere Würde und Einheit des Rechts erhalten. So sollen das *natürliche* und das *positive* Recht, beide von dem *vernünftigen Nationalwillen* des Volks ausgehen." — Wir bemerken dazu nur Folgendes. Das natürliche Recht, um diesen einmal eingeführten Ausdruck zu gebrauchen, kann niemals auf dem *Willen* der Nation beruhen, sondern einzig auf ihren *Ansichten* vom Rechte. Es muſs auch wider den Willen des Menschen seine Anerkennung erzwingen. Diese Ansichten sind allerdings abhängig von der Gemeinschaftlichkeit, oder vielmehr von der in Vergangenheit und Gegenwart des betreffenden

Volks *herrschenden* Rechtsansicht; sie sind zum Theil ein Geschöpf des bestehenden äufseren Rechts; dieses ist gröfstentheils in seinen Grundlagen vom Bedürfnifs erzeugt und gebildet. Aber stets würde *die* Gesetzgebung unvernünftig, unweise, nach dem gemeinen Ausdrucke vernunftrechtswidrig sein, welche im Widerspruch stände mit den herrschenden Rechtsansichten des Volks. Also nicht der Wille, aber wohl die Ansicht des Volks ist allerdings mit im Spiele bei den Grundlagen des Rechts und mufs als Richtschnur dienen bei der Bildung des positiven Rechts. Dieses aber hat mit dem Consens der Einzelnen gar nichts zu schaffen; sondern nur damit: dafs es in der That aus den herrschenden Rechtsansichten sich mit Nothwendigkeit ergebe, oder, wo unter verschiedenen Wegen der zweckgemäfseste gewählt werden soll, mit jenen Rechtsansichten wenigstens nicht im Widerspruch stehe. Dem was mit Nothwendigkeit aus den herrschenden Rechtsansichten sich ergiebt, sich zu unterwerfen, ist nicht Sache des Willens, sondern sittliche Pflicht für das Volk. Den übrigen Bestimmungen Gehorsam zu verschaffen, ist zunächst Sache der äufseren Mittel des Staates, dem die Klugheit der Einzelnen, die Gewohnheit, das allmälige Einleben jener Bestimmungen in die Rechtsansichten dabei zu Hülfe kommen. Dabei spielen aber allerdings unter den Mitteln des Staats die Zwangsmittel die Hauptrolle und wo man ohne solche durchkommen kann, ist der Staat ziemlich entbehrlich. Auch begreifen wir nicht, wodurch sich die sogenannten Rechtspflichten von den übrigen Pflichten unterscheiden sollen, als dadurch, dafs sie gefordert, folglich nöthigenfalls erzwungen werden können. Der Grund ihrer Ausscheidung ist rein politischer Natur. Er liegt theils in ihrer Wichtigkeit für die Gesammtheit; theils in der annäherungsweisen Möglichkeit, sie zu erzwingen. — Doch von dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft aus ist es das Wichtigste, wie und durch wen jene Ableitung der Folgesätze aus den Principien vorzunehmen und ob überhaupt eine solche Ableitung des Rechts aus obersten Grundsätzen, denen die Rechtsobjekte unterworfen werden, oder ob nicht ein Schöpfen des Rechts aus dem Leben, ein Entwickeln desselben aus der Natur des Verhältnisses vorzuziehen sei. Jedenfalls wird hier sich nicht um den freien Consens zu kümmern, sondern *Der* Weg zu wählen; es werden *Die* zu verwenden sein, wo und von Denen man am Wahrscheinlichsten erwarten kann, dafs sie das den herrschenden Rechtsansichten am Besten Entsprechende und der Natur des Verhältnisses Gemäfseste finden werden. Darüber sucht man vergebens bei dem Verf. einen Aufschlufs. Es scheint, er ist zufrieden, wenn er jenen gerühmten freien Consens zu einem friedlichen Nebeneinanderleben gewonnen hat und das Uebrige mag sich finden. Diese Schule kann sich nun einmal kein Rechtsverhältnifs denken, wenn es nicht nach der römischen Contractenlehre entstanden ist. Der Staat ist ihnen eine societas im weitesten Maafsstabe. Zum Glück widerspricht das Leben zu laut dem leidigen Versuche, es in das Prokrustesbette des Systems zu spannen und noch heute sind das die sichersten und wohlthätigsten Elemente unsers Staatslebens, die noch aus dem Gesichtspunkte des *Verhältnisses* betrachtet werden. Gerade darin liegt ein hoher Vorzug des englischen Staats, dafs man dort noch am Meisten die natürliche Anschauung bewahrt hat. Will der Verf. die dortige Form der Gesetzgebung im Parlamente für das Ertheilen jenes freien Consenses ansehen? da machte ja die Regierung mit sich selbst einen Contrakt; denn das Parlament ist ja eben die Regierung, die einen gewählten Bestandtheil hat, nicht damit das Volk seinen Consens zu Dingen ertheile, von denen es zum Theil gar keinen, zum Theil einen falschen Begriff hat, sondern damit sie eine volksthümliche Beimischung und darin eine Bürgschaft mehr für eine zweckmäfsige Gesetzgebung besitze.

„Endlich ist," fährt der Verf. fort, „noch nothwendig: die Regierung der Staatsgesellschaft, und die politische und systematische Vereinigung der beiden ersten Grundelemente, des Staatsgesetzes und der Staatstheorie. Diese Regierung soll sich fürs erste als eine selbstständige, souveraine, regierende Kraft des Staatslebens in demselben entwickeln. Sie soll fürs zweite ebenfalls schon ihrer Bildung nach in sich aufnehmen die beiden ersten Grundelemente und ihre Einwirkung, also zugleich das Urgesetz oder den Endzweck des Staats und zugleich die Grundform des Volksconsenses."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker.

(Fortsetzung.)

„Sie soll schon in ihrer Bildung urgesetzlich und volksmäfsig sein; d. h. sie soll constitutionell mit dem Organ zunächst für die Verwirklichung des Gesammtzwecks und für die Einheit der Regierung auch Organe des allgemeinen Volksconsenses und der Volksfreiheit, freie Stände, freie Volksversammlungen u. s. w. in sich vereinigen!" (Wie kommen diese ganz speciellen Institute hierher, wo vom Allgemeinen die Rede ist?) „So constituirt soll sie sodann auch drittens im ganzen Leben und Wirken des Staats den Staatszweck und die rechtliche Grundform, dem Wesen beider gemäfs, unter sich und mit den Erscheinungen der Aufsenwelt selbstständig harmonisch vermitteln und so beide verwirklichen und erhalten."

In dieser Art ist die Staatstheorie des Staatslexikons in den vielen Artikeln, die aus der Feder des Hrn. Welcker geflossen sind. Er ist zu sehr ein Deutscher, als dafs er nicht die Einwendungen, die gegen französische Volkssouverainetät, gegen Stubentheorieen, gegen gänzliches Losreifsen von der Geschichte u. s. w. gemacht werden, ehren sollte und strebt daher unablässig danach, sein System als etwas von dem Allen Gereinigtes darzustellen. Aber, in der Hauptsache in derselben Richtung befangen, ist es ihm unmöglich gewesen, die ewige Kluft zu überbrücken. Dabei geht ihm aller politischer Geist ab. Er sieht Nichts als Staatsmann, Alles als Rechtsphilosoph und juristischer Datensammler an. Beweis z. B. der Artikel Adel. Hier kommt erst eine überaus lange und weitläufige rechtsantiquarische Untersuchung, in welcher der Verf. gefunden hat, was er von vorn herein suchte. Dann stellt er vier Gründe auf, aus denen, nach seiner Ansicht, eine Bevorzugung des Adels vertheidigt werden könne und widerlegt sie natürlich. In das wahre Wesen des Adels und aller analogen Richtungen, in die hohe politische Bedeutung, welche die aristokratischen Elemente zu Gunsten wahrhafter Freiheit in den europäischen Staaten gehabt haben, aus denen die Freiheit bis zu einem gewissen Grade niemals zu verdrängen sein wird, es wäre denn durch die Demokratie, hat er keinen Blick geworfen. Ohne es zu ahnen, führt er in seinem ganzen Systeme zu einem Zustand, wo Alles vom Staate des Augenblicks abhängt und kein Mensch mehr auf eignen Füfsen steht. Warum blickt er nicht hier mit gröfserer Unbefangenheit und Aufmerksamkeit auf England, das er doch bei Gelegenheit des freien Consenses anrief? Warum vergleicht er nicht die Pairie von England mit jener Vereinigung der Verdienstaristokratie, welche die französische Pairskammer darstellt, oder mit jenen nach dem Systeme gezimmerten Senaten in Belgien und Amerika? Diese englischen Pairs; sie mögen ihrer gröfsen Mehrzahl nach ihre Stellung dem blinden Zufall der Geburt verdanken — einem Zufall, der freilich viele Umstände zur Folge hat, die nicht mehr Zufall sind — man mag sich ihre Mehrzahl mit allen den Thorheiten, Schwächen und selbst Schlechtigkeiten behaftet denken, mit denen sie die neueren englischen Romane auszustatten belieben; und man mag diesem Oberhaus zürnen, wenn es die Vertheidigung des stabilen Princips bis aufs Aeufserste treibt, um am Ende, wenn es dennoch nachgeben mufs, die Reform, nach den Ansichten der feurigsten Reformers, verstümmelt zu haben: dennoch stellt dieses Oberhaus eine Vereinigung grofser Talente und eine Fülle von Charakter dar und nimmt ohne Frage eine Ehrfurcht gebietende Stellungein, wird ohne Frage auch bei sei-

nen Gegnern ein tiefes Gefühl der Achtung erzeugen. Jedenfalls wird es niemals zum blinden Werkzeug der Gewalt werden. Es ist eine politische Macht, dergleichen sich nicht nach dem Systeme schaffen läfst. Das ist das Verdienst der unabhängigen und unentreifsbaren Lebensstellung. Glaubt Hr. W. im Ernst, dafs es in Rufsland der Freiheit günstig ist, wenn man dort den Geburtsadel durch den Verdienstadel neutralisirt? Dafs es irgendwo der Freiheit günstig sein wird, wenn Niemand mehr im Staate einen äufseren erkennbaren Vorzug hat, den ihm nichts entreifsen kann, nicht Unglück, nicht Krankheit, nicht der Staat, selbst die Meinung des Tages nicht? Er klingt sehr schön, der idealistische Satz, dafs nur das Verdienst die Stelle im Leben bestimmen dürfe. Aber so lange die Psychometer, oder die Hellseher nicht untrüglich worden sind, und es nicht möglich ist, das künftige Verdienst gleich bei der Geburt zu erkennen und gleich von der Geburt an in eine freie und begünstigte Stellung zu versetzen; so lange möchten wir doch die Organisirung der Massen nicht lediglich jenem Momente vertraut wissen; möchten ein Element nicht ausgeschlossen sehen, mit welchem sich Unabhängigkeit der Stellung, die sichre Präsumtion eines mittleren Grades von Bildung und Gesinnung und eine gröfsere Freiheit von den Rücksichten auf Gunst, die der Beamtenaristokratie, und den Rücksichten und erniedrigenden Gewohnheiten, die der Geldaristokratie eigen sind, zu vereinen pflegen. Man wird jederzeit sichrer schliefsen, wenn man auf die Verhältnisse, als wenn man auf den Charakter der Menschen rechnet.

Wie gesagt, Bravheit, das beste, ehrlichste Wollen, — bei mit jedem Bande zunehmender Bitterkeit — Gelehrsamkeit, auch ein gewisser juristischer Scharfsinn sind in den Artikeln des Hrn. W. unverkennbar ausgedrückt. Aber der Geist des Staatsmannes und die tiefere Kenntnifs der Natur des Menschen und der Verhältnisse geht ihnen ab. Nur da möchten wir daher dem Urtheile des Verf. ein gröfseres Gewicht beilegen, wo der juristische Gesichtspunkt unbedingt der überwiegende sein mufs. Dies ist bei den zahlreichen Artikeln der Fall, die sich auf Recht und Rechtsverfahren beziehen. Hier spricht ganz jener würdige Charakter des echten deutschen Juristen, wie er bald nicht mehr so wie sonst vorherrschen wird, nachdem auch die Justiz schon häufiger politischen Motiven folgt. Hier erkennen wir zugleich jene Humanitätsrichtung wieder, welche die schönste Blüthe des vorigen Jahrhunderts war, welche die wohlthätigsten Reformen vermittelt hat, welche aber jetzt sehr aus der Mode kommt. Der Verf. beklagt sich auch bitter über so manche neuere Veränderungen auf diesem Gebiete. Er hat kein Recht dazu. Denn diese Veränderungen fliefsen zum grofsen Theile aus demselben politischen Rationalismus, aus demselben Optimismus, aus derselben Methode, das Leben nach der Idee des Gesetzgebers zu construiren, die er selbst vertheidigt, und die Niederlagen, welche die Humanitätsfragen erlitten haben, sind zum grofsen Theile dem vermehrten Einflusse der untersten Classen des Mittelstandes zuzuschreiben gewesen. Es ist ein Glück, so sagte neulich ein ausgezeichneter Jurist aus der alten Schule, dafs die Tortur schon seit sechzig Jahren abgeschafft ist; denn auf unsern Landtagen würde ihre Abschaffung nicht durchzubringen sein. — Einen Artikel des Hrn. W. möchte ich auch noch auszeichnen. Es ist der Artikel: Blücher (B. II, S. 610—649). Es ist wahr, auch er ist nicht ohne Einseitigkeit geschrieben. Aber in der echtdeutschen, grundehrlichen Richtung war Verwandtschaft zwischen dem Helden und seinem Biographen; Letzterer vergifst seine Bitterkeit über der Schilderung grofser Thaten und Zeiten; und so wird ein wahrhaft wohlthuendes Gemälde daraus, das sich durch Farbe und Charakter von den gewönlichen Biographieen unterscheidet.

Von den Artikeln des Hrn. von Rotteck kann man nicht sagen, dafs sie ohne politischen Geist geschrieben wären. Das wissenschaftliche System, wenn auch viel gewandter, klarer und bestehender vorgetragen, ist dem des Vorigen innig vewandt; die Resultate sind dieselben. Aber, so kann man glauben, Hr. Welcker vertheidigt jene Resultate, weil sie für ihn aus seinen Prämissen hervorgehen; Hr. v. Rotteck hält auf dieselben Prämissen, weil er sie (vielleicht irrthümlich) für die besten Grundlagen seiner Zwecke hält; freilich auch weil sie seiner ganzen Anschauungsweise entsprechen. Auch er führt allerdings Alles auf politische Rechte zurück und glaubt, dem Volke nicht genug davon zutheilen zu können; während doch das Alles politische Functionen sind, bei denen nicht auf das Mehr oder Minder des Besitzes, sondern einzig auf die Fähigkeit und Zuträglichkeit zu achten ist. Aber er behandelt doch die politischen Fragen meistentheils aus

dem Gesichtspunkte der Zweckmäfsigkeit. Wir können mit ihm nicht überall darin übereinstimmen, dafs seine Zwecke die einzig zweckmäfsigen für die Zwecke des Staats und Volks seien; aber wenn man das zugeben wollte, so würden allerdings seine Mittel für seine Zwecke gut berechnet sein. Freilich basirt er Alles auf die *eine* Verfassung, die der Stände und auf die auf den Staat gestellten politischen Rechte; während wir den tausend Verfassungen, die ehedem bestanden, den vom Staate unabhängigen Bürgschaften jener ehedem durch das Innere der Staatsverwaltung und durch alle Stufen des Staats- und Volkslebens verbreiteten aristokratischen Institutionen und Kräfte ungleich mehr vertrauen würden. In der Gesetzgebung wirkt der Wille des kurzsichtigen Menschen, nach Maafsgabe der Eindrücke des Augenblicks, und strebt die Verhältnisse zu fesseln. Statt dessen soll das Leben dergestalt organisirt sein, dafs es selbst herbeiführe, was den Verhältnissen gemäfs ist. Wenn ihr Alles auf den Staat werft, und weil dieses Wort so vieldeutig ist, zuletzt doch das Alles der Staatsverwaltung zuschiebt; in dieser Verwaltung Alles zuletzt doch von den Ministerien abhängig macht; und nun eure Hoffnung auf eine Gewalt stellt, die diese Ministerien überwachen soll; und bei der, wenn sie wirklich mehr Beruf zum Regieren hat, als die Minister, man nur fragen kann, warum sie nicht selbst regiert? wahrlich so habt ihr dem Despotismus das breiteste Feld geöffnet. Ob ein König ihn ausübt, oder wer sonst, ist gleichviel. — Doch dem sei wie ihm wolle, giebt man zu, dafs nur bei der Staatsform, die man den constitutionellen Staat nennt, das Heil zu finden sei; und fragt man nun, nicht gerade nach den Grundlagen und Bedingungen, aber nach den Modalitäten und Mitteln dieser Staatsform: so wird man in den Artikeln des Hrn. v. Rotteck recht gute Auskunft finden. Freilich ist ihm auch diese Staatsform Alles und zwar die Volksseite in ihr die Hauptsache. Wo er monarchische und aristokratische Bestandtheile zuläfst: das sind nur der Zeitlage gemachte Concessionen, bei seinen übrigen Grundsätzen und Richtungen eigentlich Inkonsequenzen; womit nicht gesagt sein soll, dafs er dabei nicht ebenso aufrichtig verführe, wie in seiner ganzen Lehre. Die Artikel „*Bewegungs- und Stillstandspartei*" „*Demokratie*" und ähnliche zeigen, wie geschickt er ist, das bekämpfte Princip nur im schwärzesten, das vertheidigte nur im glänzendsten Lichte zu betrachten. In letzterem Artikel spricht er nicht ohne scheinbaren Grund aus, dafs nicht das monarchische Princip, sondern einzig das aristokratische den wahren Gegensatz gegen die Demokratie bilde. Und doch, wenn in der That alles aristokratische Element aus dem Staate verschwunden wäre, so würden wir nichts sehen, als einen steten Wechsel zwischen Anarchie und Despotenthum. Unter Demokratie versteht Hr. v. Rotteck (B. III, S. 255) „die auf der Idee eines *Gesammtrechts* des zur Staatsgesellschaft vereinigten, aus vernunftrechtlich vollbürtigen Mitgliedern bestehenden *Volkes* beruhende *Richtung* nach thunlichst zu verwirklichender *Gemeinschaftlichkeit* der Ausübung solches Rechtes, folglich auch nach *gleichheitlicher Theilnahme* Aller sowohl an den der Gemeinheit zukommenden *politischen* Rechten, als an den von solcher Gesammtheit zu gewährleistenden gemein*bürgerlichen* und *menschlichen* Rechten." Die Frage: „*wieviel* (gut gesagt!) politisches Recht einem Volke, je nach dessen besondern Verhältnissen, Lagen und Culturstufen, wirklich gebühre, oder unbedenklich könne gewährt werden," läfst der Verf. dabei noch unerörtert. Nun in der That, auf das Viel oder Wenig kommt es dabei nicht an; sondern auf das *Was*. Es kann ein Volk sehr gut zu einem Rechte vor andern Völkern befähigt sein und wieder zu einem andern nicht, was dem Nachbarvolke mit Nutzen zusteht. Aber wohl hätte er von vorn herein fragen sollen: zu *welcherlei* Functionen — denn das sind die sogenannten politischen Rechte; sie sind Pflichten, Geschäfte, — auch bei dem civilisirtesten Volke, wobei aber kein blofs gedachtes Volk, kein Volk des Ideals angenommen werden darf, die Gesammtheit der vollbürtigen Mitglieder gleichheitlich befähigt sei? Eine *Richtung* auf die Demokratie kann vernünftiger Weise nur den Zweck haben: theils immer Mehrere geschickt zu machen zu Beurtheilung immer mehrerer Fragen; theils die Fragen des Staatslebens immer mehr zur Beurtheilung durch immer Mehrere zuzurichten. Wenn sie dagegen den Zweck hätte, immer mehr Geschäfte, ohne Rücksicht auf deren Natur und die Fähigkeit der Menge, in die Hände der Menge zu spielen; so könnte sie nur dem Staate und Volke zum Verderben gerei-

chen. Ferner hätten wir gewünscht, dafs der Vf. sich genau über den Begriff ausgesprochen hätte, den er mit dem Ausdruck: Gesammtrecht, Gesammtheit, Gesammtwille verbindet. Es scheint uns bei ihm ein euphemistischer Ausdruck für den Willen der Mehrzahl zu sein. Das hiefse eine unermefsliche Kluft mit einem Ausdrucke überbrücken. Auch der Wille der Gesammtheit kann das, was nach den eignen Ansichten dieser Gesammtheit unrecht sein mufs, nicht zum Recht machen. Indefs wo Alle gewollt haben, dürfen sie sich wenigstens nicht über sich selbst beschweren. Wo dagegen Alle aufser Einem etwas Unrechtes wollen, da hat dieser Eine, wenn er dadurch leidet, eben so viel Recht, sich zu beschweren, als das Volk, das unter der Willkür eines Despoten leidet. — Die *Richtung* ferner würde jederzeit eine falsche sein, wenn sie auf Monarchie, Aristokratie, Demokratie gienge, statt darauf zu gehen: dafs jedes öffentliche Geschäft durch Die und auf die Weise besorgt werde, wo sich die wohlthätigste Erledigung desselben erwarten läfst. „Bürgerliche und menschliche Rechte!" Also ihr wollt die grofse Freiheit und das grofse Recht des Menschen und Bürgers auflösen in einzelne Rechte und Freiheiten, so dafs, wenn ihm diese gesichert sind, alles Andre dem Staate auf Gnade und Ungnade überliefert sei? Die Freiheit ist das Recht; die Freiheit ist die Regel oder soll es sein; und nicht von einzelnen Rechten, sondern von einzelnen Pflichten werde gesprochen, welche die durch bewiesene Nothwendigkeit bedingte Ausnahme von der Regel bilden.

„Die monarchische und die aristokratische Form," sagt der Verf. (S. 258) „als rein positive, mithin zufällige Einsetzungen (sic), können *hinweggedacht* werden, oder *aufhören*, ohne dafs darum auch der Staat aufhöre. Die Demokratie dagegen, d. h. das demokratische Princip, oder die Idee der rechtlichen *Herrschaft des Gesammtwillens* gehört zum *Wesen* des Staats und kann *nicht* hinweggebracht werden, ohne den Staat aufzuheben, oder ihn in ein ganz anderes Verhältnifs (etwa das zwischen Herren und Knechten oder zwischen Ueberwindern und Besiegten u. s. w.) zu verwandeln." Hierauf entgegnen wir: versteht der Verf. unter der rechtlichen Herrschaft des Gesammtwillens die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten nach dem Willen der Gesammtheit und im Zweifel der grofsen Mehrzahl, und sagt er nun, dafs ohne diese Herrschaft der Staat nicht gedacht werden könne: so würde überall, wo die Herrschaft monarchisch, oder aristokratisch ist, der Staat aufgehoben, oder in ein ganz anderes Verhältnifs verwandelt sein. Meint er unter jener rechtlichen Herrschaft des Gesammtwillens nur den freien Consens des Hrn. Welcker, nur jenen fingirten Staatsgrundvertrag, mit dem sich das ältere System über Alles tröstete, nur das Sichgefallenlassen der Herrschaft, — und fast möchte man das glauben, wenn man die Behauptung liest, dafs ohne jenes Erfordernifs der Staat in seinem Wesen aufgehoben, oder in ein Gewaltverhältnifs verwandelt sein soll —: so ist mit dieser sogenannten rechtlichen Herrschaft des Gesammtwillens auch die schreiendste Willkürherrschaft vereinbar. Ueberdem ist die ganze Auffassung falsch. In den meisten Fällen kann man weder sagen, dafs das Volk gehorcht, weil es *will*; denn es denkt gar nicht über das Verhältnifs nach und das bewufstlose Sichgefallenlassen kann man doch keinen Act des Willens nennen; noch weil es in Folge äufserer Gewalt *mufs*; denn welcher orientalische Despot würde sein Volk zum Gehorsam zwingen können, wenn es diesen zu weigern entschlossen wäre? Oder endlich bezeichnet der Verf. — wie man anzunehmen verpflichtet ist — mit jener rechtlichen Herrschaft des Gesammtwillens das, was sie nach seiner eignen Definition ausdrücken soll, die „*Richtung* nach thunlichst zu verwirklichender gleichheitlicher Theilnahme Aller an den politischen Rechten:" wie kann er da behaupten, dafs das Wesen des Staats aufgehoben sei ohne jene Richtung; dafs der Staat ohne sie gar nicht denkbar sei? Lange Jahrhunderte hindurch ist in Europa die Entwickelung der Staaten den entgegengesetzten Weg gegangen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker.

(Schluſs.)

Wäre diese ganze Zeit hindurch gar kein Staat in Europa gewesen? Wird das Wesen des Staats aufgehoben, wenn allmälig die Demokratie, wie in Venedig, in eine Aristokratie, die Föderativrepublik, wie in Nordniederland, in eine Erbherrschaft übergeht? Ward das Wesen des Staats aufgehoben, als in Frankreich das Directorium an die Stelle des Convents, das Consulat an die Stelle des Directoriums, das Kaiserthum an die Stelle des Consulats trat? — Es scheint ferner, als glaube der Verf., daſs der Staat in seinem Wesen aufgehoben sei, wenn die Herrschaft den Charakter des Herrn über Knechte, des Siegers über Besiegte angenommen hat. Das heiſst den Begriff des Staats sehr eng fassen. Auch unter der gewaltthätigsten und rohesten Form der Herrschaft besteht der Staat noch und leistet seine Dienste. Jener Druck der Herrschaft zeigt sich nur in den Beziehungen zu ihr; während die Wirkungen des Staats in Allem, was auſser dem Interesse des Herrschers liegt, wie unvollkommen sie immer auch uns erscheinen mögen, fortdauern. Wäre das nicht mehr, so wäre das Verhältniſs keinen Tag mehr zu halten. Habe der Despot Gewalt über Leben und Tod seiner Sklaven; sei kein Heiligthum für ihn heilig, keine Unschuld sicher; deshalb verbürgt doch noch der Staat das Eigenthum, das Leben, die Ehre des Volks vor Allen, nur vor dem Herrscher nicht, und es bleibt immer ein in Vergleich zu der völligen Auflösung alles Staatsverbandes gesicherterer Zustand. In den orientalischen Reichen genieſsen Millionen in sichrer Verborgenheit dankbar die Segnungen eines, im Vergleich zu roheren Völkern, geordneten Zustandes und nur die, welche in unmittelbaren Conflict mit dem Despoten und seinen Satelliten kommen, empfinden die Rohheit der Herrschaftsform. Der Staat ist etwas Gröſseres als die Form der Regierung. Sie ist nur ein Mittel für jenen, wie er selbst nur ein Mittel ist für die Zwecke der Menschheit. —

In demselben Artikel sagt Hr. v. Rotteck: „hätten die Throne sich an die Spitze des Zeitgeistes, als Verbündete des demokratischen Princips gegen das aristokratische gestellt, der Strom der Revolution, nachdem er das gehässige Vorrecht verschlungen, wäre ohne weitere Zertrümmerung vorübergerauscht, und das System des gleichen, d. h. (sic) des vernünftigen Rechts wäre zur beglückenden Herrschaft über die civilisirte Welt gelangt." Man kann der Meinung sein, daſs das, was Hr. v. Rotteck hier geschehen wünscht, nur an zu vielen Orten geschehen sei, ohne daſs die Herrschaft jenes gleichen d. h. vernünftigen Rechts sich so beglückend gezeigt hätte. Freilich haben die Throne, wo sie mit Hülfe der Demokratie die Aristokratie bekämpften, dies nur soweit gethan, als es in ihrem eignen Interesse lag; nur zu Gunsten der Staatsgewalt gewirkt, aber nicht diese selbst der Volksgewalt unterthan machen wollen. Aber die Auflösung der aristokratischen Elemente, zu denen wir keinesweges vorzugsweise den Adel, sondern allen Standesgeist, alles Selbstständige und Unabhängige, alles Eigenthümliche und Mannigfaltige, rechnen, ist, wo sie eintrat, der Sicherheit der Throne nicht von Vortheil, und viel weniger noch der Freiheit zu Gunsten gewesen. Ist etwa das Staatsleben Amerikas beglückender, als das englische? Jenes mag seine Vorzüge in Bezug auf die Gütervertheilung haben. Das verdankt es den Verhältnissen, nicht der Verfassung. Die geistigen und sittlichen Vorzüge, die England voraus hat, sind wesent-

lich auf seine Verfassung begründet. — Doch ungleich öfterer, wie bei Hrn. v. Rotteck, kommt bei Hrn. Welcker die Tendenz vor, sein System als antirevolutionär darstellen zu wollen. Er empfiehlt es als Schutz des Königthums. Bei dem rechtschaffenen Manne ist dieses ernste Streben innig verwandt mit dem gleichen Versuche, seine Lehren auf das historische Princip zu begründen. Nicht blofs der Ruhe der Staaten halber, auch um seinetwillen wollen wir uns freuen, dafs keine Aussicht ist, ihm Erfahrungen an die Hand zu geben, wo er bald ermessen würde, wie sich seine in idealistischer Reinheit aufgefafsten Sätze in der Wirklichkeit ausnehmen würden, wie die entzügelte, durch nichts mehr moralisch gebundene Menge damit umspringen und wie rasch man von Consequenz zu Consequenz zum Abgrunde jagen würde.

Im Uebrigen sind die Artikel, die man leitende nennen könnte, meist aus der Feder des Hrn. Welcker, dem ganz vorzüglich die Offensive zugefallen zu sein scheint. Hr. v. Rotteck hat dafür manche geschichtliche, biographische, finanzwissenschaftliche und nationalökonomische Artikel bearbeitet. Unter den biographischen zeichnet sich der Artikel Buonaparte auf eine im Ganzen sehr vortheilhafte Weise aus und Rottecks Auffassung des berühmten Korsen bildet einen starken und rühmlichen Contrast zu Weitzels Beurtheilung desselben. Bei den finanziellen und nationalökonomischen dagegen, z. B. den Artikeln Bannrecht, Besoldungssteuer, Capitaliensteuer u. a., tritt aber allerdings seine grofse Deferenz gegen die Herrschaft des Gesammtwillens etwas stark hervor und diese wissenschaftlichen Aufsätze gleichen Ergiefsungen, wie sie in der badischen Kammer bei Vertheidigung einer mit Rücksicht auf die Wünsche der zahlreicheren Volksclassen gefafsten Motion am Orte sein würden. Er sieht auch diese Fragen vom Standpunkte des Parteimannes an. Eine Ausnahme macht namentlich der sehr vorzügliche Artikel: Bergbau.

Neben den dogmatischen und politischen Artikeln der beiden genannten Schriftsteller bilden die gröfstentheils von Weitzel gefertigten biographischen einen Hauptbestandtheil des Werks. Doch kommen, wie zum Theil bemerkt worden, auch einzelne dergleichen von Welcker und Rotteck vor. Fester Plan bei Bestimmung der Männer, die geschildert werden sollen, scheint nicht obgewaltet zu haben. Jedenfalls scheint Frankreich die meisten geliefert zu haben. Es ist keine Frage, dafs diese Biographieen, von so geistvollen Männern verfafst, sich mit viel höherem Interesse lesen lassen, als die gewöhnlichen Fabrikarbeiten. Auch soll, mit Rücksicht auf die Bestimmung des Staatslexikons, nicht darin ein Grund zu Tadel gesucht werden, dafs weder eine genaue Aufzählung der einzelnen Lebensumstände, noch das eigenthümliche Interesse des Psychologen das Hauptaugenmerk gebildet zu haben scheint. Der politische Charakter, das politische Wirken stehen im Vorgrund. Das Urtheil darüber ist aus dem liberalen Gesichtspunkte gefafst. Der tiefste Groll spricht sich gegen die in Frankreich herrschende Politik der „gerechten Mitte" aus.

Die politisch-polemische Richtung ist, aufser in den neutralen Artikeln, die etwa Männern von abweichender politischer Farbe zugetheilt wurden, vorherrschend und verdrängt nicht selten das rein wissenschaftliche Interesse. Durch die Artikel z. B. über Friedensschlüsse und ähnliche diplomatische Verhandlungen wird der Liberale in seiner Ansicht bestärkt werden, aber das völkerrechtliche und diplomatische Wissen wird dadurch nicht erweitert. Die Polemik erstreckt sich übrigens nur über den äufseren Formalismus des Staats, während in Bezug auf die inneren Systeme seines Wirkens und die socialen Grundlagen im Wesentlichen das Bestehende vorherrscht. Man sieht wohl, es wird eine andre Vertheilung der Regierungsgewalt vertheidigt; dafs diese wesentlich anders beschäftigt sei, dafs das Wirken des Staats ein andres sein sollte, wird nicht verlangt. Man sieht im Ganzen nicht, was viel anders gefordert wird, als was in Frankreich besteht, und Jedermann weifs, dafs das nichts Besonderes ist. Freilich wird gegen das Verfahren der französischen Regierung sehr gestritten. Aber was sind denn das für Institutionen, bei denen es noch darauf ankommt, wie sie ausgeführt werden und die nicht ihre eignen Handhaber beherrschen? In England geniefst das Volk den Segen der Verfassung unter Tories so gut wie unter Whigs. Darin liegt der wahre Werth einer Verfassung, während die gegentheilige Ansicht, die keine andre Farbe vertragen kann, als die ihrige, ihn darin suchen würde, dafs die Tories gar nicht zur Verwaltung gelangen könnten, oder sogleich wieder gestürzt werden würden. Das französische Wahlgesetz ist dieser Ansicht zu be-

schränkt und sie wird es dadurch erklären, dafs in Frankreich noch kein Eldorado zu suchen ist. Als hätte nicht ein viel beschränkteres Wahlgesetz die Kammer der 221 entstehen und wiederkehren sehen! Hr. Welcker wird endlich mit manchen polizeilichen Maafsregeln in Frankreich unzufrieden sein. Aber nicht auf *einzelne* Maafsregeln, Anstalten und Gesetze kommt es an, sondern darauf, was nach dem ganzen Charakter und Princip des Staatswesens möglich ist. In der Rüstkammer des englischen Staats liegen zum Theil schärfere Mittel, als in Frankreich gewöhnlich sind; aber dort liegen sie todt da und man hält es gar nicht für nöthig, sie für todt erklären zu lassen. — Doch die ganze Anschauung jener Schule ist eine rein mechanische. Sie malt sich das Staatsleben aus, wie sie es für wünschenswerth hält, und denkt nun, wenn man das Alles in eine Verfassung gebracht und diese gesetzlich promulgirt hätte, so müsse es gehen und heilsam sein.

Wie dem aber auch sei: eine weit verbreitete Richtung, deren Meinungen und Maximen hier von den berühmtesten Wortführern derselben mit grofser Sorgfalt und sichtbarem Eifer entwickelt werden, ist jedenfalls der ernstesten Betrachtung würdig und auch wer anderen Ansichten huldigt, wird nicht ohne Interesse den beredten und durch gewandte Logik und mancherlei Kenntnifs unterstützten Erörterungen folgen.

Aufserdem enthält das Staatslexikon ohne Frage einen grofsen Reichthum an interessanten und kenntnifsvollen Aufsätzen der Herausgeber und Anderer. Die Artikel über Rechtspolitik namentlich von Welcker, Mittermaier, Richter, sind gröfstentheils ausgezeichnet. Die über einzelne deutsche Staaten, besonders wo es sich um die Geschichte der neueren Verfassungskämpfe handelt, haben grofse Wichtigkeit. So z. B. was über Baden (von Bader und v. Rotteck), über Baiern (von Weitzel und Kolb), über Braunschweig (von M—d), über Cassel (von Jordan) gesagt wird. Aus der Schweiz bringt Zschokke Lehrreiches, was freilich Berücksichtigung der bekannten politischen Farbe des Mannes fordert. Ebenso sind die Artikel: Dänemark, von F., Frankreich, von v. Golbery, wichtig zu nennen. Englands Statistik wird von S. recht ausgezeichnet behandelt. Die Artikel von Mohl sind, wie immer, klar und präcis; die von v. Theobald originell und anziehend. Ueber mancherlei Specialfragen findet man schätzbare Abhandlungen und so mag man sich immer über das Gedeihen dieser reichhaltigen Sammlung freuen, in welcher bedeutungsvolle Fragen meist von tüchtigen Männern auf eine zum Theil vortreffliche, zum gröfseren Theile jedenfalls beachtenswerthe Weise behandelt werden.

Bülau.

LVIII.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni. Editio stereotypa. Berolini, G. Reimer. MDCCCXXXI. 460 S. *Text u.* S. 461—503 *Verzeichnifs der abweichenden Lesarten des textus receptus.* 12.

Eine Beurtheilung vorliegender Ausgabe kommt auch im 7. Jahre nach ihrer Erscheinung nicht zu spät, wenn sie gründlich und unpartheiisch ist, da ein allgemeines Urtheil über diese wirklich neue Recension des neutestamentlichen Textes sich keineswegs noch gebildet hat. Der Unterzeichnete, dem schon vor 5 Jahren die Beurtheilung für diese Jahrbücher übertragen wurde, sah sich durch Orts- und Amtsveränderung seitdem vielfach behindert, die übernommene Arbeit, deren Schwierigkeit nur die Erfahrenen kennen, auszuführen. Es gilt hier nicht blos die Prüfung des Werks eines scharfsinnigen, sondern eines sehr fleifsigen und gründlichen Gelehrten, dessen in seiner Ausgabe niedergelegte Resultate nicht etwa blos auf dem mühsam gesammelten Apparat der bekannten neutestamentlichen Kritiker bis herab auf Griesbach und Scholz ruhen, sondern auf eigenen sehr sorgfältigen, grofsentheils selbständigen Untersuchungen, deren Ergebnisse nicht selten so auffallend von Allem abweichen, was unsere gangbaren Ausgaben des N. T. darbieten, dafs es begreiflich ist, wie selbst bedeutende Theologen, welche durch ihre Studien nicht bis zu den Quellen der neutestamentlichen Kritik geführt worden sind, aus denen Hr. Dr. Lachmann geschöpft hat, ihn der Willkühr, Inconsequenz oder, wenn sie es mild ausgesprochen, der Kühnheit auch da beschuldigt haben, wo er bei seinen kritischen Grundsätzen guten Grund hat. Der kritische Apparat, auf welchen Dr. L. seine Recension gegründet hat, ist, obwohl er selbst in den *Studien und Kritiken* Jahrg. 1830. (*Rechenschaft über seine Ausgabe des N. T.* S. 817—845) die von

ihm vernommenen Zeugen genau angegeben hat, grofsentheils ein noch verborgener und derjenige täuscht sich sehr, welcher meint, nach Mafsgabe der an sich sehr schätzbaren *Griesbachschen* und *Scholzischen* Arbeiten die Lachmannsche beurtheilen zu können, wie es nicht wenig Exegeten noch immer thun. Lachmann verkennt nicht das grofse zeitgemäfse Verdienst *Griesbachs*, klagt aber nicht mit Unrecht über die Unvollständigkeit und selbst Unvorsichtigkeit seiner Kritik bei allem Fleifs und aller Sorgfalt, und auch die verdienstlichen Bemühungen von *Schulz* und *Scholz* haben doch die grofsen Mängel noch nicht ergänzen und die bei einigermafsen gründlichen Quellenstudien fühlbaren Gebrechen der Griesbachschen Arbeiten entfernen können, namentlich hat L. (S. 830 der Studien) mit Recht auf ein Hauptgebrechen aufmerksam gemacht, dafs die frühern Kritiker, obwohl sie ihren Ausgaben die *recepta* zum Grunde legten, doch nur höchst selten die Zeugen *für sie* genau und vollständig aufführen, da sie meist sich begnügen, die Zeugen für die abweichenden Lesarten anzugeben. Diejenigen, welche aus dem Schweigen der nicht angeführten Zeugen schliefsen, wie es so oft geschieht, dafs diese für die recepta stimmen, täuschen sich nicht selten, wie schon die folgende von dem Recensenten gehaltene Stimmenzählung und eine Vergleichung derselben mit dem kritischen Apparat bei Griesbach und Scholz zeigen wird. Was Genauigkeit der Angaben und Vollständigkeit betrifft, so steht *Wetstein*, wenn von dem Plus der kritischen Quellen, die für ihn noch nicht zugänglich waren, abstrahirt wird, sehr merklich über Griesbach, und gar manche eigene Notate des Rec., die er nach Einsicht des Griesbach-Schulzischen und Scholzischen Apparats für neu halten mufste, fand er bei genauer Revision des Wetsteinschen Werks und dessen Vergleichung mit seinen Collectaneen schon hier sorgfältig bemerkt, aber von seinen Nachfolgern übersehen oder nicht beachtet. Doch hat auch Wetstein mehrere Male sich geirrt und es ist ihm auch noch gar Manches entgangen, was in folgender Revision sich bemerkt findet.

Sollen wir, bevor wir ins Einzelne gehen, ein allgemeines Urtheil über Lachmann's Werk fällen, das in folgender Recension seine Begründung finden wird, so haben wir darin im Allgemeinen — abgesehen von vielen einzelnen Stellen, rücksichtlich deren wir ihm beistimmen — keine befriedigenden, gesicherten Resultate, sondern mehr Studien, partielle, sehr schätzbare Vorarbeiten gefunden, welche sehr zeitgemäfs und unabweislich zur Revision der bisherigen kritischen Arbeiten nöthigen, und auch Lachmanns Art des Vorarbeitens, obwohl daraus die nicht befriedigenden Resultate hervorgegangen sind, verdient gewissermafsen Beachtung und Nachahmung, nämlich die Beschränkung der Collation auf eine gewisse Zahl von Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenschriftstellern mit ihren Allegaten, weil es physisch unmöglich ist, dafs Ein Individuum hundert solcher Quellenschriften mit sich gleich bleibender Aufmerksamkeit und Schärfe revidiren und mit gleicher Sorgfalt die gemachten Bemerkungen notiren könne. Es würde ein bedeutender Gewinn sein, den wir dem Vorangange Lachmanns zu verdanken hätten, wenn, wie schon der seel. *Rettig* wünschte, Theologen und Philologen aller Länder, die für unsere heiligen Urkunden sich so wie Lachmann interessiren, sich vereinigten und nach allgemeiner Vereinbarung über die Grundsätze unter Berücksichtigung ihrer besonderen Verhältnisse sich in das Werk einer sorgfältigen Collation und Revision der kritischen Quellen und Hülfsmittel theilten. Die Ausführung dieses Vorschlags des früh Hingeschiedenen kann nur zur wahren Anerkennung der bisherigen verdienstlichen Leistungen führen, auch Scholz wird mehr Anerkennung finden, als ihm bisher zu Theil geworden ist; jedenfalls aber erscheint sie nothwendig, da wirklich die Unvollständigkeit und theilweise Ungenauigkeit des selbst in unsern besten kritischen Werken gegebenen Zeugenverhörs eine sichere Textgestaltung noch nicht möglich macht, obwohl der Unterzeichnete das Urtheil Rettigs in seiner Recension der Lachmannschen Ausgabe (*Studien und Krr.* Jahrg. 1832. 4. Heft S. 863. 872. u. ö.) sich keineswegs aneignen kann, „dafs man bis auf Lachmann noch nicht weiter gekommen sei, als bis auf umhertappendes Bessern und Verschlimmern des Textes aus den zahlreichen Tausenden der Varianten." —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

Lachmann selbst hat zwar auch, nach seiner *Rechenschaft über seine Ausgabe* (a. a. O. S. 817 ff.), in der Reihe der Kritiker des 18. Jahrh. nur den einzigen unverstandenen *Rich. Bentley* gefunden, den er sich zum Führer wählen mochte, aber er hat die Schwächen und Mängel seines eignen Werks, wenn nicht überall erkannt, doch gefühlt und macht, gewiſs auch mit Recht, Anspruch auf Nachsicht, wenn er nicht überall gleich aufmerksam und bedächtig bei Benutzung der Quellen gewesen, und glaubt nicht schon Alles gethan zu haben (a. a. O. S. 830. 833. u. ö.). Er schlieſst seine Abhandlung, worin er selbst die Grundsätze offen dargelegt hat, welche ihn bei seiner Recension leiteten, um die wohlwollenden Freunde seiner kritischen Studien auf den gewünschten Standpunkt der Beurtheilung zu führen, mit den Worten: „Das wenigstens wird jeder zugeben, daſs ich bedächtig und mit Ueberlegung ans Werk gegangen bin: unbillig wäre es also, mit leichtfertigem Tadel nach Einfall und Vorurtheil mich zu bekämpfen. Mein schönstes Ziel aber ist erreicht, wenn, was ich gethan habe, ein Anfang wird, der die Nachfolger fördert und zur Vollendung in gleichem Sinne reizt." —

Obwohl nun im Allgemeinen bei dem sachkundigen Leserkreise dieser Blätter die Bekanntschaft mit den kritischen Grundsätzen Lachmanns vorausgesetzt werden kann; so fordert es doch der Zweck unserer Beurtheilung, ihr eine kurze Darstellung derselben vorausgehen zu lassen, weil sie für das Urtheil über die Richtigkeit der einzelnen aufgenommenen Lesarten, wie über die Consequenz des beobachteten Verfahrens überhaupt die Norm bilden, zumal auch über die kritischen Grundsätze des Hrn. Herausgebers selbst sich wohl noch rechten läſst, und zwar theils in so fern sie als neu dargestellt werden, theils in so fern sie wirklich neu sind.

Die *Aufgabe*, welche Hr. Dr. L. sich gestellt hat, ist: einen 1400 jährigen Text zu erlangen und einem 1600 jährigen nahe zu kommen (S. 819). Abgesehen von dem Ausdruck, ist dieſs die Aufgabe aller stimmfähigen Kritiker von jeher gewesen; sie wollten, wie dieſs der Begriff aller Textkritik fordert, den *ursprünglichen* Text herstellen, so weit dieſs die kritischen Mittel zulassen, welche zwar rücksichtlich der Frage nach der Aechtheit der Schriften des N. T. wenigstens theilweise bis in die Urzeit, aber rücksichtlich der Text- und Wortkritik, von einzelnen Stellen abgesehen, nur bis ins 2te Jahrhundert zurück datiren und seit dem 3ten Jahrh. immer vollständiger uns vorliegen, so daſs mit mehr und weniger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit auf die Urgestalt des Textes unserer Urkunden zurückgeschlossen werden kann.

Als *Mittel zum Zweck* erkennt Hr. L. „die Erforschung der verbreiteten Lesart nach dem einstimmigen Zeugniſs der alten griechischen Handschriften, der Uebersetzungen und ältesten kirchlichen Schriftsteller" (S. 824). Er will daher den Text „nach der bloſsen Ueberlieferung" oder „nur nach Autorität" gestaltet wissen (S. 820. 829. 830. 838. u. ö.), dagegen innere Gründe, die Wahrnehmung des angeblichen Sprachgebrauchs der einzelnen Schriftsteller und die bekannten kritischen Kanones bei Prüfung der dargebotenen Lesarten durchaus nicht gelten lassen; denn so vortrefflich auch diese kritischen Hülfsmittel seien, so dürften sie doch erst einer auf nichts Anderes, als Ueberliefertes gegründeten Herstellung der ältesten Lesart nachfolgen (S. 819 f.). — Diese Regel wird später (S. 826. vgl. 824) näher so bestimmt, *daſs unter den erweislich verbreiteten Lesarten die älteste aufzunehmen sei.* — Auch dieser Grundsatz ist anzuerkennen

und, so viel Rec. weiſs, niemals in thesi bezweifelt worden; er allein schützt auch den Text vor den Einfällen einer sogenannten höhern Kritik. Aber die Strenge, mit welcher er selbst bis zur Aufnahme entschiedener Fehler geltend gemacht werden soll (S. 842), fordert auch zur strengen Rüge der Inconsequenz in der Gestaltung des vorliegenden Textes auf.

Die Frage nach dem Alter oder der Ursprünglichkeit der kritischen Mittel, ohne deren Beantwortung obiger Grundsatz nicht anwendbar ist, hat auch Hrn. Dr. L. zu einer Sonderung derselben geführt. Er unterscheidet zwar nicht 2 Recensionen, aber 2 *Familien von kritischen Autoritäten* in Handschriften, Uebersetzungen und Citaten, die *morgenländische* und *abendländische* (S. 824 fl.), und hat es vorgezogen, durchaus einen *orientalischen Text* zu geben (daher auch in vorliegender Ausgabe die Briefe sich in der Stellung finden, welche sie in den orientalischen Handschriften zu haben pflegen), theils in der Voraussetzung, daſs die occidentalichen Lesarten uns nur unvollständig bekannt sein (S. 827), theils — was wohl das wichtigste ist, aber später erst (S. 842) hervorgehoben wird — wegen der unleugbaren Wahrheit in dem Ausspruch des Hieronymus: *multo purior fontis unda, quam rivi.* — Es kommt nun aber Alles auf die nähere Bestimmung dessen, was orientalisch genannt wird, an und auf die Merkmale, woran es erkennbar ist, und der Beachtung werth ist wohl die Wahrnehmung, daſs, wenn nicht die Mehrzahl, doch sehr viele der Lesarten, denen L. den Vorzug gegeben hat, nach alexandrinisch-grammatischer Diorthose schmecken, während der textus receptus im Allgemeinen das hebräisch-griechische Colorit hat und der Textgestalt entspricht, welche, abgesehen von vielen noch vorhandenen Handschriften, *Thomas von Charkel* im Anfang des 7. Jahrhunderts in seinen *bewährten alten Handschriften zu Alexandrien* nach seiner wortgetreuen Uebersetzung vorgefunden hat.

Obigen Grundsätzen gemäſs hat nun Hr. Dr. L. folgende 4 *kritische Regeln* aufgestellt, von denen er sich bewuſst ist, nur in einer Stelle (Offenb. 11, 4. wo er die recepta ἐλαῖαι gegen die orientalischen Zeugen aufgenommen hat, vgl. S. 835) abgewichen zu sein. Sie lauten (S. 827):

1) *Wo die orientalischen Zeugen einstimmig sind, kommt der Widerstreit der occidentalischen nicht in Frage*, d. h. da, wo in jenen kein Zwiespalt sich zeigt, wird der Text allein nach ihnen gestaltet und auf die occidentalischen Zeugen gar keine Rücksicht genommen.

2) *Wenn die orientalischen Quellen schwanken, entscheidet der Gebrauch des Occidents* oder wie Hr. Dr. L. am Schlusse seiner Ausg. p. 461 von sich sagt: hanc — consuetudinem antiquissimarum Orientis ecclesiarum — quoties minus constantem fuisse animadvertit, quantum fieri potuit, ea quae Italorum et Afrorum consensu comprobarentur, praetulit.

3) *Ein Wort oder ein Satz, der in allen Theilen der Christenheit gelesen und nicht gelesen ward, steht als ungewiſs zwischen Klammern.*

4) *Was allerorts gleichmäſsig verschieden gelautet hat, ist so angezeigt, daſs eine Lesart im Texte steht, die andere auf dem untern Rande, und zwar diese, wo es mehrere sind, oder wo die Deutlichkeit Wiederholung der Texteslesart verlangte, mit dem Zeichen der Gleichheit* (=, dem Hrn. L. seine wahre Geltung zurückgegeben, nachdem es, wie er in der Anmerkung sagt, Griesbach gemiſsbraucht hat für Wetstein's Minus). — So findet sich z. B. Mr. 6, 9. am Rande ἐνδύσασθαι. V. 10. καὶ λέγει (wofür Griesbach und Scholz gar keine Zeugen kennen), V. 14. ἔλεγεν, V. 22. (wo ἤρεσεν in den Text aufgenommen ist) ἤρεσεν = καὶ ἀρεσάσης —, so daſs also die letztere Lesart als die gleichmäſsig bezeugte (occidentalische?) ausgezeichnet worden ist. — Die beiden letzten Regeln sind kurz vorher (S. 826. der *Studien* u. s. w.) so ausgesprochen: „Was beiden (Familien der kritischen Quellen) gemeinschaftlich ist, sei es eins oder schwanken beide Klassen in gleicher Art, die eine oder die mehreren Lesarten zeigen sich als verbreitet und sind des Textes würdig: für gleich begründet gilt mir die Lesart der einen Klasse und die ihr entgegengesetzte der anderen: *verwerflich* ist (wenn auch vielleicht einzig wahr), *für die nur ein Theil der einen von beiden Klassen zeugt.*"

Besonders wichtig ist's nun zu wissen, welche Quellen Hr. Dr. L. als *orientalische* anerkannt und seinen Grundsätzen gemäſs theils ausschlieſsend, theils vorzugsweise hat benutzen wollen. Es sind dieſs:

1) *Handschriften* und zwar *blos mit Uncialen geschriebene*, auf welche er sich mit Bentley glaubte beschränken zu müssen, schon deshalb, weil von den

wenigen anderen, die etwa in Frage zu ziehen wären, seines Wissens keine zuverlässig genug verglichen sei. Unter den Uncialen hat er sich bei Herausgabe der Evangelien, auf die wir jetzt allein Rücksicht nehmen wollen, beschränkt auf folgende: *a*) *A* oder cod. *Alexandrinus* nach Woide's Abdruck; *b*) *B* oder *Vaticanus* nach den Collationen von Bentley und Birch, von denen er jener den Vorzug giebt mit Ausschluss der dritten, von Scholz in Paris gefundenen, von Jul. de St. Anastasia v. J. 1669; denn was von Sch. daraus mitgetheilt worden sei, scheine durchaus unrichtig oder zweifelhaft; *c*) *C* oder cod. St. Ephraemi rescr., dessen wiederholte *sorgfältigste* Vergleichung oder noch lieber lithographische Nachbildung wir mit Hrn. Dr. L. von tüchtigen Pariser oder andern Gelehrten wünschen, obgleich die *Wetsteinsche* Vergleichung *sehr genau* zu sein scheint, so dass bei ihm auch das Schweigen über Abweichungen von der rec. in solchen Stellen wichtig ist, wo *C* nicht lückenhaft ist und aus *A* und *L* oder andern handschriftlichen Varianten notirt sind. Aber nur dem einzigen Wetstein wagt Rec. ein solches Vertrauen zu schenken, das auf vielfältige Vergleichung eigener Notate mit den seinigen sich gründet. *d*) *P. Q.* = die Palimpseste der Evangelien zu Wolfenbüttel nach *Knittels* Abdruck; in der Schr.: Ulphilae Versionem Gothicam rel. — una cum variis — monimentis hucusque ineditis eruit — *Franc. Ant. Knittel* — Brunov. (1763.) 4.; *e*) *T* = *Borgias* Bruchstücke des Evang. Johannis — nach Georgius Rom. 1789; *f*) *Z* oder Cod. Dublinensis Ev. Matthaei — nach Barret Dubl. 1801. 4. — Hr. Dr. L. hat sich demnach auf das uns Zugänglichste beschränkt und dadurch auch dem Beurtheiler die Verwaltung seines Amtes erleichtert.

2) Wo die Handschriften nicht sprechen oder genügen, sind gebraucht oder noch zu gebrauchen: *a*) *die Anführungen kirchlicher Schriftsteller*, welche sich orientalischer Texte bedient haben, von denen aber Hr. L. sich fast ganz auf *Origenes* beschränkt hat, indem er auf die Arbeiten „seiner Nachfolger" rechnet (S. 833 f.); *b*) *die gemischten Quellen*, namentlich α) die *Vulgata*, wo sie der occidentalischen Lesart widerstreitet, wo daher vorausgesetzt wird, dass Hieronymus die Lesart seiner griechischen Handschriften gegeben habe (S. 834 f. vgl. 822 ff.); β) *die Handschrift zu Cambridge oder D* mit der latein. Uebersetzung (Cant.), was Hr. L. S. 837 nachträgt. „Ich habe wenigstens geglaubt, sagt er, in *Wortformen* und *Orthographie* [in Bezug auf welche sich aber fast auf jeder Seite der Handschrift eine ausserordentliche Nachlässigkeit oder Unwissenheit des Abschreibers zeigt!], über welche die occidentalischen Zeugen in den Evangelien und in der Apostelgeschichte nichts aussagen, *auf die Uebereinstimmung der Cambridger Handschrift mit orientalischen* fussen zu können — *aber auch nur die Uebereinstimmung*." — „Die Cambridger Uebersetzung (Cant.) ist auch in den Evangelien manchmal nicht ohne Gewicht, wo sie vom Griechischen abweicht und die Lesart unverändert erhalten hat." — Aus der folgenden Revision des kritischen Zeugenverhörs wird sich aber ergeben, dass Hr. L. der Cambridger Handschrift einen viel grössern Einfluss gestattet hat, als er sich vorgenommen. — γ) Zuweilen auch ist gegen die Lesart einer einzigen orientalischen Handschrift, wenn die Vulgata nicht entschied, an einem dritten Orte Hülfe gesucht worden, nämlich in andern *spätern und gewöhnlichen Handschriften* (S. 835). — Hiermit gesteht Hr. Dr. L. selbst seine Inconsequenz ein und zugleich die Unzureichenheit seines kritischen Apparats, so wie die Macht der innern Gründe und der sonst überall anerkannten kritischen Kanones. Denn was anders konnte ihn sonst bestimmen, gegen den Einen Zeugen an einem dritten Orte Hülfe zu *suchen*, oder wodurch sind die „willkührlichen Entscheidungen" gerechtfertigt, zu denen er auch S. 838 erklärt sich gezwungen gesehen zu haben?

Sehr zu bedauern ist, dass Hr. Dr. L. die syrischen Uebersetzungen nicht benutzt hat, die unstreitig einen *orientalischen* Text wiedergeben und daher für ihn ein entschiedenes Stimmrecht haben müssen. Die *Peschito*, welcher nach ihren meisten Theilen schon ihr hohes Alter grosse Bedeutung giebt, ist allerdings, da sie nicht unsyrisch sein wollte, nicht überall worttreu, sie ist es aber doch mehr, als man gemeinhin voraussetzt, und ihr Gebrauch ist durchaus nicht so unsicher, als Manche behauptet haben; besonders aber musste von Hrn. L. die fälschlich sogenannte *Philoxeniana* beachtet werden, die mit der grössten Treue, oft bis zur Verleugnung des syrischen Sprachidioms, die *Philoxeniana* nach alten guten und zwar *alexandrinischen* Handschriften überarbeitet, und die Briefe auch in der in orientalischen Handschriften üblichen

Folge, giebt. Wenn es schon bisher dem Kenner sehr wahrscheinlich sein mufste, dafs wir in der Ausgabe von *Joh. White* nicht, wie der Titel sagt und man gewöhnlich, auch Scholz und Rettig noch, annimmt, die ursprüngliche Philoxeniana v. J. 508., sondern die durch *Thomas von Charkel* (Heraclea) in Syrien verbesserte und im J. 616. vollendete, haben, so ist es neuerdings von *Bernstein* (de Charklensi Novi Testamenti translatione Syriaca commentatio. Vratisl. 1837. 4.) zur Gewifsheit erhoben und zugleich wahrscheinlich gemacht worden, dafs die Abweichungen von der ursprünglichen Philoxeniana nicht unbedeutend seien. *Thomas von Charkel* hat bekanntlich im Kloster des heil. Antonius zu Alexandria die Philoxenianische Uebersetzung der Evangelien nach *zwei*, oder andern Angaben zufolge, nach *drei* sehr genauen und bewährten griechischen Handschriften (ܟܬܒܐ ܕܬܪܝܢ ܫܘܬܦܐ ܕܫܪܝܪܐ ܕܝܘܢܢܝܐ ܕܝܘܢܢ ܕܫܪܝܪ ܕܝܘܢܢ ?) d. i. ad duo exemplaria Graeca valde probata et accurata), die Apostelgeschichte und katholischen Briefe nach *einer* und eben so die paulinischen Briefe verbessert, ohne dafs jedoch in Bezug auf die letztern die Zahl der zum Grunde gelegten griechischen Handschriften bis jetzt hat ermittelt werden können. Thomas bemerkt auch öfters am Rande die Abweichung seiner griechischen Handschriften und giebt deren bemerkenswerthe Lesarten an, wenn er sie nicht in den Text aufgenommen hat; wenn in diesen Fällen der Mangel oder die Verschiedenheit einer Lesart der griechischen Codd. mit der Peschito zusammentrifft, so läfst sich auf die Lesart der eigentlichen Philoxeniana mit ziemlicher Sicherheit schliefsen. Die reine Philoxeniana liegt wahrscheinlich noch in einem Manuscript zu Florenz (Cod. Mediceo-Florentinus Plut. I. n. XL nach *Adler's* Angabe, Verss. N. T. Syriacae, denuo exam. — Hafniae 1789. 4. — p. 55 cf. 52 sqq.), das freilich nur die Evangelien enthält, und *Bernstein* sollte seine verdienstlichen Forschungen auf diese und andere, ihr verwandte, dem Rec. nicht näher bekannte Handschriften ausdehnen, um uns die Philoxeniana wieder zu geben, deren vermeinter Besitz uns nun durch ihn ganz genommen worden ist. — Hr. Dr. L. legt mit Recht schon den Handschriften der Uebersetzung des Hieronymus, welche noch vor dem 10. Jahrh. geschrieben sind, grofsen Werth bei (S. 822) und hat, wie sich bald zeigen wird, dem cod. *D*, der doch wahrscheinlich nicht vor dem 7. Jahrh. und nichts weniger als sorgfältig geschrieben ist, einen grofsen und zwar viel gröfsern Einflufs, als er bei seinen Grundsätzen durfte, auf sein Urtheil gestattet: wie vielmehr verdient nach der *Peschito*, die aus abendländischen Quellen nicht abgeleitet werden kann, die Uebersetzung des *Thomas* Beachtung! Da Hr. L. selbst (S. 837) gewünscht hat, dafs Andere das, was ihm nicht möglich gewesen, thun und seine Arbeit vervollständigen möchten; so wird Rec. in der folgenden Beurtheilung auf diese 2 entschieden orientalischen Zeugen besondere Rücksicht nehmen und genau angeben, wo sie für und wo sie gegen seine Textgestaltung sprechen, da der gewöhnliche kritische Apparat auch hier weder in Hinsicht auf Vollständigkeit noch Genauigkeit der Angaben ganz genügt. — Eine anderweitige Erweiterung des kritischen Zeugenverhörs würde für unsern Zweck nutzlos sein, da wir die vorliegende Ausgabe nach den von Hrn. L. selbst anerkannten Grundsätzen und Mitteln prüfen wollen; nur den durch *Rettigs* letzten Fleifs uns geschenkten *Codex St. Gallensis* (unt. lit. *Δ*, wie ihn Scholz schon den Handschriften mit Uncialen angereihet, wenn auch nicht befragt hat) wollen wir noch zu Rathe ziehen, ohne ihm jedoch ein Stimmrecht *gegen* Lachm. zuzugestehen, weil wir nicht wissen, ob er es ihm zuerkennt.

Da wir uns, obwohl wir dem Hrn. Herausg. auch schon durch die meisten Briefe gefolgt sind, um des Raumes willen auf die *Evangelien* beschränken müssen, so erwähnen wir nur noch, dafs Lachmann unter den *occidentalischen* Zeugen für die Textgestaltung derselben nur hat reden lassen (S. 836.):

1) von den *lateinischen Uebersetzungen* die Handschriften von *Vercelli*, *Verona* und die *Colbertische* bei Sabatier;

2) von den Kirchenvätern *Irenaeus*, *Cyprianus* und *Hilarius Pictav.* — an Tertullian hat Hr. L. (nach S. 837) sich nicht gewagt und Augustinus soll sich bereits gemischter unreiner Handschriften bedient haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

So kennen wir denn genau den Kreis der Zeugen des Hrn. Herausg. und sind in den Stand gesetzt durch eine Revision zu ermitteln, ob er sie überall recht gehört und beachtet, folglich, was er wollte, seinen Text nach ihnen richtig gestaltet habe. Von den vielen Lesarten, die zur Auswahl vorliegen, wollen wir zuerst solche anführen, welche nach dem gewöhnlichen, in den Ausgaben von Griesbach und Scholz vorliegenden, kritischen Apparat nicht immer gerechtfertigt erscheinen, zu deren Aufnahme aber L. bei näherer Vernehmung der Zeugen nach seinen Grundsätzen sich wohl berechtigt finden konnte; darauf lassen wir solche folgen, die auch nach der genauesten Revision des Lachmannschen Zeugenverhörs und nach seinen eigenen Grundsätzen nicht gerechtfertigt oder doch nicht genug begründet erscheinen; zuletzt werden wir noch auf einige Stellen aufmerksam machen, in denen L. die lectio recepta nicht verändert hat, obwohl er bei seinen Grundsätzen oder nach seiner sonstigen Verfahrungsweise es hätte thun sollen. — Wir beginnen absichtlich mit dem *fünften* Kap. des Matthäus, obwohl leider cod. *A* bis Kap. XXV. 6. schweigt, cod. *C* v. V, 15 — VII, 5. und später noch öfter, und VI, 20 — IX, 2. sogar auch *D*, so dafs nicht selten von den bei Lachmann sprechenden *Handschriften* nur *B* redet und wenn dieser für ihn ist, sich nicht wohl gegen ihn, wenn wir auf seinen Standpunkt mit ihm treten, argumentiren läfst aus Handschriften, deren Zeugnifs er nicht anerkennt.

Matth. V, 25. liest Lachmann μετ' αὐτοῦ ἐν τῇ ὁδῷ (für ἐν τ. ὁ. μ. α.) nach *BD* (mit denen auch *L* und mehrere Codd. zweiten Ranges stimmen) Cant. Ver. Vero. Colb., denen wohl auch Pesch. beitritt (ܥܡܗ ܒܐܪܚܐ = wörtlich ἕως ὅτου μετ' αὐτοῦ εἶ ἐν τῇ ὁδῷ), nicht aber Charkl. Vulg. und Orig., welcher (ed. Lommatzsch. T. V. p. 217.) in ausdrücklicher Anführung, nach der nur noch erhaltenen lat. Uebersetzung, die recipirte Stellung hat: dum es *in via cum eo*. Diese hat auch *Δ*. — Mit geringerm Rechte ist *ebendaselbst* das zweite σὲ παραδῷ weggelassen nach B. Hilar. und einigen andern Zeugen aufserhalb des Lachmannschen Verhörs, während für dasselbe stimmen Syr. utr., Vulg. und von den Handschriften auch *D* (wo beide Male σὲ παραδώσει steht, in der ersten Stelle aber die Endsylbe corrigirt ist) und *Δ*.

Matth. V, 31. ist ὅτι weggelassen nach *BDL* und m. zw. R., auch Vulg. *gegen* Syr. utr. und *Δ*. — *D* ist freilich nicht sehr zuverläfsig, da er solche Partikeln und namentlich auch ὅτι mitunter da ausgelassen hat, wo es den übrigen Zeugnissen zufolge sicher ächt ist, z. B. Luc. 22, 61. vor πρὶν vgl. Kipling's Abdruck p. 510.

Matth. V, 32. l. Lachm. πᾶς ὁ ἀπολύων (statt ὃς ἂν ἀπολύσῃ) nach *B*, dem auch aufser *KLM* und vielen Codd. zw. Ranges *Δ* zustimmt und aufser m. a. Verss. auch Syr. utr. wahrscheinlich (ܟܠ ܕܫܕܪ). — Für die rec. zeugt *D*, wahrsch. auch Orig. (ὃς ἂν ἀπολύσει dreimal l. c. T. III. p. 322 sq., was nur als Schreibfehler oder abweichende Schreibart zu betrachten ist, da die Aussprache dadurch nicht verändert wurde). Die Vulg. (*omnis qui dimiserit*) mit a. lat. Uebersetzungen setzt entweder die rec. oder doch die auch sonst sich findende Lesart πᾶς ὃς ἂν ἀπολύσῃ eher voraus, als π. ὁ ἀπολύων, was, nach der sonst wahrnehmbaren Genauigkeit zu schliefsen, wahrscheinlich durch das participium wiedergegeben worden wäre. — *Ebendaselbst* ist statt μοιχᾶσθαι aufgenommen μοιχευ-

θῆναι nach *BD* und Orig. (l. c. der es dreimal in wörtlicher Anführung der Stelle und öfters im Laufe des Commentars hat. — Die in den meisten Handschr. befindliche rec. hat auch *Δ*. — *Ebendaselbst* l. Lachm. καὶ ὁ ἀπολελυμένην γαμήσας (st. κ. ὃς ἐὰν ἀπολ. γαμήσῃ) blos nach *B*, dem vielleicht Pesch. zustimmt (ܘܡܢ ܕܫܒܩܬܗ ܢܣܒ ܠܗ wörtlich = et quicunque accipiens dimissam); dagegen die wortgetreue Charkl. und Vulg. die rec. bestimmt voraussetzen, für welche auch *Δ* zeugt. Bei *D* Ver. und Verc. fehlt dieser ganze Nachsatz, nicht aber bei Orig., wo er (l. c. p. 324 am Ende des 24. cap.) im Commentar angedeutet ist.

Kap. V. 36. λευκὴν ποιῆσαι ἢ μέλαιναν (st. λ. ἢ μελ. π.) nach B und Vulg. gegen die Mehrzahl der übrigen kritischen Auctoritäten, auch Charkl. *Δ*. — *D* hat ποιῆσαι τρίχα μίαν λευκὴν ἢ μελ. und so auch Cant. und Pesch. (diese nach wörtlicher Uebersetzung: quia non potes facere in eo (capite) capillum unum caesariei nigrum aut album).

Ebend. V. 37. Ἔσται (für ἔστω) nach *B*. b. Bentl. gegen die übrigen Zeugen; auch *DΔ* und Justin. M. (Apol. I. 16. p. 53 ed. Maran.) haben rec., welcher auch die spruchfähigen Uebersetzungen entsprechen. Vulg. hat *sit autem*; Syr. utr. können hier nicht zeugen, da sie beide griechische Formen nicht anders als durch das Futurum wiedergeben konnten (ܢܗܘܐ). Die Worttreue der Charklensis zeigt sich übrigens auch hier; sie giebt Ἔστω δέ durch ܘܢ ܢܗܘܐ, während Pesch. ܢܗܘܐ ܗܘܝ hat, woraus grundlos geschlossen werden würde, dafs im Griechischen Ἀλλ' ἔστω gestanden habe.

Ebend. V. 39. sprechen für die Stellung σιαγόνα σου (st. σου σ.) *BD* und vielleicht Vulg. („in dexteram *maxillam tuam*"), auch Syr. utr., obwohl diese nicht zeugen können, da dem σου in der Uebersetzung durch das Suffixum (b. Pesch.) oder durch das Pronomen (ܟܘܬܟ Charkl.) keine andere Stellung gegeben werden konnte. *Δ* hat die rec. — *C* schweigt, wie schon bemerkt, hier und in allen bisher angeführten Stellen, eben so alle übrigen Codd. in Lachmanns Zeugenkreise; wo sie reden, werden sie in dieser Revision genannt.

Ebend. V. 44. hat Lachm. εὐλογεῖτε τοὺς καταρωμ. ὑμᾶς, καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισ. ὑμᾶς weggelassen nach *B* Vulg. Verc. Ver. Iren. Cypr. Hilar. Orig. (T. II. p. 225. 226. 235. 236. in wörtlichen Anführungen der Stelle). — Sie fehlen aber nicht in *DΔ* u. Syr. utr. — Eben das gilt auch von den b. Lachm. gleichfalls ausgelassenen Worten ἐπηρεαζόντων ὑμᾶς καί, die auch nicht in Vulg. fehlen.

Ebend. V. 47. ist die Lesart τὸ αὐτὸ (für οὕτω) noch mehr gerechtfertigt durch *B* b. Bentl. *DMZ* u. v. a. Codd. zw. R., auch Vulg. Pesch. u. a.; aber Charkl. entspricht der rec. u. *Δ* hat οὕτως.

Ebend. V. 48. ὡς (für ὥσπερ) nach *BZL* u. a. Clem. Orig. — *D* hat hier ὥσπερ, dagegen 6, 5. u. 16., wie Lachm., ὡς. — *Δ* hat in unserer Stelle (5, 48.) u. 6, 5. ὥσπερ, aber 6, 16. ὡς.

Kap. VI, 5. προσεύχησθε, οὐκ ἔσεσθε (für den Sing.) nach *BZ* Vulg. Charkl. in m. (nach cod. Bodl., nicht Barsal.) Orig., gegen Pesch. *D* u. *Δ*, welche rec. haben; jedoch Vers. St. Gall. (zu *Δ*) hat auch den Pluralis.

Ebend. V. 10. ist τῆς vor γῆς weggelassen nach *BZ*, mit denen auch *Δ* stimmt und Orig. sechsmal (nicht aber bei Anführung des ganzen Gebets). — *D* hat den Artikel.

Ebend. V. 12. ἀφήκαμεν (für ἀφίεμεν) nach *BZ* Orig. und wahrsch. Syr. utr. gegen Vulg. (*dimittimus*) und *DΔ* (welche beide mit *EL* u. a. ἀφίομεν haben).

Ebend. V. 16. ist ὅτι weggelassen nach *BD* Verc. Ver. gegen Vulg. (*quia* receperunt) Syr. utr. und *Δ*.

Ebend. V. 18. κρυφαίῳ (st. κρυπτῷ) nach *BD* und wenig a. gegen die Mehrzahl der bekannten Codd., mit denen auch *Δ* für rec. stimmt.

Kap. VII. 6. μή ποτε καταπατήσουσιν (st. — ήσουσιν) nur nach *B* 33. — *D* schweigt mit den übrigen Lachmannschen Zeugen, aber *Δ* hat mit den andern rec.

Ebend. V. 9. ἐστιν weggel. nach B* (aber b. Bentl. der Wegfall nicht bemerkt) *L* und einigen a. Codd. zw. R., Ver. Colb. — nicht *C* (wie höchst wahrscheinlich, da Wetst., der diesen Wegfall in and. Codd. sehr genau angezeigt hat, schweigt), nicht Vulg. Syr. utr. (wie fälschlich, auch von dem sorgfältigen Wetst., angegeben ist, denn beide Uebersetzungen haben ܐܝܢܐ ܕܐܝܬ = ἢ τίς ἐστιν); auch *Δ* hat rec. — *Ebend.* ὃν αἰτήσει (st. ὃν ἐὰν αἰτήσῃ) nach *C*, auch *B* (ὃν αἰτήσῃ, wie in

einigen Handschr. zw. Rangs); da beide Schreibarten nach dem Itacismus keine verschiedene Aussprache geben, so durfte Lachm. auch dieses Zeugnifs in Anspruch nehmen. — Die Uebersetzungen entsprechen der rec. Vulg. (quem si petierit), Syr. utr. — *Δ* hat *ὃν ἂν αἰτήσει*, woraus aus der zu *B* gemachten Bemerkung mit Sicherheit auf keine Variante geschlossen werden kann.

Ebend. V. 10. *ἢ καὶ ἰχθὺν αἰτήσει* (st. *καὶ ἐὰν ἰχ. αἰτήσῃ*) nach *BC* (*B* hat nach der Pariser Coll. b. Scholz auch *αἰτήσει*); die Lesart *ἢ καί* findet sich auch in andern bedeutenden, bei Lachm. nicht stimmenden Zeugen, selbst Uncialen: *KMS*, und Vulg. hat *aut* si piscem petierit, wo freilich für *καὶ* sich kein Analogon findet, wohl aber für das von Lachm. ausgelassen *ἐὰν*, wie auch in andern Uebersetzungen. — Syr. utr. entspr. der rec., so auch *Δ* (aber *καὶ ἐὰν ἰχθ. αἰτήσει*, wie im vor. V.)

Ebend. V. 21. *ἐν τοῖς οὐραν.* (st. *ἐν οὐρ.*) nach *BZ* u. m. Codd. zw. R., denen auch noch 33 zuzuzählen ist, wahrsch. nicht *C*, nicht *Δ*.

Ebend. V. 24. *ὁμοιωθήσεται* (st. *ὁμοιώσω αὐτόν*) nach *BZ* Vulg. Pesch. Charkl. in m. (im Text rec.; auch findet sich im Cod. Barsalib. die Variante ܠܐ ܕܡܐ nicht) Orig. — Wahrsch. nicht *C* (da Wetst. schweigt, der hier aus *C* die Var. *ἑαυτοῦ τὴν οἰκ.* anführt und die fragliche Lesart nach andern Handschriften bemerkt). *Δ* hat rec. mit vielen Handschr. u. Patt., nam. Cypr. Hilar.

Ebend. V. 29. ist nach *οἱ γραμματεῖς* noch der Zusatz aufgenommen *αὐτῶν καὶ οἱ φαρισαῖοι* nach *C* (hier aber ohne *αὐτῶν*, was mit den letzten Worten von den Handschriften keine der Uncialen hat, sondern nur 17. 21. 33.) Vulg. Syr. utr. Verc. Colb. Hilar. Euseb. u. a. — *αὐτῶν* allein findet sich, aufser mehreren Handschr. zw. R. u. a. Zeugen aufser dem Lachmannschen Verhör, *B*, mit welchem *K* und *Δ* stimmen.

Kap. VIII. 2. *προσελθών* (st. *ἐλθών*) nach *B*, mit dem auch *EMΔ* und Charkl. (ܩܪܒ) stimmen, aber nicht Pesch. (ܐܬܐ) und Vulg. (veniens), auch wahrsch. nicht *C* (da Wetst. die Variante aus andern Handschr. sorgfältig vermerkt hat und *C* nicht mit nennt).

Ebend. V. 3. *ὁ Ἰησοῦς* weggel. nach *B* u. e. Handschr. zw. R. und Verss. die bei Lachm. nicht stimmen, gegen Vulg. Verc. Colb. Syr. utr., die den Worten nur eine andere Stellung geben (Vulg: Et extendens Jesus manum, Syr. utr: nach *τὴν χεῖρα*); *Δ* zeugt für rec., die wahrsch. auch *C* hat (aus mehrmals angegebenem Grunde, weshalb künftig in Parenthes. immer nur w. = wahrscheinlich beigefügt werden soll, wenn das Zeugnifs nicht sicher ist).

Ebend. V. 7. *Καὶ* vor *λέγει* weggel. nach *B* Veron. u. wenig andern, denen auch Pesch. beistimmt, gegen Vulg. u. Charkl.; auch *Δ* hat rec. u. *C* (w.).

Ebend. V. 9. nach *ἐξουσίαν* aufgen. *τασσόμενος* nach *B* Vulg. Verc. Ver. Colb. gegen Syr. utr. *C* (w.) u. *Δ*.

Ebend. V. 21. *αὐτοῦ* weggel. nach *B* Ver. Verc. Colb. gegen Vulg. Syr. utr. *Δ* u. *C* (w.).

Ebend. V. 22. *λέγει* (st. *εἶπεν*) nach *B* 6. Btl. *C*, mit denen auch 1. 33. stimmen und vielleicht Vulg. (ait); aber Syr. utr. entsprechen der rec., die auch *Δ* hat mit der Mehrzahl der übrigen Zeugen.

Ebend. V. 31. *ἀπόστειλον ἡμᾶς* (st. *ἐπίτρεψον ἡμῖν ἀπελθεῖν*) nach *B* und einigen Codd. zw. R., auch Vulg. und Charkl. Ms. in m. gegen *C* (wie aus Wtst. Anm. hervorgeht) u. a. e. a. Codd. auch *Δ* und Pesch.

Kap. IX. 23. *ἔλεγεν* (st. *λέγει αὐτοῖς*) nach *BD* u. m. a. Codd. zw. R., auch Vulg. (dicebat) u. a. Verss. gegen *C* (w.) und aufser v. a. Codd. auch *Δ* und Syr. utr.

Ebend. V. 30. *ἠνεῴχθησαν* (st. *ἀνεῴχθ.*) nach *B* 6. Btl. *D* (*C* *ἠνοίχθησαν*) gegen die bekannten übrigen Codd., auch *Δ*.

Kap. X. 32. *ἐν τοῖς οὐρανοῖς* (st. *ἐν οὐρ.*) nach *B* 6. Btl. *C* (auch 21. 32. 72* 124.) Orig. (T. IV. p. 17. vgl. T. III. p. 171.) gegen *D* und *Δ*. — Aber im folg. V. zeugen für den ebenfalls von Lachm. aufgenommenen Artikel nur *B* und 124.

Ebend. V. 33. *κἀγὼ αὐτόν* (st. *α. κ.*) *B* 6. Btl. *DΔ* u. m. Codd. zw. R., auch aufser mehreren Verss. Vulg. (*et ego eum*) und Orig. (T. IV. p. 171. aber *κἀγὼ αὐτὸν ἀρνήσ.*, dagegen T. V. p. 222: confitebor et ego eum). — *Δ* hat rec.

Kap. XI. 23. *καταβήσῃ* (st. *καταβιβασθήσῃ*) nach *BD* Vulg. Jt. gegen *C* (höchst wahrsch.) u. aufser v. a. auch *Δ* und Syr. utr. — Mehr noch begründet erscheint nach Lachmanns Grundsätzen *ἔμεινεν* (st. *ἔμενεν*) durch *BC* (auch 1. 338.), denen auch Syr. utr. entsprechen, die jedoch hier nicht zeugen können, weil

Sodoma im Syrischen Singularform hat. Die übrigen Auctoritäten sprechen für den Plural., namentlich *D* für rec., *Δ* hat *ἔμινον* = *ἔμεινον*, wie *L*, während *M* *ἔμινον* hat.

Kap. XII. 10. *ἦν τὴν* vor *χεῖρα* weggel. nach *BC*, vielleicht auch Vulg. (Et ecce homo manum habens) u. einige a. Verss., obwohl das Zeugnifs der Uebersetzungen nicht ganz sicher ist; Syr. utr. setzen die rec. voraus. *DLMΔ* und viele and. Codd. haben *ἦν ἐκεῖ τὴν χ.*, welcher Lesart auch Syr. utr. u. m. a. Verss. entsprechen, auch *E*, nur *ἦν ἐκεῖ ἄνθρωπος τ. χ.*, welche Wortstellung sich auch in and. Handschr. findet.

Ebend. V. 44. *ἐπιστρέψω* nach *εἰς τὸν οἶκον μου* gestellt nach *BDZ* (nur hier *ὑποστρ.* wie in mehreren Codd. zw. R.) auch Cant., gegen *C* (höchst wahrsch.) u. a. vielen a. Handschr. auch *Δ*, Vulg. Syr. utr.

Kap. XIII. 1. *δὲ* weggel. nach *BZ* Vulg. u. ein. a. Zeugen zw. R. gegen *C* (w.) *DΔ* Syr. utr.

Ebend. V. 22. *τούτου* nach *τοῦ αἰῶνος* weggel. nach *BD* Cant. Verc. u. e. a. Verss. gegen *C* (höchst w.) u. aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. und Syr. utr. — Dasselbe gilt von V. 40., nur dafs hier *τούτου* aufser mehreren Codd. zw. R. auch fehlt in Vulg. und mehreren Patt., nam. Iren. Hil. Cyr.

Ebend. V. 23. *συνιείς* (für *σύνιον*) nach *BD* Orig. (Exh. ad Mart.) gegen *C* (w.) u. aufser v. a. auch *Δ*.

Ebend. V. 28. *αὐτῷ λέγουσιν* (st. *εἶπον αὐτῷ*) nach *BC* gegen *D* (aber *λέγουσιν* st. *εἶπον*) Vulg. Syr. utr. (deren Zeugnifs hier nicht entscheidet, weil das Sprachidiom die Stellung fordert); auch *Δ* hat ganz rec. Für *λέγουσιν* sprechen auch die syrischen Uebersetzungen und Cant. Ver. Verc. Colb. u. a., welche Praesens haben, nicht aber für die Umstellung.

Ebend. V. 29. *φησιν* (st. *ἔφη*) nach *B* 6. Btl. und *C*; *D* hat *Λέγει αὐτοῖς οὔ*. *Δ* hat rec. mit v. a.

Ebend. V. 30. *ἕως* (st. *μέχρι*) nach *BD* gegen *C* (w.) u. a. v. a. auch *Δ*. — *συνάγετε* (st. *συναγαγ.*) nach *B* 6. Btl. (auch 1.) gegen *C* (w.) u. a. v. a. *Δ*. — *D* hat *συνλέγετε*.

Ebend. V. 55. *οὐχ* (st. *ουχὶ ἡ μητ.*) nach *B* 6. Btl. Orig. (T. I. 197. II. 112. T. III. 45.), mit denen auch *Δ* und 299. stimmen gegen *C* (wahrsch.) *D* u. v. a.

Kap. XVIII. 25. *ὅσα ἔχει* (st. *εἶχε*) nach *B* 6. Btl. (auch 1. 56. 58.) Orig. (T. III. p. 291), Syr. utr. — *C* schweigt von Kap. XVII, 25 — XVIII, 28. — *D* und *Δ* haben rec. und auch Vulg.

Kap. XXI. 2. *ἄγετε* (st. *ἀγάγετε*) nach *BCD* 56. 58. gegen *Z* u. a. v. a. auch *Δ* und Orig. (T. I. p. 312).

Kap. XXIII. 5. *τῶν ἱματίων αὐτῶν* weggel. nach *B* 6. Btl. (nach Birch und Scholz — also der Pariser Collation? — fehlt blos *αὐτῶν*, wie in *L* u. ein. a., denen auch *Δ* zutritt) *D* u. ein. Codd. zw. R., Vulg. u. e. a. Verss. gegen Syr. utr. und Orig. in ausdrücklicher Anführung (T. IV. p. 201), welche rec. haben. — *C* schweigt v. Kap. XXII, 21 — XXIII, 17. —

Kap. XXVI. 9. ist *τοῖς* vor *πτωχοῖς* aufgenommen nach *ADEGKSV*, mit denen auch *Δ* u. v. a. Codd. zw. R. stimmen, aber gegen *BL* u. v. a. Codd., welchen Zeugen aber Orig. (T. III. p. 91, wo allerdings der Artikel auch fehlt) nicht sicher zugezählt werden kann, da die Stelle nicht wörtlich angeführt ist und nach Mt., Mr. und Joh. frei gebildet erscheint. *C* schweigt.

Marc. XII. 17. *ὁ δὲ Ἰησ. εἶπεν αὐτοῖς* (st. *Καὶ ἀποκριθεὶς ὁ Ἰ. εἶπ. ἀ.*) nach *C* (mit dem auch *LΔ* und 33 stimmen) *B* (nur ohne *αὐτοῖς*) Colb. u. a. gegen *Δ* und Charkl., welche mit a. rec. haben. — Die Angaben sind hier bei Scholz richtiger, als b. Griesbach, obwohl auch nicht ganz richtig und nicht vollständig. — *D* hat *ἀποκριθεὶς δὲ ὁ Ἰ. εἶπεν* (ohne *αὐτοῖς*) und Cant. entspricht wörtlich (Respondens autem Jesus ait), fast eben so Vulg., nur dafs hier auch *αὐτοῖς* sich ausgedrückt findet (Resp. a. J. dixit illis). Pesch. stimmt nicht, wie Griesbach und Scholz angeben, mit *B*, sondern entspricht einem Text, wie er sich in den Varianten zu V. 24. findet (*ἔφη* od. *λέγει αὐτοῖς ὁ Ἰ.*). — Wenn nun aber Lachm. in unserer Stelle seinen Grundsätzen treu gewesen ist, so mufs es auffallen, dafs er V. 24. die rec. geduldet hat gegen *dieselben Zeugen*, denen er V. 17. folgte: *BCL* (mit denen auch *Δ* und 33 stimmen), welche insgesammt, und zwar hier ohne Abweichung, *ἔφη αὐτοῖς ὁ Ἰ.* haben, was auch Pesch. hier wieder giebt, wie V. 17. Die rec., welche Lachm. V. 24. beibehalten hat, findet sich unter den bei ihm stimmenden orientalischen Zeugen nur *Δ*, mit dem hier aufser Charkl auch Vulg. stimmt (Et respondens J. ait illis). —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

D hat dieselbe Textform, wie V. 17., nur noch das dort fehlende αὐτοῖς, so auch Cant. (Respondens autem Jesus ait illis) Verc. und einige Codd. zw. R. — Diese Inconsequenz scheint eben so wenig erklärlich zu sein, als es sich rechtfertigen läfst, dafs die Abweichung so bedeutender Zeugen von der rec. auch am Rande nicht bemerkt ist.

Kap. XIV. 43. εὐθὺς (st. εὐθέως) — ὁ Ἰούδας (rec. ohne Artikel) — εἷς τῶν (für εἷς ὢν τῶν) — καὶ τῶν γραμμ. — — Hier ist mit vollem Recht ὢν gestrichen nach *ABCD* u. vielen and. Zeugen aller Classen, dagegen εὐθὺς aufgen. nach *B* gegen *Δ*; *C* und *L* haben εὐθύς, welche fehlerhafte Lesart zu Gunsten der rec. eher zeugt, als für εὐθύς; der Artikel ὁ ist aufgen. nach *AB* gegen *CDΔ* (dafs hier der Artikel in *C* sich nicht finde, ist bei der Genauigkeit der Angaben Wetst. in diesem V. mit gröfster Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen); dagegen ist τῶν vor γραμμ. beibehalten, ungeachtet der Artikel fehlt — *ACM* 1. 11. 72. 80. 106. 122. 131. 282. 300. 346. u. a. — vielleicht auch in *B*; doch ist die Angabe b. Bentl. etwas räthselhaft; es heifst: τῶν — πολύς desunt. Nach dieser Angabe würde folgen, dafs τῶν vor δώδεκα im Vaticanus fehle, worauf dann nicht viel zu geben wäre, weil ein blofses Versehen des Abschreibers vorausgesetzt werden müfste; es liegt aber die Vermuthung nahe, dafs πολὺς — τῶν hat geschrieben werden sollen, woraus dann folgen würde, dafs der Artikel im letzten Theile des V. überall in *B* fehle, wie er in *A* vor γραμμ. und πρεσβυτ. fehlt.

Kap. XV. 20. ist αὐτοῦ (st. τὰ ἴδια) ziemlich gut bezeugt durch *BCΔ* Vulg. Cant. (vestimentis *suis* — im Griech. *D* steht blos τὰ ἱμάτια ohne allen Zusatz) Pesch. — gegen *AP* im Lachmannschen Verhör, denen auch aufser vielen Codd. Charkl. entspricht, wo durch ܠܒܫܘܗܝ ܕܒܫܘܗܝ (wörtlich = τὰ ἱμάτια αὐτοῦ τὰ ἴδια) wohl nur die rec. möglichst treu übersetzt, aber zugleich *erklärt* werden sollte; doch ist αὐτοῦ vor ἴδια bekanntlich auch in einigen griechischen Handschriften gefunden worden. Wer innere Gründe und überhaupt die gewöhnlichen kritischen Gesetze gelten läfst — denen auch Hr. Dr. L. nolens volens oft genug gefolgt ist —, wird geneigt sein, τὰ ἴδια für die ursprüngliche Lesart und αὐτοῦ für Gloss. oder Diorthose zu halten; *suis* in den lat. Uebersetzungen und das Suffixum in der Peschito kann auch der rec. entsprechen, weil eben τὰ ἴδια so viel ist als αὐτοῦ und diefs passender scheint, weil es den Gedanken nicht zuläfst, als hätten die Kriegsleute Jesu *ihre eigenen* Kleider angezogen. Aber Lachm. hat auf seinem kritischen Standpunkte hier richtig entschieden, indem er beim Schwanken der orientalischen Zeugen die Vulg. den Ausschlag hat geben lassen, mit welcher auch noch mehrere andere Verss. aufserhalb des Lachmannschen Zeugenkreises stimmen, denen nun auch noch *Δ* beigetreten ist. — Eben so und mehr noch begründet ist die Lesart ἵνα σταυρώσουσιν (st. — ωσωσιν) durch *ACDLP* u. m. a. Codd. zw. R. (*B* hat die Worte nicht). Dagegen ist nach denselben Grundsätzen zu mifsbilligen, dafs *ebendas.* ἄγουσιν (für ἐξάγουσιν) aufgenommen ist blos nach *Δ*, welcher bei τὰ ἴδια unbeachtet blieb, und Cant. (et *duxerunt* eum) gegen *BCDP* u. aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. — Wir bemerken hier, wie es sich oft wieder zeigen wird —, ein auffallendes Widerspiel, ohne irgend wo einen Erklärungsgrund auffinden zu können, als in *innern* Gründen und kritischen Kanones, die doch Hr. L. perhorrescirt.

Luc. III. 14. τί ποιήσωμεν καὶ ἡμεῖς (st. καὶ ἡμεῖς

τί ποιήσομεν) — hier die Umstellung wohl bezeugt durch *BCL* u. e. a. Codd. zw. R. Vulg. Ver. Colb. Pesch. u. a. Verss. gegen *A* und Charkl., welche ganz rec. haben; aber die Form ποιήσωμεν findet sich nur *CD* (hier mit dem Zusatz ἵνα σωθῶμεν) und aufserdem *Δ* 69. 299., nicht *AB* u. v. a. — Die Verss. (*Vulg: quid faciemus*, Cant. ebenso, also abweichend vom Griechischen) können hier, obwohl sie der *recipirten* Textform entsprechen, nicht entscheiden, da dieselbe Uebersetzung sich auch V. 10. und 12. findet, wo die bedeutendsten Handschriften für ποιήσωμεν sind; besonders die syrischen Uebersetzungen (ܡܢܐ ܢܥܒܕ = τί ποιήσομεν) haben hier kein Stimmrecht, weil keine andere Form wählbar war. — Hier hat aber Lachm. gegen die rec. die Gerechtigkeit geübt, sie am Rande zu bemerken.

Kap. XVII. 22. nach μαθητὰς aufgen. αὐτοῦ nach *A*, dem X, 29. 45. 71. 86. 91. 106. Ev. 18. 19. zustimmen, Vulg. Syr. utr. und Copt. gegen *BD* u. v. a. auch *Δ* (*C* schweigt).

Kap. XXIII. 48. θεωρήσαντες (st. θεωροῦντες) nach *BCDLX* 33. Colb., vielleicht auch Syr. utr. (Pesch. ܟܕ ܚܙܘ und eben so Charkl. in m., aber im Text ܟܕ ܚܙܝ). Für die rec. sprechen im Lachmannschen Zeugenverhör *PQ*, denen auch *Δ* zustimmt, (*A* hat die Worte θεωρ. τὰ γεν. nicht) und Vulg. — Die rec. ist daher Lachmanns Grundsätzen gemäfs als gleich bezeugt am Rande bemerkt. Dagegen ist es auffallend, dafs das folgende ἑαυτῶν beibehalten worden ist, obwohl es fehlt in *ABCDL* 1. 53. 57. 67. 131. Cant. u. a. Unter den Lachmannschen Zeugen sprechen dafür *P* (aber τὰ ἑαυτῶν στήθη) *Q* (wo ἑαυτῶν verblichen ist, aber die recipirte Stellung gehabt hat: θεωρουντες τα γενο ... τοντε .... τα στηθ. ὑπεστρεφον b. *Knittel* p. 115) und Vulg., denen aufser a. auch Syr. utr. und *Δ* zustimmen. Wenigstens wäre doch wohl das Schwanken der Zeugen am Rande zu bemerken gewesen.

Ebend. V. 49. οἱ γνωστοὶ αὐτῷ (st. αὐτοῦ) nach *ABLP* 33. 64. gegen *C* (höchstw.) *D* u. aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. (noti ejus), Syr. utr. (nur Pesch. mit dem Zusatze τοῦ Ἰησοῦ — oder, nach dem bekannten syr. Pleonasmus zu schliefsen, γνωστοὶ τοῦ *I.*?). *Ebend.* ist aber ἀπὸ vor μακρόθεν aufgenommen nach *BDL* u. einigen Codd. zw. R. gegen *AC* (höchst w.) *P* u. v. a. Codd. auch *Δ* (*Q* ist von γνωστοὶ an leider verloren gegangen). Vulg. hat zwar auch *a longe*, aber sie giebt in gleicher Weise das einfache μακρόθεν wie ἀπὸ μ. entweder durch *de longe* oder *a longe* z. B. (um nur Stellen anzugeben, wo Lachm. selbst blos μακρόθεν hat) Marc. VIII. 3. Luc. XVIII. 13. XXII. 54. — sie kann also hier eben so wenig entscheiden, als Syr. utr., weil diese auch das einfache μακρόθεν nicht anders, als durch ܡܢ ܪܚܩܐ = *aus der Ferne* oder *von ferne* wieder geben konnten.

Joh. XV. 4. μένητε (st. μείνητε) nach Lachmanns Grundsätzen wohl bezeugt durch *ABL* (*C* schweigt), denen auch Syr. utr. zuzustimmen scheinen, da sie durch das Futurum übersetzen (ܐܢ ܠܐ ܬܩܘܡܘܢ ܒܝ), wenn nur nicht auch diefs übersetzt werden könnte, wie es White gethan hat: nisi manseritis in me, wie auch Vulg., nur in anderer, dem Urtexte entsprechender, aber im Syrischen nicht zulässiger, Stellung übersetzt hat: nisi in me manseritis. — Die rec. findet sich ausser a. in *D* und *Δ*. — *Kap.* XX. 23. ἐὰν zweimal für ἄν nach *AD* 346. gegen *B*, dem auch *Δ* mit a. folgt. (*C* schweigt).

Die meisten der bisher angeführten, von Lachm. in den Text aufgenommenen Lesarten würde Rec. selbst allerdings nicht aufnehmen; sondern bis zur vollständigen Revision aller übrigen Quellenschriften, besonders der noch vorhandenen Uncialcodices, die wir aufser den von ihm für orientalisch erklärten sieben keineswegs mit dem Hrn. Herausg. insgesammt der occidentalischen Familie zuweisen können, würde Rec. es vorziehen, jene Lesarten unter dem Textus receptus zu vermerken, wie es bisher von den ausgezeichnetsten Kritikern geschehen ist, da eine sorgfältige Vergleichung der erreichbaren kritischen Quellen die Ueberzeugung begründet hat, dafs der Textus rec. *im Allgemeinen* sehr wohl begründet ist, wie auch schon die in dieser Beurtheilung niedergelegten Resultate beweisen können, wo, was bisher viel zu wenig geschehen ist, die Zeugnisse für die lectio rec. ausdrücklich und nach eigener Vergleichung der Quellenschriften angegeben sind. Da aber Hr. Dr. L. hier allein *nach seinen eigenen Grundsätzen und der von ihm ge-*

treffenen Auswahl der kritischen Mittel beurtheilt werden soll, damit es recht deutlich werde, in wiefern er sich selbst treu gewesen: so geben wir gern zu, dafs er, abgesehen von einigen Inconsequenzen, die bereits gelegentlich bemerkt werden mufsten, berechtigt gewesen sei, die wahrgenommenen Veränderungen in dem recipirten Texte zu treffen und aufser diesen noch gar manche andere, zu denen schon längst der vorliegende kritische Apparat auffordern konnte.

Wir wenden uns jetzt zu einer andern Classe von Textveränderungen, welche Hr. L. auch auf *seinem* Standpunkte ohne *hinreichende* Berechtigung, *zum Theil ohne alle Berechtigung*, scheint getroffen zu haben, so dafs, wenn unser Beweis zureichend ist, wie wir glauben, der Hr. Herausg. doch viel öfter, als einmal (nämlich Offenb. 11, 4. vgl. *Studien* u. s. w. S. 835) von seinen oben aufgestellten Grundsätzen abgewichen ist — was, wie wir meinen, schon aus der bisherigen Revision sich ergeben hat. Wir gehen wieder vom *fünften* Kap. des *Matth.* aus.

V. 11. ist ψευδόμενοι ausgelassen nach *D* Cant. Ver. Colb. Hilar. und Orig. — gegen *BC* (höchsw.) — u. aufser v. a. auch *Δ* — Vulg. Syr. utr. — Nach Lachmanns Grundsätzen konnte hier nur *Origenes*, als *orientalischer* Zeuge, sprechen, aber keinesfalls seine Lesart gegen *B* u. a. bedeutende Handschriften geltend gemacht werden, mit denen auch Vulgata stimmt, abgesehen von den syrischen Uebersetzungen. *D* soll nach Lachm. bei *orthographischen* Fragen gehört werden und Cant. nur, *wenn sie vom griechischen Texte abweicht*; beides ist hier nicht der Fall und so bleiben nur wenig Zeugen für den Ausfall, während die bedeutendsten für rec. sprechen.

Ebend. V. 13. ist εἰ μὴ βληθὲν ἔξω καταπατεῖσθαι (st. εἰ μὴ βληθῆναι ἔξω καὶ κατ.) allerdings bezeugt durch *B* (auch 1. 33.), und die Lesart findet sich auch in einem Codex der Charkl; — aber rec. in *C* (höchst wahrscheislich, da Wetst. aus Cod. 1. die fragliche Lesart notirt hat und über *C*, der nicht schweigt, nichts bemerkt) *D* Vulg. Pesch und Charkl. nach den meisten Handschriften, mit denen auch *Δ* stimmt. Die rec. ist hier wenigstens, wenn wir auch das nicht ganz sichere Zeugnifs von *C* ganz fallen lassen, vielmehr bezeugt, als der Ausfall des ψευδόμενοι V. 11.

Kap. VII. 20. ἀπὸ (st. ἐκ) blos nach *C* gegen *BZ* mit denen aufser a. auch *Δ* stimmt. (*D* schweigt).

Ebend. V. 24. αὐτοῦ τὴν οἰκίαν (st. τὴν οἰκίαν αὐτοῦ) blos nach *Z*; *B* hat nach Bentl. τὴν αὐτοῦ οἰκίαν, dagegen *C* (mit 1. 33. (ἑαυτοῦ τὴν οἰκ. (*D* schweigt). Die Versionen Vulg. u. Syr. utr. entsprechen der rec., welche aufser der Mehrzahl der übrigen Handschr. auch *Δ* hat. Das Zeugnifs der syrischen Versionen gegen Lachm. hält aber Rec. aus mehrmals hervorgehobenem, dem Sprachidiom entnommenem, Grunde nicht für sicher. — Leider differiren hier die Angaben der Collatoren des Vaticanus; Lachmann folgt aber der Bentleyschen Collation.

Kap. VIII. 1. Καὶ καταβάντος αὐτοῦ (st. Καταβάντι δὲ αὐτῷ) nur nach *Z*; *B* u. *C* haben καταβάντος δὲ αὐτοῦ und eben so, oder καταβαίνοντος, mehrere Codd. zw. R. Für Lachmanns καὶ stimmen auch nicht die Versionen Vulg. (Quum autem descendisset) u. Syr. utr. — Die rec. findet sich aufser a. Handschr. auch *Δ* (*D* schweigt). Jedenfalls erscheint die von Lachmann aufgenommene Textform als die wenigst bezeugte.

Ebend. V. 10. αὐτῷ nach ἀκολουθοῦσιν aufgenommen nach *C* und wenig Codd. zw. R. und vielleicht Vulg. (sequentibus *se*), Syr. utr. u. einigen and. Verss. gegen *B* u. aufser v. a. Handschr. auch *Δ*. — *Ebend.* παρ' οὐδενὶ τοσαύτην πίστιν ἐν τῷ Ἰσρ. εὗρον st. οὐδὲ ἐν τ. Ἰ. τοσ. π. εὕρ.) nach *B* u. Verc., denen noch Charkl. in marg. zustimmt, gegen *C* (höchst wahrsch., da die Variante aus cod. 1. u. Syr. angeführt wird, nicht aus *C*, der hier nicht schweigt), Orig. (T. II. p. 206. ganz die rec.) u. aufser a. Handschr. auch *Δ*, so wie Pesch. u. Charkl. im Texte; auch Vulg. (*non inveni tantam fidem in Israel*) u. *Veron.* stimmen nicht für obige Textform. (*D* schweigt).

Kap. IX. 2. προσφέρουσιν (st. προσέφερον) nur nach *C* gegen alle sonst bekannten Codd. auch *B* und *Δ*, so wie gegen Vulg. (offerebant) und Syr. utr.

Ebend. ἀφίενταί σου αἱ ἁμ. (st. ἀφέωνταί σοι αἱ ἁμ. σου) blos nach *B*. — *C* hat ἀφέωνται σου, *D* ἀφιοντε (= ἀφιονται) σοι, Orig. (T. II. p. 474.) ἀφίενται σοι, Vulg. eben so (remittuntur = ἀφίενται oder ἀφίονται — *tibi* peccata *tua*), dagegen *Δ* hat mit der Mehrzahl der Handschrr. rec., welcher auch die Verss. fast ohne Ausnahme entsprechen. Dagegen das letzte von Lachm. ausgelassene σου fehlt aufser *B* auch *CD* (im Griech., jedoch nicht Cant.) *M* und mehrern Codd. zw. R.

Ebend. V. 17. ἀλλὰ οἷν. ν. εἰς ἀσκ. βάλλ. κ. (st. ἀλλὰ βάλλ. οἶ. ν. εἰς ἀσκ. κ.) nach *C* (und 21. Ev. 36.) gegen

B u. v. a. Codd., auch *Δ*, Syr. utr. — *D* hat βάλλ. δέ, übrigens auch rec. — Die Vulg., welche der Lachmannschen Textform noch am meisten entspricht, hat: sed vinum novum in *utres novos* mittunt.

Ebend. V. 30. ἐνεβριμήθη (st. ἐνεβριμήσατο) nach *B** und einigen Codd. zw. R. gegen *C* (höchst w.) *D* und auch *Δ*.

Ebend. V. 36. ῥεριμμένοι (st. ἐρρίμ.), was wir für einen Druckfehler gehalten und unerwähnt gelassen hätten, wenn es nicht im Variantenverzeichnifs p. 462. anerkannt worden wäre, findet sich — gewifs durch ein Versehen des Abschreibers — nur *D*, auch nicht *B* (sondern hier ἐρυμμένοι) und *Δ* hat rec. wie die übrigen. — Hier hat sich Hr. L. ganz von seiner orientalischen Familie abgewendet und ist der *Cambridger Handschrift* gerade da gefolgt, wo sie ihr widerspricht.

Kap. XI. 10. καὶ κατασκευάσει (st. ὅς κατασκ.) blos bezeugt durch *P*, welcher Charkl. (ܕܢܦܠܚ) entspricht, gegen *BC* (höchst w.) *DZ* und *Δ*, Vulg. (qui praeparabit), Pesch. und auch Orig. (T. I. p. 203.). — Hier hat Hr. Lachm. wieder die *mindest bezeugte und verbreitete Lesart gewählt.* Eben so:

Kap. XII. 36. ὃ λαλήσωσιν (ohne ἐὰν) nur nach *B* b. Btl. gegen *C* (ὃ ἐὰν λαλήσουσιν) u. v. a. Codd., welche rec. haben, auch *Δ*, Orig. (T. III. p. 287. ὃ ἂν λαλήσωσιν). *D* hat ὁ λαλοῦσιν und Cant. quod locuntur (sic). Die Verss. können im Allgemeinen natürlich hier nicht zeugen, aber die wortgetreue Charkl. hat deutlich die rec. wiedergegeben (ܕܡܠܠܘ ܠܗ ܡܢ).

Ebend. V. 46. ist δέ weggelassen nach *B* und wenigen Codd. zw. R., Vulg. u. einigen a. Verss. gegen *C* (höchst w.) *DLZ* u. a., auch *Δ* Cant. Ver. Verc. Syr. utr. Orig. (T. IV. 193.: Loquente *autem* eo ad turbas), obwohl sich hier, wie gewöhnlich zu Anfang kirchlicher Lesestücke, Verschiedenheit in der Wortstellung findet. *Δ* hat ganz rec. und so auch, nach Wetst. Anmerkungen zu schliefsen, *C*, da aus den andern Handschrr., wie aus den Verss. die Abweichung der Wortstellung angegeben ist.

Kap. XIII. 16. καὶ τὰ ὦτα ὅτι ἀκούουσιν (st. ὦτα ὑμῶν — ἀκούει). Ἀκούουσιν ist wohl bezeugt durch *B* b. Btl. *CDM* u. m. Codd. zw. R., auch Orig. (T. I. p. 369.), dagegen ὑμῶν weggelassen blos nach *B* 6. 75. gegen die übrigen genannten und auch gegen *Δ*. Vulg. Syr. utr. u. Orig. (l. c.).

Ebend. V. 32. κατασκηροῖν (st. κατασκηροῦν) — kein Druckfehler, wie der Index p. 463. beweist — blos nach *D* (b. Kipling p. 66.) im Widerspruch gegen alle bekannten Handschriften, auch *Δ*, unstreitig ein Schreibfehler, da bekannt ist, wie oft υ und ι auch in den besten Handschriften verwechselt werden. Zu den vielen von den Collatoren angegebenen Beispielen liefert auch *Δ* nicht wenig neue z. B. in demselben V. bei *Δ* αἰξηθῇ und Kap. VIII. 27. ὑπακοίουσιν u. v. a. Aber wenn es auch kein Schreibfehler wäre, so wollte doch Lachm. in *Wortformen* und *Orthographie* „nur auf die *Uebereinstimmung* der Cambridger Handschrift mit orientalischen fufsen," *durfte* ihr also hier nicht folgen.

Ebend. V. 36. διασάφησον (st. φράσον) nur nach *B* gegen *C* (höchst w.) *D* u. a. v. a. auch *Δ*. Auch Orig. (T. III. p. 8. in wörtlicher Anführung des ganzen V.) λέγοντες· φράσον ἡμῖν — — Vgl. p. 76. und öfters im Commentar. Nur einmal im Commentar zu Joh. IV. 36. (T. II. p. 83.), wo er sich auf diese Stelle b. Matth. bezieht, findet sich διασάφησον — ein Beweis, wie vorsichtig man beim Gebrauch solcher gelegentlichen Allegate sein müsse.

Ebend. V. 43. ist ἀκούειν weggel. nach *B* Ver. Verc. Hil. gegen *PD* und aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. und Orig. (T. III. p. 13.).

Ebend. V. 44. πάλιν (das beim Beginn eines Anagnosma natürlich wegfiel) ausgel. nach *BD* Vulg. und einigen a. Verss. gegen *C* (höchst w.) *P* und aufser v. a. auch *Δ*, Syr. utr. u. Orig. (T. III. p. 16.).

Ebend. V. 45. ἀνθρώπῳ vor ἐμπόρῳ weggel. nach *B* und einigen Codd. zw. R. gegen *C* (höchst w.) *DP*, auch *Δ* u. v. a., Vulg. Syr. utr. u. Orig. (T. III. p. 20. 23.).

Ebend. V. 48. ἀναβιβάσαντες αὐτὴν καὶ ἐπὶ τὸν αἰγιαλὸν καθίσαντες (st. ἀναβ. ἐπὶ τ. αἰγ. καὶ καθισ.) in dieser Zusammensetzung, wie es scheint, unbezeugt; *PS* und einige Codd. zw. R. haben allerdings αὐτήν, auch *Δ*, aber *P*, der allein bei Lachm. zeugt, hat ἀναβιβ. αὐτὴν ἐπὶ τὸν αἰγ. καὶ καθίσ. — —, aber dieses αὐτὴν fehlt in *BC* u. a.; dagegen findet sich καὶ ἐπὶ τ. αἰγ. in *CL* 1., denen Vulg. Colb. u. a. Verss., auch mehrere *PP.* zustimmen, nicht aber Syr. — *D* hat hier keine Stimme, da er nach seiner Art den Satz etwas frei umgebildet giebt: ὅτε δὲ ἐπληρώθη, ἀνεβίβασαν αὐτὴν — —.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

Kap. XV. 26. *οὐκ ἔξεστι* (st. *οὐκ ἔστι καλόν*) nach *D* und Orig. (T. III. p. 116 sq. — nach Griesb. und Scholz aber auch *einmal* rec., welche Stelle jedoch Rec. nicht kennt), Hil. u. einigen a. meist abendl. Zeugen gegen *BC* (höchst w.), auch *Δ* u. v. a., Vulg. u. Syr. utr. — Hier ist also blos nach Orig. entschieden, da kein Codex der orientalischen Familie mitzeugt und *D* eigentlich hier keine Stimme hat, da es nicht eine Wortform oder die Orthographie gilt. Dennoch ist weder hier, noch in den meisten angeführten Stellen die bezeugtere und verbreitetere rec. am Rande bemerkt. Dafs übrigens die Abendländer nicht gern sagten *non est bonum* sumere, sondern lieber *non licet*, ist eben so erklärlich, als die Substitution des *ἔξεστι* für *ἐστὶ καλόν* bei Orig., bei dem solcher Substitutionen viele nachweisbar wären, wenn wir die gewöhnlichen kritischen Kanones gegen den Hrn. Herausg. anwenden dürften.

Ebend. V. 35 f. *καὶ παραγγείλας τῷ ὄχλῳ ἀναπεσεῖν ἐπὶ τ. γ. ἔλαβε — — καὶ εὐχαριστήσας ἔκλασε* — eine grammatische Diorthose, wie es scheint — nach *BD* u. m. a. Codd. zw. R. — Orig. (l. l. p. 124.) zeugt nur für die Lesart *παραγγέλλειν* statt *κελεύειν* und vielleicht *τῷ ὄχλῳ* st. *τοῖς ὄχλοις* — gegen *C* (hier aber *τοὺς ὄχλους*) *P* (ganz rec.), auch *Δ* mit v. a., Vulg. Syr. utr. Verc. (nur *τῷ ὄχλῳ* geben Vulg. Charkl. u. Ital. wieder, aber nicht *Cant.*) — Auffallend ist, dafs Lachm. V. 36. *ἔδωκε* beibehalten hat nach *C* (höchst w.) *P* gegen *BD* u. m. a. Codd. zw. R., welche *ἐδίδου* haben. — Am Rande ist nur *τοῖς ὄχλοις* als gleich bezeugt bemerkt.

Kap. XVII 3. *συλλαλοῦντες μετ' αὐτοῦ* (st. *μετ' ἀ. συλλ.*) nur nach *B* und wenigen Codd. zw. R. u. Cyr. Chrys. — diese alle aufser Lachmanns Zeugenkreise — gegen *C* (höchst w.) *DΔ* u. v. a. Charkl. hat sogar gegen den Genius der syr. Sprache die rec. wiedergegeben (ܥܡ ܚܕܕܝܢ ܡܬܡܠܠܝܢ), auch *Orig.* hat in genauer Anführung die rec, (T. III. p. 193. vergl. p. 179. — vgl. dagegen T. IV. p. 311. in lat. Uebersetzung: *colloquentes cum eo*).

Ebend. V. 9. *ἐγερθῇ* (st. *ἀναστῇ*) nach *BD* Sahid. gegen alle übrigen b. Lachm. sprechenden Zeugen nam. *C* (höchst w.) *Z*, auch *Δ*, Orig. in ausdrücklicher Anführung (T. III. p. 203.), Vulg. (resurgat) u. Syr. utr. (ܢܩܘܡ).

Ebend. V. 26. *εἰπόντος δέ· ἀπὸ* (st. *λέγει αὐτῷ ὁ Πέτρος· ἀπὸ*) nur nach *B* 1. u. einigen a. b. Lachm. nicht stimmenden Zeugen gegen *CL* (nur dafs beide nach *ἀλλοτρίων* den Zusatz haben: *εἰπόντος δὲ αὐτοῦ· ἀπὸ τῶν ἀλλοτρίων* — bei *L* fehlt aber *αὐτοῦ* und *τῶν* —) *D* (nur dafs hier *ὁ Πέτρος* fehlt) Vulg. (auch ohne Petrus) u. Syr. utr. — Orig., der bei Griesb. u. Scholz angeführt ist mit der Lesart: *εἰπόντος δὲ τοῦ Πέτρου, ὅτι ἀπὸ* — zeugt hier nicht, da er die Worte nicht genau mittheilt, sondern im Laufe des Commentars anführt (l. c. p. 231.). — Wahrscheinlich ist *ὁ Πέτρος* interpolirt, übrigens aber rec. ächt.

Kap. XVIII. 1. *ἡμέρᾳ* (st. *ὥρᾳ*) nur nach wenigen Handschr. zw. R., die Lachm. in seinem Verhör nicht stimmen läfst: 1. 33. Ev. 24. 31. und von den Verss. nur Arm. It. (aber nicht *Cant.* u. a.) u. Hil. — Orig. (l. c. p. 234 sqq.) fand in seinen Handschriften beide Lesarten und entscheidet sich für keine, obwohl er *ἡμέρᾳ*, voranzustellen pflegt (*ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ ἢ ὥρᾳ* p. 234. 236.). — Für *ὥρᾳ* dagegen zeugen *BZD*, auch *Δ* mit v. a., Vulg. Syr. utr. — und doch hat Lachmann diese mindestens gleich alte, verbreitetste und bezeugteste Lesart nicht einmal am Rande bemerkt.

Ebend. V. 29. *μακροθυμ. ἐπ' ἐμέ* (st. *ἐπ' ἐμοί*) nach *CD* (dieser auch V. 26.) gegen *B*, auch *Δ* u. v. a.

Ebend. V. 31. Ἰδόντες οὖν οἱ σύνδουλοι αὐτοῦ (st. ἰδόντες δὲ) nur *D* in dieser Stellung; *B* hat Ἰδ. οὖν αὐτοῦ οἱ συνδ., *C* (wie Wtst. voraussetzen läfst, da er die Abweichung von *D* bemerkt) rec., wie auch *Δ*, Vulg. u. Syr. utr.

Kap. XX. 9. Ἐλθόντες δὲ (st. καὶ ἐλθόντες) blos nach *B* gegen *C* (höchst w.) *Z*, auch *Δ* mit v. a. u. Syr. utr. — *D* hat Ἐλθ. οὖν und ihm entspricht Vulg. (Cum venissent ergo).

Ebend. V. 20. ἀπ' αὐτοῦ (st. παρ' αὐτοῦ) nach *BD* gegen *C* (höchst w.) *Z*, auch *Δ* m. v. a.

Ebend. V. 21. ist σου nach δεξιῶν weggel. blos nach *B* gegen *C* (unzweifelh.) *D*, auch *Δ* nebst vielen a., Vulg. Syr. utr. — Wenn hier nach *B* allein entschieden worden, so befremdet es, dafs vorher statt λέγει nicht ἡ δὲ εἶπεν auf dieselbe Auctorität aufgenommen worden ist.

Kap. XXI. 24. δὲ nach ἀποκριθεὶς weggel. nach *Z*, mit dem auch Vulg. und Pesch. stimmen, gegen *BC* (höchst w.) *D* u. a., auch *Δ* und Charkl.

Ebend. V. 28. δύο τέκνα (st. τ. δύο) nach *B* 44. 142. 299. gegen *C* (höchst w.) *DZ* u. v. a. auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. u. Orig. (T. IV. p. 91. 97. 113.).

Ebend. V. 31. ist für ὁ πρῶτος aufgen. ὁ ὕστερος blos nach *B* gegen *C* (höchst w.) u. v. a. Codd., auch *Δ* (nur hier πρῶτος ohne Artikel), Vulg. Colb. Syr. utr.; auch Orig. (wie s. Commentar l. c. p. 91 sq. voraussetzen läfst) hat πρῶτος gelesen und Hieronymus versichert, in veris exemplaribus non haberi *novissimum*, sed *primum*. — Für die hier von Hieronymus zurückgewiesene Lesart ὁ ἔσχατος stimmen, wie schon Wetst., Griesb. und Scholz angeben, nam. *D* (ὁ αισχατος — (sic —) und Cant. (novissimus), Vulg. ms., Hilar. u. a., besonders Occidentalen. In der Cambridger Handschr. (*D*) findet sich zwar unter dem Worte ein verdächtigender Strich, aber von späterer Hand — wahrscheinlich eines betroffenen Lesers. Hr. Lachmann sagt in s. Rechenschaft (*Studien* u. s. w. S. 840, wo er auch diese Stelle bespricht), ὁ ὕστερος und nicht ὁ ἔσχατος sei die Lesart, welche sich hier als im Orient gänge beweisen lasse, und giebt doch selbst auch zu, dafs Origenes sie nicht vorgefunden habe. Da nun keine der von ihm befragten orientalischen Handschriften aufser *B* sie hat und auch die übrigen Zeugen entweder für rec., oder für ἔσχατος sprechen, so war es doch wohl seine Pflicht, einmal bei einer so interessanten Stelle uns die Schätze seines kritischen Apparats aufzuthun, um zu überzeugen, dafs nicht Willkühr oder eine besondere Lust am Absonderlichen der Grund war, warum er die Lesart ὁ ὕστερος, wie er sagt, „aufnehmen *mufste*." — Wir erinnern nur an seinen Grundsatz, dafs die *älteste und verbreitetste* Lesart aufzunehmen sei.

Kap. XXII. 20. ist ὁ Ἰησοῦς uneingeklammert nach καὶ λέγει αὐτοῖς in den Text gekommen nach *Z*, mit dem *DL* u. m. Codd. zw. R. stimmen, auch Vulg. Pesch. u. m. a. Verss., aber gegen *BC* (hier Ὁ δὲ λεγ. αὐτοῖς) und die Mehrz. der Codd., auch *Δ* u. Charkl. — So auch:

Ebend. V. 24. ἵνα vor ἐπιγαμβρεύσει eingeschoben blos nach *D* (wo aber τὴν γυναῖκα αὐτοῦ fehlt) und Cant. (*ut* nubat fratri suo!) und Vulg. (*ut* ducat frater ejus uxorem illius) und so noch It. Rd., aber gegen *B* u. a. v. a. auch *Δ* (*C* schweigt v. V. 21. bis XXIII. 17.), und selbst Syr. utr., die doch in ihrer Sprache starke Aufforderung hatten, ein ܕ einzuschalten. In *Z* findet sich nach einer Lücke allerdings *NA*, aber es ist doch nicht unwahrscheinlich, dafs es der Rest des unmittelbar vorhergehenden τεκνα sei.

Kap. XXIII. 17. τί γὰρ μεῖζον (st. τίς — μείζων) nur nach *Z* gegen *BD* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt hier noch), auch gegen Cant. (die sogar unlateinisch hat: *quis* enim *major* est). Vulg. kann nicht stimmen, weil sie den in der Uebersetzung dem χρυσὸς und ναὸς entsprechenden Neutris angemessen auch das Neutrum wählte (quid enim majus est, aurum? an templum), eben so Orig., dessen Commentar über diese Stelle nur Lateinisch erhalten ist (T. IV. p. 214.). — Syr. utr. haben der rec. angemessen das Masculinum, können aber aus ähnlichem Grunde nicht entscheiden.

Ebend. V. 24. οἱ vor διυλίζοντες weggel. nach *B* gegen *C* (nur οἱ διυλίζονται) *D* (wo es aber nach Wetst. a prima manu gefehlt haben soll) u. v. a., auch *Δ* und Syr. utr. (Pesch. hat ܕ und Charkl. noch bestimmter ܗܢܘܢ ܕ ܡܨܦܝܢ).

Ebend. V. 27. ὁμοιάζετε (st. παρομοιάζ.) nach *B* l. gegen *C* (höchst w.) *D* u. v. a., auch *Δ* (nur ein gewöhnlicher Schreibfehler παρομοιάζεται).

Kap. XXIV. 31. ἀπ' ἄκρων οὐρανῶν ἕως τῶν ἄκρων αὐτῶν — der Artikel aufg. nach *B* l. 13. 69. gegen die

übrigen bekannten Codd., auch *D* u. *Δ* (*C* schweigt wieder v. V. 10—45.) — *B* hat aber mit Cod. 13. den Artikel auch vor οὐρανῶν, wo er von Lachm. nicht aufgenommen ist, obwohl auch *Vulg.* (a summis *coelorum* usque ad terminos eorum) u. *Orig.* (nur Lat. erhalten: T. IV. p. 316. 319. 320. — ganz wie Vulg. — und p. 321: a summis coelorum usque ad summa eorum) für ihn zu sprechen scheinen; denn sie hätten wohl *a summis coelis* entsprechender übersetzt, wenn sie ἀπ' ἄκρων οὐρανῶν gelesen hätten. Wenn es aber bedenklich ist, Versionen so zu pressen, so läfst sich doch nicht absehen, warum Lachm. den gleich bezeugten Artikel einmal zurückgewiesen, das andere Mal aber aufgenommen hat. In *D* und *Δ* fehlt er an beiden Stellen, wie in rec. und der Mehrzahl der Handschriften.

Ebend. V. 37. ὥσπερ γὰρ (st. δὲ) blos nach *D* Ev. 63. Didym. u. Charkl. in marg., auch, wie Wetst. bemerkt, codices *Latini*, gegen *B* u. v. a., auch *Δ*, Vulg. Pesch. — Orig. hat zwar in dem Lateinisch erhaltenen Stück des Comm. über Matth. (T. IV. p. 334.): Sicut *enim* fuit in diebus Noe, sic erit *et* adventus filii hominis rel., aber in einer genauern, wörtlichen Anführung dieser Stelle (T. II. p. 208.) findet sich dieser V. ganz wie in der rec., nur ohne καὶ vor ἡ παρουσία, was Lachm. auch nach *B* und andern bedeutenden Auctoritäten ausgelassen hat, was sich aber in jener Lateinisch erhaltenen Stelle ausgedrückt findet. Das Zeugnifs des Orig. kann demnach bei diesem Widerspruch nicht entscheiden.

Ebend. V. 40. ἔσονται δύο (st. δύο ἔσ.) nach *B* u. 102. gegen *D* u. v. bekannten Codd., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. u. Orig. (T. IV. p. 334.): Tunc *duo erunt* in agro, unus assumetur et alter (= ἕτερος, Vulg. hat et unus) relinquetur. Hier können wir dem Hrn. Herausgeber zwar kein Zeugnifs der von ihm genannten reinen orientalischen Quellen entgegenstellen, da sie aufser *B* alle schweigen, wie überall, wo wir sie in unserer Revision nicht anführen, dennoch sind unsere Gegenzeugnisse zahlreicher und gewichtiger, als gar manche, nach denen Hr. L. die rec. verlassen hat. — Von Kap. XXV. 7. an spricht nun auch *A* mit.

Kap. XXV. 18. nach ὁ δὲ τὸ ἕν aufgenommen τάλαντον blos nach *A* u. aufser Vers. Aethiop. Arab. Codices *Latini*, wie Wetst. sagt, gegen *BC* (höchst w.) *D* u. v. a., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. u. Orig. (l. c. p. 362.): Qui autem unum accepit, abiens fodit in terram et abscondit pecuniam domini sui.

Ebend. V. 26. δοῦλε πονηρὲ καὶ ὀκν. (st. πονηρὲ δ. κ. ὀκν.) — eine Umstellung, die jedenfalls, wenn nicht zufällig entstanden, als Conformation nach V. 21. 23. 18, 32, worauf Schulz hingewiesen hat, leicht erklärlich ist — nach *A*, Vulg. Syr. utr. (wo aber der Sprachcharakter die Umstellung forderte), denen noch mehrere *PP.*, unter ihnen auch Orig. u. Hilarius zugezählt werden, — allerdings bedeutende Zeugen —, aber gegen *BCD* u. aufser v. a. auch *Δ*. Origenes ist aber mit Unrecht als Zeuge für die Umstellung aufgeführt worden; denn in Stellen, wo sich eine wörtliche Mittheilung findet (T. IV. p. 369. u. V. p. 252. im Comm. über den Br. an die Römer) hat er l. rec. und so auch noch einmal in freier Rede (T. IV. p. 369 sq.), dagegen die Lachmannsche Wortstellung, und zwar blos Lat. serve male et piger, nur in freier Anführung (T. IV. p. 366. 367.).

Kap. XXVI. 29. ὅτι vor οὐ μὴ weggel. nach *ZD* und einigen a. Codd. zw. R., denen Vulg. (non bibam amodo de hoc genimine rel.) It. (aber nicht constant) Iren. (V. 33.) u. einige a. bei Lachm. nicht zugelassene Zeugen entsprechen, gegen *ABC* (unzweifelh.) u. v. a., auch *Δ*, Syr. utr. (von denen Peschito fälschlich als Zeuge für den Ausfall angeführt wird) u. Orig. (T. IV. p. 417.): *quod* amodo non bibam de generatione vitis rel.

Kap. XXVII. 44. συνσταυρωθέντες σὺν αὐτῷ (st. συνστ. αὐτῷ) nach *B*, nicht *D* u. *L.* (sond. σταυρωθ. σὺν), gegen *A* mit der Mehrzahl der Codd., auch *Δ*.

Ebend. V. 54. γινόμενα (st. γενομ.) nach *BD* (γευομενα) gegen *AC* (höchst w.), auch *Δ*, Syr. utr. u. Orig. in wörtlicher Anführung (T. II. p. 173. — vgl. dagegen T. V. p. 72: viso terrae motu et his, *quae fiebant* — ganz wie Vulg. — u. p. 75: videntes „terrae motum et *quaecumque fiebant*" — Uebersetzungen, die allerdings der von Lachm. aufgenommenen Lesart mehr entsprechen, als der rec., wenn nicht obige im Original erhaltene Stelle bei Orig. entgegenstünde und wenn überhaupt bei Uebersetzungen immer absolute Treue vorausgesetzt werden dürfte).

Ebend. V. 60. ἐπὶ τῇ θύρᾳ (st. τῇ θ.) blos nach *Δ* gegen *BC* (höchst w.) *D* u. v. a. auch *Δ*; die Verss. Vulg. (ad ostium) Syr. (ܠܬܪܥܐ) u. Orig. int. (T. V. 79. ad ostium) werden kaum mit Wahrscheinlich-

keit den Zeugen zugezählt werden können, da auch rec. sehr wohl so übersetzt werden konnte,

Kap. XXVIII. 14. ὑπὸ τοῦ ἡγεμόνος (s. ἐπὶ τοῦ ἡγ.) nach *BD* 59. Vulg. (a praeside) Cant. It. Rd. gegen *AC* (höchst w.) u. aufser v. a. auch *Δ*, Syr. utr. (ܡܪܝܐ) u. Orig. in wörtlicher Anführung (T. II. p. 339.).

Marc. I. 14. καὶ μετὰ (st. μετὰ δὲ) nach *BD* gegen *A* u. aufser v. a. auch *Δ* (*C* schweigt), Vulg. Syr. utr. und, was für Lachm. nach s. ausgesprochenen Grundsätzen besonders wichtig ist, Cant. abweichend vom griechischen Texte: *sed postquam* traditus est J. Auch Orig. hat rec. in wörtlicher Anführung (T. I. p. 276.).

Kap. II. 14. ὅτι διαλογίζονται *ohne* οὕτως blos nach *B* 102. Ver. Verc. Colb. u. einigen a. *u. ohne* αὐτοὶ nach *BD* u. vielleicht Vulg. u. Pesch. gegen *AC* u. v. a. schon von Wetst., Griesb. u. Scholz angeführte Codd. ersten u. zw. R., auch *Δ* u. Charkl. (ܗܢܘܢ ܗܘܢ also = οὕτως αὐτοί). Pesch. hat wahrsch. ὅτι οὕτως übersetzt durch ܗܢܘ wörtlich = ὅτι ταῦτα, wie auch vice versa für ταῦτα in den Uebersetzungen sich *sic* findet z. B. Luc. 18, 11. in einigen von Lachm. geachteten Verss. — Für οὕτως stimmt in unserer Stelle auch Vulg. (quia *sic* cogitarent).

Ebend. V. 23. ὁδοποιεῖν (st. ὁδὸν ποιεῖν) nach *B* 51. Theophyl. gegen *AC* (höchst w.) u. aufser v. a. Codd. auch *Δ* (*D* hat es nicht, sond. Καὶ οἱ μαθ. ἤρξαντο τίλλειν τοὺς σταχ.). Wahrscheinlich ist nur in den angeführten Handschriften der Strich über *o* erloschen, wie es sich oft genug auch in den Uncialhandschr. findet, vgl. aufser Montfaucon auch *Knittel* in s. Werke über die Wolfenbüttelschen Palimpseste p. 276. mit p. 251.

Kap. III. 2. ἵνα κατηγορήσουσιν (st. — — ωσιν) nach *CD* gegen *AB* u. aufser v. a. auch *Δ*.

Ebend. V. 7. εἰς τὴν θαλ. (für πρὸς) nach *PD* u. mehreren Codd. zw. R. gegen *ABC* (höchst w.) u. aufser v. a. auch *Δ*; auch die Verss. entsprechen der rec. Vulg. (*ad* mare) u. Syr. utr. (ܠܝܡܐ). — In einer ähnlichen Stelle Mr. 7, 31. findet sich εἰς allerdings auch, zwar nicht *A*, aber *BDL* u. einigen a. (*C* schweigt dort); da aber Lachm. keine innern Gründe und kritischen Kanones gelten läfst, so kommt ihm diese Analogie nicht zu gut und die Aufnahme der mindest bezeugten und verbreiteten Lesart in unserer Stelle ist ein neues Beispiel der Inconsequenz.

Ebend. V. 8. ἀκούοντες (st. ἀκούσαντες) nach *B* u. einigen Codd. zw. R., auch *Δ*, vielleicht auch Vulg. (*audientes*, quae faciebat) gegen *ACD* (*C* u. *D* haben ἀκουσ. ἃ für ὅσα) *P* u. v. a., auch Syr. utr.

Ebend. V. 35. γὰρ weggel. nach *B* (u. Copt.) gegen *AC* (höchst w.) *D* u. aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. Syr. utr.

Kap. IV. 3. τοῦ vor σπείρει weggel. nach *B* 102. gegen *AC* (höchst w.) u. *Δ* mit den meisten übrigen (*D* hat τοῦ σπ. nicht u. so auch Copt.).

Ebend. V. 5. τῆς vor γῆς aufgenommen blos nach *B* gegen *AC* (w.) u. aufser v. a. auch *Δ* (*D* hat διὰ τὸ μὴ ἔχειν βάθος τὴν γῆν). — Dagegen ist Kap. VI. 3. τῆς vor Μαρίας nicht aufgenommen, obwohl es sich *BCL* u. m. a., auch *Δ*, findet, nur nicht *AD* u. a., auf die Lachm., wie nachgewiesen worden ist, so häufig nicht Rücksicht nimmt — aus *innern* Gründen? oder willkührlich? Ein Drittes giebt es nicht.

Kap. V. 34. Ἰησοῦς nach ὁ δὲ aufgen. nach *CD* u. mehrern Codd. zw. R. u. aufser It. Arm. auch Charkl. c. ast. in einigen Mscrr. gegen *AB* u. v. a. auch *Δ*, Vulg. Pesch. — Das gerade Widerspiel zeigt sich

Ebend. V, 37. wo ἀκολουθῆσαι aufgen. ist (st. συνακολ.) nach *AK* u. einigen a. Codd. zw. R. gegen *BC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ* (*D* hat παρακολ. αὐτῷ).

Kap. VI, 19. ἐζήτει (st. ἤθελεν) nach *C** *Cant.* Ver. Verc. Colb. gegen *ABD* u. aufser v. a. auch *Δ*, Vulg. (volebat) Syr. utr.

Ebend. V. 22. ἤρεσεν τῷ Ἡρ. κ. τοῖς συνανακειμένοις εἶπεν δὲ ὁ βασιλ. (st. καὶ ἀρεσάσης — — — συνανακ., εἶπεν ὁ βασ.) nach *A* 33. gegen *D*, Vulg. Syr. utr. und viele andere Zeugen, welche rec. haben, auch gegen *BC***L* u. *Δ*, welche zwar im Uebrigen mit der Lachmannschen Lesart übereinstimmen, aber haben: ὁ δὲ βασιλεὺς εἶπεν —, welcher Textgestalt auch Colb. u. a. Verss. entsprechen, denen Lachm. nach seinen Grundsätzen hier folgen mufste. Merkwürdig, dafs Lachm. hier die rec. καὶ ἀρεσάσης am Rande als gleichbezeugt bemerkt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

Kap. VIII. 2. ist μοι nach προςμένουσιν weggelassen blos nach *B* u. 49. (hier aber παραμένουσι) gegen *A* u. v. a. Codd., auch *Δ* (welcher auch, ganz wie rec., ἡμέρας hat), Vulg. (jam triduo sustinent *me*) u. Syr. utr. — *D* kann hier für Lachmann nach s. Grundsätzen nicht zeugen, da es sich nicht um *Wortformen* und *Orthographie* handelt und nicht nur keine Uebereinstimmung mit den orientalischen Quellen, sondern die gröfste Abweichung sich zeigt; D hat nämlich ὅτι ἡμέραι τρῖς εἰσιν, ἀπὸ πότε ὧδέ εἰσιν καί —, welcher Paraphrase auch Cant. Ver. Verc. Colb. mit einigen andern Verss. entsprechen. Diese paraphrastische Textgestaltung *scheint* die Lachmannsche Lesart ohne μοι vorauszusetzen; allein da Lachm. alle kritischen Kanones mit den innern Gründen und Conjecturen verwiesen hat, so ist auch zu seinen Gunsten ein solcher Schlufs nicht gestattet. Uebrigens hat Lachm. nach *B* nur μοι gestrichen, nicht aber das mindestens gleichbezeugte ἡμέραις τρισὶ (Vulg. triduo und eben so andere) aufgenommen.

Ebend. V. 7. καὶ ταῦτα εὐλογήσας εἶπεν παρατιθῆναι blos nach *A* Ev. 18. 19. u. viell. Vulg. (et ipsos benedixit et jussit apponi). Für καὶ ταῦτα εὐλογ. zeugen allerdings aufser mehreren Codd. zw. R. auch *F* u. K. Dagegen die Textform καὶ εὐλογήσας αὐτὰ εἶπεν καὶ ταῦτα παρατιθέναι findet sich *BC* (nur παράθετε) *LΔ* u. a. *D* hat εὐχαριστήσας καὶ αὐτοὺς ἐκέλευσεν παρατιθέναι (= παρατιθέναι). Aufser der rec. παραθεῖναι, für welche auch, wenn die so gewöhnliche als natürliche Verwechselung des η mit ει in den Codd. berücksichtigt wird, die Form παραθῆναι spricht bei *K* u. m. Codd. zw. R., ist unstreitig παρατιθέναι die bezeugteste Lesart, unter den Uncialen *BDLΔ*. Die Verss. sprechen aufser Vulg. (apponi) meist für eine Activform, namentlich Syr. utr. u. Cant.

Ebend. V. 32. καὶ προςλαβόμενος ὁ Π. αὐτόν (st. αὐτὸν ὁ Π.) nach *BL* Verc. gegen *AC* (w.) u. v. a., auch *Δ*, Vulg. (et apprehendens eum Petrus) Syr. utr. — *D* zeugt nicht, da αὐτὸν fehlt, u. Cant. hat: quem respiciens [recip.] Petrus.

Kap. IX. 9. ἐκ τοῦ ὄρους (st. ἀπὸ) nach *BD* 33. gen *AC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ*. Dagegen ist *ebend.* V. 6. die rec. λαλήσῃ beibehalten, obwohl *keiner* der Hauptcodices im Lachmannschen Verhör sie hat, während λαλήσει bezeugt ist durch *ADFGHKSVX* u. v. Codd. zw. R. und ἀποκριθῇ durch *BC*ᵃ*L* u. auch *Δ*, mit denen auch Orig. ziemlich übereinstimmt, der in wörtlicher Anführung dieser Stelle (T. III. p. 194. u. 197.) ἀπεκρίθη hat, in freier Rede aber (p. 200) ἐλάλει. Die Verss. können hier nicht entscheiden, da sie den *beiden* ersten Formen entsprechen: Vulg. *quid diceret*, Pesch. ܡܢܐ ܢܡܠܠ u. Chark. ܡܢܐ ܕܢܡܠܠ wörtlich = τί λαλήσει. — Hier ist die Inconsequenz des Hrn. Herausg. in die Augen fallend; auch am Rande ist kein Schwanken bemerkt.

Ebend. V. 30. ἐπορεύοντο (st. παρεπορ.) nach *B** (b. Bentl. nicht bemerkt) *D* Verc. Colb. gegen *AC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ*, Vulg. (praetergrediebantur), auch Cant. *in Widerspruch gegen den griech. Text* (transiebant — sic —) u. Syr. utr. (ܐܬܥܒܪܘ). — Jedoch ist hier von Lachm. das Schwanken am Rande bemerkt, nur dafs nach seinen Grundsätzen παρεπορ., unsers Dafürhaltens, im Texte stehen und ἐπορ. auf den Rand kommen mufste.

Kap. X. 1. καὶ πέραν (st. διὰ τοῦ πέραν) rücksichtlich des καὶ blos nach *B* b. Bentl. (b. Birch fehlt καὶ und steht nur πέραν) und aufserhalb des Lachmannschen

Zeugenkreises nach *L* Copt. Aeth. *gegen A* und die Mehrzahl der bei Lachm. nicht sprechenden Handschr., aber auch Vulg. (ultra Jordanem) und Syr. utr. — Die Lesart πέραν ohne διὰ τοῦ, bei *C* ex emendatione entstanden, findet sich aufser *D* und mehrern Codd. zw. R. auch *Δ*; die Uebersetzungen, welche für diese Lesart von Wetst. Griesb. u. Scholz angeführt werden, wenigstens Vulg. u. Syr. utr., sprechen allerdings sicher gegen das von Lachm. aufgenommene καί, aber nicht sicher gegen rec. für das einfache πέραν, was einer Diorthose sein Dasein zu verdanken scheint, worüber wir aber mit Lachmann nicht reden dürfen.

Ebend. V. 20. πάντα ταῦτα ἐφύλαξα (st. τ. π. ἐφυλαξάμην) im Ganzen nur *D* u. Orig. (T. III. p. 356.), für die Stellung πάντα ταῦτα zeugt noch *Δ* und, wie Wetst. bemerkt, codices *Latini*, für ἐφύλαξα noch *A* 28. u. Clemens Al., für rec. *BC* (höchst w.) u. v. a. und, was die Wortstellung betrifft, auch Vulg. u. Syr. utr., über ἐφύλαξα können diese natürlich nichts sagen. Das Schwanken in Betreff der Stellung der WW. ταῦτα π. hat Lachm. am Rande bemerkt, aber nach seinen Grundsätzen mufste er sich wohl für die recipirte Stellung entscheiden, für welche *ABC* und die Mehrzahl der übrigen Zeugen, namentlich auch Vulg. u. Syr. utr. sprechen gegen den *einzigen* Origenes im Lachmannschen Zeugenkreise, der noch dazu in freier Rede nicht die allen 3 Evangelisten gemeinsame Aeufserung des Jünglings, sondern das dem Markus eigenthümliche ἐμβλέψας αὐτῷ ἠγάπησεν αὐτόν hervorhebt und betont: Ἀλλ' ἐπεὶ καὶ κατὰ τὸν Μάρκον ἐμβλέψας τῷ πλουσίῳ τούτῳ εἰπόντι· πάντα ταῦτα ἐφύλαξα ἐκ νεότητος μου· ἠγάπησεν αὐτόν, ἔοικε κ. τ. ἑ. Wie wenig es in solchen Fällen dem Orig. auf die ursprüngliche *Wortstellung* oder *Wortform* ankomme, ist bekannt genug und geht auch aus der Vergleichung der in seinem Commentar über diese Pericope (l. c. p. 345 sqq.) angeführten Stellen der Evangelien mit den besten Handschriften hervor; z. B. p. 354. werden aus Matth. XIX, 20. die WW. angeführt: ταῦτα πάντα ἐφυλαξάμην und wenig Zeilen darauf: ταῦτα π. ἐποίησα u. s. f.

Ebend. V. 46. ἔρχεται (st. ἔρχονται) nach keinem Hauptcodex unter den Lachmannschen Zeugen, sondern nur *D* u. wenigen Codd. zw. R., Veron. Verc. Cant. mit einigen a. lat. Uebersetzungen, u. Orig. in wörtlicher Anführung (T. IV. p. 36. 41.) gegen *ABC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. — Nach Lachmanns Grundsätzen mufste demnach ἔρχονται im Texte bleiben und ἔρχεται am Rande bemerkt werden, wenn Origenes mit *D* allen übrigen Hauptzeugen gegenüber, wie es nicht scheint, gehört werden durfte; bei Lachmann steht aber ἔρχονται am Rande.

Kap. XI. 3. ὅτι nach εἴπατε weggelassen nach *B* u. aufser wenig. a. Codd. zw. R. — angeblich nur 239. 433. — auch *Δ*, Ver. Verc. Colb. gegen *AC* (w.) *D* u. v. a., auch Vulg., Syr. utr. u. Orig. in wörtl. Anführung (l. c. p. 48.). In derselben Stelle b. Orig. findet sich statt τί ποιεῖτε τοῦτο die Variante: τί λύετε τὸν πῶλον; wie in *D* u. aufser wenigen Codd. zw. R. — angeblich nur 28. 69. 124. 346. — Cant., Ver. Verc. u. einigen a. Verss., die bei Lachm. nicht zeugen. Diese Variante, welche sich in keinem Hauptcodex weiter findet und auch nicht in Vulg. u. Syr. utr., ist unbegreiflicherweise am Rande als gleichbezeugt vermerkt, was aber weder rücksichtlich der occidentalischen, noch der orientalischen Familie richtig ist, wie schon diese Revision ergiebt.

Ebend. V. 29. κἀγὼ ὑμᾶς (st. ὑμ. κἀγώ) nach *AK* 11. 72. u. einigen bei Lachm. nicht stimmenden Verss. gegen *C* (höchst w.) *D* u. v. a., denen auch *VX* u. v. a. beitreten, wo sich καὶ ἐγὼ in derselben Stellung findet, Vulg. (vos et ego), Syr. utr. — In *BL* u. *Δ* fehlt ἀποκριθεὶς und κἀγώ, in *C* nur ἀποκριθείς, aber Lachm. hat ἀποκοκριθείς, das aufserdem in Pesch. u. einigen and. Verss. fehlt, behalten, weshalb wir ihn auf unserm Standpunkte nicht tadeln, wohl aber, dafs er ὑμᾶς κἀγὼ nach dem alleinigen in seinem Verhör geltenden Zeugnifs des *A* umgestellt hat. Dagegen:

Kap. XII. 14. ist vor ἔξεστι aufgenommen εἰπὲ οὖν ἡμῖν nach *C*. 7. 53. 61. 124. u. wenig andern, gegen *AB* u. v. a. Codd., auch *Δ*, Vulg. Pesch.; Charkl. hat die Worte (ܐܡܪ ܠܢ ܗܘܢ = dic nobis igitur), aber mit dem Asterisc. und der wichtigen Randbemerkung, dafs die Worte sich im griechischen Original (also in den *Alexandrinischen* Handschriften) nicht vorgefunden haben. Da nun die Worte auch in der Peschito fehlen, so fällt die Interpolation mit grofser Wahrscheinlichkeit der Philoxeniana zur Last. Dafs wir hier eine Interpolation haben, macht auch die Mannichfaltigkeit ähnlicher Einschiebsel an unserer Stelle sehr wahrscheinlich; *M* hat εἰπὸν οὖν ἡμῖν u. so auch 28. Ev. 17.; *D*: εἰπὲ οὖν ἡμῖν, εἰ ἔξεστιν ἡμᾶς δοῦναι ἐπι-

κεφαλιον (sic) καισαρι ἢ οὔ; und ihm folgen aufser einigen Codd. zw. R. auch Cant. Ver. Verc. u. e. a. In andern Codd. fehlt οὖν, in andern ἡμῖν. — Gewifs ist die von Lachm. aufgenommene Textform weder die älteste noch die verbreitetste.

Kap. XIV. 2. Ἔλεγον γάρ (st. δέ) nach *BDL*, Vulg. ms. Cant. und Charkl. in marg. gegen *AC* u. v. a., auch *Δ*. Pesch. hat ܐܡܪܝܢ ܗܘܘܝܢ, also wörtlich = καὶ ἔλεγον. — Auffallend ist, dafs Lachm., der hier nach *BD* entschied, doch nicht ἔσται vor θόρυβος stellte, wo es *BCDL* u. a. haben, wie auch Peschito.

Ebend. V. 32. ᾧ ὄνομα (st. οὗ τὸ ὄν.) blos nach *C* (cod. 282. ᾧ τὸ ὄν.) gegen *ABD* u. e. a. auch *Δ*. Die Verss. können in solchen Fällen kein sicheres Zeugnifs geben, wo das Sprachidiom zu ähnlicher Construction auffordert: Vulg. hat allerdings *cui* nomen, auch die Interlinear-Version zu *Δ*, wo im Griechischen sich die rec. findet; Pesch. übersetzt: in locum, *qui vocatur*, nur Charkl. ist, wie gewöhnlich, ganz wortgetreu: ܕܫܡܗ ܕܩܪܝܢ = οὗ τὸ ὄν.

Kap. XV. 30. σῶσον σεαυτὸν καταβάς (st. καὶ κατάβα) nach *BD*, denen auch *Δ* zustimmt und Vulg. (descendens) gegen *AC* (unzweifelh.) *P* (aber καὶ κατάβηθι, wie viele a. Codd. zw. R.) und *L* (nur ohne καὶ), Syr. utr. (ܐܢܚܬ) und, was für Lachm. nach s. Grundsätzen besonders zu beachten war, Cant., in Widerspruch gegen das Griechische: salvum te fac *et descende* de cruce.

Ebend. V. 36. Δραμὼν δὲ εἷς γεμίσας σπ. ὄξ., περιθεὶς καλάμῳ (st. καὶ γεμ. und περιθείς τε) ist nach seiner Zusammenstellung im Ganzen in Lachmanns Verhör unbezeugt. Denn wenn καὶ und τε nach *BL* weggelassen wurde, so mufste nach denselben Zeugen εἷς mit τις vertauscht werden; *A* und wahrsch. auch *C* u. viele a. Codd. haben rec., eben so Vulg. (Currens autem *unus et* implens spongiam aceto circumponens*que*) und Pesch. (nur das Partic. ins Finitum übergetragen: currit autem unus et implet spongiam aceto et alligat calamo), ähnlich Charkl. (currens autem unus implevit rel.). Auch *D* zeugt gegen Lachmann, obwohl er in seiner Weise von der recip. Textform abweicht: καὶ δραμὼν εἷς καὶ πλήσας — die Angaben bei Griesb. und Scholz sind nicht ganz richtig nach Kipl. und so auch Cant. (et accurrit unus et —). — *Δ* stimmt, abgesehen von εἷς für rec: Δραμὼν δέ τις καὶ — —

Kap. XVI. 2. die Lesart μιᾷ σαββάτων (st. τῆς μιᾶς σαββάτων) ist ebenfalls durch keinen Zeugen in Lachmanns Verhör gerechtfertigt und findet sich aufser demselben nur Cod. 1. nach Wetst. Collation; die Handschr. haben entweder rec., wie *AC* (höchst w.) und unter den Verss., die hier natürlich im Allg. nicht ganz sichere Zeugen sind, die wortgetreue Charkl. (ܒܚܕ ܫܒܬܐ ܕܫܒܬܐ), oder sie haben μιᾷ τῶν σ. *wie B* oder τῇ μιᾷ τῶν σ., wie *L* mit einigen Codd. zw. R. und auch *Δ* (wo das aus Versehen ausgelassene τῶν a prima manu eingefügt ist). *D* hat: καὶ ἔρχονται πρωῒ μιᾶς σαββάτου = Cant: Et veniunt mane una sabbati. Nirgends zeigt sich (aufser 1) die Lachmannsche Textform. Sollte der Hr. Herausg. mit Wetst. meinen, sie werde durch Vulg. (una sabbatorum) vorausgesetzt, so erwidern wir, dafs μιᾷ τῶν σαββ. mit um so gröfserem Recht als Urtext vorausgesetzt werde, als *B* seinem Alter und Ansehn nach über der Basler Handschrift steht, und wir sind gewifs, nicht widerlegt werden zu können. Dasselbe gilt von Pesch., wo nach Wetst. die fragliche Lesart wiedergegeben sein soll; denn ܒܚܕ ܫܒܬܐ ist wörtlich entweder =μιᾷ ἐν σάββασιν od. ἐν τοῖς σ. od. μιᾷ σαββάτου (od. ἐν σάββάτῳ) = *una sabbati* (Cant. und Colb.) oder πρώτῃ σαββάτου od. σαββάτων; alle diese Formen entsprechen jener Uebersetzung und namentlich findet sich in unserm V. und V. 9. dieselbe Uebersetzung, dagegen Kap. I. 21. τοῖς σάββασιν genau durch die Pluralform wiedergegeben: ܒܫܒܬܐ. Beachtenswerth erscheint noch das Zeugnifs des antiochenischen *Severus* im 6. Jahrh., dafs die Lesart τῇ μιᾷ τῶν σαββ. ἐν τοῖς ἀκριβεστέροις ἀντιγράφων sich finde, wie sie sich auch b. Euseb. D. X. 8. findet.

Luc. I. 7. der Art. ἡ vor Ἐλισάβετ weggel. nach *B* und wenig Codd. zw. R. gegen *AC* (höchst w.) *P* u. v. a. auch *Δ* — auch gegen *DL* u. mehrere, welche ἦν ἡ Ἐλ. haben, eine Stellung, die sich nach Birch. und der Pariser Collation (?) b. Scholz auch in *B* finden soll. — Hier ist das unter diesen Umständen

nicht ganz sichere Zeugnifs des Vaticanus gegen die sichern Zeugnisse *APDL* u. v. a. geltend gemacht.

Kap. III. 16. ist nach βαπτ. ὑμᾶς aufgenommen εἰς μετάνοιαν nach *CD* (hier aber, dem Charakter dieses Codex gemäfs, veränderte Stellung: ἐγὼ ὑμᾶς β. ἐν ὕδατι εἰσ μετ., eben so *Cant:* ego vos baptizo in aqua in poenitentiam) Charkl. in marg. (aber nur in einigen Handschriften) und Itala (exc. Brix. For. Rd.) — gegen *AB* u. v. a. auch *Δ*, Vulg. Pesch. und Orig. (T. I. p. 224.) in genauer wörtlicher Anführung mit der ausdrücklichen Bemerkung, *dafs unter den 4 Evangelisten Matthäus allein den Zusatz* εἰς μετάνοιαν *habe* (p. 226). — Auch in der (24.) Homilie über Luc. 3, 16. (T. V. p. 179) findet sich der Zusatz nicht, unleugbar ein Glossem aus Matth. 3, 11., aber schon nach Lachmanns eigenen Grundsätzen verwerflich, da diese Lesart weder die *älteste* ist, wie uns Origenes belehrt, noch die *verbreitetste*, wie unser Nachweis zeigt.

Kap. VIII. 21. εἶπεν αὐτοῖς (st. πρὸς αὐτούς) nach *C* (der hier nicht schweigt, sondern schon V. 17. mit *D* für ἔσται st. γενήσεται zeugt, wo ihm aber Lachm. nicht gefolgt ist) *D* 127. und Cant. (dixit *eis*) gegen *AB* u. v. a., auch *Δ*, Vulg. (d. *ad eos*). Pesch. hat allerdings dem Sprachcharakter gemäfs ܐܡܪ ܠܗܘܢ, also wörtlich = εἶπεν αὐτοῖς, dagegen Charkl. hat auch hier die rec. treu wiedergegeben: ܐܡܪ ܠܗܘܢ. — Hier ist aber das Schwanken am Rande bemerkt, was in den vorigen Stellen nicht geschehen ist, wie bei den meisten nicht, über die wir gesprochen haben.

Kap. XI. 19. der Artikel vor υἱοὶ weggel. nach *AD* gegen *BC* (unzweif.) u. v. a., auch *Δ*. Auch Origenes (T. II. p. 170) hat den Artikel; da aber Matth. 12, 27. gleichförmig ist, so ist das sonst wörtlich übereinstimmende Zeugnifs für *unsere* Stelle nicht sicher. Bemerkenswerth aber ist, dafs in unserem V. die Wortstellung αὐτοὶ κριταὶ ὑμῶν nach *ACLK* u. v. a. Codd. zw. R., auch Vulg. It. Rd. nicht aufgenommen worden ist, sond. αὐτοὶ ὑμῶν κριταὶ nach *BD*, Cant. Colb.

Ebend. V. 27. ἐπάρασά τις φωνὴν γυνὴ (st. ἐπ. τ. γ. φ.) wieder ganz unbezeugt; *A* und (höchst w.) *C* u. v. a. Codd., auch *Δ*, haben die recip. Stellung; bei *B* nach Bentl. steht zwar φωνὴν vor γυνή, es fehlt aber τις, wie in cod. *L* (wogegen *B* nach Birch und der Pariser Coll. (?) bei Scholz φωνήν τις γυνὴ hat, welcher Stellung auch Vulg. entspricht: extollens vocem quaedam mulier); *D* hat γυνή τ. ἐπ. φ., eben so Cant. — Die beiden *Syrer* konnten nach ihrem Sprachidiom kaum anders die Worte stellen, als sie es gethan haben: ἐπαρ. γυνή τις φωνήν, stimmen also, wenn sie zugelassen werden, für rec. Die Textform ist hier ganz willkührlich verändert, auch am Rande kein Schwanken bemerkt.

Ebend. V. 37. Ἐν δὲ τῷ λαλῆσαι αὐτὸν ἐρωτᾷ αὐτὸν blos nach *A* (αὐτὸν ταῦτα haben mehrere Codd. zw. R.) gegen *BC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ*. — *D* hat, wie oft, eine ganz veränderte Textform: Ἐδεήθη δὲ αὐτοῦ τις φάρ., worin ihm Cant. und Sax. folgen.

Kap. XII. 44. τοῖς ὑπάρχουσιν αὐτῷ (st. αὐτοῦ) nach *P* 49. 157. Ev. 63. Sahid. gegen *ABD* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt). Vulg. hat paraphrasirt (omnia quae possidet), zeugt also nicht, Syr. utr. haben Suffixum, also rec. und V. 15. (wo übrigens ansehnliche Zeugen für αὐτῷ sind: *BDQ* u. a., aber nicht *A* u. aufser v. a. auch nicht *Δ*) hat Charkl. die rec. noch deutlicher wiedergegeben: ܕܠܗ ܕܝܠܗ ܕܝܠܗ. Das Auffallendste aber ist, dafs V. 15., wo die aufgenommene Lesart gut bezeugt ist, die rec. als gleichbezeugt am Rande bemerkt steht, dagegen nicht V. 44., wo von den bei Lachm. stimmenden Zeugen sie nur *P* hat. —

Kap. XV. 30. ist der Artikel vor πορνῶν aufgenommen nach *ADL* gegen *BP* u. v. a., auch *Δ*, aber die recip. Stellung: τὸν μόσχον τὸν σιτ. beibehalten nach *AP* u. v. a., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. gegen *BDL*, welche τ. σιτ. μοσχ. haben. (*C* schweigt).

Kap. XVI. 26. οἱ vor ἐκεῖθεν weggel. blos nach *B* 90. gegen *A* u. v. a. auch *Δ*, Syr. utr. (welche deutlich das οἱ wiedergeben) —. *D* hat eine veränderte Construction: μήτε ἐκεῖθεν ὧδε διαπεράσαι und kann daher nicht wohl den Zeugen zugezählt werden; ihm entspricht auch Cant. (neque inde hic transmeare) Vulg. (eben so, nur huc), It.. Ambr.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Fortsetzung.)

Kap. XVIII. 11. ὡς οἱ λοιποὶ (st. ὥσπερ) nach *QDL* und Orig. (T. I. p. 212 und auch c. Cels.) gegen *AB* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt hier und in voriger Stelle); dagegen ist in demselben V. die recip. Stellung πρὸς ἑαυτὸν ταῦτα gelassen nach *AQ* gegen *BL* u. einige a., auch Vulg. mit einigen a. Verss. und Orig. (l. c. p. 212) und Cypr.

Ebend. V. 14. ist vor κατέβη eingeschoben ὅτι nach *KQ* u. m. Codd. zw. R., auch Rd. gegen *ABDP* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt), auch gegen Vulg. und Cant. (dico vobis: descendit hic.). Syr. utr. zeugen hier nicht, weil nach dem Sprachidiom ؟ nicht fehlen konnte (vgl. auch XXII. 38.). Auch hier ist die bezeugteste, älteste und verbreitetste Lesart nicht blos der in Lachmanns Verhör nur von *Q* vertretenen vorgezogen, sondern nicht einmal am Rande bemerkt.

Kap. XIX. 16. ἡ μνᾶ σου δέκα προσηργάσατο μνᾶς (st. ἡ μ. σ. προ;ιργ. δ. μ.) nach *BL* 1. 131. (in welchen Handschr. aber ohne Ausnahme προς ειργ. gelesen wird) gegen *A* (wo die recipirte Stellung sich findet, aber προσηργ.) und die meisten Codd. auch *Δ* und Charkl. — Auch *D* stimmt nicht für die Lachmannsche Wortstellung, sondern nur für die Form des Augments (ἡ μν. σ. δ. μν. προσηργ.) und dieselbe Wortstellung wie hier findet sich Vulg. Cant. Pesch. — Es zeigt sich hier wieder ein bemerkenswerther kritischer Eklekticismus; die Form des Augmentes ist von *AD* angenommen gegen *BL* und ihre Secundanten, *denen er im Uebrigen gefolgt ist* — wieder ein Zeugniſs für den Einfluſs *innerer* Gründe.

Kap. XX. 5. συνελογίζοντο (st. συνελογίσαντο) nach *C* (at videtur, wie Wetst. hinzufügt) *D* 157. u. viell. Vulg. (cogitabant), gegen *ABQ* u. v. a., auch *Δ*; Syr. utr. (ܐܬܪܥܝܘ) stimmen nicht sicher.

Ebend. V. 9. ἀμπελῶνα ἐφύτευσεν ἄνθρ. (st. ἄνθρ. ἐφ. ἀ.) nach *CD*, Cant. (vineam plantavit homo) u. Ambros. — gegen *A* (aber ἄνθρωπος τις ἐφ. ἀ., wie rec.) *BQ* u. v. a., auch *Δ* (in denen sämmtlich τις nicht gelesen wird), auch Vulg. (*Homo* — aber in einigen Mscr. u. Editt. mit dem Zusatz quidam — *plantavit vineam*), Syr. utr. u. Orig. in wörtl. Anführung (T. IV. p. 97). — Am Rande das Schwanken nicht bemerkt.

Ebend. V. 16. οἱ δὲ ἀκούσαντες εἶπαν (st. ἀκουσ. δὲ εἶπον) nach *AD* gegen *BC* (höchst w.) *Q* u. v. a., auch *Δ*, Syr. utr., welche die recip. Stellung haben. — Vulg. (Quo audito dixerunt illi) zeugt nicht. — Die Form εἶπαν ist wohl bezeugt. — Hier ist rec. am Rande bemerkt. Ist sie aber mehr bezeugt, als im vorigen V.?

Kap. XXI. 14. ist θέτε (st. θέσθε) aufgenommen nach *ADLM* 33. *gegen B* u. v. a. auch *Δ* (*C* schweigt) — dagegen V. 24. ist εἰς τὰ ἔθνη πάντα (st. εἰς π. τ. ἔθνη) nach B. 124. aufgenommen gegen *AC* (w.) *D* u. v. a., auch *Δ*, Vulg. (in omnes gentes) Syr. utr. (Pesch. zwar frei ܠܟܠ ܐܬܪܐ = in omnem locum, aber doch in entsprechender Wortfolge, u. Charkl. ganz wie rec.) — Kein Schwanken bemerkt!

Kap. XXII. 6. Καὶ ἐξωμολόγησε ausgel. nach *C* Ev. 31. 48. Euseb. D. X. 1. Ver. Verc. Colb. u. einigen a. Verss. — gegen *ABDP* (diese beiden: καὶ ὡμολ.) u. e. a., auch *Δ*, Vulg. (Et spopondit) Cant. (Et confessus est), Syr. utr. (Pesch. mit dem Zusatze ܠܗܘܢ = αὐτοῖς). Auch Orig. setzt wohl καὶ ἐξωμολ. voraus (T. IV. p. 405): „Qualem autem opportunitatem quaerebat Judas, Lucas manifestius explanavit dicens: *et quaerebat opportunitatem, ut traderet eum sine turba* i. e. quando populus non erat circa eum, sed secretus erat cum discipulis suis. Quod et

fecit eum tradens post coenam, cum secretus esset in praedio Gessemani. Arbitrabatur enim Judas, opportunitatem sibi esse post *pactum*, *quod fecit*, quando cum multitudine non erat Jesus. Die hervorgehobenen Worte lassen kaum eine Beziehung auf eine andere evangelische Stelle zu, als auf die fraglichen Worte, die auch Vulg. übersetzt hat: *Et spopondit.* — Aber auch abgesehen von Orig. sind die Worte bezeugt genug, jedoch von Lachm. nicht einmal am Rande bemerkt. Da er hier blos nach *C* gegen *ABDP* u. a. bedeutenden Codd. und Verss. entschieden hat, so darf man wohl fragen, warum er vorher (V. 5.) ἀργύριον beibehalten habe nach *BDP* (auch *Δ*), Vulg. (auch Pesch.) gegen *ACKX* u. e. a., Euseb. D. X. 4. u. a., welche ἀργύρια haben, was auch die treue Charkl. wiedergegeben hat (ܟܣܦܐ). — Auch diese Inconstanz ist unerklärlich ohne Voraussetzung anderer Gründe, als der blofsen Ueberlieferung. Auch hier ist kein Schwanken bemerkt, eben so wenig, als V. 30., wo ἔσθητε (st. ἐσθίητε) nach *BD* * aufgenommen ist gegen *AQ* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt). Die Correctur (ἐσθίητε) in *D* ist, wenn nicht a prima manu, wie Wetst. meint, doch sehr alt nach Kipling.

Kap. XXII. 37. ὅτι καὶ μετὰ ἀνόμων (st. τό· καὶ μετὰ ἀν.) blos nach *A*, womit allein Sahid. übereinzustimmen scheint, gegen *BD* (nur τῶν ἀνόμων) *Q* u. e. a., auch *Δ*, Vulg. (kein dem ὅτι entsprechendes quoniam, quia oder dergl.) Charkl. (wo mit der gröfsten Treue das τὸ wiedergegeben ist durch ܕ. Dafs der syr. Sprachcharakter ein dem ὅτι entsprechendes ܕ fordere, darf bei Kundigen vorausgesetzt werden und somit auch diefs, dafs daraus nicht auf ὅτι im Urtexte zurückzuschliefsen sei. Hier findet es sich daher eben so bei der treuen Charkl., wie der freien Peschito).

Kap. XXIII. 44. Καὶ ἦν ἤδη ὡσεὶ (st. ἦν δὲ ὡσεί) nach *C* * *L* Copt. Orig. in Cant. I. 7. (aber im Com. über Matth. T. V. p. 54 heifst es: Lucas secundum *pleraque exemplaria* habentia sic: *et erat hora fere sexta*, et tenebrae factae sunt — — hier fehlt also ἤδη) *gegen AQ* u. d. meisten Codd., auch *Δ*, welche rec. haben, auch Vulg. (erat autem fere), Pesch. und rücksichtlich des καὶ auch *B* (wo aber auch ἤδη statt δὲ steht: Ἦν ἤδη ὡσεί), wogegen *D* ἤδη nicht hat, im Uebrigen aber wie Lachm. (Καὶ ἦν ὡσεὶ ὥρα ἑ.) so auch Cant: Et erat sicut hora sexta. Charkl. hat nur ἤδη, sonst rec., die auch diefsmal bei Lachm. am Rande steht.

Ebend. V. 54. παρασκευῆς (st. παρασκευή) nach *BL* u. einigen Codd. zw. R., auch Vulg. (dies parasceves) gegen *A* (hier καὶ ἡ ἡμέρα ἦν παρασκευή) *CP* u. e. a., auch *Δ* und Syr. utr. (*D* paraphrasirt wieder und zeugt daher nicht, eben so Cant.). — Eben so ist καὶ vor σαββ. nach denselben Zeugen (und Syr.) beibehalten gegen dieselben, namentlich unter den bei Lachmann stimmenden *ACP* (aber *C* ex emend.), auch bei Euseb. fehlt es und in Charkl. hat es den Obelus.

Joh. II. 25. περὶ ἀνθρώπου (st. π. τοῦ ἀνθρ.) nach *B* b. Bentl. und Orig. in wörtl. Anführung (T. I. p. 274 u. 370) gegen *A* u. e. a., auch *Δ* (*C* und *D* schweigen).

Kap. III. 8. πόθεν ἔρχεται ἢ ποῦ (st. καὶ ποῦ), nach *A*, Vulg. (*aut* quo vadat) und einigen occidental. Zeugen, denen aber auch Charkl. in m. mit Ar. und Arm. beitreten, gegen *B* u. e. a. Codd., auch *Δ* (*C* und *D* schweigen) und Pesch.

Ebend. V. 28. εἶπον· ἐγὼ οὐκ εἰμί (st. οὐκ εἰμὶ ἐγώ) nur nach *B* gegen *A* u. e. a., auch *Δ*, auch Vulg. (*non sum ego*). — *D* hat blos οὐκ εἰμί, eben so Cant., Verc., Cypr. u. einige a. Zeugen zw. R. (*C* schweigt). Die Pesch. kann Lachm. für sich in Anspruch nehmen (wörtlich = ὅτι ἐγὼ οὐκ εἰμί vgl. Luc. XXII. 37.), aber Charkl. hat genau die rec. wiedergegeben. — Hier ist das Schwanken am Rande v. Lachm. bemerkt, nicht aber zu den vorigen Stellen.

Kap. IV. 9. wird der Samariterin in den Mund gelegt: παρ' ἐμοῦ πεῖν αἰτεῖς (st. πιεῖν) nach *A* und *D* (hier πεῖν und eben so V. 7. u. 10.) gegen alle übrigen Handschr., welche πιεῖν haben, mit ihnen auch *Δ*, wie auch *A* V. 7. u. 10. Auch Origenes hat nur πιεῖν (T. II. p. 9. 297). In der Apoc. XVI. 6. hat *A* auch πεῖν und darum auch Lachm. πεῖν, aber auch dort in Widerspruch gegen alle übrigen Codd. Höchst wahrscheinlich ist *ΠΙΝ* V. 9. entweder Abbreviatur für *ΠΙΙΝ* (= πιεῖν) oder ein Schreibfehler, deren sich auch im Alexandrinus viele finden z. B. um nur einige, die eben in die Augen fallen, anzuführen, Joh. I. 39. ὁ λέγετε μεθερμ. II. 6. ὑδρίαι λίθινε V. 18. διγνύεις (f. δεικν.) V. 23. ὀνομαθεοροῦντες III. 18. κρινετε 25. ἐγενετο — ξητησεις IV. 1. *ΒΑΠΤΙΖΕΙΪΩΑΝΝΗΣ*, wo ἡ (*H*) ausgeblieben ist, wie auch in Cod. *L*, gewifs nicht absichtlich, so dafs eine Abbreviatur anzuerkennen wäre, veranlafst durch

das Zusammentreffen der beiden Jota's, sondern aus Versehen. V. 10. (4 Zeilen nach *ΠΙΝ*) steht *ΗΕΙΔΕΙΣ* für *ΕΙΙΔΕΙΣ* und V. 34. *τελωσα*. Die Denkbarkeit wenn nicht einer Abbreviatur, so doch eines Schreibfehlers im Alexandrin. Codex läfst sich demnach auch für unsere Stelle nicht bezweifeln. — Noch vielmehr gilt diefs von *D*, wo es auch nicht unwahrscheinlich ist, dafs das Jota durch eine Abbreviatur im letzten Strich des *Π* verborgen ist, wenn ein dreimaliger Schreibfehler so kurz hintereinander (V. 7. 9. 10.) in demselben Worte schwer glaublich scheinen sollte. Abbreviaturen finden sich in dieser Handschrift nicht wenige und unter ihnen auch solche, welche der fraglichen ganz verwandt sind. Hier nur einige, die Rec. eben zur Hand hat. Matth. XIII. 42. (bei Kipling p. 68 Z. 7 v. oben) *ΟΔΟΝῶ* (= *ὀδόντων*) Mr. IX. 29. (Kipl. p. 592) *ΕΝΟΥΔΕΝ* (= *ἐν οὐδενί*) und vorher V. 34. *ΚΔΙΣΘΙ* (= *καὶ ἴσθι*), wo auch das eine Jota im andern verborgen ist, wie wenn *ΠΙΝ* im Alex. als Abbreviatur für *πιῖν* genommen würde, vgl. auch Matth. XXI. 19. (Kipl. p. 118 Z. 4 v. unten) *εξου* für *ἐκ σου*. Ein Beispiel, wo das Jota im letzten Strich des *Π* verborgen wäre, haben wir aber bis jetzt nicht gefunden. — Dagegen finden sich der offenbaren Schreibfehler in dieser Handschrift so viele, dafs auch, wenn man nicht an Abbreviatur denken will, ein dreimaliges Verschreiben desselben Wortes kurz hintereinander nicht undenkbar gefunden werden kann. Nur einige Beispiele stehen hier und zwar zuerst in unserer Stelle selbst und der nächsten Umgebung, wo wir auch *dasselbe* Wort dreimal falsch geschrieben finden: Joh. IV. 7. *Σαμαρίας* V. 9. *Σαμαριτις* und *Σαμαριτιδος*, dabei V. 8. *ἀπεληλυθισαν* V. 13. *πείνων*. — Matth. XV. 26. *βαλῶν* V. 35. *ἀναπεσῶν*. Ebendaselbst V. 3. *διὰ τί καὶ ὑμεῖς ΠΑΡΑΒΑΙΝΑΙΤΗΝΕΝΤΟΛΗΝ*, wo wahrscheinlich hat geschrieben werden sollen *παραβαινεται τὴν ἐντ.* (für *παραβαίνετε*, wie V. 5. *λέγεται*) — Luc. XI. 15. (b. Kipl. p. 422) findet sich *Σαταν* für *Σατανᾶν*, XIV. 19. (p. 450) *ἠγορα* für *ηγορασα*, XVII. 20. *ἡ βασεια* f. *βασιλεια*, was 2 Zeilen weiter vollständig gelesen wird. Mr. II. 9. (p. 538) *παραλυτω* f. *παραλυτικῳ*, IX. 28. (p. 592) *κατιαν* f. *κατ' ἰδίαν*. — Solche Schreibarten, die sich auch in den besten Handschriften, nur nicht so häufig, finden, machen es höchst wahrscheinlich, dafs wir in den in Rede stehenden Stellen entweder eine Abbreviatur oder Schreibfehler anzunehmen haben, die doch sonst Hr. Lachmann nicht in seinen Text hat aufnehmen wollen. —

Καρ. VIII. 38. *ἃ ἐγὼ* (st. *ἐγὼ ὁ*) nur *B* u. wenig Codd. zw. R., Orig. (T. II. p. 208. 209. 213). Chrys. gegen *C* (wo aber in der zweiten Hälfte des V. die von Lachm. aufgenommene Lesart: *ἃ ἠκούσατε παρὰ τοῦ πατρὸς* sich findet, wie in *KL* Orig. u. v. a.) u. aufser v. a. gegen *Δ* (*Δ* schweigt v. VI. 50—VIII. 52.), auch gegen Vulg. (*Ego quod* vidi, Syr. utr. (sehr bestimmt: Pesch. ܕܚܙܝܬ ܐܢܐ und Charkl. ܕܚܙܝ ܐܢܐ), — auch gegen *DL* u. v. a., welche *ἐγὼ ἃ* haben.

Καρ. IX. 20. ist nach *ἀπεκρίθησαν* eingeschoben *οὖν* nach *B* Ev. 15. Vulg. ms. gegen *ΑΚΜΣ* u. v. a., auch *Δ*, welche *δὲ* haben, das auch Syr. utr. u. a. Verss. wiedergeben. — *C* schweigt und *D* hat, wie textus rec. und Vulg. in den Ausgaben, keins von beiden. Beide Partikeln scheinen interpolirt zu sein. — *Ganz verschieden* erscheint das Urtheil *Καρ.* X. 22. wo *καὶ* vor *χειμὼν ἦν* gelassen worden ist auf das Zeugnifs von *Α*, dem auch *Δ*, Vulg. und Syr. utr. zustimmen, gegen *BDLX* u. einige Codd. zw. R., auch Cant. u. m. Verss. — Wir billigen das Urtheil, aber auch auf Lachmanns Standpunkt aus Gründen, welche die Aufnahme des mindest bezeugten *οὖν* in der *vorigen* Stelle nicht gestatten.

Καρ. XII. 20. *ἵνα προσκυνήσουσιν* (st. — — *ἡσωσιν*) nach *DQ* 157., denen auch *Δ* beitritt, gegen *AB* u. a. (*C* schweigt, wie in der vorigen Stelle).

Καρ. XIII. 6. *καὶ λέγει αὐτῷ* (ohne *ἐκεῖνος*) ist, wie es scheint, ganz unbezeugt. Denn *ἐκεῖνος* fehlt wohl *B* Ver. und Orig. (T. II. 393.), aber wenn Lachm. diesen Auctoritäten folgen wollte, mufste auch *καὶ* wegfallen, welches aufserdem noch in *DL* u. einigen Verss. fehlt, zu denen aber nicht, wie es nach Wetst. u. a. auch von Griesb. und Scholz geschehen ist, Peschito mit Sicherheit gezählt werden kann, da die Construction verändert worden ist = *Ὅτε δὲ ἔρχεται* (od. *Ἐλθόντος δὲ αὐτοῦ*) *πρὸς Σ. Π., λέγει αὐτῷ Σίμων* — eine Umbildung, wie sie sich aufser Uebersetzungen, selbst in Handschriften sprachkundiger Abschreiber, besonders häufig in *D*, finden, ohne dafs daraus auf die ursprüngliche Textform geschlossen werden darf, wenn nicht andere bedeutende Zeugnisse hinzukommen. Wenn

übrigens für ἐκεῖνος hier sich *Simon* findet (was Pesch. gewöhnlich für Πέτρος setzt, während Charkl. selbst das Griech. ܫܡܥܘܢ beibehält z. B. Luc. XXII. 62.), so kann diefs nicht als Variante, sondern nur als *glossirende Uebersetzung* des ἐκεῖνος betrachtet werden, weil diefs ohne Mifsverstand zu veranlassen nicht wohl anders als durch *hic* (ܗܢܐ) oder, was das zweckmäfsigste zu sein schien, durch *Simon* oder *Petrus* wieder gegeben werden konnte. Daher finden wir auch diese Substitutionen für ἐκεῖνος in mehreren Uebersetzungen, selbst in der meist sehr worttreuen Vulgata (Venit ergo ad Simonem Petrum; et dicit ei *Petrus* — —); die Uebersetzung *ille* schien, und mit Recht, unpassend, nur wenig alte lateinische Uebersetzungen haben hier dennoch *ille*, wie Cant. (dicit ille) und Corb. — und, wie vorausgesetzt werden durfte, Charkl., welche ganz der rec. entspricht (ܐܡܪ ܠܗ ܫܡܥܘܢ). Uebrigens zeugt für diese auch *A* und *Δ* (*C* schweigt), und sie mufste daher als vollkommen gut bezeugt im Texte bleiben. — Wenn hier der Hr. Herausgeber den Text nach Gutdünken gestaltet hat, indem er *keiner* Auctorität *ganz* folgte, sondern nach einigen beibehielt, nach andern wegliefs, wie es ihm recht schien, so durften wir wohl von seiner Kühnheit in einer verwandten Stelle, V. 25. *desselben Kap.*, etwas Aehnliches rücksichtlich des ἐκεῖνος erwarten. Für diese recipirte Lesart zeugen allerdings *AD*, Vulg. Charkl. und wohl auch Pesch., nur dafs hier noch ܕܝܠܗ beigefügt ist (ἐκ. ὁ μαθητής), was auch andere verwandte Verss. aufgenommen haben. Aber *C* hat a prima manu (nach Wetsteins Annahme) οὗτος statt ἐκεῖνος und diefs möchte wohl hier die ursprüngliche Lesart und ἐκεῖνος nur Emendation sein, weil οὗτος nach grammatischer Construction auf Petrus schien bezogen werden zu müssen. In mehreren Codd. (nam. *KS*) hat es sich noch neben ἐκεῖνος behauptet: ἐκεῖνος οὗτος = *jener* οὗτος, welchem Petrus zawinkte (νεύει οὖν τούτῳ V. 24.) — wie auch zu Kap. XX. 4. in der Vulg. eine solche hermeneutische Variation sich findet: et *ille* alius discipulus für καὶ ὁ ἄλλος —; in viel mehreren Handschriften aber ist es, vermuthlich weil die Beziehung nicht verstanden wurde und es daher zu hart schien, in das ebenfalls sehr unbequeme οὗτος verwandelt: ἐκεῖνος οὗτος, wie *BEGHLMX*, denen nun noch *Δ* zutritt (wo sich aber das recip., von Lachm. mit ἀναπεσὼν vertauschte, ἐπιπεσὼν findet, wie in *ADEGH* u. m.) und viele Codd. zw. R. — Wäre ἐκεῖνος die ursprüngliche Lesart gewesen, so wäre die Interpolation des οὗτος wie des οὕτως räthselhaft, wohl aber ist aus dem Streben nach Verdeutlichung die Erscheinung der bemerkten Varianten vollkommen erklärlich, wenn als ursprüngliche Lesart οὗτος angenommen wird, für die hier wenigstens *C* * spricht, während die Lachmannsche Textform V. 6., *so wie sie ist*, in keinem Codex erscheint. — Lachmann, der freilich die innern Gründe und kritischen Kanones, wenn nicht in praxi, doch in thesi vor der Hand proscribirt hat, mufste entweder ἐκεῖνος οὕτως aufnehmen, oder diese Lesart doch am Rande bemerken.

Kap. XIV. 5. πῶς οἴδαμεν τὴν ὁδόν; (st. καὶ πῶς δυνάμεθα τὴν ὁδὸν εἰδέναι;) blos nach *B*, Verc. Cyr.; *D* hat καὶ πῶς τὴν ὁδ. οἴδαμεν, also in anderer Stellung; eben so Cant. (*et quomodo viam novimus*), Ver. (nur hier ohne *et*) und Tert. — Für rec. zeugen *AC* (höchst w.) *Q* u. a., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr. — *K* hat eine, vielleicht nur durch Versehen entstandene, abweichende Wortstellung: καὶ πῶς τὴν ὁδ. δυν. εἰδ. und *L* stimmt ganz für rec., nur dafs καὶ fehlt; Lachmann, der nach seinen ausgesprochenen Grundsätzen keine inneren Gründe und kritischen Kanones gelten lassen, sondern allein der äufseren Auctorität folgen will, mufste hier die rec. in den Text nehmen, als die bezeugteste, verbreitetste und mindestens gleich alte, hat aber doch wenigstens hier die Gerechtigkeit geübt, sie am Rande zu bemerken.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 98.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Novum Testamentum Graece. Ex recensione Car. Lachmanni.

(Schlufs.)

Kap. XX. 4. ὁ δὲ ἄλλος (st. καὶ ὁ ἄλλος) blos nach *A* u. wenigen a. Codd. zw. R., zu denen auch Pesch. gezählt werden kann, nur dafs ἄλλος ausgelassen ist, gegen *BD* u. v. a., auch *Δ* (*C* schweigt), auch Vulg. u. Charkl.

Ebend. V. 11. ἔξω nach κλαίουσα weggel. nach *A*, Pesch. Ver. Verc. Colb. u. einigen a. Verss. gegen *D* u. v. a. Codd. (*C* schweigt), auch Charkl., welche rec. haben, und gegen *BL* 1. 33. u. m. a. Codd. zw. R., auch *Δ*, Vulg. Cant. (abweichend vom griechischen Text) u. m. a. Verss. u. *PP.*, welche ἔξω nicht unpassend vor κλαίουσα gestellt haben, obwohl diese Umstellung als Diorthose erscheint. — Lachmann durfte, wie es scheint, bei seinen Grundsätzen sich nur für diese Lesart entscheiden, hat sie aber eben so wenig am Rande bemerkt, als rec.

Nachdem wir nun den Hrn. Herausgeber durch die 4 Evangelien begleitet und die Inconsequenz seines kritischen Verfahrens an vielen Orten, wie wir glauben, genugsam nachgewiesen haben, wollen wir, ehe wir zum letzten Theile unserer Beurtheilung übergehen, noch auf eine Erscheinung aufmerksam machen, scheinbar eine Kleinigkeit, die aber eben so seine Inconsequenz, als seine Consequenz beweisen kann. *Matth.* XXI. 3. hat er εὐθέως beibehalten nach *AD* u. Orig. (T. IV. 21. 48.) gegen *BLZ*, welche εὐθὺς haben; eben so Mr. I. 12. εὐθέως aufgenommen (st. εὐθύς) nach *ADK* u. v. a. Codd. zw. R. gegen *B*; *ebend.* V. 42. εὐθέως beibehalten nach *ACD* gegen B. 33. 164., welche εὐθὺς haben (nicht *D*, wie von Griesb. u. Sch. angegeben ist), dagegen V. 43. εὐθὺς aufgenommen (st. εὐθέως) nach *BD* 33. 164. gegen *AC*. — *Kap.* II. 8. εὐθὺς (st. εὐθέως) nach *BL* 33. gegen *AC* (in *D* ist es ausgelassen). — *Kap.* IV. 5. εὐθὺς (st. εὐθέως) aufgen. nach *BD* gegen *AC*, u. *ebend.* V. 15. εὐθέως beibehalten nach *AD* gegen *BCL* 7. 69. u. a. *Ebend.* V. 16. εὐθὺς (st. εὐθέως) aufgen. nach *BCL* 13. u. v. a. gegen *A* (in *D* fehlt es), dagegen V. 17. εὐθέως beibehalten nach *AD* gegen *BCL* u. m. a., welche εὐθὺς haben, eben so V. 29. εὐθέως beibehalten nach *AD* gegen *BCL*, welche auch hier εὐθὺς haben. — Beachtenswerth erscheint, dafs *A* in allen diesen Stellen εὐθέως hat, auch *D*, mit Ausnahme von Mr. I. 43. u. IV. 5., wo sich εὐθὺς findet, u. II. 8. IV. 16., wo es fehlt, dafs dagegen *B* immer εὐθὺς hat, was schon Scholz zu Mr. I. 12. bemerkt. Für die Verschiedenheit des kritischen Verfahrens Lachmanns in diesen Stellen hat Rec. keinen andern Grund auffinden können, als dafs er *D* zum Führer wählte, weil die übrigen Hauptcodices schwanken, wo ihm dann auf ein Mehr und Weniger der Gegenstimmen nichts ankam, wodurch freilich sein Hauptgrundsatz wieder verletzt wurde. Und welch ein Führer und Schiedsrichter ist gerade *D* in diesem Punkte!

Wir wenden uns nun zu Stellen, wo Lachmann nach seinen Grundsätzen, oder nach der Analogie seiner Entscheidungen an andern Orten, den recipirten Text hätte ändern sollen, es aber nicht gethan hat. Die Zahl dieser Stellen ist aufserordentlich grofs, der uns gestattete Raum gebietet aber Beschränkung; auf einige ist auch vorher schon aufmerksam gemacht worden.

Matth. XXI. 46. ἐπειδὴ εἰς προφήτην αὐτὸν εἶχον. Hier ist εἰς für ὡς aufgenommen nach *BDL* 1. 22. u. Orig. (T. IV. p. 112. 113. 115. 116., wo es 6 Mal vorkommt, wo aber Cod. Reg. an 2 Stellen p. 113. und 116. — ὡς hat, worauf wir jedoch nichts geben), dagegen ἐπειδὴ ist beibehalten, obgleich *BDL* 1. 22. 23.

u. Orig. (l. c. p. 112. 115. 116. ohne alles Schwanken der Handschr.) ἐπεὶ haben. Doch hat wohl der Hr. Herausg. der von Scholz gebrauchten Pariser Collation des *B* nicht getrauet, da die von Birch und Bentley schweigen. Wenn wir aber auch das Zeugnifs des Vaticanus fallen lassen wollen, warum ist denn öfters blos auf das einzige handschriftliche Zeugnifs des *D* die recipirte Textform verändert worden? Vgl. oben *Matth.* IX. 36. XIII. 32. XXII. 24. u. a. — Uebrigens zeugt für ὡς in unserer Stelle auch *Δ* u. die Verss. Vulg. (*sicut*), u. Syr. utr. (ܐܝܟ) lassen es auch voraussetzen.

Kap. XXVII. 21. ist τὸν vor Βαραββᾶν nicht aufgenommen, obwohl dafür zeugen *BDL* 1. 33. 122., während der Artikel von den bei Lachm. stimmenden Zeugen nur bei *A* fehlt, mit dem auch *Δ* stimmt; *C* schweigt mit den übrigen. Dagegen ist V. 24. κατέναντι (st. ἀπέναντι) aufgenommen blos nach dem Zeugnifs von *BD* gegen *AΔ* u. a. — also ein reines Widerspiel! — und V. 28. ἐνδύσαντες (st. ἐκδύσ.) nach *BD* 157. Cant. Ver. Verc. Colb. gegen *AΔ* Vulg. Syr. utr. (*C* schweigt auch in diesen Stellen). Origenes (interpres) hat (T. V. p. 39.) die Stelle zu frei angeführt, als dafs für die Textgestalt etwas von ihm entnommen werden könnte: et congregarunt ad eum totam cohortem, et induerunt eum chlamydem coccineam, et purpuream circumdederunt ei, et coronam de spinis posuerunt super caput ejus, rel.

Ebend. V. 29. ist ἐνέπαιζον beibehalten nach *A*, mit dem auch *Δ* stimmt, gegen *BDL* u. a., welche ἐνέπαιξαν haben (*C* schweigt und die Verss. können hier nicht zeugen); dagegen ist die rec. ὁ βασιλεὺς mit βασιλεῦ bei *D* und vielleicht *B* (welcher aber nach Bentl. βασιλεὺς hat) u. wenig a. vertauscht worden gegen *A* u. v. a., auch *Δ*, u. V. 33. ist λεγόμενος nach κρανίου τόπος gesetzt auf das Zeugnifs von *BL* u. w. a. gegen *A* u. v. a., auch *Δ*, Syr. utr., während es in *D*, Vulg. (quod est Calvariae locus) u. e. a. ganz fehlt. (*C* schweigt auch hier).

Ebend. V. 43. ist αὐτὸν nach ῥυσάσθω νῦν geduldet auf das Zeugnifs von *AD*, mit dem auch *Δ*, Syr. utr. u. Orig. (T. V. 47.) stimmen, gegen *BL* Vulg., aber *ebend.* ist πέποιθεν ἐπὶ τῷ θεῷ (st. ἐπὶ τὸν θεόν) aufgenommen blos nach *B* u. Vulg. (confidit *in deo*) gegen *AD* u. v. a., auch *Δ* u. Orig. (l. c. conf. *in deum*). — *C* schweigt —. Zwar ist hier rec. bemerkt, aber nicht einzusehen, warum bei der Gleichheit der Zeugnisse, welche dort noch durch *L* bekräftigt werden, αὐτόν nicht gestrichen worden, was ohnedies als Glosse erscheinen möchte.

Ebend. V. 47. ist ἑστώτων geduldet als bezeugt durch *AD*, mit denen auch *Δ* stimmt, gegen *BCL*, welche ἑστηκότων haben, aber V. 49. ist εἶαν aufgenommen auf das Zeugnifs von *BD* (εἶπον) für rec. ἔλεγον bei *AC* (unzweifelh.) u. v. a., auch *Δ*, und V. 57. ἐμαθητεύθη aufgen. nach *CD* 1. Ev. 17. (denen aber Syr. u. Ar. fälschlich zugezählt werden, da, namentl. im Syr., μαθητεύειν u. μαθητευθῆναι durch dieselbe Form überall wiedergegeben werden); *AB* u. v. a., auch *Δ*, haben rec. ἐμαθήτευσε.

Kap. XXVIII. 2. ist καὶ vor προσελθὼν nicht aufgenommen, weil nicht bezeugt durch *AD* u. v. a., denen auch *Δ* u. Charkl. zustimmen, während es sich findet *BCL* u. m. a. Codd., Orig. (c. Cels.), Dion. Al. Chrysost. — Die gewöhnlich auch angeführten Verss. Pesch., Vulg. (Angelus enim Domini *descendit* de coelo *et* accedens *revolvit*) u. a. zeugen nicht sicher, weil sie καταβὰς aufgelöst haben, wodurch das Einschieben der copula nöthig wurde. — Dagegen ist *ebend.* ἀπὸ τῆς θύρας gestrichen nach *BD* 60. 84. Vulg. u. e. a. Verss., auch Orig. (?), Dion. Al. u. Hilar. — gegen *AC* u. v. a., auch *Δ* u. Syr. utr. — V. 14. ist früher schon besprochen worden.

Marc. I. 34. ist am Schlufs nach αὐτόν nicht aufgenommen der Zusatz χριστὸν εἶναι auf das Zeugnifs von *BLM* u. v. a., auch *C* (nur τὸν χριστὸν αὐτὸν εἶναι, wie bei Cyrill. de Adorat.) u. *G* (hier ὅτι ᾔδεισαν τὸν χρ. εἶναι) mit m. Codd. zw. R.; auch m. Verss., nam. Charkl. c. aster., stimmen für den Zusatz. Rec. hält ihn für ein Glossem, er findet sich auch nicht *AD* Vulg. u. Pesch. Da aber *D* hier wieder unordentlich ist u. Cant ihm ganz folgt, ihre Stimme überhaupt nach Lachmanns Grundsätzen hier keine Geltung haben sollte, so reducirt sich in seinem Verhör, was die *Handschriften* betrifft, Alles auf *A* u. aufserdem auf Vulg. u. mehrere lat. Verss. — *D* hat nämlich: οὐκ ἤφιεν αὐτὰ λαλεῖν, ὅτι ᾔδισαν αὐτόν· καὶ ἐθεράπευσεν πολλοὺς κακῶς ἔχοντας κ. τ. ἑ. bis ἐξέβαλε, dagegen steht vor diesen Worten: καὶ ἐθεράπευσεν αὐτοὺς καὶ τοὺς δαιμόνια

ἔχοντας ἐξέβαλεν αὐτὰ ἀπ' αὐτῶν. Bei so willkührlicher Behandlung des Textes konnten leicht auch obige Worte nach αὐτὸν verloren gehen. — Auch V. 38. ist ἐξελήλυθα behalten auf das Zeugnifs von *AD* gegen *BCL* 33. welche ἐξῆλθον haben, während sehr viele Codd., an deren Spitze nun auch *Δ* tritt, ἐλήλυθα haben, dem auch Vulg. (veni), Cant. (abweichend vom Griech.) Pesch. Charkl. in m. (im Texte ܐܬܝܬ) u. m. a. Verss. entsprechen. — Dagegen ist V. 41. καὶ σπλαγχνισθείς (st. Ὁ δὲ Ἰησοῦς σπλ.) aufgenommen blos nach *B* 102. (*D* hat καὶ ὀργισθείς mit Cant. Vero. Corb. 2.) gegen *AC* (unzweifelh.) u. v. a., auch *Δ*, Vulg. Syr. utr., welche rec. haben, die in den Text gehörte, hier aber am Rande bemerkt ist.

Kap. XI. 23. ist der Schlufs: ὃ ἐὰν εἴπῃ geduldet auf das einzige Zeugnifs *A* unter den bei Lachm. stimmenden Handschr., denen auch Syr. utr. zustimmen, er fehlt aber *BCL* u. m. Codd. zw. R., auch *Δ*, Vulg. u. m. a. Verss. — *D* hat den ganzen Satz in veränderter Form, so dafs sein Zeugnifs, das bei Lachmann überhaupt nur *orthographische* Geltung haben soll, unsicher wird, obwohl nicht, wie bei Wetst., Griesb. u. Scholz angegeben ist, die fraglichen Worte fehlen, sondern vielmehr die Worte: ὅτι ἃ λέγει γίνεται in τὸ μέλλον zusammen gezogen zu sein scheinen: ἀλλὰ πιστεύσῃ τὸ μέλλον, ὃ ἂν εἴπῃ γενήσεται αὐτῷ und ihm folgen mit Cant. auch Ver. Colb. u. einige a. lat. Verss. — Wenn hier Lachm. ungeachtet des Zeugnisses der bedeutendsten Auctoritäten die Worte geduldet hat, so mufs es befremden, dafs er unmittelbar vorher für λέγει aufgenommen hat λαλεῖ blos auf das Zeugnifs von *B*, dem nur *Δ* u. wenig Codd. zw. R. beistimmen (*Δ* hat: ἀλλὰ πιστεύει (= πιστεύῃ b. B.), ὅτι ὁ λαλεῖ γίνεται, ἔσται καὶ ἔσται αὐτῷ). — Auch V. 24. hat sich Lachm. bei ziemlich gleichen Zeugnissen im entgegengesetzten Sinne entschieden und den Text in folgender Art gebildet: πάντα ὅσα προσεύχεσθε καὶ αἰτεῖσθε, πιστεύετε ὅτι ἐλάβετε —. Für προσεύχεσθε καὶ (st. προσευχόμενοι) zeugen *BD* (πάντα ὅσα προσεύχεσθαι καὶ ἐταῖσθαι — eins der vielen Zeugnisse für seine Orthographie) *L* u. *Δ* (auch hier π. ὅσα προσεύχεσθαι καὶ αἰτισθε), und dieser Textform entsprechen auch Cant. Vero. Colb. Pesch. Cypr.; dagegen für rec. *AC* (ὅσα προσευχόμενοι αἰτ. mit Weglassung des ἄν), *K* u. m. Codd. zw. R. (wo aber statt ἄν steht ἐάν), Vulg. Charkl. — Aber ἐλάβετε (st. λαμβάνετε) haben allerdings *BCL Δ* (ἐλαβεται), Copt. gegen *AK* u. v. a. welche rec. haben, welcher auch Syr. utr. entsprechen. *D* hat πιστεύεται (*L* auch in *Δ* geschr.) ὅτι λήμψεσθαι und es ist wohl nicht zu verwundern, dafs diese *glossirende Variation* aufser einigen Codd. zw. R. sich auch in Verss. findet, namentlich Vulg. (Omnia quaecunque orantes petitis, credite, quia *accipietis*, et eveniet vobis) Jt. Rd. u. a., auch Cypr. Diese alle zeugen aber auf das Stärkste gegen ἐλάβετε, das uns übrigens wohl gefällt. — Die rec. Lesart προσευχόμενοι αἰτεῖσθε ist am Rande bemerkt, aber nicht λέγει u. die a.

Kap. XIII. 30. hätte πάντα ταῦτα nach Lachm. Grundsätzen und analogem Verfahren wohl auch umgestellt werden sollen in ταῦτα πάντα; denn für rec. stimmen nur *AD*, Vulg. u. Charkl., dagegen für ταῦτα π. *BCL* u. v. Codd. zw. R., auch *Δ*, Cant. (*abweichend vom Griechischen*) u. Peschito. Doch wollen wir dem Hrn. Herausg. nicht vorhalten, dafs dieselben Worte auch V. 4. umgestellt worden sind nach *AGH* u. v. Codd. zw. R., Vulg. Veron. Syr. utr. u. m. a. — also unter den Handschr. in Lachmanns Verhör nur nach *Δ*. Hier aber ist die rec. durch gültige Stimmen zu wenig bezeugt, blos durch *D* u. Cant.; *B* hat ταῦτα συντελ. πάντα, *L*: ταῦτα μέλλη συντελ. π. — und in *Δ* fehlt πάντα (ὅτε μέλλει ταῦτα συντ.), eben so in der lat. Interlinear-Version. Hier hat also Lachm. gewifs richtig entschieden, zumal auf seinem Standpunkte.

Luc. I. 6. ist ἐνώπιον behalten nach *Δ* (dem nach Wetst. Vorgange von den neuern Kritikern irrigerweise die entgegengesetzte Lesart zugeschrieben worden ist) *DP*, auch *Δ* u. Orig. („in conspectu Dei" T. V. p. 90. 91. cf. ib. not. 4. b. Lommatzsch. schedae Grabii et Combef. ἐνώπιον τοῦ θ. — einmal p. 92. findet sich *ante* dominum, aber ebend. auch wieder „in conspectu"); aber *BC* u. einige Codd. zw. R., auch Iren. (III. 11.) Cyr. u. a. haben ἐναντίον — und V. 7. ist, wie oben schon nachgewiesen worden, in stärksten Widerspruche auf das einzige, nicht einmal ganz sichere Zeugnifs des *B* (b. Bentl. in Widerspruch zu Birch u. Scholz) der Artikel von Ἐλισάβετ weggelassen, der sich *ACPΔ* u. v. a. findet.

Ebend. V. 76. ist die rec. καὶ σὺ παιδίον beibehalten nach *Δ* (dem wieder nach Wetst. Vorgange von den neuern Kritikern die entgegengesetzte Lesart zu-

geschrieben worden ist), dem auch *Δ*, Vulg. u. Syr. utr. beistimmen, dagegen findet sich καὶ σὺ δέ, παιδίον, *BCDL* u. a., auch Cant. (et tu autem, infans), Copt.

Kap. XVII. 23. ist ἤ ἰδοὺ behalten nach *A* u. m. a. Codd., auch *Δ*, Charkl. gegen *BDKLX* u. v. a., wo ἤ fehlt, auch Vulg. ms., so wie nach andern, wo statt ἤ steht καί, wofür auch Vulg. nach den Editt., Veron. Pesch. u. a. Verss. stimmen.

Kap. XXIV. 5. ist die rec. τὸ πρόσωπον behalten, als bezeugt durch *Δ*, auch *Δ* (nur hier ohne Artikel), Vulg., gegen *BCDGLX* u. m. a. zw. R., auch Syr. utr. u. Cant. (hier *vultos* (sic) suos).

Joh. XI. 32. ist die recip. Wortstellung ἔπεσεν εἰς τοὺς πόδας αὐτοῦ beibehalten nach *BD* (nur hier πρός st. εἰς) gegen αὐτοῦ εἰς (od. πρὸς) τοὺς πόδας bei *AC** (hier πρὸς) *EGHKL* (hier auch πρ.) *SX*, auch *Δ* u. v. Codd. zw. R. — unmittelbar vorher V. 31. ist λέγοντες beibehalten nach *A* C* (höchst w.), denen auch *Δ* u. Vulg. (dicentes) zustimmen, gegen *BD* (denen Lachm. nachher folgt) *LX* u. m. Codd. zw. R., welche δόξαντες haben u. denen Cant. (putantes) Pesch. u. Charkl. in m. u. a. Verss. entsprechen — wieder ein Zeugnifs, dafs Hr. Lachm. sich dem Einflufs innerer Gründe und der kritischen Kanones nicht ganz hat verschliefsen können; denn auf unserm Standpunkte billigen wir die Wahl, aber Lachm. zeigt sich inconsequent, wenn die Entscheidungsgründe V. 31. u. 32. verglichen werden. In letzterm V. können die Verss. nicht zeugen, weil cecidit ejus ad pedes unnatürlich gewesen wäre und eine solche Stellung im Syr. nicht möglich war.

Kap. XVI. 27. ὅτι ἐγὼ παρὰ θεοῦ ἐξῆλθον —. Hier ist der Artikel vor θεοῦ weggel. nach *AB*, aber θεοῦ selbst ist behalten, obgleich *BC*D LX* und einige Codd. zw. R. πατρὸς haben, wie auch Pesch. u. Charkl. (nach Barsal.), Cant. u. a. Verss. u. PP.; nur *AΔ* u. Vulg. geben rec. — Dagegen ist V. 28. statt παρὰ τοῦ πατρός aufgen. ἐκ τ. π. blos nach *BLX* u. wenig Codd. zw. R., während *AC* (höchst w.) u. v. a., auch *Δ*, rec. haben, denen auch Vulg. (*a*), Pesch. (ܡܢ ܐܒܐ) entsprechen. *D* hat in seiner freien Art V. 27. u. 28. verkürzt u. zusammengezogen: ὅτι ἐγὼ παρὰ τοῦ πατρὸς ἐξῆλθον καὶ ἦλθον εἰς τὸν κόσμον· πάλιν — — zeugt aber auch so jedenfalls eher für rec., als für ἐκ. — Charkl. hat zwar durch ܡܢ allein (also genau = ἐκ) übersetzt, allein nicht nur in hundert andern Fällen ist παρὰ so übersetzt worden, sondern auch unmittelbar vorher (V. 27.), wo auch Lachm. nach einstimmigem Zeugnifs der Quellen παρὰ hat.

Möge die Genauigkeit und Ausführlichkeit dieser Beurtheilung dem Hrn. Dr. Lachmann beweisen, welche Aufmerksamkeit der Unterzeichnete seinem Werke gewidmet habe und wie wenig er, wenn er auch die in demselben aufgestellten Resultate grofsentheils nicht billigen konnte, geneigt gewesen sei, ihn „mit leichtfertigem Tadel nach Einfall und Vorurtheil zu bekämpfen." Rec. dankt seinem alten befreundeten Collegen für den reichen Gewinn, den die Beschäftigung mit seiner wahrhaft neuen Ausgabe und die dadurch neu angeregten, längst lieb gewesenen Studien ihm gebracht haben. Bei der Fortsetzung des Werks der sorgfältigsten Revision unserer kritischen Quellen, dessen Nothwendigkeit Lachm. recht fühlbar gemacht hat und Rec. durch diese Beurtheilung seiner Seits auch als unerläfslich darstellen wollte, wird nicht nur die Zahl der orientalischen Zeugen, wie Lachm. sie nennt, bedeutend sich mehren, sondern nach genauer Ermittelung des Pro recepta wie des Contra wird auch die Anwendung seines gewifs richtigen Hauptgrundsatzes erst wirklich möglich werden, nach welchem nicht blos die *älteste*, sondern auch die *verbreitetste* oder bezeugteste Lesart in dem Texte stehen soll. Dürfen wir aber ein Prognostikon stellen, das sich auf eigene, freilich auch noch sehr partielle, Studien gründet, so wird die auf diesem sichern Wege durch die consequenteste Anwendung der Lachmannschen Grundsätze ermittelte Textgestalt *im Allgemeinen* nicht sehr von der recipirten abweichen.

Dr. Aug. Hahn.

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

LIX.

Prolegomena zur Historiosophie. Von August von Cieszkowski. Berlin, 1838. *Bei Veit und Comp.* S. 157. 8.

Bei vorliegender für das Gebiet der speculativen Philosophie höchst wichtigen Erscheinung drängt sich Refer. die freudige Bemerkung auf, dafs, während die neueste deutsche Philosophie schon vor geraumer Zeit bei unsern westlichen Nachbarn nicht allein bekannt worden, sondern auch in Schrift und Selbstproduction sich bethätigt hat, das Letztere hiermit nun auch im Osten begonnen hat. Wenn über Frankreich und England Hegels Name und Lehre bis in die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich verpflanzt hat, so zählte er zwar schon längst auch in Polen und dem russischen Reiche, das von der entgegengesetzten Seite mit der neuen Welt zusammenhängt, viele Anhänger, so dafs seinem Geiste der Titel eines Weltumseglers bereits hätte verliehen werden können. Jetzt erhebt sich aber aus der Nation, die uns im Osten am nächsten berührt, und mit dessen Einem Theile uns derselbe Staatsverband noch enger verbrüdert, auch eine öffentliche Stimme, und noch dazu in unserer eigenen heimischen Sprache, welche Zeugnifs gibt, nicht nur wie tief der Geist der deutschen Philosophie in jene Völker, tiefer als in die westlichen, eingedrungen, sondern auch wie selbstthätige Früchte er erzeugt hat, die ihren mütterlichen Stamm höher zu führen und über sich selbst hinauszutreiben trachten.

Der Hr. Verf. stellt in gegenwärtiger Schrift, als Einleitung zu einer Philosophie der Weltgeschichte, allgemeine Sätze auf, deren weitere Begründung und Ausführung er sich zwar in einem gröfsern Werke über diesen Gegenstand vorbehält. Doch auch bevor uns die Einsicht in dasselbe vergönnt ist, läfst sich, bei der Klarheit und Präcision, womit der Hr. Vf. seine aufs reiflichste durchdachten Ansichten vorträgt, schon aus diesen Prolegomenis und ihrer Besprechung ein grofser Gewinn für die Wissenschaft erwarten. Er selbst will den Gegenstand dieser Abhandlung nur als ein Orientiren auf seinem Standpunkte aussprechen (S. 24). *Historiosophie* dürfte der Hr. Vf. aber seine aufzustellende Philosophie der Weltgeschichte wohl aus dem Grunde nennen, weil er aus der interesselosen Theorie zugleich in das Gebiet des thätigen Lebens überzugehen sucht, und aus dieser wissenschaftlichen Betrachtung eine die Geschichte selbst um- und weiterbildende Lebensweisheit zu erzeugen strebt. Der Hr. Vf. selbst glaubt die Berechtigung zu diesem Namen mehr nur in der von ihm in Anspruch genommenen Vollendung der Theorie der Geschichte zu finden, obgleich er dann ebenso behauptet, dafs mit dieser Vollendung des Bewufstseins über die Geschichte dasselbe auch in Thaten umschlagen müsse (S. 43—44). So ergreift, um einen Beleg für unsere Erklärung zu geben, die Theosophie den ganzen Menschen, macht ihn Gottes voll, und läfst sein ganzes Tichten und Trachten durch den göttlichen Geist bestimmen, während die Theologie, blos theoretisch wirkend, den übrigen Menschen kalt und unthätig lassen kann. Dieser Gegensatz ist überhaupt der Punkt, woran der Hr. Vf. sich von Hegel zu unterscheiden und einen Schritt über ihn hinaus zu sein glaubt, da doch daraus, dafs Hegel jene praktische Seite zu berühren keine Veranlassung hatte, nicht die Nichtexistenz derselben bei ihm zu erschliefsen sein dürfte. Ref. will indessen der Darstellung und Beurtheilung der Ansichten des Hrn. Vfs. nicht vorgreifen, und in gehöriger Ordnung seinen Bericht abstatten.

Der Hr. Verf. theilt seine Schrift in drei Kapitel. Im *ersten* (S. 1—44) stellt er den „Organismus der Weltgeschichte" auf, der sich schon wesentlich vom Hegelschen entfernt. Die Quadruplicität der welthistorischen Völker (da nur in der Natur, nicht im Geiste,

die Vierheit zu dulden sei) verwerfend, will er noch weniger (Rom und Griechenland als Eins betrachtet) die Hegelsche Eintheilung als Trichotomie gelten lassen; denn die Menschheit habe noch nicht ihr letztes Stadium erreicht. Die speculative Trichotomie müsse also nicht einen Theil der Geschichte, etwa den verflossenen, sondern eben deren Totalität speculativ und organisch auffassen. Zur Totalität der Geschichte gehöre aber auch die Zukunft. Und daraus entsteht nach dem Hrn. Verf. die erste Forderung: „die Erkenntnifs des Wesens der Zukunft für die Speculation zu vindiciren" (S. 8). Hiergegen nun liefse sich Manches einwenden. Wenn, wie der Hr. Verf. selbst, Spinoza zufolge, einräumt, die Philosophie die Dinge *sub quadam aeternitatis specie* betrachtet, so scheint jede Zeitbestimmung davon ausgeschlossen werden zu müssen. Andererseits wäre Philosophie der Geschichte überhaupt unmöglich, wenn sie nicht das in die Zeit Fallende betrachten dürfte. Denn diese Wissenschaft hat eben keinen andern Gegenstand, als die zeitlichen Begebenheiten des menschlichen Geschlechts unter dem Bilde der Ewigkeit. Und dazu scheint in der That nothwendig zu gehören, dafs auch die dritte Dimension der Zeit, die Zukunft, mit in die Untersuchung hineingezogen werde. Denn höchstens aus der Totalität des Zerrbildes der Zeit läfst sich doch wohl nur das ächte Gemälde der Ewigkeit wiederherstellen. Auch verlangt der Hr. Verf. gar nicht, die Zukunft in ihrer empirischen Breite und mannigfaltigen Zufälligkeit, sondern nur das *Wesen* derselben, auf welches er den Accent gelegt wissen will, darzustellen; und dieses Wesen ist allerdings nicht an die Zeit gebunden, sondern selbst ein Ewiges. Möglich scheint aber eine solche Erkenntnifs freilich, insofern, nach des Hrn. Verfs. eigenem Ausspruch, „die Menschheit endlich die Stufe ihres Selbstbewufstseins erreicht hat; so dafs sie nunmehr die Gesetze ihres normalen Fortschrittes und ihrer Entwickelung keinesweges für Ausgeburten der Selbsttäuschung eifriger Geistesforscher, sondern wesentlich für wahrhafte Bestimmungen des absoluten Gedankens Gottes, für die Manifestation der objectiven Vernunft in der Weltgeschichte erkennt. Mit der Reife des Bewufstseins ist ein Wendepunkt eingetreten, auf welchem es sowohl rückwärts als vorwärts schauen kann, um die Totalität der Weltgeschichte zu durchdenken, und, nachdem es einen Vorsprung gewonnen hat, die wahre That zu erzeugen. Erst dadurch erkennen wir, warum die Zukunft so bestimmt bewufst und eigenkräftig sich entwickeln wird. Wenn nämlich die Vergangenheit sich natürlich und gleichsam zufällig darstellte, so dafs erst *post factum* die Fügung der Vorsehung zu erkennen war, so soll die Menschheit jetzt, nachdem sie ihr wahres Selbstbewufstsein erreicht, gleichsam kunst- und ideengemäfs nunmehr ihre wahrhaft eigenen Thaten vollbringen; womit keinesweges gesagt werden soll, dafs die Vorsehung aus der Geschichte heraustreten und dieselbe ihrem eigenen Loose überlassen solle, sondern nur dafs die Menschheit selbst eben zu dieser Reife gelange, wobei ihre eignen Bestimmungen ganz identisch mit dem göttlichen Plane der Vorsehung werden, und dafs insofern die weltgeschichtlichen Individuen, diese Helden, welche die Nationen repräsentiren, nicht mehr blinde Werkzeuge, sei es nun des Zufalls oder der Nothwendigkeit, sondern bewufste Werkmeister ihrer eignen Freiheit sein sollen" (S. 1, 19—20). Geläugnet hat nun Hegel, wie der Hr. Vf. selbst zugibt, keinesweges einen weitern Fortschritt in der Geschichte. „Amerika," sagt Hegel, „ist das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll" (Werke, Bd. IX, S. 82). Aber allerdings hat Hegel die Frage nach Erkennbarkeit der Zukunft verneinend entschieden. Und wenn der Hr. Verf. sie bejahen zu können glaubt, so stimmt Ref. mit demselben darin überein, dafs der strenge Beweis dieser Behauptung erst der wirklichen Ausführung seiner Wissenschaft anheim falle (S. 21). Diese Prolegomenen enthalten nur Andeutungen, die noch nicht für eine genügende Lösung anzusehen sind.

Wie nun diese Zukunft beschaffen sei, darüber ertheilt schon das erste Kapitel einige Aufklärungen, welche sich zugleich auf die Begriffsbestimmungen der beiden bereits abgelaufenen Perioden beziehen: „Der Weltgeist befindet sich gegenwärtig am Eingange der dritten synthetischen Periode, dessen erste, nämlich die thetische, das ganze Alterthum, die zweite aber, nämlich die antithetische, die derselben schroff entgegengesetzte christlich-germanische Welt ist. Auf diese Weise sind die ersten drei Hauptperioden Hegels für uns nur drei Momente der ersten Hauptperiode überhaupt, welche die antike Welt ausmacht. Die vierte Periode Hegels ist also für uns die zweite, und dies

ist die moderne Welt. Unsere dritte Hauptperiode endlich ist die zukünftige, deren eigene Bestimmung aus der einseitigen Entgegensetzung der beiden vorangegangenen zu erkennen ist" (S. 24—25). Die erste Periode charakterisirt der Hr. Vf. nun als die der Aeufserlichkeit und unmittelbaren Objectivität, der Sinnlichkeit, des abstracten Rechts: die zweite als die der Innerlichkeit, Reflexion, Subjectivität, Moralität. Dort habe die Empfindung, das Schöne und die Kunst, im Allgemeinen aber das Verhältnifs des Mechanismus geherrscht. Die zweite Periode, oder die antithetische, habe, gleichsam als chemischen Antagonismus, einen innern Gegensatz in sich geschlossen, dessen allgemeinste Glieder das Diesseits und das Jenseits seien. An die Stelle der Empfindung und Schönheit sei das Wissen und die Wahrheit getreten. „In dieser zweiten Periode sind die Widersprüche nur als gesetzt vorhanden, während sie in der frühern Welt nur an sich waren. Das Unzureichende ist also beiden Epochen gemein. Dort war die Menschheit der Materie fast ausschliefslich ergeben, hier aber war sie von dieser fast ausschliefslich getrennt. Was die Empfindung vorgefühlt und das Wissen erkannt hat, das bleibt dem absoluten Willen zu realisiren übrig; *und dies ist mit einem Worte die neue Richtung der Zukunft.* Die Idee der Schönheit und Wahrheit im praktischen Leben, in der bereits bewufsten Welt der Objectivität zu realisiren, alle einseitigen und sich einzeln offenbarenden Elemente des Lebens der Menschheit *organisch* zu fassen und zur lebendigen Mitwirkung zu bringen, endlich die Idee des absoluten Guten und der absoluten Teleologie auf unserer Welt zu verwirklichen, — dies ist die grofse Aufgabe der Zukunft" (S. 28—30). „In einer abgelegenen Stelle der Hegelschen Schriften," wie der Hr. Vf. sich ausdrückt, will er das nahe Heranrücken Hegels zu seinem Standpunkte und somit eine Garantie für dessen Begriffs- und Zeitgemäfsheit erblicken (S. 31—32). In der That will Hegel an jenem Orte (Werke, Bd. I, S. 314—315) in der „Heidenthum und Christenthum gemeinschaftlichen Absolutheit die neue Religion" erkennen, „die schon sich in einzelnen Offenbarungen verkündet. Das Christenthum als Gegensatz ist nur der Weg der Vollendung, in der Vollendung selbst hebt es sich als Entgegengesetztes auf; dann ist der Himmel wahrhaft wiedergewonnen, und das absolute Evangelium verkündet." Mit Recht nennt der Hr. Vf. diese merkwürdige Stelle eine sowohl von Andern übersehene, als von Hegel selbst vergessene. Erst im zweiten Bande von des Ref. „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie" (S. 705—706) ist diese Stelle wieder in Erinnerung gebracht worden. Und sie enthält eigentlich mehr, als nur eine Hinführung zu der von unserem Hrn. Vf. gegebenen Auffassung der Weltgeschichte. Schelling hat aus der Hegelschen Abhandlung, der diese Stelle entnommen ist, seine ganze Religionsphilosophie, wie sie in der Schrift „Philosophie und Religion" und in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" vorliegt, gebildet; in der Hegelschen Schule war sie aber bisher spurlos und ohne Wirkung geblieben.

Im *zweiten* Kapitel, „Kategorien der Weltgeschichte" (S. 45—77) betitelt, soll sich das abstracte *Wie* des ersten Kapitels zum specifischen *Was*, dem inhaltigen Organismus der Kategorien der Geschichte, bestimmen. Die Tafel dieser Kategorien nennt der Hr. Vf. total, „weil Alles, was sonst im Universum für sich besteht, in letzter Analyse in die Weltgeschichte zusammenläuft, und alle Stufen der Entwickelung des Denkens und des Seins endlich nur Momente des Weltgeistes sind" (S. 49). So unterscheidet der Hr. Vf. sehr gut logische, physische und pneumatische Kategorien. Die ersten übergeht er, weil sie im Ganzen von Hegel genügend nachgewiesen worden seien. In Rücksicht auf die physischen Kategorien hebt er den Ausspruch des Novalis, dafs die Natur nur ein Index des Geistes sei, hervor, und erinnert an Naturphilosophen, wie Schubert, denen zufolge auch er „die Naturbestimmungen für symbolisch verhüllte Typen der Weltgeschichte angesehen" wissen will (S. 54); — eine allerdings bisher in der Hegelschen Schule noch gar nicht gebrochene Bahn. Wenn wir nun in dieser Aufstellung eine höchst geistreiche und oft richtige Fassung der Völkerindividualitäten anzuerkennen uns gedrungen fühlen, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, dafs uns der Hr. Vf. auch den Fehler jener Naturphilosophen, ihren schematisirenden Formalismus, nicht ganz vermieden zu haben scheint. Zum Beweise diene der Verfolg der Darstellung des Hrn. Vf's. Indem er an den „Gemeinplatz" anknüpft, dafs das Licht der wahrhafte Typus Persiens sei, und auch darin keinen Widerspruch zu befürchten braucht, China als dem Mechanismus entsprechend darzustellen, will er, was

„nicht so leicht faselich" sei (allerdings!), „die Elektricität als den wahrhaften Naturtypus des griechischen Geistes betrachten, wobei insbesondere Athen der dynamischen, Sparta aber der statischen Elektricität entsprechen würde, welche Beide sich endlich im elektromagnetischen Systeme des grofsen macedonischen Reichs vereinigen, und, obgleich schon in sich selbst einen Gegensatz bildend, doch insgesammt und bestimmt sich der Lichtregion Persiens gegenüberstellen, und sich so bis zum schroffsten Widerspruche der orientalischen und klassischen Welt erheben würden, bis sie endlich durch die expansive und absorbirende Kraft der Wärme, welche ihrerseits das naturphilosophische Symbol von Rom bildet, selbst mit dem äussern und innern Gegensatze in dieselbe übergingen. Die weitere für jetzt blos assertorische Fortführung dieser Principien, um wenigstens einen Ueberblick des Ganges, den sie machen sollen, voranzudeuten, wäre: den chemischen Procefs in der Welt der Particularitäten des Mittelalters zu erkennen, welche Particularitäten mit ihren besondern Verhältnissen, anfangs den unterschiedenen chemischen Elementen, d. h. den Radicalen, entsprechend, sich dann zum wirklichen Gegensatze der Säure und Basis im Dualismus der geistlichen und weltlichen Macht, d. h. der Kirche und des Staats, erheben und concentriren sollten, um endlich die synthetisch-neutralen Objecte, nämlich die modernen Staaten, hervorzubringen, welche jedoch keinesweges organische, sondern nur bereits neutralgewordene chemische Combinationen sind, die, nachdem der eigentliche chemische Procefs überwunden worden ist, zwar synthetische, aber doch wieder indifferente Substrate bilden: im Gleichgewicht der vielen Staaten, in der Balancirung der Staatsgewalten, hauptsächlich aber im Verhältnifs des Staats zur Kirche. So auf dem Rand der Gegenwart angelangt, werden wir erkennen müssen, dafs die organische Naturwelt in der ganzen Naturvorstellung der Weltgeschichte erst der Zukunft, nämlich der synthetischen Periode, anheimfallen wird. Die chaotischen Bewegungen der Gegenwart werden wir alsdann für den elementarischen Procefs des organischen Lebens erkennen" u. s. w. (S. 56—58). Bei diesen Andeutungen bemerkt der Hr. Vf. selbst zu Vorbeugung von Misverständnissen: „Es liefse sehr falsch schliessen, wenn man glaubte, dafs im Alterthum, was wir physisch κατ' ἐξοχὴν nennen dürfen, und im Mittelalter, was dagegen chemisch erscheint, kein Organismus vorhanden wäre. Alles ist in Allem; Alles spiegelt sich in Allem ab. Deswegen dürfen wir beim Uebergewicht eines Charakters keinesweges die Integration der übrigen verkennen" (S. 60).

Sehr gut unterscheidet der Hr. Vf. ferner die letzte Reihe der Kategorien, die psychische, von den beiden andern: „Die Geisteskategorien sind nicht blos symbolische Typen, nur etwa den Geschichtsphasen analog, oder blos passive und materielle Grundlagen derselben, wie die physischen Kategorien: sie sind auch nicht blos abstracte Begriffsbestimmungen, allgemeine ideelle Grundlagen der Thatsachen, wie die logischen Kategorien; sondern sie sind active und concrete Selbstmanifestationen des Geistes, welche unmittelbare specifische Elemente der Geschichte ausmachen" (S. 61—62). Der Hr. Vf. rechnet hierher zuerst die anthropologischen Bestimmungen der Lebensalter und Temperamente, des Schlafes und Wachens, des Traumlebens, und verlangt, „dafs die Zufälligkeit aller dieser Bestimmungen abgestreift, und ihre wahre philosophische Bedeutung für die Weltgeschichte anerkannt werde" (S. 65). Ebenso müsse es wieder charakteristische Epochen des Gefühls, des Wissens und des Wollens geben u. s. f. Als die wirklichen und wichtigsten Elemente der Geschichte bezeichnet der Hr. Vf. dann aber ganz richtig Religion, Sprache, Kunst, Wissenschaft, Recht, Staat, Familie u. s. w., und macht es zur Aufgabe der Historiosophie, sie „als integrale Momente des Weltgeistes" aufzufassen und zu organisiren (S. 68).

Das *dritte* Kapitel endlich, wo der Hr. Vf. ausdrücklich einen positiven Durchbruch des Hegelschen Standpunkts machen will (S. 72), handelt von der „Teleologie der Weltgeschichte" (S. 78—157), oder von dem *Warum* ihres Organismus (S. 77). Diese Teleologie gibt er als eine dreifache an, und sagt, dafs die philosophische Betrachtung der Geschichte diese drei Stadien durchlaufen habe, welche dann nichts Anderes, als die seinen drei Weltperioden zu Grunde liegenden psychologischen Bestimmungen des Gefühls, des Denkens und des Willens sind, die auch den Gegenständen der drei Kantischen Kritiken entsprechen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1838.

Prolegomena zur Historiosophie. Von August von Cieszkowski.

(Schluſs.)

Zuerst soll in der Empfindung das Schöne und die ästhetische Bildung des Menschengeschlechts, nach Iselin, Herder und Schiller, zum Zweck gemacht worden sein. Hegel aber repräsentire den zweiten Standpunkt, den des Wissens, indem, nach dessen eigener Definition (Werke, Bd. IX, S. 22), die Weltgeschichte „der Fortschritt im *Bewuſstsein* der Freiheit" sei (S. 92). „So ist", fährt der Hr. Vf. fort, „auf dieser Stufe das Denken die höchste Form des Geistes, — die Vernunft das Leitende und das Objectiv-Wahre der Geschichte, — dessen Bewuſstsein endlich das höchste Ziel und Bedürfniſs der Menschheit" (S. 95—96). Wie nun das klassische Alterthum die Welt der Kunst und der unmittelbaren Schönheit sei, so habe das Denken, das Bewuſstsein, die Philosophie von Aristoteles bis Hegel geherrscht, und im Letztern ihr Apogeum gefeiert, indem jener das Denken des Denkens, dieser das Denken der Identität des Denkens und des Seins zum Principe gemacht habe. Dies sei aber eine eben solche Einseitigkeit, als der erste Standpunkt, obgleich die entgegengesetzte. Die Ehre nun, diese Einseitigkeit am bestimmtesten formulirt zu haben, schreibt der Hr. Vf. dem Ref. zu, der in seiner „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie" (Th. I, S. 33—34), nach einem aristotelischen Ausdrucke, das Denken als das vortrefflichste der beiden in Beziehung stehenden Momente, und den absoluten Idealismus somit als die vollendetste Philosophie bezeichnet habe. Dieser Standpunkt sei aber darum nicht der absolute, weil er mit dem Prädominiren des Denkens, also Eines Gliedes des Gegensatzes behaftet sei. So stehe eben in diesem Augenblicke die Philosophie auf dem Punkte, sich selbst zu überschreiten und die eigentliche Weltherrschaft an ein Anderes abzutreten. Diesen dritten Standpunkt, der also der Zukunft angehöre, charakterisirt der Hr. Vf. nun als den, welcher den Widerspruch der Kunst mit der Philosophie löse, das Uebergewicht des Seins und des Denkens in der Identität tilge, und aus dieser formellen eine substantielle Identität entwickle. Diesen Standpunkt, der ungefähr, wie der Hr. Vf. selber anzudeuten scheint (S. 114), der fünften Periode der Geschichte der Menschheit in Fichte's „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters," der Periode der Vernunftkunst, entspricht, in welcher das Menschengeschlecht alle seine Verhältnisse der Vernunft gemäſs gestalten soll, nennt der Hr. Vf. das *sociale Leben* (S. 110). Auf den Namen, der etwas saint-simonistisch klingt, soll es uns nicht ankommen. Ref. stimmt vollkommen mit dem Hrn. Vf. darin überein, daſs aus der vollendeten Ausbildung der Philosophie sich auch eine derselben adäquate Gestaltung des praktischen Lebens der Menschheit ergeben werde. Ref. hat selbst am Ende seiner Geschichte der letzten Systeme darauf hingewiesen: ebenso Gans am Schlusse der Vorrede zu Hegels Rechtsphilosophie. Das aber kann Ref. dem Hrn. Vf. durchaus nicht zugestehen, daſs dieſs ein Ueberschreiten des Hegelschen Standpunkts sei. Denn Hegel lehrt ja überall, daſs die Philosophie als das Bewuſstsein und In-Gedanken-Fassen einer Zeit zugleich das Hinausschreiten über dieselbe und so der Keim einer neuen Gestaltung der Wirklichkeit sei. Warum er nun, seinem Principe untreu, der vollendetsten Gestaltung der Philosophie die Zeugungsfähigkeit einer bessern Zukunft habe absprechen sollen, ist nicht abzusehen, obgleich freilich in Praxi bei Hegel sich die Sache ungefähr so stellte, als ob seine Zeit das vollendete Ideal der Menschheit darbiete, über das sie nichts Höheres erreichen könne. Daher Hegeln auch die Juli-Revolution, obgleich er sie als eine groſse That anerkennen muſste, dennoch im-

mer eine unangenehme und widerwärtige Begebenheit blieb. Dies ist also eine Eigenthümlichkeit Hegels, die nicht, wie der Hr. Vf. (S. 73) will, aus der Consequenz seines Systemes flofs, sondern ebenso, wie die andern vom Hrn. Vf. getadelten Punkte, nur eine nicht bis zu ihrer strengen Folgerichtigkeit gebrachte Durchführung seines Principes ist. Ferner hat es wohl seine Richtigkeit damit, dafs Hegel die Philosophie als die höchste Aeusserung des Geistes setzt; das wesentlichste Ziel der Weltgeschichte bleibt ihm aber doch immer die von ihm als das Musterbild aller Constitutionen aufgestellte Repräsentativ-Verfassung. Während der Hr. Vf. (S. 120—121) Hegeln also behaupten läfst, alles geistige Thun habe nur diesen Zweck, sich der Vereinigung der subjectiven und objectiven Seite *bewufst* zu werden, und dazu die Seite 38 der „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte" citirt, so sagt Hegel auf der folgenden Seite, dafs er die drei Gestaltungen jener Vereinigung, Religion, Kunst und Philosophie, hier nicht näher betrachten könne, die Gestaltung aber, welche er hier in der Philosophie der Weltgeschichte zum Zwecke habe, der Staat sei, — eben weil jene nur im Reiche des Ideellen oder im Bewufstsein, dieser allein in der Wirklichkeit steht. Hegel nimmt also ganz den Standpunkt ein, den der Hr. Vf. als den nur seinigen vindicirt. Und wenn der Hr. Vf. endlich seine dritte Periode der Zukunft als die des Willens und der bewufsten aus dem Princip des Denkens fliefsenden That bezeichnet, liegt nicht schon darin enthalten, dafs das Denken dennoch das Vortrefflichste geblieben sei, weil es den Impuls zum Handeln gibt und seinen innersten Kern ausmacht? Indem das Ziel der Weltgeschichte ist, dafs das Menschengeschlecht sich durch selbstbewufste That zum objectiven Organismus der Vernunft ausbilde (worin Alle übereinstimmen), so bleibt ja eben diese von der Theorie erkannte Vernunft, wenn gleich in praktischer Anwendung begriffen, immer noch das Höchste. Denn dafs die That zum Denken hinzukommt, ist wieder nur Kraft dieser Vernunft und Kraft dieses Denkens selber möglich. Auch weicht die nähere Schilderung, die der Hr. Vf. von der zukünftigen Geschichte liefert, im Wesentlichen nicht von den Hegelschen Principien ab: „Das absolute Denken mufs zum absoluten Sein zurückkehren, ohne sich jedoch sich selbst zu entfremden. Es soll jetzt der absolute Wille zu einer solchen Höhe der Speculation emporgehoben werden, wie es bereits mit der Vernunft geschah. So hört die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur auf, blos einerseits eine sinnlich individuelle zu sein, welcher Standpunkt schon längst überwunden ist, blos andererseits eine nur gewufste und nur durch das geistige Wissen und im Geiste zu realisirende Einheit zu sein; — sondern sie wird jetzt eine selbstvollbrachte durch den geistigen Willen im Processe des absoluten Thuns. Der neue dadurch errungene Inhalt ist ein aus sich selbst hervorgebrachter Inhalt, welcher sich wohl wieder in der Sinnlichkeit offenbart, aber nicht unmittelbar, wie auf seinem ersten Stadium, sondern durch die Vermittelung bereichert; und das wird erst die wahre Rehabilitation der Materie, und die absolute, beiderseitig gleich berechtigte und substantielle Versöhnung des Reellen mit dem Ideellen sein. Wie der Gedanke und die Reflexion die *schönen* Künste überflügelten, so wird jetzt die That und das sociale Wirken die *wahre* Philosophie überflügeln. Darum beeilt sich eben in diesem Augenblicke das Bewufstsein, Alles zu durchdringen; und kaum zu sich selbst angelangt, sucht es jetzt die That zu übereilen. Die Entdeckung der Methode ist wirklich die längst ersehnte Entdeckung des Steins der Weisen; jetzt also kommt es darauf an, die Wunder zu erzeugen, welche in der Macht dieses Steines liegen. Das nächste Schicksal der Philosophie ist, sich zu popularisiren, ihren esoterischen Charakter in einen exoterischen zu verwandeln. Jetzt also wird ihr normaler Ausflufs auf die socialen Verhältnisse der Menschheit beginnen, um in der nicht blos vorhandenen, sondern selbst ausgebildeten Wirklichkeit die absolut objective Wahrheit zu entwickeln. Auf dieser Stufe wird die absolute Kunstausbildung der Menschheit gewissermafsen eine Rückkehr zur antiken Welt bilden, ohne sich der modernen zu entfremden. Es wird eine Erheiterung des Lebens ohne Verlust der tief in sich zurückgehenden Innerlichkeit sein. Es wird nicht ein Zurückgehen und Herabsteigen auf das natürliche Leben, sondern eine Zurückziehung und Erhebung des Naturlebens zu uns sein. Damit wird gesagt, dafs die Ausbildung der Natur zu dem Punkte reifen mufs, wo dieselbe als angemessenes Receptaculum für den Geist erscheinen wird, und dafs die stufenmäfsige Versöhnung des Geistes mit der Natur, ganz der Versöhnung des Menschen mit Gott in den vergangenen Offenbarungsstufen analog, zu ihrem absoluten

Stadium gelangen soll. Zum Wahren wird dagegen das Verhältnifs des Weltgeistes nicht das der Rückkehr sein, da er sich eben noch auf dieser Stufe befindet. Wenn das Vernünftige jetzt eben zur Lösung seiner innern Widersprüche angelangt ist, so mufs eben derselbe Sieg in der Wirklichkeit gefeiert werden. So nähert sich die real objective Dialektik des Lebens ihrem höchst vermittelten Standpunkte; und die Widersprüche der Zeit treten nur darum so grell hervor, weil sie ihrem Umschlagen und ihrer Lösung selbst entgegenreifen. Zum Guten wird sich aber auf diesem Standpunkte die Bethätigung des Weltgeistes, wie zu seinem eigensten Element verhalten. Die Sittlichkeit, welche wohl als dritte concrete Sphäre in den beiden abstracten ihr vorhergehenden Sphären auftauchen mufste, die jedoch in jeder, als nicht auf einem ihr selbst entsprechenden Felde, sich befand, ist erst dazu bestimmt, ihre wahre Entwickelung zu beginnen, und in einer so adäquaten Ausbildung zu erscheinen, wie dies für das Recht und die Moralität der Fall ist. Verhältnisse der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, des Staats u. s. f. waren wohl auf jeder Stufe des Weltgeistes vorhanden; aber sie waren immer mit der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit der respectiven Prämissen, in welchen sie erschienen, behaftet, so dafs die wirkliche und absolute Consequenz noch zu ziehen übrig bleibt. Dafs dies die wirkliche Anforderung der Zeit ist, sehen wir schon aus dem instinktmäfsigen Getümmel, welches sich in den wichtigsten, sowohl geistigen als materiellen Interessen der Menschheit offenbart. Der Mensch taucht aus seiner Abstractheit hervor, und wird zum socialen Individuum. Der Staat verläfst gleichfalls seine abstracte Abgesondertheit, und wird selbst zum Gliede der Menschheit und der concreten Völkerfamilie. Der Naturzustand der Völker tritt in einen Socialzustand derselben über. Die Menschheit endlich, deren Allgemeinheit kaum im Bewufstsein und im Denken vorhanden sein möchte, fafst sich concret und lebendig auf, und wird zur organischen Menschheit, welche wohl in ihrer höchsten Bedeutung Kirche genannt werden könnte. So fafst sich der Weltgeist durch die Bethätigung des Schönen, Wahren und Guten in sich organisch zusammen, und entfaltet sich aus sich concret in eine gegliederte Totalität wirklicher Institutionen" (S. 111, 114, 126—127, 130—132, 143—146, 149, 152—154).

Wenn sich nun auch aus dem Gesagten manche Divergenz der Ansichten zwischen dem Hrn. Vf. und dem Ref. herausstellen liefse, so ist Ref. doch überzeugt, dafs seine öffentlich an den Hrn. Vf. gerichteten Worte diesem nur noch fester die ausgezeichnete Hochschätzung des Refer. für dessen Leistungen beweisen werden. Refer. bleibt nur noch übrig, den gewifs vom ganzen Publicum getheilten Wunsch gegen den Hrn. Vf. auszusprechen, das beiderseitige Vaterland nun auch recht bald mit dem gröfsern Werke zu beschenken, wodurch er seinen so originellen Gedanken wie allgemeinere Verbreitung, so auch noch sicherere Grundlegung bereiten dürfte. Michelet.

LX.

On the Ovulum of Santalum album. By William Griffith, Esq. Assistent Surgeon in the Madras Medical Service. Communicated by Richard Hermann Solly, Esq. F. R. S. et L. S. Mit 3 Steindrucktafeln.

On the Development of the Ovula of Loranthus and Viscum, and on the Mode of Parasitism of these two Genera. By William Griffith, Esq. Assistent Surgeon in the Madras Medical Service. Communicated by R. H. Solly, Esq. F. R. S. Mit 7 Steindrucktafeln.

Der Prof. Dr. Lindley theilte dem Unterzeichneten bei seiner neulichen Anwesenheit in London obige beide Abhandlungen mit, welche nach einem Manuscript, das der Vf., ein ehemaliger ausgezeichneter Schüler des Hrn. Lindley, aus Indien geschickt hatte, für den 18. Bd. der Linn. Transact. redigirt und dann noch besonders abgedruckt worden sind. Die hier mitgetheilten Beobachtungen über das Ei von Santalum album sind bereits im Juli 1835. vom Hrn. Griffith im botanischen Garten zu Calcutta gemacht; die erste Abhandlung im April 1836, die zweite im Juni 1836, zuerst der Linneischen Societät mitgetheilt, beide aber erst seit Kurzem durch den Druck publizirt worden. Der Inhalt der beiden Abhandlungen ist so merkwürdig, dafs er unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt und ein baldiges Bekanntwerden verdient. Er bezieht sich auf den Vorgang bei der Befruchtung in Betreff der Verhältnisse der Pollenschläuche zum Ei. Anstatt dafs einige Beobachter nämlich neuerlich in Folge der Beobachtungen R. Brown's der Ansicht Raum gegeben hatten, dafs die Pollenschläuche in das Innere des Eies hineinwachsen und den Embryo bilden möchten, erfahren wir durch die Beobachtungen des Hrn. Griffith, dafs umgekehrt die Ovula selbst bei Santalum lange Schläuche nach aufsen entwickeln und bis in die Griffelkanäle hinaufsenden, um sich dort mit den Pollenschläuchen zu verbinden. Hr. Griffith beschreibt den Vorgang folgendermafsen. Mitten aus der Höle des Fruchtknotens ragt eine konische Placenta bis in den Griffelkanal hinauf und trägt gewöhnlich entsprechend der Zahl der Narben drei Ovula, die von der Basis der Placenta entspringen. Der erste Beginn dieser Ovula zeigt sich in Form kleiner homogener pulpöser Warzen, die sich etwas verlängern und dann von dem Mittelpunkt aus durch die Spitze des Eies einen membranösen Schlauch hervortreiben, welcher zuerst in der Richtung des Eies nach unten geht, sich dann aber gerade nach oben zurückkrümmt, sich gegen die äufsere Fläche des Eies legt und weiter genau an die konische Placenta hinaufläuft. Im Inneren des Eies beginnt der Schlauch blindsackförmig; er erweitert sich beim Austritt blasenförmig, wird dann wieder schmaler und endet in einer keulenförmig zugerundeten Spitze, zur Seite der kegelförmigen Spitze der Placenta. Das Innere des membranösen geschlossenen Schlauches enthält eine grofse Anzahl von Molekulen, die zur Zeit des Aufblühens der Blume in einer sehr activen oscillatorischen Bewegung begriffen sind, indem sie sich einander nähern und wieder von ein-

ander entfernen. Kurze Zeit nachher zeigen sich im Griffelkanal die Pollenschläuche als feine Filamente und erstrecken sich gegen die Spitze der Eischläuche, wo sie sich fest anheften, und zwar so, dafs in der Regel mehrere dieser Filamente mit der Spitze eines Eischlauchs in Verbindung sind. Die Fäden der Pollenschläuche enden auf den Eischläuchen in Form breiter Blindsäcke; scheinen häufig mit der Membran der Eischläuche verworren zusammenhängend, aber in keinem Falle durchbohren sie diese Membran. Die Molekulen im Inneren verlieren nun ihre Bewegung und häufen sich zu einer dichten Reihe in einen grünlichen Faden zusammen, der von der Schlauchspitze bis zum Ei herunterragt. In der keulenförmigen Spitze des Eischlauchs bildet sich jetzt eine kuglige Blase, die frei im Inneren liegt und mit den Pollenschläuchen keine Verbindung zeigt. Obgleich alle drei Eier die Schläuche besitzen und zu den Spitzen von allen sich die Pollenschläuche auf gleiche Art begeben, so abortiren doch zwei von ihnen und die Früchte von Santalum sind einsaamig, so dafs man, wie Hr Griffith sehr richtig bemerkt, die Ursache des Abortirens nicht dem Mangel an befruchtender männlicher Wirkung zuschreiben kann, sondern diese Ursache im Ei zu suchen sein mufs.

In dem angeschwollenen Basilartheil des Eischlauchs, an dem Austritt aus dem Ei, bildet sich nun eine blasenförmige Zelle, die innere Wand der Anschwellung auskleidend. Nun wächst diese Anschweilung mehr und die körnige aus den Molekulen gebildete Masse häuft sich in Gruppen zusammen, entsprechend den neuen Zellenabtheilungen, die sich nun um die einzelne grofse Zelle entwickeln, so dafs am Ende der ganze Eischlauch und zwar allmählig von unten nach oben zu zellig wird, aber seine frühere Gestalt dabei behält. In der Zellenblase an der Basis (also an dem entgegengesetzten Ende desselben, von dem, wo sich die Pollenschläuche inseriren, bildet sich nun ein kugelförmiger Zellenkörper, in dessen Innerem sich eine Höle entwickelt, worin der Embryo erscheint. Hr. Griffith glaubt, dafs man die Analogieen dieser merkwürdigen Entwickelungsart so zu verstehen habe, dafs der beschriebene Eischlauch eine Verlängerung des Amniossackes sei, der gewöhnlich im Inneren des Nucleus eingeschlossen bleibt, hier aber heraustritt; so dafs auf diese Art der Embryo nicht im Inneren des Eies, sondern aufserhalb desselben in dem aus dem Ei heraustretenden unteren Theil des Amniossackes gebildet werde, und der befruchtende Einflufs der Pollenschläuche nicht auf die Spitze des Nucleus, wie gewöhnlich, sondern auf die Spitze des Amniossackes selbst Statt finde. Demnach wäre hier das Ei auf den Nucleus zurückgeführt, der Saame im gewöhnlichen Sinne entwickelt sich aufserhalb desselben und besteht aus einem nackten Eiweifs (ohne eigene Haut) und dem gewöhnlichen Embryo. Die Eigenthümlichkeit, dafs der durchsichtige Amniossack hier nackt und frei vor Augen liegt, giebt besonders diesen Beobachtungen eine Reinheit, welche in den Fällen, auf welche sich frühere ähnliche Untersuchungen beziehen, unmöglich war, wegen der Eingeschlossenheit des Amniossackes in einem dunklen Nucleus, der aufserdem noch von dem Endostom und Exostom der Eihäute verborgen wird. Hier beobachtet man daher wohl das Eindringen der Pollenschläuche in das Endostom und Exostom, auch die Anheftung auf den dunklen Nucleus, aber das Weitere ist wegen der Undurchsichtigkeit der Theile nicht mit solcher Zuverläfsigkeit wie hier zu unterscheiden.

Die Entwickelung der Ovula bei Loranthus und Viscum, welche Hr. Griffith in der zweiten Abhandlung beschreibt, ist eben so merkwürdig, wegen der höchsten Einfachheit der Bildung, welche die gröfsten Aehnlichkeiten in beiden Gattungen zeigt. Hier zeigen sich folgende Eigenthümlichkeiten.

1) Die Kelchwandungen sind in der frühesten Periode innig mit dem Ovarium verwachsen, und das Gewebe zwischen der äufseren Kelchschicht und dem Ovarium wird in das Viscumgewebe umgewandelt, ja bei Loranthus wird das Ovarium selbst viskös.

2) Am merkwürdigsten aber ist, dafs sowohl bei Loranthus als bei Viscum das Ovarium anfangs im Inneren ganz solid, ohne alle Höle und ohne Ei sich zeigt, und erst später nach der Befruchtung sich eine Höle in demselben und in dieser das Ei bildet.

3) Dafs erst beträchtliche Zeit nach der Bildung des Eies in diesem die Entwickelung des Embryo anfängt, dessen Cotyledonen anfangs getrennt sind, später aber bis auf die Basen verwachsen. Hr. Griffith sagt: diese fast unvergleichliche Erscheinung, *dafs sich das Ei selbst erst durch die Befruchtung bildet*, vergröfsert die Schwierigkeit des Verständnisses über die erste Entstehung des Embryo. Denn diese Erscheinung widerspricht ganz derjenigen Idee, nach welcher in dem Ei als weiblichem Nest-Organ der Embryo durch die männlichen Organe direkt sich bilden sollte. Hier findet gerade das Gegentheil Statt. Denn das nach der Befruchtung gebildete Ei ist ursprünglich solid, und in diesem bildet sich durch einen besonderen Procefs (excavating procefs) eine Höle, worin sich der Embryo erzeugt. Diese aus der einfachen Beobachtung geschopften Ansichten stimmen vollkommen in den Zusammenhang der Erscheinungen der Befruchtung überhaupt, nach denen es unzweifelhaft ist, dafs der Keim sich durch den Befruchtungsakt vermittelst der Verbindung der männlichen und der weiblichen Zeugungsstoffe erst neu bildet, nicht aber weder in den weiblichen noch in den männlichen Organen der Form nach vorgebildet erscheint. Die Befruchtung ist ein Akt der *Keimzeugung*, nicht ein blofser Akt der Entwickelung eines, sei es in den männlichen oder weiblichen Organen, vorhandenen Keims. Wie sollte einerseits eine Bastarderzeugung und andererseits ein Abortiren der Eianlagen möglich sein, wenn ein Keim, der in dem einen oder anderen Organ schon vorgebildet wäre, blofs übertragen würde? Die Sache ist im Pflanzenreich nicht anders als im Thierreich, in beiden darf man den materiellen Einflufs und die Wirkung der Geschlechtsdifferenzen nicht übersehen, aber nie wird man beweisen können, dafs in einer wahren geschlechtlichen Zeugung nur die eine der Geschlechtsdifferenzen das Keimbildende und die Keimzeugung nur eine morphologische Entwickelung sein sollte. Die vielen Pollenschläuche, welche sich bei Santalum mit dem Amniosschlauch verbinden, erzeugen in dem fruchtbaren Ei doch nur einen Embryo; in den abortirenden aber gar keinen, ungeachtet die Verbindung dieselbe ist, weil der weibliche Keimstoff nicht Lebenskraft genug in diesen Eiern hat eine lebendige Vereinigung mit dem männlichen zur Bildung des Embryo einzugehen.

Die Beobachtungen, welche Hr. Griffith über die Art des Einwurzelns der parasitischen Keime von Loranthus mittheilt, sind ebenfalls von Interesse und bieten mehrere eigene Gesichtspunkte dar. Dafs die Wurzelkeime sich zuerst nach dem Durchdringen der Rinde auf dem Holzkörper der Zweige napfförmig oder zwiebelförmig ausbreiten, wie es bereits auch schon v. Chamisso, Gaspard, Röper bemerkten, bestätigt der Vf. durch genaue Beobachtungen und Abbildungen, nennt aber die später sich entwickelnden Seitentriebe nicht Wurzeln, wie Gaspard und Chamisso, sondern Schöfslinge (shoots), weil sie auch Blätter treiben. Das weitere Einwurzeln aber geschieht nicht durch tieferes Eindringen der Wurzeln in das Holz, sondern durch eine Einbettung der Wurzelnäpfe, welches von der Bildung des neuen Holzes um dieselben herrührt, wobei die parasitischen Wurzeln nie über den ursprünglichen Anheftungspunkt durchdringen. Das Holz der parasitischen Wurzel ist dabei immer nur in äufserer Berührung (contiguous) nie aber in innerer Verbindung (continuous) mit dem Holz des Trägers; etwas das ich durch meine eigenen Beobachtungen an Viscum durchaus bestätigen mufs, und worüber ich anderswo noch weiteres mittheilen werde. Im Ganzen kann man von den Beobachtungen des Hrn. Griffith sagen, dafs sie von Zuverläfsigkeit und Beobachtungsgabe sprechen und den Wunsch rege machen, dafs wir aus einer so reichen Quelle, wie Indien für die Botanik immer gewesen ist, von einem so tüchtigen Beobachter bald neue Mittheilungen aus dem Gebiete der Pflanzenphysiologie erhalten möchten.

Dr. C. H. Schultz.

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

LXI.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Dritter und vierter Band. Mannheim, 1838. *bei Hoff.*

„Ich zähle Varnhagen zu denjenigen, die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben." So äufserte sich vor zwölf Jahren Goethe (Kunst und Alterth. 6, 1.), als der vierte Band von Varnhagens biographischen Denkmälern, der mit Dichtern einer frühern Periode sich beschäftigt, erschienen war. Was dem Verf. diese Anerkennung erwarb, kann dem nicht zweifelhaft sein, der mit Goethe's Eigenthümlichkeit und Grundsätzen in Hinsicht auf Literatur, wie sich diese namentlich in seinem höheren Alter kund gaben, bekannt ist. Er wufste wohl — und wer hätte es besser in sich selbst fühlen können als er? — dafs unsre Nation in der Literatur — denn von dieser ist hier zunächst die Rede — das Beste und Schönste zu erzeugen im Stande ist; aber er hatte auch erkannt, dafs nicht jeder Zeit, obgleich keiner versagt ist das schönste Talent hervorzubringen, dasselbe vollkommen zu entwickeln gegeben ward (Kunst u. A. 2, 1. S. 156). Dennoch wirken diese nicht zu einer Vollendung gelangten Talente für das Ganze und gehören zum Ganzen; sie machen, gehörig benutzt, dem Genie möglich, sich auf den Gipfel zu erheben und in seiner vollen Kraft und Herrlichkeit sich zu zeigen. In diesem Sinne war Goethe'n die Literaturgeschichte einer Nation von hoher Bedeutung. Es ist aber klar, dafs eine solche nur wirken kann, wenn sie von einem ungetrübten Verstande, klar und mit Einsicht abgefafst ist. Da wird sich in ihr die Nation erkennen, sie wird sich lieben und achten lernen, sie wird dadurch sich einigen, und ein reges, verständiges Streben wird befördert werden. „Die Klarheit, sagt Goethe am oben angeführten Orte, nöthigt zur Einsicht, Einsicht verschafft Duldung; Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens." Als einen Mann, berufen, zu dieser Vermittlung beizutragen, erkannte Goethe Varnhagen; er erkannte in ihm die Klarheit, die in einer literarisch wie politisch höchst verworrenen Zeit das Aechte, Wahre von dem Schimmernden, Extravaganten zu sondern weifs, die Milde, welche sich durch das laute Geschrei der Parteien nicht irre machen läfst, die Gerechtigkeit, welche Jedem sein Verdienst zuerkennt, die da zürnt, wo im Parteikampf das sich nicht vordrängende Verdienst verkannt, oder gar verachtet wird. Kommt zu diesen Eigenschaften ein reiches, wechselvolles Leben, fällt dasselbe in eine Zeit grofser Ereignisse, welche anzusehn, an denen Theil zu nehmen dem Manne, von dem wir reden, vergönnt ist, kommt er mit den Besseren und Besten seiner Zeit in Berührung: dann haben wir den Vermittler, wie er im Obigen bezeichnet worden, wie eine Nation zu ihrer literarischen Einigung, für weiteres Fortschreiten deren einige sich wünschen mag.

Dafs Varnhagens Leben ein solches ist, haben wir in der Anzeige des 1. und 2. Bandes angemerkt; in dem vorliegenden 3. und 4. wird unsre Bemerkung noch reicher bestätigt. Und so sprechen wir zunächst von den *Denkwürdigkeiten aus dem eignen Leben* des Verfassers. Wir finden ihn, nachdem die unglückliche Schlacht von Jena ihn aus Halle vertrieben, wieder in Berlin, wo damals schon Keime des Grofsen, das später die Welt in Staunen setzen sollte, sich zu entfalten begannen; wir finden ihn hier im Umgang mit den bedeutendsten Personen. Wie er dann, nachdem er in Tübingen sich seinen Studien gewidmet, als österreichischer Officier der Schlacht von Wagram beigewohnt, darauf in Paris dem verhängnifsvollen Feste des Fürsten von Schwarzenberg, war schon im zweiten Bande berichtet; der Aufenthalt in Tübingen, der mit dem in

Steinfurt (in den Jahren 1810 und 1811) manche interessante Eigenthümlichkeit sowohl von Ländern als Personen darbietet, blieb dem dritten aufbehalten. Die Jahre 1811 und 1812 werden in Prag verlebt, einem Orte, wo damals sich die merkwürdigsten Männer zusammenfanden, Männer, die von grofsem Einflufs auf die nächstfolgende Zeit sein sollten. Nun tritt diese ein, und wir finden Varnhagen in Begleitung des General Tettenborn in Hamburg, Mecklenburg, Dänemark, dann in Frankreich, in dessen Hauptstadt er mit den siegenden Heeren einzieht. Es möchte scheinen, dafs ein solches Leben eher sich eigne einen tüchtigen Officier oder Diplomaten zu bilden, als einen Mann, wirksam und einflufsreich in der Literatur. Aber der Einiger, der Vermittler, den wir oben bezeichneten, wird durch reiche, höhere Welt- und Lebensverhältnisse eine für seinen Beruf, wenn die Anlagen dazu die Natur gab, erspriefsliche Bildung gewinnen; und in den genannten Perioden war Varnhagen immerfort mit Männern in Berührung und Verbindung, die der Zeit ihre Farbe gaben, die zu ihren bedeutendsten gezählt werden dürfen. In *Berlin*, in dem verhängnifsvollen Jahre des Tilsiter Friedens, lebt er mit Fichte und Schleiermacher und hört ihre, namentlich des Erstern, so gewichtige Vorlesungen. Wolf und Johannes Müller werden uns vorgeführt; minder berühmte, doch mitzählende, von Marwitz, Bernhardi, von Fouqué und dessen Gattin, Chamisso, reihen sich an; der spanische Gesandte, General Pardo de Figuerra, ist auch als Nebenfigur in jener Zeit interessant. Eine Reise nach Hamburg, in demselben Jahre unternommen, bringt den Verf. zu Gurlitt, Perthes, und gewährt ihm das Anschauen des spanischen Heeres unter dem Marquis de la Romana, dem merkwürdigen Mann, der, als Führer einer Kriegsmacht, in so bedenklicher Zeit, auch den Musen und den Wissenschaften lebte.

Hier müssen wir eine Bemerkung einschalten. Der Verf. giebt in den Denkwürdigkeiten Bruchstücke einer Selbstbiographie, die, künftig im Zusammenhange, als ein Ganzes vorgelegt, von dem gröfsten Interesse sein wird. Wie jene jetzt dargeboten werden, haben sie etwas Störendes, indem die Uebergänge von einer Lebensperiode zur andern fehlen, ja eine frühere einer späteren vorangestellt ist; wie denn die Schlacht von Wagram und das Fest des Fürsten von Schwarzenberg, die im zweiten Theile geschildert wurden, der Zeit nach hinter den Aufenthalt in Tübingen, den der dritte Theil darstellt, gehören. Schlimmer aber ist folgender Umstand: diese Denkwürdigkeiten sind, wie manche Spuren verrathen, aus gleichzeitigen Tagebüchern zusammengesetzt, und auch gleichzeitige Briefe sind eingereiht. Dieses Alles ist ohne Zweifel für den Druck einigermafsen überarbeitet; und da tritt der Mangel ein, den Verehrer des Autors gewifs ungern bemerkt haben: die Ueberarbeitung ist nicht mit der Sorgfalt gehandhabt, die in diesem Falle wünschenswerth war. Denken wir uns, Hr. V. habe in seinen reifen Jahren den Gedanken gefafst, seine eigene Biographie zu schreiben, wie er solche von andern Männern so vortrefflich gegeben hat — wie würde er sich als Mann über den Jüngling gestellt haben! in wie andern Lichte würde mancher ausgezeichnete Mann erschienen sein! Wir denken hier besonders an Schleiermacher, obgleich auch Jean Paul und von Stein, wie trefflich auch in andrer Hinsicht geschildert, zu ähnlichen Betrachtungen Anlafs geben. Der erstgenannte, von Jünglingsaugen angesehn, wie er im ersten Abschnitt des dritten Theils erscheint, macht keineswegs den Eindruck, den er in einer umfassenden Selbstbiographie des Vfs. machen müfste; und den hier empfangenen Eindruck tilgt nicht das, was im vierten Bande unter dem Titel: *Schleiermacher und Fr. Schlegel* nachgebracht ist. Dem Verf. gefiel es, jene Stücke seiner Biographie so zu geben, wie sie vorliegen; der Kritiker mufs bedauern, dafs sie nicht durch die Pflege des Mannes gezeitigt, von den Augen dessen, der so viel gesehn, so viel erfahren, revidirt, nicht als Theile eines grofsen, in sich beschlossenen Ganzen erschienen sind.

Bei diesem Mangel enthält jener erste Abschnitt des dritten Bandes viel sehr Interessantes, Charakteristisches. Johannes Müller ist vor das Auge des Lesers gebracht, wie er leibte und lebte, so der gutmeinende schreibselige Fouqué und so manche Andere. Aus der Verbindung mit so vielen verschiedenartigen Personen wird es einem klar, wie der Verf. zu so vielseitiger Bildung gelangen, so gewandt und weltbewandert werden konnte. Die Zeit des Tilsiter Friedens taucht im Geist des Lesers, der sie erlebte, wieder auf, wenn er an den Tisch des spanischen Gesandten versetzt, an die Fichte'schen Vorlesungen, an die Stägemannsche Muse, die schon im Jahre 1807 von der

Hoffnung zu kühnem Fluge begeistert ward, erinnert wird. Merkwürdige Anekdoten sind eingestreut, unter denen wir nur Napoleons an Joh. Müller gerichteter Worte über Cäsars durch den Tod vereitelte Pläne gedenken; und auch an geistreichen, in das Wesen der Dinge eingehenden Betrachtungen fehlt es nicht, wie wir denn S. 53 f. ein schönes Wort über deutsche Universitäten finden.

Das zweite Bruchstück, *Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter*, ist ebenfalls, wie der Anfang desselben zeigt, unmittelbar nach dem Besuche niedergeschrieben worden; und hier freuen wir uns der Ausführlichkeit des Tagebuchs, da diese in einer umfassenden Biographie nicht Raum gefunden haben würde. Manches Charakteristische von Jean Paul ist vortrefflich aufgefafst und wiedergegeben worden; dennoch meinen wir, das Urtheil Varnhagens des Mannes würde das des Jünglings in Beifall und Beschränkung desselben anders gestaltet haben. Die Worte J. Pauls: „Der Dichter soll auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben" schienen ihm eine tiefe Wahrheit zu enthalten; jetzt würde er sich wohl nicht mit der Beschränkung begnügen, „dafs dieser Wahrheit doch nicht unbedingt beizustimmen sei." Rec. möchte die Schilderung der Borromeischen Inseln im Titan, wie die Phantasieen des schwedischen Landpredigers, der in seine Gegend sich ein Italien träumt, eher für eine Negation der Poesie halten. Rührend wirkt die Erinnerung an den damals fünfjährigen einzigen Sohn des begabten Dichters, durch dessen frühzeitigen Tod die Hoffnungen des Vaters so traurig vereitelt werden sollten.

Das dritte Fragment, *Tübingen* überschrieben, führt uns, nach dem bewegten Leben in dem tiefgebeugten, doch zu Hoffnung sich erhebenden Berlin, in eine stille, der Wissenschaft, den Studien gewidmete Region, in eine Stadt, die uns mit ihrem einfachen Leben fast um ein Jahrhundert zurückversetzt. Aber die Zeit war nicht geeignet, strebende Geister und lebhafte Gemüther Ruhe geniefsen zu lassen. Berlin war der eigentliche Wohnort für V. Er meinte, es sei kein Irrthum, dafs er Arzt werden wolle (S. 88); und doch war er, seiner Natur nach, zu etwas anderm bestimmt. Zweifel bemächtigen sich seiner, die erst niedergeschlagen werden, als er, kurz vor der Schlacht von Wagram, in österreichische Dienste tritt. Das erwähnte Fragment ist übrigens eins der interessantesten des ganzen Werks. Auch hier begegnen uns Namen von Bedeutung, die aber zum Theil in der späteren Zeit erst oft genannt werden sollten. Neben dem schon bekannten Conz werden wir auf Uhland und Justinus Kerner aufmerksam; Cotta zeigt sich in der Betriebsamkeit, die sich in den folgenden Jahren so weit ausdehnte. Baggesen erscheint, freilich nicht zu seinem Vortheil, der reichbegabte, unglückliche Hölderlin, dessen Katastrophe uns hier mitgetheilt wird, im Irrenhause. Jung-Stillings eben bekannt gewordene Theorie der Geisterkunde wird gerade am passenden Orte aufgeführt und giebt zu treffenden Bemerkungen über das sonst so reiche, gesegnete Würtemberg, „diese Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt" Anlafs. Die Nacht, die dem Verf. durch die Lectüre jener Theorie herbeigeführt ward, ist lebendig geschildert, wie uns J. Kerner, „in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volks", in der Eigenthümlichkeit, die sich später so merkwürdig entwickelte, lebendig vorgeführt wird; doppelt interessant, weil Kerner in Verbindung mit zwei Brüdern auftritt, die drei, „ein Geschlecht von solcher Stärke und Fülle von Anlagen, dafs sie, vertheilt auf die verschiedenen Zweige, noch in jedem als besonderer Reichthum erscheinen". Man kann sich des Gedankens nicht erwehren: wie schade, dafs J. Kerner, dafs so manche ihm Verwandte diese Nachtseite der Natur als etwas Positives behandeln, statt sie als eine Abnormität zu betrachten, die, eben als solche, rückwärts auf die ewigen Gesetze der lichten, gesunden Natur schliefsen lasse! Zu welchen Verirrungen, welchem Wahn jenes Wandeln in der Nacht führen mufste, hat sich nur zu bald gezeigt.

Auf einen ganz andern Boden sehen wir uns im folgenden Abschnitt, *Steinfurt* 1810, 1811, versetzt. Hier weilte der Verf., noch im österreichischen Dienste, schwankend, wie es scheint, ob er die kriegerische Laufbahn verfolgen, ob er sich ganz wieder den Wissenschaften hingeben wolle. An lebendigen, interessanten Schilderungen fehlt es auch diesem Bruchstücke nicht. Steinfurt, einst eine kleine Residenz, jetzt ein französisches Städtchen, das alte Schlofs von Bentheim mit seinen dicken Mauern, seinem Thurme, mit Resten, wie man glaubt, aus uralter heidnischer Zeit,

der moderne Park von Steinfurt, der Besitzer desselben, der etwas seltsame alte, von der neuen Zeit bewältigte Graf, damals an Napoleons Hofe reclamirend, protestirend, sollicitirend, ein steinfurtischer Maire, als französischer Beamter dem alten Herrn mit angebornem deutschem Respect ergeben, französische Kundschafter, deren Auflauern auch der Verf. nicht entgeht — das alles, dazu die Beschaffenheit dieses westphälischen Landes, die Art und Sinnesweise der heimischen und entfernteren Bewohner Westphalens, giebt zugleich ein Bild der Zeit mit ihrem Druck und ein Stillleben im vollsten Contraste gegen die Pariser Scenen, die ihm vorausgingen. Als an sich interessant gedenken wir der Bemerkungen über den Katholicismus Westphalens, der unsrer Zeit nicht zum Ruhm gereichenden Aeufserung: „die wundervolle Nonne von Dülmen ist das katholische Gegenstück zu der protestantischen Seherin von Prevorst."

Eine wie durchaus andre nun die Scene, in die uns der nächste Abschnitt führt! *Harren und Streben. Prag* 1811, 1812. Der Verf. wird durch den Dienst nach dieser Stadt gerufen, wo er den von Napoleon geächteten Minister Stein findet, mit ihm Ernst von Pfuel, damals noch Hauptmann, beide, vor allem der erste, bestimmt, in den nächsten Jahren grofse Wirksamkeit für das Vaterland zu entfalten. Die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom kommt in Wien an, als Dienstgeschäfte den Verf. dahin geführt hatten. Napoleon stand nun auf dem Culminationspunkte. Aber während am 20. Mai bei dem französischen Botschafter das Fest des Königs von Rom im höchsten Glanze gefeiert wird, begeht man in Prag, in wahrhaft patriotischer Weise, den Jahrestag der Schlacht von Aspern (21. Mai). Ueber Stein, diesen wahren deutschen Heros, folgen die interessantesten Notizen. Wir erkennen diesen Mann mit seinem eben so thatkräftigen als glühenden Hasse gegen Napoleons Herrschaft, mit seiner grofsartigen Deutschheit, der unbeugsamen Gesinnung, der Schärfe des Geistes, der Heftigkeit seiner Gemüthsart. Auch Justus Gruner erscheint; unbedacht in Mittheilung seiner kühnen Pläne, in dem damals mit Napoleon verbundenen Oesterreich, wird er, um ihn den Franzosen zu entziehen, von der österreichischen Regierung verhaftet. Aber Zeichen genug erscheinen am politischen und militairischen Horizonte, die den nahen Untergang der französischen Herrschaft verkündigen. Während die Kaiser von Oesterreich und Frankreich in Dresden zusammentreffen, gehn Stein und Pfuel nach Rufsland.

Und so ist das Buch, dessen Inhalt wir anzuzeigen begonnen, eine Erinnerung an eine der merkwürdigsten Zeiten, welche Europa gesehn, an eine Zeit, an die der Deutsche nicht lebendig genug erinnert werden kann. *Begonnen* sagten wir, denn noch nicht ist unsre Anzeige zur Hälfte des 3. Bandes gelangt. Aber wir würden das Mafs einer Anzeige weit überschreiten, wenn wir, auch nur so eben andeutend wie bisher, die einzelnen Abschnitte durchgehn wollten.

Denn nun geht das verhängnifsvolle Jahr 1812 zu Ende; Rufsland und Preufsen sind verbündet; wir finden den Verf. als Hauptmann und Adjutanten *Tettenborns* in Hamburg wieder. Ein dem Letztern gewidmeter Abschnitt geht den *Hamburgischen Ereignissen* und den *Kriegeszügen der Jahre* 1813 *und* 1814, die der Verf mitmacht, voraus. Wir sind Hrn. V. für jenen dankbar, um so mehr, da er in dem Sinne abgefafst ist, den der Anfang dieser biographischen Skizze ausspricht: „Das Leben der Kriegsmänner hat den eignen Reiz, dafs neben dem Talente hier hauptsächlich der Charakter wirkt, der so frei und schnell nirgends hervortritt als im Aufruf aller Kräfte des innern und äufsern Menschen im Kriege." Ob jedoch der Verf., an Tettenborn attachirt und durch ihn zuerst in ein freieres, lebendigeres Kriegesleben eingeführt, diese an sich immer bedeutende Persönlichkeit nicht mit zu günstigen Augen angesehn? ist eine Frage, die Rec. wohl aufwerfen darf, aber nicht beantworten kann. Als i. J. 1814 Varnhagens hier, nach vorgängiger Revision, wieder abgedruckte Schrift: *Hamburg im Frühjahr* 1813, erschien, ward dieselbe mit dem gröfsten Interesse gelesen; die lebendige Schilderung, der klassische Stil in Darstellung eines Ereignisses, das jeden menschlichfühlenden Deutschen bewegen mufste, wurde mit Freude und Dank aufgenommen; doch erhuben sich damals schon Stimmen, und von Solchen, die wohl ein Urtheil hatten, welche behaupteten, Tettenborn sei zu hoch gestellt worden. Rec. hat hier kein Urtheil.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

(Schluſs).

Zu bemerken ist indeſs, daſs dieser Führer, von seinem kühnen Muthe hingerissen, trotz der Bedenklichkeit des General Wallmoden, nach dem Unglück Hamburgs, der Stadt Bremen leicht ein gleiches hätte bringen können, und es gebracht haben würde, wenn nicht eben zu rechter Zeit der Sieg bei Leipzig erfolgt wäre. Die *Kriegszüge in den Jahren* 1813 *und* 1814 werden den Lesern der Denkwürdigkeiten um so willkommner sein, da sie groſsentheils sich mit dem dänischen Kriege beschäftigen, der, unter den gröſsern Ereignissen nur eine Nebensache, in dem Gedächtniſs vieler Zeitgenossen einer Auffrischung bedarf. So werden die vorausgehenden Ereignisse, die Lage des damaligen Kronprinzen von Schweden, Hamburgs Noth, des einst so gefürchteten Davousts Furcht, der Tod Theodor Körners (sehr schön und wahr heiſst es von ihm: „Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, seine Gesinnung allen Zeiten") immerfort die Theilnahme aller Deutschen in Anspruch nehmen. Uebrigens sind die in diesem Abschnitte erwähnten kriegerischen Vorfälle nicht für Militairs geschrieben, und, bei der Stellung des Verfs., lieſs sich eine genaue Darstellung kaum erwarten. Doch fällt es, bei der Ausführlichkeit, womit das Gefecht an der Göhrde behandelt worden, auf, daſs die beiden hannöverschen Bataillons Langrehr und Bennigsen, welche durch einen Angriff mit dem Bajonet an der Entscheidung jenes Gefechts einen so wirksamen Antheil hatten, nicht erwähnt sind, wogegen das angeführte Bataillon Berger, soviel bekannt, nicht zum Gefecht kommen konnte. Noch manches Denkwürdige enthält dieser Abschnitt: den Zug Tettenborns an den Rhein und über denselben hinaus in das Innere Frankreichs; das Wiedererscheinen Steins und das groſse Verdienst, das dieser mit einigen Gehülfen in einem beispiellos ausgedehnten, von den verbündeten Monarchen ihm anvertrauten Wirkungskreise sich um das Vaterland erwarb, dann den Aufstand des Landvolks in Frankreich, der als ein merkwürdiges Zeugniſs von der Macht dasteht, welche Napoleon über die Menschen übte. Wir schlieſsen unsre Bemerkungen mit den schönen Worten des Verfs.: „Auch die deutsche Geschichte hat Zeiten, welche durch das Dasein einzelner Helden getragen werden; aber völlig das Gegentheil von solcher Erscheinung zeigt sich in dem letzten Befreiungskriege, wo der Ruhm der Ereignisse, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich empor gehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürsten, tapfre Feldherrn, einsichtsvolle Staatsmänner (die deutsche Jugend mit ihrer Viele fortreiſsenden Begeisterung hätte hier auch einen Platz verdient, wie die Anstrengungen des Volks überhaupt nicht vergessen werden dürfen); doch eben deſshalb nennt er sich nach keinem ausschlieſslich, sondern schwebt als namenloses Eigenthum in hoher Gemeinschaft über der ganzen Nation."

Wir kommen zu einer zweiten Abtheilung des Werks, *Biographisches* überschrieben. Auch hier müssen wir kurz sein und uns mit wenigen Anmerkungen begnügen. Ein günstiges Geschick, wie wir schon früher geäuſsert, bringt den Verf. in Berührung mit den merkwürdigsten Persönlichkeiten; dasselbe spielt schriftlich hinterlassene Denkwürdigkeiten verstorbener interessanter Menschen ihm in die Hände; mündliche Berichte über Personen, deren Wirken und Eigenthümlichkeit mehr und mehr der Kunde der gegenwärtigen Zeit entzogen worden, kommen ihm zu. So findet sich in dem Einen Manne ein Repertorium,

wie es nicht viele geben mag; und glücklicher Weise versteht dieser Mann alles Genannte trefflich zu benutzen und zu gestalten; wie es ihm denn nicht an Neigung fehlt, seine Schätze dem Publikum mitzutheilen. Obgleich das wahrhaft Grofse, vor Vielem Vorragende von ihm erkannt und nach Würdigkeit geschätzt wird, so wendet er doch seine Neigung und Liebe auch minder grofsen, wenn nur noch bedeutenden, Naturen zu, und es ist ihm Freude, das weniger glänzende Verdienst in sein rechtes Licht zu stellen. So spielt er dann und wann die Rolle des Vertheidigers; und auch hier haben wir wieder den Einiger, den Vermittler.

Wenn es meistentheils Deutsche sind, mit denen er sich beschäftigt, so geht er doch auch dann und wann über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, und namentlich bietet ihm Frankreich Stoff, mit dessen Literatur und gegenwärtigen Zuständen er genauer bekannt scheint. Gleich der erste Artikel ist *Lafayette'n* gewidmet und den beiden Männern, die denselben auf so kühne, edelmüthige Weise aus dem Gefängnifs zu Olmütz zu befreien unternahmen, *Bollmann* und *Francis Huger*. Er ist eigentlich eine Ergänzung der im ersten Theile der Denkwürdigkeiten mitgetheilten Biographie Bollmanns, indem neben den von dem Letztern gegebenen Bericht die Erzählung Hugers, von einem Engländer mitgetheilt, gestellt wird, beide freilich nur nach Ueberlieferungen, von Andern aus den Worten der Betheiligten geschöpft. So erfahren wir aber und abermals, wie ein Ereignifs, von verschiedenen Personen erzählt, wenn auch im Wesentlichen übereinstimmend, sich verschieden gestaltet. Merkwürdig, rührend ist der Bericht Hugers von einer Scene, die er, ein Sohn des amerikanischen Obersten Huger, auf einer kleinen Insel bei Charlestown erlebte: Lafayette, damals ein Jüngling, begeistert für die amerikanische Freiheit, der zu Liebe er Frankreich verlassen, vom Sturm an jene Insel getrieben, gegen Mitternacht in dem Hause des Obersten Hülfe suchend, hier zuerst den amerikanischen Boden betretend. Francis Huger war zu der Zeit erst vier Jahr alt; aber jener Vorfall hatte sich ihm tief eingeprägt; er bewahrte die gröfste Anhänglichkeit an Lafayette, ward sein feurigster Bewunderer, und so fand Bollmann in ihm den Beistand, den er suchte. Ein interessantes Aktenstück zu jenem abenteuerlichen Ereignifs ist ein mitgetheilter Brief Lafayette's an Huger, nach des Erstern Befreiung in Hamburg geschrieben.

Der nächste Artikel macht uns auf *Fleury's*, des berühmten französischen Schauspielers, Memoiren aufmerksam, indem aus ihnen der *Marquis von Condorcet* und der *Graf Tilly* aufgeführt werden, jener im Beginn der Revolution von einer goldnen Zeit träumend, einer, wenigstens nach Fleury's Darstellung, so phantastischen, dafs man an das tausendjährige Reich, wie es bei einigen Kirchenvätern erscheint, erinnert wird, dieser, als geistreicher Weltmann, das schöne Gebäude Condorcets zertrümmernd.

Wie V. von diesen Mittheilungen Anlafs nimmt, deutsche Talente, solche, die sich auf der Bühne entfalteten, zu Abfassung ähnlicher Memoiren zu ermuntern, so fordert er im nächsten, *Moritz'* Andenken gewidmeten, Artikel auf, dieses Mannes Schriften zu sammeln und eine gründliche Biographie von ihm zu geben, damit der merkwürdige Mann, der, mochte er reisen, mochte er seine Gedanken auf Kunst und Alterthum richten, oder mit Theologie und Philosophie sich beschäftigen, immer durch Gemüth und Geist in seiner Zeit und Umgebung ausgezeichnet dasteht, dem Vaterlande nicht völlig fremd werde.

Die Erinnerung an *Siegmund von Seckendorf* wird denen besonders willkommen sein, die sich ein vollständiges lebendiges Bild von der Blüthezeit Weimars zu schaffen bemüht sind, in welchem jener nicht fehlen darf. Wenn man die jüngst erschienenen *literarischen Zustände und Zeitgenossen* aus Böttigers Nachlafs gelesen hat, dann entsteht der lebhafte Wunsch, die weimarische Zeit vom Beginn der Regentschaft Amaliens bis auf Carl August's und Goethe's Tod möge auf eine des grofsen Gegenstandes würdige Weise dargestellt werden. Materialien sind in Menge vorhanden; aber wenig ist geordnet, viel bleibt zu ergänzen; doch ist jetzt noch die Zeit, wo Staatsmänner und Gelehrte Weimars ein Werk liefern könnten, das Deutschland zum Ruhm und zur Belehrung gereichen würde. Wir bemerken nur noch, dafs in der letzten Abtheilung des Werks, welches wir besprechen, in den Kritiken, Böttigers Eigenthümlichkeit, in so mancher Hinsicht ehrenwerth, aber keinesweges geschickt seine grofse Umgebung zu fassen und darzustellen, mit Wahrheit und Schonung geschildert ist.

Einer der interessantesten Artikel unsers Werks ist der über *Leuchsenring*, der, wie der Verf. mit Recht bemerkt, „in einer Galerie Goethe'scher Personen einen bedeutenden Platz ansprechen dürfte." Und warum? — Weil die originelle Kraft Goethe's, sein Genius, die sich in so jugendlichem Alter offenbarten, sich erst recht lebendig hervorheben auf der Folie, die Männer wie Leuchsenring bilden, diese nur durch Andre etwas geltenden und deshalb an Andre, vor allen an Weiber, sich anschmiegenden, durch Verbindungen einige Bedeutung erzielenden Naturen. Auch wird durch jenen Mann eine merkwürdige Seite der Zeit, in der Goethe heranwuchs, die er zu bewältigen hatte, repräsentirt. Er stiftet einen Orden der Empfindsamkeit, während Goethe durch seinen Werther, diese weit über die Zeit vorragende Schöpfung, sich für immer von derselben losmacht. Dafs V. darthut, wie Goethe's Pater Brey nur ein carikirtes Bild von Leuchsenring ist, dafs dieser besser, bedeutender als jenes, ist ehren- und dankenswerth; doch dürfen wir nicht aufser Acht lassen, dafs das Bild eine ganze Gattung unter sich verwandter Naturen darstellen sollte, die Caricatur also natürlich war. Und was könnte uns lebendiger den feurigen Hafs des jugendlich-kräftigen, originalen Goethe gegen Schwäche, Unnatur, Schein und Alles, was sich an sie knüpft, darstellen als diese Caricatur! Auch abgesehn von unserm Dichter ist die Charakteristik Leuchsenrings von Bedeutung; und wir geben Hrn. V. vollkommen Recht, wenn er sagt: „In der Entwicklungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird sein Name nicht ungenannt bleiben dürfen."

Der folgende Abschnitt: *Frau von Grotthufs und Frau von Eybenberg* gab dem Verf. Anlafs, einige interessante Briefe von Goethe, an die Erstere gerichtet, mitzutheilen, unter denen besonders der über das Werk der Frau von Staël, de l'Allemagne, merkwürdig ist. Wir müssen die Schilderung dieser Frauen, da sie einem ansehnlichen Kreise angehörten, und in ihm eine Rolle spielten, gelten lassen. Doch können wir nicht verhehlen, dafs eine die Grenze überschreitende Läfslichkeit uns in dieser Schilderung aufgefallen ist. Von Fr. von Eybenberg heifst es: „Ihre Langeweile war unterhaltend, ihre Selbstsucht wohlgefällig." Goethe ist oft eines solchen Indifferentismus angeklagt worden; auch er huldigt in den erwähnten Briefen der Anmuth der Frau von Grotthufs. Aber welcher Mann schreibt nicht wohl huldigend einer schönen Frau, vollends, wenn diese ihn beschenkt? Und einem Manne wie Goethe war vor Andern Vieles erlaubt.

In der Schilderung *Henri Campan's*, des Sohnes jener berühmten Kammerfrau der unglücklichen Marie Antoinette, erkennen wir dagegen das unparteiische, leidenschaftslose, wahrhaft humane Gemüth des Verfassers. Für sie, wie für das über *Wilhelm von Humboldt* Gesagte, was einem künftigen Biographen des höchst ausgezeichneten Mannes von Nutzen und Gewicht sein wird, sind wir besonders dankbar? Und hier müssen wir noch der sehr interessanten, die Kraft und Vielseitigkeit Humboldts lebendig darthuenden Briefe desselben an F. A. Wolf (von Erfurt, Jena, Berlin, Rom), Erwähnung thun *).

So sind wir zu der letzten Abtheilung des Varnhagenschen Werkes, den *Kritiken*, gelangt, und wir könnten unsre Anzeige schliefsen; denn wer wird Kritiken von Kritiken erwarten oder verlangen? Doch können wir nicht umhin, auf die vielseitige Bildung des Kritikers, diese einem solchen in unserer Zeit, wo die Literaturen der verschiedenen gebildeten Nationen sich berühren, wo gegenseitige Anerkennung und Verständnifs immer zunehmen, so nöthige Eigenschaft aufmerksam zu machen. Sie zeigt sich in der Beurtheilung so mannigfaltiger historischer, biographischer, poetischer, philosophischer, allgemein-literarischer Schriften, wie in der Bekanntschaft mit dem, was verschiedene Nationen in verschiedenen Fächern geleistet. Man lese, wie bei Gelegenheit der Recension von Allison, History of Europe during the French Revolution, über die Geschichtschreibung bei den Völkern Europa's gesprochen wird. Ferner findet sich in diesen Kritiken überall redliche Anerkennung des Verdienstes, Milde, Rücksicht auf Zeiten und Umstände. Der Neigung Zeiten und Personen charakteristisch darzustellen, giebt der Verf. hie und da wohl etwas zu sehr nach, wie in der Recension von den *Erinnerungen eines Greises*, wo z. B. die Charakteristik des Juristen Böhmers, aus dem recensirten Buche ausgehoben, Allbekanntes, ja trivial gewordene Anecdoten abermals mittheilt. Gegen die Kritik von *Weifse's Erläuterungen des Goethe'schen Faust* liefse sich Manches sagen. Doch wir wollten ja nicht Kritiken über Kritiken schreiben.

*) S. 318 ist das Datum: Rom, 20. Juli, 1803 offenbar ein Druckfehler. Es mufs 1805 heifsen.

Der Stil Varnhagens bewährt sich auch in diesen Bänden, wie er denn allgemein als vortrefflich anerkannt ist. Er ist gewandt, ja blendend und elegant, ohne an Eigenthümlichkeit einzubüfsen, oft treffend, charakteristisch, durchaus der Vielseitigkeit gemäfs, die sich in dem Buche kund giebt. Oft stofsen wir auf den gerade glücklichsten Ausdruck; wie z. B., wo es von Leuchsenring heifst: „das Allgemeine dieser Bezüge, welches Goethe so glücklich zusammenfafst, hilft uns das besondere Verhältnifs unter den rechten Gesichtspunkt stellen, und L. hier nur als einen Mitgeher seiner Zeit erkennen, nicht als einen Quertreter, der in ihr selbst ein Zerrbild gewesen wäre." Seltner finden wir Nachlässigkeiten in Ausdruck und Periodenbau; ein auffallendes Beispiel hievon Th. I, S. 54. 55.

Den Schlufs des ganzen Werks macht eine Uebersetzung von *Saint-Martin's Betrachtungen über die französische Revolution*, einem sehr merkwürdigen, während der Gährung dieser Revolution abgefafsten Werke, welchem aber, da in Kürze darüber zu reden nicht ersprieflich sein dürfte, eine eigne Kritik gewidmet werden müfste. „Die tiefsten Geheimnisse der wahrsten Menschheit," die Goethe in Saint-Martin's Buche: des erreurs et de la verité fand (S. den Brief an Lavater v. J. 1781), würden sich auch in diesem Buche nachweisen lassen; ob und wie viel von den jene Geheimnisse verknüpfenden „Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit" in demselben zu finden sei, das würde eine ausführliche Kritik darzuthun haben.

Abeken.

LXII.

Requisitoires, Plaidoyers et Discours de Rentrée prononcés par M. Dupin, Processeur général à la Cour de Cassation, depuis le mois d'Août 1830 *jusqu'à le jour; avec le texte des Arrêts. Paris,* 1836. *(3 Th.* 8.*).*

Das Recht ist eben sowohl eine Kunst als eine Wissenschaft, und die Römer haben es noch vielmehr als eine Kunst angesehen; es ist also ungemein interessant, das Recht eines gegebenen Volks im Leben anzuschauen. Um uns das französische Recht auf diese Art kennen zu lehren, ist oben bezeichnetes Werk völlig geeignet. Zwar lebt das Recht nicht allein in den Verhandlungen bei Gericht, und obgleich keine Schöffen mehr das *Recht finden*, was, im Vorbeigehen gesagt, nicht das beste Mittel war, dessen habhaft zu werden, so kann nicht in Abrede stehen, dafs auch in den Privat-Verhandlungen der Bürger, und namentlich in denjenigen, die vor Notarien vorgenommen werden, das Recht im Leben erscheint. Immer aber sind die gerichtlichen Verhandlungen ein wichtiger Theil des Rechtslebens, welchen anzuschauen um desto interessanter ist, als dessen Elemente nahe liegen, und als deren Existenz eine geschichtliche Gewifsheit hat, die wohl den andern Theilen des Rechtslebens, wenigstens dem Leben des Privat-Rechts, abgehen möchte. Spricht sich nun dieses Leben in einem Manne aus, der durch Talent, Wissenschaft, obrigkeitliche und politische Stellung höchst bedeutend ist, und werden uns dessen Actionen (im rhetorischen Sinne) vorgelegt, so kann man sagen, dafs ein guter Theil jener Kenntnifs, so die Rechtskunst zum Gegenstand hat, für uns gewonnen ist. Dies, man kann es mit Wahrheit versichern, ist der Fall mit der Sammlung, die wir hier anzeigen. Hr. Dupin, schon geraume Zeit vor der Julius-Revolution als Advocat berühmt, und um jene Epoche Mitglied der Deputirten-Kammer, nahm an der neuen Einrichtung der Dinge den thätigsten und wirksamsten Antheil (bekanntlich war er in der Kammer der Berichterstatter über die neue Abfassung der Charte) und ward gleich im Laufe des Augustmonats zum General-Procurator des Königs beim Cassations-Gerichtshof ernannt. Seitdem ist er sechsmal zum Präsidenten der Deputirten-Kammer erwählt worden und bekleidet auch dermalen dieses Amt; seine Stellung ist also von der Art, dafs sie ihn zur thätigsten und vielseitigsten Theilnahme am öffentlichen und Privat-Recht auffordert.

Die Sammlung theilt sich in 1) die Reden gehalten bei Installationen und Wiederaufnahme der Gerichts-Sitzungen nach Ablauf der Ferien (discours de rentrée); 2) die schriftlichen Anträge (requisitoires) des General-Procurators und dessen mündliche Vorträge bei den Audienzen (plaidoyers) nebst den darauf ertheilten Urtheilssprüchen (arrêts); 3) die von Hrn. Dupin in der Deputirten-Kammer gehaltenen Reden, verschiedene Fragen über Recht und Gesetzgebung betreffend.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Requisitoires, Plaidoyers et Discours de Rentrée prononcés par M. Dupin.

(Schluſs.)

Beigefügt ist die Rede, die Hr. Dupin bei Gelegenheit seiner Aufnahme in die Académie francaise hielt und worin eine Episode vorkömmt, die die Vergleichung der gerichtlichen Beredsamkeit mit der gesetzgeberischen, so wie die Improvisation, zum Gegenstand hatte.

Wir wollen suchen von diesen verschiedenen Theilen der Sammlung ein Bild zu entwerfen.

I. Die Installations-Reden und die discours de rentrée sind schriftlich abgefaſste und vor dem versammelten Gerichtshof abgelesene Reden, die eine *infinita quaestio* abhandeln, gemäſs einer alten Sitte, die in den Parlamenten obwaltete. Der Styl ist hier pompöser und gebildeter als in den Anträgen, die sich auf einzelne Rechtsstreite beziehen. Doch erkennt man auch hier die gedrängte Sprache des Verfassers, der von seinen vielfältigen, in den wichtigsten Rechts-Sachen von ihm als Advokat gehaltenen Plaidoyers (man denke nur an die gegen die Jesuiten gerichteten) jene gedrungene, lebhafte, witzige und gedankenreiche Redeart beibehalten hat, die ihm so zu sagen zur andern Natur geworden. So erscheint er z. B. in dem ersten discours de rentrée, den 3. November 1830 gehalten, wo er die Unabhängigkeit des Richters zum Gegenstand nehmend auf dessen Unabsetzbarkeit übergeht und an die Verhandlungen erinnert, welche nach der Julius-Revolution sich erhoben, als eine starke Stimme sich hören lieſs, welche die Revision aller Richter-Bestallungen begehrte. „Man sprach," sagt Hr. Dupin, „nur davon einige Richter zu entfernen, allein „ohnfehlbar wären alle angegriffen worden; denn hin„ter den Personen waren die Stellen selber, und die „Stelle des besten Richters wäre mit der nämlichen „Hitze begehrt worden, wie die des schlechtesten." In dem den 7. November 1831 gehaltenen discours de rentrée charakterisirt er selbst die Veränderung, welche in Hinsicht dieser Art von Vorträgen in den Sitten vorgegangen: „Was unsre Väter Staats-Reden „(harangues) nannten, das wäre heutzutage nicht mehr „am Platz; die Zeit ist nicht mehr, wo man ihre ge„lehrte Art Gemeinplätze zu behandeln bewunderte, „welche die Gerechtigkeit und die Gesetzgebung, die „Pflichten und die Eigenschaften der Magistratspersonen „zum Gegenstande hatten. Der elegante Styl der *Mer„curialien* des letzten Jahrhunderts würde affectirt „scheinen; unter allen unsern alten Rednern würde „vielleicht Lhôpital noch allein, mit seiner Rauheit aus „dem Mittelalter, mit seinem ernsthaften Ton und sei„ner Censorensprache die öffentliche Aufmerksamkeit „auf sich ziehn, und die Geister bewältigen. Die „heutige Zeit ist durchaus positiv; sie liebt die Leh„ren weniger als die Lehranwendung, sie zieht den „Theorien die Thatsachen vor; und da vorzüglich, wo „es sich um öffentliche Functionen handelt, erkun„digt sich die öffentliche Meinung nicht nur nach dem „was diejenigen, die sie ausüben, thun sollten, sie er„kundigt sich hauptsächlich nach dem, was sie gethan „haben." Er untersucht alsdann die Art, wie seit der letzten Revolution die Gerichte ihre Pflicht gethan, und zeigt, daſs sie ein Geist der Humanität und der Billigkeit und der Freiheit belebt, der sich in der Interpretation der Criminal- und politischen Gesetze bei zweifelhaften Fällen ausgesprochen; diesem Geiste zufolge habe sogar der Cassationshof nicht angestanden sich selbst zu reformiren, indem er mehrere seiner Rechtsauslegungen feierlich zurückgenommen.

II. Die réquisitoires sind mit gedrängter Kürze abgefaſst. Der General-Procurator hebt das Factum hervor, indem er es von allen zufälligen Nebenumständen entblöſst, er giebt darauf das Cassations-Rechtsmittel an, um welches es sich handelt, und stellt kurz

die Beweggründe hin, die die Entscheidung bestimmen zu sollen scheinen. Die Conclusionen oder Plaidoyers bei der Audienz sind alle Improvisationen. Man begreift leicht, dafs Hr. Dupin, mit den gröfsten Geschäften überhäuft, sich hier gerne auf sein Sprachtalent verläfst; höchstens hat er geschriebene Noten zur Hand. Dafs er in seinem Element, Leichtigkeit des Ausdrucks, Gegenwart des Geistes, Gedächtnifs, Ueberblick, Alles steht ihm hier zu Gebot; um Eleganz bekümmert er sich weniger; von jener rudesse, die er am Kanzler Lhôpital bemerkt, möchte man manchmal in ihm ein Abbild finden.

Die Urthel des Gerichtshofs sind gewöhnlich den Anträgen des General-Procurators gemäfs; indessen fanden sich mehrere Beispiele vom Gegentheil und was auffallender ist, gewöhnlich in Fällen, wo die Meinung des General-Procurators lieberaler ist, als die des Gerichtshofs. So z. B. in der Sache des Protestanten-Vereins von Levergies trug Hr. Dupin auf Cassation an, da die Charte von 1830 den Artikel 291 des Code penal ipso facto modificirt habe (bekanntlich macht dieser Artikel die Legalität der religiösen Vereine und Versammlungen von der vorläufigen Erlaubnifs der Verwaltung abhängig); der Gerichtshof aber entschied, dafs der Artikel, ohngeachtet der Charte, rechtskräftig sei. So trug er gleichfalls, in der Sache des Priesters Dumonteil, dessen Klage auf Aufhebung des Hindernisses, das die Eltern seiner Braut ihm entgegensetzten, die Cour Royale von Paris verworfen, darauf an, dafs das Urthel cassirt werde; da hingegen der Cassations-Gerichtshof entschied, dafs die Priester-Ehe aus dem Grunde als verboten anzusehen, weil der katholische Cultus durch die Charte förmlich geschützt sei, und das canonische Recht den katholischen Priestern die Ehe verbiete.

Wenn die Sprüche des Gerichts-Hofs nicht immer der Meinung des General-Procurators folgten, so ist auch zu bemerken, dafs dieser letztre bei vorkommenden Fällen auch nicht immer der Meinung des Gerichtshofs folgte, die schon vorher in ähnlichen Fällen ausgesprochen worden. Wenn es ihm nun auch nicht immer gelang, seine Meinung durchzusetzen, so blieben seine Anstrengungen hiezu auch nicht immer fruchtlos und mehrere Male änderte der Hof seiner Ansicht zufolge dieselben um. Zugleich ist hier die Unabhängigkeit zu bemerken, mit welcher Hr. Dupin in den Fällen, wo er dem 441sten Artikel des Code d'Instruction criminelle zufolge auf den Befehl des Justiz-Ministers hin Cassation zu begehren hatte, auf der einen Seite diesem Befehl Genüge leistete, auf der andern aber unverhohlen seine persönliche Meinung, die der des Ministers entgegen war, ebenfalls entwickelte und dies mehrmal mit solcher Tiefe und Umsicht, dafs der Gerichtshof das Gesuch des Ministers verwarf und der Meinung Hrn. Dupin's gemäfs entschied. (Bekanntlich sind die Mitglieder der Staatsbehörde in Frankreich zwar amovibel, aber nichts desto weniger als unabhängige Magistratspersonen angesehen).

Der Herausgeber (der wohl nicht der angegebne Buchhändler Joubert ist), macht bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die Art der Beredsamkeit, die dem Ministère public heutzutage geziemen mag, und indem wir sie ganz triftig finden, sind wir geneigt, sie Hrn. Dupin selbst zuzuschreiben. Der Grundcharakter der Verhandlung vor dem Cassations-Gerichtshof, heifst es, besteht darin, dafs dieselbe allein sich um den Rechtspunkt drehet. Die Thatsachen werden nur insofern berührt, als dies nöthig ist, um die Rechtsfragen zu verstehen und blos um diejenigen herauszuheben, die das angegriffene Urthel als erwiesen erklärt hat. Dieser Theil der Verhandlung wird nun mit der gröfsten Treue und Umsicht durch den Bericht-Erstatter (der einer der Räthe) besorgt. So kann denn, wo nicht der Advokat der Parthei, doch aber die Staatsbehörde sich unmittelbar mit der Rechtsfrage beschäftigen.

Hier hat nun Hr. Dupin ganz auf jene alte Manier verzichtet, von der wir in d'Agnesseau und in Merlin so glänzende Beispiele sehen: eine gelehrte mit zahlreichen Citaten und manchmal spitzfindigen Argumenten versehene Argumentation, die wohl eine Dissertation zu nennen. Hrn. Dupin's Manier ist gedrängte Kürze, schneller Styl, soviel Gelehrsamkeit aufgewandt als unumgänglich nöthig; unter vielen Argumenten wählt er nur die treffendsten aus und vernachläfsigt die andern.

III. Unter seinen parlamentarischen Reden ist hier eine Auswahl getroffen; es sind besonders diejenigen herausgehoben, in welchen er die Vorschläge des Ministeriums bekämpfte. Eine der trefflichsten ist wohl die, in welcher er darthut, dafs nicht eine königliche Ordonnanz, sondern nur ein förmliches Gesetz eine

eigentliche Amnestie gewähren kann. — Mehrere Reden, von Hrn. Dupin als Bâtonnier des Advocaten-Ordens gehalten, sind diesen Reden angehängt.

Rauter.

LXIII.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Friedrich Ritschl, Prof. zu Breslau. Nebst litterarhistorischen Zugaben. Breslau, 1838. *VIII u.* 147 *S.* 8.

Unter den Schriften, welche durch die Berliner Preisaufgabe über das Alexandrinische Museum veranlafst sind, zeichnet sich keine so sehr in Selbständigkeit und Reichthum an fruchtbaren Erörterungen aus als das vorliegende Werk des Hrn. Prof. *Ritschl.* Schon in seiner Tendenz unterscheidet es sich von jenen, die den ungleichartigen Vorrath von Ueberlieferungen und Ansichten, worin die Statistik des Alexandrinischen Bücher- und Gelehrtenwesens ruht, praktisch anzuordnen und zu vermitteln suchen; hier kommt es allein auf Forschung an, welche sich innerhalb eines eingeschränkten Kreises bewegt, und noch ungebrauchte Thatsachen mit bekannten verknüpfend, durch Deutung des dunklen, durch Ergänzung des alten in das Innerste verschollener Zustände dringt. Leicht wird man nun die Genauigkeit und den Scharfblick wiedererkennen, welchen der Vf. bereits in mehreren kritischen Arbeiten bewährt hat und künftig in noch höherem Mafse, wie zu erwarten ist, an Plautus und Dionysius von Halikarnafs zu bewähren Gelegenheit findet; diese Sorgfalt gewinnt aber wesentlich durch die geschickte, fast musivische Verknüpfung eines zerstückelten Stoffes, dessen Einzelheiten gleichsam in gesonderte Rahmen gefafst und, was man oft bei solchen Monographieen vermifst, lesbar gemacht sind. Wenn jedoch trotz der guten Methode nur hie und da ein erhebliches oder wahrscheinliches Resultat ergründet, dieser oder jener Tradition eine neue Seite abgewonnen und ihr Recht gesichert worden: so mag niemand darüber sich verwundern, der das kärgliche Material kennt, über welches man hier gebieten kann, und aufserdem die natürliche Schranke bedenkt, die das auf dem Titel als Wegweiser angedeutete Plautinische Scholion entgegensetzt. Es auszubeuten und von ihm als einem festen Punkte her soviel litterarisches Eigenthum zu erobern, als irgend herrenlos und bestritten nah oder fern vor Augen liegt, ist alles was man begehren darf. Nur das wäre billig zu erinnern, dafs unter so mittelmäfsigen Umständen, die mehr als *einer* Muthmafsung Raum geben und keinen Abschlufs hoffen lassen, der Forscher weder zu sehr auf die Schärfe der Kombination vertraue noch in übergrofser Subtilität zur Spitze der äufsersten Entscheidung hindränge, welche doch nicht aufhört an Möglichkeiten und Voraussetzungen geknüpft zu sein. Wir wollen immerhin, statt einer durchfahrenden Polemik, welche keinen Frieden herbeiführt, bis auf weiteres den rechtschaffenen Meinungen ihr bescheidenes Spiel gönnen, wo die Mittel fehlen einen systematischen Zusammenhang, ein Gesammtbild aus dem Verein von Licht und Schatten herzustellen.

Indem wir sogleich zum *Scholion* übergehen, welches zu erläutern und zu rechtfertigen die Aufgabe dieser Schrift ist, bietet sich vor allem die Wahrnehmung dar, dafs jede frühere Beurtheilung desselben halb und einseitig sein mufste, weil man seinen Text in unvollständiger Mittheilung besafs. Lange Zeit blieb es unbeachtet in einem Codex des *Collegium Romanum* zu Rom, der im 15. Jahrhundert geschrieben fünfzehn Komödien des *Plautus* mit einer beträchtlichen Zahl von Anmerkungen zwischen den Versen und am Rande begreift; kein Scholion aber ist ausgedehnter als dasjenige, von welchem hier die Rede sein soll, das unvermuthet zwischen *Poenulus* und *Mostellaria* steht, und mit der Ueberschrift anhebt: *Ex Caecio in commento comoediarum Aristophanis poetae in Pluto quam possumus Opulentium nuncupare.* Wenn es zunächst wunderbar scheint, dafs der unbekannte Kommentator, war er nun Leser oder Lehrer auf einer Universität Italiens, welcher meistentheils alte lateinische Grammatiker zu benutzen pflegt, gerade aus einem Erklärer des Plutus schöpft: so hören wir p. 6, dafs jener von griechischen Quellen, mit denen er sich wenig vertraut zeigt, überhaupt nur ein Exemplar des Aristophanischen Stückes mit Scholien gebrauchte, und dessen gelehrten Inhalt mit dem un-

geregelten Eifer eines Neulings zu übertragen suchte. Wie geschickt und zuverlässig also die Gräcität des gedachten wichtigen Scholion von ihm gefafst sein möge, das bleibt zweifelhaft und für einzelne Punkte der Erörterung entstehen hieraus Bedenken. Indessen kommt in der Hauptsache darauf weniger an, da wir jenen *Caecius* oder *Cecius* (zu lesen, *Ceocus*) kennen. *Dindorf* errieth unter dieser Verhüllung den *Tzetzes*, welcher zwar nicht selber (wie einige meinen) sich so benennt, wohl aber von Späteren dann und wann in einer solchen fränkischen Namensform (*Κέκκος*) bezeichnet wird. Hat aber der Vielschreiber Tzetzes wirklich den Plutus kommentirt? Für die Möglichkeit „dafs selbst das griechische Original der übersetzten Stelle noch in einer der unzähligen Handschriften des Plutus aufgefunden würde", wiewohl wir dieses Zufalls, wegen der unten zu gebenden Nachweisung, nicht völlig bedürfen, dient kaum eine Spur, die *Dobree in Plut.* 505. zu entdecken glaubte. Weit einfacher ist die Annahme, dafs die ganze litterarhistorische Notiz aus einer Einleitung des Tzetzes zur attischen Komödie stamme, welcher die noch jetzt erhaltenen vermischten Prolegomena vor den Stücken des Aristophanes analog wären, und noch näher die mit allerhand litterarischen Zugaben verzierten Prolegomena des Tzetzes selber zum Lykophron stehen. Dort findet sich auch einiges von dem, was der Verf. p. 5 aus den Plautinischen Scholien citirt: *Tragoedia dissolvit vitam propter dolorem. Comoedia autem erigit iacentem propter eventum.* Wie es nun immer sich hiermit verhalten möge: bisher kannte man nur den Anfang des Scholion aus Mittheilungen des Hrn. Prof. *Osann*, und auf das vorhandene Bruchstück bezog sich sowohl die davon gemachte Anwendung in der Welckerschen Hypothese vom Kyklos als die mehr oder minder ungünstige Kritik anderer. Endlich gab den gröfseren Theil, nach des Verfs. Abschrift, Hr. *Parthey* als Nachtrag zu seiner Preisschrift über das Museum, doch ohne sich auf besondere Prüfung der einzelen Punkte einzulassen. Diese ist zuerst in vorliegendem Büchlein auf dem Grunde des vollständigen Textes unternommen, in der Weise dafs jedes Moment desselben in eigenen Kapiteln verhandelt wird. Indefs wäre es gut gewesen der Beweisführung, dafs im einzelen brauchbare Thatsachen lägen, noch eine Rechtfertigung des Tzetzes voraufzuschicken: denn noch niemals hat dieser in der Litterargeschichte für eine Autorität, einen unverfälschten Bürgen gegolten, und überall steht ihm die Gewifsheit entgegen, dafs er, wiewohl belesen und kenntnifsreich, aus trüben Quellen schöpft (*Jacobs in Tzetz.* p. XVII. *doctrina ... non ex ipsis fontibus hausta, sed ex turbidis rivulis petita est*) und die etwanigen tauglichen Notizen aus Eitelkeit mit fremdartigen Dingen zu mischen liebt. Wir sind aber nicht reich genug um uns den Genufs eines unverhofften Nachlasses nur deshalb, weil er in junge Zeiten fällt, mit unerbittlicher Skepsis zu verkümmern; doch ist es billig dafs der Erblasser Rede stehe und in jeder Lebensfrage den Werth seiner Tradition aufs entschiedenste bewähre.

Das erste Kapitel betrifft *die alexandrinischen Bibliotheken.* Wir setzen zunächst die darauf bezügliche Stelle her: *Alexander Aetolus et Lycophron Chalcidensis et Zenodotus Ephesius impulsu regis Ptolemaei Philadelphi cognomento, qui mirum in modum favebat ingeniis et famae doctorum hominum, Graecae artis poeticos libros in unum collegerunt et in ordinem redegerunt: Alexander tragoedias, Lycophron comoedias, Zenodotus vero Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum.* So ausgesuchte Namen in ganz bestimmten Geschäften lassen keine Dichtung ahnen; obgleich gewisse Namen wie der des Kritikers Zenodotus eine für alle Folgezeit stereotype Berühmtheit erlangt hatten, und Alexander mit Lykophron auch sonst (vgl. *Schol. Hephaest.* p. 185) unter Ptolemäus Philadelphus angemerkt werden. Anderseits pafst hier Lykophron, welcher schon in einigem Umfange die Komiker erläuterte; von Alexander ist nichts bekannt das nach zünftiger Gelehrsamkeit aussähe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Friedrich Ritschl.

(Fortsetzung.)

Soweit hat unser Verf. Recht, wenn er gegen Hrn. *Preller* die Stellung des Zenodotus behauptet, dessen Blüte mit der Regierung des zweiten Ptolemäus zusammentrifft, und weiterhin p. 82 denen beitritt, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit ihn als Prinzenlehrer beim Philadelphus betrachten; er geht aber zu weit, wenn er verwundert („so arg habe ich mir's doch nicht vorgestellt") über die Härte seines Gegners, der den Späteren fast alle Kenntnifs von der alexandrinischen Epoche entzieht, ihm die Fragen vorhält, ob denn die litterarhistorischen Artikel im Suidas durchweg auf groben Mifsverstand und arge Unwissenheit hinauslaufen? ob die Quellen, die dem Suidas etwa im eilftem Jahrhundert flossen, dem Tzetzes hundert Jahre nachher so spurlos versiegt waren? Nicht gerade spurlos, kann man erwidern, aber Tzetzes hat doch keine der alterthümlichen Sammlungen besessen, welche nicht einmal Suidas, wenn wir aus seinen Lücken und sonstigen Mifsgriffen einen Schlufs ziehen, aus der ersten Hand empfangen zu haben scheint; und dies ist bei dem reifsenden Verfall der byzantinischen Studien, welcher mit dem eilften Jahrhundert hereinbricht, um so weniger wunderbar, da die Reichthümer des Photius und der litterarischen Kommissionen des Kaisers Konstantin bald darauf nur in Auszügen, kurz nachher in immer schwächeren Trümmern sich fortpflanzen. Lieber vernähmen wir, wie dem Anstofs in der Erzählung von Zenodotus zu begegnen sei; denn die Ansicht, die hierin „nur die einfache Bezeichnung einer ganz gleichartigen *bibliothekarischen Anordnung der Homerischen und der übrigen Poesieen*" (S. 11) findet, ruht auf nicht festerer Begründung als die Welckersche Deutung von einem epischen Kyklos. So lange die offenbaren Thatsachen mangeln, aus denen Zenodotus des Ephesiers bibliothekarische Thätigkeit, in litterarischen Aufzeichnungen oder auch in mancherlei Kommentaren bestehend (denn was sich in ὑπομνήματα ἱστορικὰ und γλῶσσαι bringen läfst entscheidet nichts), hervorgehen müfste, bleibt es rathsamer zu urtheilen, dafs Tzetzes aus übertriebener Liberalität den Zusatz *et reliquorum illustrium poetarum* gewagt habe, folglich in der Hauptsache keine Belehrung gebe.

Doch die nächstfolgenden Worte, worin Gewährsmänner des ersten Ranges und eine noch ungekannte Statistik der Bibliotheken Gehör fordern, scheint es verleihen dem Ansehn unseres Berichterstatters ein unbestrittenes Gewicht. Sie lauten folgendermafsen. *Nam rex ille philosophis affertissimus* (verdorben; zu gesucht ist p. 16 die Konjektur *differtissimus*, wo doch *attentissimus* natürlicher wäre) *et ceteris omnibus auctoribus claris disquisitis impensa regiae munificentiae ubique terrarum quantum valuit voluminibus opera Demetrii Phalerii ϝhzxa senum duas bibliothecas fecit, alteram extra Regiam, alteram autem in Regia. In exteriore autem fuerunt milia voluminum quadraginta duo et octingenta. In Regiae autem bibliotheca voluminum quidem commixtorum volumina quadringenta milia, simplicium autem et digestorum milia nonaginta, sicuti refert Callimacus aulicus regius bibliothecarius, qui etiam singulis voluminibus titulos inscripsit. Fuit praeterea qui idem asseveret Eratosthenes non ita multo post eiusdem custos bibliothecae. Haec autem fuerunt omnium gentium ac linguarum quae habere potuit docta volumina, quae summa diligentia rex ille in suam linguam fecit ab optimis interpretibus converti.*

Um den etwanigen Gewinn dieser Erudition nicht zu verkümmern, ist es billig das neumodische Gewand abzustreifen, in welches Tzetzes seinen Schatz gehüllt hat. Ihm schwebte das verjährte kirchliche Mährchen von den Siebzig und ihrem Präsidenten Demetrius vor: wodurch seine Nachrichten hie und da gefärbt sind, denn es läuft mehr als „eine einzige Ungenauigkeit" (S. 15) unter, und mancher kleine Vortheil geht deshalb verloren, z. B. wenn wir den König Philadelphus, dessen Figur wir nun einmal von der Tradition über die griechische Bibel nicht losreifsen können, als Stifter zweier grofser Bibliotheken (was nicht sehr wahrscheinlich klingt) geradezu genannt sehen. Der Kompilator hat aber verzerrt, was bei seinen Vorgängern mit einigem Verstande zusammengefafst war: wie vom *Chron. Paschale* p. 326 *καὶ* (zu ergänzen *ἃς*, nemlich die übersetzte heilige Schrift) *ἐν ταῖς κατὰ τὴν Ἀλεξάνδρειαν κατασκευασθείσαις αὐτῷ βιβλιοθήκαις ἀπέθετο μετὰ καὶ ἄλλων πλείστων ἀπὸ ἑκάστης πόλεως φορολογήσας παντοίων βίβλων.* Um so weniger wird man glauben, dafs was er von Uebersetzern der Litteratur *omnium gentium ac linguarum* (an sich schon ein Unding) anfügt, was *Syncellus* namentlich für alle Bücher der Chaldäer, Aegypter und Römer erwähnt, womit *Epiphanius* alle möglichen Orientalen verknüpft, dafs dieses irgend historische Zeugnisse im Rückhalt habe, und nicht vielmehr auf dem breiten Grunde der Septuaginta-Fabel und der bibliothekarischen Betriebsamkeit jenes Demetrius ruhe, der noch hier seine Rolle spielt. Wollte man hiegegen die Ehre der Notiz (mit dem Verf. p. 35) durch zwei schon anderweitig gebrauchte Stellen des *Syncellus* retten, welcher der Metaphrase ägyptischer Urkunden gedenkt, so läge doch das Ergebnifs ziemlich fern von einem offiziellen Systeme, ausländische Werke zu hellenisiren. Einerseits ist dort nur von chronologischen Aufzeichnungen die Rede, welche aus ägyptischen Tempelarchiven stammten und die Wifsbegier zweier Ptolemäer gereizt hatten; die Art des Uebersetzens aber läfst uns ein blofs zufälliges Unternehmen erkennen, das wenig mehr als linguistische Merkwürdigkeit hat, indem der ägyptische Priester *Manethos*, ein *homo bilinguis*, die Sagen- und Nationalgeschichte seines Landes dem Philadelphus *zueignete*, und *Eratosthenes* die Reihe der thebanischen Könige im Auftrage des Euergetes niederschrieb, soweit er sie aus dem Munde der Priester empfing, wie es deutlich bei *Syncell.* p. 147 heifst, also für einen ganz speziellen und auf ein bestimmtes Problem gerichteten Zweck. Hiernach kann es auch nicht schwer fallen über die Korruption *opera Demetrii Phalerii phxxa senum* zu entscheiden. Die Züge bemerkt der Verf. p. 16 seien in halber Dämmerung nachgezeichnet; aber der Vorschlag *prehensa secum* ist äufserst gezwungen, während nicht undeutlich in der Mönchsschrift *et LXXa senum* (eigentlich LXXII.) durchschimmert. Man darf endlich, wie vorhin angedeutet, noch die Stiftung zweier grofser Bibliotheken, welche dem Philadelphus beigelegt wird, der doch selbst erst im wesentlichen die Alexandrinischen Bücherschätze gründete, für eine Dichtung erklären. Vorsichtig sagt *Epiphanius*, späterhin sei die Sammlung im Serapeum entstanden. Ziehen wir also eine Summe und lassen die ins Abstrakte gemalte Staffage bei Seite, so bleibt als eigentlicher Bestand, der unsere Aufmerksamkeit verdienen mag, die Nachricht vom Büchervorrath und von zwei berühmten Bibliothekaren.

Sehen wir nunmehr zu, welchen Nutzen diese ganz neuen Angaben darbieten. Es soll ihnen keinen Eintrag thun, dafs auch hier einiges problematische vorkommt. Weniger hindert ein Zweifel über *Kallimachus*, der sogar mit dem Prädikat eines königlichen Bibliothekars (wir vermuthen indessen dafs *aulicus* von einer Verderbung herrühre) ausgezeichnet wird. Ref. hatte niemals gezweifelt, dafs der Verf. der umfassenden *Πίνακες* ein Unternehmen ausführte, das wesentlich eine bibliothekarische Thätigkeit innerhalb des Museum voraussetzt; ob der Zusatz bei Tzetzes ihm wirklich zum Besitz jenes Amtes verhelfen solle (woran nichts weiter liegen kann), bleibt dem Ermessen eines jeden überlassen. Es ist ferner möglich, dafs der gelehrte Mann in seinen bibliographischen Registern eine Bücherzählung anstellte; wenngleich nicht einzusehen ist, warum nur die königliche Sammlung, nicht auch die äufsere in ihren doppelten Bestandtheilen berechnet sei; auch täuscht der alte Erzähler nicht in dem was übersetzt worden, *qui etiam s. vol. titulos inscripsit.* Zwar hält der sinnreiche Gedanke von *Welcker*, diesen Zug auf metrische Epigramme des Kallimachus zu beziehen, keine strengere Prüfung aus, wie der Verf. p. 20 wohl bemerkt, dem ein innerer Zusammenhang zwischen dem erwähnten Geschäft

und den *Πίνακες* einleuchtet; aber die glücklich zutreffende Notiz bei *Choeroboscus Bekk.* p. 1185 (worauf schon im neuesten Jahrgange der Berl. Jahrb. p. 531 hingewiesen worden) läfst uns deutlich den Kallimachus wahrnehmen, wie er als tüchtiger Forscher der Litteratur nicht etwa Titel aufklebt, sondern streitige Autoren und Bücher ausscheidet, den einzelen Werken ihre Verfasser zutheilt und im Grofsen wie im Kleinen durch Klassifikation und richtige Ueberschriften eine kritische Ordnung stiftet. Hiegegen wäre also nichts einzuwenden; aber was soll man vom Zeugnifs des *Eratosthenes* urtheilen? In seinen *Χρονογραφίαι* (an welche der Verf. p. 13 versuchsweise denkt) ist schwerlich dafür ein Platz gewesen; und ist es nicht seltsam, dafs Tzetzes, als ob die Bücherzahlung vielen Streit erregt hätte, zur vollesten Bestätigung noch einen Gewährsmann aufsuchen mufste? Glaublicher scheint, dafs *asseveret* verdorben und das *titulos inscribere* auch auf Eratosthenes ausgedehnt sei: und allerdings gehörten die Kommentare desselben *περὶ ἀρχαίας κωμῳδίας*, die mit seinen Fachstudien nur locker sich verknüpfen, nicht minder als die seines Vorgängers Lykophron einem bibliothekarischen Beruf an. Wichtiger als alle solche Fragen ist die Analyse der 532,800 Bücher, welche nicht unerhebliche Summe (eher zu hoch als zu gering angeschlagen) den einstigen Bestand beider alexandrinischen Bibliotheken aussprechen soll. Es handelt sich um die Bedeutung der *commixta* und *simplicia volumina*. Nach einer sorgfältigen Erwägung der möglichen Ansichten p. 22—29 meint der Verf. *unabweislich* folgendes Resultat ermittelt zu haben: die königliche oder Museums-Bibliothek enthielt, *alles durch einander gerechnet* (*commixta*), vierhundert tausend Rollen, die sich nach Ausscheidung auf neunzig tausend *digesta* (*simplicia*) reduzirten; die Sammlung des Serapeum, eine blofse Filialbibliothek, besafs ausschliefslich solche Werke, die das Museum in mehrfachen Exemplaren hatte. Diese scharfsinnige Kombination ruht auf der Annahme, dafs Doubletten für die kritische Behandlung der Klassiker vorhanden sein mufsten, dafs man nie zu viele halten konnte. Aber eine Annahme der Art, welche auf rein philologische Gesichtspunkte zurückgeht (denn zum bibliothekarischen Moment ist die Anschaffung von Doubletten noch jetzt nicht geworden), läfst sich keineswegs im ursprünglichen Plane der königlichen Stiftung begründen, wo die Häufung von Exemplaren desselben Autors, gerade wie bei den neueren Instituten, etwas zufälliges oder zulässiges, nicht aber systematisches war; ja wenn irgend einmal hier Methode stattfand, *und auf je eine Schrift im Durchschnitt drei bis vier Handschriften kommen sollten*, so pafst solche diplomatische Vorsorge nicht für die Zeiten des Kallimachus sondern die des Aristophanes und seiner Nachfolger, welche zuerst mit kritischer Wissenschaft rezensirten. Und doch, rücken wir die Scene selbst in jene reiferen Jahrhunderte, nehmen auch zu Hülfe was von sehr ungleichen Erscheinungen die Litteratur des Homer, Aristoteles und mancherlei Falsa darbieten, immer ist es unmöglich mit Gewifsheit darzuthun, dafs damals im Museum und nicht im Kreise der Schule sich regelmäfsig viele MSS. eines Klassikers verfanden. Endlich darf man fragen: wozu dieser Zwang der Hypothesen und Auslegungsweisen, wenn die beiden Stellen, auf die hier alles hinausläuft, mit einander in keinem Bezuge stehen noch sich wechselseitig bedingen. Die eine ist *Plutarch's Anton.* 58. welcher auf Anlafs der Beschuldigung, Antonius habe der Kleopatra die pergamenische Bibliothek geschenkt, hinzusetzt, *ἐν αἷς εἴκοσι μυριάδες βιβλίων ἁπλῶν ἦσαν:* dies einfache *ἁπλῶν*, dem die vielfachsten und gelehrtesten Deutungen widerfahren sind, bedeutet fern von einem künstlichen Gegensatz, der den Plutarch nichts angeht, *in einfacher arithmetischer Berechnung*, mithin 200,000 *Nummern*, wie schon *Wegener* dachte. Die Zahl ist ansehnlich genug, und wenn letzterer mehr erwartete, so hat er sich des grofsen Umfanges von Schriften, welchen Pergamencodices im Alterthum und im Gewahrsam unserer heutigen Bibliotheken vertrugen, nicht erinnert. Die andere Stelle, die des Tzetzes, läfst uns in den Ausdrücken *commixta* — *simplicia volumina* allerdings einen Gegensatz erkennen, welcher dem Plutarch fremd blieb; und da sich nirgend die Spur einer technischen Formel findet, die daran grenzte, so kann die Uebersetzung nur in einem ganz wörtlichen Sinne gefafst werden. Dagegen möchte gerade nicht der Einwurf gelten, dafs vielleicht damals das Zusammenheften der Rollen aus mehreren Papyrusblättern unbekannt gewesen (ein grofser Theil des damaligen Vorrathes stammte doch nicht aus Aegypten); desto gegründeter ist das Bedenken (p. 26), ob die Miscellanrollen mehr

als das Vierfache der entgegengesetzten Klasse betragen konnten. Referent hat obenein das starke Wunder, dafs Alexandria schon in seiner jugendlichen Periode eine halbe Million Bücher besessen, noch durch keine Analogie zu rechtfertigen vermocht; und so liegt am nächsten die Zahl *quadringenta* für verdorben zu halten. Demnach existirten in beträchtlicher Menge diejenigen Codices, die jedesmal einen einzelen Autor enthielten; und ihnen gegenüber verhältnifsmäfsig viele, die gemischt und mannichfaltig Schriften *einer* Gattung oder verwandten Inhalts, namentlich Corpora von controversen, anonymen oder homonymen Verfassern, die noch jetzt ein Kreuz der höheren Kritik sind, zusammenfafsten. Wie mancherlei desselben Stoffes ein solches Volumen begreifen konnte, deutet uns *Photius* in seiner Bibliothek an, z. B. *cod.* 152—156. wovon der Verf. selbst p. 135. Gebrauch macht. Auch war vom Kallimachus ein *πίναξ παντοδαπῶν συγγραμμάτων* vorhanden. So läuft denn diese vielverheifsende Notiz des Tzetzes auf ein sehr mittelmäfsiges Ergebnifs hinaus.

Merkwürdiger ist ein daran geknüpfter, mit dem vorigen lose zusammenhängender Bericht, der einen weit namhafteren Gewährsmann als Tzetzes verspricht: dieser lautet bis zum Schlufs des Scholion folgendermafsen. *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptolemaeum Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius solerti cura in ea quae nunc extant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli Onomacriti Athenien. Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae. nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur. Qum* (sic) *etiam post Pisistrati curam et Ptolemaei diligentiam Aristarchus adhuc exactius in Homeri eliminandam collectionem vigilavit: Heliodorus multa aliter nugatur, quae longo convicio Ceccus reprehendit. Nam ol' LXXII. duobus* (l. *ab LXXII.* ohne *duobus*, cf. p. 40.) *doctis viris a Pisistrato huic negotio praepositis dicit Homerum ita fuisse compositum: qui quidem Zenodoti et Aristarchi industriam omnibus praelatam comprobarint: quod constat fuisse falsissimum: quippe cum inter Pisistratum et Zenodotum fuerint anni supra ducentos, Aristarchus autem quattuor* (leg. *centum quadraginta*, denn das Supplement *regum* unter anderen Vorschlägen p. 40. klingt wenig natürlich) *annis minor fuerit ipso et Zenodoto atque Ptolemaeo.* Soweit Rede und Gegenrede: wo zunächst und vornehmlich, sowohl für die Schätzung der überlieferten Thatsachen als auch für Emendation einiger sinnstörender Fehler, die Frage entsteht, was dem Tzetzes und was seinem Vorgänger gehören solle. Zwar scheint auf den ersten Blick kein Bedenken möglich zu sein, wenn nicht die Disputation sich handgreiflich aufheben will: und nicht anders urtheilt unser Verfasser. „*Unzweifelhaft gewifs* ist es (sagt er p. 39.), dafs mit den Worten *Nam ol. LXXII.* bis *comprobarint* die Meinung des Heliodorus zusammengefafst wird, mit den folgenden *quod constat* bis *atque Ptolemaeo* die Widerlegung des Tzetzes." Aber wer ist jener Heliodorus, der so derben Unsinn in den Elementen der Litterargeschichte und Chronologie verdauen konnte, dafs selbst ein Tzetzes ihn schulmeistern durfte? sieht doch der Name nach einem Mitgliede des wohlunterrichteten Alterthums aus. Hr. R. welcher anfangs diese Frage auf sich beruhen liefs, versucht sie gegen Ende der Schrift durch eine scharfsinnige Kombination zu lösen. In einem fleifsig gearbeiteten Excurs nämlich (p. 137 ff.) geht er die verschiedenen *Heliodore*, welche sich als Grammatiker ankündigen, durch: den Periegeten oder Antiquar (der genau genommen so wenig hieher zu ziehen ist als etwa der Chemiker); den Metriker, einen Vorgänger des Hephästion (von seiner Zeit wüfsten wir etwas, wenn er der von Didymus citirte Schriftsteller *περὶ μουσικῆς* wäre, oder wenn wir für *unleugbar gewifs* hielten, dafs sein Schüler Irenäus ganz falsch unter Hadrian's Epoche gesetzt würde); den Glossographen, wie es scheint einen Aristarcheer, namhaft durch seine *Γλῶσσαι Ὁμηρικαί*, welche den Homerischen Artikeln beim Apollonius und Hesychius zum Grunde liegen, und besonders durch die Redaktion des *Apion* (woher beide als *γλωσσογράφοι* zusammengefafst) in Umlauf kamen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Friedrich Ritschl.

(Schluſs.)

Diese mit einigen anderen sind historische Männer; hypothetisch dagegen *Heliodor der Byzantiner*, welchen gewisse Spuren andeuten: ein Heliodor als Erklärer des Dionysius Thrax (das Bruchstück gleicht der Stelle *Bekk.* p. 797.) wird von Villoison beigebracht, Heliodor ebenfalls mit einer Definition der Stimme angeführt (der doch eher für den Metriker gelten dürfte, allein andere legen sie dem Stoiker Diogenes mit besserem Rechte bei, *Cram. Anecd.* IV. p. 316 f.), drittens tritt die Fabelei vom Pisistratus und von seinem kritischen Kollegium, dem die Rezensionen des Zenodotus und Aristarch vor anderen gefielen, höchst behaglich auf in den Scholien zum Dionysius p. 767 sq. Aus diesen Daten („glücklicher können sich Prämissen nicht zusammenfinden") folgert der Verf., daſs Heliodor eben der noch anonyme Scholiast des Dionysius sei, über dessen Erzählung Tzetzes die Verdammung ausspreche. Ein so gewandter Syllogismus verdiente, wenngleich er auf schwachen Füſsen steht, wahr zu sein; dennoch ist er nur ein Paralogismus, und zwar (wie wir bei vielen Demonstrationen der Philologen erlebt haben) durch Schuld einer zufällig vergessenen Stelle. Ohne bei dem Bedenken zu verweilen, daſs Heliodorus nicht füglich (s. die Abhandlung von *Hase* über Drakon *Notices* T. 8. P. 2.) ein Byzantinischer Grammatiker heiſsen konnte, sei die Bemerkung hinreichend: was hier scheinbar Tzetzes tadelt, was er sogar mit groſser Schärfe getadelt haben soll, trägt er selber unzweideutig als *eigene* Meinung vor *Exeg. in Iliadem* p. 45 sq. (kürzer p. 125.), und eine nähere Vergleichung lehrt, daſs er das mehrgedachte Scholion vor Augen hatte. Ihm verbleibt also, wie billig, die Anmaſsung und Unwissenheit, welche die auf dem Fuſs nachrückende Epikrisis *quod constat fuisse falsissimum* — *Ptolemaeo* nach Verdienst rügt; dagegen gehört der Kern dieses Artikels, der nunmehr eine bessere Autorität gewinnt, irgend einem Sammler aus guten Zeiten: denn Heliodor werden wir ihn schwerlich nennen, eher *Herodorus*, von dem Olympiodor der Historiker sagt ὁ τὴν Ὀρφέως καὶ Μουσαίου συγγράψας ἱστορίαν. Weniger zweifelhaft dünkt uns die Berichtigung, *H. multa alia nugatur*; und wer die Erwähnung des Königs Philadelphus schärfer ansieht, der mitten unter Kritikern und Redaktoren wie in Gesellschaft der siebzig Dolmetscher eine Figur spielt, muſs dem Verdacht Raum geben, daſs auch diesmal eine sonst gute Tradition übertüncht und mit spätem Schulwitz versetzt worden sei. Unter den Händen eines solchen Stopplers geräth die Sage des Alterthums in Armuth, und das Miſstrauen läſst sich nicht entkräften, wenn man der mühsamen apologetischen Zurüstungen bedarf.

Das vorstehende Material anzuwenden ist die Bestimmung *des zweiten Kapitels*, des eigenthümlichsten dieser Schrift, worin (hauptsächlich p. 41—71.) *die Sammlung der Homerischen Gedichte* besprochen wird. In einer freien Verarbeitung prüft es die Ansichten der neueren Forscher mit den alterthümlichen Berichten zusammengehalten, vermittelnd oder zweifelnd, wie es gerade die Natur des Stoffes mit sich bringt. Denn die Namen der vier Genossen, welche den Pisistratus bei der Redaktion des Homer unterstützten, würden in solcher Vereinzelung wenig fördern; obwohl man diese zum ersten Male vollständig gegebene Notiz mit Dank annimmt. Bekannt waren schon *Onomakritus*, der kecke tiefsinnige Ordner einer mystischen, namentlich Orphischen Litteratur, der

sich auch an der Odyssee mit Interpolationen versuchte; ferner *Zopyrus* von Heraklea und *Orpheus* aus Kroton, letzterer von Asklepiades als Gesellschafter des Pisistratus bezeichnet, beide nach Suidas Urheber oder Vermehrer Orphischer Dichtungen; unbekannt aber der vierte des geheimnifsvollen Bundes, *Concylus* (oder mit dem Verfasser *Conchylus*), woran sogar keine Spur des Hellenismus haftet. Wir glauben den öfter verunstalteten Namen des Chresmologen *Euklus* herauszuhören: von ihm s. *Lobeck Aglaoph.* p. 300. Wieweit nun diesen Sippschaft geistesverwandter Männer dem Pisistratus behülflich sein konnte, um die Sammlung der Homerischen Gesänge zu veranstalten, das beurtheilt der Verf. (von Kleinigkeiten abgesehen) p. 45. ganz angemessen: dafs es nämlich blofs auf die poetische Fertigkeit und den formalen Takt ankam, desse jenen mächtig genug waren, um die noch von keinem Kritiker gebundenen Massen des Jonischen Epos zu zügeln und zu redigiren. Ferner ist er im Rechte, wenn er eine unmittelbare Tradition des Homerischen Textes von Onomakritus bis zu den Alexandrinischen Kritikern gelten läfst, welche mit der Edition des Pisistratus in keinem Widerspruche stehen, sondern sie als äufserste Grenze und zuverläfsigen Ausgangspunkt müssen betrachtet haben, wodurch Homer frei von den bisherigen gröfseren Schwankungen (die Einfügung der Doloneia verräth an jenem *sparsam prius Homeri poesin* einigen historischen Grund) zur normalen Festigkeit kam. Dieses Exemplar, mag es nun in weiterem oder beschränkterem Umfange redigirt sein, überwog den Einflufs aller übrigen Ausgaben, da es in der Schulbildung Athens seinen Platz nahm und im Gebrauch der Attischen Autoren vorauszusetzen ist; und nachdem der Attische Text in vielfältigen Abschriften, an denen bisweilen Kenner der Poesie wie Antimachus und Aristoteles änderten, bis zu den hellenisirenden Völkern gedrungen war, gab er die eigentliche *Vulgata* ab, die sogenannte *κοινὴ ἀνάγνωσις*, die *κοιναὶ* oder *δημώδεις ἐκδόσεις*, wovon p. 60. Man kann wol noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dafs die Kritiker in Alexandria, welche zwar von Interpolationen im Athenischen Interesse Kunde haben, dagegen keine schroffe Differenz zwischen der Pisistratischen, so wesentlich modifizirten Rezension und den städtischen Exemplaren in Lesart oder poetischer Oekonomie wahrnahmen, eben keine Quellen besafsen, wodurch die Leistungen der Pisistrateer sich kontroliren liefsen; eben so wenig vermögen sie über die Methode der letzteren eine zusammenhängende Auskunft zu geben. Ohne Zweifel hat hier Pisistratus Epoche gemacht; und wenn ehemals *Wolf* den Buchstab alter Zeugnisse bis zur Uebertreibung festhielt, *Nitzsch* und andere nur den beschränkten, fast negativen Gehalt einer mifsverstandenen Tradition einräumen, so neigt sich der Verf. p. 51. vermittelnd mehr auf jene Seite und erkennt richtig in der von Pisistratus ausgegangenen Redaktion ein wesentliches Verdienst um Homer. Alle weiteren Fragen, auf welchen Grundlagen sie ruhte, welchen Zwecken sie diente und was man sonst auf spezielle Verhältnisse zurückbringen möchte, lassen sich jetzt aus Mangel an hinreichenden Thatsachen nicht bis zur Ueberzeugung auflösen, und eine noch so scharfe Beleuchtung und Verwendung der hie und da zerstreuten Winke oder Vorstellungsweisen des Alterthums hilft blofs bis zu einer neuen Hypothese fort. Wenn Pisistratus wirklich Hersteller einer Ordnung war, die durch rhapsodische Vereinzelung sich allmälig verloren hatte, die nur dunkel den Umrifs eines umfassenden Zusammenhangs darbot (p. 52–70.) — das wäre denn doch im Kern die Wolfische Fassung der Sache —, so beschränkte sich sein Werk auf eine mehr innerliche Disposition der Massen und auf eine Nachhilfe für kleinere ausgerenkte oder in der Diktion verwahrloste Glieder, kurz auf ein ästhetisches Ueberarbeiten; aber der Homer des Alterthums, welchen die übrigen Griechen ganz unabhängig von der Attischen Kommission besafsen, mufs alsdann fertig und begrenzt gewesen sein. In diesem Falle darf man einen mäfsigen Kreis von Neuerungen annehmen; ob Pisistratus bei seinem Unternehmen mehr seine neuangelegte Bibliothek als den Festgebrauch bezweckte, läfst sich hieraus nicht entscheiden; für letzteres spricht aber die späte Revision eines öffentlich beglaubigten Exemplars der Tragiker, nach welchem die Schauspieler sich richten sollten. Ohnehin war jene Zeit weder zu lesen geneigt, noch Bücher systematisch zu sammeln: und was in jüngeren Verhältnissen uns berechtigen würde, auch an eine *Revision des Hesiodus* zu glauben, wenn ein Parteimann versichert, dafs Pisistratus (oder wenn man will Kerkops) in diesen Dichter einen Vers eingeschoben habe (*Plut. Thes.* 20.), das verträgt sich

noch bequemer mit den damaligen Tendenzen vieler Denker und Kunstfreunde, welche mit eigenen religiösen und poetischen Interessen an das Reguliren oder an das erneute Produziren der Poesie gingen. Jetzt sind aufserdem die Folgerungen, welche sonst aus dem Solonischen Gebot ἐξ ὑποβολῆς ῥαψῳδεῖσθαι flossen, fortgefallen: die Rhapsoden wurden an die Kontrole eines bewährten schriftlichen Exemplars gebunden, ohne darum die Freiheit einzubüfsen, die sie durch Hipparch verloren, nach Belieben auszuwählen und zu verknüpfen. Der Text des Solon bleibt daher aufser dem Spiele: dies alles wird auch von Hrn. R. zugegeben, welcher nur in der Ergänzung und Deutung der Hauptstelle bei *Diogenes* I, 57. von seinen Vorgängern abweicht. Er räth nämlich p. 65. nach dem Satze *μᾶλλον οὖν Σόλων Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος* einzuschieben, *ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὁμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν*, Dieuchidas aber der Megarische Historiker habe die Willkür des Pisistratus gerügt, nicht die beiden Staatsmänner mit einander verglichen. Keins von beidem mochte dieser Autor beabsichtigen, da nicht Pisistratus (p. 68.) sondern eben Solon durch Einschaltung in den Schiffskatalog (*Plut. Sol.* 10. obgleich *Strabo* IX. p. 394. neben ihm seinen Nachfolger erwähnt), die Ansprüche Athens auf Salamis gegen die Megarer geltend machte; auf der anderen Seite scheint eine so durchdachte Bemerkung „Solon erwarb sich gründlicheres Verdienst um Homer als Pisistratus" bei weitem den Horizont des Diogenes zu überschreiten, dem es eher zukommt zu sagen: die Wichtigkeit Homer's setzte Solon in ein helleres Licht als Pisistratus. Einer umständlichen Erörterung gewisser Bedenken (wie des Mifsverständnisses p. 68.) glauben wir jetzt überhoben zu sein; der Verfasser schliefst mit einem Summarium der verhandelten Fragen, wozu er einen Nachtrag im Vorwort liefert, um die Welckersche Darstellung vom künstlerischen Geiste der epischen Sänger einzuschränken.

In einem *Anhange* folgen drei durch früheres eingeleitete Exkurse: I. *Chronologie der ersten Alexandrinischen Bibliothekare.* II. *Die Stichometrie der Alten.* Zuletzt der schon vorhin in Betracht gezogene von den *Heliodoren.* Ueber den ersten, welcher die überaus dunkle Zeitfolge der Bibliothekare von Zenodotus bis auf Aristarch aufzuhellen sucht, wird Referent, wiewohl gegen ihn selber ein Theil der Demonstration gerichtet ist, kurz berichten: wir wissen nicht genug um, wie man auf chronologischem Gebiete wünscht und soll, mit Entschiedenheit aufzutreten, um zerrissene Thatsachen und vorläufige Meinungen auf die Goldwage zu legen, wo man sich übrigens nicht verhehlt, dafs öfter „das Wenn und Wiefern gänzlich in der Luft schwebe." Desto unparteilicher darf man zuschauen, wenn auf so breitem Spielraum ein Versuch aus freier Hand gewagt wird. Nun besteht die wesentliche Schwierigkeit darin, dafs es an sicheren Daten über das Lebensalter des Kallimachus und Aristophanes fehlt, und dafs letzterer, wofern der vielbesprochene Artikel *Ἀριστώνυμος* bei Suidas gerade ihn tiefer in die siebziger Jahre gelangen läfst, wiederum den Zenodotus, dessen Unterricht er als Knabe genofs, in jüngere Zeiten herabzieht als man wegen einiger Spuren annehmen würde; gleicht man aber dieses Hindernifs im entgegengesetzten Sinne aus, so drücken die Jahre des Eratosthenes und Apollonius, der beiden Nachfolger des Kallimachus als Bibliothekare, das Greisenalter des Aristophanes, der ihnen im Amte folgt, ins ungewisseste herunter. Also scheint es eines Prokrustes zu bedürfen, welcher das Zuviel und Zuwenig ins Gleichgewicht zu drängen trachtete. Unser Verf. stellt im Ganzen, ohne das Fehlgehen um ein paar Olympiaden in Anschlag zu bringen, blofs approximativ eine Berechnung an. Vorausgesetzt ist, dafs Zenodotus Tod ungefähr mit dem Regierungsantritt des Königs Euergetes I. zusammenfalle; dafs Eratosthenes, *weil* er wegen Augenschwäche sich zu Tode hungerte und zuletzt seinem Bibliothekariat schwerlich vorstehen konnte, (p. 83) schon etwas früher durch Apollonius ersetzt sei; hauptsächlich aber dafs man den Kallimachus höher aufrücken müsse. Nur diese Beweisführung, wodurch die abweichende Meinung *schlagend* widerlegt werden soll, darf hier in Betracht kommen; eher wenigstens als der vermeinte Rechnungsfehler (p. 79) in den Positionen für Aristophanes, der nicht möglicher Weise von 252—175. sondern richtiger von 264—187. gelebt haben werde. Erstlich also sehen wir den Kallimachus in eine und dieselbe Reihe mit Männern gestellt, welche der Periode des Philadelphus angehören, namentlich mit dem Dichter Aratus, der beim König Antigonus (d. h. vor Ol. 135.) starb; möge dieser um Ol. 118. geboren sein, dann

gehe des Kallimachus Geburtsjahr noch weiter zurück, da in einem Biographen des Arat ausdrücklich steht, γηραιῷ δὲ τῷ Κυρηναίῳ ἐπεβάλλετο, παρ' οὗ καὶ ἐπιγράμματος ἠξιώθη, das heifst, Arat war jüngerer Zeitgenosse des Cyrenäischen Gelehrten. Allein um einen schlagenden Beweis zu führen, mufste Hr. R. nicht auf die Kompilation eines Epitomators bauen, die obenein lückenhaft und schlecht geschrieben ist, und gegen die Autorität der besseren Biographen (um von der inneren Unwahrscheinlichkeit zu schweigen) keinen Augenblick Stich hält. *Ed. Buhle* T. II. p. 432 (präziser als die Aeufserung p. 445 f.) μέμνηται γοῦν αὐτοῦ καὶ Καλλίμαχος ὡς πρεσβυτέρου οὐ μόνον ἐν τοῖς ἐπιγράμμασιν, ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖς πρὸς Πραξιφάνην, πάνυ ἐπαινῶν αὐτὸν κτλ.

Die Stichometrie der Alten (p. 91—136) zum ersten Male mit Genauigkeit und Sachkenntnifs dargestellt ist ein rühmenswerther Beitrag zur Geschichte der alten Diplomatik. Man kennt aus einer Menge von Beispielen die Sitte des Alterthums, deren Grund und Anfang auf die Inventarisirung der grofsen Bibliotheken oder die Πίνακες zurückgeht, den materiellen Bestand der Schriften durch die Zahl der στίχοι oder *versus* auszudrücken, und hiernach, obgleich die meisten Zahlen nur ungefähre Bestimmungen sind, sowohl den Nachlafs grofser Autoren und sogar der Polygraphen auszumessen (wie dem Aristoteles insgesammt beigelegt werden 445, 270 στίχοι), als auch einzele Stellen zu citiren, was wir häufig beim *Asconius* finden. Dagegen bezeichnet ἔπη nur Dichterverse, oder bei Prosaikern irgend eine abstrakte Menge Zeilen, bei Lucian etwa ἐν οὐδ' ὅλοις ἑπτὰ ἔπεσι, πεντακοσίοις οὐδ' ὅλοις ἔπεσι wie im Lateinischen *multis versuum millibus*; was der Verf. p. 101 auf Anlafs des *Suidas* v. Ἀνύχαρσις einwendet, läfst sich durch Vergleichung von *Diogenes* I, 101. leicht beseitigen; bei dem Artikel Ἀρίων aber würden wir ihm Recht geben, wenn nur ἔπη ιβ für Arion Glauben fänden. Wie man nun ein solches Mafs, das durch eine Reihe von Abschriften hin dem gröfsten Wechsel unterworfen und ohne praktische Gewähr sein mufste, zu beurtheilen habe, darüber ist nach Beschaffenheit der jedesmaligen Redegattung und ihrer Paläographie (Belege geben die biblischen und juristischen Bücher p. 105—113) nicht einerlei Meinung gewesen, indem στίχοι oder *versus* bald Sinnabsätze von verschiedener Länge bald schlichte Zeilen bedeuteten. Der Verf. hat, gestützt auf eine reiche Beispielsammlung, für letzteres entschieden, so dafs zwar bei Demosthenes und Cicero die Eintheilung nach *cola* und *commata* um des praktischen Bedürfnisses willen, bei den übrigen aber die Berechnung nach Stichen, wie mannichfach immer die Zeilenlänge der Exemplare sich änderte, doch fortwährend als ungefährer Mafsstab des Umfanges und als Tradition des ursprünglichen Bestandes gelten sollte. Dabei läfst uns indessen das Bedenken nicht los, wozu dieses rein diplomatische Merkzeichen dienen konnte, dafs nicht einmal dem Kritiker (und schwerlich machte man in den kritischen Problemen einen Gebrauch von der Stichometrie) irgend Sicherheit und beweiskräftigen Anhalt darbot. Unseres Erachtens ist keine der Ansichten zu verwerfen, wenn wir die allemal praktischen Gesichtspunkte nach Zeiten und Redeklassen der Prosaiker unterscheiden. Den Anfang führt wol jeder auf die frühesten Bibliothekare und das Bedürfnifs ihrer Kataloge zurück: dort fand die schlichte Zählung der Linien statt. Dann aber mufsten die sehr fühlbaren Momente des ἀναγνωστικὸν (also der richtigen oder zweckgemäfsen Satztheilung und Gliederung) berücksichtigt werden; diese nach unserer Recitation nicht abzumessende rhetorische Repartition im Grofsen und Kleinen, welche nicht auf die Redner sich beschränkt (vgl. die Auszüge aus *Lachares* in *Crameri Anecd.* IV. 152 sq.), traf namentlich die wichtigeren Prosaiker. Hieher würden wir die Subscriptio zum *Busiris* des *Isokrates* ziehen, worin 354 angegeben ist, gleich 50 unserer heutigen Sektionen. Damit hängt drittens eine Paragraphirung zusammen, welche für weitläufige Schriften sowohl um zu citiren als um sich in ihnen zurecht zu finden (so *Diogen.* VII, 188. κατὰ τοὺς χιλίους στίχους „um Nummer tausend") nöthig wurde. Dies alles verdient noch bei tieferem Eingehen in die Rhetorik der Alten zur Sprache zu kommen, wofür die gründlichen Forschungen des Verfs. den Weg gebahnt haben.

Bernhardy.

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

LXIV.

1) *Quinque Centuriae numorum ancedotorum Chalifarum, cum Umeijadarum, tum Abbassidarum, ex variis museis edidit Ch. M. Fraehn. Praemissa sunt nonnulla de defectibus rei numariae Muhammedanae et additae tres tabulae aeneae. Petersburg*, 1838. 4.

2) *Erklärung der arabischen Inschrift des eisernen Thorflügels im Kloster zu Gelathi in Imerèthi. Mit zwei lithographirten Tafeln. Von Ch. M. Frähn. Petersburg*, 1836. 4.

3) *Ueber alte Süd-Sibirische Gräberfunde mit Inschriften von gewissem Datum; von Ch. M. Frähn. Mit einer Kupfertafel. Petersburg*, 1837. 4.

Die Numismatik und Epigraphik des moslemischen Orientes hat seit etwa dreifsig Jahren bei uns, und zwar vorzüglich durch die Arbeiten Frähns, eine so gründliche und umfassende Erforschung erfahren, dafs die Kenntnifs derselben unter uns sich jetzt würdig an die Seite stellen darf jenen grofsen Fortschritten, welche wir während desselben Zeitraumes in der Kenntnifs der Sprachen und der Litteraturen des moslemischen Orientes, vornämlich unter der Einwirkung *Silvestre de Swoys*, gemacht haben. Zwar bleiben auch in jenen beiden zuerst genannten Fächern noch viele Räthsel zu lösen, und dunkle Gegenden zu erleuchten übrig. Allein vergleichen wir das durch die zahlreichen Schriften Frähns hierüber zu Tage Geförderte und in das hellste Licht Gesetzte mit demjenigen, was in der vorhergehenden Zeit hierüber bekannt und in Schriften niedergelegt worden war, so gewahren wir bald den ausserordentlichen Unterschied, welcher in der Kenntnifs dieses Faches zwischen jetzt und ehemals stattfindet. Die verschiedenen in Rufsland theils bei öffentlichen Anstalten, theils von Privatpersonen, angelegten Sammlungen orientalischer Münzen, die fortwährend nach Moskau und Petersburg strömende Menge solcher Münzen, gaben Veranlassung und Mittel zur ungewöhnlichen Erweiterung der Kenntnifs dieses Faches. Frähns grofse *Recensio numorum Muhammedanorum academiae imper. scient. Petropolitanae*; Petersburg, 1826., ein achthundert Seiten starker Quartband, in welchem die Erklärungen äufserst kurz gehalten sind, eröffnete uns schon den Blick über eine dieser Schatzkammern. Jährlich wachsen dort diese Vorräthe in schneller Progression an. Vor kurzem schrieb Frähn dem Unterzeichneten: „In diesem Jahre habe ich wieder so viele numismatische Mittheilungen bekommen, dafs ich Mühe habe, allen gerecht zu werden. Besonders stark war der Zufluſs in den beiden ersten Monaten; diese allein führten mir fast 2000 Münzen zu. So werde ich denn genöthigt sein, wenn ich die neuesten Bereicherungen der orientalischen Numismatik an das Licht zu bringen fortfahren will, mich fortan der lakonischen Kürze zu befleifsigen." Zur gründlichen und sicheren Erklärung der Münzen ist aber auch ein Reichthum specieller historischer und geographischer Kenntnisse erforderlich, und diesen wufste Frähn durch eine gleichfalls vornämlich unter seiner Einwirkung allmählig zu Stande gebrachte bedeutende Sammlung orientalischer Handschriften zu Petersburg sich zu sichern, unterstützt von der zur Benutzung solcher Hülfsmittel nicht minder nothwendigen gediegenen Sprachkenntnifs. Die Anwendung seiner numismatischen Kenntnisse zur Aufhellung und Berichtigung der Geschichte und Geographie des moslemischen Orientes hat Frähn auf das erfolgreichste eintreten laessen. Wir dürfen zum Beweise hiefür nur erinnern an seine Monographie über die Münzen der *Dschutschiden*, Petersb. 1832. und an seine Monographie über die Münzen der *Hulaguiden*, Petersb. 1834.

Wer mit der Geschichte der Zeiten dieser Dynastieen sich beschäftigt, wird jene numismatischen Schriften gar nicht entbehren dürfen. Eine Monographie über die bucharischen Münzen hat Fr. vor kurzem versprochen.

In der vorliegenden Schrift spricht der Verf. zuvörderst über das, was für unsre Kenntnifs der moslemischen Münzen noch zu wünschen übrig bleibt, und macht anschaulich, wie viel dessen noch sei. Im Jahr 1809 schrieb der Göttinger Tychsen *de defectibus rei numariae Muhammedanorum supplendis*, in den *Comm. Gött. rec. tom.* 5. Seit dieser Zeit sind eine ausserordentlich grofse Anzahl moslemischer Münzen durch *Frehn*, *Castiglioni*, *Marsden*, *Schroeder*, *Moeller*, *Hallenberg*, *Conde*, und andre Arbeiter auf diesem Felde, an das Licht gezogen worden. Gleichwohl würde man sehr irren, wenn man glaubte, nunmehr sei jenen Mängeln und Lücken abgeholfen, welche Tychsen beklagte, oder die er hätte beklagen können. Hr. Fr. zählt in chronologischer Ordnung diejenigen moslemischen Dynastieen auf, von welchen wir bereits Münzen kennen, und die Zahl dieser Dynastieen beläuft sich auf *einhundert und neun*; er läfst darauf das Verzeichnifs derjenigen Dynastieen folgen, von welchen wir noch keine Münzen kennen, und die Zahl dieser Dynastieen beläuft sich auf *einhundert und sieben*. Bedenkt man nun ferner, welche Lücken noch vorhanden sind in den Münzenreihen jeder einzelnen Dynastie, welche zu der ersterwähnten Classe gehört, so überzeugt man sich leicht, dafs die *defectus* in unsrer orientalischen Münzkunde noch von grofsem Umfange sind. Hr. Fr. verbreitet sich über die Ursachen dieser Mängel. Unter unsern Orientalisten widmen nur wenige den Münzen ihre Aufmerksamkeit. Die meisten unsrer Reisenden, welche das Morgenland besuchen, wandern dort als Taube und Stumme, d. h. ohne Kenntnifs der Landessprachen, wenn sie sich auch in ihren gedruckten Reisebeschreibungen nachher vor dem grofsen Publikum ein sprachgelehrtes Ansehn zu geben suchen. Es fällt ihnen gar nicht ein, vor der Abreise einige Mühe zur Erlernung der Sprache anzuwenden; denken sie überhaupt an die Sprache, so beruhigen sie sich damit, unterweges werde sich das Nöthige wohl so von selbst auffinden. Freilich sehen sie sich selbst hierüber bald enttäuscht; die morgenländischen Sprachen sind von den unsrigen zu verschieden, und die Leute, unter welchen der Reisende sich dort umher treibt, sind auf die Ertheilung eines klaren und soliden Sprachunterrichtes viel zu wenig eingerichtet, als dafs der Reisende etwas Erhebliches von ihnen einärndten könnte. Freilich im Buche dürfen sie sich diese Enttäuschung nicht merken lassen. Häufig versichern uns nachher diese Reisenden in der Reisebeschreibung, es sei ihnen über Erwarten gelungen in kurzer Zeit *ex usu quotidiano* sich der Sprache zu bemächtigen, und theilen uns zum völligen Beweise hiefür auch wohl einige Brocken Arabisch oder Türkisch mit, welche sie gesprochen oder gehört haben wollen. Aber eben diese Brocken werden in der Regel zum Verräther der Unwissenheit des Reisenden, wenn ein der Sprache kundiger Mann sie lieset. Solche der Sprache unkundige Reisende haben denn auch wenig Interesse für Alterthümer, zu deren Schätzung und Benützung Sprachkenntnifs erforderlich ist. Selten bringen sie Münzen mit; sie sind ja aufser Stande, die ungewöhnlichen von den gewöhnlichen zu unterscheiden. Bringen sie etwas dieser Art mit, so bleibt es nachher unbeachtet liegen, weil, wie schon gesagt, in Europa selbst so wenig Gelehrte sind, die sich mit dem Lesen der Münzinschriften vertraut gemacht haben. Der Vorrath alter moslemischer Münzen im Morgenlande ist auch nicht so grofs, wie man ihn sich denken mag, weil die Münzen der älteren Dynastieen häufig durch die späteren eingeschmolzen und umgeprägt wurden. Nur im Schoofse der Erde geborgen haben sich, z. B. an unsern Ostseeküsten, grofse Massen der silbernen *Sâmâniden* und *Buweihiden* erhalten, desgleichen Chalifmünzen der *Omajjiden* und *Abbâsiden*. Hr. Fr. bemerkt, dafs selbst kenntnifsreichere Reisende, wie *Niebuhr*, *Seetzen*, *Rich*, *Ouseley*, *Morier*, nur wenig Münzen mitgebracht haben, dafs jedoch einige der allerneuesten Reisenden sich hierin eines etwas glücklicheren Erfolges erfreuen. Der gröfste Theil der von den Morgenländern selbst aufgefundenen alten Münzen geht in den Schmelztiegel. Schon Timurs Biograph, der arabische Geschichtschreiber *Ebn arabschah* im funfzehnten Jahrhundert sagt, wie Hr. Fr. treffend erinnert: „die Leute graben noch jetzt im alten *Samarkand*, und holen Groschen und Pfennige hervor, deren Gepräge in kufischer Schrift ist; sie schmelzen die Pfennige, und ziehen Silber daraus;" *Ahmedis Arabsiadae historia Ti-*

mori; *ed. Mangey*, tom. 1. *pag.* 80. Manche Gegenden Asiens und Afrikas, in welchen uns noch unbekannt gebliebene Münzen vermuthet werden können, sind bisher von abendländischen Reisenden fast noch nicht besucht worden.

Bis jetzt sind daher die eigentlichen *bellaria et prontuaria subterranea*, wie unser Verf. sich ausdrückt, der zu uns gelangten moslemischen Münzen das innere Rufsland, die Ostseeküsten, Spanien und Sicilien gewesen. Die in Rufsland und an den Ostseeküsten so zahlreich gefundenen *Omajjiden*, *Abbâsiden*, *Samaniden*, *Buiyeïhiden*, *Badûsepaniden*, und Münzen spanischer Araberfürsten, gelangten in diese nördlichen Gegenden, nach Hrn. Frähns Ansicht, hauptsächlich auf einem dreifachen Wege, nämlich theils durch einen bis ins eilfte Jahrhundert dauernden russisch-asiatischen Handelsverkehr, theils durch Raubzüge der Russen am Caspischen Meere, theils durch Raubzüge der Normannen oder Waräger an den Küsten Spaniens und Afrikas. Die Münzsammlung des Commercienraths Pogge zu Greifswald und die der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin besitzen jetzt wahrscheinlich die gröfsten Vorräthe der in Pommern und Meklenburg gefundenen Exemplare dieser Gattungen moslemischer Münzen. Namentlich übertrifft die Poggische Sammlung zu Greifswald in der Zahl der Omajjiden die meisten moslemischen Münzkabinette. Ferner ist Rufsland äufserst ergiebig an *Dschutschiden*, da die mongolische Dynastie, welche diese Münzen schlagen liefs, geraume Zeit den gröfsten Theil Rufslands beherrschte. Spanien liefert natürlich die Münzen der arabischen Fürsten, welche dort ehemals herrschten.

Der Verf. fafste nun den Entschlufs, *alle die grofsen und kleinen Lücken*, welche noch in unsrer Kenntnifs der moslemischen Numismatik vorhanden sind, sämmtlich genau anzudeuten, und zugleich aus den von ihm aufgefundenen, noch nicht bekannt gemachten, Münzen möglichst auszufüllen. Doch bald fühlte er, wegen des weiten Umfanges dieser Aufgabe, sich bewogen, zunächst auf die Lücken in der Kenntnifs der *Omajjiden* und *Abbâssiden* sich zu beschränken, und zu dieser beschränkteren Arbeit liefert das vorliegende Heft den Anfang. Der Verf. liefert S. 21, 22, das Verzeichnifs der verschiedenen Sammlungen, aus welchen er die hier vorgeführten Münzen schöpfte. Sie sind z. B. die Sammlung des Asiatischen Musei zu Petersburg, die der Asiatischen Lehranstalt ebendaselbst, die der Charkowischen Universität, die Romanzowsche zu Petersburg, die der Kaiserlichen Bibliothek ebendaselbst, die des Grafen Theodor von *Tolstoi*, und manche andre, welche Privatpersonen gehören. Die Münzen aller dieser Sammlungen hat Hr. Fr. selbst in Händen gehabt. Er erwähnt hierauf noch einige von ihm hiebei benutzte Sammlungen, deren Münzen er nicht selbst gesehn, sondern aus der ihm mitgetheilten Beschreibung kennet; sie sind die der Rostocker Universität, die Königliche Sammlung zu Berlin, die Königliche Sammlung zu Stockholm, und die des Brittischen Museum zu London. Die Münzen der drei zuerst gedachten dieser Sammlungen kennt Hr. Frähn aus einem handschriftlichen Tychsenschen *Elenchus*, der ihm von Rostock mitgetheilt ward; die Londoner Münzen aber aus einem handschriftlichen von *Forshal* angefertigten Cataloge. Er bemerkt, dafs er über diese Münzen natürlich nicht völlig so sichere Auskunft geben könne, wie über die von ihm selbst gesehenen, und fügt hinzu, es sei besonders zu wünschen, dafs die *Berliner Münzen* von neuem durch einen der Sache gewachsenen Mann untersucht würden, da unter ihnen viele sich befänden, deren sichere Kenntnifs ihm sehr wichtig sein würde.

Der Verf. wendet sich dann zu den *Omajjidischen Münzen*, und bemerkt, dafs wir wahrscheinlich schon von allen *Omajjiden* Syriens Münzen kennen, wiewohl sich dies nicht ganz sicher behaupten läfst, weil bekanntlich die *Omajjidischen* Münzen nicht den Namen des Fürsten, welcher sie schlagen liefs, nennen, und auch die Jahrszahl, welche sich freilich stets auf diesen Münzen vorfindet, hierüber nicht immer entscheidet, indem einige *Omajjidische* Chalifen nur wenige Monate regierten, wie z. B. *Jbrahîm* und *Jesîd* 3. Finden wir eine Münze des Jahres 126, so bleibt es ungewifs, ob sie unter *El walîd* 2. oder unter *Jesîd* 3. oder unter *Jbrahîm* geschlagen sei, da alle diese drei Fürsten in jenem Jahre nach einander auf dem Throne safsen. Als diejenigen Jahre der *Omajjidischen* Herrschaft nach der Reformation der Münze ao. 76, aus denen bisher keine Münzen bekannt geworden, nennt Hr. Fr. die Jahre 76. 78. 87. 108. Für das letztere Jahr liefert er nun aber in der vorliegenden Schrift drei Münzen, und theilt hier im Ganzen drei und funfzig bis-

her nicht edirte *Omajjiden* mit. Darauf zeigen sich folgende bisher nicht bekannt gewesene Prägeorte, welche dem Verf. zu manchen geographischen und historischen Erörterungen Veranlassung geben:

دبيل *Dobîl.* الباب *El bâb.*
دستوا *Destuwa.* منادر *Menâdsir.*
المبركة *El mubareka.*
بلخ البيضا *Balch el beida.*

Der Prägeort *Dobîl* erscheint auf einer Münze des Jahres 86. und seitdem auf keiner anderen wieder. Hr. Fr. weiset nach, dafs dieses *Dobîl* einerlei ist mit دوين *Dowîn*, der alten Hauptstadt Armeniens, welche zwischen *Eriwan* und *Nachidschewan* lag. Es ward auch nach dem Jahre 86. in dieser Stadt gemünzt; allein auf allen späteren Münzen erscheint sie unter dem Namen ارمينية *Arminijja*, indem es Sitte ward, auf den Münzen häufig statt des Namens der Hauptstadt den Namen der Provinz zu setzen.

Mehrere Münzen sind geschlagen in der Stadt التيمرة *El teimera*, welche bisher sehr wenig bekannt gewesen. Hr. Fr. theilt eine Stelle mit aus dem geographischen Wörterbuche des *Jakût*, welche dem sehr alten Schriftsteller الهيثم بن عدي *El heithem ben adî* entnommen ist, und berichtet, unter den verschiedenen Ortschaften der Landschaft *Jsfahân* seien auch ein Grofs-Teimera und ein Klein-Teimera gewesen.

Eine Münze des Jahres 91. ist zu ماهي *Mâhî* geschlagen; der Verf. hält diesen Ort für einerlei mit *Hamadân*; siehe *Mémoires de l'Académie imp. d. Sc. tom.* 10. *p.* 522. Die Münzen, welche den Prägeort كرمان *Kermân* führen, sind nach des Verfs. Auseinandersetzung in der Hauptstadt der Provinz *Kermân* geschlagen, die den Namen *El sirdschân* السيرجان führte, und von vielen moslemischen Schriftstellern als Hauptort jener Provinz bezeichnet wird. Sie ward unter dem Chalifen *Othmân* durch den Feldherrn *Mudschâschi ben masud essolami* مجاشع بن مسعود السلمي erobert, und durch *Harûn arrawchîd* mit einer Citadelle versehen, in welcher die Statthalter der Provinz residirten. Sie erscheint noch auf den Münzen der jetzigen *Katscharischen* Dynastie unter dem Namen دار الامان كرمان *sedes securitatis, Kermân.* Die Stadt *Destuwa*, welche der *Kâmûs* دستوي schreibt, gehörte nach der Angabe mehrerer, von Hrn. Fr. nachgewiesenen, moslemischen Schriftsteller zur persischen Provinz *Ahwâs*. Der Verf. emendirt bei dieser Gelegenheit eine Stelle des gedruckten *Edrîsi*, *pag.* 138. *text. ar.*, welche eine grofse Anzahl Städtenamen, und unter diesen auch *Destuwa*, enthält, aber gröfstentheils in sehr entstellter Gestalt. Die Stadt *Menâdsir* gehörte gleichfalls zur Provinz *Ahwâs*, und es gab ein Grofs-*Menâdsir* und ein Klein-*Menâdsir*. Bei unseren Geographen findet sich dieser Name gleichfalls in sehr entstellter Gestalt, als *Mebarid* und *Mebader*. Der Prägeort *Sûk el ahwâs i. e. forum Ahwâsi* ist die Stadt *Chusistâns*, welche früher bei den Persern *Hormus-schehr* hiefs, von den Arabern aber gewöhnlich *Ahwâs* اهواز genannt wird. Letzterer Name ist vielleicht der arabische Plural افعال von dem persischen Wurzelworte *Chûs* oder *Hûs*, aus welchem der Name der Provinz *Chusistân* gebildet ist; wie dies auch schon in *Meninskis* Lexicon nach *Golius* in den Noten *ad Alfr.* bemerkt worden. Mit dem Namen *El andâlus* d. i. *Andalusia*, welches für *Vandalusia* oder Wandalenland steht, bezeichnen die Araber bekanntlich ganz Spanien, und es frägt sich daher, welche Stadt Spaniens gemeint sei, wenn jener Name als Prägeort auf den Münzen steht. Hr. Fr. bemerkt, dafs nur *Cordova* darunter verstanden werden könne, in welchem schon seit Ende des ersten Jahrhunderts der *Hedschra* die arabischen Statthalter ihren Sitz hatten. *Conde* hat in den *Memorias de la real Academia de la Historia, tom.* 5. *pag.* 243. irrigerweise *Sevilla* für den Sitz der Statthalter bis auf *Abd errachmân* I. gehalten. Hr. Fr. fügt hinzu, dafs diese Abhandlung *Condes* viele Unrichtigkeiten enthalte, wie er Gelegenheit haben werde zu zeigen, wenn er zu den Münzen der spanischen Omajjiden komme. Der Prägeort *El mubâraka* ist lange räthselhaft gewesen; zunächst konnte man immer an das im *Kâmûs* angeführte *El mubâraka* denken, welches eine Ortschaft in *Charism* ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Quinque Centuriae numorum anecdotorum Chalifarum, cum Umeijadarum, tum Abassidarum, ex variis museis edidit Ch. M. Fraehn.*

2) *Erklärung der arabischen Inschrift des eisernen Thorflügels im Kloster zu Gelathi in Imerethi. Von Ch. M. Frähn.*

3) *Ueber alte Süd-Sibirische Gräberfunde mit Inschriften von gewissem Datum; von Ch. M. Frähn.*

(Schluſs).

Allein Herr Frähn setzt es ziemlich auſser Zweifel, daſs eine Stadt Nordafrikas darunter zu verstehen sei. Denn die Münzen *El mubârakas* werden gefunden gemischt mit Münzen *Jfrikijjas* d. i. *Kairowans*, und *El abbâssijjas*, welches in der Nähe *Kairowans* lag; sie führen auch dieselben Statthalternamen, nämlich *Jezid* und *Nasr*, welche auf den Münzen Neuafrikas erscheinen; sie gleichen letzteren ganz im Ansehn, und auch eine Aglabidenmünze scheint den Prägeort *El mubâraka* zu führen. Ueber den Prägeort *Balch el beida* oder *das weiſse Balch* verbreitet sich Hr. Fr. ausführlich, und zeigt, daſs er nicht das berühmte Balch war, sondern eine Stadt im südlichen Gebiete der Chasaren, welche später *Enderi* oder *Jeki Enderi* d. i. *Alt-Enderi* genannt ward. Der Prägeort *Jfrikijja* d. i. Afrika, ist *Kairowân*, und Hr. Fr. erörtert daher bei dessen Erwähnung die Behauptung des Grafen *Castiglioni*, daſs unter jenen Namen als Prägeort die Stadt *Sewila* زويلة zu verstehen sei. Diese Erörterung ist die umfassendste aller hier gelieferten, und der Verf. bringt eine Menge Beweise dafür bei, daſs *Jfrikijja* gleichbedeutend mit *Kairowan* oder *Cyrene* ist. Der Prägeort *El bâb* d. i. *das Thor* ist die Stadt *Derbend* am Caspischen Meere, welche auch häufig *Bâb el abwâb* d. i. *das Thor der Thore* oder das *Hauptthor* genannt wird. Die beiden letzten hier aufgeführten *Omajjiden*, nro. 53. u. 54. sind aus den Jahren 128. u. 129. H., wo die Herrschaft der *Omajjiden* schon gefährdet ward durch die *Abbâssiden*. Beide Münzen zeigen etwas ganz Ungewöhnliches in den Inschriften. Nämlich nro. 53. hat auſser dem Gewöhnlichen noch den Satz لا حكم الا لله *non est arbitrium nisi Deo*, und nro. 54. hat den Zusatz: قل لا اسلكم عليه اجرا الا المودة في القربي *dic: nullum a vobis praemium huius facti postulo praeterquam amorem in propinquos; Sûr.* 42. v. 22. Sie sind geschlagen zu *El kûfa* und *Mâhî* oder *Hamadân*. Hr. Fr. macht es wahrscheinlich, daſs diese ungewöhnlichen Zusätze von Anhängern der *Abbâssiden* herrühren, welche mit diesen Sätzen darauf anspielen wollten, daſs den *Abbâssiden* das Chalifat gebühre, vermöge ihrer Verwandtschaft mit dem Propheten. In der That erscheint der Zusatz der Münze nro. 54. auch in den Jahren 131—136. auf den Münzen des *Abu muzlim*, Statthalters von *Chorâssân*, welcher ein eifriger Beförderer der *Abbâssiden* war.

In der Schrift Nro. 2. erklärt Hr. Fr. die arabische Inschrift eines merkwürdigen Alterthumes in Imiretien, und macht uns bei Ausmittelung des Fürsten, welcher es verfertigen lieſs, zugleich mit der bisher noch gar nicht bekannt gewesenen Dynastie dieses Fürsten bekannt, welche ao. 340—468. *Hedschr.* in der Provinz *Karabâg* am Caspischen Meere herrschte. Jenes Alterthum ist der als altes Siegesdenkmal aufbewahrte eiserne Thorflügel zu *Gelathi*. Das Kloster *Gelathi*, oder richtiger *Genath*, der ehemalige Sitz der Patriarchen von Imiretien, ist von einer niedrigen steinernen Ringmauer umgeben. An einer Stelle derselben ist ein kleiner viereckiger, mit einem Gewölbe überdeckter Bau befindlich, durch den ein Fuſssteg nach dem Kloster geht. Man nennt diesen Bau eine

Kirche; und wirklich sind noch Anzeigen da, dafs er eine solche Bestimmung gehabt. Die Sage berichtet, der georgische König David 2. ao. 1089—1130. habe diese kleine Kirche gebauet, um darin seine Grabstätte zu finden. Ein innerhalb auf dem Boden noch jetzt vorhandener Stein mit Spuren einer, vermuthlich grusinischen, Inschrift, soll das Grab dieses Königes decken. Dort steht jener grofse eiserne Thorflügel an die Mauer gelehnt. Die Sage berichtet, König David 2. habe aus der von ihm eroberten Festung *Derbend* am Caspischen Meer diesen Thorflügel, sammt seinem Genossen, dorthin versetzt. Dieser Genosse ist später zu eisernen Nägeln verarbeitet worden. Diese Nachricht über den Ursprung des Thorflügels findet man auch in einer von Hrn. *v. Bartenew* benutzten grusinischen Chronik. König David 2. war einer der thätigsten georgischen Könige, welcher den Beinamen *Aghma Schenebeli i. e. instaurator imperii* erhielt, und sein Vaterland von der Gewalt der *Seldschuken* befreiete; er eroberte *Schirwan* und *Derbend*. Insofern hat die von jener Sage angegebene Herkunft des Thorflügels gar nichts Unwahrscheinliches. Denn es geschah öfter, dafs man die Thorflügel eroberter Städte als Siegesdenkmal mitnahm. Der Chalife *El mutassim* versetzte zwei Thorflügel von *Ancyra* nach *Bagdad*; *Timur* versetzte die Thorflügel von *Herat* nach *Kesch* in *Transoxana*. Auf dem Thorflügel zu *Gelathi* befindet sich eine arabische Inschrift in einfachen kufischen Buchstaben, welche Hr. Fr. nun, nachdem er mehrere Copieen derselben erhalten, folgendermafsen lieset:

بسم الله الرحمن الرحيم امر باتخان هذا الباب
مولانا الامير السيد الاجل شاور بن الفضل ادام
الله سلطانه علي يدي العالم ابي الفرج محمد
بن عبد الله ادام الله توفيقه عمل ابراهيم بن
عنكويه الحداد سنة خمسة وخمسين واربعماية

Das ist: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmungsreichen! Es gab Befehl zur Anfertigung dieses Thores unser Gebieter, der Fürst, der Herr, der erhabene, *Schâwir ben el fadl*, dessen Herrschaft Gott wolle dauern lassen, unter Besorgung des weisen *Abul faradsch mohammed ben abdalla*, dessen Gedeihen Gott wolle dauern lassen. Gemacht hat es *Jbrahim ben othmân ben ankuweih*, der Schmid, im Jahr vierhundert und fünf und funfzig."

Die Lesung einiger weniger Worte ist nicht ganz sicher, weil die etwas unbestimmten Züge, vielleicht durch Mängel der Copien, einiges Schwanken zulassen; namentlich ist dies bei dem Worte علي der Fall. Auch bleibt die Möglichkeit übrig, dafs hinter علي noch eine uns nicht sichtbare Zeile folgt; denn auf der sichtbaren Seite des Thorflügels geht über derselben hinter علي ein eiserner Querriegel. Indefs die Hauptdata der Inschrift, der Name des Fürsten, der Name des Künstlers, und die Jahrszahl, stehen vollkommen fest. Es frägt sich also, wer jener Fürst *Schâwir ben el fadl* gewesen. Es gelang Hrn. Fr., ihn in einem noch gar nicht benutzten historischen Werke des *Schehrisâde* zu entdecken, welches handschriftlich unter den *Italinskischen Codicibus* zu Petersburg sich befindet. Dieses berichtet nämlich, dafs ao. 340—468. *Hedschr.* das Geschlecht der *Benu Scheddâd* oder *Scheddâdiden* in *Arrân* d. i. *Karabâg*, und einem Theile Armeniens und Aderbeidschans fast ganz unabhängig vom Chalifate regierte. *Schehrisâde* zählt zehn Fürsten dieses Geschlechtes auf. Der achte derselben war unser *Schâwir ben el fadl*, welcher schon ao. 428. als Fürst zu *Towin* erscheint, und viele Feldzüge in die benachbarten Gegenden machte. Möglich ist es daher, dafs er auch die Festung *Derbend* eroberte, und dort die eisernen Thorflügel verfertigen liefs. Doch bemerkt Hr. Fr., er könne sie auch in einer anderen seiner Städte haben verfertigen lassen, aus welcher sie hernach der georgische König *David* 2. entführte, und dafs also die georgische Nachricht in Betreff des Ortes, aus welchem der Thorflügel geholt worden, einer Berichtigung bedürfe. An der Aussenseite der Capelle, in welcher jetzt der Thorflügel steht, findet sich auch noch eine alte grusinische Inschrift, von welcher Hr. Fr. auf der Tab. 2. ein Bruchstück mittheilt. Sie sucht noch ihren Erklärer.

Die Schrift nro. 3. liefert einen Beitrag zur Beantwortung der vielfach berührten Frage über den Ursprung der zahlreichen alten Denkmäler, welche sich im südlichen Sibirien finden. An den Flüssen *Jschim*, *Jrtysch*, *Jenisey*, *Selenga*, bis zum mittleren *Amur* hin, zeigen sich jene Grabmäler, oft von colossaler

Gestalt, von Felsenstücken umsetzt und bedeckt, Todtenhügel, von Erde aufgeführt, hie und da auf den Grabsteinen rohe Figuren und Schriftzüge, ähnliche Bildwerke und Inschriften auch an Felswänden jener Gegend, und unzählige Spuren alter Grubenwerke. Aus den Gräbern wird eine aufserordentliche Menge Schmuckes und Geräthes von Gold und Silber, zum Theil sehr zierlich gearbeitet, ferner eine Menge Waffen, Messer, Meissel, meistens von Kupfer, hervorgezogen, und die Grubenwerke enthalten Werkzeuge gleicher Art. Es frägt sich daher, welchem Volke diese Dinge ihren Ursprung verdanken, und neuerdings hat Ritter in seiner Erdkunde Th. 3. Bd. 2. S. 320 ff. diesem *verschollenen Volke* grofse Aufmerksamkeit zugewendet. In Sibirien selbst nennt man diese Gräber gewöhnlich *Tschudische*, welches aber eigentlich auch nichts weiter bedeutet, als dafs sie einem unbekannten Volke angehören. Hr. Fr. wagt gleichfalls nicht, über diese Frage im Allgemeinen eine bestimmte Vermuthung vorzutragen; aber er beschreibt einige aus jenen Gräbern gezogene Gegenstände, welche mit bestimmten Jahreszahlen, und zwar aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, versehen sind. Der erste dieser Gegenstände ist eine goldene Trinkschale, in deren Boden mit rohen arabischen Schriftzügen folgende Inschrift in *Tschagataischer* oder ost-türkischer Sprache sich findet:

سنهٔ حضرت مكدين مدينهكا بارغالي التي
يوز اون يتي

d. i. „Im Jahr nachdem seine Herrlichkeit von *Mekka* nach *Medîna* gegangen sechshundert und siebenzehn." also: im Jahr 617. der Hedschra, oder ao. 1220. p. Chr. Hr. Frähn bemerkt, von den Mongolen *Tschingis-châns* könne die Schale nicht herrühren, da diese damals den *Islâm* noch nicht angenommen hatten; wahrscheinlicher sei es daher, dafs sie einem *Wolga-Bulgaren* oder *Chasaren* gehörte, indem diese Völker schon früher den *Islâm* bei sich aufnahmen. Der zweite Gegenstand ist eine birnförmige Goldplatte, die ohne Zweifel als Amulet diente. Auf beiden Seiten ist in erhabener, roher Arbeit ein Menschenantlitz abgebildet, und um dasselbe arabische Schrift in zerstreuten Gruppen, und zwar verkehrt, gestellt. Hr. Fr. überzeugte sich, dafs diese Schriftgruppen nichts anderes sind, als eine unförmliche Nachbildung der Inschrift einer Münze des *Toktogû*, Chanes der goldenen Horde, welche Münze der Verfasser in einer grofsen Anzahl von Exemplaren kennt. Sie ist im Jahre 710. *Hedschr.* oder 1310. *p. Chr.* zu *Saraï* geschlagen. Der Verfertiger des Amuletes, welcher sein Kunstwerk mit Bildwerk und Schrift schmücken wollte, scheint das Antlitz von christlichen Heiligenbildern, die Schrift aber von einer mongolischen Münze entlehnt zu haben. Denn oft zeigt es sich auf den Amuleten, die für die der Schrift nicht kundige Menge bestimmt waren, dafs ihre Inschriften keinen Sinn, der sich auf den Zweck des Amuletes bezöge, oder auch überhaupt gar keinen Sinn hatten. Es kam nur darauf an, den Raum zu füllen mit scheinbar geheimnifsvollen Zügen. Auch Strahlenberg erhielt zwei Exemplare dieses Amuletes. Hr. Frähn hat auf ähnliche Weise Samaniden-Münzen benutzt gefunden, um mit ihren Aufschriften Amulete zu füllen.

Nächst jenen beiden aus den südsibirischen Gräbern gekommenen Alterthümern führt Hr. Frähn dann noch eine Anzahl Münzen auf, welche gleiche Herkunft haben. Es sind tatarische Münzen, geschlagen zu *Charism circa* ao. 721. zu *Neu-Saraï* ao. 759. zu *Samarkand* ao. 733. also aus dem vierzehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Es ergiebt sich hiernach, dafs wenigstens ein Theil der in den südsibirischen Gräbern gefundenen Gegenstände von nicht sehr hohem Alter ist. Freilich aber können dort spätere Gräber mit älteren vermischt vorkommen.

J. G. L. Kosegarten.

LXV.

Taschenbuch für Maafs- und Gewichtskunde zum praktischen und wissenschaftlichen Gebrauch bearbeitet, von F. W. Schneider, Professor der Mathematik zu Neustadt Eberswalde. Berlin, 1839. *bei Herbig.* 48 *Bog. kl.* 8.

Die grofse Mannichfaltigkeit der in den verschiedenen Staaten eingeführten Maafse, Gewichte und Münzen ist nicht allein für den Geschäftsverkehr, sondern auch für diejenigen Wissenschaften eine lästige Unbequemlichkeit, welche wie Physik, Chemie, Technologie und andere sich vorzugsweise mit den gegen-

seitigen Verhältnissen der Körper beschäftigen. Zwar haben oft Herausgeber von Schriften über jene Wissenschaften zur Beseitigung dieses Uebelstandes recht brauchbare Reductionstabellen für die üblichsten Maafse und Gewichte entworfen; allein bei der speciellen Absicht, die sie damit verbanden, lag es ganz aufser ihrem Zweck, alle metrologische Fragen beantworten zu wollen. Es wird daher ein Werk, in welchem alle feststehenden Maafsverhältnisse, so wie die gesetzlichen Bestimmungen darüber gesammelt, die Verwandlungsfactoren für wissenschaftliche Zwecke hinlänglich genau berechnet, und die abgehandelten Artikel möglichst einfach und übersichtlich zusammengestellt sind, nicht nur dem gewerblichen Verkehr, sondern auch der Wissenschaft einen namhaften Dienst erweisen, und dadurch die Anzeige des oben genannten Buches in diesen Blättern gerechtfertigt werden.

Die Resultate, welche Hr. Prof. Schn. in dieser unbestreitbar sehr mühevollen und fleifsigen Arbeit niedergelegt hat, sind sämmtlich aus zuverläfsigen nicht selten mühsam erforschten Quellen hergeleitet, wo dergleichen sich nicht vorfanden, hat er es vermieden auf unsicheren Angaben Rechnungen zu begründen. Man findet hiernach abgehandelt die Maafse und Gewichte aller deutschen Staaten mit alleiniger Ausnahme der Fürstenthümer Hohenzollern Hechingen und Lichtenstein, ferner von Frankreich, England, den Niederlanden, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rufsland, Polen, Krakau, Ungarn, Rom und der Schweiz. Diese Länder sind in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und die nöthig gewordenen unerheblichen Abweichungen hiervon durch ein Register unschädlich gemacht. Bei jedem Staate macht die in pariser Maafs ausgedrückte Gröfse der landesüblichen Maafse den Anfang, dann folgt die Eintheilung derselben und ihre Verwandlung in das entsprechende preufsische Maafs; zur erleichterten Uebersicht sind 4 Rubriken gemacht: *A*, Längen-, *B*, Flächen-, *C*, Körpermaafs, *D*, Gewichte. Jeder Satz, welcher einen Verwandlungsfactor enthält, z. B. französische in preufsische, enthält gleich darunter den umgekehrten, in unserem Beispiel also den Verwandlungsfactor für preufsische Fufse in französische. Diese Factoren sind auf 6 Decimalstellen berechnet, von denen die zwei zusammengehörigen sich natürlich zu 1 ergänzen; dadurch aber, dafs alle ihren Logarithmus in 7 Ziffern neben sich haben, wird es sehr leicht jedes Maafs in ein beliebiges anderes zu verwandeln, indem man sie zunächst auf das entsprechende preufsische bezieht, und ohne die Factoren miteinander zu multipliciren, ihre dabei stehenden zwei Logarithmen addirt und den zugehörigen Numerus in beliebigen Logarithmen-Tafeln sich aufsucht: ja man kann auf diese Weise mit Hülfe dieser Logarithmen sehr leicht jedes andere Maafs zur Basis machen, und alle übrigen auf dasselbe beziehen, wie in dem Buche die Beziehung aller auf das preufsische Maafs wirklich ausgeführt ist.

Für Personen, denen die Rechnung mit Decimalen und Logarithmen nicht bekannt oder nicht geläufig ist, hat der Verf. das Verhältnifs auch überall durch ganze Zahlen und meist auf zweifache Weise angegeben, von denen das in gröfseren Zahlen ausgedrückte Verhältnifs bei genaueren Rechnungen anzuwenden ist. Dieser Theil der Berechnung, das Verhältnifs zweier Maafse durch die kleinsten Zahlen auszudrücken, hat Hrn. Prof. Schn. auf eine andere zwar sehr umständliche aber nach ihrer Vollendung recht nützliche Arbeit geführt. Er fand nämlich die Berechnung der kleinsten Verhältnifszahlen nach der gewöhnlichen Methode durch Kettenbrüche viel zu weitläuftig, und die verwendete Mühe ganz vergeblich, wenn irgend ein Maafsverhältnifs durch eine neue Gesetzgebung Aenderungen erfährt. Deshalb entwarf er eine Tafel, in welcher alle ächten nicht zu hebenden Brüche mit dem Nenner 2 bis 300 durch Decimalen ausgedrückt sind. Da nun die Zahl dieser Brüche 27397 beträgt, so ist bei der Annahme gleicher Differenzen der Unterschied zweier aufeinanderfolgender Werthe durchschnittlich 0,0000365 zwischen 0 und 1, woraus sich die Brauchbarkeit dieser Tafeln zur Verwandlung der Decimalbrüche in gemeine Brüche als sehr vortheilhaft herausstellt. Möge der Verf. Gelegenheit finden, auch diese umfassende Arbeit, von der er pag. 18 der Einleit. eine Probe gegeben hat, zu veröffentlichen.

Bei den Längenmaafsen hat sich Hr. Schn. nicht damit begnügt, die Verwandlungen der Linien, Zolle, Fufse, Ruthen, Lachter, Meilen anzugeben, sondern er hat unter der Ueberschrift „Preis eines laufenden Fufses" den Factor berechnet, mit dem man diejenige Anzahl preufs. Groschen, welche für den preufs. Fufs in einem bestimmten Fall als Arbeitslohn z. B. gezahlt wird, zu multipliciren hat, um zu erfahren, wieviel Centimes ein französischer, wieviel Kreuzer der hessische Fufs u. s. w. kosten würde. Aehnliches drücken die unter den Ueberschriften Preis eines Lachters, einer Meile befindlichen Factoren aus. Bei den Flächenmaafsen haben die Ausdrücke: Preis eines Quadratfufses, eines Morgens u. s. f. den nämlichen Sinn, nur dafs die Quadratmaafse auf Bretter Bleche, auf Ertrag Kulturkosten, Abgaben von Ländereien zu beziehen sind. Die unter Quadrat-Meilen befindlichen Factoren kommen besonders bei statistischen Berechnungen in Anwendung. Dergleichen Beziehungen finden sich auch unter Körpermaafsen und Gewichten, bei denen namentlich auch die Verwandlungen von Raummaafsen bei Flüssigkeiten in Gewichte, so wie von dem Ertrage an Branntwein, Oel u. dgl. aus dem nach Metzen, Scheffeln u. s. w. gemessenen Samen durchgeführt sind. Ebenso finden unter dieser Rubrik auch der Berg- und Forstmann und Andere für ihre Zwecke gewifs sehr schätzbare Angaben. — Eintheilung und Angabe des Werthes der Münzen eines jeden Staates in preufs. Gelde sind in einer besonderen neben der Landesüberschrift nachgewiesenen Anmerkung enthalten; wahrscheinlich haben die in Deutschland bevorstehenden Münzregulirungen den Verf. noch abgehalten, auch hier die Factoren wie in allen anderen Fällen zu berechnen. Den Beschlufs des ganzen auch äufserlich wohl ausgestatteten und correct gedruckten Buches macht ein Anhang, worin mehrere Verwandlungen solcher Maafse vorkommen, die häufig angewandt werden, besonders englischer und Wiener Maafse in französische und umgekehrt.

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

LXVI.

Notice sur la circulation observée dans l'ovule, la fleur et le phoranthe du figuier; par Ch. Morren, Prof. ord. de botanique à l'Univers. de Liège, Membre de l'Ac. roy. de Bruxelles. (Extrait du tom. IV. Nr. 12. des Bulletins de l'Ac. roy. de Bruxelles) Bruxelles, 1838 (mit einer lith. Tafel.)

Während man an mehreren Orten damit umgeht die bekannten Erscheinungen der Cirkulation in den höheren Pflanzen zu bezweifeln, ihren Werth zu verkleinern und die weitere Erforschung derselben zu hemmen, sieht man mit Vergnügen, dafs sich auf der anderen Seite der lebendige Strom der Wissenschaft durch alle Hindernisse Bahn bricht, sich das Bett ebnet und ruhig weiter fliefst. Wir folgen lieber diesem Flufs der Wissenschaft als wir uns mit jenem Widerstand aufhalten, der unsere Kenntnisse nicht fördert. Es sind oft nur kleine Dinge, die, in den Zusammenhang des Ganzen eingreifend, wichtig in ihren Folgen werden, und von diese Seite müssen wir auch die in obiger Schrift dargebotenen Beobachtungen betrachten, durch welche dem bereits Bekannten zwar nur eine einzelne aber höchst interessante neue Thatsache hinzugefügt wird; nämlich die Sichtbarkeit der Cyklose des Lebenssaftes in dem Saamenei. Wir hatten bereits im Jahr 1824 in der Schrift über den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut (p. 9—17, 23—29) die Cyklose in den Kelchblättern, den Blumenblättern, den Staubfäden und in mehreren Theilen der Frucht verschiedener Pflanzen beschrieben, doch eignete sich die eigenthümliche Beschaffenheit der Saamen dieser Pflanzen nicht wohl jene Erscheinung deutlich zu zeigen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Hrn. Morren, zur Untersuchung der Cyklose im Ei die Blumenböden (die im gemeinen Leben sogenannten Früchte) des Feigenbaums zu wählen, dessen Blumen und wahre Früchte im Innern des fleischigen Blumenbodens eingeschlossen sind und dadurch vor der direkten Einwirkung von Licht und Luft geschützt, nicht nur eine fast farblose Durchsichtigkeit, sondern auch eine dauernde Lebensfrische behalten, wodurch die Beobachtung der Bewegungen aufserordentlich erleichtert wird. Diese vereinigten Umstände machten es Hrn. Morren möglich die Erscheinung der Cyklose in derselben Form, wie sie sich auch in den übrigen Pflanzentheilen zeigt, im Ei des Saamens zu entdecken. Diese Entdeckung behält ihren Werth, obgleich in Betracht des Vergleiches der von uns unterschiedenen beiden Hauptformen der Cirkulation: der Rotation und der Cyklose nämlich, so wie deren Benennungen sich hier einige Mifsverständnisse finden, welche sich nach dem Erscheinen unseres französischen Memoirs leicht berichtigen werden. Hr. Morren benennt nämlich diese in besonderen Gefäfsen sich zeigende Bewegung: Cirkulation, dagegen die in den abgesonderten Schläuchen vor sich gehende: Cyklose. Indessen haben wir früher bereits eben für die in besonderen Gefäfsen (den Lebenssaftgefäfsen, vasa laticifera) vor sich gehende Cirkulation, welche überall in Form netzförmig anastomosirender Ströme erscheint, den Namen der *Cyklose* bestimmt und möchten wohl verhüten, dafs durch eine Verwechselung der Nomenklatur neue Schwierigkeiten des Verständnisses bereitet würden. Auch die Benennung vasa opophora, welche der Verf. nach Links Vorgange als synonym für die vasa laticifera gebraucht, könnte zu neuen Irrnissen Anlafs geben; denn abgesehen davon, dafs einmal der von mir gegebene Name: *vasa laticifera* gebräuchlich ist, werden von Link unter dem Namen vasa opophora wieder ganz verschiedene Dinge, wie früher unter dem Namen vasa propria, z. E. die Harz-Sekretionsgänge mit den wahren Lebens-

saftgefäfsen zusammengefafst, so dafs man von dem Fortschritt zur Kenntnifs einer mühsam festgestellten Verschiedenheit auf diese Weise wieder zu den alten Unklarheiten zurücktreten könnte, etwas das leicht verhütet werden kann, wenn man bei dem früheren Namen: *vasa laticifera* bleibt, der eine entschieden und genau bestimmte Sache bezeichnet, über welche dann kein Zweifel mehr entstehen kann. Die in wirklich abgesonderten Schläuchen der homorganischen Pflanzen sich findende, in einfachen Kreisen sich drehende, Bewegung haben wir zum Unterschiede von der Cyklose *Rotation* genannt. Mit der Rotation haben zwar mehrere Naturforscher die in den zarten netzförmigen Lebenssaftgefäfsen des Zellgewebes, aufser dem Heerde der Cyklose, sich zeigenden Strömungen verwechselt; allein die von uns hierüber vor Kurzem der Akademie der Wissenschaften zu Paris gegebenen Darstellungen (Comptes rendus hebdomadaires des Séances de l'Académie des Sciences; par MM. les Sécrétaires perpetuels. Paris 1838. Nr. 11. 10. Septbr. p. 580—586) werden dazu beitragen diese Irrthümer aufzuklären, welche nur durch die Unbekanntschaft mit den Formen von Lebenssaftgefäfsen im Zustande der jugendlichen Zartheit und Feinheit (vasa laticifera contracta) entstanden sind. Auch werden die Abbildungen und Beschreibungen dieser Gefäfse in meinem jetzt eben erscheinenden französischen Memoir den Gegenstand deutlicher veranschaulichen. Es wäre also kein Grund vorhanden etwa noch eine dritte Cirkulationsform durch einen besonderen Namen zu bezeichnen, da sämmtliche netzförmige Strömungen in den feineren wie in den gröfseren Gefäfsen heterorganischer Pflanzen zur Cyklose zu rechnen sind. Es gehören also die wichtigen Erscheinungen, welche Hr. Prof. Morren unter dem Namen der Cirkulation hier beschreibt, allein zur Cyklose selbst, ebenso wie die Bewegungen des Lebenssaftes in allen übrigen Theilen der Feigenbäume. Die naturgemäfsen Beschreibungen und Abbildungen, welche Hr. Morren sowohl von den Strömungen als von den Gefäfsen liefert, geben ein schönes und richtiges Bild der Cyklose, und es ist eine Kleinigkeit sich über die Synonymie zu verständigen. Wie wir durch Prof. Lindley in London erfahren, hat Hr. Morren auf einer Reise durch England seine Beobachtungen nicht nur mehreren Gelehrten in London, sondern vorzüglich auch den zu New Castle versammelt gewesenen englischen Naturforschern mit grofsem Beifall gezeigt und wir selbst können aus eigener Beobachtung die Richtigkeit der Erscheinungen vollkommen bestätigen. Zuerst sehe ich mit wahrem Vergnügen, dafs es Hrn. Morren gelungen ist aus den Blumenböden der Feigen die Lebenssaftgefäfse völlig isolirt herauszupräpariren und so auch hier allen Zweifel über das Dasein wahrer Gefäfse zugleich mit den Vorstellungen von Interzellulargängen, worin einige Naturforscher den Lebenssaft sich bewegen lassen möchten, gänzlich zu beseitigen. Die Präparation der Gefäfse ist bisher einer der schwierigsten Punkte in der Lehre von dem Systeme der Cyklose gewesen und ich habe sowohl in Paris als auch in London den Naturforschern die kleinsten Details der Präparationsart zu zeigen nöthig gehabt, um ihnen die eigene Beobachtung möglich zu machen, weshalb es mir um so angenehmer ist, dafs Herr Morren auf seine eigene Weise damit zum Zweck gekommen ist. Herr Morren sagt: es sei unmöglich hier Interzellulargänge zu sehen, denn mit Hülfe von Nadeln und durch Verschiebung der präparirten Theile zwischen dem Compressorium könne man die Gefäfse so vollkommen isoliren, dafs die eigenthümliche völlig durchsichtige Membran der Gefäfse den cirkulirenden Saft eingeschlossen enthaltend nackt ohne alles anhängende Gewebe frei liege. In dem fleischigen Zellgewebe des Blumenbodens bilden die Gefäfse ein Netz mit zahlreichen Anastomosen, ganz ähnlich wie ich es aus den Brakteen von ficus elastica bereits im Jahr 1830 in den Annales des Sciences naturelles abgebildet habe. Von diesen Anastomosen gehen Zweige zu den Blüthenstielen über. An dem Uebergange zum Blüthenapparat zeigen die Gefäfse eine eigenthümliche Beschaffenheit. Die Maschen des Gefäfsnetzes sind nämlich in den Blüthenböden geradlinig in die Länge gezogen, dagegen werden die Gefäfse mannichfach gewunden und gekrümmt, sobald sie in den Blüthenapparat übergehen. Herr Morren vergleicht die Lebenssaftgefäfse in dieser letzten Beziehung mit den Lymphgefäfsen der Haut, welche auch der verstorbene Fohmann schon umgekehrt mit den Pflanzengefäfsen verglichen hat, wie der Verfasser noch besonders bemerkt. Bei näherer Bekanntschaft mit

den Lebenssaftgefäfsen wird es immer deutlicher werden, dafs diese Gefäfse nach den von mir ursprünglich gegebenen und immer wiederholten Vergleichen mit *dem peripherischen Theil des Gefäfssystems der Thiere überhaupt*, vorzüglich dem peripherischen Theil des Blutgefäfssystems, verglichen werden müssen, und da die sämmtlichen Lymphgefäfse bei den höheren Thieren eine mehr peripherische Natur haben und gleichsam ein peripherischer Anhang des Venensystems sind, so ist der Vergleich der Herren Morren und Fohmann sicher auf dem Wege zur Wahrheit. Es kommt hauptsächlich darauf an die rein peripherische in netzförmigen Anastomosen abgeschlossene Natur des Lebenssaftgefäfssystems im Gegensatz gegen die Centralität des thierischen Gefäfssystems auf den höheren Stufen der Ausbildung zu erkennen, und zu dieser Erkenntnifs werden jene Vergleiche führen, worüber ich auch in meinem System der thierischen Cirkulation die wesentlichen Grundzüge gegeben habe. Was nun die Saftströmung in den Lebenssaftgefäfsen betrifft, so sah Herr Morren dieselben in den Blüthenstiel zu den Seiten des Spiralgefäfsbündels verlaufen. Die Stromkanäle erscheinen rund, obgleich die Zwischenräume des lockeren Zellgewebes eckig sind. Die Perigonialblätter, welche sich zur Seite des Fruchtknotens ablösen, zeigen keine Spiralgefäfsbündel und enthalten die cirkulirenden Saftströme blofs im Zellgewebe verbreitet, was Herr Morren sehr richtig als einen Grund dafür ansieht, dafs die Lebenssaftgefäfse eine dem Blute der Thiere analoge Flüssigkeit zuführen, um die Theile zu ernähren, in welche sie sich abgesondert verbreiten. Herr Morren hatte geglaubt, es sei meine Ansicht, dafs die Lebenssaftgefäfse immer nur die Spiralgefäfsbündel begleiten und hielt diese Beobachtung von den meinigen abweichend. Indessen ist die Sache so, dafs nach den von mir gegebenen Darstellungen die Lebenssaftgefäfse sich ihrer Lage und Verbreitung nach in zwei Abtheilungen trennen. Die eine Abtheilung habe ich den *Heerd der Cirkulation* genannt, wo die Lebenssaftgefäfse selbst bündelweis oder schichtenweis vereinigt sind und immer neben den Spiralgefäfsbündeln oder um die Holzringe liegen. (Natur der lebendigen Pflanze I. S. 521. 575. 585. 591) „Von diesem Heerde des Kreislaufes aus verbreitet sich aber der Lebenssaft in alle Pflanzentheile durch die Anastomosen der Gefäfse: in das Holz, in das Zellgewebe des Marks, wo man die Cirkulation bei Feigenbäumen, den Rhusarten und Asklepiadeen sehr schön sieht". Diefs sind meine eigenen im Jahr 1823 gedruckten Worte. Auch habe ich bereits auf der Kupfertafel zu der Schrift über den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut die Verbreitung der Lebenssaftgefäfse aufserhalb der Spiralgefäfsbündel in dem Zellgewebe der Kelchblätter und Schotenklappen des Schöllkrautes, so wie dasselbe in den Nebenblättern von Ficus elastica im Jahr 1830 in den Annales des Sciences naturelles abgebildet. Es kann also gewissermafsen eine Bürgschaft für die Wahrheit der Beobachtungen sein, dafs Herr Morren, ohne von den meinigen zu wissen, auf andere Art ganz zu demselben Resultat gelangt ist. Im Fruchtknoten (Ovarium) theilt sich das Gefäfsbündel des Blumenstiels bei der Feige in zwei Theile, von denen sich der eine in der Fruchthülle verbreitet, der andere durch den Saamenstiel zum Saamen übergeht. Letzteres Bündel ist am reichsten an Lebenssaftgefäfsen. In den Narben der Blumen konnte Herr Morren keine Lebenssaftgefäfse entdecken, indem diese sogleich nach der Befruchtung hinwelken und absterben. Hier können wir glücklicherweise diese schönen Beobachtungen ergänzen, denn in den jüngeren Feigen (Herr Morren scheint nur reifere untersucht zu haben) sehe ich die Cirkulation, jedoch in äufserst feinen Strömen und nur bei starker Vergröfserung, fast wie in den Haaren der Campanula-Arten bis in die Papillen der Narbe. Dagegen fand Herr Morren die Lebenssaftgefäfse von dem Saamenstiel aus in die Saamenhäute übergehen, indem sie durch den Nabel eintreten und sich in die Testa ausbreiten, so dafs von ihm die Cirkulation bis in die Hüllen, welche den Embryo einschliefsen, verfolgt ist. In Rücksicht auf die Absonderung der Lebenssaftgefäfse erwähnen wir noch einer zweiten Abhandlung des Herrn Morren über die Wirkung des Erfrierens auf die inneren Pflanzenorgane im 5ten Bande der Bulletins de l'Acad. de Bruxelles, zugleich weil wir die dort gegebenen Mittheilungen noch durch eigene frühere ergänzen können. Herr Morren fand, dafs das Zellengewebe — und auch die Gefäfse der Pflanzen, welche im Winter dem Erfrieren in einer

Kälte von — 16° ausgesetzt waren, sich leicht von einander absondern liefsen, indem das Gewebe zerfalle, ohne dafs aber die einzelnen Gefäfse und Zellen bersten. So bediente sich Herr Morren auch des Frostes zur anatomischen Präparation der Gefäfse und bildet dieselben naturgetreu aus einer Stapelia ab, um daran zu zeigen, dafs durch den Frost die Gefäfse nicht bersten. Herr Morren glaubt, dafs seine und die ähnlichen im Jahr 1830 angestellten Beobachtungen von Göppert in Breslau die einzigen seien, welche man über die Wirkung einer so tiefen Temperatur wie diejenige von 16° R. besitze. Ich bin dadurch angenehm überrascht, dafs beide Beobachter, ohne meine Untersuchungen vom Jahr 1823 (Natur der lebendigen Pflanze I. pag. 519. 554) zu kennen, in den Jahren 1830 und 1838 mit mir zu gleichen Resultaten gekommen sind. Schon in den eben angeführten Stellen habe ich ausführlich davon gehandelt, dafs man sich des Frostes ganz ähnlich wie der längeren Maceration zur Absonderung der inneren Pflanzenorgane (Zellen und Gefäfse) bedienen könne, indem durch den Frost die Gewebe auseinanderfallen, ohne ein Bersten oder eine sonstige Zerstörung der Organisation zu erleiden und habe sogar nach solchen Präparationen die Gefäfse abgebildet. In dem Winter, wo ich diese Beobachtungen machte (1822, 23), sank die Kälte viel tiefer als in Morrens Beobachtung, nämlich bis — 23° R. (l. c. S. 519) und dennoch sah man aufser dem Auseinanderfallen keine Zerstörung, und ich habe ausdrücklich schon die Ansicht von Duhamel von dem Bersten der Gefäfse durch den Frost widerlegt (l. c. 554). Dagegen habe ich eine andere Beobachtung hinzugefügt, die selbst unserem genauen Beobachter entgangen ist, nämlich *dafs das Absterben der Pflanze mit der Gerinnung des Lebenssaftes durch die Kälte beginnt* und dafs darin die Todesursache zu suchen ist. Die chemische Zersetzung, welche Herr Morren beobachtete, beginnt erst nachher, wenn die Säfte abgestorben sind. Die Säfte werden um so leichter vom Froste getödtet, je weniger hoch sie organisirt sind, daher denn der Lebenssaft der Kälte viel länger widersteht als der Holzsaft, womit es dann zusammenhängt, dafs so häufig das Holz der Bäume erfriert, während die Rinde lebendig bleibt (Natur der lebendigen Pflanze II. Th. S. 177. 178). Wir wollen diese Mittheilungen über die interessanten Beobachtungen des Herrn Morren mit der von ihm gemachten Erinnerung an einen älteren von Geburt belgischen Botaniker, Adrien Spiegel, den Herr Morren in einer geistreichen Biographie (Adrien Spiegel par M. Ch. Morren. Bruxelles 1838) den belgischen Theophrast nennt, beschliefsen. In der Isagoge in rem herbariam, welche im Jahr 1607, also 57 Jahr vor der Entdeckung des Mikroskops durch Hook, erschien, finden sich in Bestreff der Gefäfse und der Saftbewegung in den Pflanzen so naturgemäfse Ideen, dafs eine tiefe Einsicht in den Vorgang des Pflanzenlebens dazu gehörte sie auszusprechen. Er nennt die Gefäfse: Venen, welchen Ausdruck auch Theophrast gebrauchte, und sagt von ihnen: „Sie enthalten einen Saft, der den Pflanzen zur Nahrung dient. Wenn auch ihre Hölen oder Gänge wegen grofser Kleinheit nicht leicht beobachtet werden können, so mufs man doch vernünftigerweise auf ihr Dasein schliefsen. Denn viele Pflanzen, wenn sie eingeschnitten werden, geben eine Flüssigkeit, die entweder milchig ist wie bei den Euphorbien, oder wässrig wie beim Wein, oder gelb wie beim Chelidonium majus, oder von anderer Farbe bei anderen." Es ist in der That merkwürdig genug, dafs Spiegel schon im Jahr 1607 prophetisch den Namen der Pflanze ausspricht, in der sich nach 214 Jahren durch unmittelbare Anschauung die wirkliche Bewegung der Säfte gefunden hat, und die Sicherheit der Prophezeiung, welche Spiegel aus dem Vertrauen auf die Wahrheit *vernünftiger* Einsicht schöpfte, mag uns abermals als Beispiel dienen, dafs wie Gott die Welt, so die Vernunft unsere Erkenntnifs und unsere Thaten regiert.

Dr. C. H. Schultz.

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

LXVII.

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt von Dr. Friedrich Burchard Köster. Leipzig, 1838, *bei Joh. Ambr. Barth. XII.* 324 *in* 8.

Es ist zu bedauern, dafs die vorliegende Schrift nach der Versicherung des Hrn. Verfs. schon dem Verleger zum Drucke übergeben war, als das ausführliche Werk von Knobel „der Prophetismus der Hebräer" erschien. Denn Hr. Dr. Köster würde dann sicherlich nicht blofs einzelne Punkte, die von entscheidender Wichtigkeit für die richtige Auffassung und Würdigung des Prophetenthumes sind, aber in seiner Darstellung desselben sich theils in einer falschen Stellung befinden, theils unter andere von minderer Bedeutung verloren haben, in ihrer Wichtigkeit anerkannt und einer besonderen Betrachtung unterworfen haben; sondern er würde überhaupt, um nicht etwas Ueberflüssiges zu thun, sich eine höhere Aufgabe stellen und so im Ganzen ein anderes Buch haben geben müssen.

Wenn nämlich dasjenige, was die Propheten selbst von sich, und etwa noch, was Andere von ihnen und ihrer Wirksamkeit und Wirkungsweise gesagt haben, mit Sorgfalt ermittelt, mit Fleifs zusammengetragen, mit Klarheit geordnet ist; wenn es Erzählungen giebt von der Entstehung, dem Wachsthum, der Blüthe und dem Verfalle des Prophetenthums, wenn Schilderungen prophetischer Denk- und Handlungsweise, Umrisse zur Charakteristik einzelner Propheten und deren Thaten, Schicksale und Schriften, wenn Zeichnungen besonderer, historisch-, ästhetisch-, religiös-bedeutsamer Gruppen vorhanden sind, — und an dem allen fehlt es bekanntlich nicht —: dann mufs man bedeutende Lücken auszufüllen, schwere Irrthümer zu berichtigen, wichtige Entdeckungen mitzutheilen haben, wenn man für eine, den eben beschriebenen gleichartige Bearbeitung Interesse erwecken will; und überdies giebt es in den meisten derartigen Fällen zweckmäfsigere Wege, solche Berichtigungen ins Publikum zu bringen, als derjenige ist, auf welchem man durch den ganzen Wust des schon Bekannten aufs Neue hindurchgeschleppt wird. Jedenfalls ist es nur ein Privatvergnügen, die Rubriken zu ändern und das Material unter veränderten §§ zusammenzustellen; und es entspricht noch nicht den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen der Wissenschaft — und diese letztere ist nur der Mund für die Ansprüche der Sache selbst —, blofs erneuete Beobachtungen anzustellen, die vorhandenen Umrisse auszufüllen, die Zeichnungen reinlicher zu halten, die Schilderungen mit einigen neuen Zügen, die Gruppen mit einigen neuen Details, das ganze Gemälde mit einigen neuen Situationen zu bereichern oder dasselbe mit einigen scharfen Strichen und frischen Farben zu beleben. Ja, selbst das reicht noch nicht aus, von der Beschreibung der prophetischen Erscheinungen zur Reflexion auf das in ihnen sich darstellende Wesen, welches, obgleich in keiner derselben erschöpft oder vollständig ausgeprägt, doch allen als das Gemeinsame zu Grunde liege, fortzugehen. Was man bedarf, ist vielmehr eine Bewältigung des vorhandenen Materials *durch* und *für die Erkenntnifs*; eine Verständigung mit dieser Erscheinung, die dem Gefühle so erhaben, der Anschauung so übermächtig und gewaltig, dem Verstande so räthselhaft däucht und die mit der Geschichte unseres Geschlechtes so unauflöslich verbunden ist; eine Einsicht in dieses wunderbare und bisher so wenig verstandene Wesen. Man will nicht blofs hören, dafs die Propheten sich für von Gott gesendete und von ihm beauftragte Menschen, für Leute, die in seinem Namen sprächen und handelten, ausgegeben haben und dafs ihnen dieses von ihren Zeitgenossen oder auch von späteren Referenten und Commentatoren derselben ist geglaubet worden; son-

dern man frägt nach der Wahrheit dieser schon längst als faktisch vermittelten Behauptungen, nach dem Beweise für diese ungeheure Assertion, die so kühne Ansprüche in sich schliefst und so weitgreifende Consequenzen aus sich entwickelt. Man will nicht blofs eine Beschreibung ihrer exstatischen und visionairen Zustände oder eine Aufzählung der Benennungen, mit denen sie diese Zustände und das Eintreten derselben bezeichnet haben, lesen; man will nicht blofs wissen, dafs sie z. B. durch Träume und Gesichte, durch Angelo- und Theophanieen ihre Aufträge und Offenbarungen empfangen haben; sondern man frägt auch hier nach der Möglichkeit und dem innern, vernünftigen Zusammenhange solcher Erscheinungen, Angaben und Zustände, theils in sich selbst, theils in ihrer Beziehung auf den göttlichen und menschlichen Geist. Und wenn Jemand die genaueste Zergliederung der Symbole, mit denen die Propheten so oft ihre Rede begleitet und zum Theil auch ohne die Lippen zu rühren ihre innern Anschauungen ausgesprochen haben; oder wenn er die instruktivste Analyse der Strophen gäbe, in denen sie ihre begeisterten Worte hinströmen liefsen, und er könnte uns nicht zugleich begreiflich machen, wie diese prophetische Erregtheit und Ergiefsung zu dieser poetischen, symbolischen u. s. w. Form komme: so würden wir uns dadurch nicht befriedigt fühlen, auch wenn noch eine Beschreibung hinzukäme der Kleidung, Nahrung, Wohnung, deren sich die Propheten bedient, so wie der Stoffe, auf, und der Griffel, mit denen sie ihre heiligen Reden niedergeschrieben haben. Bedenkt man endlich noch, dafs die Propheten Einzelnen einzelne Begegnisse ihres Lebens als kommende vorausgesagt oder als vergangene so ins Gedächtnifs zurückgerufen haben, dafs auch bei den letzteren eine *natürliche* Kenntnifs derselben ausgeschlossen ist; bedenkt man, dafs sie die Zukunft ihres Volkes in solchen Bildern geschildert haben, dafs man im Unglauben an solche Weissagungsgabe dieselben für Gemälde der wirklichen Gegenwart und selbst für nachträgliche, nur in die Form der Weissagung gekleidete Copieen des schon Geschehenen ausgeben konnte; dafs sie mit unerschütterlicher Zuversicht von dem kommenden Heil und Verderben des ganzen Menschengeschlechtes Züge angegeben haben, welche als Züge der Wahrheit der Weltgeschichte eingewoben sind und bald flammend bald beruhigend dem forschenden Auge aus ihr entgegenleuchten und sich fort und fort erfüllen: dann sieht man, wie sich eine schwierige Frage aus der andern entwickelt und wie dringend nothwendig eine religionsphilosophische, der Macht und dem Gange des Begriffs vertrauende Behandlung dieser Fragen ist, die sich weder als Erzeugnisse menschlichen Fürwitzes und eitler Neugierde oder gar als Früchte sündlichen Zweifels und Unglaubens von sich schleudern, noch auf dem vorhin geschilderten und fleifsig betretenen Wege, von dem auch der Verf. der anzuzeigenden Schrift nicht abgeht, vollständig und sachgemäfs lösen lassen.

Der Hr. Verf. erkennt allerdings das Bedürfnifs unserer Zeit in Bezug auf diese Fragen an; er verlangt, dafs „die Weissagungen ihren gebührenden Platz in der Apologetik und Dogmatik wiederum einnehmen müssen," und klagt darüber, dafs „unter den Beweisen für die Wirklichkeit der Offenbarung die Wunder meist sehr ausführlich dargestellt, die Weissagungen aber nur Anhangsweise, als eine Art von Wundern, mit ein paar allgemeinen Bemerkungen gleichsam abgefunden" werden; und man kann ihm darin Recht geben, wenn man auch den von ihm angegebenen Grund dieser Behandlung nicht als zureichend gelten lassen kann, dafs nämlich „die Wunder mehr materieller, sinnlicher, die Weissagungen feinerer, geistiger Natur" seien, und dafs man die letzteren „gern unter das Kapitel von der Offenbarung versteckte, weil sie der Forschung oder Neugier wenigeren Stoff lieferten." Ebenso erkennt er die grofse wissenschaftliche Bedeutung dieser Fragen an; allein wenn er sagt, dafs die „wichtigsten theologischen Streitfragen nicht befriedigend gelöst" werden können, „bevor es über die Weissagungen zur Entscheidung gekommen ist," so sieht man sich veranlafst zu bemerken, dafs eine, wenn auch mit Reflexionen mancherlei Art begleitete, Zusammenstellung der biblischen Data nicht zu jener Entscheidung verhilft, dafs man vielmehr schon über eine Menge der bedeutendsten theologischen Fragen im Klaren sein mufs, wenn man über die Weissagungen zur Entscheidung d. h. zum Begriff, Urtheil und Schlufs kommen will, und dafs eine Menge anderer sich im Laufe einer solchen Untersuchung von selbst als die *sachgemäfsen Entwickelungsknoten* derselben schürzen und lösen. Auf diesen Standpunkt hat sich der Hr. Verf. jedoch nicht gestellt. Statt mit dem Begriff der Pro-

phetie zu beginnen und die Momente desselben zu entwickeln, wie sie eben so sehr Bestimmtheiten dieses Gegenstandes als des Begriffes selbst sind, was gar nicht geschehen kann, ohne zugleich die Begriffe der Offenbarung, Inspiration, Religion, des Wunders, der Weissagung u. s. w. mit zu entwickeln; statt dann in der Darstellung dem Stufengange zu folgen, auf welchem dieser Begriff sich geschichtlich realisirt hat, und in diejenigen Unterschiede einzugehen, in welche er sich selbst auseinandergelegt hat, wobei sich von selbst das Urtheil über die besonderen Stufen und Erscheinungsformen als sachgemäfs herausstellen und eine Einsicht in den Zusammenhang der eigenthümlichen Formen mit der jedesmaligen Stufe, auf der sie erscheinen, bilden würde; statt endlich mit derjenigen Darstellung des Prophetenthumes zu schliefsen, mit welcher dieses selbst schliefst, weil in ihm sich der Begriff desselben mit seiner Erscheinung zusammenschliefst, — statt dessen glaubt der Hr. Vf., der dem Begriffe und überhaupt der Philosophie nicht recht traut, am sichersten zu gehen, wenn er im 1. Theile eine „Geschichte des Weissagungsglaubens im Alten und Neuen Testament," und im 2. Theile eine „Charakteristik der biblischen Weissagungen" liefert, nachdem er eine Einleitung „von der Weissagung und dem Glauben an sie überhaupt" vorangeschickt hat. Allein wie sich Niemand der logischen Strenge des *Begriffes* und seiner dialektischen Methode entziehen kann, ohne sofort der Willkühr und Subjektivität der *Reflexion* zu verfallen, wodurch das Heterogenste verbunden und das Zusammengehörige geschieden und statt der vergeblichen Uebersicht, Treue und Verdeutlichung eitel Unklarheit, Wahn und Verwirrung angerichtet wird: so hat auch unser Vf. dem von ihm eingeschlagenen Verfahren seinen Zoll entrichten müssen. Er hat weder in *unbefangen*-gläubiger Auffassung der biblischen Angaben über prophetische Zustände, Aeusserungen und Thätigkeiten eine sinnige, naturwahre Schilderung derselben geben können, denn eine solche liegt vor und ausser aller Reflexion und ist ihr selber unbewufst an die Gliederung des Begriffes, welcher eben die Natur der Sache selbst ist, gebunden und von dessen Licht, Kraft und Wahrheit durchgeistet; noch hat er bei dem einmal eingetretenen *Bruche* zwischen der Welt des modernen Subjektes und der Welt jener heiligen Gottesmenschen den Faden zu finden vermocht, der zur klaren Verständigung beider führen kann, weil er in das Innere beider und zu den Punkten leitet, an denen sie zusammentreffen und auseinandergehen; sondern er hat von jenem reflektirenden Standpunkte aus, den der moderne Supranaturalismus, ohne es zu wissen oder zuzugestehen, mit dem Rationalismus theilt, trotz aller einzelnen dankenswerthen Aufhlärungen und treffenden Bemerkungen weder dem von ihm behandelten Gegenstande das rechte Licht und Leben geben noch bewirken können, dafs bei aller ausgesprochenen und gewifs ernstlich gemeinten Ehrfurcht vor der Bibel und dem biblischen Prophetenthum beiden nicht zuweilen das gröfste Unrecht geschehe. Denn die Einleitung (S. 1—9), welche aus dem Bedürfnisse hervorgegangen ist, von dem Gegenstande, dessen *Geschichte* man schreiben will ohne dessen *Begriff* entwickelt zu haben, eine *vorläufige Beschreibung* oder Definition zu geben, bringt es nur zu einigen dürftigen und zum Theil nur halbwahren Reflexionen über jene wichtigen Punkte, welche in den Begriff des Prophetenthumes fallen und sowohl deshalb als weil zur Zeit darin so viel Verwirrung herrscht, der allergenauesten und gründlichsten Entwickelung bedurft hätten; und doch machen diese Reflexionen wiederum die *Voraussetzung* dessen aus, was später als ein *Resultat* erscheint, welches ohne subjektive Voraussetzungen *rein aus biblischen Angaben* hervorgegangen sei. Um dieses Urtheil zu motiviren, wird es nöthig sein aber auch genügen, auf diejenigen Punkte, welche für die ganze Behandlung entscheidend sind, näher einzugehen.

Vergleichen wir zuvörderst die Angaben des ersten Theiles mit denen der Einleitung und beide mit den biblischen Daten und einer begreifenden Auffassung derselben. Drei Punkte sind hier vor allen wichtig, wo es sich um eine *Geschichte* des biblischen Prophetenthums handelt; nämlich die Angaben über das Subjekt der Geschichte, über die Gliederung derselben und über ihre Wahrheit.

Ueber den ersten Punkt bleibt man vorläufig im Dunkeln, da der Begriff des Prophetenthumes erst im 2. Theile gegeben wird. Dies hat den grofsen Uebelstand, dafs man gleich Anfangs nicht weifs, woran man ist. Denn wenn man nun von Propheten und noch mehr von Weissagungen hört, so hat man wohl eine ungefähre Vorstellung davon; allein ob sie des Verfas-

sers und noch mehr, ob eine von ihnen und welche die der Bibel ist, erfährt man nicht. Ja, man wird um so mehr irre, je deutlicher man aus einigen Bemerkungen der Einleitung und aus der ganzen Geschichtserzählung abnehmen muſs, daſs der Hr. Verf. mit dem Worte Weissagung einen weiteren Sinn als den gewöhnlichen der Vorausverkündigung zukünftiger Ereignisse durch göttliche Offenbarung und Anregung verbindet. Beschreibt er nämlich die Weissagung als eine „Verkündigung göttlicher Rathschläge, mögen diese Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft betreffen," so weiſs man wieder nicht, ob und warum die Weissagung kurzweg mit dem Prophetenthume identificirt wird, da doch wenigstens die Frage sich aufdrängt, ob der eben angegebene Begriff der ersteren nicht am Ende doch zu weit oder auch zu enge für das letztere sei; und man wird in seinen Zweifeln bestärkt, wenn man auch wieder lieset, daſs zu den Weissagungen ein Zwiefaches gehört, „das Empfangen der göttlichen Mittheilung (Offenbarung) und das Aussprechen derselben (die Prophetie)." — Aber der Hr. Vf. will ja auch gar keinen Begriff von der Prophetie *voraufstellen* und darum, das weiſs er sehr wohl, kann er auch keine Geschichte derselben schreiben; er kann nur den Glauben an Weissagungen, wie ihn die biblischen Relationen geben, schildern, und somit ist das Subjekt dieser Geschichte nicht die biblische Prophetie, wie man nach dem Haupttitel schlieſsen möchte, sondern, wie es die Ueberschrift des 1. Theiles auch richtig angiebt, *der Weissagungsglaube des A. und N. T.* — Aber auch so weiſs man noch nicht genau, woran man ist; ob man mit dem Glauben der *Weissagenden* selbst oder mit dem Glauben derer, die über dieselben *berichtet* haben, bekannt gemacht werden soll, oder ob beides zusammenfällt, so daſs mit der Geschichte der einen die der andern zugleich gegeben wäre. Daſs man dieses letztere nicht unbefangen thun kann, verhindern die Reflexionen des Herrn Verfassers selbst, welche wir bei dem dritten Punkte näher zu besprechen haben. Um so weniger aber ist es erlaubt, zumal mit ihnen die Geschichtserzählung beginnt, den Gegenstand derselben in einer solchen Unbestimmtheit oder vielmehr Zweideutigkeit zu lassen. — Doch vielleicht, kann man sagen, ergiebt sich aus der Darstellung selbst hierüber die erforderliche Klarheit und Gewiſsheit; der Verfasser hat wohl nur mit seinem Urtheile nicht vorgreifen, sondern dasselbe lieber durch die einfache Hervorhebung des in der Bibel darüber Berichteten vor den Augen des Lesers entstehen lassen wollen. Allein dieses ist wieder nicht der Fall und kann es nicht sein. Denn um *hervorheben* zu können, was zur Sache gehört, muſs man nothwendig *wissen*, *was diese Sache ist* oder man giebt, wie es hier geschehen ist, eine mit kritischen Bemerkungen und sonstigen Notizen versehene *Sammlung von Quellenauszügen*. Dies ist aber noch keine *Geschichte*, sondern nur eine Vorarbeit derselben, etwa zum Privatgebrauch des Verfassers. Eine Mittheilung derselben kann nur dann erwünscht, wichtig und zweckmäſsig sein, wenn diese Quellen zahlreich, weitläuftig, entlegen oder sonst schwer zugänglich und wenig bekannt sind, wie etwa die Schriften der Rabbinen und Talmudisten oder der Kirchenväter und Scholastiker. Wo aber die Quellen Jedermann so zugänglich sind und ihr Inhalt hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes, insofern derselbe als bloſser *Stoff* behandelt wird, im Ganzen so bekannt als in dem vorliegenden Falle ist; wo überdies die hauptsächlichsten Punkte, welche in dem Verlaufe der aus den Quellen excerpirten Erzählungen zerstreuet und in mannigfaltiger Verbindung mit anderen vorkommen, später besonders hervorgehoben und in ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirt werden sollen, wobei natürlich des Beweises wegen wiederum auf diese Excerpte und Quellen rekurrirt werden muſs, da ist eine solche Geschichtserzählung, wie sie in dem 1. Theil der anzeigenden Schrift (S. 10—181) gegeben ist, eben so überflüssig, als es jede weitere Bemerkung über diesen Punkt sein würde.

Hiemit will Ref. jedoch keineswegs sagen, daſs er eine Geschichte des biblischen Prophetenthums überhaupt für überflüssig halte; im Gegentheil hält sich derselbe überzeugt, daſs ohne eine solche gar kein gründliches Verständniſs dieser überaus wichtigen Erscheinung gewonnen werden kann. Einer der Hauptgründe für diese Behauptung wird sich bei der näheren Beleuchtung des zweiten Theiles herausstellen; ein anderer kommt hier sogleich zur Sprache bei der Frage nach der Gliederung dieser Geschichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt von Dr. Friedrich Burchard Köster.

(Fortsetzung.)

Denn sobald man seine Untersuchung über die eigentliche prophetische Litteratur des A. T. ausdehnt und nun etwa nicht blofs die messianischen Stellen in den historischen und poetischen Büchern desselben hinzunimmt, sondern die Prophetie als ein Ganzes in ihrer geschichtlichen Erscheinung aufzufassen sucht, entsteht zunächst eine Ungewifsheit über die *Grenzen* und den *Umfang* dieses Gebietes und das *Verhältnifs* seiner einzelnen Theile zu einander und zu dem Ganzen. Ist das Prophetenthum etwas eigenthümlich und ausschliefslich Hebräisches, so dafs es durchaus ohne alle Vergleichung dasteht in der Geschichte oder ist die alttestamentliche Erscheinung desselben nur eine besondere Gestalt in der Entwickelungsgeschichte des Prophetismus überhaupt? Nimmt man das Erstere an, so mufs man beweisen, dafs die Analogie, welche man zwischen dem Prophetenthum des A. T. und gewissen Erscheinungen in der Geschichte anderer Völker wahrgenommen zu haben glaubt, nichts als ein oberflächlicher Schein, der bei einem schärferen Hinblick und einer tieferen Forschung verschwindet, oder nur eine unbedeutende, auf einige wenige und noch dazu äufserliche Punkte sich erstreckende Aehnlichkeit ist. Findet man aber bei dieser Prüfung so durchgreifende Aehnlichkeiten, dafs sie sich unabweislich zur Vergleichung aufdrängen, so kommt es sofort auf die nähere Bestimmung der zugleich mit wahrgenommenen *Differenzen* an, ob sie nur temporelle und locale, überhaupt äufsere Verschiedenheiten sind, oder innere Unterschiede des Prophetismus selbst. Um dieses zu bewerkstelligen, mufs man weder blofs *eine Seite* der prophetischen Erscheinungen als die wesentliche festhalten noch bei der Seite der *Erscheinung* überhaupt stehen bleiben, sondern die *Idee* zu erkennen suchen, welche *alle Momente des Begriffes* der Prophetie in sich zusammenfafst und frei aus sich entläfst, indem sie als das *Wesen* der mancherlei prophetischen *Erscheinungen* in ihnen sich selbst manifestirt und verwirklicht, und mufs sie auf diesem Gange ihrer Selbstverwirklichung begleiten. So entsteht eine welthistorische Auffassung der Prophetie, durch welche man nach des Ref. innigster, aus sorgfältigen Studien hervorgegangenen Ansicht gezwungen wird, die verschiedenen prophetischen Erscheinungen in dem Leben der Völker weder zu identificiren etwa unter der Rubrik des absichtlichen Betruges und der unabsichtlichen Täuschung auf der einen oder unter derjenigen gleicher Wahrheit, Heiligkeit u. s. w. auf der andern Seite, noch so auseinanderzuhalten, dafs die heidnische Prophetie unter die erstgenannte Kategorie fallen mufs, die biblische dagegen allein den Charakter einer göttlichen Institution erhält, sei es mit, sei es ohne Unterscheidung ihrer als der alt- oder neu-testamentlichen, sondern die heidnische, jüdische und christliche Prophetie für die eben so sehr unterschiedenen als zusammengehörigen Glieder desselben Organismus anzusehen und zwar so, dafs sie nicht an *einigen* Punkten gleich und zusammenstimmend und an *anderen* Punkten wieder ungleich und ohne Berührung sind, sondern dafs die Gleichartigkeit sowohl als die Unterschiedenheit durchgreifend sind und an *jedem* Punkte sich *beisammen* finden. Diese letztere Bestimmung ist von besonderer Wichtigkeit, denn sie verdirbt dem Verstande mit seinen Inseferns und ähnlichen Rücksichten sein verwirrendes Spiel und hebt über eine Menge von Vorurtheilen und Irrthümern hinweg, die aus seinen zähen Abstraktionen entstanden sind. Auch

wird es auf diesem Wege möglich einzusehen, dafs und warum es nicht blofs ungenügend, ja irreleitend ist, zur Erläuterung des biblischen Prophetenthumes die verwandten Erscheinungen des heidnischen Bewufstseins und Lebens herbeizuziehen, sondern wie es nicht weniger das richtige Verständnifs der christlichen Prophetie verhindern mufs, wenn man die hebräische, obgleich nicht mehr für die einzige, doch noch für die vorzüglichste und höchste Gestalt der Prophetie überhaupt hält; wie vielmehr die *Person Jesu Christi*, in welcher erschienen ist, was der absolute Gegenstand und Inhalt der Prophetie, was ihr eigenthümliches Element, was ihr erzeugendes und bewegendes Prinzip, was ihre wahrhafte innere wie äufsere Form u. s. w. ist, den Mittelpunkt abgiebt, um den sich die ganze welthistorische Entwickelung der Prophetie, wie jeder anderen welthistorischen Erscheinung, bewegt und von wo aus erst das rechte und volle Licht auf die Eigenthümlichkeit aller übrigen vor und nach seiner Erscheinung aufgetretenen prophetischen Gestalten fällt. Dieselbe Forderung nun, welche an eine Gesammtdarstellung der Prophetie gemacht werden mufs, dafs sie nämlich vollständig orientirt sei und sich ausweise über das gliedliche Verhältnifs ihrer geschichtlichen Erscheinungen, wiederholt sich bei der monographischen Beschreibung einer einzelnen prophetischen Erscheinung innerhalb einer der besonderen drei geschichtlichen Sphären eben so gut, als bei der mehr oder weniger speziellen Durchforschung einer dieser besonderen Sphären oder der beiden biblischen zusammengenommen. In diese Forderung ist zugleich die andere eingeschlossen, dafs innerhalb einer jeden Sphäre der Reichthum der in dem allgemeinen Begriffe dieser Sphäre enthaltenen Bestimmungen in ihrer geschichtlichen Succession entwickelt werde und die Darstellung in ihren Perioden ein Abbild von den Stadien gebe, durch welche jener Begriff selbst in seiner Realisirung hat hindurchgehen müssen, um sich selbst zu erreichen; man müfste denn, was Ref. jedoch für unmöglich hält, beweisen können entweder dafs wegen der Dürftigkeit des Begriffes einer bestimmten Sphäre keine Bestimmungen aus demselben heraustreten können oder dafs aus unerklärlichen Ursachen alle Bestimmungen desselben im Anfange seiner Geschichte eben so weit verwirklicht seien als an ihrem Ende; in welchen beiden Fällen es jedoch Mifsbrauch sein würde, von einer *Geschichte* zu reden. — Wie steht es nun in dieser Beziehung mit der vorliegenden Schrift? Es könnte ein günstiges Vorurtheil erwecken, dafs der Hr. Verf. in der Vorrede (S. IV) gesteht, dafs die biblische Geschichte, wie sie in der Tradition vorliegt, ihm ungleich mehr Harmonie und Consequenz zu haben scheine, als wie sie von manchen unserer neuesten Kritiker a priori construirt werde; und dafs derselbe in der Abhandlung selbst (S. 12) es für seine Aufgabe erklärt, „klar zu machen, wie der Hebräer in seiner Geschichte die Offenbarungen Gottes erkannt habe." Man meint demnach, er werde sich auch hier, wie er es kurz vorher in Beziehung auf die Wunder versichert hatte, „auf den Standpunkt der Erzähler stellen" und eben so oft und an eben den Stellen einen Abschnitt machen, wo sich derselbe so deutlich bei diesen Erzählern findet; auch werde er, da „Erläuterung der biblischen Bücher und Geschichte des Glaubens ihrer Verfasser" sein Zweck ist, womit sich die Nothwendigkeit verbindet, die „vorkommenden Schwierigkeiten ins Licht zu setzen," weil ihm „am meisten daran liegt, die Anschauungsweise der Erzähler richtig zu würdigen," den Unterschied dieser Abschnitte und die eigenthümliche Bestimmtheit des Weissagungsglaubens in jedem derselben klar und bestimmt vor Augen treten lassen. Allein man wird sogleich irre, wenn es alsbald heifst „zur Erleichterung der Uebersicht theilen wir diese Geschichte in vier Perioden ein," und wenn diese nun so charakterisirt werden 1) Ursprung und älteste Geschichte der Weissagung vom Anfange der Dinge bis auf Samuel; 2) Blüthe der Weissagung durch die Propheten von Samuel bis auf Maleachi; 3) Verschwinden der Weissagung von Maleachi bis auf Johannes den Täufer; 4) Wiedererweckung und Verklärung der Weissagungsgabe in den Zeiten des N. T. —. Aber weder diese Eintheilung ist biblisch noch diese Charakteristik, und mit der Hoffnung des Hrn. Verfs., dafs „ihre Annahme sich durch die Darstellung selbst rechtfertigen" werde, ist es eben defshalb schlecht bestellt. Die Bibel macht im A. T. sehr bestimmt ihre Einschnitte bei Abraham, Moses und Samuel und im N. T. unwidersprechlich bei dem Pfingstfest (act. 2, 1 seq.), so dafs man nothwendig die prophetische Thätigkeit Christi und die der

Apostel als in 2 unterschiedene Stadien der Geschichte der Prophetie des N. T. fallend betrachten mufs. Diese Eintheilung wird durch die geschichtliche Entwickelung des *Prinzipes* der Prophetie hervorgebracht, da dessen eigenthümliche Bestimmtheit allen Erscheinungen ihre Signatur giebt, welche innerhalb des Gebietes liegen, auf welchem dies Prinzip sich in seiner Besonderung zur Darstellung und Wirklichkeit bringt und durch welches es sich zu seiner höheren und wahren Bestimmung hindurchringt. Dieses Prinzip darf man aber, was Ref. hier nur andeuten kann, nicht als einen dem Geiste fremden Anstofs betrachten und defshalb auch nicht in einem ihm fremden Elemente suchen; ferner darf man für dasselbe weder den endlichen noch den unendlichen Geist in ihrer Geschiedenheit voneinander ansehen, sondern man mufs dasselbe als die eigene Bewegung des Geistes fassen, sich selbst als die Identität des unendlichen und endlichen in der Entwickelung seiner Momente zu offenbaren d. h. in seinem Bewufstsein seinem Selbstbewufstsein gleich zu werden d. h. überhaupt zu werden, was er ist. Auch bei der Würdigung des Heidenthums ist dieses durchaus festzuhalten; auch in ihm ist es wesentlich um diese Identität zu thun, aber sie ist daselbst eine nur natürliche, rein unmittelbare, höchstens subjective. Ueber diese Bestimmtheit der *Subjectivität* kommt das Heidenthum trotz des oft so grofsen Scheines vom Gegentheil nie hinaus, auch da nicht, wo es sich um die Interessen des objectiven und absoluten Geistes handelt. Aber man mufs das nicht so ansehen, als ob von Hause aus alles dort auf Absicht, Betrug und Gaukelei sei angelegt gewesen oder als ob jene Interessen unter der Botmäfsigkeit und Willkühr des von ihnen freien, aber in seinem endlichen Denken befangenen Subjectes gestanden hätten; sondern dieses Subject ist selbst ein göttliches und mit jenen Interessen unmittelbar verwachsen; wenn gleich eben defshalb später das Subject sich für sich aus ihnen herausziehen und in solcher subjectiven Erhöhung über das Heidenthum als das niederträchtige sich desselben zu einem Vehikel und Deckmantel seines egoistischen Treibens bedienen oder als das philosophische sich mit der Deutung und Umbildung seiner Mythen beschäftigen oder als das unglückliche theils den Sturz der alten Götter und ihrer schönen Welt beweinen theils nach neuen Göttern begierig das Haupt aufheben konnte, um zu sehen, ob sich eine Erlösung nahe. Im A. T. dagegen darf man sich durch die Wahrnehmung des Unterschiedes, ja Gegensatzes, welcher zwischen Gott und dem Menschen, der Welt überhaupt ausgesprochen wird, nicht auf den Gedanken bringen lassen, als könne hier von einer solchen Identität gar nicht die Rede sein; das ganze A. T. ist vielmehr voll von ihr und hat an ihr seine eigentliche Seele. Man mufs sie nur in der Bestimmtheit der *Objectivität* zu erkennen wissen, welche sich daran kund giebt, dafs diese Identität ihrer wahrhaften Wirklichkeit nach als eine wohl gewisse, aber erst in der Zukunft zu realisirende, als Beschreibung dessen, der da kommen soll, ausgesprochen, ihrer empirischen Wirklichkeit nach aber unter der Form eines Vertrages, Bundes, kurz eines Verhältnisses dargestellt wird. Der Nachweis, dafs auf diese Weise alle prophet. Erscheinungen des Hebraismus begreiflich werden, gehört nicht hieher; nur das mufs noch bemerkt werden, dafs der göttliche Geist in seiner Identität mit dem menschlichen unter der Bestimmtheit der Objectivität sich in Abraham als Familiengeist, in Mose als Volksgeist manifestirt, von der Zeit Samuels an aber sich aus dieser letzten und höchsten Beschränkung loszuarbeiten und als Geist der Menschheit darzustellen sucht, ohne über die Sphäre der A. Testamentlichen Bestimmtheit wirklich hinauszukommen. Erst in Christo gewinnt diese Identität geschichtliche Wirklichkeit, wie sie der Wahrheit gleich ist, und was in ihm als seine Natur zur Welt gekommen, das ist von ihm und durch ihn seinen Aposteln mitgetheilt worden und wird kraft der von ihm in diesen gestifteten Kirche fortwährend allen denen mitgetheilt, welche in dieselbe aufgenommen werden und durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen. Dadurch ist der Geist als der *absolute* offenbar geworden, und es ist defshalb so wenig eine höhere Form der Offenbarung möglich, dafs vielmehr alle Dinge nur die Bestimmung haben, Träger und Organe der Offenbarung Gottes in Jesu Christo zu werden. — Fast alle mit der so eben gegebenen Uebersicht zusammenhangenden und sie bedingenden Fragen kommen in der Einleitung der vorliegenden Schrift in Anregung; zur Sprache — kann man kaum sagen, und zur Untersuchung reichen vollends die spär-

lichen, meistentheils in einem nur halbwahren Lichte schillernden Reflexionen nicht aus. „Weissagungen sind als geistige Wunder zu betrachten", sagt der Verf.; frägt man nun: was sind denn Wunder? so bekommt man darauf keine Antwort, sondern 1) eine Versicherung, dafs da, wo Religion vorhanden sei als Gemeinschaft mit Gott, der strenge Gegensatz zwischen Natur und Wunder oder — was der Hr. Verf. damit zu identificiren scheint — mittelbarem und unmittelbarem Wirken Gottes nicht gekannt werde, sondern dafs er ein Produkt der Reflexion und des raisonnirenden Verstandes sei, geweckt durch die vorkommenden Widersprüche in der Annahme solcher göttlichen Wirkungen; weil der Fromme überall den Finger Gottes erblicke und Alles, auch das Gewöhnlichste, von Gott ableiten könne. Daran schliefst sich sogleich 2) die Behauptung: „vorzugsweise ist indessen der Fromme geneigt, das Ausgezeichnete, Ungewöhnliche unter den Lebenserscheinungen als göttlich gewirkt zu verehren; und so entsteht der Glaube an Wunder, an übernatürliche Thatsachen im Gegensatz zu den natürlichen;" welche sofort 3) durch die Bemerkung „freilich ist dieser Glaube noch ganz relativ — —; denn was dem Einen aufserordentlich scheint, kann dem Andern als ganz gemein vorkommen" nicht blofs eingeschränkt, sondern eben so paralysirt wird, als die erste Versicherung durch die 2te Behauptung. Ref. hat nicht Lust, den Leser dadurch zu beleidigen, dafs er ihn über das theils Widersprechende theils Nichtssagende in diesen Assertionen aufzuklären versuchen sollte, und bemerkt gegen den Hrn. Verf. nur noch, dafs dieser Glaube nicht der der Bibel ist, welche vielmehr zwischen Naturereignissen und Wunderthaten eben so strenge unterscheidet, als sie die letzteren mit der Natur Gottes in seinen geschichtlichen Bezeugungen, der Natur der Welt und des Glaubens enge verbindet; so wie dafs der von ihm gemachte Gegensatz nicht blofs „gleichsam ein fliefsender" ist, sondern dafs bei einer solchen Fassung desselben alle vermeinten Bestimmungen *wirklich durcheinanderlaufen*, wie man unter andern an den Vorstellungen der Indier sehen kann oder, um in der Nähe zu bleiben, an der Darstellung des Hrn. Verf., dessen Wunder- und Weissagungs-Begriff dadurch nicht klarer wird, dafs er gleich darauf sagt: „Solche Wunder nun können entweder im Gebiete der Körper- oder der Geister-Welt liegen; und die alte Dogmatik unterscheidet daher miracula potentiae und praescientiae; freilich kein recht klarer Gegensatz. Die ersteren nennt man Wunder im engern Sinne; und dahin gehören theils Begebenheiten theils Thaten: die letzteren — — heifsen Weissagungen." Eben so verworren ist es, wenn derselbe die Weissagung „auf dem Glauben, dafs die Gottheit auf den menschlichen Geist einwirken, ihm etwas mittheilen könne, *beruhen*" läfst oder behauptet: „sie *gründet* sich eben sowohl auf die menschliche Sündhaftigkeit als auf das Ebenbild Gottes im Menschen," da doch der wahre und wirkliche Grund derselben in der Natur Gottes als des Geistes liegt, welche darin besteht, sich zu offenbaren und mitzutheilen, während die Angaben des Hrn. Verf. die Bedingungen nennen, unter denen diese Offenbarung in die Welt tritt und ihre besondere Erscheinungsform empfängt; oder wenn derselbe die „grofse Menge von Propheten und Weissagungen im Volke der Hebräer" aus dem „Einflusse des orientalischen Geistes" ableitet, in welchem die Unmittelbarkeit und Tiefe des Andachtsgefühles vorgeherrscht habe vor der Schärfe der Reflexion, weshalb der Weissagungsglaube überhaupt sich mehr im Orient und Alterthum als im Occident und in der neuern Welt finde; oder wenn er das Prinzip des hebr. Religionsglaubens, „die abstrakte aber doch lebendige Idee Eines Gottes", in ein so äufserliches Verhältnifs zu der Erscheinung des Prophetismus bringt, dafs er „die Gottheit den in Asien weit verbreiteten Hang zu Prophezeiungen *benutzen*" läfst, „um von Israel aus den reinen Monotheismus nicht nur zu erhalten, sondern auch allmählig zur Weltreligion zu erheben."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt von Dr. Friedrich Burchard Köster.

(Fortsetzung.)

Auf diesen reinen Monotheismus werden wir später noch zu sprechen kommen; hier sei nur bemerkt, dafs solche Reflexionen, welche bei der *allgemeinen Form* der Prophetie, dafs sie „Empfangen der göttlichen Mittheilung und Aussprechen derselben" sei, stehen bleiben und in Bezug auf den *Inhalt* auch nicht weiter als bis zu dem *allgemeinen* Ausdruck kommen, dafs „je nachdem dieser (Weissagungs-) Glaube der menschlichen Leidenschaft dient, der Neugier, Habgier und Ruhmgier, oder der Wahrheit und den wesentlichen Bedürfnissen des Geistes, also der Religion und Sittlichkeit, derselbe sich als Aberglaube oder als ächter Glaube gestaltet," es ebenso unmöglich machen, die hebräische Prophetie von der heidnischen, die gleichfalls von einem instinctu afflatuque divino weifs und z. B. in Delphi von dem gröfsten Einflufs auf die Entwickelung der griechischen Religion und Sittlichkeit gewesen ist, als dieselbe von der christlichen, welche mit der hebräischen freilich auf dem Boden des Monotheismus zusammentrifft, aber um diesen zur Weltreligion zu erheben, Elemente in sich aufnimmt, welche dem alttestamentlichen Bewufstsein widerstreiten, auf eine *qualitative* Weise zu unterscheiden; wie es denn das Wesen der Reflexion mit sich bringt, überall nur theils zu einem quantitativen, zu einem Unterschiede des Grades und Maafses zu kommen, was sich bei dem Verf. auch darin ausspricht, dafs er z. B. behauptet: „der Prophet empfängt nicht neue Organe; sondern die in ihm vorhandenen werden gesteigert," da doch hier die Begriffe der *Wiedergeburt* und *Erneuerung* die richtige Einsicht vermitteln; theils zwischen den verschiedenen Bestimmungen hin und her zu gehen, sie auf einander zu beziehen, in Unterschied, Gegensatz, Vergleichung, kurz in Verhältnifs zu bringen, ohne sie jedoch in der Einheit des Begriffes zusammenfassen zu können und dadurch von ihrer Einseitigkeit und Unwahrheit zu befreien; wozu die vorhin allegirten Worte gleichfalls als Beispiel dienen können und woraus jene Verehrung des Verf. gegen die „herrlichen Entdeckungen," welche in der „helldunklen Tiefe des Herzens," gegen die „Fülle neuen Lichtes," welche dort „durch göttliche Offenbarung geboren" wird, gegen die „religiöse Genialität, welche aus dem tiefsten Innern des Menschengeistes schöpft," kurz gegen den „Weissagungsglauben in seiner Subjectivität betrachtet" einerseits, und die Schüchternheit andererseits erklärlich wird, mit welcher sich derselbe über „die objective Realität der Weissagung" und z. B. die Fragen ausläfst: ob es ein eigentliches Ahnungs- oder Weissagungs-Vermögen gebe? ob der menschliche Geist fähig sei, eine Offenbarung neuer Religionswahrheiten zu empfangen? ob über diese Naturkraft (nämlich die religiöse Genialität) hinaus, durch äufsere himmlische Anregung oder durch unmittelbares Einwirken der Gottheit solche Ahnung möglich sei? Fragen, mit denen, so wie sie dastehen, weder der christliche Glaube noch die Spekulation zurechtkommen, die vielmehr erst auf ihren richtigen Ausdruck gebracht werden müssen, um von beiden beantwortet werden zu können.

Ueberhaupt ist der Supranaturalismus in seinen Reflexionen nicht so einig mit dem christlichen Glauben, als er sich einbildet. Das zeigt sich 3) auch bei der Frage nach der *Wahrheit* der in Rede stehenden Geschichte. Diese Frage hat zwei unterschiedene Seiten, nämlich nach der Wahrheit der *Form* und nach der Wahrheit des *Inhalts* der Geschichte oder nach ihrer Richtigkeit und Glaubwürdigkeit. Für den Glauben in seiner Unbefangenheit sind beide Seiten noch

nicht auseinander getreten; desgleichen ist dort das Subjekt noch nicht von ihnen zurückgetreten, das unbefangen-gläubige Subjekt sucht weder, was wirklich geschehen sein soll, durch Vergleichung der verschiedenen theils biblischen theils aufserbiblischen Berichte herauszubringen oder diese Berichte zu klassifiziren und nöthigenfalls zu corrigiren noch das so ermittelte Faktum zu begründen, sei es durch Anknüpfung an die Uebereinstimmung und Glaubwürdigkeit der Zeugnisse und Berichte, als welche von Männern ausgegangen seien, welche die Wahrheit sagen konnten und wollten, sei es durch den Nachweis seiner Denkbarkeit d. h. seiner Uebereinstimmung mit der Kenntnifs des Subjektes von den Gesetzen der Natur und Geisteswelt; es sucht überhaupt nicht nach Gründen für seinen Glauben; denn es zweifelt noch nicht, und ist darum weder dogmatisch noch kritisch, sondern der Wahrheit als der substanziellen Einheit seiner und jener beiden Seiten unmittelbar gewifs. Was aber der Glaube in seiner Unbefangenheit *noch nicht* ist, das ist er als spekulatives Wissen *nicht mehr*; und was er als jener *unmittelbar ist*, das ist er als dieser in *allseitiger Vermittelung* oder indem er es *fortwährend wird*. Die nähere Entwickelung des Grundes und Weges, wodurch der Glaube aus seiner Unbefangenheit heraustritt und indem er *sich* von seinem *Gegenstande* unterscheidet zugleich diesen *Gegenstand* in seine unterschiedenen Seiten zerlegt, so dafs diese sogar Selbstständigkeit gegen einander gewinnen können, und *sich selbst* in Glauben und Wissen bis zum äufsersten Gegensatz seiner in sich selbst spaltet, gehört eben so wenig hierher als die Angabe und Schilderung der verschiedenen Stellungen dieser mannigfachen Unterschiede zu und ihrer Verschlingungen in einander bis zur wirklichen Durchdringung und wahrhaften Versöhnung. Es braucht nur bemerkt zu werden, dafs es an keinem Orte auf diesem Wege an Vermittelungen gänzlich fehlt, dafs sie aber so lange sämmtlich ungenügend zur Befriedigung der Bedürfnisse des Geistes und Glaubens sind, so lange sie noch irgend eine Seite nicht in die Vermittelung haben aufnehmen können, und dafs eine allseitige Vermittelung nur da möglich ist, wo keine Voraussetzungen als solche mehr gelten, wo das, was der Dogmatismus als ein nur Positives festhält, durch den Zweifel in den Flufs des Denkens aufgelöst, wo aber der Zweifel wiederum nicht blofs auf seine wissenschaftliche Form, die Kritik, gebracht, sondern auch, als diese, aus ihrem gewöhnlichen isolirten Zustande in den Strom der vermittelnden Bewegung versetzt wird, in welcher sie dann als das dialektische oder negativ-vernünftige Moment erscheint, durch dessen Vermittelung sich die Position als die Negation der Negation und damit als die ewig siegreiche Gewifsheit der Wahrheit wiederherstellt, welcher der Zweifel nichts anhaben kann, weil sie ihn nicht mehr aufser sich, sondern in sich als aufgehobenen und darum zugleich hinter sich hat; der Feind ist nicht blofs zurückgeworfen oder todtgeschlagen, was immer nur ein äufserer Sieg geblieben wäre, sondern der Ueberwundene ist zugleich ein Diener und Gehülfe des Siegers geworden. Der moderne Supranaturalismus nun ist nichts anderes als ein *vom Kriticismus überall durchfressener Dogmatismus*. Er ist Dogmatismus; denn die in der H. Schrift ausgesprochenen religiösen Lehren und Thatsachen gelten ihm für wahr, nicht weil sie rationell, sondern weil sie positiv sind; nicht, weil er die wesentlichen Bestimmungen der Wahrheit, welche zugleich Bestimmungen des Geistes sind, darin wiedererkennt, sondern weil sie ihm von einer Macht, die eine Auctorität für ihn ist, gesetzt sind. Darum kann er auch nicht in die Gefahr gerathen, welche dem nach Erkenntnifs durstenden Geiste so nahe liegt, die Form der Geschichte für eine mehr oder weniger zufällige oder absichtliche Einkleidung einer übersinnlichen Wahrheit oder überhaupt der Idee zu halten und, um den Glauben an die Wahrheit des biblischen Inhalts zu retten, die Form, in welcher dieser Inhalt vorgestellt ist, oder die Richtigkeit und Glaubwürdigkeit der Historie Preis zu geben. Zu solcher Entschiedenheit und äufsersten Spitze der Kritik gelangt er nicht; er fühlt vielmehr ein frommes Entsetzen vor solchem Unterfangen, und glaubt sich recht gesichert dadurch, dafs er den Geist zur *Erkenntnifs der Wahrheit* an die *Geschichte* weiset und die Geschichte von dem *unerforschlichen Rathe des Höchsten* abhängig weifs. Aber um zu wissen, was wirklich geschichtlich ist, mufs er sich nicht blofs mit einer Kritik der oft so differirenden Berichte, sondern auch mit einer Kritik der mannigfaltigen Auslegungen der schwierigen und dunklen Stellen in denselben befassen; und um wissen, worauf es in diesem Geschichtlichen, dessen Einzelnheiten doch nicht alle von glei-

chem Werthe sind, hauptsächlich ankommt und um das Unwesentliche von dem Wesentlichen scheiden zu können, muſs er das Wesen der vielgestaltigen Erscheinungen selbst zu ergründen suchen und wird von der grammatisch-historischen in die dogmatische und philosophische Kritik getrieben. Da er aber zugleich die Unerkennbarkeit der Wahrheit festhält und in das Innere der Geschichte so wenig wie in das der Natur glaubt eindringen zu können, weil er nicht zum Geiste als dem wahren Innern gelangt, so kann er sich auch nur allerhand Gedanken darüber machen und, indem er mit seinem Denken überall an die gediegene Masse des Positiven stöſst und dasselbe daran bricht, dies gebrochene, reflectirte Licht daran herumspielen lassen. Statt also bei der Sache zu sein, bleibt er bei sich selbst; statt die Geschichte reden zu lassen, giebt er seine Bemerkungen über dieselbe zum Besten; und während er sich selbst von aller Subjektivität und falscher Kritik frei durchaus objektiv und respektvoll gegen die Geschichte zu halten glaubt, sinkt sein Glaube zu einer Meinung und sein Respekt zu einem Scheine herab; denn wo die Wahrheit *nur* Geschichte ist und sowohl zu ihr als zu dem erkennenden Geiste in keinem innern Verhältnisse steht, weil die Geschichte zugleich das Werk eines unerforschlichen Willens ist, da verschwindet der Unterschied zwischen heiliger und profaner Geschichte; auch die erstere wird ungewiſs und gleichgültig, denn sie geräth durchaus in das Gebiet der Endlichkeit und kann ebenso äuſserlich constatirt werden und gewährt ungefähr ebensoviel Interesse, als die Thatsache, daſs Cäsar an den Idus des März gefallen ist oder daſs Friedrich II. und Napoleon einen dreieckigen Hut getragen haben. Solche nette Wahrheiten, die über allen historischen Zweifel erhoben werden können, scheinen freilich den Vortheil zu haben, auf jede Frage eine runde Antwort geben, jedes weitere Kopfbrechen überflüssig machen und alle Scrupel mit der Kategorie der *Nothwendigkeit:* es ist so, weil es so ist! darniederschlagen zu können. Allein da diese Nothwendigkeit nur die geschichtliche ist und der Grund für dieselbe nicht in der erkennbaren, weil geoffenbarten, Natur Gottes, sondern in seinem unerforschlichen Willen liegt, so schlägt dieselbe unmittelbar in *Zufälligkeit* und *Willkühr* um. Es ist für den Geist hiernach ursprünglich gleichgültig, ob es so oder anders geschehen ist; nun, da es einmal ist, bleibt er freilich daran gebunden; aber es hätte auch seinetwegen anders zugehen können, Gott hat es nur nicht anders gewollt, weil — er nicht gewollt hat. Freilich scheint nun wieder diese Willkühr doch nur die *göttliche* zu sein und darum den Respekt, den man ihr auf dem bezeichneten Standpunkte zollt, zu verdienen; allein mit diesem Respekte ist es abermals ebenso wenig Ernst, als mit der Behauptung, daſs die Geschichte allein von dem Willen Gottes abhange. Denn da der göttliche Plan der Weltregierung unerforschlich ist, ja consequenterweise gar nicht einmal *gewuſst* werden kann, ob Gott einen solchen *Plan* hat, da aber doch in der Geschichte nicht bloſs ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Begebenheiten, sondern eine *Zweckmäſsigkeit* in der Beziehung derselben auf einander angenommen wird, so wird diese Zweckmäſsigkeit nothwendig einerseits eine nur vom Subjekte, dessen Scharfsinn, Conjecturen u. s. w. *zu entdeckende*, anderseits eine so durchweg *äuſsere* sein, daſs der Zweck selbst auſserhalb der geschichtlichen Bewegung und zwar als Zweck oder Plan in ein *selbstbewuſstes Subjekt* fällt, welches, da von dem göttlichen Subjekte nichts ausgesagt werden kann, offenbar nur das *menschliche* z. B. ein Moses oder Samuel, sein kann. Diese Leute sind es dann in Wahrheit, welche die Geschichte machen; Gott hilft ihnen nur etwas dabei, ohne daſs man begreifen kann, wie er ihnen die guten Gedanken eingiebt und den störrigen Weltlauf rektificiren mag; und es ist hiervon eine ganz natürliche Folge, daſs man sich mehr damit abgiebt, die Tendenzen, welche diese Leute gehabt haben mögen, in deren Herzen aufzuspüren und dann theils dieselben zu loben oder zu tadeln, theils nachzusehen, wie gut oder wie schlecht ihnen die Ausführung derselben gelungen sei, als damit, die göttlichen Gedanken und Zwecke in ihrer geschichtlichen Verwirklichung zu begleiten und als die wahren Triebfedern und eigentlichen immanenten Zwecke der wirklichen Geschichte zu erkennen. Bei der Kritik der biblischen Schriften zeigt sich dieses in der Art, daſs zunächst nach dem Zwecke der Verfasser, um dessentwillen sie überhaupt und dann grade so, als es geschehen ist, geschrieben haben, in einer Weise gefragt wird, als habe dies in der Willkühr des Subjekts gelegen; und daſs ferner die wahrgenommenen Differenzen in einem besonderen Buche sofort zu solchen äuſserlichen und

festen Unterschieden werden, dafs sie den Schlufs auf mehrere Verfasser der verschiedenen Fragmente, in welche das Ganze zerbröckelt, erlauben, während die Wahrnehmung, dafs diese Fragmente nicht blofs zufällig zusammengekommen oder absichtlich gesammelt oder äufserlich geordnet sein können, weil sie sich innerlich aufeinander beziehen und solche Rücksicht aufeinander nehmen, dafs man sie selbst zerstört, wenn man die so beschaffenen Stellen aus ihnen tilgt, wieder auf die Annahme einer Einheit führt, welche als die Einheit eines Planes in das Innere eines Subjektes gelegt wird, welches mit Absicht die vorhandenen Fragmente überarbeitet und mit anderweitigen Traditionen und der späteren Geschichte zu einem Ganzen verwoben habe; wenn nicht etwa die innere Einheit, die Identität des wahren Autors, des heil. Geistes, ohne Weiteres als die äufsere Identität desselben Scribenten aufgefafst wird. — Wenn nun der Hr. Vf. (S. 10 u. 11) „die Erscheinung der Propheten unter den Hebräern für eine der schwierigsten Partieen in der Geschichte dieses wunderbaren Volkes" hält, nicht blofs darum, weil „der Prophet die grofse Aufgabe hatte, das ewige Walten Gottes in dem wechselnden Laufe menschlicher Dinge nachzuweisen," sondern „besonders wegen der Beschaffenheit der hebräischen Geschichtsquellen;" und wenn er diese dann so charakterisirt, dafs sie 1) „nicht eine rein objektive Darstellung der Thatsachen liefern, sondern aus den Thatsachen Warnung und Ermahnung für die Nachwelt ableiten;" dafs 2) der „Augenschein lehrt, dafs die historischen Bücher des A. T. in ihrer jetzigen Gestalt nicht von Augenzeugen herrühren, sondern von späteren Bearbeitern;" dafs sie endlich 3) „voll von Wundern oder göttlichen Eingriffen in die Geschichte, nicht nur auf dem Gebiete der Natur, sondern auch auf dem des Geistes sind;" welche Wunder allerdings nicht „Mythologie" sein, aber doch „ihren Grund zum kleinern Theil in sagenhaften Zusätzen der Nachwelt und in der Wundersucht des jüdischen Volkes, zum gröfsern Theile in dem religiösen Sinne der Erzähler haben" sollen, „welche überall gern das Walten Gottes zeigen wollten:" so ist das wieder ein Convolut von Sätzen, in denen Wahres und Falsches, wie früher, durcheinander gewirrt ist; aus denen jedoch zur Genüge hervorgeht, dafs aus solchen Voraussetzungen sich nur eine Geschichtsbetrachtung erheben kann, welche weder im Stande ist, mit ihrem guten Willen und Versprechen, „die biblischen Weissagungen für sich selbst reden zu lassen," Ernst zu machen, noch ihre eigenen Voraussetzungen mit Bewufstsein auszusprechen und mit Consequenz durchzuführen, sondern in allen wesentlichen Punkten dem so eben entworfenen Bilde des vom Kriticismus durchlöcherten Dogmatismus entspricht.

Im 2ten Theile giebt der Hr. Verf. (S. 182–324) eine Charakteristik der biblischen Weissagungen in 8 Kapp. unter folgenden Ueberschriften: 1) Namen der Weissagung; 2) ihr Begriff; 3) die falsche Weissagung; 4) Kennzeichen der ächten Weissagung; 5) Arten der Weissagung; 6) ihr Inhalt und Geist; 7) ihre Form und Einkleidung; 8) ihr Werth. Eine Beurtheilung des Einzelnen zu geben ist theils nicht der Zweck dieser Jahrbücher, theils nicht der Weg, der zu einer richtigen Schätzung des betreffenden Abschnittes und zur Verständigung mit dem Hrn. Verf. führen könnte, da derselbe (Vorrede S. V) sagt: „Nach Vollständigkeit habe ich in diesem Theile nicht gestrebt; — — sondern Hervorhebung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten war mein Augenmerk." Es kann deshalb nur die Aufgabe des Ref. sein, auch hier sein früheres Urtheil zu begründen und an den Hauptpunkten zu zeigen, *dafs* trotz mancher dankenswerthen Einzelnheiten diese Charakteristik nicht gelungen ist, und *warum* sie nicht gelingen konnte.

Zuvörderst kann man die Gruppe der 5 ersten §§. in dieser Beziehung zusammennehmen, da sie durch die Bestimmung des *Begriffes* der biblischen Prophetie sämmtlich mitbestimmt werden. Zu diesem Begriff sucht der Hr. Verf. dadurch zu kommen, dafs er zuerst auf *etymologischem* Wege die Bedeutung der Vokabeln, womit in der heil. Schrift die Propheten bezeichnet werden, zu ermitteln, dann, da er diesen Weg für unsicher erkennt, auf den Sinn zu kommen sucht, in welchem die betreffenden Worte in der heil. Schrift *gebraucht* werden, endlich durch die *Reflexion* auf diese Ermittelungen zu dem Resultate kommt, dafs die Propheten „Sprecher im Namen Gottes, Dollmetscher Jehovah's an sein Bundesvolk" waren, welche in einem Zustande der „Begeisterung" seine Mittheilungen empfingen und aussprachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt von Friedrich Burchard Köster.

(Fortsetzung.)

Aber dies ist weder der *Begriff* der Prophetie überhaupt noch der *biblische* insbesondere. Der Begriff ist nämlich nichts anderes, als die *Sache* selbst, aber dieselbe als *gedachte* d. h. dieselbe in ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Darin liegt, dafs weder die Sache in ihrer empirischen Einzelnheit und blofsen Faktizität bleiben darf, noch das sich zu ihr verhaltende Subjekt das blofs anschauende, beschreibende, erzählende, reflektirende u. s. w. kurz das als Einzelnes zu Einzelnem oder als abstrakt-Allgemeines zu eben solchem schlecht-Allgemeinen sich verhaltende sein kann, sondern dafs es ebenfalls in seinem Verhalten unter der Bestimmung der Allgemeinheit und Nothwendigkeit stehen mufs. *Das* Denken, welchem diese Bestimmungen wesentlich sind, ist also das Element, in welchem beide, das Subject und die Sache, sich begegnen und — befreunden; und dieses Denken ist das spekulative Denken oder Erkennen, in welchem der Unterschied von Sub- und Objektivität mit allen Formen und Stellungen, welche dieselben in ihrer Geschiedenheit theils jede für sich, theils jede gegen die andere annehmen, aufgehoben ist. Der Begriff der Prophetie kann also nur auf *religionsphilosophischem* Wege gefunden und entwickelt werden; und zwar zunächst rein für sich d. h. *als* Begriff, abgesehen von den verschiedenen Formen seiner geschichtlichen Existenz, deren Wahrheit er ist, während sie seine Wirklichkeit ausmachen. Die Idee der Religion bildet hier den Ausgang und die Idee der Offenbarung, als welche die Religion in der Welt erscheint und gestiftet wird, den Uebergang zu dem Begriffe der Prophetie, welche *die Form* ist, *in welcher die Offenbarung in der Welt existirt und sich erhält und vollendet.* Dadurch kehrt sich die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit des Glaubens an die Wirklichkeit und Wahrheit göttlicher Mittheilungen für das Bewufstsein hervor und der Widerspruch in den prophetischen Erscheinungen, dafs eines Menschen Wort für Gottes Wort gilt, löset sich in den Begriffen der Inspiration und Menschwerdung Gottes vollkommen auf. Zu dieser Auflösung bringt es der Hr. Vf. nicht; statt des Begriffes giebt er nur, was man freilich im gemeinen Leben oft Begriff nennt, eine Beschreibung von der *Vorstellung*, welche man zu einer gewissen Zeit von den Propheten gehabt hat. Was aber der Gehalt dieser Vorstellungen ist, bekommt man hier eben so wenig zu wissen, als früher die Frage zu einer gründlichen Entscheidung kam, ob die biblischen Relationen den wirklichen Thatbestand enthalten. Vielmehr, wie dort mit allerhand kritischen Reflexionen an der Geschichte herumgezerrt und der Glaube an sie durch die Hinweisung auf Sagen und Traditionen, so wie auf die Wundersucht des jüdischen Volkes wankend gemacht ward, ohne doch zwischen Sage und Geschichte, Natur und Wunder scharf zu unterscheiden oder nachzuweisen, wie bei einem Volke, dessen Gott vorzugsweise als Gott der Väter aufgefafst ist und dessen Religion Marheineke sehr charakteristisch die Religion des Gedächtnisses und der Geschichte genannt hat, die Geschichte so entstellt und verwirrt, und wie bei einem Volke, dessen ganzes inneres und äufseres Leben den Typus des Verstandes trägt, die Wundersucht hat stehend werden können: so heifst es auch hier nur immer: „man sah ihre Gabe als eine Wirkung Jehovah's an," oder „man schrieb ihnen eine hellere Einsicht in die Rathschlüsse des Himmels zu," ohne dafs man erfährt weder, ob die Leute recht daran

thaten, noch, wie eine solche Ansicht auf alttestamentlichem Boden entstehen oder sich erhalten konnte, da ja auf ihm der vorhin erwähnte Widerspruch sich so schneidend, wie nirgend sonst, herausstellt. — Schon daran, dafs die Bibel sich mit ihren Aussagen nicht in dieser zweideutigen Schwebe hält, zeigt sich nun weiter, dafs die Vorstellung von der Prophetie, welche der Verf. unter dem Namen des Begriffes derselben giebt, auch nicht einmal die *biblische* ist; und doch ist dieses nur erst *ein* Grund gegen die Möglichkeit einer solchen Meinung. Ein zweiter Grund liegt darin, dafs die biblische Vorstellung sich *a*) bestimmt und ausdrücklich von jeder aufserbiblischen unterscheidet vermöge des klaren Bewufstseins über den ihr eigenthümlichen Geist; dafs sie *b*) sich eben so bestimmt und ausdrücklich als die neutestamentliche von der alttestamentlichen unterscheidet; dafs sie endlich *c*) in jeder dieser Sphären verschiedene Stadien durchläuft, die deutlich erkennbar sind und eine Modifikation innerhalb dieser bestimmten Vorstellung selbst bedingen, worüber vorhin schon das Nöthigste bemerkt ist; während die in der vorliegenden Schrift gegebene Definition bei demjenigen stehen bleibt, was *aller* Prophetie wesentlich ist und die spezifischen und charakteristischen Unterschiede des prophetischen Geistes in der vagen Bezeichnung der Begeisterung verschwimmen läfst; wefshalb es auch nur zu einigen unbestimmten Bemerkungen über den Wechsel der Namen für die Propheten im A. T. und die Bezugnahme des Paulus auf heidnische Propheten kommt. Der dritte Grund liegt darin, dafs in der biblischen Vorstellung alle Momente des Begriffes wirklich und vollständig zu ihrem Rechte gekommen, wenn auch nicht in der Form des Begriffes zusammengefafst sind; welches man von der in Rede stehenden keineswegs sagen kann, wie zum Theil aus dem Bisherigen erhellt, zum Theil noch sich herausstellen wird. Das aber wird kaum noch einer Bemerkung bedürfen, dafs die so eben bezeichneten Mängel durch den subjektiven und reflektirenden Standpunkt des Hrn. Verfs. völlig bedingt und daraus erklärlich sind und dafs jeder von ihnen eine Mitursache der später hervortretenden bildet. Denn die Reflexion hat auch hier, wie sie überall Denken und Sein, Idealität und Realität auseinander schneidet, den Begriff und die Geschichte der Prophetie auseinanderfallen lassen und kann defshalb, da sie nicht im Stande ist, den Begriff als den in seiner Idealität realen frei für sich zu entwickeln, durch alle Stufen seiner geschichtlichen Selbstverwirklichung zu begleiten und in allen durch historische Bedingungen veranlafsten Modifikationen wiederzuerkennen, statt der Geschichte nur ein Aggregat verwirrender Einzelnheiten, statt des Begriffes ein aus diesen Einzelnheiten abstrahirtes und darum eben so wenig der Wirklichkeit als der Wahrheit entsprechendes Schema, überhaupt nur ein Raisonnement geben, welches in dem *Namen* allerdings mit der *Sache* zu thun hat, aber mit ihr nur, wie sie in der *Vorstellung* und für dieselbe und das *Gedächtnifs* ist. Hiermit hangen sogleich wieder weitere Mängel zusammen. Wie nämlich nur der Begriff die Kraft hat, sich selbst in diejenigen Unterschiede auseinanderzulegen, welche geschichtlich als die heidnische, die alt- und die neu-testamentliche Prophetie existiren, und doch diese Unterschiede zusammen- und sich in ihnen zu er-halten: so hat auch nur er die Kraft, die Prophetie als die *wirkliche und wahre* von der blofs *scheinbaren* oder eingebildeten d. h. von der durch Praesagium, Conjektur, somnambule Clairvoyance, selbstbewufstes Schliefsen und dergleichen hervorgebrachten, und von der *falschen* d. h. absichtlich fingirten abzuscheiden, und die erstere sowohl nach ihrem innern Verlaufe durch das *didaktische, religiöse* und *politische* Moment zu begleiten, wodurch die verschiedenen Stellungen des Prophetenthumes zu und resp. Verbindungen mit dem Priester- und Königthum erklärlich werden, als auch in diejenigen Unterschiede einzugehen, durch welche dieselbe als *Gattung* in ihren *Arten* sich Wirklichkeit giebt, und doch in ihnen sich nicht zu verlieren. Wo aber dies innere Band des Begriffes fehlt, da treten diese Unterschiede und Momente in der Vorstellung als selbstständige Seiten auf und gewinnen einen solchen Schein der Unabhängigkeit von und der Gleichgültigkeit gegen einander und gegen den Begriff, dafs ihre eigenthümliche Bestimmtheit und Anzahl zufällig, ihre Stellung und Ordnung willkührlich, ihre Beziehung und Deutung unsicher wird. In der vorliegenden Schrift zeigt sich dieses daran, dafs die scheinbare Prophetie, der doch eben so gut als der falschen ein § gebührte,

nicht mit Bewufstsein von dieser letzteren und der wahren Prophetie geschieden ist, wefshalb auch nur gelegentliche Bemerkungen über einige Punkte derselben durch das ganze Buch zerstreut sind; dafs die falsche Prophetie fast nur als heidnische ins Judenthum eingedrungene Wahrsagerei behandelt und in einigen Hauptformen beschrieben wird, ohne dafs man ihren Zusammenhang mit dem Prinzipe des Judenthumes und die dadurch bewirkte Veränderung derselben nachgewiesen bekäme; und dafs der Begriff der wahren Prophetie sich in die Angabe der „Kennzeichen" der ächten Weissagung auflöst, welche überdies unbestimmt genug sind und manche Einrede zulassen, da ihrer folgende 3: Zeichen, Erfüllung und Gotteswürdigkeit angegeben werden. In ganz ähnlicher Weise kommen die vorhin bezeichneten Momente der Prophetie auch nicht ausdrücklich, sondern nur theilweise und in zerstreuten Bemerkungen zur Sprache, und das Verhältnifs der hebräischen Propheten zu dem Priesterstande wird in Verbindung mit der nur die eine Seite des Verhältnisses berührenden Frage, ob auch den Königen zuweilen prophetische Würde sei beigelegt worden, bei der Schilderung der Arten der Weissagung nur unvollkommen ins Licht gesetzt. Als diese Arten werden nämlich nach dem Vorgange von Carpzov die bürgerliche (Loos), die priesterliche (Urim und Thummim) und die prophetische Weissagung unterschieden und bei dem Worte Priester an die Nothwendigkeit gedacht, über das erwähnte Verhältnifs etwas zu sagen. Diese, so wie manche von Anderen versuchte Eintheilungen werden jedoch nur kurz berührt; den eigentlichen Inhalt des § bildet die Darstellung der Arten, oder, wie der Hr. Verf. auch sagt, „Stufen" der eigentlich prophetischen Weissagung. Hier erwartet man, da das Orakel unter die bürgerliche und priesterliche Weissagung fällt, etwa den Unterschied zwischen Typik, Prophetie und Apokalyptik angegeben zu finden. Dieser Punkt ist aber gar nicht berücksichtigt; statt dessen werden als die 4 Stufen der Prophetie der Traum, das Sehen eines Gesichts, das Hören eines Wortes (Ekstase) und das klare und besonnene, in der beständigsten und innigsten Vertraulichkeit mit Gott begriffene Leben geschildert. Dies sind aber offenbar keine Arten oder Stufen der Weissagung, sondern *Formen* derselben und zwar *innere* Formen oder diejenigen, in denen der göttlich-geoffenbarte, prophetische Inhalt ins Bewufstsein des Propheten tritt und in ihm sich concipirt, und welche defshalb auch ohne Einsicht in die Gliederung der Geschichte sowohl als des Inhaltes weder in ihrer Nothwendigkeit überhaupt erkannt noch in ihrem inneren Verhältnisse zu den besonderen Stufen der Prophetie entwickelt werden können.

So gewifs nämlich der Geist der Prophetie einer und derselbe ist, nämlich der göttliche Geist in seiner Identität mit dem menschlichen, und doch auf jeder besonderen Stufe der Prophetie als ein anderer erscheint, weil er in ihr sich in der Bestimmtheit eines besonderen Momentes seiner selbst erfafst hat: eben so gewifs ist es, dafs der *Gegenstand* und *Inhalt* der Prophetie im Allgemeinen einer und derselbe ist, nämlich der in der Welt und näher im menschlichen Geschlechte realisirte und zu realisirende göttliche Zweck, während doch derselbe zugleich seine innere Bestimmtheit und Gliederung hat, die er dann auch nach aufsen hin successive und progressive kund thut, so dafs die *Entwickelungsstufen der Geschichte der Prophetie und der prophetischen Anschauungen mit den Stadien der Entwickelung des prophetischen Objektes selbst coincidiren*, wovon der letzte Grund darin liegt, dafs in beiden sich ein und derselbe Geist entwickelt. Jede prophetische Aeufserung hat darum eben so sehr das Moment der *Einzelnheit*, wodurch sie diese bestimmte, von allen andern unterschiedene wird, als das der *Allgemeinheit*, wodurch sie über die zeitliche Beschränktheit hinausgeht und sich in Continuität mit den übrigen, so wie im Charakter der Objektivität und Unträglichkeit erhält, als auch das der *Besonderheit*, wodurch sie ihre geschichtliche Individualisirung empfängt, in sich und kann darum nur richtig verstanden und gewürdigt werden, wenn alle diese Momente berücksichtigt und in dem Verhältnisse des Gleichgewichts oder des Ueberwiegens gegen einander aufgefafst werden, in welchem sie nach der Bestimmtheit des Prinzipes ihrer Sphäre stehen müssen und in ihrer historischen Umgebung wirklich stehen. Man darf defshalb auch das Unbedingte des göttlichen Rathschlusses nicht von den Bedingungen seiner historischen Erfüllung trennen; nur in der Zeit fällt beides auseinander und für die Vorstellung, und die Reflexion

kann nur von einem zum andern gehen und sie mühsam auf einander beziehen, indem sie selbst es bleibt, welche beide verbindet als solche, die sonst gleichgültig gegen einander und gegen diese Verbindung sind und in ihr nichts anderes werden, als was sie aufser ihr schon gewesen sind. Defsgleichen darf man die Beschränktheit des göttlichen Zweckes, z. B. den Partikularismus des alten Testaments in seiner ausschliefsenden Erwählung Israels, oder die Beschränktheit des prophetischen Geistes im alten Testament oder die Beschränktheit, in welcher so manche prophetische Aussagen des alten Testaments überhaupt stehen, auch nicht für eine blofs eingebildete und dem alten Testament zur Schmach angehängte, oder, wenn für eine wirkliche, doch für eine unwesentliche und mehr zufällige, sondern man mufs sie für eine wesentliche, durch die spezifische Bestimmtheit der alttestamentlichen Sphäre gesetzte halten. Mit dieser Beschränktheit und Partikularisirung, in welcher die Wahrheit auf diesem Boden Raum gewinnt, ist zugleich wieder die Weite und Universalität gesetzt, in welche dieselben Aussagen und Bestimmungen umschlagen und über alles Maafs und alle Wirklichkeit hinausgehen; welches Umschlagen überhaupt charakteristisch ist für die ganze Geschichte des alttestamentlichen Glaubens und Lebens. Man sieht zugleich hieraus, dafs es einer begrifflichen Entwickelung möglich sein mufs darzuthun, dafs weder das Einzelne als solches noch das abstrakt-Allgemeine, noch das blofs Geschichtliche noch das über aller Geschichte schwebende, obgleich stets von ihr erstrebte, Ideal noch das von aller Geschichte unabhängige und aufser ihr fertige Nothwendige, sondern dafs allein die Idee, in welcher alle diese bisher einseitig als für sich gültig hervorgehobenen Bestimmungen gleichmäfsig zu Momenten herabgesetzt sind, Gegenstand und Inhalt der Prophetie ist. Mit andern Worten heifst dieses: *die Prophetie hat sich selbst zum Gegenstande und Inhalte*; in ihren niedern Formen, Stufen u. s. w. sind schon die höheren an sich enthalten und deuten sich darum schon in jenen an, die wiederum mehr oder minder klar von ihnen zeugen; der Gipfel aber sowohl als der Grund ihrer aller ist die Idee des *Sohnes Gottes*, durch welchen alle Offenbarung Gottes in Zeit und Ewigkeit, ad intra und ad extra vermittelt wird. Die besondere Gestalt und Farbe aber, in welcher diese Idee erscheint, ist das gemeinsame Produkt der inneren Entwickelung derselben und der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit; welche beide Faktoren jedoch nicht abstrakt von einander zu trennen sind. Die Gliederung des Inhalts fällt also mit den Abschnitten der Geschichte der Prophetie zusammen und die alte Eintheilung des biblischen Inhalts in Verheifsung, Gesetz, Weissagung und Erfüllung erscheint demnach als durchaus begründet. Zugleich wird auf diesem Wege eben so sehr begreiflich, wie die Prophetie durchweg *an sich* messianisch ist, als auf ihm sich die allmähliche *Entwickelung* derselben zur eigentlichen Messianität und die verschiedene Bezeichnung des Messias, z. B. als Abrahams Same, Israel, der andere David, der Sprofs Jehovahs, der Knecht Jehovahs, des Menschen Sohn, vollständig erklärt; wie denn überhaupt erst auf ihm die Volksindividualität, die historische Situation und der eigenthümliche Charakter eines jeden Propheten in deren *innerem* Verhältnisse zu der Bestimmtheit des prophetischen Inhalts erkannt und gewürdigt werden kann. Läfst man beide Faktoren aus einander fallen und verbindet sie dann durch das subjektive Band der Reflexion, so kann man sich wohl noch einbilden, eine „Geschichte der Messiasidee" so gut wie eine „Geschichte des biblischen Weissagungsglaubens" zu geben; allein diese Idee wird ebenso abstrakt und farblos sein, als jener Glaube, abgelöst von der Geschichte Israels und den Institutionen dieses erwählten Volkes, abgelöst von der Geschichte überhaupt, in deren Kämpfe und Verwickelungen sie nicht ernstlich eingeht, die vielmehr für sie etwas Aufserordentliches bleiben, von denen ihr eigentlicher Kern nicht berührt wird und in denen sie sich als das abstrakt-Identische erhält.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Die Propheten des Alten und Neuen Testaments, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt von Dr. Friedrich Burchard Köster.

(Schluſs.)

Wie richtig nun auch der Hr. Vf. in dem Gesetze und im Mosaismus überhaupt den Trieb zur weiteren Entwickelung entdeckt und das Werk der Propheten im engern Sinne als die „Fortbildung des Mosaismus zur Weltreligion oder zum Christenthume" bezeichnet, so hat doch nach ihm die „Theokratie an sich gar nichts mit dem rechtlich Politischen zu schaffen;" die „Staatsverfassung" ist ohne sie in Israel fertig; die Theokratie, die „keine wirkliche Staatseinrichtung und Regierungsform gewesen," ist „bloſs eine religiöse Idee, zwar an die Staatsverfassung geknüpft, um dieselbe zu heiligen, aber vorzugsweise berechnet auf die Erhaltung und den endlichen Sieg des reinen Monotheismus;" die Propheten haben die „reine Theokratie" gekannt und verkündigt, welche „gar keinen Gegensatz zu der reinen Gotteslehre bildete;" nur „in der Vorstellung des Volks freilich war sie engherziger Partikularismus, eine Ausgeburt kindischen Nationaldünkels: aber das Irrige dieser Vorstellung nachzuweisen, ist eben die Aufgabe aller Propheten, und namentlich des Buches Jona," und das Christenthum ist dieser Sieg des „reinen" oder „sittlichen Monotheismus" (Vorr. VI und IX). Im 6ten §. selbst kommt der Inhalt der Weissagungen so zur Sprache, daſs 1) die allgemeinen, 2) die besonderen politischen und moralisch-religiösen Grundsätze, 3) die messianischen Hoffnungen der Propheten beschrieben werden, welche letzteren „natürlich" angesehen werden als „das durch die gegenwärtige Noth und Schlechtigkeit geweckte Sehnen nach etwas Besserem,", wodurch ein „Ideal" gebildet ist, welches man „mit dem Schönsten und Trefflichsten, was dem Geiste vorschwebte, ausschmückte" und an „Einen Mann knüpfte," weil „der Hebräer auſser seinem Einen Jehovah, auch in seiner Geschichte überall Eine wichtige Person erblickte."

Wie wenig nun eine Charakteristik der poetischen, symbolischen u. s. w. *Form* der Prophetie gelingen kann, wenn dieselbe zuvor abgelöst ist von der Bestimmtheit des Inhalts, der in ihr dargestellt wird, von der geschichtlichen Sphäre, innerhalb deren sie erscheint, und von deren eigenthümlichem Principe, von der Individualität des einzelnen Propheten und von der inneren Form, in welcher dieser jenen Inhalt concipirt hat, kurz von allen Bedingungen ihrer Existenz überhaupt und deren Bestimmtheit insbesondere, das ergiebt sich aus der bisherigen Entwickelung eben so sehr von selbst, als daſs das Schluſsurtheil über die biblische Prophetie sich vorherrschend nur in Reflexionen über den subjektiven Werth derselben bewegen und über die objektive Gültigkeit und absolute Bedeutung derselben nur unbestimmt und schwankend auslassen kann. Wie viele, oft bis ins Einzelne eingehende Untersuchungen z. B. über die symbolischen Handlungen und die Stropheneintheilung der Hr. Verf. auch angestellt hat und wie schätzenswerth manche Observationen desselben sind, für das wirkliche Verständniſs dieser Formen ist durch ihn nichts geschehen, da sie von ihm als bloſse Hülle oder „Einkleidung" behandelt sind, die historisch vorgefunden ist und empirisch beschrieben wird und die der Prophet, der als ein im Innern erregter und in einen erhöheten Seelenzustand versetzter Mensch im Allgemeinen getrieben wird, diese Begeisterung auch in Worten, Gebehrden und Handlungen kund zu thun, im Einzelnen erfindet oder nach seiner Willkühr bis zur bloſsen Nachahmung anderer und Uebertreibung seiner Muster verändert; welche Ansicht von jeher besonders verwirrend auf die Beurtheilung des für die Entwickelung der Messiasidee so überaus wichtigen Buches Daniel

eingewirkt hat. Dazu kommt noch in dem vorliegenden Falle, dafs der Hr. Verf. zum Theil die äufsere Form der *Darstellung* mit der innern Form der *Conception* verwechselt und mit der letztern wieder die Untersuchungen über die Lebensweise, überhaupt über die *Mittel* vermischt hat, durch welche die subjektive und geschichtliche Vor- und Zubereitung der Propheten zu Gefäfsen, Werkzeugen und Organen des göttlichen Geistes bewirkt worden ist. Doch — Ref. glaubt genug zur Charakteristik der vorliegenden Schrift gesagt zu haben, um erkennen zu lassen, dafs von ihrem Standpunkte aus weder eine Geschichte noch eine Charakteristik des biblischen Prophetenthums gelingen konnte, und dafs nicht die Hegelsche Schule, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, „mit Worten spielt, wenn sie im Christenthume eine Offenbarung anerkennt," und dafs nicht sie diese „Offenbarung zu einer blofs menschlichen macht, die sich daher von der heidnischen, ja von der Poesie, nicht wesentlich unterscheide;" sondern dafs diese Vorwürfe geradezu auf den Standpunkt des Hrn. Verfs. zurückfallen, dem es wesentlich ist, über sich selbst und sein Objekt und die Art, wie er mit demselben umspringt, sich in völliger Täuschung zu befinden; während von dem Standpunkte aus, auf welchen Hegel die Religionsphilosophie erhoben hat, und nach der von ihm entdeckten Methode eine Auffassung des Prophetenthumes möglich wird, welche der Sache und deren Verlauf eben so entspricht als den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen der Wissenschaft, und deren Grundzüge Ref. hier nur hat andeuten können, indem er hofft, die nähere Begründung und weitere Ausführung binnen kurzem dem Publikum vorlegen zu können.

Moll.

LXVIII.

Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. *Jahrhundert. Von Philadelphus. Braunschweig,* 1838. 8. *XII. u.* 260 *S.*

Was von Seiten der Wissenschaft und insbesondere der protestantischen Theologie über die Auffassung der Kölner Angelegenheit zu sagen war, das hat Marheineke in den Jahrbüchern im Allgemeinen gesagt. Wir würden daher diesen Gegenstand hier nicht von Neuem zur Sprache bringen, gäbe nicht die obige Schrift einen mächtigen Impuls ab, manche Seiten der Sache *im Interesse der Wissenschaft überhaupt* zu beleuchten. Wir wissen zwar, dafs auch in solchen Dingen, wie immer und überall, Gott selbst das Beste thun mufs, allein wir wissen auch, dafs es unsere Pflicht ist, so viel wir vermögen, seine Wege zu erkennen und nicht gedankenlos im sogenannten Zeitenstrom fortzuschwimmen. Wir scheuen uns daher nicht, zu sprechen, wenn gleich wir unserem Wort als unserem weiter kein Gewicht beilegen.

Der Verf. der obigen Schrift zeigt sich uns als einen eben so begeisterten Preufsen wie Protestanten. In einer schönen, männlichen Sprache, die nicht selten an Fichte'sche Redekraft erinnert, unternimmt er es, das Verfahren der Preufsischen Regierung in der Kölner Frage theils aus der Geschichte, theils aus einer Betrachtung der Begriffe von Staat, Kirche und Wissenschaft zu rechtfertigen. Sein Hauptgedanke ist, die mit dem Papst geschlossenen Concordate durch die offene Renitenz desselben gegen ihre Erfüllung als aufgehoben zu betrachten und eine katholische Landeskirche in Preufsen zu organisiren, indem der Staat nur durch einen so entschiedenen Schritt nicht blos seine Freiheit und Selbstständigkeit vor den Anmaafsungen der Hierarchie retten, sondern auch nur so die Freiheit und Selbstständigkeit der protestantischen Kirche und der Wissenschaft bewahren könne, weil der Papismus weder den Protestantismus, noch den Staat, noch die wahrhafte Wissenschaft anzuerkennen und zu fördern im Stande sei.

Wir wollen es nicht unternehmen, die einzelnen kleinen Versehen des Verfs. so wenig, als die vielen trefflichen Gedanken, an denen er so reich ist, durchzunehmen, zumal, was das Erstere angeht, die Görresche Partei nicht zögern wird, ihm die Rechnung zu machen. Es betrifft dies das *formelle Recht* der römischen Kirche, welches der Verf. zu gering anschlägt, während gerade durch die Berufung auf dasselbe die gröfste Verwirrung der Meinungen entstanden ist. Wir wollen uns nur mit folgenden Hauptpunkten beschäftigen: 1) mit seiner Auffassung der Geschichte der Kirche; 2) mit seinem Begriff vom Verhältnifs des

Staats zur Kirche; 3) mit seinen Ansichten über Lehrfreiheit und 4) über gemischte Ehen.

1) In der Auffassung der *Geschichte* der Kirche hat der Verf. vollkommen Recht, den Protestantismus als eine Rückkehr zum ursprünglichen Christenthum, zum lauteren Evangelium, zu nehmen. Er wehrt damit den grundlosen Vorwurf ab, im Protestantismus die Position einer blofsen Negation zu sehen, die endlich sich selbst negiren müsse. Die Negation des Protestantismus ist nur gegen das gerichtet, was nicht als christlich, als evangelisch sich nachweisen läfst. Die Bezeichnung seines Strebens als einer *Rückkehr* zum primitiven Christenthum soll natürlich nicht heifsen, auch den ganzen übrigen Weltzustand wiederzuerzeugen, in welchem das beginnende Christenthum die Bedingungen seiner *Form* fand. Eine solche Tendenz, da sie das Unmögliche will, nämlich eine *Abstraction* von der inzwischen erfolgten *Entwickelung* des Christenthums, ist Krankheit. Die Rückkehr zu den Anfängen der Kirche kann nur heifsen, das Zurückgehen zu ihrer ewigen, im Wesen Gottes selbst begründeten Idee, deren unmittelbare Erscheinung wir in der ersten Kirche anschauen. Die Hauptsache für die jetzige Zeit, auf welche es dem Verf. besonders ankommt, ist der Nachweis, dafs die protestantische Kirche dadurch, dafs sie von der römischen als einer vielfach irrenden, die Idee des Christenthums in ihrem Dasein entstellenden, ausschied, *keineswegs aus dem Christenthum herausfiel*, sondern im Gegentheil sich desto inniger in ihm befestigte, so dafs, wenn einmal von Häresie die Rede sein soll, mit Fug behauptet ist, die protestantische Kirche müsse *in der römischen die häretische Abweichung* sehen, nicht umgekehrt von ihr sich als solche meistern lassen.

Die protestantische Kirche erkennt aber die römische, obzwar mit ihr dissentirend, doch *als christliche* an. Die römische *sollte* ihrerseits mit der protestantischen dasselbe thun, thut es aber de facto nicht. Jeder Protestant ist ihr ein Häretiker und als solcher der ewigen Verdammnifs verfallen. Nun kann es keiner Gestaltung des christlichen Glaubens verwehrt sein, sich für die vollkommenste zu halten; allein es soll keine die Anmaafsung haben, sich die *ausschliefsliche Beseligerin* zu dünken und damit, wie die römische thut, das Princip widerchristlicher *Intoleranz* zu fixiren. Leider ist es dahin gekommen, dafs man für Toleranz kaum noch reden darf, ohne sogleich als seicht abgefertigt zu werden, als wolle man nämlich unter jenem göttlichen Namen einen stumpfen Indifferentismus erschleichen. Solche Vereinerleiung ist eine herrliche Erfindung, der Herrschsucht das Polster unterzulegen.

Der Verf. zeigt sehr gut, wie das tiefste, ächteste Leben der römischen Kirche seit dem Bestehen des Protestantismus eben durch diesen selbst in ihr hervorgebracht und wie namentlich ihre Wissenschaft der Theologie von der protestantischen abhängig geworden ist. Und kräftig dringt er darauf, dafs der *Wahn* gestürzt werde, der den römischen Christen im protestantischen einen vom wahrhaften Gott Abgefallenen, zur Unseligkeit Verworfenen erblicken läfst. Denn gewifs, dieser Wahn ist es, der zwischen dem Katholiken und Protestanten als der gespenstische Unhold die alte, wie man glauben sollte, im Blut des dreifsigjährigen Krieges getilgte Entfremdung immer von Neuem heraufbeschwört! Der Protestant freilich ist von *ihm* durch das Licht des Evangeliums frei und kann sich dem Katholiken hingeben; nicht aber ist es dieser, ihm gegenüber.

Gern folgen wir dem Verf. in solchen Gängen, allein wir haben ihn, was seine Darstellung anbetrifft, der Verkennung eines faktischen Verhältnisses anzuklagen. Er unterscheidet nämlich zwischen der *katholischen* und der *päpstlichen* Kirche und *identificirt* die erstere ihrem Wesen nach mit der protestantischen oder vielmehr, er nimmt sie als den Begriff der christlichen Kirche überhaupt. Diese Wendung ist auch wohl von Katholiken versucht und man hat die Benennung *christkatholisch* in diesem Sinne genommen. Aber historisch ist dies ganz falsch. Die griechische wie die protestantische Kirche machen freilich auch, was die Wahrheit ihres Glaubens angeht, auf *Katholicität* d. h. ja eben, auf Allgemeinheit, Anspruch, allein die römische Kirche läfst nur sich als die allgemeine und darum Eine gelten. Die andern Confessionen sind ihr zur Allgemeinheit unfähig. Unser Verf. kämpft daher mit dem Gedanken der katholischen Kirche gegen die päpstliche ganz umsonst. Carové hat uns von den verschiedensten Seiten her in der neueren Zeit den Beweis geführt, dafs die katholische Kirche factisch nur als römische existire.

Wäre die Epoche da, wo der Katholik sich als

Katholik zu erfassen vermöchte, ohne zugleich auf den Papst als seinen obersten Seelenhirten sich zu beziehen, der für ihn die Macht zu binden und zu lösen hat, so wäre die Gestaltung einer *katholischen Landeskirche* nicht fern. So wenig jedoch scheint dies der Fall, dafs zur Zeit Vielen eine *deutsche katholische bischöfliche* Kirche, die nicht nach Rom hin gravitirt, sogar lächerlich erscheint, obschon nicht gesagt werden kann, was der *Glaube* verliert, wenn eine solche Ablösung erfolgt. Verändert sich dadurch das Kirchenjahr? Stürzen die Heiligen von ihren Säulen? Hört deshalb, wenn Ihr dies zur Heiligkeit Eurer Priester einmal nothwendig findet, der Cölibat auf? Wird Euch dadurch die theatralische Mystik einer todten Sprache geraubt? Verliert damit die Consecration zur Transsubstantiirung ihre Kraft? Müssen die Sacramente aufhören, nicht zwei, sondern sieben zu sein? u. s. w. Nicht wahr, dies Alles, was doch gewifs ächt katholisch ist, kann durchaus *ohne den Papst* bestehen. Es kann mit Nichts bewiesen werden, dafs ohne ihn der christliche Glaube sich nicht als katholischer realisiren könnte. Ihr würdet Euch, im Fall einer solchen Behauptung, sogleich besinnen, dafs *Christus auch ohne Stellvertreter* unser Prophet, Priester und König zu sein vermöge und dafs im apostolischen Symbolum zwar vom Glauben an eine allgemeine, christliche Kirche, an die Gemeinschaft der Heiligen, nicht aber vom Glauben an den Papst zu Rom die Rede ist. Die *Möglichkeit* von katholischen Landeskirchen läfst sich also nicht in Abrede stellen (wie denn ja auch bis zum sechsten Jahrhundert hin die Kirche ohne solche Suprematie des Papstes bestand), allein wer will zuerst an ihre Verwirklichung gehen? Nach dem Verf. hätte Preufsen diese Aufgabe zu lösen. Sie ist der Ausgang, den er von der Kölner Angelegenheit erwartet. *Irgendwann mufs* die Zeit kommen, wo die päpstliche Kirche nur als die römische im eigentlichen Sinne des Wortes d. h. im Kirchenstaat existirt und es würde durch eine solche Verselbstständigung der katholischen Nationalkirchen der *fürstlichen* Souverainetät des Papstes nicht im Geringsten zu nahe getreten. Seine Souverainetät aber für immer auch aufserhalb des Kirchenstaates festhalten zu wollen, bringt eine jener Collisionen hervor, wo das *formelle Recht* dem *Fortschritt des Geistes* und dessen Recht hemmend entgegentritt, eine Collision, in welcher die *Geschichte* noch immer Siegerin gewesen ist und das Recht der Idee gegen das Recht des Buchstabens als die stärkere Macht durchgesetzt hat. Auf den Buchstaben des Rechts fufsen Görres, Rinteln u. A., welche gegen die preufsische Regierung aufgetreten sind. Denn indem der katholische Geistliche in Staaten, wo Concordate bestehen, von einer Seite her dem Staat, von einer andern der Kirche subordinirt ist, so kann er sich bei Conflicten gegen die politische Souverainetät auf die kirchliche berufen und, zwischen menschlichem und göttlichem Recht einen *qualitativen Unterschied fingirend*, im Namen Gottes dem Staate trotzen und sich sogar, wenn der Staat gegen ihn sein Recht und seine Souverainetät, wie er nicht anders kann, herauskehrt, den Ruhm eines Märtyrers ertrotzen.

2) Doch hiermit berühren wir den zweiten Punkt, das Verhältnifs von *Staat* und *Kirche*. Man kann wohl sagen, dafs in ihm hauptsächlich das Interesse des Tages liegt und dafs, was von dogmatischem Inhalt darin verwickelt wird, sich nur künstlich und zufällig hineinmischt. Und nicht blofs katholischer Seits ist dies Interesse vorhanden, wie Görres zeigt, sondern auch protestantischer Seits, wie Leo's Schrift darthut. Görres fürchtet, dafs Rom das Centrum der kirchlichen (und profanen) Geschichte zu sein aufhören könne; Leo wünscht, dafs die protestantische Kirche sich ein Centrum schaffe, um Disciplin und Bann handhaben zu können. Römischer Seits wird der Staat immer als das *irdische* Element genommen, das von *Aufsen* her durch die Segnung der Kirche seine Heiligung empfängt. Protestantischer Seits hat sich der Begriff des *Staats als eines christlichen* gebildet d. h. als eines solchen, der seine Einrichtungen überall im Geist des Christenthums zu begründen sucht, dessen Sittlichkeit eine Darstellung der christlichen Freiheit sein will, so dafs Manche, wie Rothe, zu der Consequenz kamen, die Kirche ganz in den Staat hineinschwinden zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert. Von Philadelphus.

(Fortsetzung.)

Ohne gerade bis zur Form einer eigentlichen Deduction fortzugehen, setzt der Verf. doch das Wesen von Staat und Kirche genügend auseinander, indem er nachweist, dafs beide darin übereinstimmen, den Menschen zur *Freiheit* zu bilden, dafs folglich, wofern nicht der Staat die Kirche, die Kirche den Staat *unterdrücken* will, ein realer Widerspruch zwischen ihnen nicht vorkommen könne. Dies Bewufstsein, dafs der Staat seine Bürger, wie der Verf. es ausdrückt, „nicht zu Dienern, sondern zu Freien" erziehen will, und dafs alle äufserliche Zucht, alle Pflege irdischer Sicherheit und Behäbigkeit, in ihm nur zur Vermittelung dieses unendlichen Zweckes da ist, dies Bewufstsein mufs festgehalten werden, wenn wir für die Organisation der hierhergehörigen Verhältnisse einen festen Leitfaden haben wollen. Wir dürfen uns jener *Degradation* des Begriffes des Staats nicht wieder hingeben, wornach er nur als eine Maschine polizeilicher Institutionen, als eine gewerbliche Nähranstalt, als ein formales Zwangsmittel der individuellen Brutalität und Zufälligkeit angesehen wird. Dies Bewufstsein verdankt der moderne Staat dem Christenthum selbst und in jener Zeit, worin es seit der Revolution sich recht lebendig wieder regte, scheute man sich nicht, wie Steffens dies gethan, den Staat sogar eine „Gemeine der Heiligen" zu nennen. Das war damals, als die Fürsten den „heiligen Bund" schlossen. Die römische Kirche wird immer dahin arbeiten, den Staat in Unmündigkeit und in dem Bewufstsein zu erhalten, als wenn er mit allen seinen Interessen tief unter ihr stehe, ein Werkmeister der blofsen Endlichkeit, als wenn seine Freiheit mit der göttlichen nicht verwandt, sondern nur ein Bastard sei, den sie erst zu legitimiren habe. Sagt uns doch, Ihr Römlinge, was wäre denn der Staat, wenn *Ehe*, *Familie*, *Erziehung*, *Ehre*, *Gerechtigkeit*, *Friede* ihn nichts angingen? Aber sagt uns auch, wo in diesen Elementen das Menschliche, das Irdische, von dem Göttlichen, dem Himmlischen, sich abscheidet? Wo ist in der Liebe, im Recht anders als durch Sophistik eine solche Abmarkung zu machen?

Aber folgert daraus nicht sogleich, dafs der Staat nicht wüfste, worin er von der Kirche sich wirklich unterscheidet. Ich habe in meiner Encyklopädie der theologischen Wissenschaften S. 54 u. S. 359 ff. den Unterschied dadurch aufzufinden gesucht, dafs der Staat die Freiheit in particularer, die Kirche in universeller Form zu entwickeln hat, bin aber auch S. 361 auf den *Zusammenhang* beider Momente gekommen, aus welchem Rothe gegen mich die stärksten Waffen entlehnt hat, namentlich dies, dafs der *nationale* Unterschied als die unmittelbare Basis der Besonderung der Freiheit die Völker in ihrer Gemeinschaft *fördere*. Allein Rothe hat hierbei übersehen, dafs eine solche Förderung nur da existirt, wo die Volksgeister auch schon durch ein *humanes* Bewufstsein das *Hinaus* über ihre Egoität besitzen, wie zuerst bei den Hellenen und überall, wo das Christenthum dies Unabhängigsein von allem historisch Gegebenen, das Stehen in der absoluten, göttlichen Freiheit eingezeugt hat, wie bei den neueren europäischen Staaten. Der Verf. sucht den Unterschied recht glücklich so zu bestimmen, dafs er die *Religion* von der *Kirche* unterscheidet. Die Kirche beruht auf der Religion, aber nicht die Religion auf der Kirche, *insofern* unter dieser die *sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen* verstanden wird, die sich, als Gemeinschaft, (nach Aufsen hin, nicht, was das Princip angeht) den Gesetzen des Staats, in welchem sie

als solche existirt, nicht entziehen kann. Die Religion ist in ihrer Absolutheit von jeder Bestimmung durch den Staat unabhängig, die Kirche, als das bestimmte äufsere Dasein der Religion, nicht. Umgekehrt ist der christliche Staat von der Kirche in seiner Aeufserlichkeit völlig unabhängig, aber gar nicht, was seinen Begriff anbetrifft, der in dem Bewufstsein der christlichen Welt von der gottmenschlichen Freiheit der Religion sein Maafs findet.

Sobald daher der Staat in das *religiöse* Gebiet der Kirche eindringen und darin, sei es durch List, durch Ehrenbezeugungen, Geldgewinn u. s. f., oder durch Gewalt, durch Geldstrafen und Gefängnifs, durch Gensdarmen, Bajonette und Kanonen, etwas bestimmen will, so hat er mit Recht die *Empörung* der bei einem solchen Eingriff betheiligten Gemeinden zu erwarten.

Sobald aber die Kirche in ihrer *socialen* Gestaltung der Sittlichkeit widersprechen, die organische Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft tumultuarisch stören oder gar die Nichtanerkennung des Staats auf diesem Felde lehren will, so hat sie mit Recht die *Reaction* des durch eine solche Tendenz unterwühlten Staates zu erwarten.

Ferner — und diese Momente werden nur zu oft übersehen, während die vorbemerkten meist mit der gröfsten Einseitigkeit und Heftigkeit erfafst werden — sobald die Kirche in ihrem Leben von der Religion abfällt, so kann dies dem Staat als einem christlichen *nicht gleichgültig* sein und es mufs ihm frei stehen, auf die Kirche, wie sich von selbst versteht, in einer geordneten Stufenfolge der geeigneten Mittel, dahin zu wirken, dafs sie ihrer Aufgabe sich wieder energischer bewufst werde. Es ist hiermit gar nicht das schnöde Interesse gemeint, welches Regierungen allerdings auch gehabt haben, nicht zwar an der Religion, sondern an der Superstition, ein Mittel der Volksverdummung zu besitzen, damit dasselbe sich leichter knechten und williger mit Steuern belasten lasse.

Umgekehrt aber hat auch der Staat zu gewärtigen, dafs, wenn er von der Religion abfällt, *in deren Idee die Kirche mit ihm Eines ist*, diese gegen ihn mit den ihr zu Gebot stehenden Mitteln auftritt, ihn seines Abfalls willen straft und ihm das Spiegelbild eines auf die gesetzliche Ordnung der christlichen Freiheit gerichteten Lebens vorhält.

In der geschichtlichen Wirklichkeit ist es auch überall so gewesen und hat eine abstracte Sonderung von Staat und Kirche sich so wenig consequent durchführen lassen, als früher bei den Orientalen eine abstracte Einheit.

Im vorliegenden Falle mag nun die römische Kirche so viel formale Rechtsschwierigkeiten aufbringen, als ihr nur immer beliebt (worüber Leo's Sendschreiben an Görres nachzulesen), so verschwinden alle diese Winkelzüge des rabulistischen Scharfsinnes erstens davor, dafs sie dem preufsischen Staat nicht ableugnen kann, dafs er sich in die besondere Bestimmung ihrer Religiosität *nicht eingemischt*, und zweitens davor, dafs seine Selbstständigkeit und Ruhe durch das willkürlich *ungesetzliche* Verfahren des Erzbischofs gestört worden. Unser Verf. fafst den status quo dahin zusammen: das *Concordat ist aufgelöst*; nicht durch die preufsische Regierung, die sich, es zu erhalten, vielmehr unendliche Mühe gegeben, sondern *durch den Papst selbst*, auf welchen der Bischof natürlich zu seiner Rechtfertigung zurückgegangen ist und dessen zweite Allocution keinen Zweifel über seinen Standpunkt, der Regierung gegenüber, zuläfst. Somit tritt nun für diese selbst eine ganz neue Periode zur Organisation der *katholischen* Kirche im preufsischen Staat ein, als welche, wenn man die Religion, das *Evangelium*, nicht *feudale* Beziehungen in's Auge fafst, nicht nothwendig eine römische zu sein braucht. (Unser Verf. bekämpft noch ausführlich das Vorurtheil von der Einheit der römischen Kirche, indem er aus dem Grundsatz der Tradition und der Unfehlbarkeit des Papstes vielmehr ihren Widerspruch mit sich selbst nachweist, was wir aber der Kürze wegen und als eine durch die protestantische Theologie längst ausgemachte Thatsache übergehen wollen).

Indem wir nun aber daran kommen, den Gedanken einer katholischen Landeskirche auszusprechen, wissen wir recht wohl, welchen Schwierigkeiten derselbe, gerade in Preufsen, unterliegen würde und bedauern, dafs der Verf. auf dieselben sich nicht eingelassen hat. Er meint, die immer fortschreitende Lösung der confessionellen Differenzen sei der Wissenschaft und die der aus ihnen entspringenden differenten Praxis dem Leben zu überlassen; allein wir glauben, dafs, da der *Anfang* einer solchen neuen Organisation am Schwersten ist, eine *Synode* der nächste

Schritt sein müfste, da doch der Staat den katholischen Gemeinden nicht direct gebieten kann, nicht an den Papst, nicht an seine Unfehlbarkeit, nicht an die Tradition zu glauben. Er würde damit das Princip der Glaubens- und Gewissensfreiheit auf das Tiefste verletzen und im glücklichsten Falle, wenn die religiöse Bewegung nicht in eine politische umschlüge, nur Auswanderungen erzeugen.

3) Stofsen wir also hier bei unserem Verf., so wenig wir die *allgemeine Wahrheit* seiner Auffassung in Zweifel ziehen können, auf eine ungenügende Ausführung, so müssen wir die Entwicklung von dem Verhältnifs der *Wissenschaft* zu Staat und Kirche für eine der gelungensten und befriedigendsten erklären. In jedem Worte spricht sich hier das edle Selbstbewufstsein eines starken Geistes aus, der im unablässigen Suchen nach der rechten Erkenntnifs, im demüthigen und tapfern Ringen nach Wahrheit sein eigenstes Leben führt. Die Religion als solche, auf dem Standpunkt des Glaubens, bedarf der Wissenschaft nicht; der Staat, die praktische Intelligenz, bedarf ihrer; die Kirche als die existirende Religion bedarf ihrer ebenfalls, um die Religion zu lehren, um die Wahrheit des Glaubens vor Irrthum zu bewahren, über allen Zweifel zu erheben und auf alle Weise fruchtbar zu machen; für diesen Zweck bedarf sie Lehrer und für die Bildung derselben Anstalten, für deren äufserliche Gründung und Erhaltung der Staat zu sorgen hat. Diese Anstalten sind es daher auch besonders, auf welchen die Conflicte von Staat und Kirche am Tiefsten empfunden werden. In der Kölner Angelegenheit ist es die Bonner Universität, welche am meisten die Folgen der papistischen Anmaafsung erfahren hat. Der preufsische Staat hat sich hier, in Ansehung des *Hermesianismus*, auf das Schonendste gegen die Curie benommen; denn was hätte diese einwenden wollen, wenn er nicht mit der Versicherung sich begnügt, sondern den *Beweis* gefordert hätte, dafs die Hermesianer mit dem katholischen Glauben in Widerspruch stehen? Hätte er sich dadurch in das Innere der Kirche eingemischt? Keineswegs. Er hätte nur Männer, denen er sein Vertrauen geschenkt, vor der unverschämten Behandlung bewahrt, *ungehört* als in häretischen Lehren befangen sich verurtheilen zu lassen. Hier hat die Regierung also eher zu viel als zu wenig Nachsicht gehabt. Unser Verf. setzt nun auseinander, dafs wissenschaftliche Bildungsanstalten ohne *Lehrfreiheit* nicht zu denken seien, da die Erkenntnifs der Wahrheit als ein *Procefs* auch ein *Progrefs* sei, dafs aber die päpstliche Kirche nicht blos *keine* Lehrfreiheit, sondern auch namentlich nicht die Freiheit habe, die *Freiheit zu lehren*. Dies ist nur zu wahr. Lamennais'. Schicksal, die Verwerfung der Hermesianer, die humoristische Verhüllung, in welche Günther seine tiefsinnige Speculation verkleiden mufs u. s. f., dies Alles zeigt, dafs die jetzige römische Kirche nicht einmal mehr eine *Scholastik*, nur eine formale Reproduction des Catechismus Romanus will. Sie *schliefst das Denken von sich aus*, welches *in Gott durch sich* der Wahrheit gewifs werden will. Man weifs wohl, wie bei einem Kriege, wo es anfängt, aber man weifs nicht, *wo es aufhört* und hofft daher in kurzsichtiger, menschlicher Klugheit, durch seine Ausschliefsung aller Gefahr vorzubeugen. Dafs aber solche Gewaltsamkeit ihre nothwendige Grenze im Geist und dessen ewigem Bedürfnifs selbst finde, ist natürlich und es wird auch schon an manchen Erscheinungen innerhalb der römischen Kirche offenbar, wie sie sich den schneidenden Widerspruch ihrer dermaligen Verfassung und Tendenz zur Aufgabe der Wissenschaft nicht mehr verhehlen kann. Hat nicht ein Katholik, ein Professor, ein College von Görres auf der Münchner Hochschule, Franz v. Baader, in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung selbst das Papstthum für *antiquirt* erklärt, weil die Zeit keines Staatsbeichtvaters mehr bedürfe?

Die Wissenschaft schliefst zur Realisirung ihres Begriffs zwei Momente in sich: die Wahrheit und die Gewifsheit. Keines dieser Momente hat für sie einen Werth ohne das andere und darin, dafs die Wissenschaft die *vermittelte Einheit* derselben zu setzen sucht, hat sie ihre Selbstständigkeit gegen die Kirche wie gegen den Staat. Die Kirche als solche befriedigt sich zunächst im Glauben ihrer Glieder, welche die von ihr gelehrte Wahrheit als wahr annehmen, ohne die Nothwendigkeit dieser Annahme beweisen zu können. Der Staat aber fordert zunächst das Selbstbewufstsein der ihm Angehörigen und bildet dasselbe zur freien Vernünftigkeit, durch die allein ihm der *Fortschritt* gesichert wird. Wollte der Staat sich dem vernünftigen Selbstbewufstsein und dessen Perfectibilität nicht anvertrauen, so würde er entweder in eine

zuletzt ihn auflösende Stagnation verfallen, oder er würde unfehlbar Revolutionen in sich hervorzwingen, während er auf jenem Wege die extreme Stabilität wie die extreme Mobilität in jedem Moment überwindet. Hieraus folgt, dafs der Staat die Wissenschaft auf alle Weise fördern mufs, denn er kann von der *Vernunft* und vom *Fortschritt nicht abstrahiren, ohne sich selbst zu zerstören.* Da nun aber der Glaube der Kirche als der Glaube der Wahrheit an und für sich *kein unvernünftiger* sein kann, so darf auch die Kirche nicht die Wissenschaft fürchten und sie mufs es dem Staat Dank wissen, wenn er durch die Pflege wissenschaftlicher Bildungsanstalten dem Glauben der Kirche selbst zur Versöhnung mit dem freien, vernünftigen Selbstbewufstsein verhilft. Dafs die Lehrfreiheit nicht in *Lehrwillkür* ausarte, wird, wie der Verf. darthut, durch die Opposition der Wissenschaft selbst unmöglich gemacht und bedarf es zu ihrer Zurückdrängung keiner äufserlichen materiellen Einschreitung weder des Staats noch der Kirche. Das Nichtige zerfällt in sich selbst. Die Wahrheit ist keine Tyrannin und die Wissenschaft gedeiht nicht durch ein „Beschränken des äufseren Terrains" der Irrenden und Unwissenden, sondern durch Widerlegung und Belehrung.

In der Wissenschaft also trifft das Interesse von Staat und Kirche zusammen; aber freilich nur insofern, als sie nicht ihrem wahrhaften Begriff widersprechen und auf Vernunft, auf selbstbewufste Freiheit und Fortbildung zum Besseren Verzicht leisten wollen. Es ist unnöthig, zu sagen, dafs die römische Kirche allerdings weder Vernunft noch Freiheit will; sie will nur ein otium cum dignitate; aber wohl ist es nöthig, zu sagen, dafs wir Protestanten uns zu schämen haben, wenn unter uns selbst solche, die zur Fahne der Wissenschaft geschworen haben, durch eine heillose Wortfälschung Mifstrauen gegen sie erregen und von der Hoheit des Berufes, zu welchem Gott die Wissenschaft bestimmt hat, sich so wenig durchdrungen zeigen, dafs sie die Kleinode unserer Sprache, die Dioskurensterne des Protestantismus, *Vernunft* und *Freiheit*, jene als ein Afterdenken und faules Meinungsspinnen, diese als eine pietätslose, räuberische Willkür in Verruf bringen, so dafs man von diesen Göttinnen kaum noch reden kann, ohne nicht hinzuzusetzen, dafs man damit nicht jene feilen Metzen im Sinn habe.

Dafs übrigens die Kirche durch die vom Staat unterhaltenen Bildungsanstalten in ihrem Geiste nicht beschränkt werde, beweis't der Verf. dadurch, dafs die durch sie Gebildeten der Kirche zur *Präsentation* von ihm nur vorgestellt, nicht aber aufgedrungen werden, ihr also Urtheil und Wahl frei steht, in der Einheit folglich auch wirklich der Unterschied erhalten bleibt.

4) Nun ist aber in der Kölner Angelegenheit ein Moment vorhanden, das, als ein ursprünglich durch die *Natur* gesetztes, der geistigen Entwicklung die härteste Schwierigkeit zu bereiten scheint, das der *gemischten Ehen.* Unser Verf. erklärt zuvörderst, wie wünschenswerth es sei, dafs *überhaupt keine* gemischten Ehen existiren möchten; und gewifs, die Familie sollte als sittliche Gemeinde in der Einheit ihres ethischen Pathos nicht durch eine religiöse Differenz getrübt werden. Und wie die Natur die Verheirathung von Verwandten auf Grenzen beschränkt, die ohne Greuel nicht überschritten werden dürfen, so hat auch der Geist solche Grenzen, so dafs z. B. eine Ehe zwischen einem Christen und einer Muhamedanerin oder gar einer Heidin uns ein Greuel sein würde. Nichtsdestoweniger läfst sich bei einer gemischten Bevölkerung die Kreuzung verschiedener Confessionen durch das Ehebündnifs nicht vermeiden und der Apostel Paulus, wie der Verf. nachdrücklich hervorhebt, wollte sogar die einmal bestehende Ehe zwischen *Heiden* und *Christen* des Glaubens halber nicht getrennt wissen. Diese Praxis ist auch in der Kirche nie untergegangen, wie sich thatsächlich zeigen läfst. Dafs Protestanten sich mit Katholiken verheirathen, würde, da sie an denselben dreieinigen Gott, an denselben Erlöser glauben, schlechterdings nichts Anstöfsiges haben, wenn nicht von römischer Seite her der oben schon berührte Wahn unterhalten würde, dafs jeder Protestant, nicht um anderer Gründe willen, sondern weil er dies ist, der Hölle verfallen sei. Welche Schauer müssen da nicht durch ein Haus rieseln, wo Menschen, durch die zartesten Bande verknüpft, auf's Engste mit einander gepaart, ein solches Bewufstsein wirklich über sich haben! Man mag nun sagen, es solle sich Jeder vorsehen, dafs ihm nicht ein solches Schicksal begegne, dafs er jede Versuchung, in eine gemischte Ehe zu treten, von sich abwehre, wie ja der cölibataire Priester sogar jede Neigung zur Ehe überhaupt in sich niederkämpfen mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert. Von Philadelphus.

(Schluſs).

Allein hier tritt eben dasjenige Element ein, welches von jeher unter den Menschen als ein göttliches gegolten hat und in welchem die Keime aller wahrhaften Gemüthlichkeit wurzeln: die *Liebe*. Wir verabscheuen jene weichliche Sentimentalität, welche dem Egoismus der Leidenschaft, oft nur dem sinnlichen Genuſs, leichtsinnig die Freundschaft der Eltern, den Unterschied des Standes, der Nation und Religion zum Opfer bringt; aber noch weiter sind wir von der Barbarei entfernt, an die Liebe, an jenes Wort: was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden! nicht glauben und ihm nicht gehorsam sein zu wollen. Faſste die römische Kirche die Einheit der Kirche nicht in so roher Aeuſserlichkeit, so würde es ihr auch nicht darauf ankommen, die aus einer Ehe entspringenden *Kinder* durch die sogenannte strenge Praxis sich ausschlieſslich einzuverleiben. Allein sie fürchtet in der gemischten Ehe mit Recht eine Macht, welche jenen unseligen Wahn, das tiefste Fundament ihrer Herrschaft, factisch zu sehr erschüttern und sie allmälig veröden könnte. In ihrer bedrängten Lage handelt sie daher sehr klug, gerade auf die gemischten Ehen ihre eifrigste Aufmerksamkeit zu richten.

Die beherzigenswerthe Darstellung unseres Verfs. empfehlend, erwähnen wir noch des Punktes, daſs die Curie gegen *fürstliche* Personen, überhaupt gegen *Vornehme* und *Reiche* mit der Zulassung gemischter Ehen niemals gekargt hat. Und nun soll das arme Volk es entgelten! Wenn aber die Vornehmen durch ihre *Bildung* im Durchschnitt über jenes Dogma von der unfehlbaren Unseligkeit eines Protestanten hinaus sind, so ist es das *Volk* wiederum durch die *Einheit der bürgerlichen Sitte*, in welcher, bei gemischten Bevölkerungen, Katholiken und Protestanten übereinstimmen, so daſs hier, so lange nicht die Priester die allgemeine Ordnung durch heimliche und öffentliche Reizung zum Religionshaſs und seiner Furie verstören, die Beschränkung der gemischten Ehe als etwas Unbegreifliches erscheinen wird. In Betreff aber des *Mittelstandes* wird, da derselbe die meiste Bildung besitzt, Niemand daran zweifeln, daſs er nicht durch Kenntniſs der Kirchengeschichte, durch Lectüre der Bibel und geübte Reflexion über jenen Dualismus hinaus wäre. Ohne *alle* religiöse Differenz ist die Ehe fast nirgends; eine Ehe zwischen Lutheranern und Reformirten oder zwischen Bekennern dieser Confessionen und Evangelischen, zwischen Herrnhutern und Evangelischen u. s. w. enthält ja auch viele Controverspunkte, aus denen die göttliche Weisheit oft das reichste Leben sich entwickeln läſst. Noch mehr. Gatten können Einer Confession zugehören und doch, wenn man in's Einzelne geht, durch anderweite Einflüsse der Bildung in mannigfachen dogmatischen Differenzen stehen, die selbst auf der Lectüre der Bibel beruhen dürfen, indem z. B. die Frau dem Johannes, der Mann dem Paulus zugethan ist. Wir haben hier die *Bedeutung der Bildung* urgiren müssen als einer Macht, welche die Einzelnen über die Schranke eines Standpunktes hinaus gegen die Schranken eines andern Standpunktes tolerant macht, und wir wissen sehr wohl, wie verhaſst diese Bildung deshalb den hierarchisch Gesinnten ist, die sie als mit einer hohlen, zur Irreligiosität führenden *Aufklärung* identisch darzustellen und besonders die *Philosophie* als die Vorfechterin auf diesem Gebiet zu verrufen lieben. Um aber, wie Ihr möchtet, Vernunft, Einsicht, freie Forschung, Philosophie zu vernichten, müſst Ihr nicht etwa nur

den Protestantismus, nein, das Christenthum selbst vertilgen!

O dafs doch die römische Kirche in sich gehen, dafs sie doch ihre verketzernde Ausschliefslichkeit aufgeben, dafs sie doch dem freien Selbstbewufstsein Raum in sich schaffen und sich dadurch zur Ertragung des Widerspruchs stark machen möchte! Dann würde sie, wie sie, dem *Westphälischen Friedensschlufs* und dem *Wiener Congrefs* zufolge, es *actenmäfsig sollte*, mit dem Protestantismus nur in dem Unterschiede der Confession stehen, ihm aber nicht in vermessener Vornehmheit die Kraft der Beseligung absprechen, sondern mit ihm gemeinsam vom Geist, den der Vater und Sohn senden, sich in alle Wahrheit leiten lassen!

Thatsächlich, wie schon einigemal erinnert werden mufste, bestand und besteht in Europa bereits eine solche Durchdringung, eine solche Versöhnung der Katholiken und Protestanten; noch im vorigen Jahr haben sich z. B. katholische und protestantische Professoren der Theologie und Philosophie zu einer Zeitschrift für Speculation in Bonn unter der Aegide des jüngeren *Fichte* vereinigt — und nun erfolgt mit Einem Male eine *künstliche Entzweiung* und ein *künstliches Zurückspringen* auf einen Standpunkt, der schon um mehr als ein Jahrhundert hinter uns liegt, und auf dessen fanatische Bornirtheit Ihr zwar einzelne Geister, nicht aber den Geist selbst zurückschrauben könnt.

Doch sind wir Gott dankbar für solche Fügung, damit wir uns auf ihren Anlafs unseres Verhältnisses zur Aufgabe, die das Christenthum uns gestellt hat, desto tiefer bewufst werden. Das besprochene Buch, das uns bisher beschäftigt hat, als eines des trefflichsten Mittel dazu noch einmal dem Publicum an's Herz legend, schliefsen wir mit folgenden Bemerkungen, deren Ausführung uns jetzt nicht gegönnt ist, die wir daher einer andern Zeit vorbehalten müssen, jetzt aber, einmal zum Reden über diese Dinge gekommen, nicht verschweigen können:

I. Es erscheinen jetzt nicht selten Entwicklungen der *Geschichte der christlichen Kirche*, welche auch den Protestantismus nur als einen Durchgangspunkt betrachten, über den als der Negation des Katholicismus hinauszugehen sei. Sie nehmen diesen als das Erste. Dies ist falsch. Vor der römischen Kirche steht die *griechische* und jene ist daher selbst schon das zweite, die protestantische Kirche aber, als die Negation der Negation, das dritte Moment, die in sich unendliche Affirmation, die wohl der Metamorphose, aber nicht der durchgängigen qualitativen Negation fähig ist.

II. Es ist eine grofse Sorge in der protestantischen Kirche darüber aufgeregt worden, dafs es ihr an gehöriger *Disciplin* fehle. Nun würde es unstreitig herrlich sein, wenn in den protestantischen Gemeinden ein recht inniges Zusammenleben der Pfarrer und der Gemeindeglieder, so wie dieser untereinander und eine daraus erwachsende Continuität der kirchlichen Sitte überall vorhanden wäre; allein *von Aufsen her* kann hier gar nichts geschehen, denn der Protestantismus hat *keine Hierarchie* mehr und widerstrebt aller *mechanischen Zucht*, welche die Reinheit des Glaubens und die freie Innerlichkeit gefährden könnte. Es darf nicht vergessen bleiben, dafs unser Schulwesen, die Ausbildung unserer bürgerlichen Gesetzgebung, die öffentliche Meinung und die Polizei (über welche so Viele wegwerfend reden, weil sie mehr von ihr fordern, als sie leisten kann) in der That *dem Inhalt nach* die verlangte Disciplin ausüben, ohne durch pfäffische Splitterrichterei zu kränken oder zur Heuchelei zu provociren.

III. Endlich hat man neuerdings gefragt, *wo* in der protestantischen Kirche die Einheit sei? Das Innere müsse doch auch äufserlich werden und eine Organisation der Verfassung sei ohne einen solchen Mittelpunkt nicht denkbar. Gegenwärtig befinde sich die Kirche in einem Zustande der *Auflösung*, in welcher nur die *Conventikel* noch die *wahre* Gemeinschaft der Gläubigen ausmachten. O meine Freunde! An der Verfassung unserer Kirche ist gewifs Vieles nicht so, wie es sein sollte, auch wohl könnte. Allein besinnt Euch, was Ihr wollt! Gebt *bestimmt* die Mängel an, die Ihr erkennt, damit es anders und besser werde, aber verliert Euch nicht in eine vage Unzufriedenheit. Haltet Euch nicht sogleich, nachdem Ihr selbst vom Geist Christi Euch erwärmt fühlt, für zu gut, bei einer vielleicht laxen Gemeinde zu verbleiben, sondern, ohne eine Euch adäquatere, wahlverwandtschaftlichere aufzugeben, sucht in ihr ein regeres Leben zu entzünden, aber kehrt ihr nicht in kaltem und krankhaftem Hochmuth den Rücken. Was Ihr vermifst, einen äufserli-

chen Einheitspunkt, das ist gerade noch das Echo des Romanismus in Euch, das ist noch der Trug der Vergangenheit, während der Protestantismus seine Einheit *überall* hat, wo die christliche Religion sich verwirklicht und dazu nicht ihrer Superintendenten, Kirchenräthe und Doctoren der Theologie, nur der Gemeinschaft mit dem Einen Hohenpriester im Himmel bedarf. Peripherie und Centrum fallen hier ineinander und die wahrhafte Gemeinde existirt überall, wo Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind.

Karl Rosenkranz.

LXIX.

1) *Supplement zu Schiller's Werken* *). *Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister. Erster Theil, XII u. 320 S. Zweiter Theil, 344 S. gr. 8. Stuttgart 1837. u. 38. P. Balz'sche Buchhandlung.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil, XLVIII u. 287 S. Zweiter, dramatischer Theil, erste Abtheilung, LXXVI u. 248 S. 8. Leipzig, 1837 u. 38. Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.*

Die letzten Jahre haben, neben den Bemühungen um Schiller's Denkmal, zugleich mehrere schriftstellerische Arbeiten zu Tage gefördert, welche dazu dienen, das Bild der Persönlichkeit des Dichters zu vervollständigen, und über den Gang seiner Geistesentwickelung Licht zu verbreiten. Zuerst das liebenswürdige Büchlein von Streicher über den ersten entscheidenden Wendepunkt in Schiller's Leben, seine Flucht aus Stuttgart, die naivste Idylle aus einem Dichterleben, oder, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, ein wahres Evangelium juventutis, von dessen ansprechender geschichtlicher Wahrheit der verherrlichende Schimmer, welchen das verehrend liebende Herz des Jugendfreundes um das Haupt seines Helden ergiefst, leicht von selbst sich in Abzug bringt. Hierauf die, Schiller's Aufenthalt in der Carlsacademie und seine nachherigen Stuttgarter Verhältnisse betreffenden Mittheilungen seines Mitzöglings, des Generals von Scharffenstein, Umrisse mit militärischem Scharfblick und mit Humor gezeichnet; endlich über die Jenaische Periode die sinnigen Beobachtungen und charakteristischen Anekdoten von Göriz. Durch diese neueröffneten Quellen war das früher erschienene Sammelwerk von Döring über Schiller's Leben unzulänglich geworden, und da in der Auffassung und dem Verständnifs der Werke eines solchen Geistes ohnehin kein vorhergehendes Jahrzehend dem folgenden Genüge thun kann, so war die Ausarbeitung neuer umfassender Werke über Schiller's Leben und Dichtungen nahe gelegt, dergleichen hier zwei unserer Beurtheilung vorliegen.

Plan und Anlage beider Werke ist übrigens verschieden. Hoffmeister verfährt nach der Zeitordnung, Hinrichs nach der Sachordnung; ersterem dient das Leben Schiller's, mit seinen wechselnden Verhältnissen, seinen Wendepunkten und Abschnitten, als Faden, an den er die Werke des Dichters in ihrer Aufeinanderfolge aufreiht: letzterer gebraucht die verschiedenen Classen der Schiller'schen Dichtungen als ein Fachwerk, in welchem er an Ort und Stelle auch die jedesmal zur Erläuterung dienlichen Notizen aus dem Leben des Dichters unterbringt. Und jeder von beiden Verfassern hält nicht nur, wie natürlich, seine Methode für wahr überhaupt, sondern für die wahre ausschliefslich, welcher gegenüber die des andern für falsch und irreführend ausdrücklich erklärt wird. Hoffmeister will „Schiller's Gedichte wie seine historischen und philosophisch-ästhetischen Schriften in ihrem inneren Zusammenhange darstellen, und als Erzeugnisse aus dem Entwickelungsgange seines Lebens hervortreten lassen. Die würdigste Erläuterung eines schriftlichen Documents besteht nach ihm darin, dafs man dasselbe auf die zusammenwirkende äufsere Lage und innere Geistesbeschaffenheit seines Urhebers zurückführt. Hierdurch — bemerkt er — treten alle Geisteserzeugnisse mit dem Innern, dessen Aeufserung sie sind, in ihre naturgemäfse Verbindung, und nur durch diese Methode können wir vor der, wie es scheint unerschöpflichen, Manier verwahrt bleiben, eines Genius Dicht- und Denkweise durch unsre Träume zu erklären und seinen

*) Dafs diefs, was höchstens als Zusatz nachstehen konnte, als Haupttitel voransteht, ist eine Zudringlichkeit der Verlagshandlung, welche der Verf. nicht hätte dulden sollen.

Reichthum auf unsre Armuth zu reduciren, was in unsern Tagen Manche (man sieht, der Verf. von No. 1. zielt vornehmlich auf frühere Arbeiten des Verfs. von No. 2.) besonders an Goethe verschuldet haben. Statt den Dichter zu erklären, legen sie bei Gelegenheit des Dichters sich selbst aus" (Hoffmeister, Vorrede S. VII f.). Dagegen urtheilt Hinrichs, das Princip, nach dem die Darstellung in der Hoffmeister'schen Schrift geordnet ist — die Aeufserlichkeit der Zeit und der Subjectivität des Dichters — sei nicht geeignet, zum Begriff des Inhalts der Schiller'schen Poesie zu führen. Schon der Titel der Schrift deute das blos subjective Interesse an. Das Subject des Dichters werde allein zur Grundlage und zum eigentlichen Centrum gemacht, defshalb müsse Alles auf dasselbe bezogen werden, Alles einen subjectiven Ursprung nehmen. „Schiller hat ja die Gedichte gemacht, die in diesem Sinne ebensowohl blofse Machwerke sein können, als wahre Kunstwerke. Die ganze Betrachtung ist mehr nur biographisch, literarhistorisch, notizenmäfsig, als eine innere Entwickelung und Erkenntnifs der Sache, ist die literarisch ganz gewöhnliche, nach der es im Poetischen weniger auf die tiefere innere Wahrheit ankommt, wie Schiller sie fordert, als auf die blos äufsere, historische Wahrheit oder vielmehr Richtigkeit" (2ter Theil, 1ste Abth., Einleitung, S. LXV ff.).

Ungerechnet noch die Ungereimtheit des Ausdrucks, dafs es nach einer solchen Betrachtungsweise im Poetischen auf historische Wahrheit ankomme, ist dieser ganze Tadel, so weit er die allgemeine Anlage des Hoffmeisterschen Buches treffen soll, unbegründet. Dem Tadler schwebten philosophisch-kritische Werke über Dichter vor, wie etwa Rötscher eins über den Aristophanes geliefert hat. Hier geht der Verf. nicht biographisch zu Werke, sondern er zerfällt das athenische Leben in die verschiedenen Seiten, welche sein damaliger Zerfall der komischen Geissel des patriotischen Dichters darbot, und fügt bei jeder solchen Seite die Analyse der betreffenden Komödien ein. Dieses Verfahren kann bei dem alten Dichter vollkommen zweckmäfsig, und doch bei dem neueren ungeeignet sein, aus zwei Gründen. Bei den meisten alten Schriftstellern ist uns die biographische Anordnung und Erläuterung ihrer Werke einfach dadurch verboten, dafs wir von ihren Lebensumständen nichts Genaueres wissen: so gerade bei Aristophanes. Zweitens aber und hauptsächlich sind von vielen jener Schriftsteller, und so namentlich wieder von dem beispielsweise angeführten, durch den auflösenden und läuternden Zeitenstrom diejenigen Arbeiten weggenommen worden, welche, in jugendlichen Entwickelungsperioden entstanden, unreife Bestandtheile in sich trugen, und nur die gediegenen Erzeugnisse der reifen Kraft und vollendeten Entwicklung übrig gelassen. Dagegen haben wir in der Reihe von Schiller's Productionen deutlich den werdenden, fortschreitenden, allmählig sich entfaltenden Dichter vor uns, der in dieser Succession seines Werdens aufgefafst sein will, und es um so eher auch kann, je ergiebiger nach und nach die Quellen über den äufseren Gang seines Lebens fliefsen. Das Fortgehen am biographischen Faden ist für den Erläuterer der Schiller'schen Dichtungen so unumgänglich, als — um ein, dem Verf. von No. 2. besonders naheliegendes Beispiel zu wählen, — für einen Geschichtschreiber der neueren Philosophie, der die verschiedenen Schelling'schen Schriften in seiner Darstellung beleuchten wollte. „Ich mufste — sagt Hinrichs — die Schiller'schen Dichtungen, wenn ich sie im Zeugnifs des Geistes und der Freiheit darstellen wollte, betrachten, wie sie innerlich, nicht wie sie äufserlich aufeinander folgen" (II, 1, S. LXIX). Die Voraussetzung hiebei ist also, dafs beide Arten der Aufeinanderfolge öfters von einander abweichen. Diefs ist mit der Beschränkung wohl einzuräumen, dafs innerhalb Einer und derselben Entwicklungsperiode eines Dichters innerlich zusammengehörige und sich ergänzende Dichtungen durch Zwischenarbeiten unterbrochen sein können. Wenn nun aber Hinrichs in seinem Buche (I, S. 281) die Romanze: Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg, gedichtet im Jahre 1782, im rohesten Bürger-Schubartschen Tone (sie fängt gleich an: Ihr, ihr, dort aufsen in der Welt, die Nasen eingespannt), in Eine Reihe stellt mit dem Kampf mit dem Drachen (1789) und dem Grafen von Habsburg (1803), zwei Arbeiten aus der Zeit der vollkommenen künstlerischen Reife des Dichters: so fällt das Unangemessene einer solchen Anordnung Jedem in die Augen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs.*

(Fortsetzung.)

Der Grund, warum bei diesen Gedichten der innere Zusammenhang eine so grelle Abweichung von der äufsern Aufeinanderfolge erheischen soll, ist der, dafs alle drei Gedichte die Selbstbeherrschung zur Darstellung bringen. Also das Innere, das Wesen einer Dichtung ist nur das, *was* sie zur Darstellung bringt, ihr Stoff; wogegen die Art und Weise, *wie* dieser dargestellt wird, die Form, das Unwesentliche ist: eine materialistische Ansicht von der Poesie, von welcher wir eben durch Schiller und Goethe befreit sein sollten, und nicht viel besser als jene moralische, welche bei einem Gedichte vor Allem darnach fragt, was es predige, und welche auch von Hrn. Hinrichs selbst verworfen wird.

Näher unterscheidet nun Hoffmeister in Schiller's Geistesentwicklung und schriftstellerischer Laufbahn drei Perioden: 1) die der jugendlichen Naturpoesie, von den frühesten Gedichten an bis zur Vollendung des Don Carlos, oder von 1776—1786; 2) die Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung und Läuterung, Schiller's historische und philosophisch-ästhetische Arbeiten, nebst einzelnen dichterischen Versuchen, umfassend, bis zu den Horen, 1794; endlich 3) die Periode der gereiften Kunstpoesie, in welcher der Dichter seine eigentlich classischen und unsterblichen Werke schuf. Gegen diese Eintheilung und Bezeichnung hat Hinrichs Verschiedenes einzuwenden. Die Benennung der ersten Periode als Naturpoesie soll nicht recht passen, da bei Schiller niemals die Natur, sondern immer der Geist, wenn auch anfänglich noch in natürlicher Form, das Pathos sei (II, 1, S. 151). Allein das ist Wortstreit; da ja die Bezeichnung der übrigen Perioden bei Hoffmeister jenem Ausdrucke für die erste unverkennbar den Sinn ertheilt, dafs sich in derselben der natürliche Mensch des Dichters, noch nicht der aus der Kunst wiedergeborene, ausgesprochen habe, welches unwiedergeborene Wesen sich sowohl formell in der rohen ungebärdigen Kraft der Darstellung, als auch am Inhalte dadurch an den Tag legte, dafs die Selbstständigkeit des subjectiven Geistes als unmittelbaren, noch nicht mit der objectiven Vernünftigkeit der Wirklichkeit und des Weltlaufs vermittelten, das Pathos war. Weiter wird an der Hoffmeister'schen Behandlung des Gegenstandes ausgesetzt, dafs in ihr bald das Lyrische vom Dramatischen, bald das Dramatische vom Lyrischen unterbrochen sei, was die Stetigkeit der Behandlung störe, welche jede Dichtung, besonders das Drama, erfordere (a. a. O. S. LXIX f.). Im Widerspruch mit dem vorhin bemerklich gemachten vorwiegend stoffartigen Interesse ist nun hier umgekehrt auf die Form so sehr das entscheidende Gewicht gelegt, dafs die Erläuterung der Gedichte der einen Form nicht durch die Beleuchtung von Gedichten einer andern Form unterbrochen werden soll. Näher freilich ist die Form hier beidemale in verschiedener Bedeutung genommen: nämlich zusammenbindend für die Darstellung soll die Form in der Bedeutung sein, in welcher sie die Classenunterschiede der verschiedenen Dichtungsarten bestimmt, so dafs von einem Dichter zuerst etwa sämmtliche lyrische Gedichte in Einer Reihe, dann ebenso ununterbrochen alle dramatischen, hierauf wieder alle prosaischen Arbeiten erläutert werden sollen; keine Rücksicht dagegen wäre auf die Form in dem Sinne zu nehmen, in welchem sie die Art und Stufe künstlerischer Ausbildung innerhalb derselben Classe bezeichnet. Allein gerade umgekehrt wird,

wie das Uebersehen des letzteren Unterschiedes an dem oben beigebrachten Beispiel sich als ungeeignet erwiesen hat, so die Ueberschreitung der ersteren Schranke sich nicht selten als Bedürfniss zeigen; wie z. B. manche Gedichte der Anthologie in Verbindung mit den Räubern, das spätere Gedicht, die Künstler, im Zusammenhang mit mehreren prosaischen Aufsätzen der zweiten Periode, begriffen sein wollen; wie denn auch der Verf. von No. 2. bei Gelegenheit des Gedichtes: die Resignation, nicht umhin kann, an die philosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael zu erinnern (I, S. 23). Will man der verschiedenen Form wegen dergleichen Arbeiten getrennt betrachten, so sind Wiederholungen unvermeidlich. Diesen entgeht Hr. Hinrichs nicht, wenn er als Einleitung zum ersten Bande seines Werkes von Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander, zum zweiten Bande aber von Schiller als dramatischem Dichter und seinem Verhältnifs zur deutschen Literatur überhaupt handelt. Und welche Logik überdiess in der Unterscheidung dieser beiden Einleitungen! Ebenso unordentlich treten bei der Einrichtung des Hinrichs'schen Buches die Notizen aus Schiller's Leben auf. Hier ein Stück und dort ein Stück, und in der Regel in ihrer historischen Aeusserlichkeit grell abstehend von der übrigen nur auf Ideen Jagd machenden Exposition. Zwar rühmt sich der Verf. nicht mit Unrecht, manche geschichtliche Notiz, die sein Vorgänger übergangen, nachgetragen zu haben (II, 1, S. LXVI): allein wer sucht denn in einer philosophischen Erläuterung von Schiller's Dichtungen eine Geschichte von Karthago (I, S. 152)? oder was soll zum Verständniss des Liedes von der Glocke die aus Falk bekannte Erzählung von Kotzebue's Ständereien in Weimar (ebendas. S. 78 ff.) beitragen? oder wozu soll gar bei Gelegenheit des Gedichts: Archimedes und sein Schüler, die Notiz, dass Schiller darin ursprünglich der Stadt Syrakus mit der Quantität – ⏑⏑ erwähnt gehabt habe? (S. 130). An sich verdienstlich wäre bei Hinrichs die häufigere Rücksichtnahme auf die Urtheile berühmter Zeitgenossen, namentlich Goethe's, Humboldt's u. A., über die Schiller'schen Werke; aber fast nirgends sind diese in eine Reihe gestellt, aus welcher sich das richtige Urtheil dialektisch entwickelte: vielmehr werden sie meistens aggregatmäfsig zusammengehäuft, und zur eigenen Ansicht des Verfs. entweder gar nicht, oder nur nothdürftig, in ein Verhältniss gesetzt; überdiess sind manche nichtssagende unnöthigerweise aufgenommen; denn was haben wir davon, wenn wir erfahren, dass Goethe ein Schiller'sches Gedicht allerliebst gefunden, und auch der Coadjutor von Dalberg ihm darüber ein Compliment gemacht habe?

Doch, so gewiss auch die von Hoffmeister gewählte Methode im Allgemeinen die richtige ist: so auffallend ist doch, wie er sie für eine neue halten und ausgeben kann (I, S. V der Vorr.). Um ferner liegender Arbeiten zu geschweigen, so ist ganz dieselbe Methode wenige Jahre früher auf einen andern grossen Dichter der Deutschen angewandt worden in Spazier's Schrift über Jean Paul. Ganz ebenso wie Hoffmeister sucht Spazier aus dem wechselnden Zusammenwirken innerer Entfaltung und äusserer Schicksale in Richter's Leben die Entstehung seiner Dichtungen zu begreifen, zu welchen er einen fortlaufenden ausführlichen Commentar liefert. Und Ref. muss urtheilen, dass Spazier in dieser Methode für Jean Paul mehr geleistet hat, als Hoffmeister für Schiller. Und zwar nicht blos in Folge des äusseren Vortheils eines genauen persönlichen Verhältnisses zu dem Helden seiner Darstellung, sondern hauptsächlich vermöge eines verwandteren, poetischeren Sinnes. Denn erstaunlich prosaisch ist Hoffmeister bei allen seinen übrigen Verdiensten doch, und deshalb die Farbe seines Buches im Ganzen matt, eine wahre Wasserfarbe. Auch in den Inhalt seiner Schrift dringt diese Philisterhaftigkeit auf unangenehme Weise ein, als triviales, hausbackenes Räsonnement, das bei jeder Gelegenheit zum Besten gegeben wird. Der Verf. entschuldigt die Weitläuftigkeit seines Werkes, das auf 4 solcher Abtheilungen, wie jetzt 2 uns vorliegen, angelegt ist, mit der Gröfse seines Stoffes, der Mannichfaltigkeit, Tiefe und Reichhaltigkeit der Schiller'schen Werke. Aber nicht sowohl diese ist es, als vielmehr die Breite und Weitschweifigkeit seines eigenen Denkens und Redens, was sein Buch so anschwellt. So, nachdem er Schiller's Flucht aus Stuttgart erzählt hat, fügt er unter Anderem die Tirade hinzu: „Blicket auf unsern hülflosen Flüchtling, ihr Edeln unter den Bedrängten, und eure thatkräftige Ueberzeugungstreue beglücke euch mit der Gewifsheit, dass ihr nicht umsonst leidet und duldet!" (I, S. 149). Müssen einem hiebei nicht die „breiten Bettelsuppen" einfallen, die freilich „ein grofs Publicum" haben? Noch mehr; bei Gelegenheit von

Schiller's Verlobung mit seiner nachmaligen Gattin lesen wir: „Ein solcher Mann, welcher eine Welt von Gedanken, Anschauungen und Gesinnungen mitbringt, mufs er nicht auch bei einem kargen Lebensglück einer hochsinnigen Jungfrau unendlich willkommener sein, als ein Bewerber, der um ihre Gunst nur mit leerer Hochgeburt und feigem (?) Reichthum buhlte, und würde sie nicht lieber mit ihm sein Unglück theilen wollen, als dafs sie sich einem freudeleeren Scheine des Glücks zum Opfer brächte?" (2, S, 145). Man könnte ja glauben, der Vf. gehe selbst auf Freiersfüfsen; oder ernstlich: auf welcher Bildungsstufe denkt sich denn derselbe seine Leser, wenn er mit solchen Bemerkungen ihnen interessant zu sein meint? — Indessen, wie bei Hoffmeister an Trivialitäten des gesunden Menschenverstandes, so fehlt es bei Hinrichs an philosophischen nicht, die sich in diesem Gewande nur um so seltsamer ausnehmen. Zum Liede von der Glocke, wo die Arbeit an derselben ihren Anfang nimmt, wird bemerkt: „Es ist mit Allem nicht anders. Was in's Dasein treten und zum Bewufstsein kommen soll, mufs einen Anfang nehmen. Auch der Mensch nimmt in der Welt einen Anfang" u. s. f. (I, S. 70). Warum entlehnt der Verf. nicht auch zur Erläuterung des Verses. „Die Jahre fliehen pfeilgeschwind," jene Sentenz aus dem Zerbino: „Ich weifs aus meinen bisherigen Erfahrungen, dafs die Zeit die Eigenschaft hat, dafs sie vergeht?" Eins wäre so neu wie das Andere. Doch die metaphysische Trivialität der Hinrichs'schen Erläuterungen sinkt nicht selten auch wieder zur gemeinverständigen herunter, wo sie dann mit der Hoffmeister'schen auf gleicher Linie steht. In Bezug auf Pompeji und Herculanum fragt der Dichter in den so überschriebenen Distichen:

— — — es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?

„Darum — antwortet Hr. Hinrichs — weil das Leben entschwunden ist; sie müssen ausbleiben" (1, S. 156). Wirklich, diese Erläuterung war erforderlich; von selbst hätten wir ja des Dichters Frage nicht zu beantworten gewufst. Ein andermal, wo Schiller in das Folio-Stammbuch eines Kunstfreundes scherzend schreibt:

Wie, fürchtest du denn nicht, ich mufs dich ernstlich fragen,
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

erläutert unser Philosoph: „Erstlich sind Stammbuchfreunde nicht alle wirkliche Freunde, und alsdann sind Kunstfreunde öfters nur so lange Freunde, als sie in ihrer Liebe zu Kunstsachen nicht in Collision kommen" (1, S. 170). Es ist unbegreiflich, wie der Verf. nur dazu kommen konnte, diesem unbedeutenden Stammbuchsreim eine eigne Betrachtung zu widmen.

Gehen wir jetzt in's Einzelne, so können wir, um die Leistungen beider Verfasser zu vergleichen, mit Hinrichs Schiller's lyrische Gedichte von seinen Dramen unterscheiden. Derselbe umfafst im ersten Bande seiner Schrift bereits sämmtliche lyrischen Gedichte Schiller's: wogegen Hoffmeister bis jetzt nur diejenigen erläutert hat, welche vor die durch die Horen und Wallenstein bezeichnete Epoche fallen. Seiner Methode getreu weist Hoffmeister bei den frühesten Gedichten nach, wie sie theils mit Schiller's polemischer Stimmung gegen die Wirklichkeit, theils mit der damaligen Klopstockschen Ueberschwänglichkeit seines Fühlens und Phantasirens in Betreff der Liebe u. dgl. zusammenhängen (1, S. 107 ff.); ebenso später die Resignation mit der in sein Denken eingebrochenen Skepsis (S. 284); das Lied an die Freude mit dem Philanthropismus und Kosmopolitismus seines Posa (S. 274 ff.); die Künstler mit der Ausbildung seiner Ansichten über die culturgeschichtliche Bedeutung der Kunst (2, S. 90 ff.).

Ganz anders Hinrichs. Die Anordnung nach der Zeitfolge weist er, als eine äufserliche, von der Hand. Ebensowenig aber will er die Gedichte einer blofsen Aehnlichkeit zu lieb zusammenstellen, oder nach Gutdünken und Willkür schematisiren; sondern die Ordnung, in welcher sie betrachtet werden, soll die Entwicklung ihrer Gedankentiefe sein, wobei auch die künstlerische Form weniger in Betracht kommen dürfe. Das Grundprincip der Schiller'schen Lyrik, wie seiner Poësie überhaupt, sei die Freiheit des Geistes und deren Verwirklichung, welche von Liebe und Freundschaft durch Zweifel und Resignation zum Kunstideal und zum Wissen, praktisch zu Gehorsam und Demuth fortschreite (I, S. XLVI f.). Unter die Rubriken: Liebe; Zweifel und Resignation; Wehmuth; weibliche Natur; Ideal und Kunst; Wissen; Nemesis; Liebe und Treue; Demuth — sind daher sämmtliche lyrische Dichtungen Schiller's als in ein Fachwerk eingetheilt. Dafs es hiebei nicht ohne Gewaltsamkeit abgehen konnte, versteht sich, wie bei jedem Schematismus dieser Art, von selbst. So wird unter die Rubrik: Wehmuth, das

Eleusische Fest gestellt (S. 41), das durchaus von der Freude über die Humanisirung des Menschengeschlechtes durch Ackerbau und Geselligkeit durchdrungen ist. Ebenso unpassend ist dieselbe Rubrik für den Spaziergang (S. 59 ff.) und das Lied von der Glocke (S. 67 ff.), welche, weit entfernt, einer einzelnen Empfindung zum Ausdruck zu dienen, umfassende objective Bilder der Welt und des Lebens sind. Ferner, wie kommen die Gedichte: Karthago, Odysseus, die unüberwindliche Flotte (S. 151 ff.), unter die Rubrik: Wissen? Darum, erwiedert der Hr. Verf., weil die unmittelbarste poetische Form für ein einzelnes Wissen oder einen Gedanken, das Epigramm ist; jene Gedichte aber sind Epigramme. Mithin ist hier ganz gegen die sonstige Praxis auf einmal die Form zum Eintheilungsgrunde gemacht; der Uebergang von der einen Manier in die andere S. 147 nimmt sich auch komisch genug aus.

Doch das Hauptaugenmerk des Verfs. ist nunmehr innerhalb der einzelnen Abtheilungen einen inneren Zusammenhang und dialektischen Fortgang von einem Gedichte zum andern nachzuweisen; es soll in einer Art von Phänomenologie des Schiller'schen Dichtergeistes gezeigt werden, wie immer ein Gedicht das andere mit immanenter Nothwendigkeit hervorgerufen habe. Diefs wird folgendermafsen bewerkstelligt. Unter der Rubrik: Zweifel und Resignation, steht unter andern Gedichten der Kampf, der Neigung und der Pflicht nämlich; hierauf unter derselben Rubrik das bekannte Gedicht: die Schlacht. Nun wird der Uebergang so vermittelt: „Nicht nur der einzelne Mensch kommt mit sich in Kampf und Widerstreit, sondern selbst ganze Völker mit sich selbst und unter einander. Es ist alsdann sittliche Pflicht des Menschen, auf Alles zu resigniren, selbst auf das Leben, und für die Ehre und Selbstständigkeit seines Volkes mit Freuden in die Schlacht zu gehen" (I, S. 32). Als ob diese Resignation der Grundgedanke des Gedichtes wäre; dessen poetische Eigenthümlichkeit, nach welcher es auch betrachtet und rubricirt sein will, vielmehr in der Malerei oder darin besteht, dafs es wie ein lebendiges Tableau den Verlauf einer Schlacht nach seinen auf einander folgenden Momenten vor uns abrollt. Hierauf, indem ja die Kämpfer der Schlacht für das Vaterland gefallen sind, so wird durch die Reflexion, wie beklagenswerth es sei, nicht im Vaterlande leben zu dürfen, das Gedicht: der Flüchtling, angereiht, und an dieses wieder durch die weitere Ueberlegung, wie kein Mensch immer schwermüthig sein und bleiben könne, sondern dasselbe Gemüth, wie von Unlust und Leid, so auch von Lust und Freude bewegt werde, das Lied an die Freude (S. 33). Später, unter der Rubrik: Wehmuth, war aus Gelegenheit des Eleusischen Festes von der Staatenbildung die Rede gewesen; nun heifst es weiter: „Nachdem es zur Politie gekommen, geht das Volk nach aufsen. Es mufs, was es innerlich ist, auch durch die That beweisen. Diefs kann es nur andern Völkern gegenüber, mit welchen es defshalb in Kampf geräth. Der erste grofse Kampf der Griechen war der Kampf mit den Troern." Nun wird gemeldet, dafs einer der Hauptheiden in Troja Hektor gewesen, der „immer aufs Neue in die Feldschlacht habe hinausstürmen, und von seiner Andromache Abschied nehmen müssen" — und so wird sofort von dem Gedicht: Hektor's Abschied, die Rede (S. 44), das als Gedicht betrachtet mit dem Eleusischen Feste von ferne nichts zu schaffen hat, und vielmehr sammt dem Duett zwischen Brutus und Cäsar, mit welchem es in die Räuber aufgenommen ist, in die frühste Periode plutarchisch-ritterlicher Sentimentalität gehört. Doch noch bunter ist folgende Uebergangsdialektik. Es war von dem kleinen Gedichte: Ilias, die Rede, worin Schiller der möglichen Mehrheit von Vätern oder Dichtern die Einheit der Mutter des unsterblichen Dichterwerkes, der Natur, entgegenstellt. Nachdem hiezu Hr. Hinrichs die merkwürdige Notiz gefügt, wie früher der Philosoph Wolf den Leibniz auseinandergezerrt habe, so habe später der Philologe Wolff den Homer zerrissen, — geht er durch die jenem Gedichte durchaus fremde Bemerkung, dafs zum Gesange lebendige Wechselwirkung gehöre, zu dem Gedichte: die Sänger der Vorwelt, über, welchen der Vortheil nachgerühmt wird, dafs sie ihre Lieder den begeisterten Zeitgenossen vorgesungen haben. „Der Sänger, heifst es hierauf, ist gottbegeistert. Aber wenn er auch des Gottes voll ist, so ist er doch selbst kein Gott. Dazu gehört ein Herkules." Damit ist das Gedicht: Zeus zu Herkules, eingeleitet, dessen Inhalt ist, dafs Herkules seiner eigenen Kraft die Vergötterung verdanke.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs.*

(Fortsetzung.)

„Es ist ein Zeichen göttlicher Abkunft — fährt nun der Verf. weiter fort — dafs der Mensch sich selbst zu Allem machen mufs und kann. Von Natur hat er blos das Leben. Darum war Rousseau (Ueberschrift eines bekannten Schiller'schen Gedichtes) kein Herkules, indem er die Menschen wieder zur Natur zurückführen wollte" (I, S. 168). Aber Hr. Hinrichs ist ein Herkules oder Simson, er bindet die Gedichte, wenn sie nicht gutwillig zusammengehen wollen, bei den Schwänzen zusammen, die er in speculativen Brand steckt, und in die Felder der Philister, d. h. Kantianer und gesunden Verstandes-Menschen, laufen läfst.

Bemerkenswerth ist hiebei zugleich, dafs dasjenige, was der Dichter an Rousseau preist, sein Versuch, aus Christen Menschen zu werben, von dem Erläuterer vielmehr getadelt, und die Verfolgung, worüber jener zürnt, von diesem als eitle Einbildung Rousseau's dargestellt wird. So verhält sich die Erläuterung zum Gedichte wie die Faust zum Auge; das bekannte Urtheil Hegel's über Rousseau hat der getreue Schüler nicht einmal so lange vergessen können, um einen Augenblick auf den ganz entgegengesetzten Standpunkt Schiller's sich zu versetzen. Der gleiche Uebelstand, die Verrückung des richtigen Gesichtspunkts für die Auffassung der Schiller'schen Gedichte durch abweichende philosophische Ansichten oder fix gewordene Schultraditionen, kehrt in dem Buche von Hinrichs immer wieder. So sind in dem bekannten Schiller'schen Gedichte: die Resignation, Glaube oder Hoffnung und Genufs als sich ausschliefsend in der Art dargestellt, dafs der künftige Genufs, welchen der Glaube sich verspreche, ein leeres Scheinbild, und vielmehr die in der Empfindung oder Einbildung des Glaubens selbst liegende Befriedigung bereits das ganze Glücksloos dessen sei, der den Glauben zu seinem Theil erwähle, der aber eben defswegen ein Betrogener sei, wenn er um solchen imaginären Glückes willen die reellen Genüsse dieses Lebens zum Opfer bringe. Statt in diesen Gedankengang einzugehen, spricht Hr. Hinrichs ganz conträr davon, dafs der Genufs keinen Frieden gebe, und der Glaube das einzig wahre Gut sei. Das Mangelhafte desselben findet er nicht mit Schiller darin, dafs ihm keine Realität entspreche, sondern darin, dafs er ein „zugewogen Glück", das heifse, etwas dem Menschen gegebenes, nicht zugleich selbst producirtes, kurz, dafs er nicht Wissen sei! O über die Brillen des Systems! Der unschuldige Ausdruck: „Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück," hiefs bei Schiller nicht mehr noch weniger als: dein beschieden Theil, das in Folge deiner eigenen Wahl dir gefallene Loos. Weit richtiger erläutert Hoffmeister den Inhalt dieses Gedichts (I, S. 284 f.); aber freilich nur um in Betreff der Form eben so weit fehlzuschiefsen, indem er dasselbe, sammt dem Lied an die Freude und der Freigeisterei aus Leidenschaft, zu den vorzüglichsten Gedichten Schiller's rechnet, und sie den meisten Gedichten der dritten Periode vorzuziehen geneigt ist. Dafs sie in hohem Grade ergreifend sind, ist gewifs; aber dafs in ihnen Denken und Fühlen in Eins aufgingen, wie Hoffmeister rühmt, dazu fehlt viel, da vielmehr der Gedanke in denselben sich noch in ein aufgedunsenes Geschleppe rednerischer Bilder hüllt, deren Abwesenheit in den späteren Gedichten nur einem irrenden Geschmacke als mindere Frische erscheinen kann. — Ein ähnliches Mifsverhältnifs der Ansichten des Dichters und seines Erläuterers tritt im Hinrichsschen Buche bei dem Ge-

dichte: die Götter Griechenlands, ein. Kaum hat der Dichter das unmuthsvolle Wort gesprochen:

Einen zu bereichern unter Allen
Mufste diese Götterwelt vergeh'n —

so kann sich der Philosoph nicht länger enthalten, ihm die Belehrung zu ertheilen, dafs das mit Recht so geschehen sei. Denn der griechische Gott sei zwar der Gott der Schönheit, noch nicht aber der Gott der Wahrheit gewesen u. s. f. Endlich leitet er den Schlufsvers:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Mufs im Leben untergehn —

durch die Bemerkung ein, wie unterzugehen gar kein Unglück sei (I, S. 24 ff.): während Hoffmeister weit zweckmäfsiger darauf aufmerksam macht, dafs dieser versöhnende Schlufs zu der Herbheit des übrigen Gedichtes nicht passe, wie er denn wirklich auch erst später von dem auf Wegräumung alles Anstöfsigen bedachten Dichter an die Stelle ganz anderer, höchst bitterer Verse gesetzt worden sei (2, S. 88).

Die Schiller'schen Balladen werden von Hinrichs nicht dieser eigenthümlichen Form wegen von den übrigen lyrischen Gedichten abgesondert, sondern weil auch ihr Inhalt ein von dem der übrigen verschiedener sein soll. Nämlich erstlich die Nemesis; zweitens Liebe und Treue; drittens Demuth. Warum hiebei der Taucher und der Gang nach dem Eisenhammer unter die Kategorie von Liebe und Treue, und nicht vielmehr von Nemesis gestellt sind (man denke im Taucher an die Worte: Und der Mensch versuche die Götter nicht), ist nicht einzusehen; oder vielmehr es wird klar, wie dergleichen von einer Seite des Stoffes abgezogene Begriffe für das Verständnifs eines solchen Gedichts nicht ausreichen. Nun aber unter der Rubrik Nemesis werden die drei Balladen: der Ring des Polykrates, die Kraniche des Jbykus und Hero und Leander in der Art in eine Reihe gestellt, dafs von einer zur andern ein innerer Fortschritt stattfinden soll. Aber schon den Grundgedanken der ersten Ballade hält der Verf. nicht sicher fest. Das einemal sagt er, Schiller habe aus Herodot die antike Vorstellung von dem Neide der Götter beibehalten (I, S. 224); und das ist das Richtige: ganz abgesehen von einer wirklichen sittlichen Schuld des Polykrates, als Unrecht bei Erlangung, oder Uebermuth im Besitze seiner Gewalt und seines Reichthums, ist schon der blofse Besitz eines vollkommenen, ungetrübten Glücks ein Widerspruch gegen die endliche Natur des Menschen und ein Eingriff in die Vorrechte der Götter, deren Neid dadurch erregt wird. Sogleich nachher sagt aber unser Verf. wieder, Schiller habe auf die Nemesis, auf eine wirkliche moralische Verschuldung des Königs, hingewiesen; dessen Glück habe keinen guten (sittlichen) Boden gehabt (Herodot melde ja, dafs er durch Gewalt gegen seine Brüder zur Herrschaft von Samos gelangt sei; was aber Schiller in seine Darstellung nicht aufnahm), und darum habe sein Gast Unglück geahnt: damit wäre also nicht einfach das ὄτιον φθονερὸν Grundidee der Ballade; zuletzt aber heifst es wieder, Amasis habe gewufst, dafs das Glück, schon weil es irdisch sei (also auch ohne Rücksicht auf sittliche Schuld) seine Gränzen habe. Welche verschiedenen Begriffe er hier untereinander mischt, kann der Verf. aus der Schrift von Vischer über das Erhabene und Komische ersehen, wo dieselben schärfer als gewöhnlich unterschieden sind. Nun aber der Uebergang zur folgenden Ballade. Den Wechsel von äufserm Glück und Unglück soll der Mensch nicht für wesentlich halten. „Das wahre Glück ist, wenn er nicht viel nach Glück und Unglück fragt, sondern des Gottes voll, überglücklich, selig ist, wie — Jbykus, der Götterfreund" (S. 226). Doch dieser Uebergang scheint dem Verf. selbst nicht zu genügen; wenigstens macht er alsbald noch einen zweiten. „In dem Ringe — sagt er — führte Uebermuth im Glück das Unglück herbei; die Nemesis erfolgte: die böse That blieb nicht unvergolten. Aber das Bewufstsein darüber war noch nicht erwacht; diefs findet sich erst in den Kranichen des Jbykus." Auch dieser Uebergang ist falsch: während in der ersteren Ballade die Nemesis als blofs metaphysische Macht, welche die Ueberschreitung der Gränzen des Endlichen rächt, dargestellt war, ist sie in der zweiten als sittliche Macht gefafst. Der fernere Uebergang zur dritten Ballade wird nun so vermittelt, dafs das böse Gewissen in den Kranichen des Jbykus sich zwar verrathe, aber erst in Hero und Leander sich auch bekenne (S. 235). Zwischen der rohen, blutigen Schuld jener Mörder also und der zweier Liebenden, die sich gegen den Willen der Eltern einander hingeben, wird kein Unterschied gemacht. Weil Hero das Herz ihres Vaters grausam gescholten, soll sie sich gegen die Pflichten der Pietät vergangen haben, was nicht ungestraft hingehen könne; ferner sei heimliche Liebe wider das Gewissen; diefs

erbenne Hero, wie sie den Leichnam ihres Geliebten erblicke; ihr Gewissen erwache, indem sie spreche:

Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich, ein.

„Die arme Hero! — ruft Hr. Hinrichs, — im Gefühl des Rechts und der sittlichen Bestimmtheit in der Liebe, und damit des Unrechts ihrer Empfindung und Neigung, giebt sie sich den Tod" (S. 237). Nichts kann verkehrter sein als diese Ansicht. Als ob wir mit dieser Ballade auf dem prosaischen Boden stünden, wo die geheime Verbindung der Liebenden Sünde ist, und nicht vielmehr auf dem poetischen, wo die Liebe eine Gottheit ist, welche andern Göttermächten gegenüber ihre Kraft versucht, und dadurch mit ihnen in Collision geräth. Planmäfsig hat daher der Dichter wiederholt die Obmacht der Liebe, selbst über die Götter, preisend hervorgehoben. Aber wenn die Liebe als solche selbst Götter bezwingt, so folgt noch nicht, dafs auch den von der Liebe beseelten Menschen ein Gleiches gelingen darf. Diefs meinen Hero und Leander; sie bieten dem Elemente Trotz, und fahren darin, ungeachtet der stillen Warnungen der zum Winter sich neigenden Natur, so fort, wie wenn der allgemeine Wechsel alles Endlichen um sie her sie und ihr Glück nicht anginge. Solches Nichtanerkennen seiner Macht kann der Gott, mit dem sie es zunächst zu thun haben, der Meergott, nicht länger dulden: die Sicheren macht er noch sicherer, um sie plötzlich hervorbrechend zu verderben. Diefs sind „die Rechte der ernsten Mächte," welche Hero sterbend anerkennt; wogegen der alltägliche moralische Sinn, welchen Hinrichs findet, dem Gedichte durchaus fremd ist.

Um mit dem Lyrischen fertig zu werden, da überdiefs Hoffmeister uns dadurch fast ganz aus dem Gesichte gerückt wird, soll schliefslich hier nur noch am Liede von der Glocke die Verkehrtheit des Hinrichsschen Verfahrens nachgewiesen werden. Durch dieses Gedicht geht ein einfaches Schema hindurch, indem nämlich an die aufeinanderfolgenden Verrichtungen bei'm Glockengusse theils durch Vergleichungen, theils durch die Reflexion auf die verschiedenen Fälle, bei welchen die Glocke gebraucht wird, ein Kreis von Bildern des menschlichen Lebens nach allen seinen Beziehungen geknüpft ist. Die Aufgabe des Erläuterers kann hiebei nur sein, erstlich, die einzelnen Uebergänge, die Brücken gleichsam nachzuweisen, durch welche sich der Dichter den Weg von dem bestimmten Geschäfte, von dem er ausgeht, zur Betrachtung des Menschenlebens bahnt; und zweitens auf die Ordnung aufmerksam zu machen, in welcher er die verschiedenen Gestalten und Kreise des Lebens vornimmt; eine Würdigung der Kunstform des Gedichtes im Ganzen und Einzelnen wäre das Dritte. Sehen wir, wie der Verf. diesen Forderungen nachgekommen ist. Was er einleitend bemerkt, dafs in dem in Rede stehenden Gedichte Töne es seien, welche die lyrische Betrachtung hervorrufen (S. 67), ist nur einer daran zu knüpfenden Bemerkung zu lieb gesagt, da nachher (S. 69) bemerkt wird, dafs an der Arbeit des Gusses der Glocke die Betrachtung des Lebens fortgehe. Gleichfalls zur Einleitung gibt der Verf. die Beschreibung eines mittelalterlichen Domes, in dessen Thurme die Glocken hängen; ganz unnöthig, da bei Schiller nirgends die Anschauung eines solchen Baues zu Grunde liegt, sondern Alles was er sagt, eben so gut auf die einfachste protestantische Kirche pafst. Mit der Bemerkung sofort, dafs im Dome nichts unmittelbar Natürliches mehr den Menschen umgebe, sondern lauter Gegenstände, die er verständig mit eigenen Händen geschaffen, leitet der Verf. die Verse ein:

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Dafs er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand —

— eine ganz irreführende Einleitung und Stellung, da die angeführten Verse sammt den vorangegangenen:

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort u. s. w.

ohne alle Rücksicht auf irgend ein Domgebäude, das hier immer nur dem Erläuterer vorschwebt, vielmehr zur Bevorwortung der abschweifenden Reflexionen dienen sollen, welche den Verfertigern der Glocke in den Mund gelegt sind. Den Uebergang sofort zum Lebensanfang des Menschen, welcher von der Glocke begrüfst wird, vermittelt unser Verf. so: „Der Mensch nimmt einen Anfang, natürlich und geistig. Defshalb tönt ihm die Glocke bei seiner Geburt, zum Zeichen, dafs er nicht blos natürlich geboren ist:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüfst sie das geliebte Kind" u. s. f. (S. 70).

Wieder falsch; wenn anders Schiller's Gedankengang und nicht ein fremder uns gegeben werden soll. Bei

jenem ist der Uebergang vielmehr der: der Meister verlangt, die Mischung müsse rein sein, damit die Glocke einen reinen und vollen Ton gebe, denn sie habe gleich bei der Geburt des Menschen freudig und hell zu tönen. Nachdem hierauf der Erläuterer dem Dichter zweimal widersprochen — zuerst wissentlich und absichtlich, indem er seiner Mahnung:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet u. s. f.

entgegenhält, die Liebe sei nicht so prosaisch, dafs sie gleich prüfte; hierauf aus Versehen, indem er statt des Schiller'schen Gegensatzes:

Der Mann mufs hinaus
In's feindliche Leben —
Doch drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau —

dem Manne das Hinausgehen in's Leben ausdrücklich verbietet, und ihn mit dem Weibe daheim bleiben läfst (S. 72) — nach diesem paraphrasirt der Verf. den Uebergang von dem Ziehen des Zapfens und Ausströmen der glühenden Masse zur Schilderung des Brandes weitläuftig, statt einfach den Punkt zu bezeichnen, auf welchem dieser Uebergang beruht, nämlich auf der unbändigen Natur des Feuerelementes, welche, wie bei'm Gusse der Glocke, so auch sonst im menschlichen Leben zu fürchten sei, namentlich als Ursache der Feuersbrunst, wobei die Glocke wieder ihre besondere Function habe. „Der Mensch wird — so führt der Verf. den Faden des Gedichtes weiter fort — schon von selbst, von Natur, dem Irdischen entrückt. Alsdann tönt wieder die Glocke schwer und bange vom Dome herab." Abermals ein falscher Uebergang. Bei Schiller macht er sich so, dafs vom Eingehen der Glockenmasse in die irdene Form, aus welcher sie seiner Zeit schön als blanke Glocke hervorgehen soll, auf den noch edleren Inhalt reflektirt wird, den wir, gleichfalls hoffend, dem Schoofse der Erde anvertrauen, — die gestorbenen Lieben, deren letzten Weg die Glocke mit dumpfen Schlägen begleitet. Mit der Vollendung der Arbeit an der Glocke, heifst es nun weiter, werde vom Leben des Einzelnen zum Staats- und Weltleben übergegangen. „Wenn der einzelne Mensch stirbt, so geht darum die Welt ihren Gang fort." — Abermals falsch. Bei'm Dichter macht sich der Uebergang diefsmal wie zufällig. Bis die Glocke sich verkühlt haben wird, gibt der Meister den Gesellen Feierabend, und diefs ruft Abendbilder, Rückkehr von Menschen und Vieh in Häuser und Ställe, in ihm hervor. Es wird Nacht; doch auch bei Nacht ist der Bürger sicher, weil das Auge des Gesetzes wacht. So kommt der Dichter auf den Staat und seine segensreiche Ordnung, und auf das Ineinandergreifen fleifsiger Hände innerhalb desselben. Unser Verf. seinerseits ergreift diese willkommene Veranlassung, in Hegel'scher Weise über den Staat zu philosophiren. „Das Menschenleben im Staate ist ein geistiger Organismus. Alles ist in diesem Reiche gegenseitiger Rechte und Pflichten gesetzlich bestimmt. Aber um seiner Freiheit willen kann sich der Mensch dem Gesetze und der Ordnung entziehen, kann diese stören:

Weh, wenn sich in dem Schoofs der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft" u. s. f.

Aber will ich denn von einem Erläuterer von Schiller's Lied von der Glocke wissen, worin es metaphysisch oder anthropologisch seinen Grund hat, dafs es im Staate Revolutionen geben kann, und nicht vielmehr, wie Schiller in dem gedachten Liede diesen Gegenstand in den Kreis der Betrachtung einführt? Letzteres geschieht aber ganz abweichend von der Hinrichs'schen Ausführung so, dafs vom Preise der Ordnung und des Gewerbfleifses zum Wunsche fortdauernden Friedens übergegangen wird. Mittlerweile, nachdem er den rechten Zeitpunkt ersehen, läfst der Meister die Form der Glocke zerschlagen:

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!

eine Betrachtung, die sich von selbst zum Bilde einer Staatsumwälzung hergibt. Auch bei'm letzten Uebergange kann sich der Verf. nicht enthalten, von seinem Eigenen den Gegensatz revolutionärer Freiheit und Gleichheit und der religiösen Gleichheit vor Gott, welche die Glocke predigen solle, hereinzutragen; während Schiller den Schlufs durch die Vollendung der Glocke herbeiführt: diese wird nun ihrer Bestimmung übergeben, welche, neben ihrer religiösen Seite, im Rückblick auf die vorangegangene Schilderung des Bürgerkriegs besonders auch in der Stiftung und Erhaltung der Eintracht gesucht wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs.*

(Fortsetzung.)

Nach allem diesem ist nun über den ersten, die lyrischen Dichtungen Schiller's betreffenden Theil des Werkes von Hinrichs ein Endurtheil möglich. Es besteht kurz darin, dafs derselbe eigentlich den Titel haben sollte: Philosophische Gedanken, welche einem Hegelianer der strictes Observanz bei Lesung von Schiller's Gedichten durch den Kopf gehen können, nebst Lesefrüchten, einige historische Beziehungen gedachter Gedichte betreffend. — Was Hoffmeister bis jetzt über einzelne lyrische Dichtungen Schiller's gegeben hat, damit konnten wir, die gemachten Ausstellungen abgerechnet, besser zufrieden sein. — Wir gehen jetzt zur Prüfung dessen fort, was beide Verff. zur Erläuterung der Schiller'schen Dramen geben.

Der Abweichung ihres Planes ungeachtet haben beide bis jetzt die vier ersten Dramen, bis zum Don Carlos einschliefslich, bearbeitet. Denn mit der Zeitordnung, welcher Hoffmeister folgt, trifft hier, wie Hinrichs bemerkt (I, S. XLVII), die Sachordnung oder die innere Entwicklung des Gedankens zusammen. Nur das erlaubt sich der zuletzt genannte Verf. hier, der inneren Aufeinanderfolge wegen, den Fiesko nach Cabale und Liebe zu stellen, was streng genommen gegen die Zeitordnung, doch weil allerdings ein Theil des letzteren Drama's vor der Vollendung des ersteren gearbeitet wurde, von minderem Belange ist.

Beide Verff. gehen in Betrachtung der Schiller'schen Dramen von dem Goethe'schen Satze aus, dafs durch alle Dichtungen Schiller's und vornehmlich die dramatischen, die Idee der Freiheit als Princip hindurchgehe; wozu Hoffmeister noch bemerkt, dafs von dem Freiheitsprincip noch das der schönen Menschlichkeit bei Schiller unterschieden werden müsse (I, S. 50); was aber in dem wohlverstandenen Freiheitsbegriffe bereits enthalten ist: denn die Freiheit soll doch wohl eine menschliche, mithin müssen ihre Heroen schöne Menschennaturen sein. Ebenso glaubt Hinrichs gegen Hoffmeister noch bevorworten zu müssen, dafs die Freiheit bei Schiller nicht abstract auftrete, ihr Gegensatz gegen die Welt und Wirklichkeit kein bleibender, sondern nur Moment, Ausgangspunkt sei, von welchem schon in den ersten Stücken, aber in den folgenden immer mehr, der Einheit des subjectiven Geistes mit der objectiven Welt, der Erfüllung des Ideals mit der Wirklichkeit, zugeschritten werde (II, 1, S. LV. LXIII). Aber auch Hoffmeister nimmt diesen Gegensatz bei Schiller nicht als abstracten und bleibenden, sondern findet ihn in der Aufeinanderfolge der Schiller'schen Stücke immer mehr gelöst (vgl. z. B. 1, S. 182).

Die erste dramatische Schöpfung unseres Dichters, die Räuber, leitet Hoffmeister aus dem Druck ab, welcher in der Carlsschule auf seinem Geiste lastete. „Er mufste seinem lange verhaltenen Unmuthe Luft machen. Er hatte sich an seinen Verhältnissen wund gerieben. Durch philosophische Gedanken schien das gereizte Gefühl des Unmuths gegen den Druck der Verhältnisse gerechtfertigt, und eine particuläre Empfindung gewann hiedurch eine allgemeine Beziehung. Die Privaterbitterung wuchs bei ihm zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Welt, zu einem Universalhafs gegen das ganze Menschengeschlecht an. Denn das brachte sein idealer Hang mit sich, dafs sich alles Individuelle in ihm zum Allgemeinen und Höchsten steigerte" (I, S. 67 f.). Diese Ansicht von der Entstehung der Räuber bietet sich von selbst dar, und auch Goethe hat sie ausgesprochen. Aber Hinrichs meint, „in solcher Betrach-

tungsweise werde der wahre Kern des Schauspiels gar nicht berührt, ja nicht einmal geahnt" (II, 1, S. 46). Der Druck auf der Carlsschule sei nur die äufsere Veranlassung des Werkes gewesen; die innere Ursache, oder das erzeugende Princip sei der Geist gewesen, welcher im Processe seiner Befreiung gerade damals auf einem Punkte angelangt war, der sich in Schiller's Räubern poetisch gestaltete. „Dafs die blos äufsere, sinnliche Welt gegen die des Geistes und seiner Freiheit keine Wahrheit hat, liegt schon im Principe christlich romantischer Weltanschauung. Der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit kommt ursprünglich daher. Aber die höchste Abstraction des Gegensatzes machte sich erst im Verlaufe der Bildung nach dem siebenjährigen Kriege (?) geltend. Der nordamerikanische Freiheitskrieg gab die Losung, und regte auch die alte Welt auf. Alles schwärmte damals für die Freiheit, besonders die Jugend. Es fehlte nur noch der Jüngling, der dieser Idee Gestalt und Leben gab. Er blieb nicht aus dieser Jüngling; er traf es, der Zögling auf der Carlsschule. Er schuf in Carl Moor den Helden eben des Ideals der Freiheit, welches die Jugend in ihrem Herzen trug" (a. a. O. S. 39 ff.). — Diese Auseinandersetzung von Hinrichs ist die wesentliche Ergänzgung der Hoffmeister'schen; aber dafs darum in dieser die Wahrheit nicht berührt, nicht einmal geahnt wäre, diese Behauptung ist allzu ausschliefsend. Es ist im Grunde dasselbe, was Hoffmeister von der subjectiven, Hinrichs von der objectiven oder substanziellen Seite ansieht. Jener läfst das individuelle Gefühl des Dichters sich zu einer allgemeinen Weltvorstellung in ihm ausdehnen: dieser den allgemeinen Bruch des Geistes mit der Wirklichkeit sich in dem Zögling der Carlsschule zum poetischen Pathos zusammenfassen. Beides ist richtig.

„Die Räuber — sagt Hoffmeister — sind der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit, der ausgepreifste schmerzensvolle Laut des Unwillens einer starken Seele. Das ist die Hauptidee des Werks" (1, S. 69). Aber von dem Drucke gereizt, die übersprudelnde innere Kraft zu zügeln unfähig, schlägt der starke Geist, um sich zu befreien, den Weg offener Empörung ein. Um diesen Weg als einen verfehlten zu bezeichnen, und seinen Abscheu gegen jede Gewaltthat an den Tag zu legen, macht der Dichter seine Helden zu Räubern, von welchen der Beste selbst am Ende das Opfer seiner ausschweifenden Empfindung wird, und mit dem Bekenntnifs seiner Schuld in das Geleise der Gesetze zurücktritt. „Von der andern Seite sind aber die mannigfachen Mängel und Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes mit so grellen Farben gezeichnet, und die Hauptrolle auf dieser Seite einem solchen Nichtswürdigen übertragen, dafs uns auch in dieser bürgerlichen Ordnung nicht wohl wird. Die bestehende Weltlage hat ja das Ungeheuer dieser Räuberbande geboren, welches gegen seine Mutter sich auflehnt. Carl Moor und Kosinsky wenigstens rächen sich nur für das Unrecht, welches sie erlitten haben; sie werden durch den verdorbenen Weltzustand, wie durch ihr Schicksal zu ihren Verbrechen gedrängt, und führen auf ihre Weise das aufserhalb der Gesellschaft nur fort, was innerhalb derselben begonnen wurde. Es ist, als wenn uns die Fabel sagte: Einer so versunkenen bürgerlichen Welt ist sogar das Leben der Räuber und Mörder noch vorzuziehen! Denn in diese Banditenschaar hat der Dichter doch mehr sittliche Kraft, Aufopferung, Gröfse der Gesinnung und Güte des Herzens gelegt, als in den bestehenden Gesellschaftszustand, den sie bekämpfen. Aber das sind doch wieder nur einzelne Spuren des Sittlichen, welche unser verletztes Gefühl nicht zu beschwichtigen vermögen." Ebensowenig aber geschieht diefs durch den endlichen Sieg des bürgerlichen Gesetzes. Denn „dieses Gesetz selbst, welches in seiner eigenthümlichen Sphäre so schrecklich hintergangen wird, ist zu sehr in unsrer Achtung gesunken. Es sind überall lauter Dissonanzen, welche sich in keine volle Harmonie auflösen." (1, S. 71 f.).

Vergleichen wir damit die Erläuterung, welche Hinrichs von der Idee des Drama gibt. „Die Räuber sind ihm das furchtbare Schauspiel der moralischen Weltordnung, wornach das Gute nur in der Gesinnung des Menschen, in seinem Denken sein soll. Es herrscht darin der Wahnsinn des Eigendünkels, dafs nicht das Gute, sondern das Böse die siegende Macht in der Welt sei. Der Mensch ist in der Gewifsheit seiner selbst, was er sein soll, vernünftig und frei; nicht so die Welt, welche nicht ist, wie sie sein soll, anders ist. Als darum ihrem Begriffe und Zwecke nicht gemäfs, ist sie die schlechte Welt, welcher gegenüber der Mensch sich eine Welt denkt, wie sie sein soll. Der Mensch macht nun die Forderung, dafs die Welt anders würde; ja er selbst ist es, der sie umbilden mufs, weil er die Vernunft auf seiner Seite hat; es ist seine Pflicht, sie

nicht zu lassen, wie sie ist. So kommt er in Kampf mit der Welt, um der Vernunft und Ordnung willen. Die menschliche Freiheit in ihrer Abstraction der Welt gegenüber ist die Willkür, welche das Recht und die Ordnung in der Welt verletzt. Was sind nun die, welche nicht anders als im Kampfe mit der Welt gedacht werden können, deren Leben und Geschäft es ist, den Einrichtungen und der Ordnung in der Welt feindlich zu begegnen? Sie sind — Räuber. Nur eine Räuberbande vermag die Freiheit in ihrer höchsten Abstraction auszudrücken und vor Augen zu stellen." Doch der Stand des Räubers soll für den Helden des Stücks nur die Form sein, unter welcher er „sein Ideal der Vernunft und Freiheit in der Welt verwirklichen will." Gar bald jedoch zeigt sich nicht nur diese Form selbst als ein verbrecherischer Inhalt — die Vergehungen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft werden von den Räubern durch Gräuelthaten gerochen —; sondern auch der gewollte Inhalt selbst in seiner Abstraction, die Voraussetzung, dafs die Vernunft und das Gute sich nicht durch sich selbst schon in der Welt verwirklichen, erweist und bekennt sich als kindischer Wahn und strafbare Vermessenheit. „Carl Moor will die Welt bessern, und verletzt sie auf's Höchste. Er hält die Welt für niederträchtig, und sich für den Mann, der von Gott ausersehen sei, sie zu züchtigen. In der Gewifsheit seiner selbst will er das Gute und thut das Böse, indem er die Welt zu einer Idealwelt erheben will. Aber das Recht der Wirklichkeit, das er verletzt, tritt dem vermeinten Rechte der Gewifsheit seiner selbst feindlich gegenüber. Er mufs die Wirklichkeit tragisch erkennen lernen, indem er zur Einsicht in seinen fürchterlichen Irrthum kommt, dafs das Unrecht auf seiner Seite ist. Was er der Welt ungerechter Weise angethan hat, in der besten Absicht und Gesinnung, das vergilt sie ihm nach Recht und Gesetz, nach wirklicher Vernunft und Nothwendigkeit: sie richtet ihn. Das Bewufstsein, dafs ihm sein Recht geschieht, kann ihn allein treffen. So verschwindet zwar der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit; aber die Einheit ist nicht wirklich erfüllte Einheit, sondern so abstract wie jener Gegensatz. Die ganze Moor'sche Familie geht auf's Schrecklichste an ihrer Liebe und Tugend, an ihrem Edelsinn unter. Entsetzliches Leiden, unendlicher Schmerz füllt unser Gemüth. Diefs kann der letzte Zweck des Lebens nicht sein. Die Bestimmung des Menschen ist vielmehr, dafs er in der Einheit mit der Welt, in der Wirklichkeit des Lebens erhalten werde. Aber der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit läfst in seiner ganzen Abstraction kein anderes Resultat als jenes zu, weil eins das andere nur ausschliefst" (II, 1, S. 39 ff. 72 ff.).

Diese Exposition von Hinrichs ist zwar unläugbar befriedigender als die zuvor ausgezogene Hoffmeister'sche; aber darum keineswegs mit dieser im Widerspruch oder eine Widerlegung derselben, wie Hinrichs so gerne seine Erörterungen im Verhältnifs zu denen seines Concurrenten stellt. Es ist nur, was Hoffmeister in populärer Weise gibt, bei Hinrichs schärfer in philosophische Begriffe gebracht und tiefer begründet.

Das Unbefriedigende des Schlusses der Räuber hat Hoffmeister, mit Rücksicht auf eigene Aeufserungen Schiller's in der Behauptung ausgedrückt, dafs das Drama einen zweiten Theil erfordere (1, S. 72). Diese Behauptung wird von Hinrichs scharf getadelt; aber sie verliert alles Zweideutige und mufs Jedem als richtig einleuchten, wenn wir von Hoffmeister vernehmen, wie sie gemeint ist. „Schiller beabsichtigte — bemerkt er — einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, in welchem sich die Dissonanzen des ersten Theils harmonisch auflösen sollten — aber der Idee nach ist Don Carlos dieser zweite Theil. Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerschlagen worden ist, wird in Don Carlos auf idealem Fundamente wieder aufgebaut. Missethäter mufsten diejenigen, welche den verfehlten Bau des geselligen Lebens zertrümmern wollten, bis zu der Zeit sein, wo sich Schiller eine neue, ideale Ordnung der Dinge erdacht hatte. Auch Fiesko ist noch ein schuldiges Haupt; aber Posa und Carlos sind Heilige" (1, S. 72 f. 294).

Die beiden zwischen den Räubern und Don Carlos liegenden Dramen sind nach Hoffmeister „auf demselben ethischen Standpunkt, wie die Räuber, gedichtet: in allen dreien entledigt sich der Dichter seines socialen Mifsbehagens und seiner Ueberworfenheit mit den Weltverhältnissen; ihre gemeinschaftliche Tendenz ist polemisch. Dessenungeachtet aber sind die beiden späteren Dramen von dem ersten, und wieder untereinander, ihrem Gehalte nach charakteristisch verschieden. In den Räubern wird aufserhalb der Gesellschaft ein leidenschaftlicher Angriff gegen die ganze sociale Ordnung gemacht; im Fiesko dagegen wird innerhalb der

Gesellschaft nur eine Veränderung der Verfassung versucht. Ein wildes, ausgeworfenes Geschlecht wüthet in den Räubern gleichsam planlos gegen die menschliche Gesittung; dagegen ist im Fiesko die Aufgabe beschränkter, mäfsiger und bestimmter. Dort blinde Leidenschaft, Rachsucht und Verzweiflung; hier berechnete Herrschsucht und starre Freiheitsbegeisterung, die sich an einander aufreiben, so dafs die alte, gemäfsigte Verfassung in Andreas Doria zurückkehrt, wie in den Räubern das bestehende Gesetz triumphirt. Dort ist die Leidenschaft, hier der Verstand im Kampfe mit den bestehenden Verhältnissen. Wenn die Räuber ein abgenöthigter Angstruf nach Freiheit genannt werden können: so bildete der Dichter im Fiesko jenes primitive Gefühl zu bestimmteren Ideen und Ansichten aus, und verpflanzte diese in die Geschichte. — Auch Cabale und Liebe ist auf die polemisch ausgeführte Freiheitsidee gegründet. Aber der Dichter hat hier seine Ideen mehr zusammengezogen und in bürgerliche vaterländische Verhältnisse eingeführt. Das Thema der Fabel ist, die Anmafsung, Verworfenheit und Entartung der höheren Stände und ihrer Creaturen in Contrast mit dem zwar wenig gebildeten, aber rechtlichen Bürgerstand zu stellen. Das Bürgerleben steht hier dem Hofleben, das Naturgeschöpf dem Staatsgeschöpf, die menschliche Natur überhaupt der Convenienz, Empfindung, Wahrheit und Moral der Verkünstelung, Hinterlist und Politik entgegen. Zwei Liebende, welche sich über die Schranken ihres Standes die Hände reichen wollen, stürzen beide in den zwischen ihnen sich öffnenden Abgrund; ziehen aber die Urheber ihres Verderbens mit sich hinab" (1, S. 181 ff.).

Auch nach Hinrichs hat Cabale und Liebe das Princip mit den Räubern gemein. „In den Räubern hatte Schiller den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit in seiner ganzen Abstraction zum Vorwurf genommen: in Cabale und Liebe verlegt er diesen Gegensatz in die Wirklichkeit selbst. In den Räubern behielt die Wirklichkeit des Staats den Sieg über die Familie und das Ideal, aber als blofse Macht und Nothwendigkeit. Der Staat war nur das Grab des Ideals und der Freiheit, nicht die wirkliche Stätte desselben. Die Familie gehört aber wesentlich zum Staat; ohne die Familie ist auch der Staat nicht; wenn jene vernichtet wird, geht dieser ebenfalls zu Grunde. Die Familie gehört nothwendig zu seiner Wirklichkeit, und ist durch seine Ordnung bestimmt, wodurch sich ein Unterschied derselben durch den Staat erzeugt. Dieser Unterschied ist der Standesunterschied. Im Stande ist die Familie und der Staat beides in Einem; aber der Standesunterschied geht, wie jeder andere Unterschied, zum Gegensatz und Widerspruche fort. Damit tritt der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit aufs Neue innerhalb der Wirklichkeit selbst hervor. In den Räubern war dieser Gegensatz einfach: Familie und Staat waren Extreme. In Cabale und Liebe ist dieser Gegensatz complicirter, da beide durch den Standesunterschied in Verhältnifs treten. In den Räubern waren Familie und Staat in Entzweiung: in Cabale und Liebe tritt eine Familie im Staate der andern entgegen. Ideal und Wirklichkeit sind nicht mehr als solche einander gegenüber; sondern, weil der Gegensatz der Standesunterschied ist, ist die Wirklichkeit sich selbst im Stande als Ideal und Wirklichkeit entgegengesetzt. Ein Stand wird das Ideal des andern, und die Wirklichkeit des Staates ebenfalls Ideal eines Standes. Jeder Stand strebt über sich zum andern hinaus: der Bürgerstand zum Adel, und dieser bis zum Throne. Der allgemeine Zweck wird durch dieses Streben zum besondern herabgesetzt, was ohne Verletzung des Rechts und der Ordnung in der Welt nicht möglich ist. Das Schlechte ist nicht die Welt, wie die Welt in den Räubern vorgestellt wurde, sondern ist in der Welt. Das Schlechte in der Welt ist der Weltverstand; diesem gegenüber ist das Herz das Gute. Der Weltverstand, zur That und Handlung fortgehend, ist Cabale, Intrigue, und die schöne Empfindung des Herzens Liebe. Daher Cabale und Liebe. Die Stände sind, weil sie nur durch den Unterschied möglich sind, nicht gleichgültig gegen einander; es herrscht, wenn nicht gerade Abneigung, doch Simultät der Stände. Da ferner die Stände des Unterschiedes wegen höhere und niedere gegen einander sind, erzeugt diefs die Vorstellung der Ehre. Die Simultät kann, weil der Unterschied in der Vorstellung fest bestimmt ist, nur durch Neigung und Liebe überwunden werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs.*

(Fortsetzung.)

„Die Macht der Liebe hebt den Standesunterschied auf; aber nur in der Empfindung, nicht wirklich. Der Stand und die Standesehre wird deshalb ein Hindernifs der Liebe, wenngleich der Standesunterschied die Liebe nicht zerstören kann. Da Ehre und Liebe in Collision kommen, könnte die Tragödie, anstatt Cabale und Liebe, auch Ehre und Liebe heifsen" (II, 1, S. 89 ff.).

In dieser Hinrichs'schen Erörterung über die Grundidee von Cabale und Liebe ist Wahres und Falsches durcheinander gemischt. Wahr ist, was auch Hoffmeister hervorhebt, der Fortschritt den Räubern gegenüber, dafs der Standpunkt nicht mehr aufser, sondern innerhalb der Wirklichkeit des Staates genommen wird. Ganz unbegründet aber ist, was zur näheren Bestimmung des Verhältnisses der in Rede stehenden Tragödie zu den Räubern behauptet wird, in den letzteren stehen Familie und Staat als Extreme einander gegenüber, die Familie mit ihrem Ideale lehne sich gegen den Staat und seine Wirklichkeit auf. Wenn Carl Moor sich gegen diese empört, so thut er diefs keineswegs in seiner Eigenschaft als Familienglied; noch weniger nimmt seine übrige Familie an seiner Empörung Theil — Franz gehört ja eben zur schlechten, durch die Ordnungen des Staats sich deckenden Wirklichkeit —: sondern er thut es als eine durch Selbstdenken und Willenskraft sich isolirende Persönlichkeit, die sich damit auch der Familienbande entschlägt; sonst hätte Hr. Hinrichs selbst Unrecht, zu sagen, Schiller habe in den Räubern seinen Standpunkt aufser der Wirklichkeit genommen: die Familie gehörte ja zu dieser Wirklichkeit. Vielmehr besteht der von Schiller hier gemachte Schritt in die Wirklichkeit herein darin, dafs das Ideal nun nicht mehr blos das von einem excentrischen Individuum geträumte, sondern in der Familiensittlichkeit des Bürgerstandes wirklich ist. Aber man darf nur einen Blick auf die Art, wie der Verf. von No. 2. den Fiesco betrachtet, vorwärts werfen, um zu finden, wie er zu dieser Stellung der beiden ersten Dramen gekommen ist. Den Fiesko nennt er die Tragödie von der Wirklichkeit des Staats, deren Inhalt die Dialektik der Staatsformen sei; da nun dem Staate in der Hegel'schen Rechtsphilosophie die beiden Stufen der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft oder der Stände vorangehen: so mufste auch im Fortgange der Schiller'schen Stücke das erste abstract am Familienprincip dem Staate gegenüber festhalten, das zweite auf der Mitte zwischen Familie und Staat, im Standesinteresse, sich bewegen, das dritte zum Staat als solchem den Uebergang machen. Will man wissen, wie auf solche Weise geschlossen werden dürfe, so ist die Antwort bereit, dafs ja in Schiller's Dramen, wie in der Hegel'schen Rechtsphilosophie die Freiheit sich nach ihren Momenten entwickle, deren Aufeinanderfolge daher auf beiden Seiten dieselbe sein werde! — Eine andere Unrichtigkeit liegt in der Behauptung, dafs in dem, übrigens treffend bezeichneten, Verhältnifs der Stände zu einander jeder folgende höhere Stand das Ideal der niedrigeren sei. Denn der Bürgerstand, dessen gediegener Kern in Louise und deren Vater repräsentirt wird, theilt ein solches Streben nach höheren Dingen keineswegs, sondern ist in seiner Thätigkeit einerseits und seiner schönen Empfindung andrerseits sich selbst genug. Eben so wenig fällt dem klugen Präsidenten die Ungereimtheit ein, welche Hinrichs ihm zuschreibt, für

sich oder seinen Sohn wirklich nach dem Throne zu streben; da er ja den dahin mifsdeutbaren Ausdruck sogleich durch den Beisatz verbessert: „wenn anders der Besitz der Gewalt so viel werth ist als ihre Zeichen." Aber in den Räubern war nach unserem Erläuterer ein Individuum, Carl Moor, das Ideal der meisten übrigen: so mufs denn in unserer, um das Standesinteresse sich drehenden Tragödie ein Stand das Ideal des andern sein. Man sieht, der Verf. ist dem Gange der Schiller'schen Gedichte nur so lange zu folgen im Stande, als ihm keine anderweitige Strömung in die Quere kommt; sobald diefs mit einer Reminiscenz aus Hegel oder einer sonstigen philosophischen Liebhaberei der Fall ist, wird er in alle möglichen andern Richtungen fortgetrieben.

Diefs wird sich vollends deutlich an seiner Behandlung des Fiesko zeigen. Schon dafs er ihn als drittes, und nicht, wie die Zeitordnung eigentlich verlangen würde, als zweites Stück aufstellt, hat, wie oben angedeutet, in der Anordnung der Hegel'schen Rechtsphilosophie seinen Grund. Denn wie ginge es doch an, das Drama des blofsen Standesinteresse hinter und damit über dasjenige zu setzen, in welchem es über die Dialektik der Stände hinaus endlich zum Staate als solchem kommt? „In Cabale und Liebe — bemerkt Hinrichs (II, 1, S. 127 ff.) — herrschte noch mehr subjectives Interesse. In Fiesko fangen schon die handelnden Personen an, mit ihren besondern Zwecken sich einem allgemeinen, höheren Zwecke unterzuordnen. Ideal und Wirklichkeit waren in den Räubern Extreme, Familie und Staat verhielten sich abstract einander gegenüber. In Cabale und Liebe hob sich die Abstraction auf, Familie und Staat bezogen sich im Besondern des Standes aufeinander. Aber das Interesse der Stände war nur ein besonderes Interesse, und das Verderben der handelnden Personen war, dafs sie das Ganze zum Mittel ihrer Verkehrtheit, ihres selbstsüchtigen Strebens, herabsetzten. Anstatt Mittel ist der Staat aber Zweck; die Bestimmung der handelnden Personen ist, sich zum Mittel dieses Zweckes zu machen. Nur auf diese Weise gewinnen sie einen Zweck, der kein verkehrter selbstsüchtiger Zweck ist. In Fiesko fängt der Staat schon an, Zweck der handelnden Personen zu werden." Welcher von den handelnden Personen? müssen wir fragen. Verrina's, Bourgognino's allenfalls; aber des Hauptheldes nicht, der vielmehr für sich nach unumschränkter Herrschaft strebt; der Verschwornen nicht, die ihre Finanzen verbessern, den Uebermuth Gianettino's demüthigen wollen u. dergl.; des alten Doria nicht, der seiner Familie den Herzogshut Genua's sichern will. Welche der handelnden Personen also, fragen wir wieder, aufser jener grofsartigen Nebenfigur, hat den Staat zum Zweck? Fiesko, entgegnet unser Verf., und wenn wir verwundert fragen: Wie so? Nach dem Spruche: l'état c'est moi, gibt er zur Antwort. Gut; diefs war Louis XIV. Grundsatz; aber ob auch Schiller's, als er seinen Fiesko schrieb, ist zu bezweifeln. — Schiller arbeitete den Fiesko für das Mannheimer Theater in der Art um, dafs er seinen Helden der Herrschaft entsagen, und mit der Stellung eines freien Bürgers sich begnügen liefs. Hinrichs mifsbilligt diese Aenderung. Wir auch. Aber er mifsbilligt sie, weil Fiesko „der dramatische Fortschritt von der Monarchie zur Republik" sei (II, 1, S. 149). Dafs Fiesko aus der Republik eine Monarchie machen will, rechnet ihm Hr. Hinrichs als Verdienst an; nur dafs dieses Streben aus der persönlichen Triebfeder der Herrschsucht hervorgeht, findet er tadelnswerth; dafs Fiesko mit Ueberwindung dieser Leidenschaft auch jenen politischen Entwurf aufgibt, mufs dem Verf. als ein Herabsinken auf einen niedrigeren politischen Standpunkt erscheinen. Diefs ist der entschiedenste Widerspruch gegen den Sinn des Dichters. Diesem war bei Abfassung unsres Trauerspiels augenscheinlich die Republik das Höhere; er steht nicht nur moralisch, sondern auch politisch ganz auf Seiten seines Verrina; ihm konnte es mithin nicht in den Sinn kommen, im Fiesko zeigen zu wollen, wie sich die Republik vermöge innerer Nothwendigkeit zur Monarchie fortentwickle: vielmehr nur die zweideutige Natur der politischen Freiheitsliebe zur Anschauung zu bringen, nach welcher sie so leicht in Herrschsucht überschlägt, und dadurch mit sich selbst in Widerspruch geräth. Dieser subjective, moralische Standpunkt für die Betrachtung der Tragödie ist dem objectiven, politischen gegenüber, den Hinrichs verlangt, als der richtige festzuhalten, wenn anders die richtige Auslegung eines Gedichts nicht darin besteht, seinen Sinn besser zu verstehen, als dessen Verfasser.

Ueber das Verhältnifs der gedachten Umgestaltung des Fiesko zu seiner ursprünglichen Gestalt, ist

zwischen Hoffmeister und Hinrichs ein Streit, der uns zur letzten von beiden Verff. noch erläuterten Tragödie, dem Don Carlos hinüberführen kann. Nach Hoffmeister bezeichnet jene Umarbeitung einen Fortschritt in der Ideenentwicklung des Dichters (1, S. 226); nach Hinrichs einen Rückfall, herbeigeführt durch eine aus der objectiven Ideenentwicklung herausgetretene Reflexion. „Fiesko ist ganz unpolitisch zum blofsen Tugendhelden umgeformt" (II, 1, S. 148). Was unpolitisch! unpoetisch ist es, sofern der ganze Charakter von vorne herein zu nichts weniger als zur Resignation angelegt ist, und sofern, wie Hr. Hinrichs selbst ganz richtig hervorhebt, im ersteren Stücke Verrina bereits das ist, was im umgeformten Fiesko sein soll; wenn noch das Unmotivirte des tragischen Endes von Fiesko kommt, welches in der Umarbeitung ein blofser Zufall herbeiführt. Dafs in diesem Sinne die Umarbeitung des Stücks eine Verunstaltung sei, läugnet auch Hoffmeister nicht; er behauptet nur, dafs sie einen Fortschritt in der Ideenentwicklung des Dichters bezeichne. Beides verträgt sich wohl zusammen: wenn der Autor einem auf niedrigerem Standpunkt entworfenen Werke von einem später erstiegenen höheren Standpunkt aus einen andern Schlufs gibt: so bleibt es dabei, sein Werk ist verunstaltet, er selbst aber in seinen Ideen fortgeschritten. Diesen Fortschritt erläutert Hoffmeister so: „Die Umarbeitung des Fiesko fällt in die Zeit, in welcher Don Carlos sich allmälig aus der Seele Schiller's entwickelte. Das Vorhandene wird nicht mehr allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, wie in den bisherigen Stücken, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu sein schien. Das Princip der Freiheit wollte positiv aus seinem Busen hervortreten; da aber Fiesko in der ersten Anlage schon ein negirendes Moment hatte, so konnte der umgestalteten Tragödie nur eine Doppelgestalt gegeben werden, so dafs sie gleichsam den Uebergang von dem polemischen und revolutionären Standpunkt des Verfassers zu der affirmativen Constituirung seiner Ideen machte, wie sie uns nachher in Don Carlos entgegentreten" (1, S. 226). Dafs die anfangende Beschäftigung mit dem Don Carlos auf die Umformung des Fiesko Einflufs gehabt habe, läugnet auch Hinrichs nicht. Auch dafs in Carlos ein Fortschritt dem Fiesko gegenüber sich zeige, erkennt er an. Und doch soll eben dasjenige, was im umgeformten Fiesko Wirkung des werdenden Don Carlos ist, ein Rückschritt sein. Nämlich defswegen, meint der Verf., weil der veränderte Fiesko blofs resignire, mithin zur Idee nur negativ, nicht affirmativ sich verhalte. Aber zwischen dem egoistischen Herrschenwollen Fiesko's und dem Herrschen zum Besten der Menschheit, wie es Carlos und Posa sich geloben, liegt eben jene Resignation des späteren Fiesko in der Mitte: ein Posa, in einer Republik geboren, würde nie nach dem Purpur gestrebt, sondern mit der Stellung des guten Bürgers sich begnügt haben.

Den Uebergang vom Fiesko zum Don Carlos macht sofort Hr. Hinrichs in folgender Wendung. „In dem Streben des Adels nach Herrschaft im Staate zeigt sich die innere Möglichkeit der Republik zur Monarchie. Die republikanische Form des Staates hat in sich selbst die Tendenz zur monarchischen Form, wie diese zur constitutionellen. Die Republik ist factisch die reale Möglichkeit, Monarchie zu werden, in welchem Werden der Republik zur Monarchie ein Fortschritt des Staats zu seiner höheren Wirklichkeit liegt. Diese Möglichkeit stellt uns der Dichter im Fiesko vor Augen, das Werden der republikanischen Form des Staats zur monarchischen. Da erstere hier die wirkliche ist, so siegt der Staat noch in republikanischer Form, aber mufs schon gewaltig um seine Existenz kämpfen, indem er nahe daran ist, ein Herzogthum zu werden. Erst im Don Carlos ist an die Stelle der Republik die Monarchie wirklich getreten" (II, 1, S. 150 f.). Hier haben wir wieder das vollständige Gegentheil des Schiller'schen Gedankengangs. Schiller ist im Don Carlos so weit entfernt, die Monarchie für die höhere Staatsform zu erkennen, dafs er uns vielmehr im Hintergrunde die sich befreienden Niederlande, mithin eine Republik, als die Stätte in Aussicht stellt, wo die Ideen Posa's dereinst Wirklichkeit gewinnen werden. Ungleich richtiger trifft den Punkt dieses Fortschritts Hoffmeister. „Don Carlos, sagt er, liegt mit den bisherigen Dramen Schiller's in Einer Richtung, und darf von denselben nicht getrennt werden. Er verhält sich zu jenen wie das Ziel zum Weg. Eine ethische Gedankenbildung ist in den früheren Stücken eingeleitet und fortgeführt, in Don Carlos aber vollendet und abgeschlossen. In jenen nämlich wird niedergerissen und weggeräumt: in diesem soll das

neue Gebäude des menschlichen Daseins gegründet und aufgeführt werden. Die drei ersten Trauerspiele haben daher einen negirenden, polemischen, das vierte einen (vorwiegend) affirmirenden, positiven Charakter; jene sind revolutionär, dieses constitutiv; aber alle sind nach Einem ethischen Vorurtheil geschrieben. Was er *nicht* will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehreren Weisen auseinandergesetzt, und dann, was er *will*, mit befreiter, begeisterter Seele in Ein grofses Gemälde zusammengedrängt. Die Grundidee der ganzen Tragödie ist der Conflict eines mit Vorliebe in seiner Herrlichkeit geschilderten neuen Alters der Menschheit mit einer veralteten Zeit, und der temporelle Sieg des Schlechteren über das Bessere. In der letzten Scene des dritten Actes, wo die politische Tragödie erst recht anhebt, legt Posa dem König Philipp die magna charta selbst vor; von einem deutschen Dichter werden hier (1786) zuerst Ideen vorgetragen, welche später jenseits der Ardennen auf einer ganz andern Bühne wieder zum Vorschein kamen" (1, S. 292 ff.).

Diese Hoffmeister'sche Ansicht von Don Carlos, welche sich an die Aeufserungen Humboldt's über diese Tragödie anschliefst, findet Hinrichs verwerflich. Hoffmeister nenne den Don Carlos eine Enthüllung der Idee, der kosmopolitischen Humanitätsidee nämlich, nach welcher die in den Räubern zertrümmerte Welt wieder aufgebaut werden solle; aber diese Idee kann sich nach Hinrichs gar nicht enthüllen, noch zum Aufbau eines realen Gesellschaftszustandes dienen, weil sie eine blofse kahle Abstraction, etwas rein Negatives ist (II, 1, S. 191). Allein handelt es sich denn um die Gründung eines wirklichen Staates, wozu jene Idee allerdings zu abstract sein mag, und nicht vielmehr blofs um die Errichtung eines socialen Gebäudes in der Idee und dem Kunstwerke des Dichters? Nach Hinrichs sind im Don Carlos „die protestantische und die katholische Welt als Ideal und Wirklichkeit im Gegensatz und Widerspruch miteinander" (II, 1, S. 244), und nun wird uns ein Langes und Breites über das Verhältnifs von Kirche und Staat, über Hierarchie und Reformation, in Hegel'scher Weise vorphilosophirt. Allein in Schiller's Darstellung tritt das religiöse Moment durchaus zurück, und wenn er auch die Seite des Alten vorwiegend mit Farben des sechszehnten Jahrhunderts malt, so ist dagegen das neue Princip gar nicht in der beschränkten Form gefafst, in welcher es das protestantische war, sondern in der allgemeineren, in welcher es der Erklärung der Menschenrechte und der Revolution des vorigen Jahrhunderts zum Grunde lag. So ist es auch eine falsche Perspective, mit welcher Hinrichs den zweiten Theil seines Werkes schliefst, wenn er sagt: „Weil das neue Princip Zweck der Welt und ihres Bewufstseins ist, erstarkt es immer mehr zum Kampfe der Anerkennung. Was Marquis Posa von Philipp nur erfleht, das forderte die Welt bald mit dem Schwert in der Hand, und machte so die Forderung des Ideals, Wirklichkeit zu sein, geltend. Religiöse Freiheit ist ohne die politische Wirklichkeit des Staats in der Welt eine Chimäre. Der grofse Kampf um die politische Existenz des neuen Glaubens ist der dreifsigjährige Krieg. Im Don Carlos ist noch Alles jugendlich: Streben, Vorbereitung, die Helden darin sind Jünglinge. Nun folgt der Mann an der Spitze des grofsen Weltkampfes selbst: dieser Mann ist Wallenstein." Nichts kann verkehrter sein als diese Stellung, weil Niemand gleichgültiger gegen die Principien dieses Weltenkampfes, als der Schiller'sche Wallenstein.

Neben den verschiedenen Ansichten unsrer beiden Verfasser über die Principien und Grundideen der Schiller'schen Dramen hätte auch auf die Art eingegangen werden können, wie sie die Oekonomie dieser Stücke auseinander setzen, und die Ausführung im Einzelnen, die Charakterzeichnung u. dergl. beurtheilen. Diefs thun sie in der Regel in charakteristisch verschiedener Weise, indem Hoffmeister hier nicht selten tadelt, Hinrichs aber den Schulgrundsatz, dafs das Wirkliche vernünftig sei, auch auf die vorhandenen Schiller'schen Dichtungen in wörtlichster Fassung anwenden zu müssen glaubt. Mit dieser Rechtfertigung des Dichters hat Hinrichs namentlich in allen den Fällen gegen seinen Vorgänger Recht, wo dieser die Handlungsweise der Personen des Drama zu sehr blofs an den Mafsstab des Verstandes hält, und defshalb, weil er die Leidenschaft zu wenig berücksichtigt, unwahrscheinlich findet; in manchen andern Fällen jedoch trifft die Entgegnung nicht zum Ziel, wo sie nicht gar ins Ungereimte fällt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1838.

1) *Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Karl Hoffmeister.*

2) *Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhang von H. F. W. Hinrichs.*

(Schluſs).

So hatte Hoffmeister in Betreff der Oekonomie des Don Carlos die Bemerkung gemacht, streng genommen scheitere das ganze Stück an dem Widerspruch, daſs Carlos die Handschrift der Königin, die er bei der verhängniſsvollen Sendung der Eboli nicht kennen dürfe, aus ihrem früheren Briefwechsel, dessen er gedenke, nothwendig kennen müsse (1, S. 310). Man sollte denken, der Fehler sei klar, und nur durch das quandoque bonus dormitat Homerus zu entschuldigen. Aber Hinrichs tadelt die Hoffmeistersche Ausstellung als übertriebene Verständigkeit. „Schiller verwahrt sich — bemerkt er — in seinen Briefen über Don Carlos überall gegen solche vernünftige Berechnung, die er als unpoetisch von der Hand weist. Und Goethe sagt: der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entriren, als bei Nebenpersonen zur Desavantage der Helden" (II, 1, S. 233). Allein kann denn dieſs so viel heiſsen wollen, daſs in der Tragödie 2 mal 2 5 sei, oder A = non A? Das ist aber mit jener Handschrift wirklich der Fall. Schiller selbst, wenn man ihn auf jenen Widerspruch aufmerksam gemacht hätte, würde ihn stillschweigend verbessert haben; aber für den Standpunkt seines Commentator's ist es charakteristisch, daſs es ihm so leicht wird, seinen Verstand unter den Glauben an die höhere Vernünftigkeit des Dichters gefangen zu geben.

Nun wäre eigentlich noch von Hoffmeister's zweitem Theile zu sprechen, der die historischen und philosophischen Arbeiten Schiller's aus der Periode zwischen dem Don Carlos und dem Wallenstein umfaſst, ferner von den beiden allgemeinen Einleitungen bei Hinrichs. Da jedoch der Raum zu schlieſsen gebietet, so sei nur so viel bemerkt, daſs beide Leistungen der beiden Verfasser mit gewissen Einschränkungen Lob verdienen. Hoffmeister's Erläuterungen sind meist richtig, aber weitschweifig und sinken nicht selten in's Triviale; Hinrichs' Erörterungen namentlich über das Verhältniſs zwischen Goethe und Schiller sind verdienstlich, nur sollten sie bündiger zusammengefaſst, und zu gröſserer Bestimmtheit des Resultates fortgeführt sein. Für die Fortsetzung seines Werkes wäre von Hrn. Hoffmeister zu wünschen, daſs er von Hinrichs tieferes philosophisches Eingehen und insbesondere auch Bedachtnahme auf diejenige Philosophie lernen möchte, gegen welche er sich, nicht zu seiner Ehre, in das nächstens wieder aus der Mode gekommene Gerede der Unfähigkeit und Unkenntniſs mitgehen läſst; namentlich die Hegel'sche Aesthetik könnte ihm über den Ideengehalt der Schiller'schen Dramen instructive Winke geben. Damit würde von selbst auch sein Räsonnement über die ausgetretene Straſse des Alltäglichen, in der es nicht selten sich ergeht, sich erheben, ohne daſs es darum schon Gefahr liefe, zum Geistreichen sich zu versteigen, vor welchem der Verfasser seiner Vorrede zufolge sich so sehr hüten zu müssen meint. — Was dem Verfasser von No. 2. für die Fortsetzung seiner Arbeit zu rathen wäre, ergiebt sich aus dem Bisherigen von selbst.

Referent hatte ursprünglich im Sinne, an der Hoffmeisterschen Schrift, die er zuerst gelesen, Vieles auszusetzen, weil sie seine Anforderungen nicht durchaus befriedigt hatte. Wie er aber später die Schrift von Hinrichs kennen lernte, wurde er nachgerade mit der von Hoffmeister immer mehr wieder ausgesöhnt. Denn ein gemeines, aber lenksames und seine

Strafse fortgehendes Landpferd ist doch am Ende besser als ein Racepferd, das hartmäulig und störrig, bald stehen bleibt, wenn ich fortwill, bald rechts läuft wenn ich links ziehe. Wenn wirklich die neueste Philosophie im Begreifen von Dichterwerken nichts Besseres leisten kann, als was hier von Hinrichs im Verhältnifs zu Hoffmeister geleistet worden: so nehme ich's Niemanden übel, der zum alten Kant und dem gesunden Menschenverstande sich zurückwendet. Fiesko ist ertränkt, sagt Verrina, ich gehe zum Andreas.

Strauſs.

LXX.

Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden von K. Falkenstein. Dresden, 1839. *IV*, 887 *S.* 8.

Einen Schriftsteller, welcher die Schätze der Königlichen Bibliothek zu Dresden zum Gegenstande besonderer Aufmerksamkeit und gründlicher Besprechung wählt, begrüfst jeder, welcher mit der Geschichte und den inneren Verhältnissen dieser grofsartigen Anstalt bekannt ist, mit einem günstigen Vorurtheil auf das Freudigste. Nicht, als wenn nicht seit etwa einem Jahrhunderte gerade für *diese* Bibliothek litterarisch Bedeutendes geschehen wäre, ja Gröfseres vielleicht, als für irgend eine deutsche Bibliothek, etwa die Wiener ausgenommen — dennoch wird alsbald der Wunsch rege, den ganzen Reichthum, welchen dieses Institut wissenschaftlichen Bestrebungen darbietet, einmal abgeschlossen und zusammengefafst, genügend schematisirt zu überblicken, einen Reichthum, welcher der Gunst grofssinniger und hochgebildeter Fürsten seine Entstehung und Förderung zu verdanken hat; denn bekanntlich entbehrt auch diese Anstalt aller der Vortheile, welche aus der Aufnahme ehemaliger Stifts- und Klosterbibliotheken zu erwachsen pflegen. Nach Aug. Beyer's Vorgang, begann Joh. Chr. Götze, die „Merkwürdigkeiten" der Bibliothek zu Dresden, deren er auf Reisen, zu Gunsten der ihm anvertrauten Anstalt, eine beträchtliche Anzahl erworben hatte, in seiner Weise zu beschreiben. Bei aller Brauchbarkeit, welche seinen fleifsig gearbeiteten Quartanten keinesweges abgesprochen werden darf, ist Götze jedoch in so hohem Grade von der Freude, welche seine Zeit an sogenannten Curiositäten und Seltenheiten empfand, befangen, dafs er vornämlich derartigen Gegenständen seine Aufmerksamkeit zuwendet, denen unsere Tage, die selbst eine Bibliophobie erlebt, mit vollem Recht eine untergeordnete Stelle anweisen zu müssen glaubte. Clodius' „Nachricht," was die Miscellanea Saxonica und die Dresdner Merkwürdigkeiten darbieten, sind Dinge von höchstens historischer Bedeutsamkeit, die in den achtziger Jahren in der Allg. Litteraturzeitung zwischen Adelung und Canzler nicht ohne Bitterkeit durchgesprochenen Streitigkeiten betreffen Localinteressen, Gottsched endlich wendet sich Einzelheiten zu. Ein Stern erster Gröfse und in der Geschichte der Bibliothekwissenschaft eine neue glanzvolle Epoche beginnend, tritt Joh. Mich. Francke auf, sein unsterblicher Catalog der Bünauischen Bibliothek hat auf so viele literarische Unternehmungen Einflufs geübt, hat sein schriftstellerisches Verdienst in so hinreichendem Maafse begründet, dafs die Anstalt, welcher er sein Dasein verdankt, wiederum glänzend durch ihn verherrlicht ist. „Wie mancher Citationsprunk, sagt Ebert, würde ohne Francke unterblieben, wie mancher rüstige Litteraturenschreiber, ohne ihn verstummt sein!" So lagen die Dinge, denn Reiske, Adelung, von der Hagen und Lauhn hatten nur einzelnen Disciplinen, wie der orientalischen und altdeutschen Literatur und den lehnrechtlichen Handschriften Gelehrsamkeit und Aufmerksamkeit zugewendet, als sich unser F. A. Ebert, der Stolz der deutschen Bibliographie, über dessen Sarge auch der leiseste Mifston einer weniger geneigten Stimmung verklungen war, wie die Worte lauten, welche sein würdiger Amtsnachfolger spricht, um in reiner Pietät und Freundschaft den Entschlafenen und sich selbst zu ehren, als sich Ebert, zur Abfassung seiner „Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden" berufen fühlte. Geistreich fafste er die bedeutende Aufgabe unter einem neuen Gesichtspunkt auf, um dieselbe mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit ebenso geschmackvoll als lehrreich zu lösen; denn indem er die Geschichte einer der vorzüglichsten Bildungsanstalten Sachsens schrieb, zugleich aber auch dem die Bibliothek Besuchenden einen Führer übergab, Geschichte und Topographie streng getrennt behandelte; lieferte er den ersten, und in dieser Weise bis heute einzigen Versuch einer Bibliothek*verwaltungs*geschichte, die höhere, rein literarische und artistische Aufgabe einer späteren Arbeit vorbehaltend. Bekanntlich wurde dieser Plan nie realisirt, es zog den Meister nach Wolfenbüttel und als ihn die Vorsehung an die Elbe zurückgeführt und ihm ein glückliches Loos geworden war, drängten gröfsere literarische Beschäftigungen und die Sorgen und Mühen des Vorsteheramtes auf ihn ein — bald wurde er abberufen! Der ehrenwerthe Nachfolger des Entschlafenen legte sich die Pflicht auf, von dem Freunde Beabsichtigtes auszuführen; er übergiebt in dem vorliegenden Buche das Resultat seines Fleifses, als dessen Zweck er, bescheiden genug, keinen anderen namhaft macht, als „Bibliothekaren, Bibliographen und Freunden der Literaturgeschichte einen ausführlichen Wegweiser durch die Säle und Zimmer des japanischen Palastes zu bieten, um sie mit dem *Merkwürdigsten*, was die K. Bibliothek in ihren sieben und zwanzig, durch zwei Stockwerke vertheilten Räumen, an Manuscripten, Incunabeln, Editiones principes, Schöndrucken, Prachtbänden, Grofspapieren, Exemplaires reglés, Werken mit handschriftlichen Anmerkungen berühmter Gelehrten und seltenen Büchern überhaupt (im ausgedehntesten Sinne des Wortes) in sich fafst, bekannt zu machen." „Der Gesichtspunkt eines sogenannten gröfseren „Guide", fährt er S. III fort, wird dem Vf. zur Entschuldigung dienen, wenn man bei Aufzählung der handschriftlichen Schätze und typographischen Merkwürdigkeiten die Grundsätze der allgemeinen Wissenschaftskunde mit den durch die Localität bedingten Rücksichten vertauscht findet, welche eine rein topi-

sche Specialbeschreibung gebietet." — Keineswegs jedoch möchten wir uns mit dem Verf. darin einverstanden erklären, dafs eben dies das Wesentliche seines Buches sei, wenigstens nicht seines *ganzen* Buches, denn capitelweise leistet es sicherlich *mehr*; so um gleich von vorn herein nur eins namhaft zu machen, in den den Handschriften gewidmeten Abschnitten, da denn alle durch Alter, Inhalt oder andere Bedingungen ausgezeichnete Manuscripte mit kritischer Beurtheilung, sowohl ihres innern Werthes, als der Jahrhunderte ihrer Entstehung nach paläographischen Grundsätzen geschildert und je nach dem Gegenstande mehr oder weniger ausführlich beschrieben und mit Bemerkungen versehen werden, ob, wann und von wem sie bereits benutzt worden sind, und nur Modernes, nicht durch allgemein wissenschaftliches Interesse Bemerkbares kurz, aber charakteristisch genug besprochen wird, immer jedoch der rein literarische und artistische Gesichtspunkt festgehalten ist. Wollten wir nun wirklich daran denken, aus diesem wahrhaft königlichen Reichthum, wie ihn der Vf. darbietet, etwa besonders Pikantes hervorzuheben oder die Pfleger und Förderer specieller Disciplinen auf die kostbaren philologischen, oder historischen, oder theologischen, oder bibliographischen Schätze aufmerksam zu machen, wir würden, selbst wenn äufserlich das gestattet wäre, ein Endloses unternehmen, was aber dennoch bei allem Fleifse ungenügend bliebe. Statt dessen scheint es bei weitem förderlicher zu sein, nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen, der besonders ausgezeichneten Partien der Bibliothek zu gedenken, denen denn natürlich auch besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Der Vf. giebt also zuerst eine gedrängte Geschichte seiner Anstalt und führt dieselbe von dem Zeitpunkt an, wo Ebert abgebrochen, (1822) bis auf die Gegenwart herab. Er bespricht den Erwerb der Köhler'schen Handschriften zur sächsischen Geschichte, die Bereicherung durch die, mit Sachkunde und Geschmack gesammelte Privatbibliothek des Königs Friedrich August, den Zuwachs der Adelungschen Manuscripte, die Sammlungen von Marche und Bose, den Apparatus literarius Eberti, dessen Einsicht der würdige Vf. vorliegenden Buches dem Ref. auf das Bereitwilligste jüngst gestattete, Sammlungen, welche die Hochachtung vor dem Fleifse, vor der Gelehrsamkeit und Genauigkeit des Entschlafenen, wo möglich, noch erhöhen könnten, u. a. m., um am Schlusse der Einleitung sein gerechtes Bedauern an den Tag zu legen, dafs für Sachsen die wohlthätige Einrichtung der Pflichtexemplare immer noch nicht getroffen ist, eine Einrichtung, welche dann zumal wohlthätig ist, wenn dem pflichttreuen und erprobten Bibliothekar Freiheit gelassen wird, die Spreu von dem Waitzen zu scheiden, um nicht mit Unnützem und Unwürdigem den kostbaren Raum zu füllen. Von bedeutenderem Interesse, als man vielleicht bei dem ersten Anblick glauben möchte, sind auch des Vfs. Beiträge zur Statistik seiner Anstalt, da denn auch er zu dem erfreulichen Resultat der in steigenden Progressionen zunehmenden Benutzung der Bibliothek gelangt, ohne dafs freilich nun auch die verwaltenden und arbeitenden Kräfte in gleichem Verhältnisse zunähmen, ein Uebelstand, der jedoch grade für Dresden minder empfindlich, wo sich nicht weniger, als *neun* Gelehrte mit unentgeltlicher Ausarbeitung trefflicher Realcataloge beschäftigen. An dem erfreulichen Fortschreiten der systematischen Catalogisirung der gesammten Bibliothek, erfreut sich der Bibliothekar mit Recht und möchte in analogen Verhältnissen von Herzen gern ein Gleiches zu rühmen wissen, gewährte nicht andrerseits die rastlose Thätigkeit im currenten Geschäft, in seinem vielgestaltigen Wesen, auch das sehr erquickliche Bewufstsein der möglichsten Nützlichkeit und der verschiedenartigsten Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen. Den fleifsigen Arbeitern zur Hand stehen ihre literarisch-bibliographischen Hülfsmittel (S. 33—40), der höchst seltenen ersten Ausgabe des Catalog de Boze, ist wahrscheinlich aus dem Grunde keiner besonderen Erwähnung geschehen, weil Ebert bereits desselben, neben Araoz (S. 174) gebührend gedenkt. Stellen wir nun, um unserem Buche näher zu treten, die Frage, welchen *Gewinn* gewährt es der Wissenschaft im Allgemeinen? — so wird es unschwer sein, zugleich mit der Andeutung eben der verschiedenen Ausbeute, die es bietet, auch den mannigfachen Werth des Buches anzugeben. Abgesehen davon, dafs schon die Gesinnung, welche, fern von aller Bibliotaphie, um das ungeschickte Kunstwort der Perrükenbibliographen zu gebrauchen, Alles und Jedes der Wifsbegierde und der Benutzung Anderer erschliefst, etwas sehr Ehrenwerthes, aber in Deutschland, Gottlob, nichts Seltenes mehr ist — war es gewifs ein sehr nützliches Beginnen, jedem Einzelnen auf wenigen Blättern anzubieten, was er für seine speciellen Zwecke hier zu erwarten und zu hoffen hat. — Die sächsische Geschichte, in weitester Ausdehnung des Wortes eröffnet den Reigen; dafs die Centralbibliothek des Landes eben die Landesgeschichte vor allen vollständig aufstellt, ist natürlich; dafs man in Dresden das Staats-, Privat- und Bergrecht früher mit zur Geschichte ordnete, hat Einiges für sich; dafs es unsere Tage, in nicht genug zu rühmender Pietät, wie es die grofsen Vorgänger gehalten, bewahren, ist jedenfalls löblich, sei es auch nur, um des wackeren Roche Schatten nicht zu desorientiren. — Neben reichem Material für die Geschichte der nordischen Reiche, welches die folgenden Blätter enthalten, ist die Notiz über die Atlantica von besonderem Interesse, befremdlich nur war es dem Ref., die seltne und durch die beigegebenen sieben und funfzig Briefe, in ihrem Werthe noch erhöhete Ausgabe des Buches de varietate fortunae des oft verkannten Poggio, an *dieser* Stelle zu finden, da ja das Buch eben eine Darstellung mannigfacher Wechselfälle im Leben der Völker und Einzelner ist, begleitet von historisch höchst bedeutenden Erörterungen über indische Geographie, Cultur- und Sittengeschichte. Die reiche Ausbeute, welche der Prachtsalon der deutschen und französischen Geschichte gewährt hat und stets gewähren wird, überschaut sich am besten an der Hand eines so kundigen Führers, der von Schritt zu Schritt auf alle die Schätze der Grafen Brühl und Bünau, deren auch beiläufig gesagt, bereits Burscher und unser Oelrichs (Bernoully S. 20) ziemlich detaillirt erwähnen, aufmerksam macht und der ehrenwerthesten Eifersucht beider Männer gedenkt. Die Charakteristik ihrer Sammlungen, welche der Vf. S. 70 giebt, genügt vollkommen und gewährt die Ueberzeugung, dafs auch gesteigerte Ansprüche hier ihre Befriedigung finden,

hier fand bekanntlich Friedrich von Schiller den Stoff zu unsterblichen Werken. Die Gesta Caroli Magni (S. 86) scheinen in der That kaum bekannt zu sein, die Brühl'schen Entrées, Sacres, Recueils de pièces d'état sind Gegenstände von hochstem Werthe. Weil aber bereits in diesem Abschnitte, wie späterhin durchgängig, der durch Einband irgend wie ausgezeichneten Bücher mit Recht wiederholentlich gedacht wird, dies aber sicherlich Manchem kleinlich erscheinen wird, halten wir es für Pflicht, an die grofse Bedeutung auch derartiger, bis ins Detail genauen Aufmerksamkeit zu erinnern, welche der grofse Essai historique sur la Bibliothèque du Roy nicht verschmäht, welche unter anderen, dem Chardon de la Rochette zu seinen interessanten Folgerungen über gewisse Scholien zur Anthologie (Mélanges I. 283) verhalf, welche Engel nur zu flüchtig behandelte. Für die Bereicherung spanischer Geschichte sorgten sachkundige Diplomaten, namentlich v. Forell, ähnlicher Gunst erfreuten sich die portugiesische, italienische Geschichte und die der übrigen Staaten des europäischen Südens. Die in keiner Weise ausgezeichnete Ausgabe der Matinées royales Friedrich des zweiten (s. l. 1767. 8.) ist S. 133 zu unverdienter Bemerkung gelangt (vergl. Rödenbek. II. 496.). Höchst ausgebildet ist das Fach der Geographie, Reisen, Landcharten; doch scheint ein vollständiges Exemplar von der Collection des Hulsius zu fehlen, bei de Bry wäre der Vollständigkeit wegen, S. 51, der Bibliophobia vielleicht zu nennen, so wie bei den Navigationes des Amerigo Vespucci auf A. v. Humboldt's bedeutende Untersuchungen zu verweisen gewesen. Eine schöne Suite von deutschen und lateinischen Texten der Historia Alexandri M. de proeliis, denen Jacobs und Droysen neuerdings sich zugewendet und Viel des Werthvollen zur Geschichte der alten Welt, der aufsereuropäischen Lande, der Universalgeschichte und der sogenannten Hülfsdisciplinen bieten die folgenden Bogen. Der vom Verf. befolgten Ordnung treu, betreten wir mit ihm die Handschriftensäle Nicht begünstigt, wie schon angedeutet, durch den Zufluſs aus säcularisirten Klöstern, da nur Leipzig, Jena und Wittenberg mit diesen Schätzen bedacht wurden, sahen sich die Vorstände der Dresdner Bibliothek auf die sich darbietenden Gelegenheiten — durch Ankauf zu erwerben, hingewiesen und man erstaunt mit Recht, wenn man die Ergebnisse so planmäfsigen Handelns betrachtet. Unter den 2800 Manuscripten aller Sprachen und aller Jahrhunderte finden sich Gegenstände des ersten Ranges, man begegnet Handschriften der biblischen, patristischen und altclassischen Literatur, freut sich aber auch die Poesie und Romantik des Mittelalters ebenso berücksichtigt zu sehen, Orientalisches und Literatur des deutschen Rechtes, neuere und namentlich vaterländische Geschichte werden durch hier gebotenes, handschriftliches Material im Wesentlichen gefördert; während zugleich der Kunstfreund durch Burgundische Miniatüren, der Paläograph durch Manuscripte fast jedes Jahrhunderts und der Bibliothekar durch Alles dies, aber auch durch grofsartige Erinnerungen an die Bibliotheken eines Matthias Corvinus, La Valliere, Malatesta u. a. volle Befriedigung findet. Wollte man nun an die von dem Verf. (S. 177—453) entworfenen, möglichst *vollständigen* Verzeichnisse von Handschriften, wirklich die Ansprüche machen, welche mit Recht einem sich als *Handschriftencatalog* ankündigenden Buche gegenüber gestellt werden (Jahrb. f. wiss. Kritik 1838. nr. 38.), so würde man dem Verf. unbedingt zu nahe treten, da er ja hier nichts Anderes geben will, als eben *Uebersichten* des Vorhandenen zu Nutz und Frommen der Benutzenden, begleitet mit nöthigem Apparat; so viel leistet er in seinen Tableaux der theologischen, naturhistorischen, juristischen, altclassischen, orientalischen, geographischen und historischen Manuscripte und erwirbt sich durch diesen mit sichtbarer Liebe gearbeiteten, fast möchten wir sagen, Haupttheil seines Buches, die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller, die nunmehr, aufs Beste orientirt und für das erste Bedürfnifs mit Apparat ausgestattet — die seiner Obhut anvertrauten Schätze benutzen werden. Absichtlich enthalten wir uns auch hier des Hervorhebens besonders wichtig erscheinender Einzelheiten, wo denn namentlich den Autographenschätzen gegenüber, nur abschreibend zu verfahren wäre; die meisten Leser werden hier nicht vermuthete Dinge von hohem Werthe antreffen. Für die classischen Handschriften hatte Ebert vorgearbeitet, mit Recht wird auf ihn verwiesen, wie später bei den morgenländischen Dingen auf Fleischer, hervorgehoben nur wird, was durch Alter, wissenschaftlichen Werth oder frühere Besitzer auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen kann — dennoch aber findet sich hier der Gesammtbestand vollständig aufgezeichnet. Bedeutend ist, was für Geschichte des europäischen Nordens hier aufgesammelt ist (S. 306 möchte das „bis jetzt noch ungedruckt" zu modificiren sein); nicht minder werthvoll das Material für deutsche und speciell sächsische Geschichte; für den „Ehrenspiegel" sind Ranke's Forschungen noch ungedruckt, der kritischen Untersuchung der Handschrift: „Geistliche Lieder verschiedener Meistersänger" hat man das Ergebnifs zu danken, dafs Adelung's (S. X) und Büsching's u. v. d. Hagen's (Grundr. 561) Pseudodichter: „Körewein" ein Unding ist, da statt seiner: „Köre nein" gelesen werden mufs, womit denn die neun Himmelschöre angedeutet sind. Für die altfranzösischen Manuscripte, welche der schönen Literatur angehören, wird wiederum auf Ebert verwiesen, dennoch aber einigen derselben vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet, bei anderen hätte Paris: Manuscrits françois de la bibliothèque du Roi zu Rathe gezogen werden können, so S. 420 bei dem Caesar, eben die Ansicht des Pariser Collegen S. 40, bei der Histoire de Charlemagne S. 421 — Paris S. 211 flg., bei dem Boccace von Premierfait - Paris S. 233 u. 237 flg., besonders zur völligen Erledigung der vom Verf. S. 423 aufgeworfenen Fragen, da denn Paris, die auf dem Vorsatzblatte des Pariser Exemplars befindlichen Worte: „Ce present livre a este donne au roy Francois bis de France" für „d'une fabrique beaucoup plus nouvelle" erklärt; für das gieu des eschez. S. 424 u 431 möchte Paris S. 279 ergänzend erscheinen; nicht klar endlich ist dem Ref. wie sich das Dresdner Manuscript der Tournois du Regnier d'Anjou (S. 427 flg.) zu Champollion's Ausgabe verhält; von Raoul de Presles: Cité de Dieu besitzt man in Paris sieben treffliche Manuscripte (S. 19—29). Dürer's Autographum „der Proportionen," Meyerberg's Originalcodex der Gesandtschaftsreise, der Ditmar von Merseburg und die Autographa der Reformatoren, ein Runencalender (vergl. übrigens Jdeler in den hist. phil. Abhdlg. d. Berliner Acad. der Wiesensch. 1832. S. 49 fl.), und nicht weniger, als *neun* Xylographica, denen sich werthvollste Incunabeln, Pergamentdrucke, Aldinensuiten und Seltenheiten anschliefsen — mögen auch hier die Cimelien repräsentiren, mit der dem eifrigen Bibliothekar wohl verzeihlichen Vorliebe, sind diese Partien besonders detaillirt gearbeitet. Dafs endlich in einer Anstalt, welcher die namhaftesten Bibliothekare, deren sich unser Vaterland rühmen kann, vorgestanden, welche sich in dem an Kunstschätzen gesegneten Dresden befindet, archäologische und altclassische Literatur besonders gepflegt und keine Disciplin, welche mit Recht auf wissenschaftliche Geltung Anspruch macht — vernachlässigt worden ist, stellt sich deutlich aus einem, auch nur flüchtigen Durchgehen des in Rede stehenden, sehr werthvollen Buches heraus, für welches alle, denen es bestimmt ist, dem Verfasser von Herzen verpflichtet sind, welchem von Seiten des Monarchen, dem es gewidmet, die wohlverdiente Anerkennung geworden.

G. Friedlaender.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

(Zweites Semester.) № 1.

Literarische Anzeigen.

Neue Bücher,

[illegible]age von Duncker und Humblot in Berlin, [illegible] Str. Nr. 20. a, erschienen und durch alle Buch[illegible]u beziehen sind:

[illegible]ill., Zwölf Nächte, Roman in sechs Bü[illegible] Bände. 12. geh. 5 Thlr.

[illegible] K. F., Weltgeschichte. Siebente, ver[illegible] und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben [illegible] Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. [illegible]mann und K. A. Menzel. 14 Theile oder [illegible] gr. 8. Lief. 27. u. 28. u. Theil 14. Jede [illegible]hlr. — jeder Theil $\frac{2}{3}$ Thlr.

[illegible] Zweiter Abdruck. Lief. 21. u. 22. u. Th. 11.

[illegible]r. K., philosophische und theologische Vor[illegible] herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke [illegible]h. W. Dittenberger. Erster Band. Die [illegible]sche Anthropologie. gr. 8. $34\frac{1}{2}$ Bogen. [illegible]onspreis (bei Verbindlichkeit zur Abnahme [illegible]ade) für 24 Bogen $1\frac{1}{2}$ Thlr. $2\frac{1}{6}$ Thlr.

[illegible] unter folgendem Titel einzeln zu haben:

[illegible]ungen über die philosophische Anthropo[illegible] [illegible]rausgegeben von Dr. Ph. Marheineke und [illegible]W. Dittenberger. gr. 8. Ladenpreis $2\frac{7}{8}$ Thlr.

[illegible] H. Ed., Manuale latinitatis fontium juris ci[illegible] [illegible]anorum, thesauri latinitatis epitome. In usum [illegible] Fasc. V. 4 maj. Subscriptionspreis 1 Thlr.

[illegible] Ida Gräfin. Aus der Gesellschaft. No[illegible] $1\frac{1}{2}$ Thlr.

[illegible] W. Fr., Werke. Vollständige Ausgabe [illegible] Verein von Freunden des Verewigten: [illegible]arheineke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. v. [illegible] H. Hotho, K. Michelet, F. Förster. Zehn[illegible] Dritte Abtheilung. gr. 8. Subscriptions[illegible] Thlr.

[illegible] unter folgendem Titel einzeln zu haben:

[illegible] Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. Hotho. Dritter und letzter Band. [illegible] 8. Ladenpreis 3 Thlr.

(Alle drei Bände kosten nun 9 Thlr.)

Heinsius, Dr. Th., Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft. Fünfte Ausgabe in 6 Bänden oder 12 Lieferungen. Lief. 10—12. à $\frac{1}{2}$ Thlr.

Auch unter folgendem Titel einzeln zu haben:

— —, Vorschule der Sprach- und Redekunst, oder theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen Sprechen und Verstehen der deutschen Sprache. Fünfte verbesserte Ausgabe. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis auf Hegel. Zweiter und letzter Band. gr. 8. 4 Thlr.

(Beide Bände kosten 7 Thlr.)

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Vierte, vermehrte Ausgabe. gr. 8. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Preufs, Dr. J. D. E., Friedrich der Grofse mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze. gr. 8. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorgan. Chemie. 5te Aufl. gr. 8. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Anzeige
für Philologen und jeden Gebildeten.

Bedeutend ermäfsigter Preis
von $6\frac{1}{2}$ Rthlr. auf $1\frac{1}{2}$ Rthlr.
des

Caj. Cornel. Tacitus
sämmtliche Werke,

übersetzt
vom Dr. und Professor *Wilhelm Bötticher.*
Vier Bände, 1831—1834.

Diese Uebersetzung des Tacitus, von der einer unserer berühmtesten Philologen sagt, dafs, wenn derselbe überhaupt in's Deutsche übersetzt werden solle, es nur in der von Herrn Bötticher befolgten Weise geschehen könne, und dessen Arbeit alle seine Vorgänger bei Weitem übertreffe, hat wohl bis jetzt

nur des bedeutenden, wenn gleich dem Umfange des Werkes nicht unangemessenen Preises wegen die wohlverdiente allgemeine Verbreitung noch nicht gefunden.

Der unterzeichnete Verleger findet sich deshalb veranlaßt, es so billig anzubieten, daß die Anschaffung Lehrern und Schülern, so wie jedem Gebildeten leicht wird.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Berlin, im Juni 1838.

Th. Chr. Fr. Enslin.

In meinem Verlage ist erschienen:

Allgemeines Handwörterbuch
der
philosophischen Wissenschaften,
nebst
ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften

bearbeitet von

Wilh. Traug. Krug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:

Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. 4½ Thlr.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15⅓ Thlr. auf

Zwölf Thaler

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

HANDBUCH
zur
BÜCHERKUNDE
für
Lehre und Studium
der
beiden alten classischen und deutschen Sprache.

Von

Dr. *S. F. W. Hoffmann.*

gr. 8. 30 Bogen. Preis 1⅞ Thlr.

Der durch seine Schriften bekannte Verfasser dieses Werkes giebt darin eine sorgsame Uebersicht der bedeutendern und brauchbaren Werke für Unterricht und Wissenschaft mit Winken über Zweck und Wahl derselben, wie die heutige Zeit es fordert, aber noch kein Werk es bietet. Die unterzeichnete Verlagshandlung hofft daher, es wird Lehrern, Studirenden, Schülern der höheren Gymnasialclassen, so wie allen, in deren Interesse die Kenntniß der Literatur für das Studium und den Unterricht des classischen Alterthums, der deutschen Sprache und auch des gelehrten Unterrichtswesens liegt, eine willkommene und befriedigende Erscheinung sein, und die allgemeinste Theilnahme finden.

Leipzig, im April 1838.

Carl Cn[illegible]

Durch Perthes, Besser et Mauke ist zu [illegible]

The First Bo[illegible]
of the
History of the Germans [illegible]
from the earliest ages to the ye[illegible]
(Barbaric period)
By
Thomas Greenwood Esq.

of Grayo Inn Barrister at Caw. M. A. of St. Joh[illegible] the University of Cambridge and Fellow et Read[illegible] in the university of Durham.

In two parts. London, *Longmann et Comp.*[illegible]

Folgendes neue wichtige astronomische Werk [illegible]le Buchhandlungen zu beziehen:

Fundamenta nova investigationis orbitae v[illegible] luna perlustrat, quibus annexa est solu[illegible] matis quatuor corporum breviter expo[illegible] P. A. Hansen. Gothae, apud C. Glae[illegible] 1838. Preis 6⅔ Thlr.

Unterrichtsbücher
der Königl. Realschule zu [illegible]

welche in unserm Verlage erschienen und durch al[illegible] lungen zu beziehen sind:

Büchner, K., und *F. Herrmann*, Handbu[illegible] ren französischen Sprache und Literatur [illegible] wahl interessanter, chronologisch geordne[illegible] aus den besten neueren französischen P[illegible] Dichtern, nebst Nachrichten von den Ve[illegible] ihren Werken. Prosaischer Theil. Zw[illegible] weg verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1[illegible]

Dasselbe. Poetischer Theil. 1835.

Dielitz, Th., Grundriß der Weltgeschichte [illegible] schulen und die mittlern Gymnasialklassen. 1836. ½ Thl[illegible]

Herrmann, F., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privat-Unterricht. Enthaltend: 1. Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Uebungen zum Uebersetzen in's Deutsche und in's Französische. 2. Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Gram-

matik und Wörterverzeichnissen. Vierte, verbesserte Auflage. 1837. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Herrmann, F., neues französisches Lesebuch; oder Auswahl unterhaltender und belehrender Erzählungen aus den neueren franz. Schriftstellern, mit biograph. und literar. Notizen üb. die Verfasser und erläuternden Anmerkungen. Zweite verbess. und mit mehreren neuen Stücken und einem Wörterbuche vermehrte Ausgabe. 1836. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Hoffer, Joh., die Experimental-Physik, methodisch dargestellt. Erster Cursus. Kenntnifs der Phänomene. (Mit 36 eingedruckten Holzschnitten.) 1836. $\frac{1}{3}$ Thlr.

— Zweiter Cursus. Von den physikalischen Gesetzen. Mit 5 Kupfertafeln. 1838. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Hölzle, Joh., Lehrbuch der Arithmetik für Schulen, Erziehungsanstalten und den Selbstunterricht. Enthaltend: eine gründliche und leicht fafsliche, den Erfordernissen der neueren Pädagogik angemessene Darstellung des Kopf- und Zifferrechnens, und deren Anwendung auf das bürgerliche Leben und auf besondere Geschäftszweige. 4 Theile, 1832:

I. Die vier Operationen enthaltend. $\frac{1}{2}$ Thlr.

II. Die Anwendungen der vier Operationen enthaltend. $\frac{5}{12}$ Thlr.

III. Eine Sammlung arithmetischer Aufgaben enthaltend. $\frac{5}{12}$ Thlr.

IV. Die Resultate dieser Aufgaben enthaltend. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Th. I. u. IV. sind vorzüglich für den Lehrer, Th. II. u. III. für den Schüler bestimmt.

Kaufmann, Jac., neues englisches Lesebuch, oder Sammlung prosaischer und poetischer Aufsätze von den vorzüglichsten neueren englischen Schriftstellern, nebst einem Wörterverzeichnisse. Für Schulen und den Privat-Unterricht. 1836. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Kunze, Meier, Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra. Fünfte durchgesehene Ausgabe. 1838. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Kötzsche, E. W., deutsches Lesebuch. Erste Abtheilung. 1836. $\frac{1}{2}$ Thlr.

— Zweite Abtheilung. 1838. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Wöhler, Dr. F., Grundrifs der Chemie. Unorganische Chemie. Fünfte Auflage. 1838. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Wir glauben Directoren von Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen einen Dienst zu erzeigen, indem wir sie auf obige Schulbücher aufmerksam machen, deren Brauchbarkeit beim Unterricht theils durch ihre Einführung in die obengenannte berühmte Lehranstalt, so wie in andere Schulen und Gymnasien, theils durch mehrere neue Auflagen bewiesen ist.

Duncker und Humblot in Berlin.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl August Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. W. Böttiger,

Hofrathe und Professor zu Erlangen.

Erstes Bändchen. gr. 8. 1838. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Zweites Bändchen. gr. 8. 1838. geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur erschien zu Anfang d. J.; eine „**Biographische Skizze Böttiger's,**" von demselben Verfasser, $^2/_3$ Thlr.

Leipzig, im Aug. 1838.

In der unterzeichneten Buchhandlung erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Freese, Dr. C., über deutsche Assonanzen.

Eine Monographie. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Prüfung der vielbesprochenen Nachbildung der Spanischen Assonanzen in Uebersetzungen und Originalgedichten berühmter Dichter seit etwa dreifsig Jahren bildet den ersten Theil dieses Schriftchens. Das Resultat ist die Verwerfung dieser Dichtungsform, wie die Schlegel, Tieck, Uhland, Heine etc. sie gewöhnlich bildeten. Dafür wird aber eine neue Methode aufgestellt, wie die Assonanzen dem Genius unserer Sprache angemessen klangvoller und wirksamer zu bilden sind, indem unter den als assonirend angenommenen Worten nur einige nach des Verfassers weitläuftig ausgeführten Ansichten wirklich assoniren. Beispiele verdeutlichen alle Behauptungen. Allgemeine Betrachtungen über die zweckmäfsigste Form der poetischen Uebertragungen aus dem Spanischen machen den Schlufs.

C. Löfflersche Buchhandlung in Stralsund.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit empfehlen wir die

Spaziergänge und Weltfahrten

von

Theodor Mundt.

2 Bände. 8. Altona 1838. geh.

Der Beifall, den dies in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk bei einem gebildeten Publikum gefunden, ist gewifs um so gerechter, als auch sämmtliche kritische Blätter dasselbe als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen bezeichnen, und demselben hinsichtlich des Styls einen hohen Platz in der Literatur anweisen.

Beide Bände kosten 4 Thlr. und sind in allen Buchhandlungen in Deutschland, Oestreich, der Schweiz etc. zu haben.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung von *Augustin Boduszynski*, Prof. zu Krakau. Mit 3 Steindrucktafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu huldigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse sein mufs.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Höchst interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

8. Altona. Jede Lieferung nur $\frac{3}{8}$ Thlr.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 3 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern, hat Deutschland nach allen Richtungen bereist, und besitzt neben feiner Beobachtung und geistreicher Auffassung, eine freimüthige Darstellung.

So eben ist das 3te Heft vom

Freihafen.

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, H. König, Dr. Mises, K. Rosenkranz, Veit, Th. Mügge, Varnhagen v. Ense, Fr. v. W., Dr. Straufs etc.

erschienen!

Diese durch die steigende Gunst des Publicums ausgezeichnete Vierteljahrsschrift, die bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit in Deutschland gehört, führt fort die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern. Das 3te Heft enthält:

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum

von

Dr. Straufs.

(als Vorläufer zu der neuesten Ausgabe von des Verfassers Leben Jesu, vom wesentlichsten Interesse!!!)

„Streifereien durch Belgien, von Dr. Mügge; zur Jugendgeschichte der Königin Sophie Charlotte von Preufsen, nach französischen Quellen, von Dr. Guhrauer in Paris; eine neue „Novelle von d. F. v. W; Gedichte von F. Gustav Kühne; „Literaturblätter; Fortgesetzte Mittheilungen über „Niebuhr und einige ungedruckte Briefe desselben; „Correspondenznachrichen aus Paris, Berlin, Prag, Hanau, Leipzig, Dresden, Bremen, Hamburg etc."

In jeder soliden Buchhandlung Deutschlands sind die bis jetzt erschienenen 3 Hefte des Freihafens vorräthig, der Preis für jedes Heft ist $1\frac{1}{4}$ Thlr.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Herculanum und Pompeji.

Vollständige Sammlung

der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Enthaltend sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neueren noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von *H. Roux* dem Aeltern und *Ad. Bouchet* zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schul-Anstalten. Deutsch bearbeitet von Dr. *A. Kaiser.*

Dieses interessante Unternehmen darf gewifs für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit grofsem Aufwande ausfüllen konnten, da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji auf die Nachwelt gekommener Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerläfslich zum Verständnifs des Alterthums, wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz aufser dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Uebersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

Abtheilungen des Werkes:

Malereien.

1ste *Serie.*—Architect. Verzierungen.
2te - —Gruppen von Figuren
3te - —Einzelne Figuren.
4te - —Friese etc.
5te - —Landschaften.
6te - —Mosaiken.

Bronzen.

1ste *Serie.*—Statuen.
2te - —Büsten.
3te - —Geräthe, Lampen etc.

Geheime Sammlung.

1ste *Serie.*—Malereien.
2te - —Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Text und Umschlag im gröfsten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen vier solcher Lieferungen,

deren jede $6\frac{1}{4}$ Silbergroschen kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst sowie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospecte einzusehen.

Hamburg, im Juni 1838.

Johann August Meifsner.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1838. (Zweites Semester.) № 2.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Becker's, K. F., Weltgeschichte, Supplementband zu allen früheren Ausgaben. gr. 8. 1 Thlr.

Dirksen, H. Ed., manuale latinitatis fontium juris civilis Romanorum, thesauri latinitatis epitome. In usum tironum. Fasc. VI. 1 Thlr.

Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leop. Ranke. I. 2. Abth., König Otto der Erste von R. A. Köpke. gr. 8. geh. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Menzel, K. A., Geschichte der Jahre 1815—1837. gr. 8. cartonnirt. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Pischon, F. A., Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. 1r. Theil. gr. 8. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Roon, Albr. v., Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Zweite Auflage. In 3 Abtheilungen. Abth. 2. gr. 8. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Röse, E., Ueber die scenische Darstellung des Goethe'schen Faust und Seydelmann's Auffassung des Mephistopheles. gr. 8. geh. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Rötscher, H. T., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. II. Goethe's Wahlverwandtschaften. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Wackernagel, K. E. P., Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. 3te, verm. Ausg. gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr. geb. $1\frac{7}{12}$ Thlr.

In Kurzem werden erscheinen:

Daub's, Dr. Karl, philosophische und theologische Vorlesungen, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. 2r. Band. 33 Bgn. Sbsc. Preis à Bgn. $1\frac{1}{2}$ gGr. — $2\frac{1}{12}$ Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — Prolegomena zur Dogmatik. gr. 8.

Göschel, K. F., Beiträge zur spekulativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gott-Menschen. Mit Rücksicht auf Dr. F. Strauss Christologie. gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Kunth, C. S., Flora berolinensis sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum familias naturales disposita. Tom. I. et II. cart. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

F. A. Pischon,
Denkmäler der deutschen Sprache
von den frühesten Zeiten bis jetzt.

Eine vollständige Beispielsammlung zu seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur.

Erster Theil,

welcher die Zeit bis zum Jahre 1300 enthält.

gr. 8. 1838. Berlin. Verlag von Duncker und Humblot. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser giebt in diesem ersten Bande die erläuternden Sprachproben gothischer, alt- und mittelhochdeutscher Poesie und Prosa von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1300 zu seinem, nunmehr in der vierten Ausgabe weit verbreiteten, Leitfaden der deutschen Litteratur. Die für die ältesten Stücke mitgetheilten Uebersetzungen, die unter dem Text durchgehenden Erklärungen schwieriger Worte und Wendungen, die genauen Inhaltsangaben sämmtlicher Epen und grösserer Gedichte setzen auch den mit unsern älteren Sprachformen nicht Vertrauten ohne weitere Vorkenntnisse in den Stand, der Entwickelung der deutschen Litteratur selbstthätig und urtheilend zu folgen, und erschliefsen jene reichen Schätze des Geistes, welche bisher das ausschliefsliche Eigenthum weniger Eingeweihten schienen, aller Augen und Theilnahme. Nicht minder werden darum alle Lehrer der Jugend, welche den Leitfaden der Litteraturgeschichte desselben Verfassers ihren Vorträgen zu Grunde legen, das passendste Material finden, den Gang ihrer Darstellungen zu beleben, das Interesse des Schülers zu wecken und seinen Sinn früh zu den schönen Besitzthümern seines Volkes hinzulenken, die nur zu lange über den Erzeugnissen der alten Welt vergessen und hintangestellt worden sind; und wir möchten die Aufmerksamkeit um so mehr auf die Denkmäler unserer Sprache und Poesie hinlenken, je weniger Frist dem Gymnasialunterrichte noch vergönnt sein wird, die älteren deutschen Sprachformen in den systematischen Kreis seiner Disciplinen aufzunehmen. So wird bei dem anerkannten Talent und bewährten Geschmack des Verfassers in der Auswahl solcher Sammlungen die Hoffnung desselben, die Kenntnifs und das Studium unserer Nationalliteratur durch dieses Werk immer weiter verbreitet und immer lebendiger eindringend zu sehen, sich gewifs erfüllen.

In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Bibliotheca Scriptor. Latinor., curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. M. T. Ciceronis libri. Tom. I. Brutum contin. 8 maj. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Ciceronis, M. T., Brutus. Emendavit et commentariis instruxit Henr. Meyer.

Hiermit eröffnen wir eine Folge Latein. Autoren, welche theils in den Kreis der Gymnasien gehören, theils auch außerhalb des praktischen Gesichtspunktes einen mehr als mittelbaren Werth besitzen, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit mit Kommentaren ausgestattet werden. Einen Pränumerations- oder Subscriptions-Preis stellen wir nicht, dagegen werden wir Schulanstalten besondere Vortheile bewilligen.

Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 83s und 84s oder 7ten Bandes 11s und 12s Stück. 4. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 12½ Sgr.)

Günther, J., Lehrgang des Unterrichts im deutschen Styl für Lehrer an mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend. gr. 8. 1 Thaler 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Hanow, R., Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. 4. 8 Gr. (10 Sgr.)

Junker's Exempeltafeln, das ist: 144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäfsigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechenunterricht in Volksschulen. 6te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

— — Dieselben Tafeln für die Preufs. Staaten. 2te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Juvenalis, D. Junius, Satiren. Uebersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Direktor der Gelehrtenschule zu Bremen). gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (2 Thlr. 10 Sgr.)

Kohlrausch, Fr., Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch der „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments." Vierte verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Niemeyer, A. H., Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. Zwölfte (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Auflage. 8. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Bei dieser, seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Ausgabe ist der jetzige Herr Herausgeber eifrig bemüht gewesen, alle billigen Ansprüche möglichst zu befriedigen. Die Zahl der Gesänge ist auf 474 gestiegen, besonders ist das Fach der eigentlichen Schullieder bereichert, und fünf Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Im Verlage von W. Kaiser in Bremen ist so eben erschienen:

Uhde, Prof. Dr. A., Grundlehren der Arithmetik und Algebra für den höheren Schulunterricht. gr. 8. (27 Bog.) 1 Thlr. 12 gGr.

Im Laufe dieses Jahres ist bei J. C. B. Mohr in Heidelberg bis jetzt neu erschienen:

Annalen, Medicinische, herausgegeben von der Grofsherzogl. Bad. Sanitäts-Commission in Carlsruhe und den Vorstehern der medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Anstalten in Heidelberg. IV. Bd. 1. u. 2. Heft. gr. 8. pr. 4 Hefte 4 Thaler oder 7 fl. 12 kr.

Archiv für die civilistische Praxis. XXI. Band. 1. u. 2. Heft. gr. 8. pr. 3 Hefte 2 Thlr. oder 3 fl.

Huschke, Ph. E., die Verfassung des Königs Servius Tullius, als Grundlage zu einer Römischen Verfassungsgeschichte entwickelt. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 fl. 36 kr.

Mittermaier, C. J. A., Dissertatio de principio imputationis alienatione mentis in jure criminali recte constituendo. 4 maj. 12 Gr. oder 54 kr.

ΦΛΑΟΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ Flavii Philostrati Vitae Sophistarum. Textum ex Codd. Romanis, Florentinis, Venetis, Parisinis, Londinensibus, Mediolanensi, Havniensi, Oxoniensi, Gudiano, Heidelbergensi recensuit Epitomam Romanam et Parisinam ineditas adlecit Commentarium et Indices concinnavit C. L. Kayser, Ph. Dr. Insertae sunt notae ineditae I. Casauboni, Bentleii, Huetii, Salmasii, Jacobsii, Th. Heysii; editae Valesii, Olearii, Jacobsii, A. Jahnii. Accedit Libellus Galeni *ΠΕΡΙ ΑΡΙΣΤΗΣ ΔΙΔΑΣΚΑΛΙΑΣ* ex Cod. Florentino emendatus, et qui vulgo inter Lucianeos fertur, *ΝΑΡΩΝ* Philostrato vindicatus et ex cod. Palatino correctus. 8 maj. 2 Thlr. 22 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Rothe, Dr. R., Warum fühlt die deutsch-evangelische Kirche gerade in unsern Tagen das Bedürfnifs von Predigerseminarien? Denkschrift der Eröffnung des Grofsherzogl. Bad. evangel. protest. Predigerseminariums zu Heidelberg. gr. 8. geh. 8 Gr. oder 36 kr.

Vuy, Dr. C. F. A., De Originibus et Natura Juris Emphyteutici Romanorum. Commentatio ab illustrissimo Jureconsultorum ordine in literarum Universitate Heidelbergensi Praemio ornata. 8. maj. 21 Gr. oder 1 fl. 36 kr.

Zachariae, Dr. Karl Salomo, Handbuch des Französischen Civilrechts. Vierte neuverbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. gr. 8. 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. Herausgegeben von Mittermaier und Zachariä. X. Band 1—3. Heft. 2 Thaler 16 Gr. oder 4 fl.

Zimmer, Lehrbuch der Englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen. gr. 8. geh. 1 Thaler 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Unter der Presse befindet sich und erscheint demnächst noch:

von Leonhard, Geh. Rath, Agenda geognostica, Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher etc. Mit Steindrücken. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8.

Schrift, die heilige, Alten und Neuen Testaments. Uebersetzt von W. M. L. de Wette. In 3 Bänden. Dritte verb. Aufl. 1. Band. gr. Med.

Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes etc. XI. Bd. 1. Heft.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Müller, J. H. T., (Direktor des Realgymnasiums zu Gotha) Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Vorstehendes Lehrbuch enthält in stufenweiser Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern in 15 Abschnitten die Hauptlehren der gesammten allgemeinen und dekadischen Arithmetik. Dabei ist fortwährend auf den innern Zusammenhang der einzelnen Sätze, wie sie auf den drei Rechnungsstufen wiederkehren, Rücksicht genommen.

Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838. Nr. 103/105. schliefst die kritische Beurtheilung dieses Lehrbuchs mit folgenden Worten:

„Alle Vorzüge jedoch des vorliegenden Buches einzeln anzuführen, gestattet der Raum nicht, daher begnügt sich Rec. dasselbe besonders jedem Lehrer aufs dringendste zu empfehlen. Er findet in höchst zweckmäfsiger Anordnung eine sehr grofse Menge Materials, das er zum Theil noch für sich selbst wird benutzen können, zum Theil auch nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler das für sie Passende herauszuwählen. Aber auch für den von der Schule abgegangenen Schüler, der sich ganz dem Studium der Mathematik widmen will, ist es ein zweckmäfsiges Handbuch um das ganze Gebiet der Mathematik, so weit diese in den Kreis der Schule gehört, nochmals als ein ordentliches System zu übersehen und sich zu den Vorträgen auf der Universität tüchtig vorzubereiten.

Rec. scheidet von dem Vf. mit dem Wunsche, dafs er dem Tadel, den Rec. mitunter ausgesprochen, nichts Anderes zum Grunde lege als die freundschaftliche Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was wohl bei einer neuen Auflage, die das Buch seiner Gediegenheit und Brauchbarkeit wegen recht bald verdient, geändert werden könnte. Zunächst aber möge der Vf. eilen, den versprochenen zweiten Band, welcher die geometrische Abtheilung der Elementar-Mathematik enthalten soll, ehestens nachzuliefern. Denn wenn dieser eben so trefflich wie der vorliegende arithmetische Theil bearbeitet wird, so verdient das Ganze unbedingt den Vorzug vor allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Papier und Druck sind zu loben."

Weidmann, F., Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten von St. Gallen, besonders während den Jahren der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes. Mit Original-Aktenstükken, Korrespondenz-Auszügen und andern Beilagen. gr. 8. St. Gallen, 1834. 1 fl. 20 kr. — 21 gGr.

Dieses als Anhang und Schlufs zu von Arx Geschichte von St. Gallen zu betrachtende wichtige Werk, ehemals unser Kommissionsartikel, ist nunmehr in unser Verlagseigenthum übergegangen.

St. Gallen, den 31. Juli 1838.

Huber und Comp.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populaire Darstellung von *Augustin Boduszynski*, Prof. zu Krakau. Mit 3 Steindrucktafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu huldigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse sein mufs.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Botanik,

für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als classisch von allen Botanikern anerkannt, sowohl für den Botaniker von Fach als auch für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

J. C. Moessler's

Handbuch der Gewächskunde.

Dritte Auflage,

herausgegeben, vermehrt und verbessert

von

Dr. *J. C. L. Reichenbach.*

gr. 8. 3 Bände. Altona, Hammerich. 6¾ Thlr.

nicht dringend genug empfohlen werden.

Dieses sichere, *zuverlässige* Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als *höchst praktisch* bewährt, was wohl nichts besser beweist, als die allgemeine Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so *billigen* Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz u. s. w. haben dieses gediegene Werk stets vorräthig.

Dr. Georg Friedrich Puchta

Lehrbuch der Pandekten.

gr. 8. 46 Bogen. 2½ Thlr.

Der gelehrte Verfasser läfst dieses Werk an die Stelle des von ihm bereits im Jahre 1832 bearbeiteten, in München unter dem Titel „System des gemeinen Civilrechts bei Pandektenvorlesungen" erschienenen Grundrisses treten, indem er zwar das in demselben aufgestellte neue System beibehält, indessen nicht mehr blos die Ueberschriften der Abschnitte und Paragraphen giebt, sondern auch den Inhalt derselben darstellt. Je vortheilhafter sich schon jener „Grundrifs" auszeichnete, desto sicherer darf das nunmehrige „Lehrbuch" die günstigste Aufnahme erwarten, da es als ein möglichst concentrirendes neben den vielen anderen ausgedehnteren Werken seinen Platz rühmlichst dadurch behaupten wird, dafs es mit Schärfe und Präcision die einzelnen Lehrsätze hinstellt, sie streng logisch an einander reiht und überall aus den Quellen begründet. Der Verleger hat die Einführung durch sehr billigen Preis zu fördern nicht angestanden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In neuer, zweiter, ganz umgearbeiteter Auflage ist eben im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin erschienen:

Grundzüge
der
Erd-, Völker- und Staatenkunde.

Ein Leitfaden für höhere Schulen und den Selbstunterricht;
entworfen von

Albrecht von Roon.

Mit einem Vorwort
von

Carl Ritter.

Erste Abtheilung: Topische Geographie. Preis 1⅓ Thlr.
Zweite Abtheilung: Physische Geographie. Preis 2⅔ Thlr.

Allen, welche die neue Gestaltung der Erdkunde durch Karl Ritter nicht unbekannt geblieben ist, wird es um so willkommener sein, die Resultate der jetzigen Behandlungsweise dieser Wissenschaft in einem Buche zu übersehen, welches dieselben in übersichtlicher Darstellung und anschaulicher Klarheit vorträgt, je gröfsere Schwierigkeit der weniger Eingeweihte findet, sich in dem umfassenden Werke des Meisters selbst zu orientiren, je erdrückender die Masse des hier aufgehäuften Materials erscheint, je weiter dasselbe noch von seiner Vollendung entfernt ist. Aber auch auf den Schulen und Gymnasien hat der geographische Unterricht bereits aufgehört, eine Anhäufung von Namen und Zahlen zu sein, wie die übrigen Disciplinen hat sich auch die Erdkunde der Forderung zu unterziehen, zur formellen Geistesbildung mitzuwirken und nach der materiellen Seite hin, eine feste Anschauung des Terrains und der Raumverhältnisse der Erde von vorn herein im jugendlichen Sinn zu begründen. Für diese Zwecke bietet nun der Verfasser, dem selbst mehrjährige Erfahrungen dieser Art zur Seite

stehen, den Lehrern insbesondere die vorliegenden Grundzüge dar. Indem er die Bedürfnisse derselben vollständiger als in der ersten Ausgabe ins Auge fafste, hat die systematische Einheit und methodische Geschlossenheit seiner Arbeit um vieles gewonnen, und zugleich ist das Material vielfach bereichert worden; doch ist die Eintheilung in Lehrstufen, welche sich als bewährt erwiesen hat, beibehalten worden. In der ersten Abtheilung (topische Geographie) trägt der Verfasser nach den nothwendigen Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie die allgemeine Lehre von den Lagen- und Gröfsenverhältnissen der geographischen Orte und Räume, als Grundlage des ganzen Gebäudes vor, die Orographie und Hydrographie der Erdkugel, denen die allgemeinen Angaben der räumlichen Verhältnisse, Flufsnetze und Gebirge der einzelnen Erdtheile folgen. Dieses Gerüst wird dann in der zweiten Abtheilung auf das Anschaulichste und Umfassendste durch die physische Geographie ausgefüllt und belebt, indem die Gebirgs- und Wassersysteme, die Hoch- und Stufenländer nebst den Ebenen, die Klimate und organischen Naturverhältnisse in der Thier- und Pflanzenwelt ausführlich durchgegangen werden. Ueberall erhält der Leser durch Gebirgs-, Flufs- und Thalprofile die genaueste Einsicht auch der specielleren Dimensionen; und namentlich wird die vortreffliche Darstellung der europäischen Gebirgszüge sich gewifs des gröfsten Beifalls zu erfreuen haben. — Der dritte Theil, welcher die politische Geographie nach neuen vergleichenden Gesichtspunkten behandelt, wird gegen Ende dieses Jahres erscheinen.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

ANEKΔOTA.

Tomus I.

Athanasii Scholastici Emiseni de Novellis Constitutionibus imperatorum Justiniani Justinique commentarium, anonymique scriptoris περὶ διαφόρων ἀναγνωσμάτων: item fragmenta commentariorum a Theodoro Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, anonymo scriptore de Novellis Constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum. Ex codicibus manuscriptis qui Bononiae, Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit

G. E. Heimbach.

4maj. 50¼ Bogen. 5½ Thlr.

Dies Werk, die Frucht einer mehrjährigen litterarischen Reise des Verfassers durch Frankreich und Italien, höfft um so mehr eine wohlwollende Aufnahme beim juristischen Publikum in Anspruch nehmen zu dürfen, da es dazu bestimmt ist, für die eben so schwierige als bisher vernachlässigte Kritik und Interpretation der Justinianischen Novellen neue, bisher ungedruckte Quellen zu eröffnen. Indem ich auf die vielen neuen Resultate der Forschungen in der Urgeschichte der Justinianischen Rechtsbücher, welche der Verfasser in den Prolegomenen niedergelegt hat, aufmerksam mache, bemerke ich zugleich, dafs dies Werk auch für das griechische und russische Kirchenrecht von Bedeutung ist, da die ersten Titel des Athanasischen Novellencommentars in das κείμενον des Phokianischen Nomocanon's und von da in die Kormczaia Kniga übertragen worden sind.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1838. (Zweites Semester.) № 3.

Literarische Anzeigen.

Im Verlage von Duncker und Humblot ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Becker's, K. F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2r Abdruck. Herausgegeben von J. W. Loebell. Mit den Fortsezzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Theile oder 28 Lieferungen. gr. 8. Lief. 25 u. 26. u. Theil 13. Jede Lief. $\frac{1}{3}$ Thlr. Jeder Theil $\frac{2}{3}$ Thlr.

Daub's, Dr. C., philosophische und theologische Vorlesungen, herausgegeben von Dr. Ph. Marheineke und Th. W. Dittenberger. 2r Band. gr. 8. 33 Bog. Subscriptions-Preis $2\frac{1}{12}$ Thlr.

Auch unter dem besonderen Titel einzeln zu haben:

— — Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. gr. 8. 33 Bogen. Preis $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Göschel, Karl Friedrich, Beiträge zur spekulativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gott-Menschen. Mit Rücksicht auf Dr. Strauſs Christologie. gr. 8. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Kunth, C. Sig., Flora Berolinensis sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum familias naturales disposita. Tom. I et II. 8. engl. cart. Preis $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Ranke, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche u. ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert. Erster Band. 2te Auflage. gr. 8. Preis $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Dies Werk ist nun wieder vollständig in drei Bänden zu dem Preise von $8\frac{2}{3}$ Thlr. zu haben.

Toepfer, Dr. C., Lustspiele, 3ter Band, enthaltend: Die Einfalt vom Lande. — Lafst mich lesen. — Karl der Zwölfte auf der Heimkehr. — Der Pariser Taugenichts. 8. geh. Preis $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Die früheren Bände dieser Lustspiele, Thl. 1. Preis $1\frac{2}{3}$ Thlr. und Thl. 2. Preis 2 Thlr., enthalten: (Thl. 1.) Der beste Ton. — Nehmt ein Exempel d'ran. — Schein und Sein. (Thl. 2.) Bube und Dame. — Der Krieg mit dem Onkel. — Freien nach Vorschrift.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von *B. M. Keilhau.*

Erstes Heft. Mit vier Tafeln.

Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer andrer geologischen Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wohl am besten der Umstand, daſs die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

F. A. Brockhaus.

Bei Hinrichs in Leipzig ist neu erschienen:

Marbach, Dr. G. O.,

der Zeitgeist und die moderne Literatur.

Briefe an eine Dame. — Auch unter dem Titel: Ueber moderne Literatur. 1ste—3te Lieferung. 8. Velinpap. geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt: Einleitung. Menzel. Börne. Heine. Gutzkow. Wienbarg. Laube. Kühne. Lenau. Die schwäb. Schule. Bettina. Rahel u. s. w.

Schiller's Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. *H. F. W. Hinrichs* (ord. Prof. der Philosophie zu Halle). 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. $3\frac{5}{12}$ Thlr.

Inhalt: I. Einleitung; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniſs zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don

Carlos. — Die 2te Abtheilung, Schillers übrige dramatische Originaldichtungen umfassend, erscheint bis Ostern künftigen Jahres.

Das Ganze, sich in der äufsern Erscheinung der schönen Octavausgabe von Schillers Werken vollkommen anschliefsend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Nationaldichters.

So eben erschien (zu haben in allen Buchhandlungen):

Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12ten Jahrh. Von Philadelphus. gr. 8. geh. in Umschlag $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift, ein Preufsischer akademischer Lehrer, von der wissenschaftlichen Welt als Schriftsteller gekannt und geachtet, wünscht einstweilen im Interesse der Sache nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervor zu treten. — So wird diese Schrift, die aus einer eben so geistreichen, als für die Wahrung und Schirmung der guten Sache begeisterten Feder geflossen, für sich selbst reden und eine gerechte und allgemeine Anerkennung finden.

Braunschweig.

George Westermann.

So eben erschien in unserm Verlage:

Prolegomena zur Historiosophie

von

August von Cieszkowski.

10 Bog. Velinpapier, sauber brochirt, gr. 8. $^2/_3$ Thlr.

Veit et Comp. in Berlin.

So eben erschien bei George Westermann und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben und Wirken des schottischen Baronett Sir John Sinclair

dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. *Baumann*. 2 Theile. 8. Velinp. geh. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Wichtig für *Professoren der Staatsökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, gröfsere Gutsbesitzer und Landwirthe*, so wie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Tragödien des Sophokles. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Georg Thudichum*. 2ter Theil. Enthält: Trachinerinnen, Aias, Philoktetes, Elektra. 8. Preis $1\frac{3}{4}$ Thlr. oder 3 fl.

Wie sehr eine gelungene Uebersetzung der unsterblichen Werke des Sophocles ein Bedürfnifs ist, zeigen die häufigen Versuche und die wiederholten Auflagen minder werthvollerer Uebertragungen. Ueber den Werth des ersten Bandes der Thudichum'schen Bearbeitung hat die Kritik längst entschieden, und

heifst es in Jahn's Jahrbüchern 1833. Bd. 8. Heft 2 unter Anderm: „durch Herrn Th. Uebersetzung ist ein bedeutender Schritt zu dem Ziele, einen deutschen Sophocles zu erhalten, geschehen; sie ist weit lesbarer als alle früheren, und, fügen wir noch hinzu, auch als die später erschienenen von Liskovius und Stäger; die Härten der Solger'schen Uebersetzung sind meistens vermieden." A. a. O.: „Nur die Rücksicht auf die Beschränktheit des Raumes hält uns ab, andere Uebersetzungen zur Vergleichung beizufügen, um dadurch darzuthun, wie sehr die Arbeit des Herrn Th. alle ihre Vergängerinnen und Nachfolgerinnen an Ungezwungenheit, Verständlichkeit und Adel des Ausdrucks übertrifft. Was die Anmerkungen betrifft, welche Hr. Th. seiner Uebersetzung beigefügt hat, so müssen wir denselben nachrühmen, dafs sie von Belesenheit und Sammlerfleifs zeugen; aufserdem hat uns der gedrungene, mit wenig Worten vielsagende Ausdruck, der an die Manier unsers unsterblichen Vofs in seinen deutschen Kommentaren erinnert, sehr wohl gefallen."

Solchen Empfehlungen braucht die Verlagshandlung nichts zuzufügen, und bemerkt dieselbe nur noch, dafs der erste Theil, König Oedipus, Oedipus in Kolonos und Antigone enthaltend, um gleichen Preis, wie der 2te Theil zu haben ist.

Bei H. B. König in Bonn ist in diesem Monate erschienen:

Anthologia sanscritica.

Ed. Chr. Lassen.

8. maj. geh. Preis 4 Thlr.

Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch die Entzifferung der Altkabulischen Legenden auf ihren Münzen

von Chr. Lassen.

8. geh. Preis $2\frac{1}{3}$ Thlr.

So eben erschien in unserm Verlage:

Aristophanes Werke,

übersetzt von

J. G. Droysen.

Dritter Theil.

Die Wolken, Lysistrate, die Thesmophoriazusen, die Ekklesiazusen, die Frösche. 34 Bog. f. Velin Druckp. $2\frac{2}{3}$ Thlr. Das ganze Werk sechs Thaler.

Mit diesem Bande ist das Werk vollständig und beschlossen. Diese elegant ausgestattete Uebersetzung besitzt aufser dem Vorzuge einer sie für jeden Freund der Poesie und des Alterthums eignenden Bearbeitung noch den, in den Einleitungen zu den einzelnen Dramen eine Reihe vortrefflicher, zum innigern Verständnifs unentbehrlicher Abhandlungen zu liefern.

Veit et Comp.

Im Verlage von Friedr. Perthes wird erscheinen:

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV., von Dr. *Hermann Reuchlin.* — Erster Band, bis zum Tode der Angelika Arnauld, A. 1661.

Port-Royal ist zunächst der Name eines Klosters bei Paris, aber noch viel mehr ist es ein geistiges Band, ein freier Verein, welcher den Kern der Männer und Frauen Frankreichs zu Schutz und Trutz zusammenhielt, als Knechtschaft und Entsittlichung über das Volk hereinbrachen. Wer kennt nicht die Namen der Arnauld, eines Pascal und Quesnel, eines Racine und Boileau? Sie entstammten meist parlamentarischen Familien; ihre Väter hatten gekämpft für die guten Rechte der Nation, des Bürgerstandes, der gallikanischen Kirche wider den Absolutismus und die Jesuiten. Während nun aber Richelieu's und bald Louis XIV. schwere Hand auf Frankreich ruhte, die politischen Freiheiten verloren waren, da unterwanden sich diese unsere Männer in Gottes Namen, die Kirche, die Litteratur, das ganze sociale Leben ihres Vaterlandes zu reformiren, durch innere Kräftigung stark zu machen gegen das einbrechende Verderben. Dieses aber hatte zu starke innere und äufsere Bundesgenossen; der Kampf mufste hart werden, reich an bewundernswürdiger Aufopferung, an Siegen und Niederlagen; grofse, scharfe Geister rangen wider einander und gewaltige Charaktere. Die Geschichte dieses Kampfes ist die Geschichte von Port-Royal. Dieses aber wird von Vielen mit Liebe und Ehrfurcht genannt, nur von Wenigen näher gekannt. Es ist wohl kein zufälliges Zusammentreffen, dafs wir demnächst zwei Bearbeitungen seiner Geschichte entgegensehen; die eine, in französischer Sprache, von dem rühmlich bekannten St. Beuve, die andere von Reuchlin, dem Verfasser des Christenthums in Frankreich. Jeder wird, der eine als Franzose und Katholik, der andere als Deutscher und Protestant, das noch im Dunkeln ruhende edle Metall auf seinem Wege zu Tage zu fördern suchen, indem jener, wie es scheint, mehr den Einflufs auf die Nationalliteratur Frankreichs verfolgen wird, dieser die socialen Principien und Elemente und die Kämpfe darum. Wir können uns aber über dieses Zusammentreffen nur freuen und die Sache selbst, ihr Einflufs und Erfolg wird gewifs dabei gewinnen.

Im Verlage von Duncker und Humblot ist wieder vollständig erschienen:

Die

Römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat seit der Reformation

von

Leopold Ranke.

1—3r. Band. gr. 8. 8⅔ Thlr.

(Auch unter dem Titel: Fürsten und Völker Süd-Europa's. 2—4r. Band.)

Die grofsen Erwartungen, die man von dem ungemeinen kritischen Talente des Herrn Verfassers mit Recht hegen durfte, sind durch das Erscheinen des obigen Werkes nicht getäuscht worden. Wie in seinen frühern Werken, so bewährt sich auch in diesem von neuem sein Talent in der Darstellung der Individualitäten; durch scheinbar kleine, aber charakteristische Züge, welche auszuwählen nur die Sache des geistreichen Historikers ist, werden alle seine Personen lebendig, und treten dem Leser in ganz neuem Lichte entgegen. Ueberhaupt ist das Bekannte, hundert Mal Gesagte, weggelassen, nur das Eigenthümliche der Menschen und ihrer Zeit ist hervorgehoben. Ein Recensent der lit. Zeitung äufsert sich wie folgt: — — Unsere histor. Literatur bedarf nicht grofser prätentiöser Staatsgeschichten mit hochtrabenden Redensarten, Bataillenmalerei u. s. w. äufsere Vollständigkeit affectirend, die niemals erreicht werden kann und wird, sondern Bücher, welche uns das Charakterhafte, Geistige, die Lebensquellen und Principien der Völker und Zeiten vorführen; es kommt darauf an, nicht mehr Geschichten der Völker und Staaten, sondern Geschichten der Ideen zu schreiben. Und wir müssen dankbar anerkennen, dafs Herr Ranke uns das Leben des sechszehnten Jahrhunderts, so weit es von seinem Zwecke berührt wird, fast überall in solcher Weise dargestellt hat, ohne viel sentimentales Moralisiren, ohne theologische Gelehrsamkeit bei den religiösen Streitigkeiten zu exhibiren, ein Fehler, in welchen noch die meisten Historiker verfallen, indem sie glauben, dafs auch sie über die vorkommenden staatsrechtlichen, völkerrechtlichen, kirchlichen, dogmatischen u. s. w. Fragen mitreden müfsten.

Im Verlage von Friedrich Perthes ist erschienen:

HISTORIA
PHILOSOPHIAE GRAECO-ROMANAE

ex fontium locis contexta.

Locos collegerunt, disposuerunt, notis auxerunt

II. Ritter, L. Preller.

Edidit L. Preller. 8. maj.

Es kann kaum ein Studium geben, wo es so sehr nicht auf blofse Citate, sondern auf *ipsa verba* der Schriftsteller ankommt, als das der Geschichte der Philosophie und Dogmengeschichte, kurz, solche Studien, wo die Aufgabe ist, Meinungen aus gegebenen Worten zu reconstruiren. Alles kommt hier auf den Ausdruck, die Wendungen, die *termini* der Autoren selbst an. Darum hat man auch für den Bedarf der Kirchengeschichte hier schon zu helfen versucht, und auch für die Geschichte der Philosophie ist neuerdings besonders durch Brandis Manches in dieser Beziehung geschehen, obgleich weder in erwünschtem Umfange, noch mit durchgehender Consequenz. Das vorliegende Buch nun aber hat es sich zum einzigen Principe seiner Anordnung und Darstellung gemacht, diesem praktischen Bedürfnisse zu genügen. Es ist sowohl an den Universitätslehrer, als an den Schulmann der obersten Klassen gerichtet, endlich an Jeden, welcher die alte Philosophie aus den Quellen selbst kennen zu lernen und Andere zu solcher Forschung anzuleiten wünscht. Es ist eine Zusammenstellung der wichtigsten Fragmente, Zeugnisse und Beweisstellen für die Geschichte der griechisch-lateinischen Philosophie in ihrem ganzen Umfange, die Stellen nach den besten Originaltexten ausgehoben und mit exegetischen und kritischen Noten versehen, so weit solche zur Erklärung des Inhaltes oder zur Läuterung des Textes nothwendig schienen. Die beiden Verfasser haben diese Arbeit gemeinschaftlich unternommen und durchgeführt, damit der zwiefachen Aufgabe, welche sich bei solchem Plane von selbst ergab, der philosophisch-historischen und der philologisch-kritischen, gleichmäfsig nachgekommen würde:

Erinnerungen an die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preufsen aus dem Hause Hohenzollern, hinsichtlich ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion und der Kirche. Hamburg.

Die Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens in dem preufsischen Staate, dessen Regenten zu allen Zeiten, als innige Verehrer der Religion, ihres Volkes geistige, moralische

und religiöse Wohlfahrt auf das kraftvollste zu befördern bestrebt waren, geschichtlich anzudeuten, ist der Zweck der vorstehenden Schrift, zu deren Herausgabe unsere Gegenwart vorzugsweise geeignet zu sein schien.

In unserm Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, Dr. K. A., Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2r Band. (Das alttestamentliche Urevangelium.) gr. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Der erste Band (die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage:

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt. gr. 8. 1831. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Einleitung in das Neue Testament. Erster Band, in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1836. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

Tuch, Dr. Fr., Kommentar über die Genesis. gr. 8. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

So eben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. SIG. KUNTH,

FLORA BEROLINENSIS

SIVE

ENUMERATIO PLANTARUM

CIRCA BEROLINUM SPONTE CRESCENTIUM

SECUNDUM FAMILIAS NATURALES DISPOSITA.

TOM. I. & II.

cart. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bei der nicht geringen Anzahl verdienstlicher Arbeiten, welche wir bereits über die Pflanzen der hiesigen Gegend besitzen, und unter denen sich Schlechtendal's *Flora berolinensis* durch Vollständigkeit und Genauigkeit ganz besonders auszeichnet, könnte eine neue über denselben Gegenstand im ersten Augenblick überflüssig erscheinen. Erwägt man aber, welche ungeheure Fortschritte die Botanik in den letzten beiden Decennien gemacht hat, und dafs seit dem Erscheinen des genannten Werkes bereits 15 Jahre verflossen sind, so wird man zugeben, dafs die Bearbeitung der hiesigen Flora nach den jetzt allgemein verbreiteten Ansichten ein eben so nützliches als nothwendiges Unternehmen ist. In der vorliegenden Arbeit sind die Gewächse unserer Gegend zum ersten Male nach natürlichen Familien geordnet, und bis in die feinsten Blüthen und Samentheile beschrieben. Der Verfasser hat zu diesem Behufe nicht allein sämmtliche darin aufgeführte Gewächse von neuem auf das sorgfältigste untersucht, sondern gleichzeitig, um diese specielle Arbeit mit der ganzen Masse unserer botanischen Kenntnisse in Einklang zu bringen, seine Forschungen auf eine grofse Menge der hiesigen Gegend fremder Familien, Gattungen und Arten ausgedehnt. Der Botaniker, welcher sich dieses Buches bedient, wird darin manche neue Deutung der Blüthentheile, manche nützliche Bemerkung über Verwandschaften finden, welche gewöhnlich in dergleichen Schriften nicht gesucht werden. Um beurtheilen zu können, in wie fern diese Arbeit Vertrauen verdient, wird bemerkt, dafs alles, was der Verfasser darin beschreibt, von ihm auch gesehen worden ist, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil angegeben ist.

Berlin, im November 1838.

Duncker und Humblot.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Daniel, Dr. H. A., (Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle) Hülfsbuch für den Gottesdienst der Gymnasien, nebst einer einleitenden Abhandlung. gr. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Inhalt:

I. Poëtischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. Seite 1—138. **II. Prosaischer Theil.** Erster Abschnitt. Schulgebete. Seite 141—282. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. Seite 283—528. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. *F. G. Schoene* (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr.

Schmid, Dr. B. (Missionar). Ueber Sprachen- und Völkerverwandtschaft. gr. 4. geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

In der Universitäts-Buchhandlung von N. G. Elwert zu Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elemente der analytischen Chemie.

Von

Dr. *C. Winkelblech.*

Professor der Chemie zu Marburg.

Erste Lieferung.

Velinpapier. gr. 8. br. $\frac{5}{6}$ Thlr. — 1 fl. 30 kr.

Binnen Kurzem werden wir die zweite Lieferung versenden; inzwischen sind wir so frei den Herren Chemikern, Aerzten und Apothekern dieses ausgezeichnete Werk bestens zu empfehlen.

In gleichem Verlage ist früher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichtes. Von Dr. *Landgrebe* zu Cassel. gr. 8. geb. 3 Thlr. — 5 fl. 24 kr.

72
HS

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

NOV 3 1924